

ZEITSCHRIFT
FÜR
DEUTSCHES ALTERTHUM
UND
DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN
VON
EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

SECHSUNDDREISSIGSTER BAND
DER NEUEN FOLGE VIERUNDZWANZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1892

INHALT.

	Seite
Die Hamletsage, von Detter	1
Das Lexicon Germanicum des Joachim Jungius, von Köster	26
Vingolf, von Kauffmann	32
Der name der Semnonen, von Much	41
Dea Harimella, von Much	44
Raus und Raptus, von Much	47
Strubiloscalleo, von Much	48
Segel, von Much	50
Tirolischer glaube und aberglaube des 15 jhs., von Prem	51
Unvogel, von Seemüller	54
Erfurter tischregeln, von KMeyer (vgl. unten s. 367)	56
Aus dem liederbuch eines adlichen poeten des 16 jhs., von Hurch	63
Zur frage nach der verschiebung der gutturale, von Jellinek	77
Zur überlieferung der SGaller benedictinerregel, von Singer	89
Ein oberbairischer meistersinger, von Waldner	94
Zu Zs. 34, 27: Die sultanstochter im blumengarten, von Bolte	95
Tufa, von Martin	96
Berichtigung (zu Zs. 30, 416), von Holthausen	96
Waren die Germanen wanderhirten? von Much	97
Fuldisch und hochfränkisch, von Wrede	135
Aus der bedeutungsgeschichte von <i>schreiben</i> und <i>schrift</i> , von Zimmer	145
Lügenpredigt, von Bolte	150
Zum liebesgruß, von Liersch	154
Textkritisches zu Konrad von Würzburg, von Sprenger	157
Zur frage nach den quellen des Heliand, von Jellinek	161
Zur handschrift und zum text der Carmina Burana, von Patzig	157
Zu Moriz von Craon, von Martin	203
Bruchstücke mittelrheinischer hofdichtung, von Ribbeck	204
Eine unbekannte nachahmung der dramendichtungen Albrechts von Eyb, von Stiefel (vgl. unten s. 364)	225
Bruchstück einer altdeutschen evangelienharmonie, von Schönbach	233
Zu den mirakeln des heiligen Nicolaus, von Dümmler und Schröder	238
Erhart Gross der verfasser der Grisardis, von Strauch	241
Conjecturen zur Hochzeit, von Bödiger	254
Gotisch <i>w</i> , von Jellinek	266

	Seite
Bemerkungen zu den Eddaliedern, von Niedner	
1. Thrymskviða	275
2. Völuspá	282
3. Lokasenna	286
4. Helgakviða	291
Vier niederländische schwänke des 16 jhs., von Bolte	295
Germanische götternamen auf rheinischen inschriften, von vGrienberger	
5. Dea Hariasa	308
6. Vihansa	311
Nachtrag zu 4. Dea Vagdaveustis (Zs. 35, 393)	314
Die germanische fara und die faramanni, von Henning	316
<i>Ganz</i> , von Möller	326
Vier gereimte liebesbriefe aus Mattsee, von Pomezny u. Tille	356
Maternus Steyndorffer, von Bolte	364
Zur tischzucht der Göttinger handschrift (oben s. 56), von Strauch	367
Mörin 4761, von Uhl	368

DIE HAMLETSAGE.

Die ähnlichkeit der Hamlet- und Brutussage scheint schon Saxo Grammaticus bemerkt zu haben, wenigstens verwertet er s. 139, wo er die geistige umnachtung seines Amlethus schildert, die phrase 'obtusi cordis esse', welche Valerius Maximus von Brutus gebraucht, vgl. die anm. von Stephanius. Belleforest in den Histoires Tragiques und die Hystorie of Hamblet vergleichen Hamlet und Brutus, vgl. Gericke Shakespeares Hamletquellen, hsg. von Moltke, s. XLVIII und XLIX. auch gelehrte sagenforscher, wie PEMüller in den Notae uberiores zu Saxo s. 134, Simrock Quellen des Shakespeare I 124 ff, Uhland Schriften VII 210 ff, haben auf die übereinstimmungen hingewiesen.

Zunächst fällt auf, dass in beiden sagen ein mensch sich dumm stellt, um den nachstellungen seines königlichen oheims zu entgehn, der ihm bereits den vater getötet hat. dazu kommt aber noch eine reihe weiterer übereinstimmungen.

Brutus wird von seinem oheim Tarquinius nach Delphi geschickt, oder vielmehr: er wird den beiden söhnen des Tarquinius, die der könig nach Delphi sendet, um das orakel zu befragen, als spafsmacher beigegeben. In Delphi opfert er seinen einfachen reisestab, der aber im innern einen goldenen stab birgt, ein sinnbild seines verhüllten geistes: 'per ambages effigiem ingenii sui' Livius I 56.

Bei Saxo, also in der ältesten quelle unserer Hamletsage, wird Amlethus, wie der held hier heisst, von seinem oheim mit zwei begleitern nach Britannien geschickt. die begleiter sollen dem englischen könige ein schreiben überbringen des inhalts, dass Amlethus getötet werden soll. Amlethus nimmt ihnen aber im schlafe das schreiben ab und verändert die schriftzeichen, so dass der englische könig glauben muss, dass nicht Amlethus, sondern die überbringer des briefes getötet werden sollen. das geschieht, und Amlethus erhält sogar nach germanischer sitte das sülingeld für die getöteten. dieses gold gießt er in zwei hohle stäbe, und als man ihn, nachdem er nach Dänemark zurückgekehrt ist, fragt,

wo er denn seine beiden begleiter habe, stellt er die beiden stöcke vor sich hin und sagt zum gelächter der umstehenden, die ihn natürlich nicht verstehen: hier sind sie.

In beiden sagen wird also von der person, die sich blödsinnig stellt, auch derselbe nicht minder eigenartige zug erzählt, dass sie gold, hier in einem, dort in zwei hohlen stäben mit sich führt, in beiden sagen wird dies mit einer reise in verbindung gebracht, welche der feindliche oheim veranlasst und auf welche dem helden zwei begleiter, die dem könige nahe stehn, mitgegeben werden. in beiden sagen gebraucht der held den stab oder die stäbe als symbol, während die anwesenden seine handlung für eine äufserung seines blödsinns halten. in der Brutus-sage ist der stab ein sinubild des Brutus, bei Saxo bedeuten die beiden stäbe die beiden getöteten begleiter des Amlethus, die ja ebenso viel wert sein müssen, als das sühngeld, das für sie bezahlt wurde.

Eine solche fülle von gemeinsamen und zudem so eigenartigen zügen schließt jeden zufall aus, und die einzige möglichkeit, die hier in betracht kommen kann, ist die entlehnung. an eine gemeinsame indogermanische grundlage, wie sie Simrock Quellen des Shakespeare 1 125 ff vermutet, kann hier gar nicht gedacht werden, denn dazu ist die übereinstimmung, die sich bis auf unbedeutende nebenmotive, wie das von den stäben, erstreckt, viel zu groß, und ferner ist in der erzählung keine spur von einem mythus zu erkennen; wir haben es hier lediglich mit einem novellenstoff zu tun.

Alle abweichungen der nordischen sage von der römischen erklären sich einfach und ohne zwang. es ist sehr begreiflich, dass die nordische sage das orakel von Delphi nicht erwähnt, und dass die reise, zu welcher der feindliche oheim seinen neffen veranlasst, gleichfalls als ein anschlag auf das leben dieses neffen aufgefasst wurde. dadurch erklären sich weiter alle übrigen neuerungen: das briefmotiv, die ermordung der begleiter, die auf germanischer rechtsvorstellung beruhende änderung, dass das gold, welches Amlethus in die stäbe gießt, das sühngeld für die erschlagenen begleiter ist, und dass der eine stab des Brutus in zwei stäbe verwandelt wurde.

Auch der wortwitz, der in der Hamletsage eine so große rolle spielt, ist bereits in der Brutus-sage vorgebildet durch die

deutung, welche Brutus dem ausspruch des orakels gibt, dass derjenige die herrschaft gewinnen werde, welcher zuerst seine mutter küsst, und in dem beiden sagen gemeinsamen motiv von den hohlen stäben spricht sich der grundcharacter der Hamletsage aus, dass worte und handlungen für töricht gelten, die es in wirklichkeit nicht sind.

Die Hamletsage enthält ferner als ein hauptmotiv, dass der eine bruder den andern tötet, um dessen frau heiraten zu können. das scheint in der Brutussage zu fehlen, denn der vater des Brutus ist nicht der bruder des Tarquinius, und Tarquinia, die mutter des Brutus und schwester des Tarquinius, wird nur ganz flüchtig erwähnt. aber ich glaube, dass auch hier die römische sage das vorbild war. in der nordischen erzählung ist die geschichte der Tullia mit der Brutussage verbunden worden. Tullia tötet ihren gemahl, den bruder des Tarquinius Superbus, Tarquinius tötet seine gemahlin, die schwester der Tullia, und nun reichen sich beide über die leichen der gatten die hand zur ehe. da Tarquinius der oheim des Brutus ist, so konnte dies leicht zu der meinung verführen, dass der ermordete vater des Brutus der bruder des Tarquinius war, nach dessen ermordung Tarquinius die Tullia heiratete. so wurde der vater des Brutus zum bruder des Tarquinius und Tullia zur mutter des Brutus. letzteres war um so leichter möglich, als die mutter des Brutus Tarquinia hieß, was man sehr leicht als die frau eines Tarquinius auffassen konnte.

Die berührungen mit der Brutussage hören mit dem 3 buche Saxos auf, das bis zum tode Fengers reicht. die weiteren schicksale des Amlethus, die Saxo im 4 buch erzählt, die vermählung mit Hermuthruda ua. haben kaum ursprünglich zur dänischen sage gehört, sondern sind erst aus der ags. sage aufgenommen worden, vgl. Müllenhoff Beovulf s. 83. Hermuthruda selbst ist ein ags., keinesfalls aber ein nordischer name. zudem erscheinen in dieser fortsetzung motive des 3 buches in wenig veränderter gestalt wider. wie Fengo den Amlethus nach England schickt, damit er dort ermordet werde, so veranlasst im 4 buche der englische könig den Amlethus zur gefährlichen werbung um Hermuthruda. Hermuthruda lässt dem schlafenden Amlethus den schild, auf welchem seine ruhmestaten dargestellt sind, und das schreiben des englischen königs, das dessen werbung enthält, ab-

nehmen. sie löscht die schriftzeichen aus und setzt an ihre stelle eine aufforderung des englischen königs an sie, sich mit Amlethus zu vermählen. das ist deutlich eine nachahmung des briefmotivs im 3 buche.

Die abweichungen der nordischen sage von der römischen sind ganz von derselben art wie diejenigen, welche der Havamalmythus von Odinn am galgen gegenüber dem biblischen berichte von Christus am kreuze, oder die riesenepisode in der Hrolfssaga Gautrekssonar und in der Egilssaga ok Asmundar gegenüber der homerischen erzählung von Odysseus und Polyphem zeigt, vgl. meine Zwei Fornaldarsögur s. xxxvii. wie in den beiden genannten fällen wurden auch die namen der Brutussage durch nordische ersetzt. zudem enthält das geschichtswerk Saxos an einer andern stelle einen ganz sicheren fall von entlehnung. die erzählung von Ivar mit der rosshaut Saxo s. 462 — FAS I 288 hat *uxahúð* — ist deutlich die Didogeschichte.

Der vater des Amlethus heisst bei Saxo *Horvendillus*, di. wol *Hjörvendill*. der vater des Horvendillus und großvater des Amlethus heisst *Gervendillus* di. *Geirvendill*. *Gerutha*, der name der mutter des Amlethus, die *Gertrude* Shakespeares, ist, worauf mich erst mein freund RMuch aufmerksam gemacht hat, ein nordisches *Geirrúðr*, und dieses ist ganz regelmäfsig aus *Geirþrúðr* gebildet nach dem bekannten nordischen lautgesetz, dass von drei consonanten, welche durch syncope oder composition zusammentreten, der mittlere ausfällt. ein ganz analoger fall ist *norrón* aus **nordrón*, ahd. *nordróni*. die form *Geirþrúðr* ist daneben auch belegt, vgl. Egilsson unter *þrúðr*, wie neben *stirna* ein *stirdna* erscheint. über andere beispiele vgl. Pauls Grundriss I 464. der Geruthus Saxos s. 420 ff ist der bekannte riese Geirróðr. die Tullia der römischen sage hat also im norden einen walkürennamen erhalten. *Fengo*, der name des oheims, der dem Tarquinius Superbus entspricht, bedeutet 'der ränber' und sieht aus wie eine freie übersetzung des beinamens 'Superbus'. die nordische form war *Fengi* oder *Fengr*. *fengr* masc. und *fengi* neut. bedeutet 'raub', vom verb. *fá*. *Fengr* kommt sonst als name unter den Odinsheiti vor SE II 472, 555.

Vor allem interessiert aber der name der hauptperson. die form des namens bei Shakespeare lässt zunächst an die möglichkeit denken, dass *Amlethus* für *Hamlethus* stehe, dass also bei

der lateinischen transscription das anlautende *h* abgefallen sei. dagegen spricht aber zunächst schon der schreibgebrauch Saxos. es fehlt allerdings nicht an beispielen, wo Saxo nordischen namen mit vocalischem anlaut ein *h* vorausschickt: der bekannte englische könig *Ella* heisst bei Saxo *Hella*, den *Andvari* der Edda nennt Saxo s. 67 *Andvanus*, s. 41 *Handuwanus*¹. Saxo s. 394 ff erscheinen zwei ruderer *Homothus* und *Thola*, di. *Ómódr* und *Póli* 'unermüdtlich' und 'ausdauernd': gewis sehr passende namen für zwei tüchtige *stafnbúar*. auch der umgekehrte fall kommt vor, dass *h* ausfällt, aber nur im anlaut des zweiten bestandteiles eines componierten namens: *Ulvilda* (*Úlfhildr*) neben *Svanhilda* (*Svanhildr*), oder *Vagnophthus* (*Vagnhöfði*) neben *Vagnhofthus*. im anlaut des namens dagegen findet sich bei Saxo niemals einfacher vocal für *h* + vocal, und so stände ein *Amletheus* für *Hamlethus* ganz vereinzelt da. dazu kommt, dass die in der Sn. Edda unter den 'sæheiti' angeführte strophe des skalden Snæbjörn den namen in der form *Amlódi* bringt. die strophe lautet 1 328:

Hvatt kveda hræra grotta hergrimmastan skerja
út fyrir jardar skauti eylúdrs niu brúdir,
þær er, lungs, fyrir löngu lídmeldr, skipa hlídar
baugskerdir rístr bardí ból, Amlóða mólu.

di. in der prosaischen wortstellung: *Kveda niu brúdir eylúdrs hræra hvatt hergrimmastan skerja grotta út fyrir jardar skauti, þær er fyrir löngu mólu Amlóða lídmeldr; baugskerdir rístr skipa hlídar ból lungs bardí.* 'sie sagen (oder: man sagt), dass die 9 tóchter des inselbehälters (des meeres), di. die 9 tóchter der Rau, die wellen, schnell in bewegung setzen die dem beere, den männern gefährliche klippenmühle (das meer) über die grenzen der erde hinaus, sie, welche einst gemahlen haben das schiffmehl, meermehl des Amlódi, di. den meersand. der ringbrecher (fürst) zerschneidet mit dem vorderteile des schiffes das lager des schiffsabhanges (das meer)'.

Snorri bemerkt dazu: *hér er kallat hafit Amlóða kvern*, 'hier wird das meer die mühle des Amlódi genannt'. die kenning *lídmeldr Amlóða* 'das schiffmehl des Amlódi' für meersand bezieht sich deutlich auf Saxo s. 141: *Arenarum quoque præteritis clivis, sabulum perinde ac farra aspicere iussus (Amlethus), eadem albi-*

¹ vgl. Rydberg *Undersökningar i germ. mythologi* s. 229, meine recension *Arkiv för nord. fil.* 6, 112.

cautibus maris procellis permolita esse respondit. die stelle Saxo setzt das wortspiel von *melr* 'sabulum' und *meldr* 'farina' voraus. über das alter des skalden Snæbjörn ist allerdings nichts bekannt, denn da Snæbjörn kein vereinzelter name ist, so ist die vermutung Vigfussons Corp. poet. II 53, vgl. Dictionary unter *Amlódi*, wenig wahrscheinlich, dass dieser von Snorri citierte Snæbjörn derselbe sei, welchen die Landnamabok II 50, Islendingasögur I 153 als verfasser einer visa erwähnt, und der im 10 jh. gelebt haben muss. aber dass die strophe in der Su. Edda älter ist als Saxo, ist wol höchst wahrscheinlich, und nahezu unmöglich ist es, dass sie auf die darstellung Saxos zurückgeht. wir dürfen also wol *Amlódi* als die ursprüngliche form des namens annehmen, und wenn Saxo nicht *Amlóthus* sondern *Amlethus* schreibt, so lag ihm entweder eine nebenform *Amládi* vor, oder er hat für das ihm sonst nicht bekannte *lothus* das ihm sehr geläufige *lethus* für *-leikr* gewählt, vgl. *Huglethus* (*Hugleikr*), *Viglethus* (*Vigleikr*). vor allem mag ihn der name von *Amlethus* gegner, *Viglethus* (*Vigleikr*), dazu veranlasst haben.

amlódi, *amlod*, *amlode* ist nun in den modernen nordischen sprachen eine bezeichnung für 'narr, tölpel': neuisl. *amlódi* 'en klodrian' (Erik Jonsson Ordbog), norw. *amlod* 'gjæk, nar, en som ofte gjør fortræd, eller plager folk' (Aasen Norsk Ordbog); Torfeus in der Series reg. Dan., vgl. Ihre Gloss. Sviogothicum I 85, Dictionary unter *Amlódi*. Söderwall Ordbok s. v. führt den vers an:

*Rætt som han wore en amlode,
then sig intet gott förstode.*

im neuisl. ist von dem subst. *amlódi* das verb. *amlódaz* gebildet worden und auch im norw. findet sich ein *amloda*, *amloa* in der bedeutung 'gjøre fortræd, være trodsig' (Aasen).

Man ist zunächst versucht zu vermuten, dass dieses *amlódi*, *amlod* nichts anderes als der name sei, der erst durch die rolle, welche die sagengestalt spielt, die bedeutung 'narr, tölpel' angenommen habe. aber die etymologie lehrt, dass die gegenwärtige bedeutung des wortes auch die ursprüngliche ist. *amlódi* vergleicht sich den adj. *steinódi* 'sehr rasend, wild', *málódi* 'som taler hurtig og med heftighed', wörtl. 'sprechwütend', neuisl. *handóda*, *ódr* 'som vil røre ved alle ting þan faar öie paa', wörtl. 'handwütend', es ist also *uml* + *ódi* abzuteilen. neuisl. *aml* bedeutet 'idelig beskæftigelse uden synderlig færdighed og fremgang' (Erik

Jonsson), norw. *amla* 'tirres, kives med nogen, arbeide, slæbe' (Aasen), dazu neuisl. *amstr* in derselben bedeutung wie *aml.* an. ist *ami* belegt, 'vexation annoyance', *ama, ada* 'to vex, annoy, molest' (Dictionary); diesem verbum entspricht im norw. *ama* 'gnide, irritere' (Aasen); an. *amasamr* 'verdrießlich, mürrisch', neuisl. *ömun* 'verdruss', *ömunligr* 'verdrießlich'. jedesfalls gehört auch hierher das südgerm. *amal* in namen und lat. *umerus*, goth. *amsa* schulter. es liegt also hier eine wurzel *am* vor, welche ursprünglich 'arbeit' bedeutete, im nord. aber durchwegs den beigeschmack des lästigen angenommen hat. denselben bedeutungsübergang finden wir beim lat. *labor*, beim mhd. *arebeit* und beim nord. *verk*, das sowol arbeit wie schmerz heißen kann, vgl. schw. *hufvudvärk* = dän. *hovedpine* 'kopfschmerz'.

amlódi 'verdrusswütend' bedeutet also ursprünglich wie heute im norw. einen lästigen narren, ein *fift*, das den leuten im wege steht; die bedeutung 'tölpel' ist durch die etymologie berechtigt, und das wort ist ein synonym von *fift*, *afglapi*. auch *afglapi* bedeutet ursprünglich 'der verwirrer', vgl. *afglapa* 'verwirren', und der bedeutungsübergang ist noch deutlich erkennbar in dem bei Molbech Dansk dialectlexicon belägten *amlingestikker* 'narrestreger, især af saadan art, at andre derved skades eller have fortræd'. wir gewinnen dadurch eine weitere übereinstimmung mit der Brutussage. *Amlódi* ist eine übersetzung des namens *Brutus*, der ja 'der dumme, blödsinnige' bedeutet, und wie in der römischen sage Tarquinius Superbus und Brutus charakterisierende namen führen, so wurden sie auch im norden 'räuber' und 'tölpel' genannt, während die übrigen gleichgiltigen namen durch ebensolche nordische ersetzt wurden.

Der erste abschnitt der Hrolfssaga Kraka FAS 13—16 erzählt die jugendgeschichte der brüder Helgi und Hroar. sie sind die söhne des königs Halfdan. Frodi, der bruder Halfdans, misgönnt diesem die größere macht, überfällt ihn unversehens und tötet ihn. darauf bemächtigt er sich des ganzen reiches. Frodi stellt nun auch seinen neffen nach. aber diese hat ihr pflegvater Regin auf die Vifilsey (insel des Vifil) gebracht und sie dem Vifil, einem armen fischer, der aber sehr zauberkundig ist, anvertraut. Frodis nachstellungen sind lange zeit fruchtlos, obwol er belohnungen ausgeschrieben hat für diejenigen, welche

ihm den aufenthaltsort der knaben anzeigen. schliesslich machen ihm 'galdrmenn' (zauberer) auf die Vifilsey aufmerksam, um welche viel nebel und finsternis gelagert sei, sodass sie nicht im stande wären auszukundschaften, was auf ihr vorgienge. der könig glaubt anfangs nicht, dass der arme fischer es wage, vor ihm die knaben zu verbergen, schickt aber doch schliesslich seine leute auf die insel. Vifil war aber bereits in der vorausgehenden nacht durch einen traum gewarnt worden, dass abgesante des königs kommen würden. er befiehlt den knaben, am nächsten morgen sofort in den wald zu laufen und sich zu verstecken. die abgesanten des königs kommen, finden aber die gesuchten nicht und kehren zum könig zurück. dieser schickt sie abermals aus, um genauer nachzuforschen. wider entkommen die knaben in den wald, und wider müssen die späher abziehen, ohne sie gefunden zu haben. der könig wird unwillig und beschliesst nun selbst die insel zu besuchen. Vifil hat nicht wie früher zeit die knaben zu entfernen und trägt ihnen auf, sobald er laut 'Hopp und Ho', zwei hundenamen, rufe, mögen sie eiligst ins gehölz laufen. da kommt der könig. der karl ruft laut 'Hopp und Ho, gebt auf mein vieh acht, denn ich kann es jetzt nicht beschützen'. da entfliehen die knaben. als der könig fragt, was er gerufen habe, antwortet der karl, er habe seinen hunden gerufen. so muss schliesslich auch der könig abziehen, obwol er argwohn gegen Vifil gefasst hat. Vifil glaubt, dass die knaben nicht mehr bei ihm sicher seien, und schickt sie zu dem jarl Sævil, der mit Signy, der schwester der brüder, vermählt ist. dort leben sie eine zeit lang ohne ihre abkunft zu entdecken. sie nennen sich Ham und Hrani. einige leute meinen, sagt der sagaschreiber, dass sie mit ziegen aufgewachsen seien. sie trugen beständig kapuzen, die ihr gesicht verhüllten. mittlerweile hat Frodi seine nachforschungen fortgesetzt, aber ohne erfolg. er argwöhnt, dass die knaben sich bei ihrem verwanten Sævil aufhalten und lädt deshalb diesen zu einem feste ein. die knaben machen trotz des verbotes des Sævil die reise mit. sie benehmen sich auf derselben sehr toll und übermütig. Ham nimmt sich ein wildes pferd und setzt sich verkehrt darauf, sodass er den kopf dem schweife des pferdes zuwendet. Hrani hat ein anderes pferd bestiegen und reitet gerade aus. während sie sich so auf den pferden tummeln, fällt dem Hrani die kapuze vom

kopfe herab, und jetzt erkennt Signy ihren bruder. nachdem sie in die halle Frodis gekommen sind, fordert Signy die knaben auf, sich nicht sehen zu lassen. sie folgen aber nicht und laufen im saale umher. der könig befiehlt nun der völva Heid, ihm mitzuteilen, was sie über die knaben wisse. sie spricht zwei stropfen, wo sie andeutet, dass die knaben sich im saale befinden und dass sie auf der Vifilsey mit den hundenamen Hopp und Ho genannt worden seien. da wirft Signy der völva einen goldring in den schoofs. diese versteht die absicht und erklärt, was sie soeben gesagt habe, sei eine lüge. der könig droht ihr aber mit martern, wenn sie nicht die wahrheit sagen wolle. da erklärt sie ganz bestimmt in einer weiteren strophe, dass Helgi und Hroar als Ham und Hrani in der halle seien und dass sie beide Frodi töten werden. Regin löscht die lichter im saale aus, und in der allgemeinen verwirrung entkommen die knaben in den nahen wald. das fest wird nach dieser unterbrechung fortgesetzt. Regin lässt die schenken reichlich met herumreichen, bis alle anwesenden betrunken einschlafen. dann geht er zu seinen pfleglingen, die sich im walde verborgen haben, und rät ihnen mit verstellten worten, damit er nicht die treue gegen Frodi breche, die halle in brand zu stecken. Sævil und seine leute werden aufgefordert den saal zu verlassen. zwei schmiede Frodis, welche beide Var heißen, vernageln die türe. der könig will durch einen unterirdischen gang, 'jardhús', wider entkommen, wird aber von Regin zurückgetrieben und verbrennt in der halle, mit ihm auch Sigrid, die mutter der brüder, denn sie wollte nicht hinausgehn.

Diese erzählung zeigt auffallende übereinstimmungen mit der Hamletsage, besonders nach der darstellung Saxos. in beiden fällen ein brudermord, worauf der mörder auch seinen neffen nachstellt. wenn es ferner am schlusse des berichtes der Hrolfs-saga Kraka FAS I 16 heisst, dass Sigrid, die mutter der brüder, in der halle verbrannte, weil sie dieselbe nicht verlassen wollte, so kann das nicht anders aufgefasst werden, als dass Sigrid es mit dem mörder ihres gatten, mit Frodi hielt, um so mehr, als Sævil der aufforderung, aus der halle zu gehn, nachkommt. man muss annehmen, dass es eheliche bande sind, welche Sigrid an Frodi fesseln, denn sonst ist es kaum verständlich, dass sie sich bei Frodi aufhält, ja mit ihm sogar den tod zu teilen wünscht,

da er doch ihren mann getötet hat, ihren söhnen nachstellt, also ihr ganzes geschlecht ausrotten will. das verhältnis der Sigríð zu Frodi entspricht also dem der Gerutha zu Fengo. wie Amlethus verstehen es die knaben den nachstellungen des oheims zu entgehen. das wahnsinnsmotiv fehlt allerdings in der Hrolfs-saga. es musste notwendig wegfallen, da die knaben hier noch sehr jung gedacht werden. aber denselben zug, der von Ham in der saga berichtet wird, dass er sich verkehrt aufs pferd setzte, den kopf dem schweife des pferdes zugekehrt, erzählt Saxo s. 140 von seinem Amlethus. Ham-Helgi tut dies lediglich aus kindischem übermut, Amlethus dagegen, um seine widersacher in dem glauben an seine verrücktheit zu bestärken. wie bei Saxo wird ferner die rache an dem oheim dadurch vollzogen, dass die halle in brand gesteckt wird, nachdem vorher der könig und sein gefolge durch übermäßigen weingenuss in tiefen schlaf versenkt worden sind.

Saxo erzählt von seinem Amlethus s. 139, dass er *ligneos uncus* verfertigte. als man ihn fragt, was er denn da tue, antwortet er zum gelächter der umstehenden, *acuta se in ultionem patris spicula praeparare*. nachher verwendet er diese *unci*, um das gewebe, das nach seinem auftrage die mutter um die wände der halle gezogen hatte, und das er auf die trunkenen leute des königs herabfallen lässt, zu befestigen, sodass die darunter liegenden sich nicht rühren können. die antwort des blöden Amlethus bei Saxo: *acuta se in ultionem patris spicula praeparare* beruht auf dem wortspiel von *krókr* 'uncus' und *krókr* 'insidiae', vgl. die ann. unter dem texte zu dieser Saxostelle in der ausgabe von PEMüller. es scheint mir sehr wahrscheinlich, dass die ganze unklare situation von dem herabziehen des gewebes auf die trunkenen lediglich dieses wortspieles halber erfunden wurde.

In der Hrolfs-saga vernageln die beiden schmiede des königs, die beide Var heißen, die türe der halle, und Regin spricht dann laut folgende worte, FAS I 15:

<i>Reginn er úti</i>	<i>ok reckar Hálfðanar,</i>
<i>snæfir andskotar</i>	<i>segid þat Fróða!</i>
<i>Varr sló nagla</i>	<i>ok Varr höfdadi,</i>
<i>en carr vörum</i>	<i>varnagla sló.</i>

'Regin ist draussen und die leute des Hálfðan, mächtige gegner, sagt das dem Fróði'. das was folgt ist doppelsinnig. einerseits bedeutet der satz: 'der eine schmied Varr schlug die nägel

ein, der andere schmied Var machte köpfe an die nägel, und so schlug ein Var für den anderen Var, di. flectiert *vörum*, 'sicherheitsnägel' ein, nämlich damit dieser daran köpfe mache. andererseits bedeutet der name Var 'der vorsichtige' und die phrase *slá varnagla við einu* 'vorsichtsmaßregeln gegen etwas ergreifen'. im heutigen schwedischen gebraucht man *varnagel* im sinne von 'warnung, witzigung' in der redensart *det må tjena honom till varnagla*, 'das soll ihm zur witzigung dienen', vgl. das dän. *sætte en pind for noget* einer sache einhalt tun, verbergen. somit ist der sinn der beiden letzten zeilen unserer strophe folgender: ein vorsichtiger, nämlich Regin, schlug nägel ein oder veranlasste, dass sie eingeschlagen wurden, ein vorsichtiger liefs köpfe daran machen und ein vorsichtiger, nämlich Regin, ergriff gegen einen andern vorsichtigen, nämlich gegen könig Frodi, vorsichtsmaßregeln. auf diese strophe folgt FAS 1 15: *þá mæltu konungsmenn, sem inni vóru, at þetta væri lítil tíðindi, þóat Reginn væri úti eda konungsmidir smídudu, hvert sem þeir gerdu nagla eda annat smídi*. die leute des königs verstehen also nicht den wahren sinn der worte. die anderen hss. der Hrolfssaga Kraka, welche ich für eine ausgabe dieser saga collationiert habe, schreiben sowol in der visa als auch in der folgenden rede der leute Frodis *Regn* für *Reginn*. hier ist also der wortwitz noch weiter getrieben: 'Regin ist draussen' und 'regen ist draussen'.

Offenbar wurde der name Var, in welchem durchaus nichts für einen schmied passendes liegt, nur des wortspiels wegen erfunden. die übereinstimmung mit der Hamletsage ist aber hier ungemein stark. in beiden fällen werden die gegner zunächst durch übermäßigen weingenuß unschädlich gemacht, in beiden fällen werden sie am entkommen durch ein instrument verhindert, das die sprache mit einem doppelsinnigen worte beneunt, welches einerseits blofs das instrument bezeichnet: *krókr* 'haken', *varnagli* 'sicherheitsnägel', andererseits aber auch eine übertragene bedeutung hat: *krókr* 'list, nachstellung', *varnagli* 'vorsichtsmaßregeln'; in beiden fällen wird diese doppelte bedeutung des wortes zu einem wortspiele verwertet, in beiden fällen werden die worte für ganz harmlos gehalten und die drohung wird nicht verstanden.

Wir finden also in der episode der Hrolfssaga mit ausnahme des wahnsinnesmotives alle hauptzüge der Hamletsage wider: dass ein bruder den anderen tötet, dass die gemahlin des ermordeten

es mit dem mörder hält, dass der mörder auch seine neffen verfolgt, dass diese sich den nachstellungen zu entziehen verstehn und schließlich ihren vater an dem oheim rächen. aber wir haben auch übereinstimmung in kleinen und zwar sehr eigenartigen zügen bemerkt: wie den vom verkehrtsitzen auf dem pferde, dass der könig und sein gefolge zunächst trunken gemacht und dann in der halle verbrannt werden, die geschichte von den *krókar* und *varnaglar* und das wortspiel.

Saxo erzählt von seinem Helgo und Roe s. 80 ff nichts der Hrolfssaga entsprechendes. er erwähnt nur kurz, dass Haldanus, der vater der beiden helden, seine brüder Roe und Skato getötet hat, um sich der herrschaft zu bemächtigen. aber in der geschichte Frothos v (s. 320 ff) finden wir die episode der Hrolfssaga mit geringen abweichungen wider. wie in der Hrolfssaga tötet könig Frotho seinen bruder, der hier Haraldus heißt. die veranlassung zum zwiste der brüder ist die feindschaft ihrer gemahlinnen, Ulvilda und Sygne. darauf verfolgt Frotho auch seine neffen, Haraldus und Haldanus. diese befestigen sich wolfsklauen an den füßen, laufen dann auf dem mit schnee bedeckten boden hin und her, töten kinder von slavinnen, reißen die körper in stücke und streuen diese auf dem boden aus. dadurch machen sie die leute glauben, dass sie von wölfen zerrissen worden seien. nur Frotho glaubt das nicht. von beschützern, 'tutores', werden die knaben in einer hohlen eiche verborgen und mit hundenamen benannt, *latrantum quoque eis vocabula indita, quominus latentium opinio vulgaretur*. ein zauberkundiges weib teilt dem Frotho mit, dass ein gewisser Regno, der Regin der saga, die knaben, um sie zu verbergen, mit hundenamen benannt habe. die zaubergesänge dieses weibes haben die kraft, verborgene dinge und personen aus ihrem schlupfwinkel hervorzulocken. als die hexe ihre kunst gegen die knaben anwendet und diese so in ihre nähe lockt, werfen sie ihr gold in den schoofs. sie versteht die absicht, heuchelt krankheit und fällt wie tot zu boden. als die anwesenden sie fragen, antwortet sie, sie vermöge nichts über die beiden knaben. die vorstellung ist, wie man sieht, sehr unsinnlich gehalten, aber die beziehung zu der stelle der Hrolfssaga, wo die völva von Signy dadurch bestochen wird, dass diese ihr einen goldring in den schoofs wirft, ist nicht zu verkennen. wie in der Hrolfssaga hat aber die äufserung der hexe den ver-

dacht verstärkt, dass die knaben noch am leben sind, und auch Regno sieht sich dadurch compromittiert. er entfernt die knaben nach Feonia und teilt dem könige darauf mit, dass er sie beschützt habe. er beschwört den könig, zu seinem früheren verbrechen kein neues hinzuzufügen, und verspricht, dass er ihn in kenntnis setzen werde, wenn er erfahre, dass die neffen gegen den oheim böses beabsichtigen. auf diese weise überredet er Frotho. als Haraldus und Haldanus zu jüngerlingen herangewachsen sind, schwören sie binnen jahresfrist ihren vater zu rächen. Regno muss seinem schwure gemäß den könig warnen. dieser beschließt, mit aller grausamkeit gegen seine neffen vorzugehen. plötzlich sehen sie sich umringt und greifen zu dem einzigen rettungsmittel, das ihnen noch übrig bleibt; sie stellen sich wahnsinnig, *perinde ac furis acti lymphantium more se gerere coeperunt*, s. 322. so werden sie verschont, stecken aber bald die halle des königs in brand und töten die königin *lapideo congestu*. der könig flüchtet aus der halle *in excisi dudum specus angustias et opacos cuniculorum recessus*, vgl. das *jardhus* in der Hrolfssaga, und kommt dort durch den qualm und rauch um.

Saxo hat uns also hier eine andere fassung derselben geschichte von den zwei verfolgten neffen erhalten. die erzählung ist im wesentlichen die gleiche, ja wir finden hier auch zum teil dieselben namen wider: Frotho, Regno, Signe, Haldanus sind Frodi, Regin, Signy, Halldan. vor allem ist wichtig, dass Saxo das wahnsinnsmotiv bringt, das wir in der episode der Hrolfssaga vermissen. auch der zug, dass die königlichen brüder Haraldus und Frotho durch ihre frauen verhetzt werden, von welchen die eine, die gemahlin Frothos, den bezeichnenden namen Ulvilda di. Wolfhilde führt, erinnert an die Hamletsage. dass die beiden berichte von der Völsungasaga beeinflusst sind, aus welcher vor allem die schwester Signy herübergenommen wurde, sieht jeder.

Auch in einem Eddalied, in der Helgakvíða Hundingsbana II finden wir die episode der Hrolfssaga, allerdings in stark veränderter gestalt, wider, und zwar ist sie hier an dieselbe sagenperson wie in der saga geknüpft, nämlich an Helgi den Hundingtöter. die einleitende prosa erzählt, dass Helgi unerkannt zu könig Hunding kommt, um hier auszukundschaften; denn zwischen Helgis vater, dem könige Sigmund, und Hunding sind feindseligkeiten ausgebrochen. dann folgt eine visa, die Helgi

zu einem hirtin (*hjardarsveinn*) spricht, als er den hof **Hundings** verlässt:

<i>Segdu Hemingi,</i>	<i>at Helgi man,</i>
<i>hvern í brynju</i>	<i>bragnar feldu,</i>
<i>er úlf grán</i>	<i>inne höfdud,</i>
<i>þar er Hamal hugdi</i>	<i>Hundlingr konungr.</i>

‘Sage das dem Heming, dass Helgi daran denkt, wen im kampf (wörtl. in der brünn) die männer getötet haben, da ihr einen grauen wolf beherbergt habt, während Hunding glaubte, dass es Hamal sei’.

Nach der Eddaprosa ist Hamal ein sohn Hagals, dieser Hagal ist der pflgevater Helgis und Heming ist ein sohn Hundings.

Die prosa erzählt weiter, dass Hunding nun, nachdem er erfahren hat, dass Helgi bei ihm war, diesem nachstellt. Helgi hält sich bei seinem pflgevater Hagal auf. Blind ‘*inn bölvisi*’ wird von Hunding zu Hagal geschickt, um nachzusehen, ob nicht etwa dieser Helgi verborgen halte. Hagal gibt aber dem Helgi weiberkleider und lässt ihn zur mühle treten und mahlen. dann folgen stropfen des Blind *inn bölvisi* und des Hagal. Blind gibt seinem erstaunen über das männliche aussehen der magd ausdrück, und Hagal sucht diese bedenken dadurch zu beseitigen, dass er erzählt, die magd sei früher eine walküre gewesen, bevor sie Helgi zur kriegsgefangenen gemacht habe. daran schließt sich wider ein prosastück, wo kurz erzählt wird, dass Helgi den Hunding getötet habe, und das den übergang zu den folgenden stropfen vermittelt, welche die begegnung Helgis mit der walküre Sigrun schildern. Sigrun fragt:

visa 5. *Hverir láta fljóta fley vid backa?..*

‘wer lässt die schiffe an den strand schwimmen?’... Helgi antwortet:

visa 6. *Hamall latr fljóta fley vid backa.*

also Helgi nennt sich auch hier wider wie in visa 1 *Hamall*.

In der Hromundarsaga Greipssonar, FAS n 376 ff, finden wir dieselbe situation mit denselben namen, Hagal, Blind *inn illi* oder *Bövis* wider, sie wird aber hier nicht von Helgi, sondern von Hromund erzählt, der durch eine seltsame verschiebung an die stelle Helgis getreten ist.

Die gestalt des Blind *inn bölvisi* und die scene, wo Helgi

sich als magd verkleidet, sind, wie Symons Beitr. 4, 191 ff nachgewiesen hat, aus der Siklingensage entlehnt. Saxo 340 ff, in der geschichte von Hagbarthus und Signe spielt ein *Bolvivus luminibus captus* eine ganz ähnliche rolle, und Hagbarthus gibt sich für eine walküre des königs Hacon, *pugnacem Haconis famulam* aus.

Im wesentlichen ist aber die begebenheit dieselbe wie in der Hrolfssaga: Helgi wird von einem könige verfolgt, von seinem pflegevater mit list vor den nachforschungen der abgesanten des königs bewahrt. Hunding ist an die stelle des oheims Frodi getreten, und Hagal entspricht dem Vifil oder Regin der saga.

Die worte Helgis in visa 1 der Helgakvida *er úlf grán inni höfdud, þar er Hamal hugdi Hundingr konungr*, 'da ihr einen grauen wolf beherbergt habt, während Hunding glaubte, dass es der Hamal sei', sind nicht alsbald klar. man versteht allerdings sofort, was Helgi meint, wenn er sagt, dass Hunding einen grauen wolf beherbergt habe, vgl. *skalat úlf ala ungan lengi*, Sigurdarkvida III 12, 'man soll den jungen wolf nicht länger aufziehen', *úlf hafa órir nidjar* Korm. 12, 1, 'einen wolf haben unsere verwanten bei sich'. aber wenn Hamal nichts anderes ist als ein gleichgiltiger name, den sich Helgi hier beilegt, so fehlt jeder gegensatz zwischen Hamal und einem grauen wolf. man erwartet an stelle des ausdrucks 'grauer wolf' den namen Helgi.

Die stelle wird erst klar durch die etymologie des namens *Hamall*. dieser ist deutlich das ahd. *hamal*, 'mutilus', das im nordischen sonst nur in der formel *hamalt fylkja* = *svinfylkja* erhalten ist. *hamalt fylkja* bedeutet wol 'in einer abgeschnittenen schlachtordnung aufstellen', vgl. ahd. *hamalscorro* 'abgerissenes felsstück', mhd. *hamelstat* 'zerrissenes ufer'. aber aus dem nord. verbum *hamla*, *ada* verstümmeln, das dem ahd. *hamalón*, ags. *hameijan*, engl. *to hamble* entspricht, lässt sich sicher auf ein adj. *hamall* schließen. im nhd. haben wir das wort noch in unserem *hammel*, 'das beschnittene tier', erhalten, und diese bedeutung liegt, wie ich glaube, auch in unserer Eddastelle vor, die jetzt sofort einen trefflichen sinn gibt: Helgi hat sich, als er zu Hunding kommt, um dort zu kundschaften, Hamal, 'Hammel, Schöps' genannt, und als er weggeht, sagt er, Hunding habe einen grauen wolf beherbergt, während er glaubte, dass es ein hammel sei. Helgi

kam also als ein wolf in schafskleidern, als ein *úlfr í saudadyn*, wie die nord. redensart heißt, zu Hunding. die Eddastelle gibt uns selbst eine etymologie für den namen und bezeugt die bedeutung 'hammel' auch für das nordische, das für diesen begriff sonst andere worte verwendet: isl. *vedr*, *hrútr*; schwed. *gumse*, *bagge*, *vädur*; dän. *bede*; nur bei Kalkar Ordbog til det ældre danske sprog ist ein *ham* in der bedeutung 'hammel' belegt, und diese form ist wichtig, denn *ham* kann nicht lehnwort und eine bildung nach dem deutschen *hammel* sein. der name *Hamall* ist nicht vereinzelt: er erscheint zwei mal in der Landnamabok, Islendingas. 1 39, 158 und FMS 1 242. das *úlfr grán* ist eine anspielung darauf, dass Helgi ein Ylfing ist, vgl. Symons Beitr. 4, 177.

In der Helgakvíða nennt sich Helgi Hamal, in der entsprechenden stelle der Hrólfssaga gibt er sich den namen Ham. *Hamr* verhält sich zu *Hamall* wie das ahd. *ham*, flect. *hammer*, 'mutilus', von welchem auch unser *hemmen*, das ursprünglich nichts anderes bedeutet als 'ham machen', abgeleitet ist, zu ahd. *hamal* 'mutilus'. außerdem belegt das oben erwähnte altdän. *ham* die bedeutung 'hammel'. *Hamr* und *Hamall* sind also gleichbedeutende namen, sie bedeuten beide 'hammel, schöps'.

Die bemerkung der Eddaprosa, dass Hamal der sohn des Hagal gewesen sei, geht lediglich darauf zurück, dass Helgi der pflegesohn des Hagal ist, wie in der Hrólfssaga Helgi der pflegesohn des Regin ist. auch in dem folgenden gespräche mit Sigrun in der Helgakvíða nennt sich Helgi ganz bestimmt Hamal. wenn in visa 1 der Helgakvíða II neben Hamal ein Heming erwähnt wird, der in naher beziehung zu Helgi-Hamal steht, und dessen name eine auffallende ähnlichkeit mit dem namen Hamal zeigt, so werden wir kaum fehl gehn, wenn wir in ihm den Hrani, Hroar der Hrólfssaga vermuten. Heming ist in der sage in den hintergrund gedrängt worden, da die gestalt Helgis ihn weitaus überragte. *Hemíngr* ist eine ähnliche bildung wie unser *hämmling*, nur dass es auf *ham* und *hämmling* auf *hamal* zurückgeht. *Hemíngr* ist auch sonst als nordischer personennamen bekannt. von dem namen ist wol das subst. *hemíngr* 'the skin of the shanks of a hide' zu trennen. dieses hat wenigstens direct nichts mit *ham*, *hamal* 'mutilus' zu tun, sondern steht unserem *hamen*, ahd. *hamo*, an. *hamr* näher. die beiden ganz gleichlautenden worte sind ähnlich in der bedeutung verschieden, wie

an. *hamla* 'verstümmeln' und *hamla* 'hindern'. der etymologie, welche Flateyjarbok III 405 für den namen Heming bringt, *eigi vilda ek sjá þá húð, er þú ert einn hemingr af*, wo offenbar das zweite *hemingr* gemeint ist, ist weiter keine bedeutung beizumessen. ein ähnlicher name wie *Hemingr* und *Hamall* nach meiner deutung ist *Hrútr* 'widder'.

Die beiden brüder nennen sich also *Hamall* und *Hemingr*, was man etwa mit *Hammel* und *Hämmling* wiedergeben könnte, oder *Hamr* und *Hrani* 'hammel' und 'polterer'. *hrani* bedeutet 'the blusterer', *hrana-skapr* 'uncivil behaviour', *hranalegr* 'rude'. das wort erscheint auch als Odin-pseudonym FAS I 77—79. 94. wenn es in der Hrolfssaga, FAS I 9, heißt: 'einige leute sagen, dass sie mit ziegen aufgewachsen seien', so ist das wol eine dunkle erinnerung an die bedeutung der namen Ham, Hamal, Heming, welche der dichter der Helgakviða noch verstand. das motiv in der Hrolfssaga, dass die knaben mit den hundenamen *Hoppr* und *Hó* gerufen wurden, vgl. auch die sage von Haraldus und Haldanus bei Saxo 321, ist eine variation des alten motivs, wonach sie sich 'Hammel und Hämming' nannten. diese neubildung hat in der Hrolfssaga das alte wahnsinnsmotiv vollständig überwuchert, während dieses in der geschichte von Haraldus und Haldanus bei Saxo noch erhalten blieb.

Wir fanden in der erzählung von den beiden von ihrem oheim verfolgten neffen alle hauptzüge der Hamletsage wider: ein bruder tötet den andern, die gemahlin des ermordeten hält es mit dem mörder, dieser stellt nun auch seinen neffen nach, dieselben entziehen sich dadurch der gefahr, dass sie sich wahnsinnig stellen, sie rächen ihren vater an dem oheim, indem sie diesen mit seinem gefolge im rausche in der halle verbrennen. auch einige nebenmotive der Hamletsage fanden wir hier wider, das verkehrtsitzen auf dem pferde, das motiv von den *varnaglar* und das daran geknüpfte wortspiel. dazu kommt noch die übereinstimmung in den namen. wie *Amlódi* tölpel bedeutet, so nennt sich hier der eine der beiden verfolgten neffen 'Schöps', offenbar um sich als ein dummes, ungefährliches tier zu bezeichnen, und auch *Hrani*, der name des zweiten, steht durch ausdrücke wie *hrana-skapr* 'uncivil behaviour', *hranalegr* 'rude' der bedeutung von *Amlódi* sehr nahe. wenn es richtig ist, dass in der episode der Hrolfssaga und in der Helgakviða die Hamletsage

vorliegt, so ist ein neuer fall von entlehnung eines fremden stoffes in der Edda zu verzeichnen. möglicher weise könnte die bildung der namen *Hamall*, *Hamr* durch den ersten bestandteil von *Amlóði* beeinflusst worden sein, ebenso wie man aus *ökulbrækr* das ganz sinnlose *hökulbrækr* gebildet hat, blofs wegen der äufserlichen ähnlichkeit von *hökull* 'mantel' und *ökull* 'knöchel'. Rietz Svenskt dialect-lexicon belegt ein *hambloter*, 'fjollig, smatassig'. ist dieses das isl. *amlóði*?

Nach einem von Cicero *De divinatione* 1 22 citierten fragmente des Accius trännte Tarquinius, dass er zwei widder (arietes) zum altare führte, um sie zu opfern. während er den einen schlachtete, stiefs ihn der andere von hinten zu boden. die traumdeuter warnten ihn vor demjenigen, der ihm so dumm scheine wie ein schaf, *hebetem aequae ac pecus*, aber das weiseste herz in der brust trage. man erinnert sich hier an die worte des Hamal in der *Helgakvída* 'ihr dachtet einen hammel beherbergt zu haben, aber es war ein grauer wolf'. es soll hier durchaus kein zusammenhang der namen *Hamall*, *Hamr* mit dieser stelle bei Cicero angenommen werden, obwol es von vorn herein nicht ausgeschlossen ist, dass der nordische bearbeiter der Brutussage aus einer quelle schöpfte, in welcher die ciceronianische stelle verwertet war. die Kaiserchronik bezeugt uns eine solche verloren gegangene mittelalterliche darstellung der geschichte des Tarquinius. jedesfalls zeigt aber das fragment des Accius, wie nahe es für die sage lag, den sich blödsinnig stellenden helden mit einem hammel zu vergleichen.

Über die handschriftliche *Amlóða-* oder *Ambalessaga* erhalte ich von dr Otto Jiriczek aus Kopenhagen folgende nachrichten:

'Die hss. zerfallen in zwei klassen, oder genauer gesagt: wir haben zwei sagas zu unterscheiden, die auch schon im titel scharf von einander getrennt sind: 1 die *Amlóðasaga Hardvendiþssonar* und 2 die *Amlóða-* oder *Ambalessaga*. 1 ist repräsentiert durch AM 521 d, 2 durch AM 521 abc.

1 ist eine freie bearbeitung Saxos, die so gut wie keine abweichungen von diesem zeigt. sie ist meines erachtens nach einer dänischen übersetzung gemacht, wahrscheinlich nach der des Wedel von 1575. das schliesse ich aus der genauen übereinstimmung der saga mit Wedel im einzelnen:

Saxo 132:	<i>Igitur Curetes</i>
Wedel:	<i>Der Kong Hother var dod</i>
Saga:	<i>Eptir það at Kong Hottur deide</i> ¹ .
Saxo 161:	<i>. . . vitam consumpsit</i>
Wedel:	<i>døde odi Fred og Rolighed</i>
Saga:	<i>dó i Rólighétum</i> (!)

Den schluss bildet wie bei Wedel eine stammtafel, und zwar stimmen beide vollkommen überein. hier finden wir die bemerkung: *Sonar Amlóda er ecke gietid i þeim Dönsku Cronicu bókum.* dazu kommt eine reihe von danismen: *dó i rólighétum, sem hann fornam það, forundraði hann sig.* diese danismen entsprechen fast immer genau der dänischen übersetzung Wedels. die namen lauten bei Wedel: *Geruendel, Fenge, Haardenudel, Geruthe, Amleth, Hermetrude, Viglet.* in der saga: *Gervendill, Feinge, Hardvendill, Geirþrudur, Amlóde, Hermþrudur, Viglogi*².

ii. AM 521 abc enthalten die Ambales edr Amlóðasaga. der inhalt ist folgender: Donrik herrscht über Spania, Hyspania und Cimbria, die er an seine drei söhne Haukr, Baland und Salman verteilt. letzterer heiratet Amba, die tochter eines französischen grafen Geirmanus und hat mit ihr zwei söhne Siguardur und Ambales. dieses ist sein eigentlicher name, aber da er von jugend an *lá jafnan i eldaskála vid óskudýngju ok kom sier allilla, var hans nafni umbreytt ok var Amlódi kalladr.* doch wird in der saga fast ausschliesslich der name Ambales gebraucht. Tamerlanus, Malprian und Faustinus von Skitia überfallen Salman. Salman wird gehenkt, die beiden söhne müssen zusehen. Siguard äufsert schmerz und wird getötet, Ambales stellt sich blöde und toll und wird verschont. Faustinus heiratet Amba wider ihren willen, aber eine zauberin hindert ihn immer an der ausübung des beischlafs, daher heiratet er Lota, Balands tochter. Ambales wächst als narr auf, *öngvar idnir vandi hann sik, nema ad smíða spýtur mjög ljótar ur hörðum vidum . . . þær sem hann þóttiz med búinu, liet hann i afvik eitt hjú eld-*

¹ Wedel geht jedesfalls auf Thom. Gheysmerus zurück, der die erzählung von Amlethus auch mit *Mortuo Hothero* beginnt.

² der sagaschreiber hat also richtig in dem namen *Geruthe* ein *Geirþrudr* und in *Amleth* ein *Amlóðe* erkannt. Das *h* in *Hermetrude, Hermþrudur* verrät die lateinische quelle.

húsinu. die frage der umgebung, was er mache, und die antwort 'spiefe, um den vater zu rächen' kommt nicht vor. auch die übrigen tief sinnigen tollheiten Hamlets, Müller s. 140: *per paucos in grege patruí . . .*, s. 141: *arenarum quoque praeteritis clivis . . .* und die geschichte von den goldstäben fehlen. dafür einige andere: einmal fragt ihn der könig, wo er beim tode des vaters den meisten schmerz gefühlt habe. er antwortet: *mik tók sárast í rassi*. er kommt an einem see vorbei, in den er lange blickt und dann sagt: *vindr er í vatn kominn ok vindr aprt ur því* und am abend sagt er: *í kveld renna fossar allir upp en enginn niður*. in der nacht kommt dann ein sturm, der die wasserfälle staut und hinauftreibt. einmal hatte der könig einen furchtbaren traum, den sein ratgeber Addomolus dahin auslegt, von Ambales drohe ihm gefahr. um ihn zu belauschen, versteckt sich Addomolus unterm bette der königin Amba, aber Ambales tötet ihn in verstellter raserei. Ambales wird dann zu Tamerlanus geschickt mit zwei männern, Cimbald und Carvel, die dem könige einen brief übergeben sollen. Ambales vertauscht ihn, während sie schlafen, mit einem andern, worin Tamerlan aufgefordert wird, ihn hoch zu ehren. das geschieht auch, er kämpft siegreich für Tamerlan und heiratet seine tochter Mesia. nun will er sich rächen, fährt nach Cimbria, wo gerade Faustinus und Malpriant in der halle sind, schleicht sich als narr hinein, kriecht unter die stühle, die er früher durchlöchert hatte, zieht die kleider der sitzenden durch und befestigt sie mit den holznägeln, die er in seiner jugend gefertigt hatte. dann zündet er die halle an, und alle verbrennen aufser Amba und Lota. Ambales holt nun seine gattin aus Skitia und lebt glücklich mit ihr. das ist der hauptfaden, an den sich verschiedene kämpfe mit räubern, berserkern, dann riesen-, zwerg- und völvesgeschichten und endlich abenteuerliche kämpfe mit orientalischen königen anschließen.

Die saga kann erst nach der reformation verfasst sein, da der sagaschreiber vom könig Salman sagt: *hann hafði kristna manna trú ok var undir páfans reglum*, eine ausdrucksweise, die deutlich zeigt, dass *kristna manna trú* bereits einer specialisierung bedurfte.

Dieser fassung der sage steht offenbar sehr nahe die modern-isländische volksage von Brjánn bei Jón Árnason Þjóðsögur ok

æfintýri u 505 ff, vgl. Maurer Isländische volkssagen der gegenwart 287 ff:

Ein armer mann hat eine sehr schöne kuh. dem könig gefällt die kuh und er will sie dem bauern abkaufen. dieser gibt sie aber nicht her. da lässt der könig den bauern töten und die kuh fortreiben. die jungen söhne des ermordeten sitzen am wege, und nun prüfen die mörder die knaben, ob sie bereits das geschehene begreifen könnten. sie fragen die kinder, ob sie über den tod des vaters traurig seien. die beiden ältesten knaben legen die hand aufs herz, der jüngste aber greift nach dem hintern, *þau klöppuðu öll á brjóstid nema Brjám, sem klappadi á rass sér ok glotti*; vgl. die antwort *mik tók sárast í rassi* in der Ambalessaga. darauf erschlagen die leute des königs die beiden ältesten knaben, den jüngsten, Brjam, lassen sie aber am leben, weil sie ihn für unschädlich halten. nun folgen eine reihe von dummen streichen des knaben Brjam. er gilt allgemein für blöde. die begleiter fragen ihn einmal, was für ein wetter kommen werde. er blickt lange in die luft und auf die erde und sagt dann: *vind ok ei vindi, vind ok ei vindi, vind ok ei vindi*, 'wind und nicht wind, ...' das wortspiel beruht auf der im modern isl. nahezu gleichen aussprache von *ei* 'nicht', und *ei* 'immer', also 'wind und immer wind'. darauf kommt ein sturm, vgl. die ähnliche prophezeiung des Ambales in der saga. einmal kommt Brjam in die halle des königs, setzt sich dort in einen winkel nieder und schnitzt von einem holzstabe, den er mitgebracht hat, kleine holzstiftchen. man fragt ihn, was er da tue. Brjam antwortet: *hefna pápa, hefna pápa* 'den vater rächen, den vater rächen'. man lacht über diese antwort. als die leute des königs alle betrunken sind, nagelt ihnen Brjam mit diesen holzstiftchen die kleider an die bänke fest an. nach einiger zeit wird der unfug bemerkt und jeder gibt seinem nachbarn die schuld. trinken wie sie sind, erregen sie streit, dieser wird zum kampf, in welchem der könig mit seinem ganzen gefolge fällt.

Offenbar gehn die Ambalessaga und die geschichte von Brjam auf ein und dieselbe quelle zurück. sie ergänzen sich gegenseitig, da alte züge, welche in der einen fehlen, in der andern erhalten sind. bei der erzählung von den spiefen fehlt in der saga die antwort des helden, dass er die spiefse verfertige, um den vater zu rächen, während sie in der volkssage erhalten

ist. andererseits erzählt nur die Ambalessaga von der zweiten heirat der mutter, von der ermordung des lauschers im zimmer der mutter, von der reise mit zwei begleitern, von der vertauschung der briefe und von der heirat des helden mit Mesia, welche der Hermuthruda Saxos entspricht. wenn die Ambalesaga und die geschichte von Brjam von brüdern des helden berichten, welche getötet werden, während er selbst nur durch seine list gerettet wird, so ist man versucht, das für einen alten, bei Saxo verlorenen zug der sage zu halten, denn auch der bruder des Brutus wird ermordet, Brutus selbst aber entkommt, weil er sich dumm stellt. auch der traum des königs und die auslegung desselben durch Addomolus, dass von Ambales gefahr drohe, erinnert an die träume des Tarquinius, vgl. Livius 1 56 und das fragment des Accius.

Wir haben also hier eine von Saxo unabhängige fassung der sage zu verzeichnen, die sogar einige motive der Brutussage bewahrt hat, welche bei Saxo fehlen. wenn es in der Ambalesaga heisst, dass der held ursprünglich Ambales hiefs und erst später Amlodi genannt wurde, so erinnert dies an die episode der Hrolfssaga und an die stelle der Helgakvida, wo ja auch Hamal, Ham, Hrani nur nebennamen sind. man nahm daran anstofs, dass ein kind bei seiner geburt schon 'töpel' genannt wurde, und erfand deshalb den neuen, ähnlichen namen Ambales.

Brjam ist ein bekannter irischer name, aber das verb. *brjá* 'to flicker', *brjál*, *ordabryál* n. 'showy trifles', *brjála*, *ada* in unordnung bringen, *brjáladr* part. 'one deranged of mind' und der von Maurer angeführte neuisl. ausdruck *brjáni* für 'idiot' machen es sehr wahrscheinlich, dass der ursprüngliche name eben dieses *Brjáni* war, das man erst später mit dem irischen *Brjam* verwechselte. Brutus, Amlodi, Hamal, Ham, Hrani, Brjani sind also synonyma.

Saxo Grammaticus schöpfte höchst wahrscheinlich aus einer dänischen sage. darauf weist die bemerkung s. 164 hin: *insignis ejus (Amlethi) sepultura ac nomine campus apud Jutiam exstat*. dass ihm aber eine quelle in nordischer sprache vorlag, geht sowol aus den wortspielen (*krökr*, *mehr* und *meldr*) hervor, als auch aus der stelle s. 140 *procedens Amlethus, cum obvium inter arbusta lupum habuisset, comitibus tenerioris aetatis equum occurrisse dicentibus perpaucos*

hujusmodi in Fegonis grege militare subiunxit. *perpaucos* gibt keinen sinn, man erwartet *nimis paucos*, vgl. die anmerkung in der Müllerschen ausgabe. offenbar hatte die vorlage Saxo hier *offair*, und dieses verleitete Saxo zu der allzu wörtlichen übersetzung mit *perpaucos* — wörtlich in sofern, als der zweite bestandteil beider worte 'wenig' bedeutet, der erste aber den begriff verstärkt. Thom. Gheysmerus (Langebek II 301) nahm an dem *perpaucos* begrifflichen anstoß und setzte *nimis paucos* dafür ein.

Unter den besprochenen quellen der Hamletsage steht die erzählung Saxos der Brutussage jedesfalls am nächsten. sie hat allein das motiv von den mit gold gefüllten stäben bewahrt, welches vor allem für den nachweis maßgebend war, dass die Hamletsage eine umdichtung der Brutussage sei. ein nebenmotiv erscheint in allen fassungen; es ist das von den 'unci' *krókar* bei Saxo, welche wir als *varnaglar* in der Hrolfssaga, als *spýtur* in der Ambalessaga und in der geschichte von Brjam widerfinden, obwol nur Saxo und die Hrolfssaga das wortspiel erhalten haben.

Wir haben schon die dänische bearbeitung des Saxo, oder eigentlich des Thom. Gheysmerus erwähnt, welche Wedel 1575, herausgegeben hat, und auf welcher wider die Amloðasaga, AM. 521 beruht. die Danske ríimkrónike efter Gotfrid af Glemens udgave af aaret 1495 udgivet af Christian Molbech, Kbh. 1825 beruht gleichfalls auf Saxo. auch Belleforest in den Histoires Tragiques und die Hystorie of Hamblet gehn auf Saxo zurück, letztere wider direkt auf Belleforest. die Hystorie of Hamblet ist ein nachshakespearesches product, vgl. Gericke, Shakespeares Hamletquellen VII, und wenn sie die hauptperson *Hamblet* nennt, während Belleforest den namen als *Amléth* bringt, so verrät sich hier schon der einfluss des Shakespeareschen stückes.

Man nimmt gegenwärtig nicht mehr Saxo, sondern ein vorshakespearesches Hamletstück als quelle Shakespeares an, das bereits 1589 auf der bühne war und als dessen verfasser Sarrazin Anglia XII 143 ff Thomas Kyd vermutet. damit ist aber die frage noch nicht beantwortet, auf welchem wege der Hamletstoff von Dänemark nach England gelangte.

Bolte hat Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft 23, 90 ff actenmäßig den nachweis erbracht, dass die ersten englischen komödianten über Dänemark nach Deutschland ge-

kommen sind. 1579 erscheinen in den hofkammerrechnungen bereits mehrere musiker von englischer herkunft. das erste sichere zeugnis von englischen schauspielern haben wir aus dem jahre 1585. wir erfahren von vorstellungen im hofe des rathauses zu Helsingör. im selben jahre 1585 wurde der bau des schlosses Kronborg vollendet, und es ist gar nicht zu verkennen, dass die wahl des schauplatzes in Shakespeares Hamlet, der gewis auch im vorshakespeareschen Hamletstücke derselbe war, durch die schilderungen beeinflusst wurde, welche die heimkehrenden komödianten von dem neuerstandenen prachtbau gaben, vgl. Bolte aao. es liegt weiter nahe anzunehmen, dass sie auch den Hamletstoff mitbrachten, den sie während ihres aufenthaltes in Dänemark kennen gelernt hatten¹.

Die form *Hamlet* mit *e* zeigt, dass auch die englische fassung auf Saxo zurückgeht, denn ein altes *Amlódi* hätte im dän. zu *Amlode* oder *Amloe* werden müssen. das *h* im anlaut erklärt sich vielleicht aus anlehnung an namen wie Hamal und Ham. man hat etwa geglaubt, in *Amlet* das part. von einem dän. *hamle*, an. *hamla* 'verstümmeln' oder von dem engl. *to hamble* zu finden. übrigens wechseln auch in den mit *amal* gebildeten namen die formen mit und ohne *h*.

Der name *Gerutha* bei Saxo wurde oben als *Geirrúdr* < *Geirþrúdr* erklärt. Wedel hat *Geruthe*, Belleforest gleichfalls *Geruthe*, die Hystorie of Hamblet *Geruth*. aber die Amlodasaga, AM 521 d schreibt *Geirþrúdur* und Shakespeare *Gertrude*. es ist wol kaum möglich, dass ein Engländer in der form *Gerutha* ein *Gertrude* erkannt hat, dagegen zeigt das *Geirþrúdur* der Amlodasaga gegenüber dem *Geruthe* Wedels, dass ein Nordländer den namen noch richtig verstand. Es scheint mir deshalb am wahrscheinlichsten, dass die englischen komödianten die sage durch mündliche mitteilung von Dänen kennen lernten und dass die erzähler der kurz vorher (1575) erschienenen übersetzung Wedels

¹ prof. Schipper macht mich während der correctur darauf aufmerksam, dass die kinder Shakespeares die namen Hamlet und Judith erhielten nach ihren paten, dem chepaar Hamlet und Judith Sadler. da Hamlet Sadler jedesfalls ein altersgenosse Shakespeares war, so muss der Hamletstoff schon um das jahre 1564 herum in England bekannt gewesen sein. der name erscheint in den Stratfordurkunden als Amblett, Hamlet und Hammet, vgl. Elze Shakespeare s. 129 anm. 1.

folgten, oder der Römikronike von 1495. Shakespeare stimmt mit Saxo sehr stark überein. wir finden die Ophelia- und Poloniusscenen, die unterredung Hamlets mit seiner mutter und die ermordung des Polonius in ihren grundzügen schon bei Saxo. Saxo gibt ferner den personen, welche der Ophelia und dem Polonius Shakespeares entsprechen, keine namen. dasselbe war gewis auch in der dänischen quelle, auf welche Shakespeare oder vielmehr das vorshakespearesche Hamletstück zurückgeht, der fall. dadurch erklären sich die lateinischen namen Ophelia, Polonius bei Shakespeare, welche einfach fehlende dänische ersetzen sollten, und durch die das colorit stärker gestört wird, als das sonst bei Shakespeare geschieht. durch die annahme einer mündlichen mitteilung, bei welcher es schwierig war, fremde namen festzuhalten, erklärt es sich auch, dass wir für Fengo gleichfalls einen lateinischen namen, Claudius, bei Shakespeare finden und dass man genötigt war den alten könig nach dem sohne Hamlet zu nennen.

Wir überblicken jetzt die entwicklung der Hamletsage. die römische Brutussage gelangte nach dem norden und wurde dort zur Hamletsage umgestaltet. als solche wird sie in die nordische litteratur aufgenommen. wir finden sie bei dem skalden Snæbjörn, in der Liederreda und in der Hrolfssaga Kraka. im 12. jh. bearbeitet sie Saxo Grammaticus in seinem geschichtswerk. die sage wandert bis in den höchsten europäischen norden, nach Island, wo wir sie als Ambalessaga finden und wo sie sich als die volkerzählung von Brjam bis auf den heutigen tag erhalten hat. andererseits verlässt sie den nordischen boden und wandert von Dänemark westwärts nach England, wird dort zunächst von einem anonymus dramatisch behandelt und dann von Shakespeare zu einem der größten dramatischen kunstwerke der weltlitteratur verwertet. und nun macht die Hamletsage mit dem Shakespeareschen stücke in alle sprachen übersetzt einen rundgang durch die ganze welt; auf ihm berührt sie als ein fremd gewordener wandersmann auch die alte heimat Rom wider.

Wien im juni 1891.

FERD. DETTER.

DAS LEXICON GERMANICUM DES JOACHIM JUNGIUS.

In der vorrede zum fünften bande des Grimmschen wörterbuchs zählt Rudolf Hildebrand als ergänzung zu Jacob Grimms übersicht über die deutschen wörterbücher der letzten jahrhunderte solche versuche auf, die leider nur wunsch und plan geblieben sind. er hätte hier auch des Joachim Jungius gedenken können, dessen Lexicon Germanicum zwar nicht vollendet ist, aber doch in seinen stattlichen vorarbeiten noch heute zu uns reden kann. unter dem handschriftlichen nachlass, der auf der Hamburger stadtbibliothek liegt, befindet sich eine unsaubere octav-mappe mit mehreren hundert blättern der gleichen gröfse; nur wenige quartblätter und zettelchen ohne bestimmbares format, dreieckige fetzen udgl. befinden sich unter der masse. das sind die vorarbeiten zum Lexicon Germanicum. manche zettel sind über und über dicht beschrieben, einige sogar auf beiden seiten; andere enthalten nur wenige zeilen. ja, auch blätter aus druckschriften liegen darunter, deren weifse ränder der sparsame gelehrte mit notizen angefüllt hat. alles ist hastig hingeworfen, und wer die handschrift des Joachim Jungius kennt, wird sich vorstellen können, welche schwierigkeiten die entzifferung dieser kladde macht. es kommt hinzu, dass die papiere gänzlich ungeordnet sind, trotz den nummern, mit denen spätere nachlassverwalter die einzelnen blätter voreilig versehen haben. zusammengehöriges ist bisweilen durch große zwischenräume getrennt; bruchstücke dagegen, die in offenbarem widerspruch zu einander stehn und deren eines vielleicht das andere verdrängen sollte, liegen einträchtiglich neben einander. und doch lassen sich auch aus der unübersichtlichen fülle einige schlüsse ziehen auf den zweck dieses wörterbuchs; es lässt sich in allgemeinen zügen darstellen, unter welchen gesichtspuneten Jungius seine sammlungen veranstaltete und nach welchen normen er sie ordnete. dabei sei es gleich voraus gesagt, dass das gesamte material nur sehr lückenhaft ist, dass ferner der verfasser anscheinend niemals systematisch gesammelt, sondern die bereicherung seiner collectaneen meist dem zufall anheimgegeben hat, und dass sich endlich kein einheitlicher plan aus dem ganzen erkennen lässt, sondern mehrere schemata sich durchkreuzen. dies soll im folgenden mit den characteri-

stischsten beispielen belegt werden, besonders mit solchen, durch die das DWB eine bereicherung erfährt. weitere ausbeute zu machen, muss einem späteren benutzer überlassen bleiben. denn umfänglichere partien abzudrucken, würde sich nicht empfehlen: erst in verbindung mit andrem lexicalischen material können sich einzelne teile der Jungischen vorarbeiten noch als wertvoll erweisen.

Die äußere anordnung der artikel des wörterbuchs kann dem verasser nicht von vornherein festgestanden haben. zu einer alphabetischen reihenfolge, die ja von jeher sich als die übersichtlichste bewährt hatte, ist auf einem blatt der versuch, treilich ein sehr unvollkommener, gemacht worden. der buchstabe A weist hier nur 45 wörter auf: im buchstaben B steckt das unternehmen schon. einen zweiten anlauf hat Jungius gemacht, indem er sich zu einer gruppierung der verben nach den principien eines reimlexicons anschickte.

Zu diesen versuchen der anordnung stehn andere vorarbeiten in scheinbarem widerspruch: ein blatt ist gefüllt mit theologischen miscellen, eins mit botanischen, eins mit phrasen aus der gerichtssprache. dann begegnen uns lange reihen von schimpfwörtern und grobianischen redewendungen, ein andermal die üblichen anreden an türsten, geistliche und collegen, und zwar sorgsam nach ihrer abstufung geordnet: *Ehrrüst*, *fürnzim*, *fürsichtig*, *wolweise* usw. ein blatt notiert die termini, die bei der classification und behandlung der feiber gebräuchlich sind, ein weiteres die wörter, welche bei der fischzucht in betracht kommen, ein drittes die technischen ausdrücke der weinbereitung, ein viertes verzeichnet die elemente des gottesdienstes, darunter die bezeichnung *Herrntag* für 'sonntag'.

Alle diese verschiedenartigen bestandteile würden wir kaum richtig in den gesamtplan einordnen können, wenn nicht mehrere blätter uns deutlich den wink gäben, dass Jungius innerhalb der einzelnen artikel die wörterklärung mit historischen notizen verbinden wollte, um so im ganzen zugleich ein wörterbuch und ein reallexicon, vielleicht gar eine art conversationslexicon zu schaffen, dann erst begreifen wir, wie es gar wol im plane seines unternehmens lag, rechtsaltertümer, ältere und neuere bestimmungen über zins-, lehen- und erbrecht zu sammeln, wie er sich über verfassungsgeschichte, über bistum-, fürstentümer und heerwesen unter-

richtete und beispielsweise das classische altertum dadurch seinen landsleuten näher zu bringen trachtete, dass er in der beamtenschaft seiner zeit parallelen zu der des alten Rom suchte: 'consul' *Rohrmeister*; 'quaestores' *Kammerherren*, *Reutherren*; 'quaestores parricidii' *Halsrichter*, *scheppen*; — *Obermeister* 'dictator'.

Das schwergewicht lag nichtsdestoweniger immer auf dem rein sprachlichen. auch hier suchte Jungius möglichst viel belehrung in knappste form zu fassen. übersichtliche paradigmata sollten die grammatische formenlehre erläutern; in kurze sätze wurden die regeln der orthographie zusammengefasst, an aller-einfachsten beispielen die freie beweglichkeit der deutschen satz-betonung gezeigt. besonders aber fixiert der verfasser, und das ist für seine gesamten vorarbeiten charakteristisch, nicht so sehr die üblichen regeln, die ihm ja jede sprachlehre bieten konnte, sondern vielmehr die seltenen ausnahmerecheinungen. er bemerkt auffällige pluralformen: *die Wögen (auf den stillen Wasserwögen)*, *die Helmer und die Halmen (culmi)*; die verwertung des einfachen an stelle des zusammengesetzten verbums: *Unbesferliche Sünder*, *unsöhnliche Sünde*; die fortbildung des adverbs zum adjectiv: *eine überzwerche wurzel*, *beiweilige krankheit*, *untereindrige widersacher*, *umbeindrige abzihung*, *überallige Transcendenten*.

Was Jungius zur wörterklärung tun konnte, ist für uns heutzutage nicht mehr von belang, seine etymologischen versuche sind sogar völlig wertlos, ebenso seine betrachtungen über den gleichklang der wörter (*mehr — Mär*, *scheit holzes — bescheid*) und die zerlegung der composita (*Nacht-raben*, *nach-traben*). die fremdwörter waren aus seinem wörterbuch nicht ausgeschlossen; ja, er gab sich über ihre bildung und eindeutschung ehrlich rechenschaft. im allgemeinen dagegen nahm er teil an den bestrebungen seiner zeit zur sprachreinigung. wenn er also einmal notiert: *die Poëterey ist ein Vohrläufferin der philosophi*, so fügt er gleich hinzu: *die dichtkunst der Vernünfterey*. das reine latein galt ihm, wie später Jacob Grimm, als das beste mittel, die wortbedeutung festzustellen. wir wollen hierbei übergehn, dass Jungius als echter sohn seiner zeit anhänger der lehre von den vier hauptsprachen war und also die unmittelbarste verwantschaft zwischen dem deutschen, lateinischen, griechischen und hebräischen annahm. solche theorien kommen in den collectaneen

doch nur flüchtig zum vortrag. dagegen ist die vermutung begründet, dass durchgängig jedem worte das entsprechende lateinische beigefügt werden sollte. dafür spricht, mehr noch als die grofse zahl der fälle, in denen dieses princip würrlich durchgeführt ist, ein kleines register von 'Voces Germanicae, quibus Latinae non respondent': *bümmeln, wie der Dieb am Galgen, holen, schleppen, beischieben* usw. das latein sollte vor allem solche wörter, die in gefahr waren, mit bedeutungsverwanten verwechselt zu werden, begrifflich abgrenzen:

Krumen 'medulla panis' }
brosam 'mica' }
bröseldieb. froschmeuseler.

desgleichen empfahl sich die lateinische sprache, um synonyme deutsche wörter zusammenzuhalten:

'Insulanus' { *Eilender*
Inselischer (ut *heimelischer*).

Gerade auf die synonyma richtete Jungius besonders sein augenmerk; ihnen sollte ohne zweifel ein wichtiger artikel gewidmet werden, zu dem sich folgendes schema erhalten hat:

Synonyma
 Germanica

Nominum

Verborum

1. *Dienen zur Red Kunst.*
2. *zur . . eutlichkeit¹ vnd verstendlicheit der deutschen Sprach bey den Deutschen selber,*

Majora

Minora

ziehen schleppen trecken.

Nach welchem grundsatz die synonyma geordnet werden sollten, ersieht man schon aus diesem beispiel. der verfasser war stets bemüht, sie zu reihen zusammen zu stellen, in denen eine steigerung irgend welcher art zum ausdruck kam, zb.: *ein alzuviel* = *ein Zuvieliger* = *Hermaphroditus* = *ein Zwitter*, wo eine steigerung der deutlichkeit vorliegt.

Es ist schon oben betont worden, dass Jungius seine sammlungen keineswegs systematisch betrieben hat und dass die erhaltenen vorarbeiten nur einen kleinen bruchteil dessen darstellen, was für die würrliche ausführung erforderlich gewesen

¹ wol 'deutlichkeit'?

wäre. trotzdem können wir noch tiefere einblicke in die absichten des verfassers tun, wenn wir uns nach seinen quellen umsehen, die er in den excerpten sorgfältig verzeichnet. obenan steht die Lutherische bibelübersetzung, besonders das evangelium Johannis und die psalmen. aber auch die übrigen schriften des reformators sind berücksichtigt; stellt doch Jungius gelegentlich die maxime auf: *Teutscher, sol auch der Poët sein, den er sol aus Luthers brieven die besten, an worten, Redarten, Lehrhafte Materi, und Disposition, oder Redordnung, auslesen.* neben Luther nehmen Georg Rollenhagen und Fischart, der große virtuose, hervorragende stellen ein. dann begegnen uns, offenbar als muster der kanzleisprache, auszüge aus gesetzsammlungen, kirchenordnungen und magistratserlassen. es folgen alchymistische und naturwissenschaftliche bücher. auf ein werk aus der erzählungslitteratur deutet es vielleicht, wenn sich auf einem blatt nach einander die worte finden: *hilfersgrifflein, vngeschabernacket, schnaphanen, schüffte, Spliterrichter, reifsaufs, garaufs.* und endlich zeigen sich offenbare anspielungen auf gangbare aneddoten und schwänke. dabei handelt es sich nicht nur um hlofse aufzählung einzelner wörter, vielmehr soll auch ihre anwendung in charakteristischen redensarten gezeigt werden.

Das hauptverdienst des Joachim Jungius aber ist, dass er sich nicht mit dem excerptieren von druckschriften begnügt, sondern auch der lebendigen rede sein ohr geliehen hat; er wollte offenbar neben dem besten schriftdeutsch auch den gesprochenen wortschatz des volkes festhalten. keinerlei gelehrtendünkel, wie ihm leider jene zeit so sehr beförderte, treffen wir bei ihm an. mit sichtlicher freude gieng er den anschauungen des gemeinen mannes nach, die besonders kernig und unverfälscht in dem sprüchwörterschatz des volkes zu tage treten. aber auch sonstige wendungen und wörter der umgangssprache, die er in büchern nicht fand, las Jungius im täglichen verkehr auf. so wurde er von selbst darauf geführt, den verschiedenheiten der dialecte sein augenmerk zuzuwenden. sind es auch nur unzulängliche ansätze, die er hier gemacht hat, so spricht sich in ihnen doch das bestreben eines geistes aus, der seiner zeit voraus war. in erster linie bot ihm natürlich das niederdeutsche, das er die längste zeit seines lebens hörte, schätzbare material. aber auch in Mittel- und Oberdeutschland muss er, sicherlich bei seinem

dortigen aufenthalt, eifrig beobachtungen über wortschatz und aussprache angestellt haben. hessische und schwäbisch-bayrische provincialismen begegnen uns; vielleicht ein hinweis, dass Jungius seine sammlungen schon in Giessen und Augsburg, also in seinen jünglingsjahren, begonnen hat. auch hier lässt er widerum das landläufige, das bei gelegener zeit zu ergänzen war, gern bei seite. einzelne blätter enthalten fast nur curiositäten, seltene wörter und redewendungen, die entweder damals schon veraltet waren, oder aus andern gründen der erläuterung bedurften. und auf diese teile der collectaneen sei hier besonders hingewiesen; aus ihnen dürfte sich wol noch manch schätzbarer lexicalischer beitrage ergeben. ein paar proben reden ohne weiteren commentar für sich selbst, sobald man die entsprechenden artikel des DWB heranzieht.

Ableibung der Seele.

Jungius unterscheidet: *Er hat eß nicht geuhrsachtet, sondern nur geantastet, und Er hat mich dazu veruhrsachtet, veranlahsset. kein thier frisst sein ahrtsossen.*

Die frucht sein in der Brach, Brachmonat. Opponendum: die Brache — die Ernte. Das feld, die Sonne brachet = hat ruh vndt schleft von fruchtdragen. Die Hitz ist die Frucht der Sonnen.

Die Hand feusten. Obs[oletum].

seichtgelehrt; flachgelehrt ist noch minder. Dan der seicht gelehrt ist, der ist doch noch durch die Flech getrungen.

Die Sonne früchtiget alles.

Eidgenosßschafft sagt man, und doch nicht Genosßschafft.

Gürtelchristen, weil sie zugleich beschnitten sein und getauft.

Inhalter, auf der fechtschuhl zu Augßpurg, die da gebieten einzuhalten, wens zu grob wil werden.

Kadloff oder Kynruhs.

langweil oder Kofent oder tischbier

rahmen] ist des leimes zu wenig drin, so rahmet sie (die schmitze) seer, ist zuviel leim drin, so schmieret sie sich dass die hosen gar gleissen, vndt mehr schmutzig und doch nicht gar schwarz werden. [ramen verstehe ich sei klösserig, klautricht, oder steubicht sein, dass sich der leichte Kienraus nicht recht menget mit dem Kofent, sondern oben schwimmt.]

Kadloffrahm eine Pappe oder muhss.

leber, liebern = *zusammenlauffen, zusammengefrieren, wie ein leber, wie ein Galert, wie geliebert blüht.*

Diese beispiele mögen genügen; sie sollen nur einen vorschmack dessen geben, was ein lexicograph aus den vorarbeiten zum wörterbuch des Joachim Jungius noch heute gewinnen kann.

Hamburg.

ALBERT KÖSTER.

VINGOLF.

Das wort ist nach seiner geschichte wie nach seinem vorstellungsinhalt neuerdings gegenstand scharfsinniger untersuchungen geworden: durch Braune in den Beiträgen 14, 369 (1889) und durch Finnur Jónsson im Arkiv för nordisk filologi 7, 280 (1890). die feststellung der überlieferung ist durch Jónsson in sachgemäßer weise, einspruchsfrei vollzogen worden. Es handelt sich nur noch um die ergänzung der vereinzelt belege mit hilfe philologisch-historischer combination. das gegebene lässt sich durch schlüsse zu nicht unmittelbar gegebenen tatsachen erweitern. dazu ist vor allem andern eine möglichst vollständige ausschöpfung unserer quelle erforderlich. vielleicht lässt sich sodann ein unvermuteter zusammenhang zwischen vereinzelt erscheinungen herstellen und einsicht in ein jenseitiges gebiet skandinavischer mythologie gewinnen.

‘Unzertrennlich von der heidnischen vorstellung wird es gewesen sein, dass in Walhalla der becher kreise und das fröhliche trinkgelag der helden ewig währe. hierfür lassen sich noch einige andere benennungen geltend machen. *Gladshaimr* heißt die stätte, auf welcher Walhall erbaut ist, in *Gladshaim* findet sich allvaters hochsitz; ein anderes daneben den göttinnen errichtetes haus führt den namen *Vingolf*, er scheint aber auch gleichbedeutend mit Walhall gebraucht zu werden. . . dies *Vingolf* drückt aus *amica aula* und gerade nennen die ags. dichter den ort, wo die helden mit dem könig trinken, widerum *winburg, winsele*’ ua. so JGrimm Myth.⁴ 684¹. Braune hat an diese auffassung angeknüpft. nachdem Sievers (anmerkung zu Heliand 229; ausg. s. 506) gezeigt hatte, dass im and. *winsele* wie im ags. *winsele* die einzig grammatisch zulässige schreibung sei, hat Braune

¹ den gesperrten satz habe ich ausgezeichnet.

consequent auch für *Vingolf* lange quantität des ersten silben-trägers verlangt und *Vingolf* di. 'weinhaus' (wie ags. *winærn*, *winburz*, *winreced*, *winsele* ua.) auch für das isländische angesetzt. die identität des ersten compositionsgliedes mit anord. *vinr* (*vin*), ags. *wine*, aud. *wini*, ahd. *wini*, mhd. *wine* ist von Braune nunmehr auch für *Vingolf* angefochten worden. die erklärung 'weinhaus' empfehle sich durch den anschluss an die analogen bildungen der ags. poesie. die ags. belege können allerdings sprachgeschichtlich nur als composita mit *wín* (*vinum*) bestehn. für die skandinavischen sprachen gilt aber ein von den westgermanischen verschiedenes auslautsgesetz, und *Vingolf* kann sprachlich sehr wol in seinem ersten bestandteil das simplex *vinr*, *vin* enthalten.

Hiergegen hat Braune folgendes geltend gemacht:

1) in den zahlreichen zusammensetzungen mit *vin-* liegt die bedeutung 'freund' ganz klar zu tage, folglich könnte *Vingolf* nur als 'freundesraum' (Klopstock: 'tempel der freundschaft') übersetzt werden. nirgends aber sei bei dem worte die mindeste beziehung zum begriffe der freundschaft zu entdecken. man müste also *Vingolf* für einen uralten mythologischen namen erklären, dessen eigentliche bedeutung in der uns erhaltenen aufzeichnung schon verwischt wäre.

2) nun sei aber *Vingolf* kein uraltes wort, sondern eine ganz junge bildung, die vielleicht nicht über das 11|12 jh. zurückreiche. das wort komme hauptsächlich nur an drei stellen der *Gylfaginning* vor, nirgends in der älteren überlieferung. von jenen drei stellen finde sich nur eine einzige gleichzeitig auch in dem Upsala-codex: nur diese einzige gehe also sicher auf Snorri Sturluson zurück.

3) die stelle lautet: *hann (Ódinn) heitir ok Valfödr því at hans óskasynir eru allir þeir er í val falla, þeim skipar hann Valhöll ok Vingolf ok heita þeir þá einherjar* (Sn. E. I 84. n 265). hier sei das wort nur eine poetische umschreibung von Valhöll. nach den neueren untersuchungen sei der Valhöllglaube im norden etwas sehr junges, folglich könne auch *Vingolf* nur eine gemination allerjüngster herkunft von Valhöll sein, veranlasst unter anderem durch die besondere vorliebe der nordleute für den wein.

Es wird gegenwärtig leider so viel von der mythologie

unserer altvordern abgebröckelt, dass es sich wol lohnen dürfte, auf diese beweisführung genauer einzugehn. die hauptpuncte sind bereits von Jónsson treffend hervorgehoben worden:

1) wenn das wort nur eine poetische variation für Valhöll wäre, so hätte Snorri es schwerlich als eigennamen aufgefasst; dazu war er mit der alten poesie der heimat viel zu gut vertraut.

2) es steht nichts im wege, anzunehmen, dass allerdings Vingolf ein uralt mythologisches wort im norden gewesen und zu Snorris zeit nicht mehr im ursprünglichen sinne verstanden worden ist.

3) Braune hatte recht, wenn er Sn. E. I 38 die worte *Gimlé eda Vingolf* beanstandete und sich dem cod. Ups. anschloss, in welchem der satz mit *Gimlé* schließt. er war aber nicht berechtigt, auch die zweite stelle (Sn. E. I 62) auszuschließen. cod. Ups. (Sn. E. II 260) nennt das haus der göttinnen *vind glöf*. dieser name ist unverständlich (darüber bei Jónsson aao. 282), und wenn, wie Braune meint, das echte darin steckt, so ist doch die einzig methodische annahme, dem paralleltext zu folgen, eine verderbnis in cod. Ups. (wie an vielen andern stellen) anzunehmen und auch für seine vorlage *Vingolf* vorauszusetzen.

4) wenn Snorri (Sn. E. I 84. II 265) von *Valhöll ok Vingolf* spricht, verbietet diese verbindung die annahme, als ob Vingolf gleichbedeutend mit Valhöll gewesen sei, die örtlichkeiten müssen demzufolge vielmehr verschieden gewesen sein¹.

5) an einer bekannten stelle der Grimnismal (v. 14) erfahren wir, dass eine teilung der im val gefallenen zwischen Odin und Frigg (der text sagt Freyja) stattgefunden hat. es kann keinem zweifel unterliegen, dass Frigg mit ihren angehörigen einen andern aufenthaltsort besessen hat, als Odin mit den seinigen: er hatte Valhöll, sie Vingolf zur verfügung.

Diese darlegungen Jónssons sind so klar und sachlich, gleichzeitig so ausschlaggebend und einleuchtend, dass Braunes vermuthungen nicht länger aufrecht erhalten werden können. weniger glücklich ist Jónsson in der etymologischen deutung des wortes Vingolf gewesen. notwendig ist allerdings seine annahme, dass *-golf* als pluralis aufgefasst werden muss, da *-golf* sing. nur eine abteilung eines hauses bezeichnet². der sache nach mag

¹ vgl. *Fimbjörg ok Fálbjörg* Völsunga saga c. 32. Guðrunarkviða II 33.

² vgl. Valtýr Guðmundsson Privatboligen på Island i sagatiden (Köben-

Vingolf mit *Sessrumnir* identisch sein; Vingolf kann aber unmöglich das freundliche, das hübsche haus bedeuten, wie Jónsson vorgeschlagen hat.

Der erste, hauptsächliche einwand Braunes harret auch nach den ausführungen Jónssons noch der entgegenung. schon im 17 jh. hatte sich unter den Eddagelehrten Islands die etymologie verbreitet, der Klopstock in seinem 'Tempel der freundschaft' ein denkmal geweiht hat: 'Vingolf est amicorum palatium', meinte zb. Resenius. es ist eins der merkwürdigsten rätsel der überlieferung und der gewohnheit, dass falsche urteile sich zu einem privilegierten vorurteil verdichten, welches generationen unter seinem banne hält. wie konnte man nur auf treu und glauben hinnehmen, *vin-* bedeute 'freund', *Vingolf* habe überhaupt etwas mit freundschaft zu tun? allerdings bedeutet anord. *vinnr* freund, *vinmargr* viele freunde habend, aber schon *vingjöf* hätte Braune stutzig machen sollen. *vingjöf* findet sich in norwegisch-isländischen sögur häufig als bezeichnung von zuwendungen, welche zur besiegelung freundschaftlicher beziehungen oder zum dank für geleistete dienste gemacht werden. in den rechtsquellen wird das wort gelegentlich in ähnlicher, zuweilen in wesentlich verschiedener bedeutung gebraucht¹.

Die ehe ist bekanntlich in der alten zeit ein geschäft gewesen zwischen den verwanten der braut und dem bräutigam: der vormund der braut schenkt diese dem bräutigam, was eine gegengabe des letzteren erforderte. diese gegengabe heisst in den schwedischen rechtsquellen *vingjæf*, *vingæf*, andernorts in Skandinavien *mundr* (Amira in Pauls Grundr. II 2, 142). *vingjæf* mit 'freundesgabe' zu übersetzen, geht nicht an, denn um freundschaft

havn 1889) s. 178: Ved staverne eller stolperne inddeltes stuen i flere fag eller afdelinger, dels på tværs dels på langs af denne. betragter man først inddelingen på tværs af stuen, så udgjorde rummet i mellem hvert par staver et fag for sig. hvert enkelt af disse fag kaldtes for stavgulv (*stafgolf*), *golf* Sn. E. I 34. 88. Grim. 24; hvis antal var meget forskelligt og rettede sig efter husets længde og stolpernes antal (gamle indhuse paa Skarø var inddelte i gulve ikke i fag). über die anlage der stafir sind die abbildungen s. 122 ff zu vergleichen.

¹ Joh. Fritzner Chra. vid. selsk. foth. 1880 no. 16 s. 8 ff; Iv. Otmann Äldre Västgötalagen (Helsingfors 1883) s. 45; Hildebrand Sveriges medeltid I 98; Kongl. vitterheds historie och antiqvitets akademis månadsblad XII (1883) s. 73. 124.

zwischen bräutigam und den verwanten der braut kann es sich doch in dieser frage nicht handeln. das wort bezeichnet vielmehr 'liebesgabe', eine auf die eheschließung bezügliche gabe. dieselbe hat zb. bei verheiratung eines freigelassenen mit einer freigeborenen an den herrn zu fallen; bei unzucht und nachheriger verlobung soll die *vingjæf* als unzuchtsbuße gelten. für den naheliegenden gedanken, dass die *vingjæf* ein äquivalent für eine besondere vormundschaftliche verpflichtung oder auch für die tätigkeit des vormundes bei der verlobung bilde, lässt sich eine unterstützende quellenstelle nicht anführen. die bei ehen von slaven erfolgende zahlung einer *vingjæf* spricht dagegen und die hervorhebung, dass der slave 2 öre geben soll *til siæng hennar* ('pro venia concumbendi cum ea'), weist darauf hin, dass der zusammenhang mit dem in der bettbeschreitung sich vollziehenden erwerbe der ehelichen gewaltrechte über die braut vorgeschwebt habe, wobei noch der gedanke einer vergeltung für die gestattete geschlechtliche beiwohnung mit untergelaufen sein mag (KLehmann Verlobung und hochzeit nach den nordgermanischen rechten des frühern mittelalters, München 1882, s. 67 ff). zu dieser rechtsgeschichtlichen erläuterung von *vingjæf* halte man sich ein compositum wie anord. *bedvina*¹ gegenwärtig, um sich von der alten bedeutung des grundwortes in ihrem ursprünglichen sinn zu überzeugen.

Nun nehme man irgend ein beliebiges wörterbuch zur hand, um sich zu vergewissern, dass das altdeutsche wort *wine* vorzugsweise 'geliebter', 'geliebte', bedeutet, dass 'freund' in unserem sinne nur eine abgeleitete bedeutungsentwicklung sein kann. zum überfluss ist auch die aufsergermanische wortsippe klar und deutlich hierfür zeuge, denn lat. *Venus*, altind. *van* 'gern haben, lieben', *vanas* 'lust' gehören aufs engste mit unserem *wine* und unmittelbar zusammen (Arkiv 6, 308 f). in Deutschland ist das wort im 13 jh. bereits veraltet (vgl. Jänicke zu Biterolf 4335). von höfischen dichtern gebrauchten es nur (bezeichnenderweise) Heinrich von Veldeke (Eneit 2932) und Wolfram von Eschenbach (Parzival 228, 6). die hauptstellen liefert das Nibelungenlied, doch kann ich hier von den für die geschichte des wortes interessanten lesarten absehen (vgl. Bartsch Untersuchungen s. 194). B str.

¹ 'bettschatz', wie man im vorigen jh. sagte (zb. frau Aja in den briefen an ihren hätschelhans).

822 verwarft sich Kriemhilt gegen den vorwurf, dass sie *eigenmannes wine* sein solle, und str. 898 bindet sie dem Hagen ihren *holden wine* Siegfried auf die seele, wie entsprechend auch Rüdiger str. 2138 als *wine Gotelinde* eingeführt wird (desgl. Biterolf 4335). auf der andern seite wird in der Kudrun von Hilde einmal (str. 802) als *des wirtes wine* (vgl. dazu Saxo Grammaticus I 242) gesprochen. dieser sprachgebrauch ist auch im Nibelungenlied vertreten. str. 554 (B) heisst Brünhild *Gunthers wine*, wie Kriemhild *Sifrides wine* str. 622; *fürsten wine milt* str. 1746; im Biterolf 6847 *Sifrides win*. genau ebenso ist das wort belegt im Rolandslied 8714, wo Alde um Roland, ihren *wine*, klagt, im vergleich zur Genesis, wo die söhne Noahs als *wine* resp. *winige* der schwiegertöchter bezeichnet werden (W 27, 25 = M 28, 18), wo aber auch Eva Adams *winege* (W 18, 24 = M 13, 12) heisst, wie Crescentia Dietrichs *winige* in der Kaiserchronik (11500 Schröder)¹.

Ich kann es mir sparen auch, die ahd. belege (Graff I 867) hier zusammenzustellen, möchte aber an die ableitung *wineschaft*, ags. *winescype* 'gattenverhältnis' und an and. *winitreua* (Hel. 321), ags. *winetréowe* 'gattentreue' erinnern. besonders wertvoll sind auch hier die *wineleodi* (Uhland schriften 3, 383. 5, 116; MSD² s. 364; Zs. 9, 128. 27, 353; Pauls Grundr. II 170 ua.; Ahd. glossen II 83. 96. 100. 113). es sind volkstümliche liedeslieder, von denen sich nicht erweisen lässt, dass sie andern zwecken als dem liebesverkehr hätten dienen können. wenn zu Neidharts zeiten vielleicht etwas anderes darunter verstanden worden ist, hat dies seinen grund darin, dass damals das wort *wine* bereits abgestorben war.

Die ursprüngliche bedeutung von *wine* (synonym mit *vriedel* nach dem zeugnis der Nibelungenhs. D 898, 2) hat das volksepos höheren stils im 12 jh. noch ganz rein als ausdruck der heroenliebe bewahrt, offenbar im lebendigen fluss uralter tradition, in welcher der heldenjüngling und die heldenjungfrau in ihrem liebesverhältnis gefeiert waren. *Vingolf* ist die 'halle der liebenden', wo die schildjungfrau den unsterblichen volkshelden beglückt, wo (nach skandinavischer terminologie) walkyrjen und einherjer in freier liebe die seligste der leidenschaften genießen.

Man möchte leicht stutzig werden und sich sträuben, wal-

¹ *wini* in zahlreichen eigennamen ergibt nichts positives; wol der älteste beleg ist *Leubwini* auf der größeren Nordendorfer spange, welche Henning ins 6 bis 7 jh. setzt (vgl. auch Auz. XVI 375), ebenso anord. *Ljufvina*.

kyrjen in huris sich verwandeln zu lassen. davon kann auch in der tat nicht die rede sein. doch ist schon so viel über die zechlust der einherjer in Walhall gesagt und gedichtet worden, dass man auch einmal an die verse Goethes aus dem Westöstlichen divan sich erinnern lassen darf:

Denn meine meinung ist
Nicht übertrieben:
Wenn man nicht trinken kann,
Soll man nicht lieben.
Doch sollt ihr trinker euch
Nicht besser dünken:
Wenn man nicht lieben kann,
Soll man nicht trinken.

dass im heldenparadiese zum wein und zum weib auch das lied nicht gefehlt hat, dafür bürgt uns walvater Odin mit seinem hofskalden Bragi, der die gefallenen in Valhöll festlich begrüßt. so steht denn auch Odin, was die liebesabenteuer anlangt, an der spitze (Harb. str. 30, Aarb. 1888, 143 f). von seinen abentuern mit Gunnlöd und Billings mädchen hat uns eine köstliche poesie kunde gegeben, von seiner werbung um Rinda wuste Saxo Grammaticus noch viel zu erzählen.

Über den weiblichen götterkreis führt das grofse scheltgedicht Lokasenna eine deutliche sprache. nicht zu verkennen ist, dass Loki in seinen schmähungen einen sehr pathetischen ton anschlägt, der seine gereiztheit verrät, seine übertreibungen entschuldigt. str. 17 führt Loki gegen Iþun los: *þik kvedk allra kveenna vergjarnasta vera*. Gefjon weifs sich nicht gegen den vorwurf zu verteidigen: *sveinn enn hvíte þér sigle gaf ok þú lagþer lær yfer* (str. 20). selbst Frigg wird nicht verschont, wenn der böse spötter sie schilt: *hefr æ vergjörn veret es þá Vea ok Vilja léztu þér . . . í baþm of teket* (str. 26). und vollends Freyja muss sich sagen lassen: *ása ok alfa . . . hverr hefr þínu hórr veret* (str. 30). mag im munde Lokis manches bösartig erlogen sein, Njörðr giebt doch eine nicht zu bezweifelnde bestätigung der urteile, wenn er die göttinnen mit den worten in schutz nimmt: *þats vó litel þott sér vers fœ, varþer hóss eþa hvars* (str. 33). Skapi bekommt zu hören, sie habe Loki in ihr bett gebeten (str. 52), und schließlich schlägt auch Sif das gewissen. schlau möchte sie vorbeugen (str. 53), aber Loki kann nicht mehr in

leidenschaftlicher scheltwut an sich halten: *ein þú værer ef svá værer vör ok gröm at vere* (str. 54). für Freyja möchte ich noch daran erinnern, dass sie das Brisingamen nur unter der bedingung erhalten haben soll, dass sie jedem der vier zwerge eine nacht bewilligt. es ist ferner auf Þrymskviða 12 zu verweisen: *mik veist verþa vergjarnasta*, und in Hyndl. str. 9 ff hören wir von ihrer liebe zu dem jungen Ottar. vielleicht hat Bugge mit seiner schönen conjectur zu Hyndl. 46 ff *Óds vina* (wie *Óds bedvina* Sn. E. I 348. 424) recht (Arkiv for nord. filol. I 264 f). dann wäre diese formel wie *Hergauts vina* (Sn. E. 372) gemeingermanisch und unmittelbar in eine reihe mit der mhd. (*Sifrides wine*¹) zu stellen, von der wir für die deutung von Vingolf ausgegangen sind.

Wenn nun aber Sn. E. I 62 das haus der um Frigg (ihrem namen nach 'die geliebte') sich scharenden göttinnen Vingolf nennt, so mag auch noch ins gewicht fallen, dass eine der bewohnerinnen von Vingolf ausdrücklich als liebesstifterin von Snorri characterisiert ist, nämlich Sjöfn.

Um von den liebesverhältnissen der walkyrjen im besondern zu reden, so hat schon JGrimm Myth. I 351 ihre bedeutung als geliebte edler helden ins licht gestellt. Svava liebte den Helgi Hjörvardsson, Sigrlinn den Hjörvard, Sigrun den Helgi Hundingsbani, Sigrdrifa-Brynhild den Sigurd, man denke an die walkyrjen der Völundarkviða usw. wie Sigrun und Sigrdrifa werden sie ihren liebhabern sieg und schutz im kampf verliehen haben. es ist allerdings hervorzuheben, dass eine förmliche vermählung mit ihrem berufe nicht verträglich gewesen ist. die verlobung verlangt nach der alten rechtsanschauung wol ein treueverhältnis, aber keineswegs die ehe. die verlobung erzeugt kein eheverhältnis, sie erzeugt nur ein persönliches band. mit der hochzeit erst entsteht die ehe. der name und begriff des ehebruchs wird dann erst möglich, die folgen des ehebruchs treten dann erst ein: der treubruch der braut ist kein ehebruch (KLehmann aao. s. 100 ff. 124).

Es ist sehr schwer unter den walkyrjen eine trennung irdischer und himmlischer heldenmädchen durchzuführen, die

¹ vgl. *hans kvánar vinn* Sigurdarkviða in sk. v. 28; *vinn hans konu* Völsungasaga c. 30; ferner Atlam. 92, 3. *málvinn* Gudtrunkv. I 20. Krákum. 20. *málvina* Sn. E. II 136. *ástvinn meyya* Krákum. 23. so erledigt sich auch Hyndlulj. 19, 1 (Sijmons). desgl. nennt in dem ags. Waldere fragm. A v. 12 Hildegund den Walther *wine min* (anders Heinzel Wien. sitzungsb. 117, II 6).

grenzen zwischen dem göttlichen und menschlichen verschwimmen hier (Weinhold Deutsche frauen 1² 40). wo Saxo Grammaticus von der liebe Baldrs zu Nanna erzählt, ist überall die erde als schauplatz gedacht, nur die Snorra Edda hat das liebespaar zu den lichten höhen des himmels erhoben. es unterliegt keinem zweifel, dass Nanna als walkyrje zu denken ist. daher muss es unwesentlich erscheinen, ob die walkyrje in unserer überlieferung den trauten freund unter den großen helden der nordischen reiche oder unter den einherjern in Valhöll sucht und findet: ihr liebesbedürfnis quillt wie duftende blüte aus dem heldenherzen der ritterlichen jungfrau. Menzel (Odin s. 278) hat ganz richtig hervorgehoben, dass von zärtlichen verhältnissen der einherjer und walkyrjen kaum einmal die rede sei. trotz dieser zurückhaltung der quellen müssen sie vorausgesetzt werden, wenn anders die schönen sagen von den beziehungen der walkyrjen zu irdischen helden sinn haben sollen¹. einen nicht zu unterschätzenden beleg liefert Helgakviða Hundingsbana 138 (Bugge):

þú vart en skepa skass valkyrja
otul ámätlig at Alfödur;
mundo einherjar allir berjaz
svevis kona! um sakar þinar.

danach ist es zum kampf gekommen zwischen den einherjern um die liebreiche, stolze walkyrje. so mag sich denn manche liebschaft zwischen ihnen entsponnen haben (Weinhold Deutsche frauen 1² 40), leider hat uns kein dichter von liebesfreud und liebesleid im getilde der seligen gesungen. klingt aber nicht die gemütvollste dichtung aus den liebestrophen der Helgilieder, ja sogar aus der gelehrten prosa und den steifen versen, in denen Saxo Grammaticus uns von den liebesparen der heldenzeit zu erzählen weiß? die zu seiner zeit noch gesungenen lieder von Regnerus und Svanhuita (168), Ericus und Gunvara (1218), Otharus und Syritha (1330), Alf und Alvilda (1335) bleiben für uns ein stets beklagenswerter verlust. unbegreiflich ist die einseitige voreingenommenheit, mit der der sagenerzähler sich widerspricht, wenn er zb. beim zusammentreffen des Alf mit Alvilda (s. 337) sagt: *animadvertit osculis non armis agendum esse telorumque rigore deposito blandioribus hostem officiis attractandam* und auf der folgenden seite

¹ vgl. auch Holtzmann Mythologie s. 161; Sijmons Beitr. 4, 190 f. Rosenberg Nordb. sandsl. 1 282 ff. 325.

beim entwurf eines gesamtbildes der schildmädchen fortfährt: *hae (foeminae) perinde ac nativae conditionis immemores rigoremque blanditiis anteferentes, bella pro busiis intentabant, sanguinemque, non oscula delibantes, armorum potius quam amorum officia frequentabant, manusque quas in telas aptare debuerant, telorum obsequiis exhibebant, ut jam non lecto sed letho studentes spiculis appetere, quos mulcere specie potuissent.* diese auffassung Saxos hat in ihrer einseitigkeit auch unsere vorstellung gar zu lange beherrscht. aus dem sonnigen auge der walkyrje leuchtete der glanz der liebe, unter dem panzer schlummerte das köstlichste der jungfräulichen gefühle. wenn auf dem schlachtfeld die raben flatterten, beglückte die kämpferin den helden in Vingolf.

Marburg i. H.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

DER NAME DER SEMNONEN.

Alts. *šimo*, aisl. *simi*, das Müllenhoff Zs. 7, 383 zur erklärung des Semnonennamens herangezogen hat, entstammt nebst mehreren andern germanischen worten — s. Kluge EW⁴ 325 unter *Seil* — der idg. wurzel *šī* 'binden'. von dieser aus ist aber eine form *Semnones* nicht gut erreichbar. von dem versuche, den volksnamen aus Tacitus Germ. 39 zu erklären, wird darum abzusehen sein. ebensowenig freilich befriedigen die deutungsversuche von Zeufs Die Deutschen 130, JGrimm GDS 493, Wackernagel Zs. 6, 260 und andere.

In der überlieferung des namens durch Römer und Griechen besteht kein schwanken, das zu einem zweifel über seine auffassung von dieser seite her anlass gäbe. *Σέμνωνες* bei Strabo, *Σέμνονες* bei Ptolemaeus und Dio Cassius im verein mit *Σέμνων*, dem namen eines königs der *Λογιώνες* bei Zosimus 1, 67 bezeugen einstimmig die kürze des stammvocal's, und für den lautstand des wortes im übrigen ist auch *Semnones* bei Tacitus und auf dem Monumentum Ancyranum ein ausreichender beleg, dem gegenüber *Senones* bei Velleius nicht ins gewicht fällt, zumal diese form sichtbarlich einer angleichung an den namen der keltischen *Senones* in Gallien und Italien ihre entstehung verdankt, so wie umgekehrt Ptolemaeus die cisalpinischen Senonen mit dem germanischen namen *Σέμνωνες* nennt.

Soll aus der überlieferten form des namens auf seine ger-

manische lautgestalt geschlossen werden, so ist dabei wol zu beachten, dass im lateinischen sowol als im griechischen die lautverbindung *mn*, *μν* auch älteres *bn*, *βν* vertritt, wie *Samnium* neben *Sabini*, *scamnaum* neben *scabellum*, *σεμνός* neben *σέβομαι* zeigt: s. Brugmann Grundr. 1, 364. 372. war *bn* diesen sprachen nicht gemäfs, so mussten sie dafür auch bei wiedergabe barbarischer namen nach möglichkeit ersatz suchen. dass dies wirklich geschah, zeigt deutlich die behandlung des keltischen stammes *dubno-* in namen, für den bei Glück Die kelt. namen 68 ff die belege zusammengestellt sind. während die jüngeren keltischen sprachen ebenso wie die germanischen teilweise *bn* zu *mn* verändern, war im altgallischen und britannischen *bn* noch weit allgemeiner, wo nicht durchaus noch erhalten. unter den inschriftlichen und als solche der volkstümlichen aussprache sich näher anschließenden belegen für jenen wortstamm *dubno-* überwiegt die schreibung mit *bn* um ein vielfaches. dagegen bietet die litterarische überlieferung: *Dumnum* (Tab. Peut.), *Δοῦμνα* (*νησος*, Ptol. 2, 3, 14), *Dumnissus* (flusname, Ausonius Mos. 8), *Dumnacus* (Caesar), *Dumnonii* (Itin. Ant., Solin 22 K., *Δουμόνιοι* Ptol. 2, 3, 13), *Dumnorix* (Caesar), *Domnotonus* (Ausonius Ep. 5, 15. 31), *Δουμόκλειος* (Strabo p. 543), *Τογόδουμος* (Dio Cassius 60, 20), *Geidumni* (Caesar), *Conconnetodumnus* (Caesar), *Cogidumnus* (Tacitus Agr. 14); also einstimmig *mn!* für das germanische fehlt es leider an alten beispielen, die hierher gehören, es wäre denn der volksname **Dulgubnjōz*, den Ptolemaeus 2, 1, 19 — jedesfalls nach lateinischer quelle — durch *Δουλογούμιοι* wiedergibt, während sich bei Tacitus Germ. 34 dafür *Dulgubini* findet, wobei die unbequeme lautverbindung in anderer weise beseitigt ist. erwähnt sei noch, dass altfränkisches **Hrabn(a)* regelmäfsig als *Chrammus* transscribiert wird.

Semnones Σέμνονες kann also ebensogut für germanisches **Sebnonēz* wie für **Semnonēz* stehn. und wollte man eine genaue wiedergabe von *bn* auch nicht für völlig unmöglich halten, so musste hier doch schon der anklang an das griechische *σεμνός* für *mn* den ausschlag geben. ja es ist sogar fraglich, ob **Semnonēz* überhaupt in betracht kommen kann, da jenes *Dulgubini* und die gotischen abstracta auf *-ubni*, *-ufni* dafür sprechen, dass auch altes *mn* im urgermanischen zu *bn* oder *fn* dissimiliert war.

Und nun findet *Semnonnes* leicht eine erklärung. verglichen mit alts. *seþo*, ags. *sefa*, aisl. *sefi* 'sinn', wozu auch das verbum alts. *af-*, *an-sebbian*, ahd. *int-*, *in-seffen*, mhd. *ent-*, *en-*, *be-seben* 'wahrnehmen, bemerken' (= lat. *sapere*) gestellt wird, kann **sebnon-* als ein aus der idg. wurzel *sep* mit suffix *-no-* und dem bildungselement der schwachen adjectivform abgeleiteter stamm betrachtet werden. und vollauf bestätigt sich diese deutung, da uns aisl. *Sjöfnu*, *Sjömn* als name einer göttin überliefert ist, von der es Sn. E. I 114 heisst: *hon gátir mjök til at snúa hugun manna til ásta, kvenna ok karla; af hennar nafni er elskhuginn kalladr sjafni*; letzteres wort steht auch Sn. E. II 490 in der bedeutung 'animus' und ist um so sicherer mit *sefi* 'animus' verwant.

Jedesfalls stimmt ein name mit der bedeutung 'die verständigen' gut zum charakter der germanischen stammnamen im allgemeinen und zu würde und ansehen der Semnonen im besonderen, von denen Tacitus Germ. 39 berichtet: 'vetustissimos se nobilissimosque Sueborum . . . memorant'. eine art gegensatz besteht vielleicht zum namen des anderen alten svebischen hauptstammes, der **Purones* (*Τούρωνοι* bei Ptolemaeus 2, 11, 11, sonst *Ermunduri* und nachmals *Thuringi* genannt), von denen die **Sebnonnes* durch die Elbe geschieden sind. 'die kühnen' und 'die verständigen' sich zu nennen hatten diese beiden stämme umsomehr anlass, wenn nachbarliche eifersucht ihnen den namen **Swābīs* 'die schläfrigen' aufbrachte.

Σέμωνων, könig der *Λογιώνες*, ist entweder erst nach dem volksstamme der Semnonen benannt oder unmittelbar mit dem adjectivum **sebnas* in seiner consonantischen form.

Die *Σίμωνα ἔλη* mit den Semnonen in zusammenhang zu bringen, ist schon deshalb nicht gestattet, weil die angaben über ihre lage bei Ptolemaeus in einen ganz anderen bereich führen. dagegen dürfen vielleicht die *Sesafjöll Sevafjöll* der Helgakvida Hundingsbana II, in denen Müllenhoff Zs. 23, 169 nur einen fingierten namen der poetischen geographie, 'gleichsam herz- oder minneberge', erblickte, als Semnonenwald gelten. man sollte dann freilich **Sefna-* oder **Sjafna-fjöll* erwarten. aber sobald einmal der volksname **Sefnar* **Sjafnar* vergessen war, konnte älteres **Sefna-fjöll* leicht auf *sefi* 'animus' oder *sefi* = *sifi* 'filius' bezogen und darnach zu *Sefa-fjöll* umgestaltet werden, zumal der

gen. plur. von **Sefnar*, nämlich **Sefna* aus **Sefn-na*, mit dem gleichen casus von *sefi* völlig zusammenfiel, so lange bei den *n*-stämmen der alte lautgesetzliche plural noch nicht durch den der *o*-stämme verdrängt worden war. gebirge nach den anwohnenden völkern zu benennen ist germanischer brauch, wie der *Böhmer-*, *Baier-*, *Franken-*, *Thüringerwald*, der *Svávaskógr* und *Ungaraskógr* der *Píðrekssaga*, die *Harvadafjöll* der *Hervarasaga* (Heinzel WSB 1887 [114 bd. 2 h.] s. 499), die *Logafjöll* (d. i. berge der Lugier? s. Zs. 33, 1 anm.), die *Οὐανθάλιχα ὄρη* des Dio Cassius zeigen, beispiele, die sich leicht vermehren ließen. deutsche locale begegnen in den Helgiliedern auch sonst und zwar gerade aus dem gesichtskreise der Semnonen; vgl. Müllenhoff Zs. 11, 278 anm., 23, 139 ff, 169 ff und Uhlund Schriften S, 139¹. besonders ins gewicht fällt, dass gerade Sigrun, die widergeborene Svava, die auch mehrmals *sudrón* genannt wird, mit einem ständigen beisatze '*fra Sefafjöllum*' heißt, und dass Helgi, der bei ihr seinen herschersitz genommen hat, im *Fjoturlundr*, im 'fesselhaine', den tod findet, d. i. nach Müllenhoff im heiligen hain der Semnonen, den man, wie uns Tacitus Germ. 39 meldet, nur gefesselt betreten durfte.

Wien, im (august) november 1891.

RUDOLF MUCH.

DEA HARIMELLA.

Der boden Britanniens, dem die für die germanische mythologie hochwichtigen Thingsussteine entstammen, birgt wol noch manchen schatz, der einst unsere kunde von der vaterländischen vorzeit bereichern wird. ja ein solcher ist aus ihm sogar seit langem schon gehoben, ohne dass man seinen wert erkannt und ihm der wissenschaft nutzbar gemacht hätte. es ist dies der altar der göttin *Harimella*.

Die inschrift dieses denkmals, das in Birrens bei Middleby in Schottland nördlich vom Hadriannuswalle gefunden wurde, aber leider wider in verlust geriet, ist CIL 7,1065 wie folgt widergegeben:

¹ Zs. 33, 1 habe ich allzudreist auch den sicher frei erfundenen namen *Arasteinn* auf *Orliči hory* bezogen, eine zusammenstellung, von der natürlich völlig abzusehen ist.

DEAE
 HARIMEL
 LAE·SACGA
 MIDIAⁿVS
 ARCXVSLLM

die vierte zeile ist jedoch als MIDIAHVS überliefert, woran nicht ohne not geändert werden darf; man vgl. die, wie es scheint, von *jō*-stämmen mit suffix *-go-* (germ. *-ha-*, *-ga-*) abgeleiteten germanischen göttinnen- und matronennamen *Alaisiagae*, *Albiahenae*, *Alhiahenae*, *Vesuniahenae*¹. die fünfte list Hübner aao. *arc[ar(ius)] v(otum) s(olvit) l(ibens) l(aetus) m(erito)* und denkt dabei, Heutzen folgend, an einen 'arcarius cohortis videlicet n Tungrorum'. nach dem zeugnisse anderer am selben orte gefundener inschriften lag nämlich diese cohorte daselbst in garnison; aufser ihr übrigens noch die coh. i Nervana Germanorum (milliaria equitata).

Demnach ist es schon nicht unwahrscheinlich, dass *Harimella* eine von Germanen verehrte göttin ist, und wir werden das nicht aufser acht lassen dürfen, wenn wir uns um eine erklärang ihres namens umsehen.

Ein wortstamm *mella-* findet sich auch sonst mehrfach in germanischen namen, so in *Mellarid*, *Mellatena*, *Mellovicus*, *Baromellus* (Förstemann 1, 900. 214), ja sogar schon in einem frauennamen aus römischer zeit auf einem in Vechten bei Utrecht gefundenen, von Leemans in den Bonner Jahrb. 47, 160 publicierten denkstein, dessen inschrift lautet:

SALVIAE
 FLEDIMELLAE
 SEX·SALVIVS
 PATRONVS·PIE

— eine altnordische *Mjöll* begegnet uns in der Landnama, und ihr name deckt sich nicht nur zufällig mit *mjöll* 'neuschnee', vielmehr liegt hier wie dort das fem. eines adj. (aisl. **mjallr*) zu grunde. erhalten ist dieses wort in schwed. *mjell* 'klar und weich' (vgl. *mjellhet* 'klarheit, helle', *mjellhud* 'klarere, weiche teint'), in schwed. mundartl. *mjäll* 1) 'fin, hvit, glänsande' 2) 'lös, tunn, torr' 3) 'ömsiut, blödhjertad' nach Rietz Svenskt dialekt lex. 441, ferner in norweg. *mjell*, zu dem Aasen Norsk ordbog 502 be-

¹ der ausgang *-ena* ist hier genau wie in *Fimmilena* zu beurteilen.

merkt: '1) frisk, sund (?). en saadan betydning forudsættes i: *umjell* (sygelig). jf. sv. *mjell*: klar, reen. isl. *mjalli*(m.): heeled, fuldkommenhed. — 2) om sneen: tor, let, los; ikke fugtig (kram)'.

Und nun ist uns der batavische name *Fledimella* bereits völlig verständlich. denn sein erster teil ist doch deutlich dasselbe wie ahd. *-flät*, älter (latinisiert) *-flēdis*, ags. *flūd* in frauennamen (s. Förstemann I 407. 408) und in unserem *unflat*, mhd. *unvlät*; md. *vlät*. das wort gehört zu mhd. *vlæjen* 'spülen', ist also auch mit *flut* verwant: vgl. Schade Altd. wb.² 203. der sohn einer *Flatberga* (Pol. Irm. s. 210) heisst *Flothar*. *Fledimella*, germ. **Flēdimellō* ist also 'die schönheitglänzende'. von dem *-mella* in *Fledimella* aber wird man das in *Harimella* nicht trennen dürfen.

Die erklärung von *Hari-* bereitet indes schwierigkeiten; denn fasst man dies als den *ja*-stamm *harja-* 'heer' auf, so ist die synkope auffällig, zumal noch im gotischen nach kürze der stamm- auslaut *-ja-* in der compositionsfuge bewahrt bleibt. vielleicht stand auf dem denkmale gar HARIMELLA mit einer leicht übersehbaren ligatur A + M, wie eine solche im namen der göttin RICAGMBEDA vorkommt, deren altar ebenfalls in Birrens gefunden wurde; s. CIL 7, 1072. prof. ESchröder macht mich freundlichst auf die namen *Flatberta* und *Hariberta*, beide im Polypt. Irminonis, aufmerksam. da sich uns **mellaz* bereits als sinnverwant mit **berhtaz* erwiesen hat, sind wir umsomehr berechtigt, die gleichung aufzustellen: *Harimella* : *Fledimella* = *Hariberta* : *Flatberta*. und handelte es sich um einen personennamen *Harimella*, so wäre er damit als zusammensetzung mit *harja-* 'heer' wol schon genügend gerechtfertigt. anders verhält es sich freilich mit dem namen einer gottheit, der als solcher immer den charakter eines beinamens hat und einen bestimmten begriff ausdrücken muss. die frage nach dem sinn der zusammensetzung bleibt uns also nicht erspart, und wie sie zu beantworten ist, lässt sich so leicht nicht entscheiden. ist *Harimella* 'die im heere, in der schlacht glänzende'? oder die **Mella*, die zum heere in beziehung steht, es mit mut erfüllt, ihm sieg verleiht, von ihm verehrt wird? oder ist sie einfach 'die sehr glänzende', so wie *harja-* auch in aisl. *herkaldr* lediglich den grundbegriff verstärkt? mit rücksicht auf das schwed. *mjellhud* könnte man

auch versucht sein, *Harí-* von 'heer' zu trennen und mit lat. *corium* (*corius*) und aisl. *hǫrund* zusammenzubringen. das aisl. kennt die adjectiva *hǫrundbjartr*, *hǫrundljóss*, *hǫrundhvitr*, *hǫrundmjúkr*, zum teil als epitheta ornantia des weibes. läge in *Harimella* ein ähnlicher sinn, so wäre dies ein name nach art so vieler griechischer beinamen von göttinnen, die an diesen einzig und allein züge weiblicher schönheit hervorheben. aber zu dem vorauszusetzenden kriegerischen charakter der *Harimella*, deren altar ja von soldaten errichtet ist, würde ein solcher name nicht gut stimmen.

Wien im (august) october 1891.

RUDOLF MUCH.

RAUS UND RAPTUS.

Die namen der beiden könige, unter deren führung die hasdingischen Vandalen im römischen Dakien sich niederließen, *Ῥᾶος* und *Ῥάπτος* nach Dio Cassius 71, 12, sind bisher noch nicht befriedigend gedeutet. wenn Müllenhoff Zs. 7, 528 den einen für got. **Hraus* di. Severus erklärte, so konnte man sich das noch gefallen lassen, obgleich ein got. **hraus* 'roh' nicht mit sicherheit ermittelt werden kann. den anderen, für den dann des stabreimes wegen ebenfalls anlautendes *h* vorausgesetzt werden muss, hält Wrede Spr. d. Wand. 47 für eine bildung aus der germ. wz. *hrap* mit demselben suffix wie in got. *hlif-tus* 'dieb'. darnach hätte er so viel als 'der raffer' bedeutet. aber was man sich dabei denken soll, ist mindestens nicht einleuchtend.

Nach meinem dafürhalten ist *Ῥάπτος* — um gleich bei diesem zu bleiben — genau dasselbe wort wie aisl. *rapttr* 'balken', engl. *raft* 'a collection of spars or planks tied together to serve as a boat', mengl. *raft* (daneben *raftte*) auch noch in dem ursprünglicheren sinne von 'spar' oder 'rough beam' gebraucht: s. Skeat ED 487. man vgl. noch ags. *ræfter* 'rafter', ferner aisl. *ráf*, *ræfr*, ahd. *rāfo*. somit bedeutet *Ῥάπτος*, dem got. **Rafts* entspräche, soviel als 'der balken'. *Ῥᾶος*, das zunächst auf **Raus* in einer lateinischen quelle des Dio Cassius zurückgeht, ist dann sicher nichts anderes als got. *raus* 'das rohr'.

**Raus* und **Rafts* sind nicht nur durch stabreim verbunden, sondern auch durch eine beziehung ihrer bedeutung. es sind beinamen, zu denen die äußere erscheinung ihrer träger veran-

lassung gegeben hat, gerade wie bei den aisl. zunamen *skokull* (stange), *sperra* (latte), *sviðbalki* (kohlbalken), *stafr* (stab) und vielen anderen; s. Weinhold Altnord. I. 279 f. ähnliche deutsche beinamen, die als familiennamen fortleben, gibt es in fülle, darunter sogar noch die namen *Rohr* und *Raft* selbst: beide sind aus dem Wiener adressbuch zu belegen, aus dem ich hier noch den namen *Raftl* und *Spanraft* anführe.

Gröningen im juni 1891.

RUDOLF MUCH.

STRUBILOS CALLEO.

Je spärlicher die denkmäler aus den Donaulanden sind, die uns germanisches namenmaterial überliefern, umsomehr verdienen diese wenigen unsere beachtung. auf den *Septimius Aistomodius* auf einer inschrift aus Carnuntum (CIL III 4453) hat bereits Kluge in Pauls Grundr. I 306 die fachgenossen aufmerksam gemacht. noch merkwürdiger ist ein sicherlich germanischer name auf einer inschrift aus Katzelsdorf bei Wiener-Neustadt, deren text nach einer im Monatsblatt des altertums-vereins zu Wien 1887 s. 66 und 1888 s. 16 erfolgten berichtigung seiner wiedergabe im CIL III 4551 folgendermaßen lautet:

CASSVS · MVSA
SER · ANNOR · C
STRVBILOS CALLEO
LIB · VXOR · ANN · LX
H · S · E · FILI · POSIERVN · · ·

Nach dr Richard Müller, der diesem denkmal in den Blättern des vereins für landeskunde von Niederösterreich 1888 s. 188 ff einen aufsatz gewidmet hat, ergibt sich hierfür nach auflösung der abkürzungen die lesung: *Cassus Musa servus annorum centum, Strubiloscalleo liberta uxor annorum sexaginta, hic situs (sita) est. Filii posierunt.*

Müllers verdienst ist es, den namen *Strubiloscalleo* als germanisch erkannt zu haben. wenn er aber nach einer sehr ausführlichen untersuchung der meinung ist, seinen sinn als 'bellatrix horrida aspectu' — 'mit dem schreckenshelm gerüstete, den schlachtruf erhebende kriegerin' einleuchtend gerechtfertigt zu haben, wird er nicht auf beifall zählen dürfen. doch will ich mich hier nicht erst darauf einlassen, zu zeigen, welche schwierigkeiten einer solchen deutung im wege stehn und sie zu einer

unannehmbaren machen, da es doch möglich ist, gleich etwas besseres an ihre stelle zu setzen.

Sicher hat übrigens Müller recht, wenn er *scalleo* für widergabe von germ. *skalljō* nimmt: man kann dafür auch auf das seitenstück von *framea* und *Friseus* (CIL VI 3230) verweisen. ob dagegen das erste compositionsglied als germ. **strubila-* oder **strūbila-* anzusetzen ist, bleibt ungewis. mhd. *striubelen* aus älterem **strūbilōn* und der familienname *Streubel* (im Wiener adressbuch) lassen allerdings ein germ. adj. *strūbilaz* mit sicherheit erschließen. allein auch neben germ. **strubalaz* = spätmhd. *strobél* war eine form **strubilaz* immer möglich, wie denn ein derartiger suffixablaut überhaupt etwas gewöhnliches ist; vgl. schon *Vandili* neben *Vandali* und *Vanduli* uam. bei Noreen Urgerm. judl. s. 53. ich zweifle nicht, dass auch dieses **strubilaz* aus namen sich wird nachweisen lassen. jedesfalls aber ist die bedeutung von **strūbila-* durch spätmhd. und nhd. *strobél* gegeben. was wir dann im zweiten teile zu suchen haben, zeigen die zusammensetzungen *strobélhar* (Zimmerische chronik III 430, 18) und *strobélkopf*. einen ähnlichen sinn würde ich hinter **Strūbilaskalljō* selbst dann vermuten, wenn **skalljō* etymologisch dunkel bliebe. das ist jedoch durchaus nicht der fall, denn im dän. und schwed. heißt *skalle* geradezu 'kopf', aisl. *skalli* 'kahlkopf', aber auch 'kopf' schlechtweg, zb. in der kenning *rá skalla* 'antenna capitis, pilus, coma' (Egilsson LP 716). die grundbedeutung dieses wortes ist offenbar 'schale', die dann, wie dies ähnlich bei einer ganzen reihe von ausdrücken für den begriff von 'schale, topf, becher' der fall war, zu jener von 'schädel, kopf' übergieng; vgl. Kluge EW¹ 183. so begreift es sich auch, warum die bedeutungsentwicklung von *skalli* im nordischen bei dem sinne von 'kahlkopf' länger verweilte. seiner bildung nach ist *Strūbilaskalljō* die substantivierte schwache form eines bahuvrihiadjektivs **strūbilaskalljaz* 'strobélköpfig', das sich zu jenem aisl. *skalli*, got. **skalla*, geradeso verhält wie aisl. *fagreygr* zu *auga* oder ags. *fyperfete* zu *fót*; vgl. Kluge Nom. stambild. § 177.

Die Strubiloscalleo war wol schon in ihrer germanischen heimat, in der sie diesen ihren zunamen erhielt, eine unfreie und wurde als solche zu den Römern verhandelt.

Wien im mai 1891.

RUDOLF MUCH.

S E G E L.

Wenn nach Tacitus Hist. v 23 die Bataver einmal kriegsmäntel, 'sagula', als segel verwendeten, geht doch aus dem ganzen zusammenhange, in dem dieser umstand berichtet wird, deutlich genug hervor, dass es sich dabei lediglich um einen zufälligen nothbehelf handelt. nichts destoweniger scheint OSchrader auf ihn so großes gewicht zu legen, dass er um seinetwillen die von Wackernagel Umdentsch. 15 und Wb. 256 vorgeschlagene herleitung unseres *segel* aus lat. *sagulum* nicht ganz und gar aufzugeben sich entschließen kann. Handelsgesch. u. waarenkunde 50 denkt er sogar noch an unmittelbare entlehnung der germanischen wortsippe aus jenem barbarisch lateinischen ausdruck, obwohl schon die erste auflage von Kluges EW diese etymologie als unmöglich bezeichnet hatte¹. dagegen wird in der neuauflage der Sprachvergl. u. urgesch. 483 der zusammenhang zwischen *sagum* und **segla* unter der voraussetzung noch für möglich gehalten, dass ersteres ein wort germanischen ursprunges sein könnte, das auf anderer ablautstufe stünde. aber *sagum* begegnet im germanischen selbst gar nicht, im lateinischen aber schon bei Ennius, in einer zeit also, die allen beziehungen zu Germanen vorausliegt. überdies macht Schrader mit recht die bemerkung, dass das *sagum* aus wollenstoff war: dasselbe wird man aber von segeln schwerlich annehmen dürfen.

Sofern ahd. *dionōn* zu *degan*, altn. *þjóna* zu *þegn* gehört, wird auch germ. **segla* aus vorgerm. **seqlōm* entstanden und, wenn auch nicht genau, so doch wesentlich dasselbe wort sein wie griech. ὄπλον aus **sóqlom*. ὄπλον, das zu griech. ἔπομαι 'begleite, folge', lat. *sequor*, air. *sech-em* 'folge, befolge', got. *saihw-a* 'sehe', eigentl. 'folge mit den augen'² gehört, bedeutet ursprünglich das, was man mit sich führt und zu hande hat, die ausrüstung; dann besonders die kriegerische ausrüstung, die waffe, aber auch schiffsrüstzeug, tauwerk, takelwerk, wofür jedes griechische wörterbuch belege bringt. auch im germanischen

¹ übrigens befindet sie sich bei Schrader aao. ganz in der richtigen gesellschaft, wenn gleich darnach ahd. *brort*, altn. *broddr* als 'unzweifelhaftes lehnwort' aus lat. *prova* erklärt wird.

² über andere germanische bildungen aus der wurzel *seq* handelt Kögel Zs. 33, 18 ff.

wird aus einer allgemeineren bedeutung 'schiffsgerät' diejenige von 'segel' hervorgegangen sein, als man segel kennen und verwenden lernte.

Ersteres wenigstens geschah, obgleich Tacitus Germ. 44 den Suionen den gebrauch der segel abspricht, keineswegs erst in der Römerzeit, da doch bereits gegen ende des 4 vorchristl. jhs. der Massaliote Pytheas und vor und nach ihm sicher auch andere phönikische und griechische kauffleute die germanischen küsten besuchten und auch die Gallier zu Caesars zeit segelschiffe sogar ohne rudervorrichtung besaßen. für das germanische bronzealter und zwar nach Montelius Om tidsbestämning inom bronsåldern 61 für die fünfte, nach s. 195 ungefähr den zeitraum von 550—750 v. Chr. umfassende periode desselben, sind eigentümliche bronzemesser charakteristisch, deren blatt oft mit der zeichnung eines schiffes verziert ist. solcher messer, die sämtlich unbestreitbar einheimischen ursprunges sind, hat sich nun schon eine große zahl gefunden; auf dreien, die alle aus Dänemark stammen und derzeit im altnordischen museum in Kopenhagen sich befinden, sind aber deutlich segelschiffe zur darstellung gebracht. man vgl. die abbildungen von zweien dieser fundstücke bei APMadsen Afbildninger af danske oldsager og mindesmærker; bronzealderen 24 n. 14, 15; von einem auch bei JRanke Der mensch II 549. die gleichfalls der bronzezeit zugehörigen skandinavischen felszeichnungen stellen zwar vielfach schiffe, selbst schiffskämpfe dar — s. zb. die abbildungen bei Montelius Die cultur Schwedens in vorchristlicher zeit 72. 73 — nirgends aber schiffe mit segeln.

Gröningen am 13 juni 1891.

RUDOLF MUCH.

TIROLISCHER GLAUBE UND ABERGLAUBE DES 15 JAHRHUNDERTS.

Dem actenconvolut A VII 29 des Innsbrucker statthaltereii-archivs, aus dem ich Anz. xv 144 ein scheidelied des 15 jhs. abgedruckt habe, sind auch die nachfolgenden stücke entnommen, deren bekanntschaft ich gleichfalls meinem freunde dr ORedlich verdanke¹.

1. Ein gebet zu Christi kreuz von ca. 1400 auf einem

¹ hr dr Redlich hat die freundlichkeit gehabt, die correctur noch einmal mit der hs. zu vergleichen. Sch.

octavblatte, auf dem ein zweites, mit zauberworten von anderer hand beschrieben, angenäht ist:

† Christus chreutz daz ich zu allen tzeiten anpete † Christus chreutz sey mit mir † Christus chreutz ist ain warez hail † Christus chreutz vberwindet die pant dez todez † Christus chreutz vberwindet fewer † Christus chreutz ist ain schirm für allez waffen † Christus chreutz ist ain vngemailtez zaichen † Christus chreutz seÿ nÿt mir in allen meinen leben an wegen an stegen dew ere den chrauft dez heiligen chreucez seÿ mit mir mit disem chreutz vber winde ich alle schedleicheiu ding † Christus chreutz öffen mir allez gut † Christus chreutz enphüt mir allez vbel † Christus chreutz enphüt mir die weizen dez todez daz götleich chreutz hail mich zu allen zeiten hinder mich für mich vnter mich dan der alte und der laidig tiefel zu allen zeiten fleucht dich wan er waiz dich. a. m. e. n.

2. Auf der vorderseite eines andern blättchens stehn aufzeichnungen von urbargiebigkeiten zum j. 1450, auf der rückseite von anderer hand, aber aus derselben zeit, folgender schutzsegen:

Gesegen mich hewt der got der mich peschaffen hat gesegen mich hewt der engel mein vor valschem ratt gesegen mich hewt maria gotz muter vor dem daz mir da schat gesegen mich hewt daz heÿlig krewtz vor sunden und vor schanden. Dy firer dy pflegen mein wo ich in dem land hin far zum funften mall empfhilich ich mich in der engel schar so mag nimalen geschaden klain recht sam ein har wo ich in dem land hin far auff waser oder auff lande.

Dar nach empfhilich ich mich maria gotz müter der vil werden, daz sy sei mein schilt vor aller werder not daz mich mariareÿ gotz müter pehüt vor einem engstlichen tod daz meiner armen sell werd vill gut rat wan sy von dem mund hin gat und von dem leichnam schaidett.

Gesegen mich hewt daz heÿlig krewtz und auch die kron daz heylig plutt daz got aus seiner seyten rann gesegen mich hewt maryreÿ vnd sand Johans der vudterm krewtz sein hend auff want und klagt sein schoppfler serer(?) Gesegen mich hewt daz man in an ein krewtze spin gesegen mich hewt.

3. Das nachfolgende gebet aus der zeit um 1450 ist einmal um der naivetät des aufzeichners willen, dann aber auch wegen

seines volkstümlichen anstrichs und der alten reimformeln von interesse.

In dem namen got dez vater und suns und dez hailigen gaistes namen amen, Johannes Marcus Lucas und Matheus.

Johannes in der lieb gotz enpfilch ich mich da got gieng auff erdrich da was niempt wider in da er ward zway und dreyszig jar alt da an gieng sein pittre marter an ainem abent daz geschach da er gieng in den garten da wolt er seiner veinte warten es warn dy juden. Sy chomen dar mit spiessen und mit stangen als pald daz si daz horten das got sprach er ist hie den ir da sucht wie pald fielen sy nÿder auff ire chnÿe si waren im alle widerzam si machten alle weder rechen noch sprechen daz was gotes will also sey ich Hans in dem standt da got gieng gen Galilea mit seinen xu jungern ich Hans ich sey als wol bechant auff wazzer und auff < laut > in lieb und in er in zucht und in frewd pey fursten freyn und graffen so sey ich pechant als hach als got sas an dem abnt essen mit seinen xu jungern er was der höchst der auserwelt ist der got alain was darnach sey ich Hans dernach in dem chauff und in dem ratt wo ich. *rückseite*: zu dem gepet gehert XL aue maria XL tag an vnderlas und dez margens und nicht darzwischen getan, noch chainerlay geret.

4. *Aus der zeit um 1400 stammt ein auf 4 seiten beschriebenes heftchen mit aufzeichnungen über wunder des hl. Wolfgang, von denen ich hier nur eine probe gebe¹.*

Item ain fraw ist swanger gewesen dy hat dragen xiiii wochen und ist des nider kumen also das chain leben in dem kind nit was, da versprach dy mueter das kind gan dem lieben herrn sant Wolfgang mit wachs abzewegen als pald das geschach da wart das kind krismet und daüft.

5. *Ebenso begnüge ich mich hier mit einem beispiel der interessanten schatzsagen, die auf 2 blättchen kl. 8°, ebenfalls aus der zeit um 1400, überliefert sind; die aufzeichnung ist leider nicht mehr vollständig.*

An dem end ze Triend so such zwo slangen hawbt an ainem stain ergraben dar vnder grab da vindest du vÿl guldein trinkchfas vnd mÿs da von vier schuch so vindstu zwyualtigen schacz.

Innsbruck.

S. M. PREM.

¹ *auf den rat des herausgebers dieser zeitschrift gedenke ich die nrr 4 und 5 an anderem orte vollständig zur veröffentlichung zu bringen.*

UNVOGEL.

Jüngling 257 (Zs. S. 558):

*er kranck, er storch, er elbiz,
er iule, er gouch, er gibiz,
er wergel, er grezel, er widehopf!
sol ich in ziehen bi sinem schopf?
er orhuon, er gans, er trappe,
niht ein kneht, er swelhes knappe,
er sulch, er pfäwe, er unvogel!
der siuer fuore ist sò gogel usw.*

Soviel ich sehe wird *unvogel* etwa als 'schlechter vogel' (vgl. Lexer) aufgefasst, und ich selbst habe mir früher unter dieser voraussetzung die stelle so erklärt, dass Konrad den schwall von vogelnamen, mit dem er seinen jüngling beehrt, dadurch abschneidet, dass er — zu ende mit seinem witz und seinem atem — jenes *unvogel*, die verneinung aller eigenschaften, die einem richtigen vogel zukommen, herausstößt.

Aber eine andere auffassung ist möglich, ja wahrscheinlich. das DWB und das Schweiz. idioticon belegen *Onvogel* für den *pelecanus onocrotalus*, und noch Brehm Thierleben VI 600 hat unter den deutschen benennungen des pelikans 'ohnvogel' (woher?). Lexer im DWB und Staub-Tobler erklären das *on-* aus dem lat. namen, und das wird wahrscheinlich, wenn Konrad von Megenberg s. 209 schreibt: *Onocratulus mag ze däutsch ain ankrätel gehäizen*. mit der formel *mag gehäizen* (oder ähnlich) bezeichnet K. auch sonst verdeutschungen, die vermutlich er selbst geformt hat (vgl. unter den zahlreichen beispielen s. 159: *Gracocendron mag ain gracender haizen*). dass er den *pellicanus* s. 210 von dem *onocratulus* trennt und jenen *näch der aigenchait der latein ain grähäutel* nennt, ist für unseren zweck nebensächlich.

Immerhin ist aber für die *u*-form der ersten silbe, wie sie im Jüngling erscheint, ein fernerer beleg wünschenswert. ihu bietet die Österreichische reimchronik. sie berichtet v. 96163 (bei Pez cap. 514), dass im jahre 1309 seltsame vögel in der Steiermark erschienen seien: größer als der schwan, die schnäbel drei

finger breit und eine halbe elle lang, das gefieder oben grau, unten 'blank', an der kehle ein weiter, langer kropf wie weifsgegerbtes, feines fell (*irchvel*). sie lebten und nährten sich gesellig; die art, wie sie an seichten stellen der Mur fischten, wird geschildert.

Sämtliche züge der beschreibung passen auf den *pelecanus onocrotalus*. der deutsche name des vogels nun ist 96175 folgendermassen in den hier in betracht kommenden zwei hss. — cod. vind. 3040 (1) und der Stockholmer (2) — überliefert:

96167 *só ich in reht sagen sol,*
só was über daz lant
dehein man erkant,
 70 *der des moht gejehen,*
daz er si ie het gesehen
in disem lande dheinen
der vogel gröz oder kleinen
oder in Ungerlande:
 75 *und vogel man si nande.*

96172 in diser land dehaynem 1. 2. 74 o. in] Über dy 1; Über in 2.

und vogel kann keinesfalls belassen werden. *undvogel* ist als primäre bezeichnung des pelikans durchaus uncharacteristisch und wäre nur als volksetymologische änderung eines zu grunde liegenden *on-*, *un-vogel* zu erwägen. das wahrscheinlichste aber ist, dass der reimchronist hier geradezu *unvogel* gewollt hatte, was dann der überhaupt unachtsame schreiber der vorlage beider hss. in *und vogel* änderte.

Ob nun die wandlung des *o* in dem vorauszusetzenden, wahrscheinlich auf gelehrtem weg entstandenen *on(vogel)* zu *u* lautlicher oder volksetymologischer natur ist, bleibt mir ungewis¹. soviel aber wird wahrscheinlich geworden sein, dass der *unvogel* Konrads von Haslau — mag nun in die verwendung des wortes an jener stelle die bedeutung des präfixes *un-* eingespielt haben oder nicht — den pelikan bedeutet.

Iunsbruck den 11 mai 1891.

JOSEPH SEEMÜLLER.

¹ es ist bemerkenswert, dass der reimchronist die pelikanschar, von der er spricht, selbst gesehen hat: er sagt es 96159, und besser noch bezeugt es die genauigkeit seiner schilderung.

ERFURTER TISCHREGELN.

Im programm des Friedrichs-gymnasiums zu Altenburg vom j. 1882 (vgl. Anz. VII 309) hat MGeyer das gegenseitige verhältnis der altdutschen tischzuchten festzustellen gesucht. für die Köbelsehe tischzucht kommt er s. 23 zu dem resultate, dass ihr wahrscheinlich die fassung B als quelle gedient habe, welche in einer Karlsruher handschrift überliefert ist. aus dieser hätte Köbel freilich nur etwa 50 verse übernommen, das übrige selbständig hinzugefügt, so vor allem die einleitung und v. 139—188 die interpolation aus dem Regimen moralitatis.

Die Göttinger bibliothek besitzt nun handschriftlich eine bisher unbeachtete deutsche tischzucht, welche beweist, dass die fassung B nicht Köbels directe quelle war, sondern dass er nach einer vorlage gearbeitet hat, die seine selbständigkeit noch wesentlich herabdrückt.

Die handschrift — cod. philol. 235 — stammt aus Mittelddeutschland und ist gegen ende des 15 jhs. geschrieben. in einer lateinischen anleitung zum briefschreiben, die den anfang des bandes bildet, wird in den adressen hauptsächlich Erfurt genannt, so bl. 1 Jo. Fabri art. lib. bacc. in alma univ. Erfordensi, bl. 3 doctor N. in Erfordia, bl. 4 in univ. Erford., dominae N. Erfordiae; dort ist also vielleicht die handschrift entstanden. ausserdem wird nur noch Mainz eingemalt erwähnt: bl. 1^b Theodrico s. Mag. sedis archiepiscopo¹; bl. 8^b Erdpanus filius . . Johanni civi Maguntino patri suo.

Die tischzucht steht auf bl. 21 und 22 des bandes und beginnt mit folgenden vier einleitungsversen:

Dis buchlein behend du billich lernen velt
 Vnd es achten für edel geltein silber vnd golt
 Tisch zucht geheissen in teufcher sprach
 Vvnd leret dich vermeiden fehandt vnd lafters roch.

Diese verse sind eine nachbildung der poetischen vorrede auf dem titel von Regiomontanus kalender. sie erscheinen dort

[¹ da hiermit nur der Mainzer erzbischof Dietrich von Erbach gemeint sein kann, so ergibt sich für die vorlage dieses teiles der hs. die datierung 1434—1459 (Gams Series episcoporum p. 290). mit den andern namen ist nichts anzufügen. Sch.]

zuerst in der von Ratdolt in Venedig 1478 gedruckten ausgabe (Panzer Annalen t. s. 108; Hain repertorium nr. 13786), wenigstens finde ich sie in besprechungen der beiden fröhern ausgaben von 1475 und 1476 nirgend erwähnt. das jahr 1478 wäre also als frühestes datum für die niederschrift dieser tischzucht anzusetzen. in der fassung der ausgabe Augsburg 1514 lauten die zeilen:

Das büchlin behend du billich lernen folt

Vnd es achten für edel gestain filber, vnd gold

Kalendarius gehaiffen zû latein

Leeret dich der fonnenn höch vnd mones schein . . .

(es folgen noch weitere verse). dass nicht etwa das umgekehrte verhältnis zwischen diesen beiden vorreden besteht, beweist der dritte vers: der zusatz in der tischzucht '*in teufcher /sprach*' ist ganz müßig und offenbar nur dem '*zû latein*' nachgebildet.

Hierauf folgt die eigentliche 'vorrede' der tischzucht, die ich in der schreibung der handschrift unter zufügung der interpunction gebe:

- 9^a (w) Er gerne wiffen wolt,
 10^a Wie er hofflich geborn folt,
 11^a Woe er bey den leüten seff,
 12^a So man vber dem tische effe,
 13^a Das er doch zuchtig were
 14^a Vvnd vnzuchtikeit enberett:
 15^a Der hore hie vonn fagen,
 16^a Wie er zucht fol habenn,
 7^a Das er den leuten icht zu spot werde
 8^a Vvnd hofflich fey mitt geberde.
 17^a Wan ein haym gezogen kindt
 18^a Das ist zu hoff als ein rindt,
 Das nicht verstet ubel noch gutt
 Vvnd auch nit weis was es tut.
 Do vonn fol man gerne
 Zucht horen, das man sie lerne.

die beigefügten zahlen bezeichnen die entsprechenden verse in Geyers abdruck der Köbelschen tischzucht (s. 24). die letzten vier verse, die in Köbels gedichte fehlen, entsprechen dem sinne nach den versen 7—10 der fassung AB (Geyer s. 8). schon hieraus ergibt sich, dass ein text, wie ihn die Göttinger hs. bietet,

Köbels quelle war und nicht umgekehrt dieser aus Köbel entlehnt sein kann, aber auch bei den gemeinschaftlichen versen zeigen die abweichungen, dass in der Göttinger hs. die ursprünglichere form vorliegt. die hauptverschiedenheit besteht darin, dass Köbel wegen des von ihm gewählten einganges '*Got allerliebster vater mein*' die unpersönliche construction mit *man* und *er* überall umändern musste und dafür *ich* eingesetzt hat.

Die verse 1—39 bei Köbel, für die er — ähnlich wie der verfasser des lehrgedichts von den farben — einen gewährsmann anführt, haben in unserer tischzucht keine entsprechung. der eigentliche text beginnt:

Czu dem tisch nieman gee,

Er hab fein hend gewaschen ee;

diesen versen entsprechen bei Köbel v. 40—44 in abweichender fassung. dann folgen ohne wesentliche abweichungen¹ folgende verse der Köbelschen tischzucht: 45—50; 55—58; 63—102; 105, 106, 103, 104; 107—120; 125—138; (die aus dem Regimen moralitatis entlehnten verse fehlen); 159—202; weiter vier verse, welche sich nicht ganz genau mit Köbel decken, der hier den richtigen text hat; der schluss ist bei ihm ganz anders, hier lassen sich wieder die vier schlussverse der recension AB (Geyer s. 9) vergleichen. die nach Köbels v. 202 folgenden verse lauten in der handschrift:

¹ aufer den blofs orthographischen varianten sind es folgende: 46 *fützen foll. ins.* 48 *schuffel. fihe.* 49 *Hott. dor in. hennd.* 50 *nit (so öfter).* 56 *peyn. holl.* 57 *dor noch.* 58 *schuffel (so immer).* — 64 *dorlich.* 66 *hufcheitt.* 67 *fnit (es ist stets fl, fm, fn, fw geschrieben).* 70 *loffel.* 79 *anderwerd keuen.* 81 *das. vergeft.* 82 *ifst.* 83 *Nicht dünck dor ein.* 84 *Las ein er effzen ein lein.* 86 *nieman. auff (so immer).* 87 *prot.* 88 *sein.* 89 *falsen ift geren.* 90 *enberen.* 95 *zwei tail.* 97 *Do.* 98 *groffer tail.* 101 *Diffe. vergifse. ftunde.* 102 *wuifs.* 105 *Drinekt nummer.* 106 *So du. dem.* 109 *fpottlich.* 111 *hebet.* 113 [*er*]. *nieder.* 115 *aus. fleifchen.* 116 *durft.* 117 *fchal. gemant.* 118 *greiff.* 119 [*daumen oter*]. 120 *an ruen.* — 128 *hubfchait. gemant.* 129 *darein.* 130 *ad.* 131 *Vor. vor.* 132 *ftatt. hofflich.* 133 *W. e. oder t. m. ein a. effen fol.* 135 *rede.* 136 *abwegē.* 137 *befchaidenlich.* 138 *geftrouffen mach.* — 190 *merckt. [vff].* 191 *mund.* 193 *wifch das an d. tisch nit.* 194 *enhubfch.* 195 *fnufet.* 197 *kratz.* 199 *fpottlich.* 199 *büffen. heupt.* 200 *was} es ist wol wis zu lesen.* 202 *fch.*

- 224 Vber tisch sitzt auff gericht,
 224 Nit beuch den ruck hintter sich,
 223 Vnnd leg nit die elbogen fur dich.
 222 Auff den tisch soltu dich nit legen.
 Vnnd nit las vmb lauffen die zunge,
 Noch leckmülen mit dem munde:
 Es ift zu hoff gar vgezogenlich
 Wer mit der zungen lecket vmb sich. —
 Das buch heifset difch zuch,
 Ere gewin vnd fchanuden flucht.
 Were folget difser lere,
 Der erwirbt gut vnnd ere
 Vnd wirt zu hoff fchanden frey
 Vnnd wonet im zucht vnd ere bey.
 Hie hatt dis buchlein ein ende;
 Got vns von funden wende. Amen.

Interessant ist es, aus derselben handschrift eine nachwirkung dieser tischzucht kennen zu lernen. denn ohne zweifel hängt mit ihr zusammen die eintragung zweier stücke, welche im anfang des 16 jhs. geschrieben sind. es sind dies lateinische gesetze für einen mittagstisch, nämlich 1) bl. 8^b 'Leges mensae XVII', 13 paragraphen und 2) bl. 13^b 'Statuta nonae mensae' in 24 paragraphen, die den vorigen sehr ähnlich sind. geschrieben sind beide stücke von derselben hand, welche auf bl. 23^b einen brief eingetragen hat mit der unterschrift 'Jo. Praetorius scholae Bebreensis¹ ludimoderator ex intimo cordis affectu tibi fauens 22. Nov.' o. J.

Diese 'tischregeln des siebenzehnten und des neunten tisches' setzen eintrittsgelder und strafgelder fest und regeln ordnung und anstand bei der mahlzeit, wobei sich die eine kurzweg auf herkommen und übereinkunft beruft, die andere aber eine lange reihe von einzelnen anstandsfordernngen in einer weise aufzählt, die deutlich an die ältern mittelalterlichen tischzuchten gemahnt, insbesondere an die in der hs. vorausgehnde, deren verwantschaft mit dem werkchen Kübels wir aufgedeckt haben. beide

[1 in der Erfurter matrikel habe ich den mann (auch unter den entsprechenden deutschen namen Richter, Schulze-Schulte, Grebe, Heimbürger) vergeblich gesucht; ein 1550 immatriculierter *Georgius Richter Bebreensis*, (Acten der Erfurter universität II 379a) könnte immerhin der sohn sein. Scn.]

reimstücke weisen auf studentische kreise zurück: aus Erfurt stammt die Göttinger hs., und Köbels plagiat ist wenig später in Heidelberg entstanden, wo auch der s. 36 f genannte Erhard von Hausen 1484 immatriculiert ward und 1486 das baccalaureat erhielt (Töpke Matrikel d. univ. Heidelberg 1374). in den Erfurter 'leges' und besonders in den 'statuta' aber hat die jahrhunderte alte tradition der tischzuchten bereits eine umformung erfahren, welche mehrfach an die launigen strafbestimmungen heutiger tischgesellschaften erinnert. ähnliche aufzeichnungen wie unsere Erfurter sind gewis noch mehr erhalten, aber schwerlich tritt der culturgeschichtliche zusammenhang mit den mittelalterlichen gereimten anstandslehren irgendwo so deutlich, geradezu urkundlich zu tage, wie in unserer Göttinger hs. es hat daher der redaction dieser zeitschrift richtig geschienen, die beiden lateinischen stücke vollständig zum abdruck zu bringen; aufer den änderungen, welche die anmerkungen notieren, sind dabei nur einige interpunctioenszeichen und in der druckanordnung gleichmäßsigere abtheilung der §§ eingeführt; die buchstaben *u* und *v* sind nach heutigem brauch unterschieden.

Leges mensae XVII'.

i. Locum in mensa nostra habiturus pro felici introitu 3 gr. 6 δ . solvat; deinde septimana sequenti edulia mensae afferat, si recuset, 1 gr. solvat.

ii. Pro natali quisque 2 gr. numerabit, si vero nomen alicuius in calendario vulgari non habeatur, in die omnium sanctorum exigatur.

iii. Dapum ferendarum munus retractans quem ordo tetigerit 1 gr. perfolvere non gravetur.

iv. Dapifero si ferculum neglexerit unum 3 δ , si toto vel cœnae vel prandii tempore partibus suis alteri non demandatis abfuerit, 9 δ . mulcta irrogetur.

v. Inspectorem agere recusans 1 gr. exponat.

vi. Inspector nisi leges in promptu habendo postulanti cuipiam inspiciendas forte eas porrexerit, 9 δ , sin prorsus amiserit, 3 gr. 6 δ . dabit, et senior redintegret.

vii. Si vero inspector tardius advenerit aut ferculum unum neglexerit, 3 δ , si vero omnino abfuerit, 9 δ . haud gravatim solvat.

¹ am rande der beisatz *plato: Leges honestatis causa ferendae.*

viii. Mulctam qui die sabbathi non persolverit, sequenti septimana duplum enumeret.

ix. Precum recitationem recusans 6 δ . exponat.

x. Qui prior feniore inspectore aut dapifero manum patinae immiserit, 3 δ . dabit.

xi. Quintus in patina 3 δ . mulctabitur.

xii. Inter coenam vel prandium obscœnitate verborum vel abusu nominis divini auribus molestiam afferens vel risu solutus 6 δ . solvat.

xiii. Reliqua vitia, quae singula enumerare nimis longum foret, pro circumstantiarum ratione communi consensu convictorum expientur.

Statuta nonae mensae.

1. Mensae nostrae accubitus perfectis primum legibus iisdem se obtemperatum subscribendo testatum faciat: tum pro auspicato ingressu fiscum nostrum grosso angelico adaugeat: simul ac dapiferi munus sequenti mox septimana obeat. inspectoris vero munus non nisi post duas septimanas ab ingressu, idque ordinarie, suscipiat.

2. Pro natalis celebratione itidem grossum angelicum apponat. quod si nomen eius in ephemeridibus plerisque non habeatur, die sanctorum omnium hoc deponendi munusculum paratus esto.

3. Inspectoris dapiferique molestias fugiens binis grossis immunitatem hanc redimito.

4. Abfuturus inspector sequenti in ordine suas demandet partes. quotcumque enim fercula cum legibus neglexerit omniumque conspectui easdem expositas habuerit, tot numerare ternos nummos tenebitur idemque post preces accedens 3 δ . persolvat.

5. Idem praestet emanurus dapifer: aut vicarium suas qui obeat partes substituendo aut pro cuiusvis edulii neglectum 3 δ . persolvendo.

6. Adducturus hospitem sex nummos ipsius nomine depromat.

7. Quicumque accubando spacia plus iusto occuparit, ita ut vicino molestus sit urgendo, aut qui imprudenter brachio manicisve vicino molestiam ullam intulerit disiiciendo panem aut simile quippiam, 3 solvat numos.

8. Seniore, inspectore dapiferoque prius manus in epulas coniciens trium numorum mulcta afficietur.

9. Qui ad placitum suum patinam retorserint, cibumve sibi

¹ hs. *u.*

minus arridentem¹ intingendo holum alio (!) protruserint nec non ex alterius loco meliora assumserint, sex numorum incurrent poenam.

10. Ex alterius loco sal advehens relicto ibidem vasculo tum in deponendo illo simul atque urceo vicinum molestans 3 δ . mulctabitur.

11. Quicumque reliquias in orbe salis vasculo praesente abjecerit, 3 δ . erogabit.

12. Nemo carnis portionem in isto maiorem arripiat orive ingerat, excedens modum punitur 6 δ .

13. Quintus in patina deprehensus itemque vicinus cum vicino irruens 3 δ . plectendus esto.

14. <Qui> edendi modestiam negligens, aliumque statim holum priore non deglutito scindendo praeparans ad patinam festinaverit, avidiusve quam decet cibum devorarit, 6 δ . persolvito.

15. Non nisi vacuis buccis bibendum, nec non² vitandi ructus, singultus aliaque nostrum deformantia ordinem; delinquens hac in parte sex numos dinumerato.

16. Omifsa³ falutatione mensam accedens deserensve itemque non remoto orbe aufugiens 3 δ . poenam subito.

17. Precum recitationem detractans grossum, partes autem⁴ suas in orando negligens sex numos pendito.

18. Quilibet inter orandum abstineat a cibo potu risu confabulationibus aliisque rebus turpibus et a precibus alienis: fecus facienti 6 δ . poena proposita esto.

19. Si quis inter prandendum coenandumve maledixerit iuraveritque⁵ nec non obscœna et turpia five tecte five aperte effutierit aut quavis ratione incivilter se gesserit, punitur 6 δ .

20. Inspector five ordinarius five vicarius gnaviter officii sui partes exequatur mulctamque die sabbathi a transgressoribus exactam successori⁶ suo tradat: quae si grossum non attingit, de suo illum complere haud quaquam gravabitur; qui si in delinquentes vel praefens absensve non intentus fuerit, eandem cum ipsis subire poenam tenebitur.

21. Si quis vero ultra destinatum perfolutionis⁷ terminum debitum protraxerit neque sequenti statim die solverit, duplatum absque ulteriore dilatione perfolvat.

22. Quicumque cum seniore inspectore aut quovis alio lites moverit, grossi mulctam sufferet. atque famam alicuius, vel plu-

¹ hs. *arritentem*. ² hs. *noe*. ³ hs. *Amifsa*. ⁴ hs. *a*. ⁵ hs. *iuveritque*.
⁶ hs. *succeri*. ⁷ hs. *prosolutionis*.

rium simul, verbis dentatis pungenti vel clam palamve hinc inde traducenti pro modo delicti poena statuetur.

23. Libellum hunc quocumque modo violans aut confpurcans grosfum unum et, prorsus perdens sex pro restitutione exolvito.

24. Si quis harum legum praescripto morem gerere noluerit, sed petulanter et obstinate eidem refragatus fuerit fastidiose¹ illud prae se contemnens cavillansve, enostro illum submotum iri confortio scito.

Admonitos autem² volumus omnes ut ordinis sui memores temperanter ac modeste cibum capiant, neque sibi invicem ad voracitatem calcar addant, quod prima omnium nostra evacuetur patina: unde non tam famae quam fanitati nostrae labes aspergatur indelebilis.

Göttingen.

KARL MEYER.

AUS DEM LIEDERBUCH EINES ADLICHEN POETEN DES 16 JAHRHUNDERTS³.

Die k. und k. hofbibliothek zu Wien besitzt unter ihren jüngeren erwerbungen eine papierhandschrift aus dem 16|17 jh. in 4^o mit der signatur ms. 19565. sie ist erst in neuerer zeit in einen weissen pappdeckel gebunden worden und zeigt ringsherum spuren alten goldschnittes. auf dem ersten blatt ist das bekannte bibliothekszeichen ThvKarajans eingeklebt⁴. die handschrift besteht aus

¹ hs. *fastiose*. ² hs. *a*.

³ [der hr verf. hat von dem interessanten funde bereits in zwei feulletons der Wiener Deutschen zeitung (1891, 22 u. 23 juli) ausführliche kunde gegeben, ohne dies die redaction der Zs. wissen zu lassen. wären mir jene aufsätze vor dem beginn unseres druckes zugänglich gewesen, so würde ich hrn Hurch jedesfalls gebeten haben, seine mitteilungen für uns etwas anders auszuwählen. Sch.]

⁴ ein vermerk über die herkunft, wie ihn Karajan sonst seinen manuskripten beizugeben pflegte, ist vielleicht beim neuerlichen einbinden fortgefallen. nach der erinnerung des hrn custos FXWöber indessen hat K. die hs. für 2 fl. c. m. bei dem ehemaligen antiquar Schrott in der Grünangergasse zu Wien gekauft, der sie selbst bei einer versteigerung mit einer menge anderer hss., kriegsacten usw. erworben hatte. auf einen hinweis des hrn Wöber hin wurde sie dann bei der versteigerung der Karajanschen büchersammlung für die hofbibliothek erstanden.

110 beschriebenen blättern; sieben blätter sind, wie der zusammenhang beweist, unbeschrieben herausgeschnitten worden, ohne in die seitenzählung eingerechnet zu sein. die lagen sind: 12+10+24+5×12+11. die blätter 1—15 sowie 107—110 sind an den oberen und unteren ecken, und zwar 1—3 und 110 sehr stark, beschädigt, und der text hier mehrfach unleserlich. es sind zwei hände zu unterscheiden, von der ersten (früheren) hand sind seite 3—38, 43—84, 89—116, 123—128, 131—201; von der zweiten seite 1—2, 38—42, 84—88, 118—121, 129—130, 202—219. die fehlenden blätter verteilen sich folgendermaßen: nach der zweiten seite fehlt ein blatt, nach s. 130 fehlen fünf und nach s. 174 wider ein blatt; s. 122 ist unbeschrieben.

Das manuscrypt enthält die dichtungen Christophs von Schallenberg (1561—1597) und zerfällt inhaltlich in drei teile:

1. die biographie des dichters s. 1—2;
2. lateinische gedichte, in vier büchern, mit zusammen 198 dichtungen s. 3—132;
3. deutsche gedichte, 75 an der zahl (zwei gedichte beim beginne der zweiten hand zweimal), s. 133—219.

Die übersetzung eines italienischen liedes bietet vor jeder deutschen strophe die entsprechende des originals.

Die handschrift ist, wie eine verglichung mit notizen auf briefen des dichters (im landesarchiv zu Linz) gezeigt hat, in keinem teile vom autor selbst geschrieben. indessen hat es durchaus den anschein, als ob die eintragungen erster hand noch zu lebzeiten des dichters geschehen seien. es wurde nämlich zunächst im ursprünglichen manuscrypt von dem ersten schreiber das erste blatt, ferner mehrere blätter am schlusse eines jeden buches der lateinischen und am schlusse der deutschen gedichte freigelassen; diese zwischenblätter wurden dann gröstenteils von der zweiten hand mit, wie man vermuten darf, nachgelassenen gedichten, lateinischen epigrammen und deutschen liedern, beschrieben, während auf das erste die biographie des dichters zu stehen kam. die auch von der zweiten hand unbeschrieben gelassenen blätter wurden dann, wahrscheinlich um den zusammenhang des ganzen nicht zu stören, vor der paginierung herausgeschnitten. so bietet die handschrift jetzt eine fortlaufende reihe von gedichten, die nicht durch leere blätter unterbrochen wird; nur sind eben s. 1 und 2 und die letzten blätter eines jeden

buches von einer andern hand geschrieben, welche aber immer eine und dieselbe ist.

Was die gedichte selbst anlangt, so sind die lateinischen ausschliesslich epigramme und gelegenheitsdichtungen in distichen und hexametern. persönlichen character zeigen zwei gedichte, von denen das eine den übertritt des dichters von den humanistischen fächern zur rechtswissenschaft, das andere seinen abschied von der hochschule in Tübingen zum gegenstande hat. ein herzliches, von tiefer trauer durchwehtes gemitt zeigt uns das gedicht auf den tod seines kleinen sohnes Ernst Christof, datiert vom 6 september 1593. hervorragend religiöse stimmung bieten ein paar weihnachtsdichtungen: das hexametrische 'In natalem d. n. Jesu salvatoris' (294 verse), zum feste 1578 dem vater übersant, sowie 'In natalem Christi salvatoris' in distichen (16 zeilen); bei beiden scheint ihm das gleichnamige gedicht seines lehrers Calaminus vorgeschwebt zu haben, der auch sein vorbild für die kreuzdichtungen: 'In crucem salvatoris', 'In crucem Christi' ua. war. im grosen und ganzen gilt das, was JCrüger Festschrift des protest. gymn. zu Strafsburg (1888) s. 328 ff über des Calaminus epigramme sagt, auch von unserm dichter. von seinen epigrammen seien hier erwähnt: eines an GCalaminus, eines an Frid. Lagus (beide professoren in Linz), ein schwungvolles gedicht an kaiser Rudolf II über den Rudolphottocarus des Calaminus, worin er für den dichter um seines werkes willen bittet, sowie eines 'In historiam Rudolphottocari Georgii Calamini carmine scriptam' überschrieben. besonders feiert er den historiographen Richard Strein von Schwarzenau, den verfasser des bedeutendsten historisch-genealogischen werkes seiner zeit (das original ist 1800 verbrannt). gleich Calaminus richtete er ferner epigramme an MAnomoeus (professor in Linz), ZEiring, AHohenfelder, WJörger ua. der einblick in das geistige leben Oberösterreichs, den wir hier gewinnen, lässt sich aus wichtigem hsl. material des landesarchivs und des Museum Francisco-Carolinum zu Linz erweitern. ich selbst hoffe dazu bald gelegenheit zu finden und werde namentlich auch Crügers arbeit über Calaminus berichtigen und ergänzen können.

An die lat. gedichte, die den titel 'Carmina' (lib. I—IV) führen, reihen sich die deutschen mit der überschrift 'Deutscher poeterei'; es sind, wie bereits bemerkt, 75 lieder erhalten, und wir finden

darunter fast alle gattungen lyrischer dichtung vertreten: bal-laden, liesbeslieder ernsten und heiteren characters, gesellschafts-lieder, echt volkstümliche lieder nach bekannten volksweisen, die sich in 12 fällen angegeben finden, übersetzungen aus dem italienischen, sogar eine aus dem spanischen, wovon ich allerdings das original nicht auffinden konnte, gedichte für die ritterliche gesellschaft, der der verfasser selbst angehört, lieder religiösen characters mit den seit der reformation typischen wendungen und formeln. von besonderer bedeutung in diesen dichtungen ist erstens der titel '*deutscher poeterei*' und zweitens das zusammenfallen von wort- und versaccent. dabei ist allerdings auf starke syncopen und apocopen rücksicht zu nehmen, die aber fast durchweg in der landschaftlichen aussprache begründet sind und denn auch constant widerkehren, wie *gsicht*, *gsell*, *gmüeth*, *gwönlich*; *deim* usw.; nirgends findet sich *gesicht*, *deinem* usw. unsicher ist *euer* (in allen formen), das wol zweisilbig geschrieben, aber meist einsilbig zu lesen ist. einzelne incorrectheiten, die sonst noch vorkommen und meist leicht zu beseitigen sind, muss man gewis darauf zurückführen, dass uns nicht die aufzeichnung des dichters selbst erhalten ist, sondern dass wir das werk von schreibern vor uns haben. den titel '*deutsche poeterei*' habe ich vor Opitz bis jetzt nirgends finden können. das zusammentreffen wird zufall sein: das wort '*poeterei*' ist ja im DWB VII 1980 seit dem ende des 15 jhs. reichlich belegt. aber immerhin hat es allem anschein nach nicht an canälen gefehlt, welche die gedichte des österreichischen adlichen in die weite trugen und ihre bekantschaft speciell auch dem Opitzischen kreise vermittelten. jedesfalls verdient die ähnlichkeit des ausdrucks beachtung im zusammenhang mit der tatsache, dass hier ein gelehrter renaissancedichter ein menschenalter vor Opitz jene forderung in praxi zu erfüllen begann, welche dieser als hauptpunct seines unoriginellen reformprogramms aufstellte. zum beweis, dass wort- und versaccent bei unserm dichter wirklich zusammenfallen, dass der dichter in seinen betonungsfreiheiten wenigstens nicht über das hinausgeht, was etwa bei formell guten dichtern der mittelhochdeutschen zeit erlaubt war, und um einen beiläufigen begriff von seiner dichtungsart zu geben, bringe ich hier die anfänge der ersten drei lieder zum abdruck:

I.

1. Wittfreulein, euer widfreuligkeit
legt ab, es ist nun zeit,
ich raths euch in vertraulichkeit,
der winter ist nit weit.

II.

1. Sag mir, schöns lieb, ob du nit seyst das weibe,
von der ich tag und nacht sag, sing und schreibe?
ach ja, mein lieb, die euer ich allzeit bleibe.

III.

1. Schertz und ernst, wen die lieb erwischt,
bekombt ein feuer, das nimmer erlischt;
die lieb bezwingt die gantze erdt,
schertz und ernst, ich habs oft gehört.

Was nun die verbreitung der gedichte angeht, so ist mir allerdings weder eine zweite handschrift noch ein vollständiger oder teilweiser abdruck bekannt geworden, einzelspuren gibt es mehrere. zunächst finden sich bei einigen der lateinischen gedichte randcorrecturen eingetragen, und einmal wird eine solche eingeführt mit den worten: *in impresso habetur*; die einfachste erklärung wird hierin doch einen hinweis auf eine gedruckte fassung sehen, möglich aber wäre auch, da es sich an der betr. stelle um einen gemeinplatz handelt, dass der urheber der notiz damit auf den vermeintlichen quellenautor hinweisen wollte.

Den deutschen liedern sicherte stoff und behandlung die popularität, welche wenigstens in einem einzelnen falle bereits zu erweisen ist. ich meine das gedicht: *Warumb das wasser zu Paden warmb sei*¹, das als *Lobgesang Von dem Warmen Bad zu Baden in Oesterreich* im Zinkgrefschen anhang einem anonymus zugeschrieben wird. der verfasser war unbekannt, wol aber wusten wir durch vWaldberg *Deutsche renaissance-lyrik* (Berlin 1888) s. 20, dass das gedicht wesentlich älter sei: vW. hatte es in der hsl. sammlung eines tirolischen edelmannes Hans Jacob von Neuhaus vom jahre 1600 gefunden, erklärte es aber für 'ein volkstümliches lied älteren ursprunges' und schloss eben auch aus den 'kleineren sprachlichen varianten' seiner hs. auf ein

¹ nr XLIII der sammlung, mit dem beisatz *In der melodie wolauff guet gsell*.

höheres alter. ich weiß nicht, ob vW. diese seine behauptung gegenüber der überlieferung unter Schallenberg's gedichten noch wird aufrecht erhalten wollen oder können. ich theile vorläufig das lied ohne weitere bemerkungen nach der Wiener hs. mit, die Zinkgraf gegenüber einige gute varianten, aber auch mehrere metrische nachlässigkeiten und verderbnisse aufweist¹; die interpunction habe ich eingeführt.

1. Ein freulein ohn ein nammen
 mich ihr zu sagen hatt,
 woher die hitz und flammen
 zu baden komm ins bad.
 dieweil all andre flüsse
 sunst von natur sind kalt,
 fragt sie, ob ich nit wisse,
 wie dieses hab ein gestalt.

2. Die ursach und der grund
 ist: weil im ganzen reich
 die Venus nirgend fund
 ein landt wie Österreich,
 in Wiener kreiss sie kame,
 Cupido war mit ihr,
 bald ein spaziergang name
 in dieses badreauier.

3. Dasselbst bey einem brunnen
 sie sich mit amor nitersetzt,
 math beide von der sunnen;
 das wasser sie ergetzt.
 begundten baid zuschlaffen,
 amor legt neben sich
 sein fünckhl (!) pfeil und waffen,
 schluff vorsichtiglich (!).

[¹ diese entstellungen schienen mir stark genug, um einen zweifel an Sch.'s autorschaft zu begründen; aber er wird widerlegt durch die folgende interessante stelle aus dem brieft eines freundes (Segger) an Sch. vom 30 jan. 1591, die mir Hr Hurch unter der correctur mittheilt: *ich möchte auch gern ein so großer dichter werden, wie du bist . . . die zwei Padner liedl sein schon in Wien unter dem frauenzimmer, aber es weiß niemand wers gemacht hat.* SCH.]

4. Dasselbst ein freulein nahe¹
 wolt wartten ihres buell,
 schlich hin, baid schlaffen sahe
 woll bey der brunnen kitell.
 die pfeil und fackel kennet,
 sprach: ach diss ist der gott,
 der mein hertz also brennet,
 ich will ihm thun ein spott.

5. Mit listen sie erwischet,
 die fackhel brinnendt hell,
 sties under sich, das zischet
 wol in den brunnenquell:
 stracks ist entzindet worden
 von ungwönlicher flamb
 das wasser diser ortten,
 so paden hat den namb.

6. Amor aufwacht in schreckhen,
 bald umb sein fackhel sach;
 im brunn fand er sie steckhen,
 riss sie heraus vnd sprach:
 ich rechen will die thaten,
 soll sicher sein niemand,
 wer sich alda wird baden
 wird fiehlen meinen brand.

7. Daher hat solche tugent
 und krafft das bad erlangt,
 das alter und die iugent
 sterckht es, wen darnach blangt.
 oft manches kaltes hertze
 entzindt diss warme bad,
 offtmals der haimlich schmertze
 darinnen findet rath.

8. Zu paden kan man frischen
 die augen trefflich wol,

¹ das alte motiv: gespräch der liebenden beim brunnen findet sich beim dichter mehrmals; auch andere gespräche werden gern an dies local verlegt, so eine mädchenunterhaltung: was für ein mann jeder am besten gefalle, usw.

amor thuet sich einmischen
 hat da sein mautt und zoll:
 ein rechtes paradeise
 ist dieser brunnenquell,
 quickht mich lieblicher weise
 gmüeth, leben, leib und seel.

Weiterer verbreitung erfreute sich wahrscheinlich auch ein gedicht *herrn Wolff Sigmunden von Losenstein zu einem aufzug eines ringelrennens anno 1592. 20. iuni cartelweis gemacht*, das bei der beliebttheit der ringelrennen und der ritterspiele überhaupt gewis öfter vorgetragen wurde, wofür die locale färbung schwerlich ein hindernis war. es gibt eine hübsche einkleidung des spieles und entbehrt auch des heiteren nicht.

Wie in den lateinischen gedichten Calaminus sein vorbild war, so zeigt der dichter auch in den deutschen abhängigkeit von bestimmten mustern. hier sind es in erster linie die lieder Jac. Regnarts, die 1576 zuerst erschienen¹, und nächst ihnen die italienischen volkslieder des 16 jhs., die er auf einer reise nach Italien und während eines längeren aufenthaltes in Bologna kennen gelernt haben wird. einmal lehnt er sich besonders eng an Regnart an, so dass man sein gedicht beinahe für eine version des Regnartschen halten könnte, und zwar in *'Ain lieb nit mehr hat in mein hertzen statt'* (vgl. das 6. lied bei Regnart). ich lasse es hier folgen:

¹ vgl. Goedeke II² 49, ADB. s. n. Regnart, Eitner Monatshefte f. musikgesch. 12. 88—131. mir ist nur die ausgabe von 1611 zugänglich, wo der titel im bassheft lautet: *Jacobi Regnardi | Fürstlicher Durchlauchlichkeit | ortzherzogs Ferdinandi etc. hochseeliger gedechtnus | gewesten Musici vnd Capellmeisters, Teutsche Lieder mit Dreyen | Stimmen nach art der Neapolitanen oder Welschen Villanellen: Zuuor | vnderschiedlich in drey Theil ausgangen, an ietzo aus vrsachen | in ein opus zusammen gedruckt. | Bassus | Gedruckt zu München bey Anna Bergin Wittib | Mit Rom. Kayserlicher Majestet Freyheit. | Anno MDCXI.* vielleicht bezieht sich auf eben diese sammlung ein brief an unseren dichter, der in einem codex des Linzer landesarchivs enthalten ist, (der band scheint einst die gesamte correspondenz Schallenbergers umfasst zu haben, jetzt fehlen die ersten 253 blätter) und folgenden wortlaut hat: *Salutes sex(centies?) Frater fratrisissime! ich bit schickh mir mein liederbuech oder bring es selb mit dir cito quam dominus Sp. habet. Salutat te D... Haniwald et dominus a Sinzendorf. Amen. Veni Veni Veni oder ich hol dich. tackseite: Die 10. febr. 1589 von hr. h. Fernberger.*

1. Ain¹ lieb nit mehr hat in mein hertzen statt,
bey dir noch niemandts mich verdrungen hatt,
und hoff, ich soll noch kummen nit zu spatt.
2. Denn was mein hertz einmahl bey sich beschlieft,
dasselb aus meinem sinn mir nimmer flieft,
soll anders sein, mein hertz zerspringen müest.
3. Mich glickh und unglickh bayde greiffen an,
wie das zugeh versteht nit iederman,
nach meinem werth wüntsich ich mir meinen lohn.
4. In unglickh trost, im glickh hab ich unfall,
es wird sich alles schickken wol einmahl
mit einer die ich lieb und der ich gfall.

Das lied dürfte wol zu den erstlingsversuchen des dichters gehören, während er sich später mehr zu selbständiger, freier dichtung aufschwang, und da sind seine lieder zum teil wtrklich kleine meisterstücke in form und inhalt. freilich spielen in manchen die zärtlichkeitsdeminutiva *schätzlein*, *mündelein* usw. ihre rolle, und auch an andern trivialitäten fehlt es nicht, wie sich denn in mehr als zehn fällen der reim *hertz: schmerz* findet. formgewantheit oder formspielerei mag man es nennen, wenn die anfangsbuchstaben der stropfen akrostichisch einen frauennamen verraten. einmal kommt es sogar vor, dass die anfangsbuchstaben der ersten zeile jeder strophe den taufnamen und deren endbuchstaben den zunamen der gefeierten dame geben: *Eufemia [von] Lamberg*.

In zwölf fällen sind für die gedichte die melodien (der dichter gebraucht dafür die ausdrücke 'melodei', 'ton', 'weise') bekannter deutscher volkslieder angegeben. es sind folgende:

Ach das ich mich nit scheme. . (Regnart aao. nr 24).

Ach gott was sol ich singen. . (Regnart nr 31; Böhme Liederbuch 208, 216, 242; Ditzfurth 110 volks- und gesellschaftslieder nr 47).

Ach hertzigs hertz. . (Böhme aao. 132; Erlach 1 53).

Es hat ein baur sein freylein verlohren. . (Böhme 464).

Gar lustig ich spazieren giehg. . (Waldberg Renaissance-

¹ dies ist das einzige mal, wo unsere hs. *ain* st. *ein* schreibt, und sie trifft hier eben mit der schreibung Regnarts zusammen.

lyrik 18; Zinkgraf Anb. nr 42; Erlach 11; Ambraser
liederb. nr 108).

Gut gsell du must wandern. . (Böhme 230; Ambras
lb. 250).

Jungfrau euer wanckelmuth. . (Ditfurth 100 lieder nr 26).

Nun bin ich einmahl frei. . (Regnard nr 3).

Ohn dich mues ich mich aller freuden (massen). . (Dit-
furth 100 lieder nr 1; Regnard nr 1).

Von nötten ist. . (Regnard nr 9).

Wer wird doch trösten mich. . (Regnard nr 16).

Wol auff guet gsell (von binnen). . (Umland VI. 125,
Ambr. lb. nr 54).

Acht lieder hat der dichter aus dem italienischen über-
setzt, eines, wie erwähnt, aus dem spanischen, drei seiner
eigenen gedichte hat er auf italienische melodien gedichtet. in
der übersetzung hat er sich genau an die vorlage gehalten. in
sämtlichen fällen ist der anfangsvers des originals angegeben,
einmal (u. z. von der zweiten hand) findet sich das ganze
italienische lied vollständig neben der übersetzung aufgezeichnet.
ähnlich und doch anders zeigt sich uns das mädchen in diesem
liede '*Io son bella et delicata*' wie etwa in 'schön Annelein'
(Ditfurth Balladen 56), wo ein stolzer bauer eine noch stolzere
tochter hat, die die schönste von allen sein will, der kein freier
recht ist, bis

schön annelein im alter sitzt,
ein bauernmädel auf dem mist.

auch hier singt das mädchen: 'ich bin schön und auserkoren',
aber es will sich hier nicht 'massen', sondern:

all stund wüntsich ich, das mög geschehen,
ihn in meiner gwalt zu sehen . . .
mutter, sei nit streng, mir gunne,
dass ich wiss von freud vnd wunne . . .

und als die mutter nicht aufhört, die tochter von diesen ge-
danken abzumahnem, ihr den rat gibt, 'die liebe an den nagel
zu hängen', erwidert das mädchen trotzig:

fürwahr ich lass dich lallen,
will lieb han wer mir thuet gefallen.

Einmal stellt der dichter in einem gewis subjectiv zu fassenden gedichte eine vergleichende betrachtung über sein jetziges und früheres leben, namentlich seine veränderte stellung zur frauenwelt an, die in etwas starken farben aufgetragen ist. er scheint dafür züge aus seinem Tübinger aufenthalt zu verwerthen; aber auch die frauen kommen dabei nicht gut weg:

ich lob zwar keine vor der andern
 mir gefällt das hiu und wider wandern
 doch thuen sie beid zuletzt betrügen
 wems nit geschicht der heiss mich lügen . . .

 ich will meine meinung also sprechen:
 mit mass lieb han und mit mass zechen.

Daneben steht dann wider das echt volkstümliche lied, wie etwa:

Ach, ach, wie weh thuet scheiden!
 ach, wie mag ichs erleiden!
 wolt lieber meines leben
 mich tausentmahl verwegen,
 als dass ich dich solt meiden.
 ach, ach, wie weh thuet scheiden . . .

oder

Ein maidlein hübsch und zart
 sah einen jungen gsellen,
 der ihr begeren ward,
 und sie nit lieben wellen.
 sie that ihn aus vertrauen
 gar scharf und lieb anschauen. . . (XLI 1).

Das lutherische gottvertrauen zeigt:

Mein sach hab ich gentzlich
 gott haimbgestellt . . .

Characteristisch ist, dass Sch. das bekannte volkslied '*Wol zwischen berg vnd tiefe thal*' (Böhme aao. 257) unter heibehaltung der ersten strophe mit fortsetzungen versehen hat, so dass das volkslied bei ihm zehn strophen aufweist; die zweite lautet:

Wol zwischen berg und tieffe thal
 da ist ein grüme baiden;
 und wer sein bulen haben kan,
 mag hertz und augen weiden.

Es ist wahrscheinlich, dass der dichter auch, wo ausdrückliche angaben fehlen, mehrfach italienischen mustern gefolgt ist; metrum, reinstellung, gewisse wiederholungen scheinen hier und da darauf hinzuweisen, so zb.

Saphir, diamant, rubin und hyacinthen
 kan man in Indien nicht schöner findten
 als in dein gesicht, dann du thuest vberwindten
 saphir, diamant, rubin und hyacinthen.

Tief religiöses gemitt, begeisterung für das schöne und gute, inniger ton in den liebesliedern, warmherzige sprache in den ergüssen der freundschaft, rege phantasie und die gabe volkstümlichen ausdrucks characterisieren die dichtungen.

Während wir für die lateinischen gedichte sowol einen terminus a quo (1578) als einen terminus ad quem (1596) angeben können, fehlen uns für die deutschen feste zeitgrenzen. wir können nur sagen, dass einige vor das jahr 1587 fallen müssen und dass der dichter noch 1592 tätig war. diese frage führt uns zu der person des verfassers: Christoph von Schallenberg.

Christoph von Schallenberg, der sprössling eines alten oberösterreichischen adelsgeschlechtes, war geboren am 31 jänner 1561¹ auf dem schlosse Piberstein im oberen Mühlviertel, das sich seit d. j. 1428 im besitze der familie befand. sein vater war Wolfgang von Schallenberg, kaiserl. regierungsrat, bei hofe sehr angesehen und besitzer mehrerer güter in Oberösterreich, seine mutter Leonore, geborene von Sprinzenstein; sie hatte ihrem gatten acht kinder geboren und starb nach kurzer ehe. nach ihrem tode vermählte sich der vater des dichters zum zweiten male, und aus dieser ehe entsprossen noch zweiundzwanzig kinder.

Nach unverbürgten nachrichten² erscheinen Schallenger

¹ so nach der seinen gedichten vorangestellten einleitung, zu der das 'Stammenbuch' stimmt; KWisgrill gibt den sonntag trinitatis (1 juni) an.

² völlig ins reich der fabel gehören natürlich die nachrichten der Koel-

schon 1165 auf dem turnier zu Zürich und nach einem document im adelsarchive in Wien wurde das geschlecht im gleichen jahre in den landesverband Oberösterreichs aufgenommen. die größte macht erlangte das haus am ende des 16 und anfang des 17 jahrhunderts, wo nahezu zwanzig große schlösser und gütercomplexe in Ober- und Niederösterreich im besitze der familie waren. allmählich gieng ihr reichthum in fremde hände über, das geschlecht jedoch existiert heute noch und zwar als gräfliches fort¹.

Der junge dichter machte schon früh durch seinen vater die bekanntschaft hervorragender gelehrter, da die protestantischen stände Oberösterreichs eine eigene, die sogenannte 'landschaftschule' gegründet hatten und an diese ausgezeichnete lehrer aus Deutschland beriefen. wir treffen dort Memhard, Christoph Schilling, Frid. Lagus, Georg Calaminus ua. diese landschaftschule besuchte auch Christoph von Schallenberg, und schon hier scheint sich seine dichterische ader geregt zu haben. 1577 gieng er nach Regensburg und ein jahr später nach Tübingen², wo er anfangs humanistische fächer, seit 1579 aber jura studierte. in Tübingen entstanden zahlreiche lateinische gedichte, religiöse und profane. hier zeigt er sich als eifrigen protestanten und als — flotten bruder studio: lebenslust, fröhliche feste und schöne mädchen waren ihm nicht fremd. von Tübingen scheint sich der dichter nach Siena begeben zu haben. nach beendigung seiner studien machte er eine reise durch Frankreich und Italien und verweilte dann noch einige zeit in Bologna. vermutlich war er 1584

hoffschen chronik, wonach ein Lyntlair von Schallenberg mit den urvätern von noch 44 andern geschlechtern schon von Trajan nach Köln geschickt worden sei — übrigens eine angabe, die eine lange nachgeschichte hat und noch zu ende des vorigen jahrhunderts ernsthaft geglaubt wurde. das bei Koelhoff fol. 58^b ff angegebene wappen stimmt zt. mit dem der späteren elsässischen Schallengerer. das wirkliche wappen unserer Schallengerer steht bei Siebmacher bd. 5, wo aber AvStarkenfels eine fehlerhafte darstellung der älteren geschichte des hauses gibt.

¹ die mitglieder des gräflichen hauses Schallenberg haben leider meinen nachforschungen nach einer zweiten hs., nach documenten, die sich auf unseren dichter beziehen usw., jedes mögliche hindernis in den weg gelegt.

² in Tübingen studierten im 16 jh. mehr als hundert Ober- und Niederösterreicher, darunter die nächsten verwanten des dichters, seine zwei söhne, mehr als zehn Jörger, die Polheimer, Starhemberger usw.

bereits nach Österreich zurückgekehrt, wo er seinen wohnsitz bald in Luftenberg (Mühlviertel) bald in Leombach (bei Wels) nahm, von dieser zeit an ist auch der briefwechsel des dichters erhalten: mit schreiben von Calaminus, Henning, Memhard ua. am 3 juli 1588 vermählte er sich mit Margaretha von Lapitz; aus der ehe mit ihr haben ihn drei kinder überlebt. sein sohn Georg Christoph hat die geschichte seines hauses nebst nützlichen lehren für die familienglieder verfasst, ein für die adels- und localgeschichte der damaligen zeit wichtiges werk; es ist das bereits (s. 74 anm. 1) erwähnte 'Stammenbuch'¹.

In den achtziger jahren wurde der dichter hofbeamter, panellier des erzherzogs Matthias, nahm persönlich an mehreren feldzügen gegen die Türken teil und machte die kämpfe bei Erlau und Gran mit. im april 1594 wurde er regent der niederösterreichischen lande und später 'oberster schiffmeister' (flottencommandant, nauarchus). als der Türkenkrieg 1597 vom neuen losbrach, musste er in dieser letztgenannten stellung daran teilnehmen, zog sich aber bei Kerest in Ungarn ein leiden zu, so dass er, kaum nach Wien gebracht, am 25 april 1597 im alter von kaum 36 jahren starb. er wurde auf dem gute seiner frau, Franzhausen in Niederösterreich (viertel ober dem Wiener wald) begraben.

An gleichzeitigen zeugnissen über Sch. als dichter fehlt es nicht; es möge gestattet sein, hier zum schluss einige anzuführen.

Anno 1597 den 25 aprill hora 3 nachmittags ist herr Christoff von Schallenberg, Regent, Obrister Schiffmaister, Khayser Rudolphi Rath zu Wienn bey dem gulden Engel gestorben. Decus patriae et totius Austriae, Curiae, Aulae, Scholae, Militiae et omnis Virtutis, insignis Poeta, Vir litteratissimus, ab omnibus Laudatus et amatus, sui saeculi Magnatibus, suae Familiae decus immortale . . . Stammenbuch fol. 39^b.

Anno 1592, 11 jenner . . . natus Ernst Christof . . . † 6 septemb. 1593 hora 6 pomeridie Leompachi, zu Schlaisthamb begraben, eius Monumentum marmor(e)um parens Poeta Jucun-

¹ über das noch unveröffentlichte werk, das hsl. im Museum Franciscocarinum aufbewahrt wird, hoffe ich an anderm orte zu handeln, ebenso über eine vermutlich aus gleicher quelle stammende hs. der stiftsbibliothek Wilhering.

dissimus fecit. Stammenbuch fol. 39^a (daraus bei Hoheneck Genealogia .. Passau 1720 II 204 II).

Christophorus a Schallenberg Poeta Insignis et eruditus n. 1561. o. 1597 25. apr. (RStrein Hist. geneal. schriften (unediert, ms. im museum Francisco-Carolinum) xvii fol. 93 (daraus bei Hoheneck aao).

... *Tu autem domum ... ubi exornaueris pro tuo illo singulari in musas amore, ad eas reuerteris.* . . . brief des GCalaminus (orig. ms. landesarchiv in Linz cod. nr. 60 fol. 273).

Dazu wäre dann noch die biographische einleitung in der liederhandschrift selbst zu rechnen.

Wien im juli 1891.

J. HURCH.

ZUR FRAGE NACH DER VERSCHIEBUNG DER GUTTURALE.

In den Beiträgen 15, 268 ff habe ich den nachweis versucht, dass *g* im germ. und zwar noch nach der zeit der trennung der dialecte den lautwert einer media affricata besessen habe. auf die sache noch einmal zurückzukommen veranlasst mich das unrichtige referat über meine abhandlung im Jahresbericht über die erscheinungen auf dem gebiete der germanischen philologie 1891, vornehmlich aber die neuerdings geäußerten ansichten über die verschiebungsstufe der gutturale in ahd. zeit.

Im Jahresbericht heißt es s. 17 nr. 84 von meiner arbeit: 'erklärt die got. medien und tenues auf grund der ahd. schreibungen des ausl. *g* für affricaten'. dem gegenüber halte ich es für das beste den gang meiner abhandlung kurz zu skizzieren.

Ich zeigte zunächst, dass die schreibung *ch*, die sich in verschiedenen bairischen und fränkischen denkmälern für *-g* findet, nicht den lautwert *-χ* meinen kann, da dieser in jenen denkmälern durch *h* bezeichnet wird. ferner wies ich darauf hin, dass in schriftlichen aufzeichnungen anderer dialecte — und hier kam vornehmlich das gotische in betracht — das auslautende *-g*

nicht durch *h*, das zeichen der spirans χ , gegeben wird, sondern als *g* erhalten bleibt. daraus ergab sich zunächst der schluss, dass *g* nicht der entsprechende tönende laut zu χ war. um nun den wahren lautwert zu ermitteln, gieng ich davon aus, dass jene bair. denkmäler, welche $-\chi$ durch *h*, $-g$ aber durch *ch* bezeichnen, *ch* auch für die affricata schreiben. dazu stimmte, dass bei Notker die affricata im auslaut als *g* erscheint und dass bair. denkmäler des späten mittelalters für auslautendes *g* *kch* setzen. hieraus folgte, dass im oberdeutschen *g* im auslaut als affricata gesprochen wurde. dieselbe annahme schien auch für die fränkischen denkmäler statthaft, die ebenso wie die bairischen $-g$ durch *ch* wiedergaben und endlich auch für jene, welche wie das got. auch im auslaut das zeichen *g* verwendeten. denn nach sonstigen analogien ist hier ein tonloser laut zu erwarten, der aber weder *k* noch χ gewesen sein kann.

Wenn aber auslautendes *g* in jenen dialecten als affricata gesprochen wurde, so war es naheliegend, anzunehmen, dass zur zeit der auslautsverhärtung inlautendes *g* media affricata war. da aber jenes gesetz der vertretung des tönenden lauts durch den tonlosen später eingetreten sein muss als das einzeldialectische vocalische auslautsgesetz, so folgte weiter, dass *g* den lautwert der media affricata über die trennung der dialecte hinaus bewahrte.

Dass *d* und *b* in historischer zeit auch im got. spiranten waren, habe ich s. 284 ausdrücklich anerkannt. nur schien mir der analogieschluss gestattet, dass auch diese laute in urgermanischer zeit als affricierte medien gesprochen wurden. natürlich zog das mit rücksicht auf das Vernersche gesetz die weitere annahme nach sich, dass die germ. spiranten ursprünglich harte affricaten waren.

Ich habe also nicht auf grund ahd. schreibungen etwas für das gotische behauptet, sondern die orthographie sehr verschiedener dialecte dazu benutzt, um etwas über den lautwert von *g* in allen diesen dialecten, nicht nur im gotischen, festzustellen. ich habe ferner nur für *g* die geltung als media affricata im gotischen angenommen, *d* und *b* schrieb ich jenen lautwert nur für die urgerm. zeit zu. mit den got. oder auch germ. tenues hatte ich gar keine veranlassung mich zu beschäftigen, 'tenues' muss im Jahresbericht irrtümlich statt 'spiranten' stehn. aber auch von den spiranten

hatte ich nur gesagt, dass sie in urgermanischer zeit affricaten waren; mein ganzer beweis, dass *g* im got. nicht töuende spirans war, beruhte ja darauf, dass es im anlaut nicht durch *h*, das zeichen der tonlosen spirans vertreten wurde. so viel zur klarstellung des sachverhalts.

In der 2 aufl. seiner Ahd. grammatik § 149 a.5 acceptiert Braune meine auffassung der in gewissen bair. denkmälern erscheinenden *ch* für *-g* als affricaten und bemerkt, man müsse bei dieser auffassung die lautliche geltung des zeichens *ch* als affricata auch auferhalb des hochalemannischen zugeben. diese bemerkung bezieht sich auf § 144 a. 7. dort wird mit berufung auf Heusler Consonantismus von Baselstadt s. 51 ff, Kauffmann Geschichte der schwäbischen mundart s. 232 ff und Pauls Grundr. 1591 angegeben, dass die oberdeutsche affricatenverschiebung nur den heutigen hochalem. mundarten zu grunde liege, während die übrigen alem. dialecte und das bairische *k* resp. *kh* aufwiesen. weiter erwähnt dort Braune die ansicht Heuslers und Kauffmanns, dass damit das ursprüngliche bewahrt sei, dass also in ahd. zeit nur das hochalemannische affricaten besessen habe.

Es geht jedoch nicht an, dem heutigen bairisch die affricaten abzusprechen. Braune ist zu seiner irrigen ansicht wol hauptsächlich durch die darstellung Behaghels in Pauls Grundr. 1591 geführt worden. dort wird in § 107 über die vertretung des inlautenden *k* im hd. resp. obd. referiert: da für das bairische kein einziges mal ausnahmen statuiert werden, so ist die annahme gestattet, dass Behaghel alles das auch für bairisch hält, was er als allgemein hd. oder oberdeutsch angibt. darnach wäre *k* nach *n* und in gemination tenuis lenis, nach *r* und *l* spirant. diese angaben sind in mehr als einer hinsicht irrig. dass *k* nach *r* und *l* so wie im schweiz. als spirant erscheint, gilt für das bairische ebensowenig wie für das niederalemannische und schwäbische (vgl. über diese letzteren Heusler s. 51. 54. 64, Kauffmann s. 19S. 243). hier wie dort sind es nur gewisse wörter, die den reibelaut haben¹, die andern zeigen dieselbe entsprechung wie für *k* in gemination. es ist ferner nicht richtig, dass *k* in gemination

¹ hierbei finden sich merkwürdige übereinstimmungen zwischen alemannisch und bairisch, vgl. bei Heusler s. 60 *k'allχ*, *wälch*, *welch* mit Schöpf bei Frommann III 110; *k'alχ* wird auch in Wien gesprochen. zur erklärang vgl. Heusler s. 60, Kauffmann s. 243.

überall im bairischen tenuis lenis ist. nach Nagl Da Roanad s. 24 steht im südostniederösterreichischen nach länge *g*, nach kürze *k* (also fortis), nach *n g*. was aber das wichtigste ist, inlautendes *k* wird nicht im gesamtgebiet des bairischen als einfache tenuis artikuliert.

Nach Schmeller wird im eigentlichen Baiern, in den Alpen-gegenden, *ck* wie *kh*, 'dh. wie ein reines *k* mit nachfolgendem vernehmbaren hauche', gesprochen: Die mundarten des königreichs Baiern s. 105 § 517. beispiele *Ack-her*, *Brock-hē*, *enk-h*, *krankh*, *Bockh*, *stechhē*. in denselben gegenden erscheint die gemination von *g* als reine fortis, aao. s. 99 § 489. in andern gegenden Baierns werden diese laute (*gg*, *ck*) in der aussprache nicht geschieden; vgl. auch Bavaria I 349. 361.

Ich halte es nicht für unmöglich, dass Schmeller mit seinem *kh* die affricata gemeint hat. die laute stehn einander sehr nahe: man erinnere sich, dass RvRaumer die laute aspiraten nannte, die wir jetzt als affricaten bezeichnen, und dass umgekehrt Kräuter in dem anlautenden *k* des schriftdeutschen eine affricata erblickte (Kuhns Zs. 21, 58; Zur lautverschiebung s. 83).

Wie dem auch sei, jedesfalls geht aus den angaben Schmellers hervor, dass in den gebirgsgegenden Baierns 1) inlautendes *k* nicht als reine tenuis gesprochen wird, 2) dass es sich eben dadurch von inlautendem *gg* unterscheidet. dadurch ähneln jene bair. dialecte mehr dem hochalemannischen als dem niederalemannischen und schwäbischen. denn die beiden letztgenannten dialecte unterscheiden inlautendes *k* und *gg* nicht, sprechen vielmehr beide laute als reine tenues. auch dadurch weichen sie ab, dass sie *g* und *k* im anlaut vor consonanten zusammenfallen lassen, während im bairischen der gebirgsgegenden ebenso wie im hochalemannischen *k* vor *l n r* ebenso ausgesprochen wird wie vor vocal (bair. *kh* Schmeller § 516, hochalem. χ).

Sicher erscheint die affricata für die meisten tirol. mundarten. die $k\chi$ gelten in Österreich ebenso als eine charakteristische eigentümlichkeit der Tiroler, wie die velaren χ nach palatalen lauten¹. ich selbst habe diese laute ua. im Suldtal (polit. bezirk Meran)

¹ ganz unbekannt scheinen die affricaten des bair.-öst. auch anderwärts nicht geblieben zu sein, vgl. RvRaumer Sprachw. schr. s. 44: 'diese frage würde sich gewis viel kürzer abhandeln lassen, wären alle deutschen dialecte,

gehört. nähere angaben verdanke ich herrn prof. Seemüller in Innsbruck, der auf meine bitte die freundlichkeit hatte, bei mehreren seiner hörer, die gebürtige Tiroler sind, nachfrage zu halten. es sei ihm auch an dieser stelle dafür herzlich gedankt.

Die folgenden angaben beziehen sich zumeist auf die mundarten von Kaltern bei Bozen (K), Lienz (L) und die stadtvulgata von Innsbruck (I)¹.

k im anlaut vor vocalen erscheint in allen drei dialecten als *kh*, ebenso vor *n*: *khnuil* K, *khnoil* L, *khneidl* I, vor *l* sprach K *kχ* in *kχluegh*, L und I *kh*. jedoch wird von anderer seite mitgeteilt, dass im anlaut überhaupt überwiegend affricata gesprochen werde. wir haben also in Tirol dasselbe schwanken zwischen aspirata und affricata wie auf niederalem.-elsäss. gebiete (vgl. Heusler s. 53 ff).

k im inlaut zwischen vocalen (gemination) und im auslaut nach vocal erscheint als affricata *kχ*, und zwar wird das *χ* im inlaut etwas schwächer articuliert als im auslaut. so wurde *kχ* gesprochen in den wörtern: *stecken*, *decken*, *wecken*, *acker*, *fleck*, *bock*. merkwürdig ist, dass K *lukχ* (lücke) aber *tsändluget* sprach², L hatte *lukhe* und *tsändlukhet*, in dieser form erscheint letzteres wort auch in I (aber verb. (*zu*) *lukχn*).

k erscheint ferner als *kχ* nach *n* (beisp. *dank*, *trinken*); nach *l* in *fölkχl* (völklein) KL, *folkχ* I; nach *r* in *merkχ*, *merkχn* KLI, im adj. *stark*. dagegen kommt auch *χ* vor in *werχ* KL (aber I *werkχ*), in *štärχ*=*stärke* L.

gg wird im inlaut als tenuis lenis gesprochen: *brugn* KI, *brugge* L, *rugn* KIL. im auslaut erscheint in K und L aspiriertes *k*: *mukh* KL, *brukh* K, *rukh²horb* K (aber *Inšbrug*). asp. *k* wird auch im Vintschgau gesprochen (*mukh*), wo die gem. von *k* gleichfalls als *kχ* erscheint (mitteilung des hrn prof. Wackernell). in I die von den Berner Alpen bis in Steyermark hinein gesprochen werden, gehörig untersucht. diese gebirgsmundarten besitzen noch den laut *ghh* (*keh* etc.), welcher dem nhd. fehlt.

¹ es sei ausdrücklich bemerkt, dass es hier nicht auf eine eingehende darstellung der tirol. gutturale ankommt. es wären dann manche details, wie die verteilung von *χ* und *kχ* nach liquiden, näher zu erörtern. für die zwecke dieser arbeit dürften aber die folgenden angaben genügen.

² ähnliche erscheinungen zeigen sich in hochalem. dialecten, Heusler s. 54 a. 1.

dagegen wird auslautendes *gg* ebenso zu *kz* wie auslautendes *ck*: *mukz*.

Aus diesen beobachtungen dürfte hervorgehn, dass die Tiroler mundarten die affricata kennen und dass wenigstens im inlaut *k* und *gg* von einander getrennt gehalten werden.

Letzteres war übrigens schon aus den bisherigen darstellungen tirol. mundarten mit einiger wahrscheinlichkeit zu entnehmen. Schöpf bei Frommann II 109 sagt: 'im auslaute wird *k ck* gewöhnlich zu *gg*: *flingg türgg mugg guggn tabagg sprugg* (Innsbruck) *gnagg zrugg glogg*, aber *rok plok stok*'. wie man sieht, sind die wörter mit *gg* entweder fremdwörter oder enthalten altes *gg*, die mit *k* dagegen altes *kk*¹.

Eine flüchtige durchsicht von Schöpfs Idiotikon zeigt uns, dass auch hier die beiden laute unterschieden werden. *gg* wird durch *gg* oder *gk* bezeichnet, *kk* durch *k* oder *ck*. nur selten steht statt *gg ck*, wol nur durch die nhd. orthographie veranlasst. es findet sich dann daneben die richtige schreibung. wenn *kk* einfach durch *ck* oder *k* gegeben wird, so erklärt sich das daraus, dass für Schöpf diese buchstaben ebenso zeichen der affricata waren wie für die Schweizer. es heist also *häggn, hägkn* 'uncus' s. 231, aber *hack, hack'n* s. 229; *rugken* subst. s. 568, aber *ruken* verb. s. 569; *wegg'n* subst. s. 806, aber *wecken* verb. s. 805; *schlagk* 'ranzig' s. 614, aber *schlack* 'rotlauf' s. 612. vgl. ferner: a) *brugk* s. 63, *glogk, glogk'n* s. 195, *g'nagk* s. 457, *mugken* s. 449, *rogken, roggen* s. 562, *zagkel* s. 24. *ck* erscheint neben *gg, gk* (zur erklärung s. o.) in *bukl* neben *bugkl* s. 66 (doch vgl. Heusler s. 65), *eck, egg, egket, egkelen* s. 101, *schneck* s. 639, aber *heuschnegk, schnegk'nsucher*. b) *dik* s. 82, *drek* s. 90, *drucken* s. 92, *hecken* s. 252, *lecken* s. 378, *luck'n* s. 400, *nacket* s. 456, *recken* s. 542, *schlecken* s. 619, *schrecken* s. 647, *stickel* s. 710, *stock* s. 697, *strick* s. 720, *strecken* s. 749, *stuck* s. 723.

Es gibt also bair. mundarten, welche inlautendes *k* nicht mit der gemination von *g* zusammenfallen lassen und für den ersteren laut affricata oder aspirata setzen. es gibt ahd. handschriften, welche gleichfalls *k* und *gg* in der orthographie trennen

¹ eine ausnahme macht nur *gnagg*. hier ist mit hinblick auf Kauffmann Beitr. 12, 504ff anzunehmen, dass westgerm. gemination von *g*, nicht wie in den andern dialecten urgemination, vorliegt; das wort war *n*-stamm, vgl. nord. *huakki*.

und für *k ch* schreiben, ein zeichen, das auf aspirierte und affricierte aussprache schliesen lässt. man ist also nicht berechtigt, die verschiebung der gutt. tenuis für das bairisch in ahd. zeit in abrede zu stellen. von vorneherein ist ja auch die annahme höchst bedenklich, dass so viele bair. hss. sich nach hochalem. schreibgebrauch gerichtet haben sollen.

Die frage kann nur sein, ob die heutige trennung der bair. mundarten in solche, welche die affricata besitzen, und in solche, welche dafür tenuis setzen, alt ist oder nicht. eine sichere antwort lässt sich hier ebensowenig geben wie bei den alem. dialecten. ja eigentlich noch weniger, denn die kenntnis der bair. untermundarten in alter und neuer zeit liegt noch sehr im argen. mit den vorsichtigen erwägungen Heuslers s. 55 ff könnte ich mich wol einverstanden erklären, nicht aber mit der sicherheit, mit der Kauffmann die frage behandelt. er argumentiert so: *cch* erscheint in schwäb. urkunden sowol für *kk* wie für *gg*. *gg* kann aber nirgends *kch* geworden sein. also bezeichnet *cch* in beiden fällen einen verschlusslaut. dazu kommt, dass statt *cch* auch *-cc-* *-kk-* *-k-* resp. *-gg-* *-cg-* geschrieben werden und mhd. dichter *gg* auf *ck* reimen.

Diese argumente sind nicht absolut beweisend. erstens ist es doch nicht a priori ausgeschlossen, dass auch *gg* einmal affricata oder ein affricatenähnlicher laut war. doch lege ich hierauf kein gewicht. aber Kauffmanns weitre schlussfolgerung setzt voraus, dass in der orthographie der von ihm benützten urkunden ein zeichen nur einen laut ausdrücken konnte: weil *cch* in einigen fällen einen verschlusslaut bezeichnet, so muss es in allen fällen dieselbe geltung haben. es liefse sich aber doch denken, dass *cch*, wo es für die gemination von *g* steht, =*cg* wäre; man erinnere sich nur daran, dass in alten denkmälern *ch* für *g* gesetzt wird, Kögel Beitr. 9, 302. jedesfalls verlangt man für die beurteilung einer so wichtigen frage mehr beweis als die wenigen schreibungen *cch* für *gg*, die Kauffmann aus alter zeit anführt. die parallelschreibungen, auf die Kauffmann sich weiter beruft, wären nur dann vollbeweisend, wenn auch *gg* für die gemination *k* stünde, was aber wenigstens bei den s. 233 angeführten beispielen nicht der fall ist. die reime *gg: ck* führen uns endlich schon in mhd. zeit, haben also eigentlich mit der uns hier beschäftigenden frage nichts zu tun. aber

andererseits ist hervorzuheben, dass es dichter und zwar nicht nur solche hochalem. abkunft gibt, welche diese reime nicht zeigen, sei es, dass sie überhaupt wörter mit *gg* nicht ans versende setzen, sei es, dass sie *gg* nur wider auf *gg* reimen, s. Lachmann zur Klage 941.

Schließlich sei bemerkt, dass nach Schmeller aao. das bairisch-schwäbische mit den bair. gebirgsdialekten in bezug auf die aspirierung von *k* vor *l n r* und im inlaut zusammengeht; vgl. auch Bavaria II 818.

Mit der bestimmung des lautwerts von *-g* hat die eben berührte streitfrage glücklicherweise wenig zu tun. die Monseer glossen, von denen ich Beitr. 15, 268 ausgegangen war, unterscheiden streng die gemination von *k* von der von *g*. erstere bezeichnen sie durch *ch*, letztere durch *cc*. daraus folgt, dass der schreiber der Monseer glossen entweder selbst die laute unterschied, oder dass er eine vorlage getreu copierte, deren dialect die trennung eigentümlich war. dann gelten unsere beobachtungen eben für die vorlage der Monseer glossen. da *cc* kaum etwas anderes ausdrücken kann als eine tenuis, wozu die heutigen dialecte stimmen, so folgt daraus, dass *ch* keine tenuis war. die frage kann nur sein, ob das zeichen die aspirata oder die affricata ausdrücken soll. eine sichere antwort lässt sich natürlich nicht geben: graphisch kann *ch* sowol *kh* als *kχ* sein, da *h* sowol den spiritus asper als die spirans ausdrücken kann¹. allein wie unsere entscheidung hinsichtlich der Monseer und anderer bair. denkmäler² ausfallen mag, an der aussprache des *-g* als affricata ist doch nicht zu zweifeln. denn es bleibt noch immer das zeugnis Notkers, der im inlaut sicher affricata sprach und im auslaut dafür *g* setzte, und das der spätbair. denkmäler, die auslautendes *g* durch *keh* wiedergeben. zu den Beitr. 15, 279 f aufgeführten beispielen füge man hinzu Weinhold Bair. gramm. § 174.

Endlich kommen auch hier Tiroler mundarten in betracht.

¹ dass in älterer zeit seltener *ceh* geschrieben wird als später, erklärt sich, wie schon Rumpelt Deutsche grammatik s. 47 bemerkt hat, daraus, dass erst später der spirant *χ* durch *ch* bezeichnet wird.

² dafür, dass auch diese mit *ch* die affricata bezeichnen wollten, spricht übrigens, dass neben *ch*, mitunter sogar öfter als dieses, *ceh* erscheint; Beitr. 15, 275.

nach prof. Seemüllers mitteilungen sprachen KLI auslautendes *g* gewöhnlich als aspirierte lenis; das wörtchen *weg* ('fort') lautete aber bei allen *wekχ*. da das wort in bezug auf formen mit inlautendem *g* isoliert ist, so werden wir in dieser aussprache das ursprüngliche zu sehen haben und die reguläre entsprechung *gh* dem einflusse des inlauts zuschreiben. in Anras, 3 st. westl. von Lienz, ist affricata für *-g* noch weiter verbreitet: man spricht dort *täkχ* (dat. *tâge*) *perkχ* (dat. *perge* mit tönendem *g*!)

Es ist also, glaube ich, nicht daran zu zweifeln, dass auslautendes *g* im oberdeutschen einmal als affricata gesprochen wurde. und auch für die übrigen dialecte möchte ich meine frühere behauptung aufrecht erhalten. ich habe nur zu Beitr. 15, 276 einen nachtrag zu machen. dort habe ich gesagt, dass nur Paul eine erklärung dafür versucht habe, dass *-g* im got. nicht zu *h* wird. ich hatte übersehen, dass sich Kräuter nach Paul eingehend mit der frage beschäftigt hat, Zur lautverschiebung s. 50—54. auch er kommt zu dem schluss, dass inlautendes *g* nicht der entsprechende tönende laut zu *h* gewesen sein könne, da man aber *h* jedenfalls als spiranten anzusehen habe und an einen unterschied zwischen *g* und *h* in bezug auf die articulationsstelle auch nicht zu denken sei, so folge daraus, dass inlautendes *g* überhaupt nicht spirant war. Kräuter nimmt nun seinerseits an, dass *g* als tönender verschlusslaut gesprochen wurde. natürlich drängt sich auch ihm sofort der einwand auf, dass dann im auslaut der entsprechende tonlose laut, also in der schreibung *k* zu erwarten wäre. Kräuter findet sich in der weise mit diesem bedenken ab, dass er annimmt, die verhärtung des *g* zu *k* sei hier nicht bemerkt worden. darin kann ich ihm durchaus nicht beistimmen. wenn er sich darauf beruft, dass heutiges tags viele nicht wissen, dass sie im inlaut tönendes *b*, *d*, im auslaut *p*, *t* sprechen, so erklärt sich das leicht aus dem einfluss der schrift. dieselben personen werden vermutlich da, wo man jetzt noch einen wechsel von inlautendem tönenden und auslautendem tonlosen spiranten besitzt, ihn aber in der schrift nicht ausdrückt, denselben ebenso wenig bemerken. von alle dem kann im got. nicht die rede sein. an beeinflussung durch das schriftbild kann bei Ulfilas, dem schöpfer der got. orthographie, nicht gedacht werden, und dass er richtig zu beobachten verstand, beweist eben

der von ihm durchgeführte wechsel von inlautendem *b*, *d* und auslautendem *f*, *þ*.

Kräuter beruft sich aber auch darauf, dass nach consonanten im auslaut *b* und *d* geschrieben werden. er schließt daraus einerseits, dass *b* und *d* in dieser stellung nicht spiranten, sondern verschlusslaute waren, und anderseits, dass man den übergang in den tonlosen laut nicht bemerkte. denn sonst hätte man *p* und *t* geschrieben. allein es ist recht gut möglich, dass gerade nach consonanten die auslautsverhärtung im gotischen nicht eintrat, dass also etwa *d* in *hund* sich wirklich in der aussprache von *t* und *þ* unterschied. dass nämlich das zeichen *d* im auslaut einen laut bezeichnen konnte, der weder *þ* noch *t* war, ist unzweifelhaft. das beweisen die in gewissen teilen der got. bibel vorkommenden schreibungen mit *-d* statt des regulären *-þ*. es ist nicht möglich, hier an etymologische orthographie zu denken, die das zeichen, welches den inlautenden consonanten ausdrückte, auch für den auslaut anwendete. das anzunehmen verbieten die endungen *id*, *aid*, *od*, *ud* der 3 sg. und 2 pl. praes. und der 2 pl. praet. hier gab es keine formen mit inlautendem *d*, die den auslaut hätten beeinflussen können.

Ist es nun aber sicher, dass im gotischen *d* im auslaut in eigentümlicher geltung stehen konnte, so darf man auch die schreibungen *nd ld rd* nicht zum beweis dafür heranziehen, dass Ulfilas wol die verhärtung auslautender spiranten, nicht aber die auslautender verschlusslaute bemerkt habe. anderseits erlaubt uns die tatsache, dass für *b* und *d* nach vocal im auslaut *f* und *þ* erscheinen, den schluss, dass auch *g* nach vocal im auslaut tonlos gesprochen wurde. da aber hierfür ebensowenig *k* wie *h* erscheint, sind wir berechtigt anzunehmen, dass *g* ebensowenig der entsprechende tönende laut zu *k* wie zu *h* war, dh. got. *g* ist weder verschlusslaut noch spirant gewesen.

Nimmt man aber an, dass auslautendes *g* im gotischen ebenso affricata war wie etwa im oberdeutschen, so erklärt sich leicht, dass Ulfilas das zeichen des inlauts beibehielt. denn wenn er für *-d*, *-b þ* und *f* setzt, so verwendet er eben buchstaben, die auch an anderen stellen des wortes vorkamen; hier hätte er aber ein eigenes zeichen erfinden müssen. man vgl. den schreibgebrauch Notkers.

Auch an der auffassung des inlautenden *g* als media

affricata glaube ich als an der einfachsten festhalten zu sollen. hier will ich nur ein bedenken erledigen, das ich früher nicht genügend hervorgehoben habe. wenn nämlich *g* media affricata, also ein doppellaut war, so sollte man erwarten, dass ein wort, welches ein inlautendes *g* enthielt, wie ein langsilbiges behandelt wurde. die sprachgeschichte lehrt aber das gegenteil. die schwierigkeit löst sich folgendermaßen: kurz ist eine silbe dann, wenn sie auf kurzen vocal endigt. wir haben also anzunehmen, dass in einem wort wie **slagziz* (alts. *slegi*) *gz* im anlaut der zweiten silbe gesprochen wurde (**sla-gziz*), dh. die alte idg. silbentrennung wurde auch nach verschiebung der media asp. resp. der tenuis zur media affricata beibehalten. damit erledigen sich auch die metrischen bedenken Beitr. 15, 283. so erklärt es sich wol auch, dass die media affricata *gz* später als einfacher spirant oder einfacher verschlusslaut erscheint, während die vorauszusetzenden affricaten der hd. lautverschiebung doppelspiranten ergeben haben.

Wie lange und wo die media affricata im inlaut gesprochen wurde, lässt sich nicht mit sicherheit ausmachen. nur möchte ich darauf hinweisen, dass die schreibung *gh*, die man gewöhnlich zum beweis für die spirantische natur des *g* anführt, ebenso gut die tönende affricata bezeichnen kann. wenn $ch=kx$ ist, kann $gh=gz$ sein.

Nachtrag. Es verdient beachtung, dass die orthographische scheidung von *-h* und *-ch* auch in den Windberger psalmen (hg. von Graff 1839, vgl. auch Diut. 3, 496 ff, Zs. 8, 120 ff) und in dem damit eng zusammenhängenden gedicht vom Himmelreich (Zs. 8, 145) durchgeführt ist. da die angaben von PWallburg Üb. die Windberger interlinearversion der psalmen, Strafsb. diss. 1888, s. 109 ff und von Hävemeier im progr. des Adolphinums zu Bückeburg 1891 (= Gött. diss.) s. 14 f auf vollständigkeit keinen anspruch machen, auch für unsere zwecke nicht passend angeordnet sind, gebe ich im folgenden das resultat meiner zählungen¹.

¹ es ist dabei nur auf den wortauslaut, nicht auf den silbenauslaut rücksicht genommen. eine ausnahme ist bei compositionähnlichen wörtern mit schwerer ableitungssilbe (zb. *vachnuSSIDe*) gemacht. bei der affricata überwiegt im silbenauslaut vor *t e* gegenüber *ch* (13 *et* : 4 *cht*).

I. Windberger psalmen.

1. für anlautendes *g* finden sich 493 {*ch* (darunter 231-*ich*), 16 *c* (15-*ic*), 19 *g* (3-*ig*), 1 *gh*; die gemination von *g* wird 13 mal durch *ck*, 1 mal durch *k*, 1 mal durch *gg* gegeben.

2. a) der aus germ. *k* entstandene spirant χ wird im auslaut bei nominibus und verben 265 mal durch *h*, 17 mal durch *ch* bezeichnet. da in die zahl der *h* auch die schreibungen *werh* (40 mal) und *marh* ('terminus' 4 mal) einbezogen wurden, ist auch die form *werch* (3 mal) zu den $ch=\chi$ gerechnet worden, obwohl es denkbar ist, dass hier nicht orthographische, sondern lautliche doppelformen vorliegen. Hävemeiers behauptung, dass -*h* besonders häufig in den adj. auf -*lih* stehe, ist irrig; es kommen 69 *lih* und 6 *lich* vor.

b) bei pronomibus und partikeln findet sich die schreibung mit *h* 1882 mal, die schreibung mit *ch* 3 mal (1 *mich*, 1 *dich*, 1 *ouch* gegen 472 *mih*, 205 *dih*, 30 *ouh*).

3. a) germ. *h* wird im auslaut in wörtern, bei denen formen mit inlautendem *h* vorkommen, nur durch *h* u. zw. 177 mal gegeben.

b) in isolierten wörtern stehn 241 *h* 10 *ch* gegenüber (7 *durch*, 3 *doch* gegen 100 *durh*, 20 *doh*).

4. die affricata wird 2 mal durch *ck*, 7 mal durch *cch*, sonst durch *ch* gegeben. im wortauslaut steht nur *ch*, u. zw. 11 mal nach vocal, 22 mal nach *l*, 1 mal nach *r*, 5 mal nach *n*. formen wie *werh* enthalten spirans, nicht affricata.

II. Himmelreich.

1. 28 *ch* (8-*ich*), 9 *c* (8-*ic*), 1 *ck* für die gemination.

2. a) nach dem text der Zs. 11 *h* (5-*lih*), 7 *ch* (6-*lich*), nach Hävemeier 18 *h*, kein *ch*¹.

b) nach der Zs. 77 *h*, 3 *ch*, nach H. 80 *h*, kein *ch*.

3. a) 12 *h*, kein *ch*.

b) 57 *h*, kein *ch*².

4. affricata wird mit einer ausnahme (1 *c*) durch *ch* gegeben. im auslaut 2 fälle; *stoh* v. 248 bei H. ist wol druckfehler (s. s. 14).

Baden N.-Ö. im juli 1891 (februar 1892). M. H. JELLINEK.

¹ *ungemach* v. 250 scheint druckfehler zu sein, vgl. s. 14.

² *durch* bei H. v. 163. 269. 270 scheinen druckfehler zu sein, vgl. s. 15.

ZUR ÜBERLIEFERUNG DER S. GALLER BENEDICTINERREGEL.

Seiler in seiner abhandlung über die ahd. benedictinerregel Beitr. 1 bespricht in einer anmerkung (s. 482**) die behandlung des denkmals durch Goldast (*Alamannicarum rerum scriptores. Francofurti, ex officina Wolfgangi Richteri 1606, tom. II p. 64—111*): „die sache ist ganz einfach. G. hat die übersetzung der benedictinerregel abgedruckt, aber so, dass er die lateinischen worte alphabetisch geordnet und die betreffenden deutschen immer daneben gesetzt hat. sonst ist es genau dieselbe übersetzung, wie die, die wir noch haben.“

Dieselbe übersetzung sicherlich, aber auch dieselbe handschrift? so 'ganz einfach' ist die sache doch nicht. ich finde in dem verzeichnis bei G. zunächst eine reihe von glossierungen, die ich in Hattemers texte vermisste:

Breuem,	priafo
Butyrum,	ancka
Castrare,	haloon
Conducunt,	mietant
Crista,	hanencamp
Decimus,	dehisto
Deditio,	zurgift
Eminulus,	sulzcer
Liberorum,	barono
Locant,	farmietant
Memoria,	kihucti
Mitra,	huot
Pecten,	canap
Picten,	canpo
Plicare,	faldan
Preposito,	flegero
Sebum,	vnslit
Storia,	kisbihtii
Stoupus,	ciphus certæ mensuræ

Diese glossen müssen sich durch irgend eine unordnung in G.s sammlungen hierher verirrt haben. die eine und die andere

lässt sich wol da und dort nachweisen, alle auf eine quelle zurückzuführen ist mir nicht gelungen. es ist auch gar nicht ausgemacht, dass sie alle einem glossar entstammen. wir können im folgenden bei der untersuchung der frage, ob G. die von Hattemer abgedruckte hs. benutzt hat, von ihnen absehen. nun beachte man aber die abweichungen, welche die folgende gegenüberstellung durch cursivdruck hervorhebt.

Hattemer ¹ :	Goldast:
28 zechamfanne militanda	zechamfanne <i>sint</i> militanda <i>sunt</i>
29 <i>leoh</i> lucis	leoth lucis
achustio uitiorum	archustio vitiourum
<i>leoh</i> lumen	leoth lumen
euuigan perpetuam	eouuigan perpetuam
<i>dineru</i> tuam	tineru tuam
32 sec ecce	se, <i>sehe</i> ecce
fridoo pacis	frido pacis
34 <i>lihhisarro</i> sarabaitarum	lihhisarro sarabaitarum
achusti uitia	archusti vitia
35 <i>liugant</i> mentiri	liugan mentiri
<i>stafige</i> stabiles	stadige stabiles

¹ die collation von Steinmeyer Zs. 17, 431 ff ist berücksichtigt.

staræhistiu	starchistin
fortissimum	fortissimum
36 peïdero	pedero
utrarumque	utrarumque
kesuahhida	kesuahidda
discussio	discussio
38 in pezzira	in pezzira ¹
melius	in melius
40 rahhoom	rahhoom
rebus	rebus
erkebanter ist	erkebanter ist ²
redditus est	redditurus est
achustim	archustim
uitiis	vitiis
71 einiç	einic
quisquam	quisquam
42 piderbidoom	biderbidoō
utilitatibus	utilitatibus
45 loot	looth
merces	merces
statigii	stadigii
stabilitas	stabilitas
47 mit cuatu muatu	mit cuato muato
cum bono animo	cum bono animo
mit ubilo muatu	mit vbilo muato
cum malo animo	cum malo animo
foa solihheru tati	foa. solishem (!) tati
pro tali facto	pro tali facto

¹ vgl. Seiler s. 473.

² vgl. 50 *erkebanter ist*, vgl. auch 118 und 120, wo wol *redditurus* und *erkebanter* stehn, aber das eine mal *ist*, das andere mal *est* fehlen; vgl. Seiler s. 472.

50	fora augom ante oculos	fora augoom ante oculos
57	fona hachustim suntom a uitiis et peccatis	fona hachustim <i>enti</i> suntom a uitiis et peccatis
69	econuelichu mezzu omnimodis	econuelichu mezzu omnimodis
81	kekeban sin dei zekebanne sint dentur que danda sunt kebetan dei zepittanne sint petantur quæ petenda sunt	keban sin dei zekebanne sint dentur que danda sunt kepetan <i>sin</i> dei ze pitanne sint petantur quae petenda sunt
84	kekanganer intraturus	<i>in</i> kekanganer intraturus
87	er pihvarbe auertat ab ipso	er pihuarbe <i>fona imu</i> auertat ab ipso
89	minnirin aldre minore etate	<i>demu</i> minnirin altere minore aetate
90	keba donum	kaba donum
91	zi emizigonne continuenda erit	zi emizigonne <i>ist</i> continuenda erit
92	daz leoht des leohtes lumen lucerne keleranem feorim fimfim pletirun lectis quattuor aut quinque foliis	daz leoth des leohtes lumē lucernae keleranem feorim <i>edo</i> fimfim pletirun lectis quattuor aut quinque foliis
100	circumeant umbicangen	circumeam ymbicun (l. ymbican)
101	ioh andrastunt semel et secundo	<i>eimkin</i> ioh andrastunt semel et secundo
105	chamara cellam hospitum	chamara <i>diro kesteo</i> cellam hospitum
106	kaganne obuiauerit	kakanganne obuiauerit

107	lufto <i>der mezzlichii</i> aerum temperiem	<i>dero</i> lufto mezzlichii aerum temperiem
109	ze faranne transigenda <i>sit</i> selidvn kesteo cella hospitum	ze foranne <i>sint</i> transigenda <i>sunt</i> <i>dselidun dero</i> kesteo cella hospitum
111	statiki stabilitatis	<i>stadiki</i> stabilitatis
116	achustiger uitiosus	archustiger vitiosus
123	forakipreitter prælatus	fora kipreitter <i>ist</i> prælatus <i>est</i>

Ich habe nur eine auswahl von G.s abweichungen angeführt, doch genug, wie ich glaube, um zu zeigen, dass er eine andere hs. als die uns bekannte S. Galler hs. Hattemers benutzt hat. doch ist diese hs. selbst nur eine bessernde abschrift der letzteren gewesen: dies zeigt der fehler *scangames* für *kangames* 32, 12, der sich nur aus der eigentümlichen form des *k* an dieser stelle erklärt; vgl. H.s einleitung 24, Steinmeyer Zs. 17, 438. durch zufall trifft also hier Schilter in einem lesefehler mit jener hypothetischen alten hs. zusammen. diese muss nicht lange nach ihrem originale gefertigt sein, da sich die zahlreichen lesefehler G.s¹ (*r* für *s* uam.) gerade aus der schrift des 9 jhs. am besten erklären. keinesfalls

¹ aufser solchen entschuldbaren lesefehlern wimmelt G.s abdruck freilich sonst noch von flüchtigkeiten und willkürlichkeiten, die die vergleichung ungemein erschweren. von den zahlreichen offenbaren druckfehlern ganz zu geschweigen, führe ich nur die falsche worttrennung an, die possierliche sprachbilder ergibt zb.:

<i>vnmahti</i>	}	H. 42	<i>unmaltigan uison</i>	
<i>infirmum</i>				<i>infirmum uisitare</i>
<i>ganuuison</i>				
<i>visitare</i>				
<i>azzasum</i>	H. 82	<i>isarnazzasum</i>		
<i>ramentis</i>			<i>ferramentis</i>	

hingegen ist

<i>chind</i>	}	wol richtiger als H. 30	<i>chiuder vrerebe</i>	
<i>Filios</i>				<i>filios exheredet</i>
<i>er vrerebe</i>				
<i>Exheredet</i>				

ist sie mit jener Anz. x 278 f besprochenen verbrannten hs. identisch, da in dieser nur der prolog glossiert war.

Bern, 14. juli 1891.

S. SINGER.

EIN OBERBAIRISCHER MEISTERSINGER.

Die kgl. bibliothek in Dresden besitzt (als M 109) ein aus der Gottschedschen sammlung stammendes handschriftliches meistergesangbuch, welches von dem bekannten meistersinger Adam Puschman von Breslau für den Danziger schuster Schönwalt zusammengeschrieben wurde, in dessen besitz es im jahre 1584 gelangt ist. auf den zwei letzten blättern dieser handschrift ist von fremder hand ein lied aufgezeichnet, welches das tragische schicksal der schönen Agnes Bernauerin, der gemahlin des herzogs Albrecht III von Baiern, besingt und die unterschrift führt: 'Jörg Wallner von B. 1604'. die zwei ersten strophen dieses meistergesanges lauten in der schreibung des originals:

Ernste war ein fürst im Beyrlande
 Der het ein Jungen Son Man Bar
 Wart Albertus genante
 Der gewan ein Junkfrau sehr lieb
 Deht ir herzlich nach sinen.

Die von Augspurg einß khürschners thochter ware
 Zühtig mit Englischem schein
 Schen gelitt mas für ware
 So zart das man den Rotten Wein
 Sach durch ir kellen Rinnen.

Nun finde ich in den kammerrechnungen der oberbairischen stadt Burghausen, dass dort am 13. september 1606 der bürger-

unter den willkürlichkeiten würt am störendsten, dass, wo mehrere glossierungen desselben wortes vorliegen, meist nur die eine gewählt wird, dass bald einzelne worte, bald ganze redensarten das lemma bilden, dass endlich einigemale ohne beigefügtes i.e. erklärende zusätze gemacht werden wie

analeckentem oder *dunna* kaum als fehler G.s sind
ventibus vestimenta oder *puram tunicam.*
lesamus und *horramur* (l. *horramus*) sowie *derou* und *rahau* anzusehn.
legamus und *audiamur* (l. *audiamus*) sowie *horum* und *causam*

sohn und kürschner Geörg Wallner als bürger aufgenommen wurde. sollte etwa der sänger Jörg Wallner von B. identisch sein mit dem kürschner Geörg Wallner von Burghausen, der vielleicht auf seiner handwerksreise nach Danzig gelangte und dort in das genannte buch, das ihm in die hände fiel, ein product seiner muse eintrug?

Als Oberdeutschen kennzeichnet sich der verfasser durch die sprache; dass er ein Baier war, lässt der stoff vermuten; auf einen kürschner weist der umstand hin, dass in diesem liede die schöne Augsburgerin uns als tochter eines kürschners entgegentritt, während sie sonst in geschichte und sage immer nur für die tochter oder magd eines baders gilt. dass die kürschner wie sonst überall so auch in Danzig die dichtkunst pflegten, ersehen wir aus einem edicte des magistrats vom jahre 1611, welches ihnen gestattet, 'in der fastenzeit komödie zu agieren'.¹

Colmar.

EUG. WALDNER.

ZU ZS. 34, 27:

DIE SULTANSTOCHTER IM BLUMENGARTEN.

Für die zweite fassung der legende vermag ich, durch Petits vortreffliche Bibliographie der middelnederlandsche taal- en letterkunde aufmerksam gemacht, eine noch ältere nl. prosaaufzeichnung nachzuweisen. sie befindet sich unter den Marienlegenden der in der ersten hälfte des 15 jhs. entstandenen Haager hs. 267 4^o, bl. clxij, und ist teilweise abgedruckt von JAALberdingk-Thijm in *De dietsche warande* 5, 399—403 (1860). — ein fliegendes blatt mit dem deutschen liede: *Der sultan hatt ein töchterlein* (B 8) bewahrt die Berliner kgl. bibliothek unter der signatur Yd 7924, 18, 1 (30 strophen). — merkwürdig ist ein druck des liedes: *In Ungerland zu Grosswardein* (C 1) auf einem fliegenden blatte o. j. ebd. Yd 7913, 1 durch die genaue datierung des besungenen ereignisses: *Eine gewisse und wahrhaftige Wundergeschichte, welche sich zugetragen in Ungarn zu Grosswardein, Anno 1729, den 5ten Februar von eines Kommandanten Tochter, welche sehr keusch und gottesfürchtig gelebt. Im Ton: Nun lasst uns*

¹ Löschin Geschichte Danzigs, Danzig 1822, I 409.

den Leib begraben (33 str.); andre drucke ebd. Yd 7908, 31, 3. 7919, 18, 1. 7921, 19, 1 beginnen mit der strophe: *Ihr lieben Christen stehet still.* — die wendische übersetzung (C 9), die Haupt und Schmalder Volkslieder der Wenden (1841) 1, 290 [nicht 209] nr 293 nach einem fliegenden blatte mitteilen, beginnt: 'Nech kóždy na to kedžbu ma, Kak džiwna wjec so podala', dh. 'Es geb ein jeder acht und hör' auf eine wundersame mār', und enthält 30 stropfen. da ich diese seltene sammlung bei der abfassung meines aufsatzes nicht einsehen konnte, habe ich erst jetzt bemerkt, dass die unter A 14 angeführte wendische fassung mit dem vorstehenden liede identisch und somit zu streichen ist. endlich habe ich zu dem liede von Regina: 'Es war eins beydens tochter' (A 2) zwei weitere einzeldrucke: Augspurg 1640 und o. o. u. j. nachzutragen, die bei WvMaltzahn Deutscher bücherschatz 1875 s. 318 nr 795 und Bäumker Das katholische deutsche kirchenlied 3, 326 citiert sind.

Berlin.

J. BOLTE.

TUFA.

Dieser name eines von Odoaker zu Theoderich übergebenen magister militum wird von Wrede QF LXVIII 121 rätselhaft genannt. er wird wol nichts anderes sein als das mittellateinische *tufa* (s. Du Cange): 'fahne, federbusch bes. helmbusch', und den germanischen helden als durch eine solche zier ausgezeichnet benennen; also ein übername, etwa wie franz. 'le général Panache'. das wort erscheint im ags. *þūf* m., auch *sigēþūf*, und ist vermutlich aus dem germanischen in das mittellatein übergegangen, wo es zuerst bei Vegetius erscheint; auch in das mittelgriechische als *τοῦφα*. die romanischen sprachen bezeugen die volkstümlichkeit: frz. *touffe* f. 'busch', das Littré wol nicht mit recht an deutsch *zopf*, engl. *top* anknüpft. die widergabe des germanischen *þ* durch lat. *t* ist nicht selten: *Tancila* QF LXVIII 75 ua.

Strafsburg.

E. MARTIN.

Berichtigung. Zs. 30, 416 oben schiebt mir KGAndresen eine erklärung des *n* in *dienstag* zu, die allerdings als unverständlich bezeichnet werden darf; aber das *n*, welches ich an der citierten stelle Beitr. 10, 575 zu deuten versuche (und gewis richtig gedeutet habe), ist das *n* in der compositionsfuge von *derstāzūōvnt* in den remscheid. sprachproben s. 571.

Giefesen.

F. HOLTHAUSEN.

WAREN DIE GERMANEN WANDERHIRTEN?

Kaum irgendwo im bereiche der deutschen altertumskunde gehn die ansichten derzeit noch so weit auseinander wie auf dem gebiete der wirtschaftsgeschichte und im besonderen dort, wo es sich um die frage handelt, ob die Germanen im laufe ihrer entwicklung eine zeit durchlebt haben, in der sie als unstäte wanderhirten ihren unterhalt gewannen.

Der weitverbreiteten meinung, dass unsere vorfahren sogar noch, als sie in die geschichte eintraten, ein nomadisches oder halbnomadisches volk gewesen seien, ist zumal Baumstark Urdeutsche staatsaltertümer zur schützenden erklärung der Germania des Tacitus 82S ff in bündiger und überzeugender weise entgegengetreten; vgl. auch Baumstarks bemerkungen in den Jahrb. f. phil. 1863 s. 866. in ähnlichem sinne haben sich vor- und nachher auch andere ausgesprochen. trotzdem aber wird es sich vielleicht noch einmal verlohnen, auf die sache einzugehn, insofern die berichte der alten über die wirtschaftlichen einrichtungen der Germanen da und dort noch einer erleuterung bedürfen und insofern uns, auch abgesehen von unmittelbaren zeugnissen, entscheidende beweismittel zur verfügung stehn, und zwar solche, die uns selbst für vorgeschichtliche zeiten rückschlüsse gestatten.

Dass schon Caesar bei den Germanen im allgemeinen (BG 6,22) und bei den Usipeten-Tenktern (BG 4,1), den Sugambern (BG 4,19), den Sveben (BG 4,1) im besonderen ackerbau antrifft, ist nicht bestreithar, wenn er ihm auch bei den Germanen überhaupt (BG 6,22 . 29) und den Sveben wider im besonderen (BG 4,1) neben der viehzucht eine untergeordnete stellung zumisst. seine geringere bedeutung allein berechtigt uns aber noch nicht zu der annahme, dass er erst vor kurzem in übung gekommen sei. auch ist Caesar kein völlig vertrauenswürdiger zeuge, da er (BG 6,29) mit dem geringen feldbau der Germanen und der dadurch hervorgerufenen besorgnis vor proviantmangel die unterlassung des geplanten angriffes auf die Sveben, also einen offensibaren miserfolg, zu beschönigen und zu rechtfertigen sucht. davon abgesehen, dass sein eigenes interesse hier mit ins spiel kommt, ist das culturbild, das er uns von den Germanen entwirft, wie es scheint, im allgemeinen nicht ganz richtig und jedesfalls nicht

zu ihrem vorteile gezeichnet: sicher wenigstens und anerkanntermaßen gilt dies für seine bemerkungen über ihre religion (BG 6, 21). nicht als ob man deshalb ihm selbst voreingenommenheit gegen die Deutschen zuschreiben dürfte, der ja auch manches andere widersprüche; aber seine gewährsmänner waren Gallier, die, wenn sie schon die überlegene kriegstüchtigkeit ihrer nachbarn anerkennen mussten (s. BG 6,24), sie dafür als möglichst in der cultur zurückgeblieben dargestellt haben werden, wie dies wol *mutatis mutandis* auch noch heutigen tages geschieht.

Allerdings sind ackerbau und nomadentum nicht völlig einander ausschließende begriffe. wird die feste niederlassung der Germanen zur zeit Caesars aus ihrer feldwirtschaft immerhin schon äußerst wahrscheinlich, so wird es doch auch selbständig zu untersuchen sein, ob sie dieser gewährsmann als sesshaftes volk kennt. dass dies in der tat der fall ist, geht schon aus dem ausdrücke *sedes*, von den Germanen des Ariovistus BG 1,31 . 44, sowie *considerare*, von Ariovistus BG 1,31, von den Usipeten und Tenktern BG 4,8 gebraucht, ferner daraus hervor, dass den Sugambem BG 4, 19 *vici aedificiaque*, den Ubiern, von denen freilich ein schluss auf die gesamtheit der Germanen am wenigsten gestattet wäre, BG 6,10 *oppida*, aber auch den Sveben BG 4,19 *oppida* zugeschrieben werden; und dass in letzterem falle nicht an bloße waldburgen gedacht werden darf, wie die BG 5,21 geschilderten *oppida* der Britten sind, erhellt daraus, dass diese besondere bedeutung des wortes *oppidum* BG 5, 21 ausdrücklich erklärt werden muss, also nicht früher schon vorliegen kann; überdies müssen die *oppida* der Sveben auch deshalb schon bewohnte orte sein, weil gesagt wird, dass sich dieses volk aus ihnen in die wälder flüchtet. nicht ganz so sicher gilt das für die *oppida*, in die sich die Ubiern nach BG 6, 10 in kriegsgefahr zurückziehen. wenn BG 6,22 als einer der gründe der germanischen agrarverfassung angeführt wird: *ne accuratius ad frigora atque aestus vitandos aedificent* — eine stelle, deren kritik wir uns im übrigen vorbehalten —, wird damit von den Germanen im allgemeinen ausgesagt, dass sie *aedificia* bewohnen, somit nicht nach nomadenart in zelten oder auf wagen leben. aufs selbe läuft es hinaus, wenn sich Ariovist nach BG 1,36 gegen Caesar äußert: *intellecturum, quid invicti Germani, exer-*

citatissimi in armis, qui inter annos XIII tectum non subissent, virtute possent. damit ist schon anderwärts Ynglingasaga 34 verglichen worden: *vóro margir sákonungar, þeir er réðu lidi miklu, ok áttu engi lond; þótti sá einn með fullu heita mega sákonungr, er hann svaf aldri undir sótkum ási, ok drakk aldri at arins-horni.* es scheint sich also geradezu um eine formelhafte redensart zu handeln, und das würde unsomehr beweisen, dass man das wohnen unter dem dache als das gewöhnliche betrachtete. auf jeden fall hätte ein Sarmatenfürst von seinen kriegern nicht so sprechen können, wie Ariovist es tat. dabei ist es hier für uns gleichgiltig, ob seine worte, deren sinn es ist, dass seine leute 14 jahre lang (das heißt, seitdem er von den Sequanern zu hilfe gerufen nach Gallien gekommen war) beständig im kriegslager lebten, eine übertreibung enthalten oder doch nur von seiner ständigen umgebung und der kernschar seiner streiter gelten, während die übrigen sich angesiedelt hatten und auf ihren höfen lebten oder nicht schon seit 14 jahren seine kriegsgefährten waren: vgl. Beitr. 17, 100 ff.

Es bliebe somit den vertretern der nomadentheorie, soferne sie sich auf Caesar stützen wollen, nur noch der eine weg offen, die von diesem den Germanen zugeschriebenen wirtschaftlichen einrichtungen als deutliche nachwirkungen früherer nomadischer lebensgewohnheiten zu erweisen.

Über die germanische agrarverfassung wird uns von Caesar an zwei stellen berichtet. das erstmal, BG 4,1, heißt es mit bezug auf die Sveben: *sed privati ac separati agri apud eos nihil est, neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet.* auf die Germanen im allgemeinen bezieht sich dagegen BG 6,22: *neque quisquam agri modum certum aut fines habet proprios; sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui una coierunt, quantum et quo loco visum est agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt.*

Und BG 6,22 gibt uns Caesar auch eine erklärung dieser germanischen einrichtungen. *eius rei,* heißt es da, *multas afferunt causas: ne assidua consuetudine capti studium belli gerendi agricultura commutent; ne latos fines parare studeant, potentioresque humiliores possessionibus expellant; ne accuratius ad frigus atque aestus vitandos aedificent; ne qua oriatur pecuniae cupiditas, qua ex re factiones dissensionesque nascuntur; ut animi aequitate*

plebem contineant, quum suas quisque opes cum potentissimis aequari videat.

Damit wird also die germanische wirtschaftsordnung als ein ausfluss staatlicher fürsorge hingestellt. dass in der tat die staatsgewalt bei den Germanen das ziel der volkserziehung nicht aufser acht liess, lehrt das weinverbot der Sveben und seine begründung BG 4,2: *quod ea re ad laborem ferendum remollescere homines atque effeminari arbitrantur.* und von den germanischem blute entsprossenen Nerviern heisst es BG 2,15 gar: *nullum aditum esse ad eos mercatoribus; nihil pati vini reliquarumque rerum ad luxuriam pertinentium inferri, quod iis rebus relanguescere animos et remitti virtutem existimarent.* allein zwischen maassregeln gegen die einfuhr gewisser waren und bestimmungen, die für das ganze wirtschaftliche leben den grund legen, ist denn doch ein grosser unterschied. mag man auch späterhin gelegentlich zu einer vorstellung über vorteile der ackergemeinschaft gegenüber der vollzogenen aufteilung des bodens bei den Galliern gekommen und vielleicht da und dort mit bewusstsein und absicht in den alten zuständen verharret sein: ursprünglich sind diese doch sicherlich nur das ergebnis einer unbewussten entwicklung. es ist auch noch sehr die frage, ob Caesar nicht gar nur seine eigenen gedanken über die möglichen gründe der germanischen agrarverfassung vorbringt, oder die eines gallischen gewährsmannes; und das letztere wird sogar als sicher vorausgesetzt werden müssen, wenn sich zeigen lässt, dass er die tatsächlich bestehenden einrichtungen völlig missverstanden hat, ja dass gerade das, was er als deren beweggründe anführt, dieses missverständnis voraussetzt.

Da nämlich Caesar den satz niederschrieb: *ne accuratius ad frigora atque aestus vitandos aedificent,* so muss er auch an ein jährliches verlassen der *aedificia*, nicht allein der äcker gedacht haben. es wird damit vollends klar, wie das vorausgehende *alio transire cogunt* gemeint und dass dabei nicht an eine blofse verschiebung des ortes der feldbestellung zu denken ist. wenn BG 4, 1 gesagt wird: *neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet,* so kann das wol ohnedies nicht anders als auf eine umsiedlung gedeutet werden. dass Caesar zweifellos eine solche im auge hat, haben denn auch schon Thudichum Der altdeutsche staat 120, Bethmann-Hollweg Die Germanen vor der völkerwanderung 12 f, Der germ.-rom. civilprocess im mittelalter

79 und andere richtig erkannt; nur fragt es sich, ob sie auch gut daran taten, seinem berichte vollen glauben zu schenken.

Ein aufgeben der wohnstätten bedingt notwendig entweder einen tausch derselben oder eine ganz neue niederlassung. im falle eines tausches besteht die möglichkeit, dass er sich auf die häuser allein erstreckt oder auch die grundstücke miteinbegreift.

Ein jährlicher tausch der äcker kommt aber deshalb schon nicht in betracht, weil bei der vorauszusetzenden rückständigen wirtschafterart mit mangelnder düngung alle jahre anderswo geackert werden muss. er wäre zudem völlig zwecklos, und es böte sich gar keine erklärung dafür, wie sich eine solche sitte entwickelt haben sollte.

Es bleibt also die möglichkeit eines tausches der häuser allein zu erwägen. in diesem falle müste die fahrhabe, darunter die gesamten vorräte, von einem hause ins andere geschafft werden. oder soll auch mit diesen getauscht werden? sicherlich sind sie nicht in jedem hauswesen gleich groß. verschieden ist aber auch die gröfse der familien sowie die des viehbesitzes der einzelnen — dieser ist ja sondereigentum —, und darum kann auch an völlige gleichheit der häuser nicht gedacht werden. welche schwierigkeiten es da jedes jahr zu lösen gäbe, liegt auf der hand. es ist ferner ganz natürlich, dass das haus als ein werk von sonderarbeit und einem sonderzwecke entsprechend selbst sondereigentum ist. auch ein tausch der häuser allein wäre demnach unzweckmäfsig und unerklärlich.

Somit ist nur noch an ihre jährliche neuanlage zu denken. zu einer solchen könnte aber kaum die absicht anlass gegeben haben, näher bei dem acker sich anzusiedeln, um ihn leichter bestellen und die ernte bequemer einbringen zu können. denn da der acker ohnedies nicht groß gedacht werden darf, wären auch die vorteile geringerer entfernung von ihm nicht ins gewicht gefallen; und keineswegs würden sie die mühen eines neubaues und einer umsiedlung aufgewogen haben, bei der zudem die frage der wasserversorgung alle jahre neu hätte geregelt werden müssen. auch würde die erleichterung der feldbestellung und ernteeinfuhr durch die jeweilige ansiedlung auf dem jahresloos zum teile schon dadurch wettgemacht worden sein, dass es nötig gewesen wäre, auf dem alten felde zu ernten und ein neues, nun doch wider abgelegenes, zu bebauen; verlegt man aber die über-

siedlung in die zeit nach der ernte und vor dem anbau, so müste dann die schon eingebrachte frucht aus dem alten ins neue haus hinübergebracht worden sein. endlich sind für den reichen viehstand stallbauten — wenn auch notdürftiger art — vor auszusetzen, deren jährliche neuanlage nicht durch den geringsten nutzen der umsiedlung für die viehzucht gelohnt worden wäre. denn schwerlich kann die umsiedlung so weithin erfolgt sein, dass damit neue weideplätze zugänglich wurden. wenn doch, so hätte dies folgerichtig das aufgeben alter nach sich gezogen. ein wechsel der weide bietet aber nur innerhalb ein und desselben jahres einen vorteil; im nächsten jahre ist eine im vorjahre benützte sogar besser als eine neue. aus eben diesen gründen ist auch für das nomadentum der wechsel der weide und damit des lagers während der verschiedenen zeiten eines und desselben jahres eigentümlich, nicht aber die auswanderung in andere gegenden nach ablauf je eines jahres. im gegenteile bewegt sich, wenn nicht äußere umstände ablenkend wirken oder weidegründe weit über den bedarf zur verfügung stehn, die wanderung des nomaden jahr für jahr in demselben gewohnten gleise. es hat daher völlige unbekanntheit mit dem eigentlichen wesen des nomadentumes oder große unüberlegtheit zur voraussetzung, wenn man die von Caesar den Germanen zugeschriebene jährliche neuansiedlung aus dem nomadentum herleiten will oder gar noch als ein kennzeichen nomadischer lebensweise betrachtet.

Damit sind aber auch alle mittel erschöpft, eine solche jährliche neuansiedlung begrifflich erscheinen zu lassen. und da schliesslich auch das zeugnis des im übrigen zuverlässigsten gewährsmannes nicht im stande ist, etwas wirtschaftlich unmögliches zu beweisen — so wenig es beweisen kann, dass wirklich in Germanien die elche füsse ohne gelenke hatten (vgl. BG 6, 27) —, so sind wir genötigt, mit einem irrthume Caesars zu rechnen. ein solcher lag ja von vornherein nahe bei einem berichterstatter, dem die dinge, von denen er erzählte, etwas völlig neues waren. im besonderen aber wird er aus dem umstande sich erklären, dass die sprachen von ackerbautreibenden völkern die begriffe 'bebauen' und 'wohnen' in ihrem ausdrücke nicht streng auseinanderhalten. ein satz wie: 'die Germanen bauen alle jahre an anderer stelle' konnte in germanischer, lateinischer und wol auch keltischer fassung ebensowol in dem sinne: 'die Germanen wohnen

alle jahre an anderer stelle' verstanden werden: vgl. zumal ahd. *artôn* 'bewohnen, bebauen', ahd. *art* f. 'ackerung, pflügung', alts. *ard* m. 'wohnort', ags. *eard* m. 'wohnung, heimat' und ahd. alts. *bûan* 'wohnen, bewohnen, bebauen, pflanzen'.

Ist diese erklärung seines misverständnisses die richtige, so lässt sich der tatsächliche kern von Caesars aussage leicht heraus-schälen, und diese wird immer noch als ein zeugnis dafür gelten können, dass die Germanen zu seiner zeit jährlich an anderer stelle ihr getreide bauten. außerdem aber stellt Caesar mit klaren worten, an denen nicht zu rütteln ist, bei ihnen jedes sondereigentum an grund und boden in abrede. ja er weiß selbst über eine jährliche zuteilung von ackerlosen an die einzelnen nichts zu sagen, was freilich noch kein ausreichender beweis dafür ist, dass eine solche nicht stattgefunden hat; denn wenn wir in seinem berichte schon einen irrtum nachweisen konnten, wird ihm lückenhaftigkeit um so eher zuzutrauen sein. für höchst bedenklich halte ich deshalb Inama-Sterneggs annahme (Deutsche wirtschaftsgeschichte 7 f), dass die Deutschen dem Caesar, als er von Gallien aus zum erstenmal einen tieferen einblick in das rechtsrheinische land habe werfen können, noch 'als ein volk entgegengetreten seien, das gemeinsam säte und gemeinsam erntete und in fester ordnung dann sich in die früchte seines schweifes teilte'.

Zu dieser auffassung steht es übrigens in auffallendem gegensatze, wenn derselbe forschler in Pauls Grundr. n 2, S sich äußert: 'schon die erste feste ordnung der agrarverhältnisse zeigt bei den Germanen im gegensatze zu den klans (gesamtbesitz des geschlechts) der Kelten und den hauscommunions der Slaven einen individualisierten grundbesitz der familien. derselbe beruht durchweg auf einer aufteilung der geschlechter- und familienweise besiedelten marken mit ausnahme des zu gemeinschaftlicher nutzung vorbehaltenen wald- und weidelandes'. dass sich ein zustand, welcher der aufteilung des grundbesitzes vorausliegt, noch aus geschichtlichen zeugnissen erweisen lässt, wird in dem abschnitt 'wirtschaft' des Grundrisses nicht mit einem einzigen worte erwähnt.

Aber auch in seiner Deutschen wirtschaftsgeschichte betrachtet Inama-Sternegg nur noch die nachrichten Caesars als ein solches zeugnis für gemeinsames grundeigentum, wogegen s. 11 aus Tacitus Germ. 25. 26 ohne jedwedem bedenken, wenigstens so weit es sich um die Westgermanen handelt, auf bereits durchgeführte auf-

teilung von grund und boden geschlossen wird. ein wechsel der anteile an der feldmark soll nunmehr, zu Tacitus zeit, nicht mehr stattgefunden haben, und ebensowenig lasse sich an gemeinsame feldarbeit und ernte mit verteilung des ertrages noch weiter denken. Inama-Sternegg scheint demnach einen zeitraum von hundert und fünfzig jahren für ausreichend zu halten, einen vollständigen umsturz der germanischen besitz- und wirtschaftsordnung durchzuführen. ja noch mehr: während man sich zu Caesars zeit noch in großen befestigten ansiedlungen unterkunft verschafft habe, trete nun vereinzlung des wohnens als die regel auf. — wenn er sich aber all das zu einem teile als eine wirkung der limesanlage vorstellt, durch welche das gebiet verengt worden sei, auf dem sich die Germanen frei hätte bewegen können, und dabei anerkennend auf einen abschnitt in Arnolds Deutscher urzeit hinweist, in dem in oberflächlichster weise die wanderzüge germanischer völkerschaften und selbst heerfahrten von söldnerscharen mit den regelmäßigen wanderungen von nomaden verwechselt werden, so kann uns das nur mit mistrauen gegen die richtigkeit seiner aufstellungen erfüllen. wie uns einerseits die meinung, dass zu Caesars zeit bei den Germanen erst der ernteertrag an die einzelnen verteilt worden sei, als unerweisbar erschienen ist, so erscheint uns andererseits die annahme durchgeführten sondereigentumes zu Tacitus zeit geradezu als irrtümlich.

Das wichtigste zeugnis des Tacitus für die germanische agrarverfassung ist die folgende, vielgequälte stelle im cap. 26 seiner *Germania*: *agri pro numero cultorum ab universis in vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur. facilitatem partiendi camporum spatia praebent: arva per annos mutant, et superest ager.* wie das zu verstehn ist, darüber sollte denn doch ein zweifel nicht mehr vorhanden sein. denen, die noch immer mit Waitz Deutsche verfassungsgeschichte 1², 104 ff dabei an einen einmaligen vorgang bei der ersten besetzung des landes denken, seien Baumstarks worte (Urdeutsche staatsaltertümer S46) entgegengehalten: 'unwahrscheinlich, ja unmöglich muss es . . . erscheinen, dass Tacitus im 26 capitel, vor und nach welchem capitel rein nur von dauernden zuständen und herrschenden sitten die rede ist, nicht von solch andauerndem und gewohnheitlichem sprechen sollte, sondern plötzlich und ganz abgerissen von einer blofs einmal vorkommenden sache. man lese unbefangen die

worte des 26 capitels, und man wird eingestehn, dass in jedem verbum ein *solere* steckt, gerade wie in den unmittelbar vorhergehenden und den nachfolgenden'. man vgl. auch Hennings Über die agrarische verfassung der alten Deutschen 51 f. dem sei nur noch der hinweis darauf beigefügt, dass Tacitus die Germanen für autochthonen hält (nach Germ. 2: *ipsos Germanos indigenas crediderim*) und nur von etlichen strichen im süden des landes weifs, dass sie ehemals von gallischen stämmen besetzt waren. keineswegs konnte ihm unter solchen umständen das bild der ersten ansiedlung des germanischen volkes vor die augen treten. freilich wird es auch in einem althbesiedelten lande gelegentlich zur neuanlage von dorfschaften kommen; aber doch nur in den seltensten fällen werden solche infolge von massenniederlassungen gleich vollendet ins leben getreten sein, vielmehr durch langsamen zuwachs erst nach und nach aus den anwesen einzelner oder einiger weniger geschlechtsverwanter sich entwickelt haben. endlich ist zu bedenken, dass, wenn gleich bei der ersten festsetzung eine aufteilung des grundes ins ständige eigentum der einzelnen erfolgt wäre, die spätere sonderstellung des hubenbesitzes gegenüber anderweitigem vermögen unbegreiflich und unerklärlich wäre.

Mit dem, was Tacitus Germ. 26 aussagt, scheint aber vielen und so auch Baumstark aao. s. 842 ff nicht verträglich zu sein die unmittelbar vorher, Germ. 25, vorkommende äufserung über die unfreien: *suam quisque sedem, suos penates regit. frumenti modum dominus aut pecoris aut vestis ut colono iniungit et servus hactenus paret*; und dasselbe gilt von dem satze *colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit* im cap. 16 der Germania.

Was indes die erstangeführte stelle betrifft, ist der widerspruch nur bei oberflächlicher betrachtung vorhanden. nimmt man an, dass der unfreie von seinem eigner ein landgut zur bewirtschaftung erhält, auf dem er wohnt und von dem er zinst, so setzt dies allerdings voraus, dass der herr über grundeigentum zu verfügen hat. dass aber der unfreie, dem freilich ein eigener hausstand zugeschrieben wird, auf dem zu bewirtschaftenden lande wohnt, ist mit keinem worte gesagt; denn das *ut colono* drückt gar nicht aus 'als einem colonus', sondern enthält nur einen vergleich mit einem colonus im römischen sinne, dessen tertium com-

parationis das zinsen von einem zur bewirtschaftung übernommenen gute ist. ja wenn es unmittelbar hernach heisst: *cetera domus officia uxor ac liberi exsequuntur*, so geht daraus hervor, dass durch den unfreien, von dem eben die rede war, die übrigen hausgenossen der sorge um die landwirtschaft überhoben sind, dass also das, was ihm oblag, auch nur ein *domus officium* ist, und dass er den jeweilig zur *domus* seines herrn gehörigen acker zu bestellen hat. zu vergleichen ist Germ. 15: *delegata domus et penatium et agrorum cura feminis senibusque et infirmissimo cuique ex familia*. Bethmann-Hollweg Der germ.-rom. civilprocess im mittelalter 79 scheint mir darum ganz das richtige zu treffen, wenn er sagt: 'jedem hausvater blieb es überlassen, wie viel er von seiner hufe an unfreie zur benutzung überlassen, wie viel zur eigenen bestellung mit ihrer hülfe zurückbehalten wollte'. dagegen schieft wol Thudichum Der deutsche staat 114 ff übers ziel hinaus, sofern er an eine besondere rücksichtnahme auf die sklaven schon bei der verteilung der grundstücke denkt.

Übrigens lässt es sich kaum mit bestimmtheit behaupten, dass der anteil an der gemeinen feldmark nicht nur die gewöhnliche, sondern geradezu die einzig mögliche art von grundbesitz gewesen sei, die es zu Tacitus zeit bei den Germanen gegeben hat. man darf sich nicht vorstellen, dass damals schon auf jedes stück landes von den umliegenden gemeinden besitzansprüche erhoben und unter allen umständen aufrecht erhalten worden seien. wäre das der fall gewesen, so hätte ja eine neue niederlassung nirgends erfolgen können. und so gut es später, als auch noch für den hufenbesitz besondere rechtsbestimmungen galten, die seine freie verfügbarkeit beschränkten, daneben dem einzelnen gestattet war, sich durch rodung und urbarmachung von waldgrund oder sonst unbenütztem boden freier verfügbaren grundbesitz zu erwerben, so ist es möglich und wahrscheinlich, dass es schon zu beginn unserer zeitrechnung solches landeigentum gegeben hat. es mag auch gar nicht so selten vorgekommen sein, dass man unfreie zu derartigen rodungen verwendete und auf den gewonnenen landgütern abseits von den dörfern und der gemeinen ackerflur als steuerpflichtige leibeigene wirtschaften liefs. aber man kann nicht sagen, dass sich Tacitus, wo er von den sklaven spricht, die sache so vorstellt, und umsoweniger kann von einem widerspruche in seiner darstellung die rede sein.

Was den satz anbelangt: *colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit*, so sieht man einesteils eine ungerimtheit darin, dass ein *campus* für eine niederlassung maßgebend sein soll, da doch nach der germanischen agrarverfassung das feld gar nicht zum hofe gehöre, anderesteils pflegt man ihn geradezu als ein argument gegen den bestand der ackergemeinschaft zu verwerten. wir dürfen ihn aber hier nicht außerhalb seines zusammenhanges betrachten.

Die von den germanischen niederlassungen handelnde stelle in c. 16 der Germania lautet nach der gemeinen lesart folgendermaßen: *nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est; ne pati quidem inter se iunctas sedes. colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit, vicos locant non in nostrum morem connexis et cohaerentibus aedificiis: suam quisque domum spatio circumdat, sive adversus casus ignis remedium sive inscitia aedificandi.*

Was mit den worten gemeint ist: *nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum*, bedarf keiner erläuterung. das folgende: *ne pati quidem inter se iunctas sedes* enthält dann offenbar eine steigerung, und zwar, wenn der angesetzte wortlaut richtig ist, eine doppelte, insofern statt der bloßen verneinung hier von einem 'nicht dulden' die rede ist, und insofern sich dieses nicht allein auf städte, sondern sogar auf geschlossene ansiedlungen überhaupt heziehen soll, also auch auf *vici* in italischem sinne. hier drängt sich uns aber sofort die frage auf, warum die Germanen eigentlich solche nicht leiden oder nicht dulden mochten. als an einen möglichen beweggrund hierzu liefse sich mit Dahn Urgesch. 1,55 an den selbständigkeitsdrang denken, der für die Germanen in der tat in besonderem mafe eigentümlich ist und zu dem bekannten grundsatz geföhrt hat: 'my house is my castle'. Allein das *ne pati quidem inter se* ist ein viel stärkerer ausdruck, der nur am platze ist, wenn das nichtleiden auf einen weiteren kreis als die nächste umgebung jedes einzelnen sich erstreckt, und dazu gab der sicher vorhandene widerwille gegen allzu nahe nachbarschaften keinen anlaß. wenn dagegen der gebrauch, die häuser ringsum freizustellen, wie dies Tacitus selbst nachträglich zu erwägen gibt, der absicht entsprungen wäre, der feuersgefahr vorzubeugen, so würde sich daraus ein wort wie jenes *ne pati quidem inter se* doch nur dann rechtfertigen lassen, wenn man den Germanen in ihrer gesamtheit ein ausgebildetes

polizeiwesen zuschreiben wollte. die ursache des nichtduldens zusammenhängender wohnsitze bliebe uns also dunkel, und noch auffälliger ist es unter solchen umständen, warum dieser unerklärliche und jedesfalls ganz nebensächliche zug als etwas für die Germanen eigentümliches genugsam bekannt (*satis notum*) sein solle. Tacitus hält aber nicht nur die rücksicht auf die feuersicherheit, sondern auch die unkenntnis des bauens, die *inscitia aedificandi*, für einen möglichen grund der germanischen sitte, die häuser getrennt zu stellen, und damit ist offenbar die bereits verdächtige stelle: *satis notum, ne pati quidem inter se iunctas sedes* ganz und gar unverträglich. denn wie soll etwas zugleich verboten oder nicht gelitten sein und zugleich deshalb unterbleiben, weil man es nicht besser versteht? nur ein schwätzer könnte derartiges so zu sagen in einem atem behaupten. mit derselben bestimmtheit also, mit der wir Tacitus gegen den vorwurf in schutz nehmen, ein solcher zu sein, sind wir genötigt, hier an eine verderbnis zu denken. es erübrigt uns nur noch, diese auch zu berichtigen.

Welchen sinn eigentlich die in betracht stehnde stelle ursprünglich gehabt haben muss, ist nicht schwer zu erraten. Nicht von aneinandergeschlossenen, sondern nur von eingeschlossenen niederlassungen kann die rede gewesen sein. vor solchen scheuten sich die Germanen in der tat und ließen sich auch später noch, wenn sie städte erobert hatten, nicht darin nieder: vgl. Julianus ad S.P.Q.Atheniensem p. 278 Spanh.: *πολλῶν πάντῃ Γερμανῶν περὶ τὰς πεπορθμένας ἐν Κελτοῖς πόλεις, ἀδειῶς κατοικοῦντων*; vor allem jedoch Ammianus Marcellinus 16,2,12: *ipsa oppida ut circumdata retis busta declinant*. aber nicht nur um eine abneigung allein handelt es sich hier. als die Ubier dem aufstande des Civilis sich angeschlossen hatten, da stellten die Tenktern, ihre nachbarn von der anderen Rheinseite, durch gesante und in feierlicher weise an sie geradezu die forderung, dass sie die mauern von Köln niederrissen: *postulamus a vobis*, soll nach Tacitus Hist. 4,64 der sprecher dieser gesantschaft gesagt haben, *muros coloniae, munimenta servitii, detrahatis: etiam fera animalia, si clausa teneas, virtutis obliviscuntur*. bedarf es da noch einer besseren erläuterung zu dem *ne pati quidem inter se*? es kommt nur noch in frage, durch welches wort der begriff der ummauerung ausgedrückt war. dass dieses ein sinn-

entsprechendes gewesen sein muss, ist selbstverständlich; es muss aber auch ein solches gewesen sein, von dem aus eine verderbnis in *inunctas sedes* leicht möglich war. und diesen beiden ansprüchen genügt — weit besser noch als *cinctas sedes*, auf das man allenfalls verfallen könnte — der ausdruck *vincitas sedes*, wenngleich er kein gewöhnlicher ist, was man ja bei Tacitus auch nicht erwarten darf. *vincire* ist offenbar an unsrer stelle ein viel stimmungsvolleres wort, als *cingere* es wäre, da es zu dem begriffe des fesseln hinüberführt. man denke dabei an jenen Tenktern, dem das wohnen zwischen mauern einer stadt wie das leben eingesperrter tiere vorkommt. dass *uinctas* leicht in *inunctas* verlesen werden konnte, bedarf keines beweises: der codex Vaticanus 1518 (C), also eine der wichtigsten handschriften, hat sogar wirklich *uictas* an stelle von *inunctas*, was offenbar nur in *uīctas* (di. *uinctas*) aber nicht weiter zu berichtigen ist. wenn aber trotzdem da und dort, wovon uns ja bereits einzelne beispiele vorgekommen sind, *oppida* oder *castella* bei den Germanen erwähnt werden, so haben wir es dabei sicher nur mit ausnahmen zu tun. in den kriegten gegen die Römer spielen solche jedesfalls gar keine rolle, und zwar zum heile der Germanen und ganz im gegensatze zu den gallischen vorkommnissen. und jene ausnahmen von der regel beweisen umsoweniger etwas gegen diese selbst, als es sich dabei immer um gegenden handelt, die erst aus dem besitze der Gallier in den der Germanen übergegangen waren.

Die bemerkung: *sive in scitia aedificandi* beweist übrigens zugleich, dass unter dem *spatium* zwischen den häusern nicht der abstand zwischen verstreuten höfen gemeint, also nur von einer häusergruppe, einem dorfe im eigentlichsten sinne, die rede sein kann. daraus ergibt sich weiter, dafs sich der früher ausgesprochene satz: *colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit* keineswegs auf die getrennt stehnden häuser innerhalb jenes *vicus* bezieht, sondern offenbar von etwas ganz anderem handelt: von der lage der ansiedlungen innerhalb des landes.

Gienge aber das *colunt discreti ac diversi* auf einzelhöfe, wie man anzunehmen pflegt, so wäre damit gerade heraus und ohne jede beschränkung ausgesagt, dass die Germanen in solchen wohnen. und das wäre doch höchst sonderbar, da ja im folgenden satze

gleich wider von dörfern wie von etwas selbstverständlichem gesprochen wird.

Dazu kommen noch zahlreiche andere belege dafür, dass dorfsiedlung bei den Germanen vorkam, ja dass gerade diese bei ihnen regel war. schon Caesar redet BG 4,19 von den *vicis aedificiisque* der Sugamben, ebendort von den *oppidis* der Sveben und BG 6,10 von denen der Ubier. weniger bestimmt ist hierherzustellen Tacitus Germ. 12: *qui intra per pagos vicosque reddunt*, da *vici* hier allenfalls als lediglich politischer begriff aufgefasst werden könnte. wichtiger ist Germ. 19, wo es von der bestrafung der ehebrecherin durch den gatten heisst: *per omnem vicum verberare agit*; dabei kann *vicus* nur im sinne eines wirklichen dorfes gemeint sein, das also hier als das gewöhnliche vorausgesetzt wird; der fall, dass das verbrechen auf einem einsamen hofe geschieht, liegt der erwägung völlig fern. dazu ist zu halten Ann. 1,50: *ventum ad vicos Marsorum et circumdatae stationes*, wobei also sicherlich wider nur an richtige dörfer zu denken ist. ferner heisst es Ann. 1,56 von den Chatten: *reliqui ommissis pagis vicisque in silvas disperguntur*. das bei demselben stamme Ann. 1,56 genannte *Mattium (genti caput)* ist vielleicht ein *oppidum* nach dem sprachgebrauche Caesars BG 4,19 und 6,10. für ein solches wird etwa auch der ort zu nehmen sein, in dem Segestes nach Ann. 1,57 von Arminius belagert wird. denn da er daselbst mit grossem gefolge (*magna cum propinquorum et clientium manu*) eingeschlossen ist und die belagerer zahlreich genug sind, gegen den heranrückenden Germanicus widerstand zu wagen (*pugnatum in obsidentis*), so muss an eine ausgedehntere befestigung gedacht werden, von der es freilich nicht feststeht, ob sie beständig bewohnt war oder nicht. dasselbe gilt von den castellen des Vannius, die Ann. 12,29.30 erwähnt werden. dagegen scheint das *castellum* bei der *regia* des Maroboduus (Ann. 2,62), da sich daselbst *lixae et negotiatores* angesiedelt hatten, allerdings eine ständig bewohnte befestigte ansiedlung zu sein. auf zeugnisse späterer gewährsmänner kommt es unter solchen umständen gar nicht mehr an. wol aber sei auf die urverwantschaft von germ. **purpa(n)* 'dort' mit kymr. *tref* 'dort' und kelt. *treb* (in *Atrebatas*) hingewiesen (vgl. Kluge EW.⁴ 57); ferner darauf, dass auch bei den Galliern dorfsiedlung die regel war. von den italischen Kelten sagt Polybius 2,17, dass sie *κατὰ κώμας*

ἀτειχίστους wohnten. wegen der Transalpinen sei auf Caesar verwiesen, vor allem auf BG 1,5: (*Helvetii*) *oppida sua omnia, numero ad duodecim, vicos ad quadringentos, reliqua privata aedificia incendunt.* endlich steht die annahme, daß die Germanen zu beginn unsrer zeitrechnung in dörfern beisammen wohnten, am besten in einklang mit den ergebnissen der urgeschichtsforschung, die im nördlichen Deutschland während der ganzen in betracht kommenden zeit als die gewöhnliche art der bestattung die in urnenfriedhöfen kennt.

Aber ist man denn gezwungen, bei dem satze *colunt diversi ac discreti* gerade nur an einzelne höfe zu denken? getrennt und abgeschieden leben doch auch die bewohner eines deutschen dorfes im gegensatze zu einer italischen stadt. zudem hat der ausdruck *colunt discreti ac diversi* an unsrer stelle gar nicht das gewicht, das ihm zukäme, wenn er allein dastünde; vielmehr ist er durch den zusatz *ut fons, ut campus, ut nemus placuit* abgeschwächt: insofern ein quell, ein feld, ein hain, nicht aber, wie bei bürgern einer tausende umfassenden und einschließenden stadt, die absicht des sicheren beisammenwohnens für ihre niederlassung bestimmend war, insofern allerdings wohnen die Germanen getrennt und zerstreut in ihrem lande. wenn *ne pati quidem inter se iunctas sedes* im einleitenden satze des capitels das richtige wäre, dann freilich könnte von der hier vertretenen auslegung kaum die rede sein, denn dazu stünde offenbar das *colunt discreti ac diversi* im gegensatz, und zu den dicht an einandergeschlossenen häusern wären gerade gehöfte, nicht dörfer das richtige gegenstück. da aber selbständig bewiesen ist, dass es nicht *iunctas* heißen kann, kommt ein darauf sich stützender einwand nicht mehr in betracht.

Kann es aber ein ganzes dorf sein, das seine anlage einem zur niederlassung einladenden *campus* oder *nemus* verdankt, so ist ein widerspruch zwischen dem in betracht stehnden satze und der germanischen agrarverfassung nicht mehr vorhanden.

Gleichwol wird man auch schon für den beginn der Römerzeit hofsiedlungen bei den Germanen nicht ganz und gar in abrede stellen dürfen. da und dort waren sie wol schon durch die örtlichkeit bedingt, wie dies heute noch in vielen Alpengegenden der fall ist. das galt aber doch mehr für Skandinavien als für die im gesichtskreise der Römer gelegenen teile Ger-

maniens. und ein sicherer beleg für hofsiedlungen lässt sich aus Caesar wenigstens noch nicht gewinnen, denn in der stelle BG 4,19: *omnibus vicis aedificiisque incensis* können unter den *aedificiis*, di. haulichkeiten schlechtweg, ebensowol scheunen, vorwerke udgl. verstanden werden als gehöfte; auch aus Tacitus eigentlich nicht, es sei denn, dass man die *Cruptorigis quondam stipendiarii villa* (Ann. 4,73) im Friesenlande, die *villas arva vicos* (Ann. 13,57) bei den Ubiern und die *agros villasque Civilis* (Hist. 5, 23) bei den Batavern heranzieht, wo es überall unentscheidbar ist, wie weit römischer einfluss maßgebend war. notwendig braucht übrigens an solchen nicht gedacht zu werden, zumal, wie wir früher schon bemerkt haben, neben dem anrecht an der feldmark der gemeinde noch eine andere art von grundbesitz des einzelnen bestanden haben kann, entweder mit jenem in verbindung oder für sich allein. gerade bei den mehreren *villae* des Civilis werden wir am besten an solche aufserhalb der eigentlichen dorfmarken liegende güter zu denken haben.

Wo aber hofsiedlung vorkam, sei es des herren selbst oder eines hörigen wirtschafters, da haben wir es sicher immer mit dem ständigen eigentum eines einzelnen zu tun. nur zwischen dorbewohnern, nicht zwischen hofsassen ist ackergenossenschaft voranzusetzen. der einzige vorteil der hofsiedlung besteht ja darin, dass bei ihr das haus inmitte der wirtschaftsgründe liegen kann; da aber, wo die gesamtheit alljährlich anderswo land anweist, fällt dieser vorteil und damit jeder anlass zu ihr überhaupt hinweg. auch hat bei begründung einer hofsiedlung die gemeinschaft nichts zu tun, so dass dabei schon die voraussetzungen des gemeinbesitzes nicht gegeben sind. bei ihrer erweiterung durch zuzug oder durch die nachkommenschaft des begründers konnte freilich immer der weg zum gemeineigentum betreten werden, wobei aber auch ihr übriger character in den des dorfes übergieng. ein eigentlicher gegensatz dieser beiden wirtschaftlichen einheiten ist darum nicht vorhanden, da eben eine in die andere hinübergeführt werden kann. der hof ist gewissermaßen der kern und keim eines dorfes, eine ackergenossenschaft, bei der die zahl der teilhaber, der *universi* nach Tacitus (Germ. 26), gleich 1 ist, weshalb naturgemäfs die verteilung der ackerlose entfällt. nur die zum sondereigentum gewordene dorfmark, das eigne feld des einzelnen dorbauern würde der von Tacitus geschilderten besitz-

und wirtschaftsordnung grundsätzlich widersprechen, nicht aber das eigne feld des hofsassen. nur wird man doch widerum daraus, dass von der verteilung der felder als von etwas regelmäsigem gesprochen wird, den schluss ziehen dürfen, dass dorfsiedlung die regel war.

Kann aber die ackergemeinschaft und der jährliche felderwechsel innerhalb der germanischen dorfschaften wirklich nur aus früherem nomadentum der Germanen erklärt, ja kann er mit dem nomadentum überhaupt in beziehung gebracht werden? wäre dies auch der fall, was wir übrigens keineswegs zugestehn wollen, so wäre doch damit zur bestimmung der zeit des austrittes aus dem wanderleben noch kein anhalt gegeben, denn bis heute haben sich bekanntlich slavische ackercommunitäten erhalten. reste von gemeindebesitzungen an grund und boden gibt es auch bei uns, und weiden vor allem sind auch heute sogar noch in der regel gemeindebesitz. das erklärt sich daraus, dafs eine aufteilung dieser an die einzelnen die anlage von hecken und zäunen erfordert, und außerdem die überwachung und betrennung einer großen gemeindeherde weit einfacher ist, als die der gesonderten herden aller einzelnen besitzer. es ist auch begreiflich, dass das gemeinschaftlich in besitz genommene oder durch gemeinsame rodung gewonnene weideland von anfang an gemeinsames eigentum der beisammenwohnenden war. sondereigentum an grund und boden kann sich doch überhaupt nur entwickeln, wo ein einzelner herrenloses land besetzt oder durch rodung der bewirtschaftung zuführt — und auch hier kann sich bei der nachkommenschaft des ersten besitzers leicht gemeineigentum herausbilden — oder dort, wo das eigentumsrecht ersessen wird, wo also zunächst sonderbesitz entsteht, der vom sondereigentum noch getrennt werden muss, aber zu diesem hinüberleitet. bei der weide nun konnte es aus den vorerwähnten gründen in altgermanischer zeit überhaupt zu keinem sonderbesitz kommen; bei den feldern aber naturgemäfs zu keinem längeren als auf ein jahr, weil das feld bei zweijähriger ausnützung schon einen schlechteren ertrag gegeben hätte als ein neu unter den pflug genommenes stück landes. das nicht mehr bebaute feld wurde aber wider weide, und darum hatte sein letzter besitzer gar kein interesse mehr, seinen anspruch darauf weiter noch aufrecht zu erhalten. wo ist also hier der zusammenhang mit

dem nomadentum? ergibt sich doch alles naturgemäfs aus der tatsache, dass mehrmalige ununterbrochene bebauung desselben landes den ertrag verringert hätte, was man in anbetracht der gewis als mangelhaft vorauszusetzenden pflege und düngung der äcker nicht bestreiten kann. eine nötigung zu mehrmaliger bebauung lag aber nicht vor, so lange grund und boden noch hinreichend zur verfügung stand.

Auch der spätere übergang vom gemein- zum sondereigentum an ackerland erklärt sich ganz einfach dadurch, dass man sich leicht gewöhnen konnte, sobald das ganze zum anbau bestimmte stück der dorfmark mit dem anbau wirklich durchlaufen war, bei der nächsten verteilung der felder an die das vorige mal vorgenommene einteilung sich zu halten, so dass der einzelne immer wider dasjenige feld zur bewirtschaftung erhielt, das ihm im früheren turnus schon zugewiesen war. aus dem rechte auf ackerland überhaupt entwickelte sich durch eine solche gewöhnung der anspruch auf ein bestimmtes grundstück. je öfter aber dasselbe stück wider unter den pflug kam, desto leichter war auch die möglichkeit vorhanden, es widerum dem früheren bebauer zuzuteilen, und je öfter er es erhielt, desto mehr auch musste ihm der anspruch auf dasselbe als ordnungsmäfsig erscheinen. der übergang zum sondereigentum stellt sich somit als eine folge intensiverer wirtschaft dar.

Dass sich gleichwol bis auf den heutigen tag nachwirkungen der altgermanischen agrarverfassung erhalten haben, ist bekannt. dazu gehört, abgesehen von der rechtlichen sonderstellung des hubenbesitzes auch die an manchen orten herrschende sitte, bei der dreifeldwirtschaft den wirtschaftswechsel derart gemeinsam eintreten zu lassen, dass immer ein zusammenhängendes drittel der dorfmark brach liegt und als gemeinsame weide benützt werden kann. allerdings hat Roscher in dem aufsatz 'Haben die Germanen die landwirtschaft nach dem dreifeldersystem getrieben?' (Berichte über die verhandlungen der k. sächs. ges. d. wissenschaften 1858 10, 67—87) und im System der volkswirtschaft 2 § 24 gezeigt, dass bei den Germanen nicht das dreifeldersystem üblich war, und Hanssen 'Zur gesch. der feldsysteme in Deutschland' in der Tübinger Zeitschr. f. staatswissenschaften 1865, s. 54—100 (jetzt Agrarhist. abhandl. 1, 123 ff) hat nachgewiesen, dass sie vielmehr eine wilde feldgraswirtschaft betrieben. aber gerade aus der vorerwähnten sitte ergibt sich,

dass ein organischer übergang von dem einen zum anderen systeme stattgefunden hat, dass sie also nicht grundsätzlich zu trennen sind. da und dort, wo guter boden oder dichtere bevölkerung vorhanden war oder ein besseres dungverfahren aufkam, konnte bald der fall eintreten, dass die zeit, nach deren verlauf ein acker wider besät wurde, auf drei jahre herabsank. von da zur eigentlichen dreifelderwirtschaft ist dann nur noch ein kleiner schritt.

Anderseits sei auch auf den ältesten kern des sonderigentumes an grund und boden hingewiesen. es ist dies, wenn das haus selbst, wie oben gezeigt wurde, dem einzelnen gehört, ohne zweifel der boden, auf dem das haus sich erhebt, sowie dessen nächste umgebung, der garten also oder jener raum, aus dem der garten sich entwickelt hat. dass zum urgermanischen hause ein platz dazugehört, dass es inmitte eines geheges zu denken ist, wird schon dadurch wahrscheinlich gemacht, dass es germanische worte gibt, die sowol 'haus' als auch 'einfriedung' bedeuten. hierher gehört vor allem got. *gards* 'hof, haus, familie', dem die zusammensetzungen *aurti-*, *midjun-*, *veima-gards* gegenüberstehn, in denen *gards* den sinn 'garten, gehege' hat. auch aisl. *gardr* heisst 'gehege, zaun' und 'haus, gehöft', wogegen ags. *geard* 'umfriedung, garten' und ahd. *gart* 'kreis, chorus' die ältere bedeutung allein oder eine selbständig daraus entwickelte festhalten. ähnlich verhält es sich mit dem worte *hof*: s. Kluge EW.⁴ 145. dieses unmittelbar zum hause gehörige gebiet ist auch bei Tacitus Germ. 16 angedeutet, wenn es daselbst heisst: *suam quisque domum spatio circumdat*.

Damit sind wir wiederum bei Tacitus angelangt und wollen uns nun auch dem eigentlichen gegenstande unsrer untersuchung neuerdings zuwenden. das bild, das uns jener beste und wichtigste gewährsmann für unser altertum von den Germanen entwirft, hat sich uns bisher schon als das eines sesshaften volkes erwiesen, und es wäre ein leichtes, einzelne züge desselben noch deutlicher heraustreten zu lassen. indessen sei nur eine stelle noch besonders hervorgehoben, auf die unter anderen auch Baumstark aao. s. 829 großes gewicht gelegt hat. gewis ist es sehr bezeichnend, dass Tacitus Germ. 46, wo sich ihm zweifel aufdrängen, ob er die Peukinen, Veneden und Fennen den Germanen oder den Sarmaten zurechnen solle, hinzufügt: *quanquam Peucini, quos quidam Bastarnas vocant, sermone, cultu, sede ac*

domiciliis ut Germani agunt, und dass er ganz in ähnlichem sinne von den Veneden fortfährt: *hi tamen inter Germanos potius referuntur, quia et domos figunt et scuta gestant et pedum usu ac pernecitate gaudent: quae omnia diversa Sarmatis sunt in plaustro equoque viventibus*. deutlich ist hier sesshafte lebensweise einerseits und nomadische anderseits gekennzeichnet. und weil die merkmale der ersteren als geradezu eigentümlich für die Germanen in anspruch genommen werden, so folgt daraus, dass Tacitus von ihrer allgemeinen sesshaftigkeit fest überzeugt war, dass ihm also auch aus früherer zeit kein dieser widersprechender glaubhafter bericht bekannt sein konnte.

Wie aus der eben berührten stelle, aber auch aus Germ. 6 hervorgeht, lag die hauptkraft der Germanen im fufsvolke. wenn sie daneben auch im reiterkampfe sich auszeichneten, so geschah dies doch keineswegs in einer art, die sich mit der kampfweise östlicher hirtenvölker vergleichen liefse, bei denen der mann mit dem rosserücken so gut wie verwachsen ist. die überlegenheit der germanischen reiterei beruhte vielmehr gerade auf der auferordentlichen gewantheit, raschheit und ausdauer der den reitern beigegebenen leichtbewaffneten: vgl. Caesar BG 1,48; 7,65; 8,13, Tacitus Germ. 6; und schon Livius 44, 26 berichtet ähnliches von den Bastarnen. auch die berittenen selbst wusten durch gelegentliches abspringen von ihren pferden den kampf nach bedarf in einen fufskampf zu verwandeln: s. Caesar BG 4, 2.12. und zu allen zeiten ist der fufskampf als der eigentlich volkstümliche zu erkennen, was bei einem von haus aus nomadischen volke befremdend genug wäre; denn nationale neigungen, fertigkeiten und anlagen brauchen geraume zeit, um sich auszubilden oder wesentlich zu verändern; und man wird nicht fehl gehen, wenn man aus ihnen auf jahrhunderte zurückschleift.

Was Tacitus über die Veneden sagt, zeigt uns übrigens, dass er auch dieses volk als ein sesshaftes kannte. den Aisten wird Germ. 45 sogar fleißigerer ackerbau zugeschrieben: *frumenta ceterosque fructus patientius quam pro solita Germanorum inertia laborant*. Illyrier, Thraker und Kelten können schon jahrhunderte früher als sesshafte ackerbauer nachgewiesen werden. ja lässt sich von irgend einem der alten nachbarvölker der Germanen, von finnischen rentierzüchtern abgesehen, mit sicherheit behaupten, dass es überhaupt jemals ein nomadenleben geführt hat? wenn

man aber auch ein solches als das ursprüngliche und spätere sesshaftigkeit als eine folge von cultureinflüssen ansähe, welchen weg müste diese culturbewegung eingeschlagen haben, dass sie bei den Germanen zu allerletzt angekommen und durchgedrungen wäre?

Der niederschlagreiche winter und der walddreiche boden des alten Deutschland ist gewis nomadischer lebensweise nicht besonders günstig, und die erfahrung lehrt sogar, dass hirtentämme nicht nur mit vorliebe grasreiche walddlose ebenen aufsuchen, sondern selbst auch ihr möglichstes zur ausrottung etwa vorhandener waldbestände beitragen. das Deutschland der Römerzeit mit seiner vorwiegenden walddlandschaft kann nicht ein alter tummelplatz von wanderhirten gewesen sein — von der dänischen inselwelt und von Skandinavien nicht zu sprechen.

Noch wird es aber nötig sein, auf einen der zeit nach zwischen Caesar und Tacitus mitten inne stehnden berichterstatter näher einzugehn, nämlich auf Strabo, da dieser als der eigentliche kronzeuge für das nomadentum — der Sveben wenigstens — vorgeführt wird. die in betracht kommende stelle bei Strabo p. 290 f. lautet wie folgt: μέγιστον μὲν οἶν τὸ τῶν Σοίβιον ἔθνος· δείκει γὰρ ἀπὸ τοῦ Ῥήνου μέχρι τοῦ Ἄλβιος· μέρος δέ τι αὐτῶν καὶ πέραν τοῦ Ἄλβιος νέμεται, καθάπερ Ἑρμόνδοροι καὶ Λαγρόβαρδοι· νυνὶ δὲ καὶ τελέως εἰς τὴν περσικὴν οὗτοί γε ἐκπεπτώκασιν φεύγοντες. κοινὸν δ' ἐστὶν ἅπασιν τοῖς ταύτη τὸ περὶ τὰς μεταναστάσεις εὐμαρὲς διὰ τὴν λιπότητα τοῦ βίου καὶ διὰ τὸ μὴ γεωργεῖν μηδὲ θησαυρίζειν, ἀλλ' ἐν καλυβίοις οἰκεῖν ἐρήμερον ἔχουσι παρασκευίην· τροφὴ δ' ἀπὸ τῶν θρεμμάτων ἢ πλείστη καθάπερ τοῖς νομάσιν, ὥστ' ἐκείνους μιμούμενοι τὰ οἰκεῖα ταῖς ἀρμαμάξαις ἐπάραντες ὕπη ἂν δόξῃ τρέπονται μετὰ τῶν βοσκημάτων. hier ist nun freilich durch das μὴ γεωργεῖν den stämmen, auf die sich diese darstellung bezieht, der ackerbau glattweg abgesprochen. dies steht aber mit den älteren nachrichten Caesars über Germanen und Sveben, von denen eingangs gehandelt wurde, in offenbarem widerspruche, über den um so weniger hinwegzukommen ist, als die *Suebi* Caesars gerade die Ermunduren, also dasselbe volk sind, von dem Strabo aao. redet: s. Beitr. 17, 18 ff; und ist etwa Strabo ein besser unterrichteter und verlässlicherer gewährsmann als Caesar? von allen andern gründen abgesehen,

würde Caesars zeugnis allein genügen, um Strabos behauptung völlig zu entkräften. fast scheint es sogar, als ob seitens des letzteren ein in seinem ursprunge noch erkennbares misverständnis vorläge. dem *τροφιῇ δ' ἀπὸ τῶν θρεμμάτων ἢ πλείστη* entspricht nahezu wörtlich: *maiorque pars eorum victus in lacte, caseo, carne consistit* bei Caesar BG 6, 22, und es ist nicht ausgeschlossen, dass diese stelle für Strabo die quelle war, da er auch sonst, wo es sich um Germanen und Gallier handelt, mehrmals Caesar ausschreibt. ist dies auch hier der fall, so ist das *μὴ γεωργεῖν* nur eine ungenaue wiedergabe des *agriculturae non student* bei Caesar BG 6, 22, das der früher verglichenen stelle Caesars unmittelbar vorhergeht.

Im übrigen aber ist in Strabos worten, wenn man sie nur recht versteht, nicht im entferntesten ein beleg für das angebliche nomadentum der Germanen oder der Sveben enthalten. deutlich schließt sich der ganze excurs an das *ἐκπεπιώκασι φεύγοντες* an. diese worte will der geograph erläutern. zunächst wird darum der besondere fall der auswanderung — dass diese in wahrheit gar nicht stattgefunden hat und Strabos annahme einer solchen auf einem misverständnis beruht (s. Beitr. 17, 50 f), ist hier gleichgiltig — durch den leichten entschluss zu auswanderungen im allgemeinen erklärt. dieser aber wird als eine folge der eigentümlichen lebensweise hingestellt. von der lebensweise endlich ausgehend schließt die gedankenreihe, indem sie wider zur *ἐπανάστασις*, damit also in sich selbst zurückkehrt. dass aber — so wie früher *καθάπερ τοῖς νομάσιν* — so hier der ausdruck *ἐκείνους μιμούμενοι* gebraucht wird, ist geradezu ein beweis dafür, dass Strabo die in betracht stehnden völker nicht für rechte nomaden, sondern für sesshaft hielt: er vergleicht nur ihre *μεταναστάσεις* mit dem wanderleben der nomaden, ohne sie wie so mancher gelehrte unserer zeit mit diesem zu verwechseln. in der tat handelt es sich dabei trotz vorhandener vergleichspunkte um ganz verschiedene dinge. bei der *μεταναστάσις* ist das wandern ein einmaliges, ausnahmsweise vorkommendes, dort ein regelmässiges; hier ist es fortwährend auf das ziel neuer niederlassung gerichtet, dort führt es beständig von einer weide zur andern. aber auch während der *ἐπανάστασις* selbst ist die lebensweise eines wandernden volkes von der eines wandervolkes grundverschieden.

bei letzterem ziehen die einzelnen horden jede ihren eigenen weg; jenes bewegt sich in geschlossenen massen. dass sich darum ein solches volk gar nicht auf die dauer ernähren kann, liegt klar zu tage. die viehzucht, die dem nomaden fortwährend den lebensunterhalt beschafft, reicht hier nicht aus, weil das vieh, in grossen herden von vielen tausenden zusammengedrängt, nicht ausreichende weide findet und verkümmert, aber auch gar nicht in hinlänglicher zahl vorhanden ist. eine wesentliche lebensbedingung sind darum mitgenommene vorräte von getreide — hier kann das vorgehen der keltischen Elvetier, von dem Caesar BG 1, 3. 5 berichtet, als beispiel dienen — und wol auch von speck und rauchfleisch; wenn diese nicht mehr ausreichten, lieferungen durch befreundete stämme — das versprechen solcher vorschubleistung an die Usipeten und Tenktern seitens gallischer stämme scheint Caesar BG 4, 6 angedeutet —; die wichtigste ist aber wol der raub. so plündern die Elvetier (BG 1, 11) sowie die noch nicht angesiedelten Haruden Ariovists bei den Aeduern (BG 1, 37), die Usipeten und Tenktern schicken nahezu alle ihre reiter auf weite strecken fort, um lebensmittel einzutreiben (BG 4, 12. 15. 16), und eine art raub ist es schliesslich auch, wenn eben die letztgenannten stämme in den höfen und flecken der Menapier sich festsetzen und den winter über von deren vorräten leben (BG 4, 4), wol eine nicht ungewöhnliche art zu überwintern für ein auf der wanderung begriffenes volk. leicht konnte damit auch der seiner habe beraubte stamm, sofern ihm nicht die nachbarn beisprangen, genötigt werden, selbst sein heil in der wanderung zu suchen. vielleicht liegt gerade bei den elvetischen Teutonen und Tigurinen eine derartige ursache für ihren aufbruch während der Kimbernzüge vor.

Wie weit freilich voreingenommenheit von der richtigen erkenntnis abführen kann, zeigt sich besonders deutlich gerade bei der beurteilung von Strabos aussage über die Sveben. mit Schrader, der sie Sprachvergl. und urgesch. 407 f diesem zeugnisse zu liebe als ein 'nomadisches wandervolk' betrachtet, darf man noch gar nicht ins gericht gehen, da er dabei nur einen so gut wie allgemein verbreiteten irrthum teilt. schlimmer ist es, wenn Meitzen Das deutsche haus 24 und Das nomadentum der Germanen und ihrer nachbarn in Westeuropa (in den Verhandlungen des 2 deutschen geographentages zu Halle) 77 die in be-

tracht stehnde stelle mit hinweglassung der worte *ὐνὶ δὲ καὶ τελέως εἰς τὴν περσικήαν οὕτοί γε ἐκπεπτώασι φεύγοντες* übersetzt, wodurch offenbar der sinn verdunkelt wird. seine voreingenommenheit gesteht er übrigens gleich eingangs seiner abhandlung über das nomadentum selbst aufrichtig und unumwunden zu, indem er sagt: 'die frage nach dem übergange der Germanen vom nomadentum zur festen siedlung erweist sich für das richtige verständnis der deutschen vorzeit mehr und mehr von eingehender bedeutung. immer bestimmter erkennen wir, dass *von der vorstellung über art und zeit dieses vorganges *die deutung entscheidender nachrichten der historischen quellen und damit das gesamte bild der wirtschaftlichen und politischen entwicklung der Deutschen *abhängig bleibt'. aus dem zum verständnis durchaus nötigen zusammenhange reißt die behandelte Strabostelle auch Felix Dahn Urgeschichte der germ. u. rom. völker 175 und gibt sie dort gar in folgender weise wider: 'gemeinsam ist allen völkern in jenen landstrichen der leichte entschluss zur änderung ihres wohnsitzes, vermöge der schlichten lebensweise ohne ackerbau und speichervorrat: leben sie doch in zelhütten, welche der tag wie aufschlägt so abbricht, zumeist von ihren herdentieren, wie nomaden, nach deren art sie denn auch ihre holzhäuser auf ihre wagen heben und dann mit ihren weidetieren davonziehen, wohin es ihnen beliebt'. abgesehen von allen andern hier unterlaufenden freiheiten der übersetzung, die doch wenigstens eine möglichkeit für sich haben, ist es doch eine starke leistung, *τὰ οἰκεία* durch 'die holzhäuser' zu verdeutschen. auch das ist 'deutung entscheidender nachrichten der historischen quellen'.

Das fahrbare holzhaus scheint übrigens ein Lieblingsbild der Dahnschen phantasie zu sein, denn wir begegnen ihm auffallend oft und so auch Urgeschichte 169, wo es heißt: 'das urgermanische holzhaus war also leicht transportabel: es berührte, wie sich das aus anderen gründen bei scheunen und heuschobern in Deutschland bis heute erhalten hat, an den vier ecken nur mit den pfosten den boden: auf der leiter nahte man dem erhöhten eingange . . . während das recht des Römers das steinhaus für so unbeweglich erklärt wie den grund, auf dem es sich erhebt, sagt das deutsche recht jahrhunderte lang: das haus ist fahr-

* von mir im druck hervorgehoben. R. M.

habe, denn es kann davonfahren oder verbrennen, 'was die fackel verzehrt, ist fahrnis', also das holzhaus ebenso wie zb. der holztisch'. auf Dahn wird es vielleicht zurückgehn, wenn Meitzen Das deutsche haus 24 die viel zu weitgehende behauptung aufstellt: 'jedefalls aber wird in allen deutschen volkrechten das haus als fahrende habe betrachtet'. übrigens ist schon Thudichum Der altdeutsche staat 120 und vor ihm Roscher Berichte über die verhandlungen der k. sächs. ges. der wissenschaften (1858) 10, 80 der unglückliche einfall gekommen, bei den mancherorts (aber keineswegs allgemein) gültigen bestimmungen, durch die das haus als fahrnis erklärt wird, an den wortsinn von 'fahren' zu denken. in wahrheit hat der begriff von fahrnis frühzeitig schon seinen umfang erweitert. wenn es zb. Salfelder stat. (bei Walch Vermisschte beitr. aus dem deutschen recht 2, 29; JGrimm. RA 566) heisst: *was uf lengute stet, daz der wint bubet (?)¹ und die sunne beschinet, daz ist varnde habe*, oder Erfurter stat. von 1306 (bei Walch 1, 120): *wanne getreide oder same uffe den ackir geworfen wirt unde ez die eide bestrichet, so sal iz varnde habe sin*, so kann in diesen fällen, zumal in letzterem, bei eben eingeggtter saat, doch nicht an wirkliche beweglichkeit gedacht worden sein. das entscheidende merkmal der fahrnis scheint vielmehr vielfach nicht ein äußerliches, sondern das tatsächlich bedeutungsvollere der leichteren zerstörbarkeit, der geringeren sicherheit des besitzes gewesen zu sein. die bestimmung: 'was die fackel verzehrt' ist dann nicht eine zufällige, sondern eine das wesen der sache treffende. da sich aber das liegende gut in dieser beschränkung auf unzerstörbares fast ganz mit dem grundbesitze deckt, tritt noch ein anderer umstand hinzu, der diese begrenzung des begriffes von fahrnis befestigen musste, sofern er nicht gar das ursprünglich und eigentlich maßgebende war: nämlich die aus dem ehemaligen gemeineigentum entspringende sonderstellung des grundbesitzes im deutschen rechte. diese sonderstellung des unbeweglichen besitzes an grund und boden ist so wichtig für das rechtsleben, dass sie neben dem früher angeführten veranlassung sein konnte, alles übrige eigentum als fahrendes gut zusammenzufassen, so benannt vielleicht nicht allein, weil doch das meiste davon wirklich fahrbar, sondern auch in bildlichem sinne, weil es vollkommen frei verfügbar war.

¹ [wol bewet resp. biwet (mhd. bewajet) Sch.]

Alles, was wir über die bauart des ältesten germanischen hauses wissen und durch sprachgleichungen erschließen können, weist im gegenteile darauf hin, dass es nicht aus einem wanderzelte, nicht aus einem wagen oder einer fahrbaren hütte entstanden, sondern bereits in einer unsern geschichtlichen quellen vorausliegenden zeit ein feststehendes und festgefügtes gewesen ist: s. Henning Das deutsche haus 1 ff. auch die in Norddeutschland gefundenen hausurnen geben, so weit bei ihnen überhaupt die hausform über die urnenform überwiegt, 'zeugnis eines besseren, wärklichen, feststehenden hauses', wie selbst Meitzen Das deutsche haus 24 zugesteht. dass aber Meitzens späte zeitstellung dieser urnen (aao. 21 f), die er mit der unrichtigen voraussetzung begründet, 'dass sich der leichenbrand in Deutschland erst zur Römerzeit eingeführt hat', ganz und gar haltlos ist, dass sie vielmehr mit Henning s. 180 f einer vorrömischen periode zuzuweisen sind, kann nach den eingehenden auseinandersetzungen Virchows Über die zeitbestimmung der italischen und deutschen hausurnen BSB 1883 als ausgemacht gelten.

Auch darauf sei hingewiesen, dass die volkszähl der Germanen weit über diejenige hinausreicht, die ihr land bei andrer als sesshafter bewirtschaftung zu erhalten im stande wäre. nach Meitzen Das nomadentum der Germanen 75 gewährt in Hochasien, Turkestan und dem südlichen Sibirien eine quadratmeile durchschnittlich 'nur für 1800 stück vieh oder 6 wolhabende nomadenfamilien von zusammen 30 personen ausreichende existenz. ein stamm von 10 000 köpfen würde schon 200 bis 300 quadratmeilen als revier bedürfen'. Meitzen selbst kann darum nicht ohne weiters über den widerspruch hinweggehn, in dem diese tatsachen, nomadische lebensweise vorausgesetzt, zu dem stehn, was wir über die hohe volkszähl der Germanen aus alten quellen erfahren. man kann aber nicht sagen, dass sich 'die scharen der Cimbrer und Teutonen ebenso wie die 120 000 Sueven und andern Germanen Ariovists nur als ausnahmsweise, durch partielle zeitweise übervölkerung hervorgerufene erscheinungen denken' lassen, wie Meitzen aao. S2 meint. bei nomadischen oder halbnomadischen zuständen würde eben eine übervölkerung eintreten schon lange, bevor eine so große volksmenge herangewachsen wäre. und dann sind ja die hier angeführten erscheinungen durchaus keine so vereinzelt, im gegenteile ge-

radezu die regelmässigen. alle angaben über die stärke germanischer heere oder stämme überraschen durch ihre hohen zahlen: man denke nur — um späterer berichte zu geschweigen — an die 430 000 Usipeten und Tenktern (Caesar BG 4, 15), an die 60 000 gefallenen der Brukternschlacht (Tacitus Germ. 32), an die 70 000 mann fufsvolk und 4000 reiter starke kriegsmacht der Markomannen (Velleius 2, 109). und mag dabei im einzelnen manches auf übertreibung beruhen, in ihrer gesamtheit sind diese nachrichten gewis nicht bedeutungslos, zumal sich ihnen allgemein gehaltene äusserungen an die seite stellen wie Caesar BG 8, 7: *quorum multitudo esset infinita*, Tacitus Germ. 4: *in tanto hominum numero*, Germ. 10: *in tam numerosa gente*, Ann. 2, 46 (von der schlacht zwischen Arminius und Maroboduus): *non alias maiore mole concursum*. die deutlichste und unzweideutigste sprache aber sprechen die machtaufgebote, welche die Römer den Germanen entgegenzustellen genötigt waren¹.

Es sollen sich aber, wie uns Kluge belehrt, in der germanischen sprache selbst erinnerungen an eine ältere zeit der wanderung erhalten haben. 'ein dem mittelhochdeutschen geläufiges *tageweide*', heisst es EW⁴ xvi 'konnte als längenmafs nur bei einem auf der wanderung begriffenen hirtenvolk bestehn, nach *rasten* konnten nur nomaden ihre züge abschätzen'. allein *tageweide* hat nicht erst von einer älteren bedeutung 'weide eines tages' aus die von 'tagemarsch' angenommen, vielmehr bedeutet mhd. *weide* allein auch schon unter anderem 'reise, weg'; desgleichen ags. *wād*. ebenso hat aufserhalb des germanischen die wurzel *wā* bildungen, in denen der sinn des gehns überwiegt, neben solchen mit der bedeutung des verfolgen oder des speise zu sich nehmens hervorgebracht; man denke nur an litt. *pawijs* 'eine strecke weges'; auch an unser *weit* sei noch erinnert; vgl. Müllenhoff DA

¹ höchstens als beispiel einer sonderbaren verkehrtheit verdient es erwähnt zu werden, dass Felix Dahn Urgesch. 76 gerade die starke bevölkerung Germaniens mit dem ehemaligen nomadentum seiner bewohner in zusammenhang bringt und den satz aufstellt, dass etwa in der vierten oder fünften generation nach dem siege der sesshaftigkeit übevölkerung einzutreten pflge. dass der übergang von wanderndem zu sesshaftem leben eine raschere bevölkerungszunahme im gefolge haben wird, ist allerdings einleuchtend. diese wird aber gerade anfangs nicht leicht zu einer übevölkerung führen, weil die volkszahl, die ein land, sesshaft bewirtschaftet, ernähren kann, ein vielfaches derjenigen ist, der es bei nomadischer lebensweise unterhält bietet.

11 210. warum gerade nur ein nomade und nicht vielmehr jeder wandersmann darauf kommen könne, den weg, den er zurückgelegt, nach *rasten* zu rechnen, ist mir vollends unverständlich.

Ganz im gegenteil lehrt die germanische sprache — was ja auch von keiner seite bestritten wird —, dass sämtliche noch heute bei uns gebauten getreidearten den Germanen bereits in vorgeschichtlicher zeit bekannt geworden sein müssen, da ihre namen spuren germanischer lautgesetze an sich tragen, die nicht erst in geschichtlicher zeit eingetreten sind. wie weit zurück uns hier die schlüsse führen, ist allerdings nicht leicht zu entscheiden.

Aber sind wir denn bei unserer untersuchung wirklich allein auf solche beweismittel angewiesen, die uns geschichts- und sprachwissenschaft an die hand geben? hier, wenn irgendwo, wird auch die hinterlassenschaft in betracht kommen müssen, die seit urvätertagen der boden uns verwahrt. freilich ist dabei erst die vorfrage zu entscheiden, welches gebiet als die vorgeschichtliche heimat der Germanen zu gelten hat. und diese ist schon an und für sich so wichtig und so schwierig, dass auf sie nicht nebenher eingegangen werden dürfte, wenn nicht bereits wichtige vorarbeiten zu ihrer lösung vorhanden wären. auf diese soll hier hingewiesen und gezeigt werden, dass es sich eigentlich nur noch darum handelt, die bereits gewonnenen ergebnisse der germanischen altertumskunde in Müllenhoffschem sinne mit den ergebnissen der nordischen urgeschichtsforschung in verbindung zu bringen, um damit eine aus ungemessenen tiefen und keineswegs spärlich fließende quelle der vorgeschichte unseres volkes zu erschließen.

Die engen beziehungen des wortschatzes und teilweise auch der sprachformen des germanischen mit dem keltischen und lituslavischen, ebenso die tiefgreifende culturelle verwantschaft der nord-europäischen hauptstämme widersprechen aufs entschiedenste der annahme, dass die Germanen erst in den letzten vorchristlichen jahrhunderten in die nachbarschaft der Kelten und der Lituslaven eingetreten seien. dazu kommt, dass Müllenhoffs untersuchungen im 3 bande der Altertumskunde den beweis erbringen, dass zu der zeit, bis zu der die geschichtschreibung und tradition der Griechen zurückreicht, die besiedelung Europas bereits im wesentlichen abgeschlossen war, so dass in der folge in Mitteleuropa nur noch von inneren verschiebungen die rede sein kann. wir kommen

somit zu dem schlusse, dass die Germanen jedesfalls schon zu ende der bronzezeit (die nach Montelius im norden um 500 v. Chr., aber selbstverständlich nicht plötzlich ihren abschluss findet) in Nordeuropa gegessen haben müssen. dass sie damals nachbarn der Kelten waren, wird am besten durch die tatsache beleuchtet, dass die germanische bezeichnung des neuen metalles, des eisens, **īsarno(n)* in ältester form, von den Kelten her — vgl. kelt. *īsarno-*, ir. *īarn* — offenbar mit der sache selbst entlehnt ist: beiläufig bemerkt zu einer zeit, in welcher der germanische accent noch nicht völlig durchgeführt war, da dem got. *eisarn*, aisl. *īsarn*, ahd. *īsarn īsan*, ags. *īsern īsen*, also germ. **īsarna(n)*, eine nebenform, ags. *īren* aus germ. **īzarna(n)*, zur seite steht.

Wenn wir sehen, wie in der zeit, da das licht der geschichte über Deutschland heraufzudämmern beginnt, die Kelten vor den Germanen in der richtung nach süden und westen hin in beständigem rückzuge begriffen sind, so liegt es nahe, eine ähnliche bewegung schon für eine fernere vorzeit voranzusetzen. gleichwol scheinen schon vor der großen Keltenwanderung zu beginn des vierten vorchristlichen jahrhunderts die Deutschen bis an den Harz und auch schon über die nordwestdeutsche tiefebene ausgebreitet gewesen zu sein: s. Beitr. 17, 60 ff. immerhin aber dürfte das verbreitungsgebiet der Kelten einmal noch weiter gegen osten gereicht haben; wie weit, ist indes mit philologischen hilfsmitteln nicht zu entscheiden, da uns sogut wie die gesamten alten fluss-, berg- und ortsnamen des mittleren und östlichen Deutschland in folge des zeitweiligen vordringens der Slaven verloren gegangen sind. wir sind dadurch auch der mittel beraubt, uns ein urteil darüber zu bilden, wie weit vielleicht auf der andern seite eine ausbreitung der Germanen in Deutschland erst auf kosten der östlichen nachbarstämme erfolgt ist.

Zweifellos aber lässt sich von keinem lande mit solcher bestimmtheit behaupten, dass es niemals vor den Germanen eine andere indogermanische bevölkerung gekannt hat, als von Skandinavien. hier entsteht dagegen die andere frage, wann etwa und in welcher ausdehnung das Germanentum durch zurückdrängung einer finnischen urbevölkerung an boden gewonnen hat.

Bekanntlich hat Müllenhoff, wenn auch nicht mit voller ziversicht, DA II 55 ff. 357 ff die ansicht vertreten, dass ganz Skandinavien ursprünglich von Finnen bewohnt gewesen, ja dass

der name des landes selbst finnischen ursprungs sei. aufser auf diesen beruft er sich zur stütze seiner aufstellungen auf die sage von könig Gylfi und Gefjon, endlich auf namen wie den der *Finnvidi* oder des *Finnvid* zwischen Halland und den Smäländen.

Was indes den namen *Scadinavia* betrifft, der 'im wesentlichen von den Lappen entlehnt' sein soll, so konnte doch Müllenhoff selbst den lappischen ausdruck *skadesi suolo*, di. *skadesorum insula*, der hierfür zeugen soll, nicht so wie er ist und ohne vorbehalt mit dem germanischen worte zusammenstellen. es ist nämlich erstens nicht sicher, dass *skadesi suolo* Skandinavien bedeutet; es ist ferner nach Thomsen (s. DA. II 357) lediglich eine Vermutung, dass in *skadesi d* für *dt*, älteres *d*, stehe, während eine andere möglichkeit, dass es für *dd* oder *nd* geschrieben sei, eine vergleichung mit *Scadinavia* schon ausschliessen würde; es muss endlich eine nirgends belegbare *n*-ableitung der lappischen wurzel **skad* vorausgesetzt werden, ebenfalls in Verbindung mit *suolo*, insel. aus diesem lappischen **Skadn-suolo* müssten dann die Germanen durch eine — nicht recht begreifliche — halbe entlehnung, eine hybride bildung **Skadnawī* und daneben (was doch auf verständnis auch der ersten wörthälfte schliessen lässt!) eine andere, adjectivische ableitung *Σκάρδία* (= *Skáni*?) gemacht haben. wie könnte es endlich bei entlehnung des namens aus dem lappischen erklärt werden, dass als Skandien bei Plinius 4 § 104 und Ptolemaeus 2, 11, 33. 35; 8, 6, 3, nach Isidor von Charax (s. DA. I 385 ff) aufser dem eigentlichen Skandinavien auch noch die dänischen inseln gelten, für die Müllenhoff selbst (vgl. DA. II 54) finnische urbevölkerung nicht angenommen haben wird. dass sich dabei die wahrscheinlichkeit einer beziehung von *Scadinavia* und *skadesi suolo* immer mehr verringert, liegt auf der hand.

Übrigens hält es Müllenhoff DA. II 56 auch für möglich, dass *Skadn-* oder *Skapnawi* von den Germanen volksetymologisch mit dem namen der göttin *Skadi* in Verbindung gebracht wurde. vermutlich hängt er aber mit diesem viel inniger zusammen.

Die physikalische bedeutung der *Skadi* lässt sich leicht feststellen. ihr vater *Pjazi*, der sich durch *Lokis* beihülfe der *Idunn* bemächtigt, ist schon von Uhland Sagenforsch. I 123 (vgl. Müllenhoff Zs. 7, 437) mit recht als dämon des wintersturmes gedeutet worden. er ist in *Prymheim* zu hause, das heisst doch

im reiche des *Prymr*, des winterriesen, desselben, der nach dem berichte der *Prymskvida* und jüngerer volkslieder und *rimur* Thors hammer gestohlen hat und dessen name 'sonus', im besonderen auch 'sonus venti' bedeutet: s. Egilsson 925. ja *Pjazi* wird wol mit diesem *Prymr* zusammenfallen und auch noch mit einigen andern riesischen gegnern der götter; oder besser gesagt, haben wir es dabei mit verschiedenen hypostasen ein und desselben wesens zu tun, die hier gerade zahlreicher auftauchen, weil an denselben namen sich nicht mehrere geschichten knüpfen konnten, die immer mit dem tode seines trägers endeten, den der jahresmythus verlangt. wenn *Pjazi* im adlergewande aufzutreten pflegt und ganz nach art der griechischen Harpyen von dem ochen, den Odin, Loki und Hœnir sich braten, das beste sich zueignen will, so berührt er sich besonders mit dem riesen *Hræsvelg*, der nach *Vafþr.* 37 und *SnE.* I 50 ff im adlerkleide am nordende des himmels sitzt und mit seinem flügelschlag den wind erzeugt. ähnliche vorstellungen sind übrigens weit verbreitet. als nordsturm kennzeichnet sich *Pjazi*, abgesehen vom raube der *Idunn*, auch durch sein feindliches verhältnis zu Loki, das schon bei dem ersten zusammentreffen der beiden sich zeigt, vor allem aber bei seiner ermordung, an der am eifrigsten antheil genommen zu haben Loki (*Lokas.* 50) sich rühmt; denn hier wie auch sonst noch gelegentlich bedeutet Loki den warmen wind.

Wenn aber nach *Pjazis* ermordung seine tochter *Skadi* in voller waffenrüstung (*SnE.* I 212 ff) nach *Asgarð* kommt, um ihren vater zu rächen, so wird dies nur bedeuten, dass, nachdem der sommer, der dem winterlichen sturmriesen den tod gebracht hat, vorüber ist, der kalte nordwind von neuem einfällt. *Skadi* ist ganz dasselbe was ihr vater war, den die götter in der warmen jahreszeit überwältigt haben, und der nur darum, weil ihn der mythus als gestorben annimmt, nicht selbst wider auftreten kann. und wenn ihr nun zur bufse *Njörd* in *Noatun* als gemahl überlassen wird, so besagt dies, dass die winterstürme von dem machtbereich dieses gottes, von meer und erde, besitz ergreifen, bis der winter verstrichen ist und widerum eine bessere jahreszeit an seine stelle tritt, was dann der mythus dadurch zum ausdrücke bringt, dass er *Skadi*, des wohnens am meeresstrande überdrüssig, in ihre berge zurückkehren lässt. sie spielt also

die rolle von gestalten in märchen und sage, die man als den typus der 'falschen braut' bezeichnen könnte. die verbindung mit ihr ist eine verdunklung von Njörds wesen, so wie dieser nach einer andern vorstellung (Lokas. 34) von Hymis, des winterriesen, töchtern mis-handelt wird, also wol in dessen knechtschaft befindlich gedacht ist. Njörds rechte gemahlin ist Nerthus, und wenn gleichwol später Skadi an ihrer statt sogar unter die asinnen gerechnet wird, so hat dies nur darin seinen grund, dass die verbindung mit der schwester anstößig geworden war; vgl. Lokas. 36, Yngls. 4. dass Skadi nach SnE. I 214 nicht lachen will, stimmt trefflich zu ihrem unfreundlichen winterlichen wesen. und auch die alte feindschaft Lokis pflanzt sich bezeichnender weise vom vater auf die tochter fort. Loki heisst SnE. I 268 *þráttudólgur Heimdallar ok Skada*, und von dieser geht bei seiner bestrafung die ärgste der ihm bereiteten qualen aus, indem sie zu häupten des gefesselten eine ewig geifernde schlange befestigt (SnE. I 184); ihrem hass gibt sie früher schon einen ihrer natur recht angemessnen ausdruck, wenn sie Lokas. 51 ihrem gegner ankündigt: *frá minum véum ok vongunum skolu þér ú kóld ráð koma*. dass sie übrigens durch die art ihrer teilnahme an Lokis bestrafung als 'göttin des gebirges, das die gewaltigsten wasserfälle entsendet' (Müllenhoff DA II 55) gekennzeichnet werde, dürfte sich kaum erweisen lassen. was hätte ein wasserfall mit dem gefesselten Loki zu tun? dieser liegt nach einer sicher isländischen strophe der Völuspa (Müllenhoff DA V 9 f) *und(ir) hvera lundi*, 'unter dem sprudelwalde' gebunden: die schlange, deren gift die treue Sigyn mit einer schale auffängt, so dass es nur, wenn diese voll ist und geleert werden muss, in Lokis antlitz herabträufelt, ist mit-hin kaum etwas anderes als der in bestimmten zeitabständen aus der mitte eines schalenförmigen beckens hervorbrechende Geysir. aus den mit den Geysiransbrüchen verbundenen erdstößen erklärt sich auch, dass Loki, wenn das gift auf ihn fällt, sich in schmerzen windet und dadurch das erdbeben erzeugt, wobei freilich nur ein neuer zug zu der älteren und allgemeiner verbreiteten vorstellung, die das erdbeben mit einem gefesselten feuerdämon in beziehung brachte (s. JGrimm DM³ 777, Mannhardt Germ. mythen 57), hinzugetreten ist. dass gerade Skadi die giftschlange befestigt, ist durch ihre feindseligkeit gegen Loki genugsam begründet, aber doch nicht unmittelbar auf ihre physikalische be-

deutung zurückzuführen; mittelbar freilich, da aus dieser eben jene feindschaft hervorgeht.

Die göttin *Skadi* birgt sich auch noch hinter dem manne *Skadi*, der in der *Völsungasaga* I. 2 genannt wird. der irrtum des sagaschreibers, der den namen seiner männlichen form wegen für den eines mannes nahm, ist schon durch die *rimur* (*Möbius Edda* 242 ff) berichtigt und ebenso von Finn Magnussen *Lex. myth.* 699^a, Symons *Beitr.* 3, 292 und Müllenhoff *Zs.* 23, 116 erkannt worden. dass der betreffende teil der *Völsungasaga*, wie Müllenhoff aao. aus dem eingreifen der *Skadi* schließt, norwegischen ursprunges ist, bestätigt der name ihres knechtes *Bredi*, der ein gangbares norwegisches wort ist (s. Aasen 77), den aisl. quellen aber, von der in rede stehnden sagastelle abgesehen, völlig fehlt (s. Cleasby-Vigfusson 77). in dem *Odinssohne Sigi* oder *Siggi*, der dem *Skadi* gegenübertritt, haben wir sicher den vertreter eines gottes zu erkennen, und zwar am ehesten den eines sommerlichen gottes, wie in seinem nachkommen *Siegfrid*, der mit dem ahnen auch das gemein hat, dass er durch die brüder seiner frau ums leben kommt. ja *Sigis* geschichte enthält noch den vollständigen mythus. dabei ist natürlich in abzug zu bringen, was der sagaschreiber seiner erklärung von *bredafonn* zu liebe dazuerfindet, wobei er, wie *Snorri* so oft, das verhältnis des eigennamens zum appellativum umkehrt. *brede* bedeutet im norwegischen 'angehäufter, zusammengewehter schnee', und damit ist uns der schlüssel zu der ganzen vorstellungsreihe gegeben. dachte man sich *Skadi*, die *öndrdís* oder das *öndrgud* (*Egilsson* 624), im gebirge mit schneeschuhen jagend (s. *SnE.* 1, 94), so war der tiefschnee ihr knecht und selbst ein ausgezeichnete jäger. denn bei der jagd auf schneeschuhen gehört der tiefe schnee notwendig mit dazu, da in ihm das wild beständig einsinkt, am fortkommen gehindert wird und ermattet, während sein verfolger auf dem *skid* leicht über flächen und halden dahingleitet, bis er sein opfer erreicht hat. so war es möglich, dass einer, wie der altnorwegische *Königsspiegel* c. 9 s. 20 erzählt, in einem laufe neun renntiere mit seinem spiefse und darnach mehr stechen konnte; vgl. Müllenhoff *DA* II 47. wenn nun *Bredi* von *Sigi* erschlagen wird, dieser aber dann vor *Skadi* flüchten muss, erkennt man leicht, dass hier der sommer gemeint ist, der den tiefschnee im gebirge wegschmelzt, aber, nachdem dies

geschehen ist, wider von den herbstlichen stürmen vertrieben wird.

Das Finnentum der Skadi aber, auf das Müllenhoff DA II 56 gewicht legt, ist etwas ganz äußerliches. es gehört nicht zu ihrem eigentlichen wesen, muste jedoch hinzutreten, da man als ihre heimat die nördlichen und hochgelegenen landschaften der halbinsel betrachtete, di. eben jene, wo die Finnen zu hause waren. nach art eines Finnen tritt aus gleichem grunde auch ihr männliches gegenstück Ull auf, der durch alles, was wir von ihm wissen, ebenfalls als winterliches wesen gekennzeichnet wird; auch dadurch, dass er der stiefsohn des Þor heist, weil er sich damit als der sohn des während der abwesenheit des donnergottes bei dessen gemahlin weilenden buhlen (s. Harbardsljod 45) di. des winters darstellt. ebenso ist der mit Ull sich berührende Gusi (s. Dettner Zs. 32, 449 ff) und Prym im Fundinn Noregr c. 1, FAS II 6 f, zum Finnen geworden, sowie endlich der riesische winterliche baumeister in der sage von der Lunder domkirche (s. JGrimm Myth.³ 516) geradezu Finn genannt wird. eigentliche vertreter des Finnentumes aber hat die germanische mythologie ebensowenig gekannt als vertreter des Walchen-, Wenden- oder Aistentumes.

Wie sich nun die Nordgermanen selbst das hochgebirge ihrer heimat als Skadis liebste und eigentlichste wohnstatt dachten, so konnte von einem südlicheren standpuncte aus ganz Skandinavien, das land, von dem aus der nordsturm über die Ostsee herüberbrauste, als der bereich eines mit Skadi wesentlich gleichartigen und wie sie als 'schädiger' bezeichneten dämonischen wesens erscheinen und darnach **Skadnarvī* 'nordwindinsel' benannt werden; ja man konnte in Deutschland auch gelegentlich mehreren nördlichen ländern und inseln den namen **Skadnjōz* (sc. **awjōz*, **aujōz*), *Σκαυδίαίαι*, di. *Aquiloniae*, beilegen. wie nahe eine solche bezeichnung lag, das zeigt uns Adam von Bremen, wenn er seine beschreibung des nordens *descriptio insularum Aquilonis* nannte. und wenn es in der *Origo gentis Langobardorum* (MG Leges IV 611) heist: **Scadanau* (so Müllenhoff DA II 360 statt des handschriftlichen *Scadanau*), *quod interpretatur in partibus Aquilonis*, so ist der name möglicherweise damals noch richtig verstanden worden.

Dass könig Gylfi ursprünglich der könig eines fremden ur-

volkes war, dem die Gefjon, die ihm land abgewinnt, als vertreterin der Germanen gegenüberstand (s. Müllenhoff DA II 57), ist lediglich eine — wie ich Beitr. 17, 196f gezeigt zu haben glaube — sogar recht fernliegende Vermutung, die, wenn sie schon das richtige trafe, doch nur für Stijpöð zu folgerungen anlass geben würde.

Es bleibt also nur noch die *Finneidi* oder der *Finnvid* als zeugnis dafür übrig, dass die Germanen bei ihrer einwanderung auch im süden des landes schon Finnen angetroffen hätten. aber wenn diese örtlichkeit wirklich nach den Finnen ihren namen führt, so ist dies doch noch kein beweis dafür, dass Finnen hier und in ganz Skandinavien die vorläufer der Germanen gewesen sind. wäre Müllenhoffs schluss berechtigt, so wäre es auch die behauptung, dass die Germanen nach den Slaven erst nach Deutschland gekommen seien und dass letztere durch namen wie den des hannoverschen Wendlandes als die urbevölkerung Deutschlands sich erwiesen. wie hier zur zeit der völkerwanderung konnten auch im Norden, nur entsprechend früher, in folge von auswanderungen bereits besiedelte gegenden wider veröden. und solche mögen dann in der tat zeitweilig von finnischen jägerhorden durchstreift worden sein, die unstät, wie sie waren, um so leichter und rascher in verlassene gebiete eindringen konnten.

Über allen zweifel aber wird es durch die funde sichergestellt, dass von einer finnischen urbevölkerung Skandinaviens nicht die rede sein darf. die durch einen eigenartigen typen- und ornamentenschatz gekennzeichnete 'nordische' bronzecultur ist nämlich nicht allein über das gebiet, das heute der dänische staat umfasst und über das mittlere Norddeutschland verbreitet, sondern ebenso und zwar schon in ihren ältesten perioden auch im südlichen Skandinavien bodenständig und weist hiermit auf die zusammengehörigkeit der bevölkerung zu beiden seiten der Ostsee hin. aber auch wenn dieser zusammenhang nicht bestünde, würden die funde und denkmäler aus der bronzezeit Skandinaviens, aus denen eine verhältnismäfsig hohe technische fertigkeit und geschmacksentwicklung seiner bewohner, sowie ihre bekannthschaft mit dem ackerbau und der zucht aller unserer wichtigeren haustiere hervorgeht (s. Montelius Die cultur Schwedens in vorchristl. zeit, übers. v. Appel² 70), schlecht zu der vorstellung stimmen, die wir uns auf grund geschichtlicher nachrichten und

nach dem zeugnisse ihrer sprache von dem einstigen culturzustande der Lappen und der finnischen völker überhaupt bilden dürfen.

Fast alles dies gilt übrigens auch schon von der zeit der geschliffenen steingeräte, die durch überaus zahlreiche funde, aber lediglich im süden der halbinsel vertreten ist. auch in dieser zeit waren die bewohner Skandinaviens bereits mit der zucht von pferd, rind, schaf (ziege?) und schwein und auch schon mit dem ackerbau vertraut (s. Montelius aao. 26f), was wiederum ihr Finntum ausschließt. im norden des landes freilich begegnen uns gegenstände aus stein und wenige auch aus bronze, die von den im süden gefundenen in stoff und ausführung gänzlich abweichen, dagegen an diejenigen des nördlichen Russland sich anschließen, also gewis den Finnen zuzusprechen sind. und allerdings zeigt die verbreitung dieser finnischen steingeräte, dass es eine zeit gab, in der die Finnen weiter nach dem süden herabreichten als es jetzt der fall ist. aber mit der 'nordischen' steincultur in den südlichen teilen der halbinsel haben sie umsoweniger etwas zu tun, wenn ihnen ein eigenes 'arktisches' steinalter zugehört; s. Montelius aao. 37. und schon die schädel aus der 'nordischen' steinzeit zeigen in Schweden formen, die von denen der Lappenschädel grundverschieden sind, dagegen mit denen aus den späteren perioden und dem typischen Germanenschädel, der sich heute noch in Skandinavien am reinsten erhalten hat, die auffallendste ähnlichkeit aufweisen; s. Virchow Archiv f. anthropologie 4, 55 ff, Retzius Svensk tidskrift 1875, 286.

Dass die nordische bronzecultur, die nach Montelius während des zeitraumes von ungefähr 1500 bis 500 v. Chr. herrschend war, bis in eine periode herabreicht, in der wir Germanen als ihre träger zu betrachten durchaus genötigt sind, hat sich uns früher bereits ergeben. aber während der bronzeit selbst hat im norden am allerwenigsten ein wechsel der bevölkerung stattgefunden. das beweist die stetigkeit der culturentwicklung während ihres verlaufes, die nirgends einen sprung erkennen lässt. und schon die leichenreste aus ihrem älteren abschnitte zeigen nicht nur die für die alten Germanen und andere unvermischte völker derselben rasse eigentümliche schädelform, sondern es ist sogar durch neuerlich vorgenommene untersuchungen der aus

sechs jütländischen gräbern dieser zeit stammenden, durch einwirkung der gerbsäure in den eichensärgen erhaltenen menschlichen haarreste erwiesen, dass wir es dabei mit einem blonden stamme zu tun haben; s. Aarbøger 1891, 112 ff.

Auch Müllenhoff hat sich wol als träger der nordischen bronzecultur Germanen gedacht, wie das ja aus seiner DA m 169 ausgesprochenen ansicht hervorgeht, dass das 'wilde jäger- und fischervolk, das des metalles unkundig seine waffen und werkzeuge aus stein oder knochen verfertigte', dem 'erzbewehrten einwandernden Arier' erlegen sei. im übrigen sind diese vorstellungen über zeit und umstände des eindringens der Indogermanen in Europa freilich nach allen richtungen irrtümlich, denn weder ist das der bronzezeit vorausgehende geschlecht ein 'wildes', ausschließlic oder nur zu überwiegendem teile von jagd und fischfang lebendes gewesen, noch tritt die bronzecultur irgendwo gerade in Nordeuropa als etwas vollendetes, gleichsam mit einem schlage und getragen von einer körperlich andersartigen bevölkerung in erscheinung, wie es der fall sein müste, wenn sie durch ein neu zugewandertes volk eingeführt wäre¹.

Und nicht nur in Skandinavien zeigt bereits das volk des jüngeren (neolithischen) steinalters indogermanischen typus. das gleiche ist auch im süden der Ostsee der fall. 'mochten sie nun Kelten heißen oder Germanen, oder wie sonst, das können wir nicht mehr ausmachen; aber wir können ausmachen, dass es Arier waren. Arier saßen hier schon in der steinzeit'. so äußert sich Virchow in der eröffnungsrede der 17 generalversammlung der deutschen anthropol. gesellschaft in Stettin 1886, Correspbl. d. d. anthropol. ges. 1886, 77 über die neolithischen bewohner des gebietes von jenseits der Weichsel bis jenseits der Elbe.

¹ wenn man dem entgegenhält, dass die Germanen nicht schon während des steinalters in den norden Europas gelangt sein könnten, da die verwantschaft von got. *ais* und lat. *aes* mit aind. *ayas* beweise, dass unsere vorfahren bereits mit dem erze bekantschaft machten, als sie noch demselben culturbereiche wie die Inder angehörten, so wäre das doch nur dann ein stichhaltiger schluss, wenn es feststände, dass die asiatischen Arier von anfang an in Asien zu hause waren. lässt sich selbständig zeigen, dass die europäischen Arier schon in der steinzeit in unserem erdteile saßen, so würde umgekehrt aus jener gleichung gefolgert werden dürfen, dass auch die Arier im engern sinne, die Inder und Irauer, europäischen ursprunges sind.

Was den skandinavischen norden anbelangt, so ist es Montelius verdienst, die erörterung der frage, wann die urväter der jetzigen bevölkerung ins land gekommen sind, in streng wissenschaftliche bahnen gelenkt zu haben. in seiner bemerkenswerten abhandlung *Om våra förfäders invandring till norden* (Nordisk tidskrift 1884 s. 32 ff, deutsch von Mestorf im Archiv f. anthropol. 17, 151 ff) kommt er auf grund des in allen vorgeschichtlichen perioden, vom ende der älteren steinzeit an, gleichbleibenden leiblichen gepräges und allmählichen, ununterbrochenen culturfortschrittes der Skandinavier zu dem ergebnisse, dass diese einwanderung bereits zu beginn der jüngeren steinzeit, spätestens im dritten jahrtausend v. Chr. erfolgt sein muss.

Gegen die ansicht, dass Skandinavien in so früher vorzeit schon von den Germanen oder deren vorvätern besetzt worden sei, wird man freilich geltend machen, es sei unglaublich, 'dass die Nordgermanen abgetrennt von den Südgermanen dennoch in völliger übereinstimmung mit ihnen sich ursprünglich entwickeln konnten und entwickelt haben' (Müllenhoff DA II 55). und ein solches bedenken ist in der tat begreiflich. es wird aber beseitigt, wenn wir annehmen, dass die trennung nicht von anfang an bestand, sondern dass sich erst später, aber immer noch in vorgeschichtlicher zeit, von einem engeren skandinavischen bereiche aus die allmähliche ausbreitung der Germanen nach dem süden der Ostsee vollzog. wenn auch die Südgermanen skandinavischer herkunft sind, erklärt sich am einfachsten die tatsache, dass mehrere germanische stammnamen, wie derjenige der Goten, der Haruden, vielleicht auch der Greutungen — vgl. die *Eva-greotungi* des Jordanes c. 3 (Müllenhoff DA II 63 f) — zu beiden seiten der Ostsee uns begegnen¹, und ebenso die bisher von germanistischer seite allzu geringschätzig behandelte bei einer reihe südgermanischer völker verbreitete sage von ihrem ursprunge aus Skandinavien.

Haben wir somit das südliche Schweden und in stetig sich erweiternden kreisen die nachbarländer als die älteste heimat unserer art kennen gelernt, so können wir uns nun widerum

¹ nicht zu diesen zu rechnen sind die namen *Marcomanni* und altn. *Markamenn*, die abgesehen davon, dass sich für jeden von ihnen selbständiger ursprung nachweisen lässt, auch äußerlich nicht vollkommen übereinstimmen, da *Marco-* wortstamm, *Marka-* gen. plur. ist.

der frage zuwenden, wo in einem andern sinne die wiege und heimstätte unseres volkstums zu suchen ist: ob im wanderzelte des hirtens oder im festgefügtten hause des ackerbauers?

Die unmittelbaren beweise für den ackerbau während des nordischen steinalters sind allerdings gegenüber denen aus dem bronzealter spärlich. doch führt Montelius Die cultur Schwedens² 27 auch unter den schwedischen steinzeitfunden eine handmühle an. dazu kommt die außerordentliche menge und die art der aufgefundenen feuersteingeräte. wozu hätten nomaden die so unglaublich zahlreichen hauen, äxte, meißel und hohlmeißel verwenden sollen, geräte, die zur holzbearbeitung beim häuserbau, zum fällen der bäume sowie zur bestellung des bodens wol geeignet waren, im zelte des wanderhirtens aber eines zweckes zu meist entbehrt hätten? schließlic muss noch auf die wahrscheinlichkeit eines innigen culturzusammenhanges des Nordens und Mitteleuropas hingewiesen werden. da wir nun in den pfahlbauten der Schweiz und Oberösterreichs mit großer mühe angelegte feste wohnstätten einer ackerbau treibenden bevölkerung vor uns haben, so empfiehlt es sich, auch für die gleichzeitige bevölkerung Nordeuropas, deren erhaltener hausrat sogar vollkommener ist als derjenige der pfahlbaubewohner, die gleiche lebensweise voraussetzen.

Je weiter wir übrigens im stande sind, die Germanen in ihrer nordischen heimat zurückzuverfolgen, desto wahrscheinlicher wird es, dass erst in dieser der grund zu einem selbständigen, von dem der urverwandten stämme unterschiedenen volkstum gelegt wurde. wenn unsere vorfahren auf nordischem boden niemals nomaden waren, so erscheint dann der ausspruch berechtigt, dass sie es als Germanen überhaupt niemals gewesen sind. ob sie es gewesen sind, bevor sie aus der höheren indogermanischen einheit heraustraten, ist eine frage für sich, bei deren erörterung man sich aber vor dem vorurteile wird hüten müssen, dass das nomadentum ein notwendiges durchgangsstadium der menschlichen culturentwicklung sei.

Wien im winter 1891 auf 1892.

RUDOLF MUCH.

FULDISCH UND HOCHFRÄNKISCH.

Was für methodische bedenken es hat, von dem lautstande unserer lebenden volksmundarten auf den in früheren sprach-

perioden unmittelbare rückschlüsse zu machen, heutige lautgrenzen auf vergangene jahrhunderte zurückzuübertragen oder gar nach solchen alte sprachdenkmäler zu localisieren, bedarf keiner ausführung mehr (vgl. Anz. xvi 255 ff). die dialectkarten aus Wenkers Sprachatlas des deutschen reichs gewähren daher nur das fundament, auf welchem ein fest zusammenhängender bau sprachgeschichtlicher entwicklung durch chronologisch aufsteigende nachweise aufzuführen ist, bis seine spitze in die periode alter denkmäler von unsicherer heimat und herkunft hineinragt. nur in ganz bestimmten fällen werden die heutigen grenzen auch unmittelbar eine historische anwendung unbedenklich gestatten. nämlich bei local sich ausbreitenden spracherscheinungen, wie etwa der hochdeutschen lautverschiebung in ältester, der nhd. diphthongierung in jüngerer zeit (Braune Beitr. 1, 45), kann die heutige dialectgrenze ohne weiteres sprachhistorische annahmen corrigieren, sobald diese einen vorgeschrittenen lautstand für eine gegend voraussetzen, welche diesen bis heute nicht erreicht hat.

Was speciell die lautverschiebung betrifft, so wird dort, wo sie in der ahd. dialectgeographie seit Müllenhoff und Braune auf gegenden ausgedehnt wird, die nach Wenkers karten noch heute von ihr ausgeschlossen bleiben, dies resultat der historischen grammatik direct nach dem modernen lautstande einzuschränken sein. betrachten wir zu diesem zwecke Wenkers karte von nhd. *pfund*, so sei zunächst bemerkt, dass ihre *p/pf*-verschiebung mit der von *pf Pfeffer*, das im sprachatlas ebenfalls vorkommt, verglichen worden ist und nach der vorhandenen übereinstimmung als die *p/pf*-grenze im allgemeinen angesehen werden darf¹. sie beginnt an der romanischen sprachscheide westlich von Straßburg und läuft von hier nach NO, Pfalzberg und Lützelstein nicht-verschiebendem, Ingweiler und Reichshofen verschiebendem gebiete zuweisend. Weisenburg hat bereits die affricata. der widerspruch mit Otfrid braucht nicht schwer genommen zu werden, denn Weisenburg liegt noch heute hart an der grenze, das unmittelbar nörd-

¹ wol gemerkt: im allgemeinen; denn es finden sich genug grenzorte, in denen bestimmte paradigmata mit *p*-, andre mit *pf*- anlauten; vgl. Anz. xvi 251; vPflster bringt Chattische stammeskunde s. 171 ein nebeneinander von *pfife* (sibilare), *gepfiffe* (sibilatum), *peufe* (listula), und nach s. 161 f. 169 soll die grenze für anlautendes *p/pf* in ihrem nördlichsten teil bei folgender consonanz (*propfen*, *plegen*) östlicher ziehen als bei folgendem vocal, wofür der Sprachatlas leider keine controle ermöglicht.

lich davor gelegene Schweigen hat *p-*. interessant aber ist, dass Otfriids verschiedene behandlung von germ. *p* im anlaut (*p-*) und in der gemination (*-ph-* *-pf-*) noch heute einem von Weiffenburg östlichen landstriche (laut Sprachatlas 14 ortschaften, darunter obiges Schweigen) zukommt, wie die vergleichung von *pfund*, *pf Pfeffer*, *pf Pferd* und *pf Apfel* mir ergab. die grenze läuft dann weiter nach NO, lässt Odenwald und Spessart auf der *p-*, das hochplateau der Rhön auf der *pf-*seite und wendet sich gen N über Geisa, Vacha, Sontra: Fulda aber bleibt ca. 18 km. westlich der verschiebungslinie liegen.

Hier gibt es keinen ausweg, den widerspruch zu beseitigen, den der nhd. lautstand gegenüber der ahd. grammatik aufweist, welche von jeher Fulda neben Würzburg und Bamberg als centrum des hochfränkischen dialects, also auch des *pf-*gebietes betrachtete (Dkm.² xvi; Kossinna QF XLVI 91; Braune Ahd. gr.² § 6 a; Paul Mhd. gr.³ § 2; Behaghel in Pauls Grundr. I 538; usw.). und schon hieraus darf ohne weiteres gefolgert werden: der ahd. Tatian ist nie und nimmer im dialect Fuldas oder seiner nächsten umgebung verfasst. die vergleichung einiger weiterer hochfränkischer characteristica der ahd. zeit mit den heutigen entsprechungen in Fulda und umgegend führt zu dem gleichen resultate. die *pp/pf-*grenze für die inlautende gemination (Tat. *scephen*, *tropfo*) deckt sich hier im wesentlichen mit jener *pfund-*linie. von den dentalen hat das hochfränkische der ahd. zeit westgerm. *d* im allgemeinen zu *t* verschoben; Tatian hat *d* im anlaut vereinzelt, im inlaut sehr selten. über den heutigen stand der frage orientiert Wenkers karte *tot*: während das nebeneinander von *d-* und *t-* durch ganz Süddeutschland auffällig ist, sind beide scharf geschieden nur im gebiete des Mittelmains, des Obermains mit seinen zuflüssen und im nördlich anstossenden Elbgebiet, wo die *d-* nur ganz selten zu finden sind, dh. wo die hochdeutsche tenuis sich als entschiedene fortis deutlich von der media unterscheidet¹. eine bis auf den einzelnen ort genaue abgrenzung dieses gebietes ist natürlich unmöglich. aber etwa vom 51 grad an bis zu einer stelle zwischen Brückenau und Orb fällt diese

¹ Behaghel lässt in Pauls Grundr. I 558, 4 unrichtig wie im alem. und südf. auch im hfr. die frühere fortis wider zur lenis herabsinken: die bis heute hier bestehende fortis ist auf dem gebiete der lautverschiebung das hauptunterscheidungsmoment zwischen hfr. und al.-bair.

d/t-grenze im wesentlichen mit der *ppf*-grenze zusammen, dh. Fulda liegt auch außerhalb des hfr. *t*-gebietes. endlich ist es auch dem vocalismus nach a priori unwahrscheinlich, dass Fulda mit Würzburg und Bamberg zu demselben dialectgebiet zu rechnen sei, weil die nhd. diphthonggrenze wol Würzburg und Bamberg umschließt, bis Fulda aber noch nicht vorgedrungen ist; sie läuft nach Wenker (*eis, wein, haus* ua.) in weitem bogen südlich um Fulda herum, sodass von größeren ortschaften erst Schlüchtern, Bischofsheim, Fladungen diphthongieren. beweisend ist aber der umstand, dass Tat. ganz durchgeführtes *uo* zeigt, dass hingegen Fulda noch heute in einem gebiete liegt, welches in dieser frage nur vocalische entwicklungen aufweist, die auf germ.-nd. *ô*, nicht auf ahd. *uo* zurückgehn; Wenkers karten *müde, bruder* zeigen in diesem Fulda, Hünfeld, Hiersfeld, Berka, Eisenach umschließenden gebiete formen wie *möd, med, me* und *broder, brorrer, broer*, die in ihrem wurzelvocal alle auf nd. *ô* zurückweisen, im gegensatz zu all den südlich angrenzenden *müd, müed, müad* und *bruder, brurrer, bruer*, die ahd. *uo* voraussetzen¹.

Diese mundartliche kritik hält auch einer unbefangenen würdigung von Fuldas ältester geschichte stand. das kloster war 744 als stille klause in menschenleerer einsamkeit des buchonischen waldes gegründet worden. die gegend war sonst noch nicht besiedelt, wie die briefe des Bonifatius, die biographien Eigils, Willibalds, die annalen und sonstige urkundliche beweise dartun (Gegenbaur Die gründung Fuldas, progr. 1878, s. 8). auch für die nächste zeit darf aus dem wachsen des klostere und der zahl seiner mönche nicht auf die zunahme der bevölkerung jener gegend überhaupt geschlossen werden. die reichen schenkungen und erwerbungen des klostere liegen in der ersten zeit alle in entfernteren landstrichen, vorzugsweise am Rhein; erst später kommen solche in den östlichen teilen des Grapfeldes und den andern benachbarten gauen vor; 781 wird der erste ort in der eigentlichen Buchonia, Rostorp (Rasdorf), in einer schenkungsurkunde Karls d. gr. erwähnt (Dronke Cod. dipl. Fuld. nr 73 p. 45; Böhmer-Mühlbacher Regesten 1 240 p. 91), während der 'campus qui dicitur Unofelt' (Hünfeld) noch unbebaut ist (Dronke nr 72 p. 45; Böhmer-Mühlbacher 1 239 p. 90), und erst mit dem

¹ über dieses fuldische *ô* bald ausführlicher an andrer stelle, namentlich im hinblick auf vBahder Über ein vocalisches problem des md.

9 jh. nehmen die siedlungen zu und lassen sich an der hand neugegründeter zellen und eingeweihter kirchen ungefähr verfolgen (Gegenbaur Das kloster Fulda II 2, 63 ff; Rettberg Kirchengesch. I 626; Hauck Kirchengesch. II 54. 524). von einer zugehörigkeit der fuldischen umgegend zu einem bestimmten volkstamme kann also im anfang nicht die rede sein; man darf auch daran erinnern, dass schon Bonifatius seine gründung als einen grenzort bezeichnede, welcher inmitten der vier stämme liege, denen er das evangelium gepredigt (ep. 79 bei Jaffé III 220; Hauck II 540). Fuldas umgebung wird sich also erst ganz allmählich bevölkert haben, teils durch zuzug fremder colonisten, teils durch ausdehnung der benachbarten stämme. und nur die letztere konnte den dialectischen anschluss der neuen siedlungen bestimmen. ein blick auf die karte lehrt, dass eine solche zusammenhängende ausdehnung allein von der hessischen seite her möglich war; denn gegen SO und O war die fuldische gemarkung durch das rauhe hochplateau der noch heute spärlich bevölkerten Rhön abgeschlossen.

Hier stimmt also auch der gang der natürlichen entwicklung zu unserer vorher skizzierten dialectischen grenze. diese ist an den westabhängen der Rhön besonders scharf, und zu den *p/pf*- und *d/t*-linien des Sprachatlas werden sich später noch weitere gesellen. sonst lehrt schon die heutige landkarte mit den fluss- und ortsnamen, die auf ahd. *aha*, got *ahwa* ausgehn, dass Fulda und Würzburg dialectisch divergieren; denn wie *Fulda* selbst, so heißt es auf der hessischen seite noch *Nidda* (*Nitaha* c. 950; Arnold Ansiedl. u. wand. 54) und weiter nördlich *Wiera*, *Hülsa*, *Ibra*, *Eitra* (*Eidraha*, *Eitera*, Arnold 112) usw., aber südöstlich von Fulda jenseits der Rhön und innerhalb der *pf*- und *t*-grenze liegen *Steinach*, *Aschach* zwischen Brückenau und Neustadt, östlicher *Leinach*, *Nassach*, *Weisach*, *Rodach* und in Würzburgs nachbarschaft *Kürnach*, *Volkach*, *Lindach*, *Schwarzach*. ob diese heute noch so deutliche dialectgrenze in ihrem jetzigen verlauf wesentlich abweicht von dem in ahd. zeit, bleibt für unsern zusammenhang zunächst gleichgiltig; denn wenn seitdem eine veränderung eingetreten ist, so wäre die ursprüngliche lautverschiebungslinie nur noch weiter östlich oder südöstlich anzusetzen und Fulda damit noch weiter in das innere des nichtverschiebenden gebietes hineingedrängt.

Nun gehörte Fulda politisch von jeher zum Grapfeldgau ('monasterium Sancti Bonifatii quod constructum est in pago Grapfeld super fluvium Fulda', urk. vom 15 juni 756 bei Dronke nr 9 p. 7; Böttger Diöcesan- und gaugrenzen 1 237). mag es nun unmittelbar an dessen westgrenze gelegen haben, die vom einfluss der Fliede bis zu dem der Lüder in die Fulda durch letztere gebildet wurde (so Spruner-Menke Hist. handatlas nr 34), oder mag das Grapfeld noch ein beträchtliches stück des linken flussufers umfasst haben (so Gegenbaur n, 2 karte), in beiden fällen wird das gaugebiet durch die hfr. dialectgrenze quer durchschnitten; ebenso der sich an das Grapfeld im SW anschließende Salagau. und da die westgrenze dieser beiden gaue zugleich die westgrenze der alten Francia orientalis in ihrer nördlichen hälfte repräsentiert, so ergibt sich notwendig, dass die mundartliche grenze, die wir als die hoch- oder ostfränkische zu bezeichnen pflegen, von der alten politischen grenze Ostfrankens um ein bedeutendes abweicht¹. dieses ergebnis lässt an sich eine zweifache folgerung zu; entweder: sind die lautverschiebungsgrenzen in ihrem früheren verlauf tatsächlich mit alten stammesgrenzen identisch, dann könnten die gaugrenzen nur jüngere politische abteilungen sein, die den stammesgrenzen nicht mehr in allen fällen entsprochen hätten; oder: ist die gaeinteilung uralt und decken sich ihre äusseren grenzen tatsächlich mit alten stammesgrenzen, dann können diese nicht durch die verschiebungslinien, wie wir bisher anzunehmen pflegten, repräsentiert werden. von beiden eventualitäten ist die letztere natürlich die wahrscheinlichere und führt zu der chronologisch sehr bedeutsamen folgerung, dass die ahd. lautverschiebung jünger ist als die alte gaeinteilung².

¹ Müllenboffs bezeichnung hochfränkisch war daher vorsichtiger gewählt als Braunes ostfränkisch; jene ist lediglich vom stande der lautverschiebung hergenommen, während diese dem namen eines politischen bezirkes entlehnt ist, der sich mit dem sprachlichen nach dem gesagten nicht deckt.

² darauf führt auch die, wie mir scheint, glaubhafteste ansicht über den ursprung der hd. lautverschiebung, die diese als eine lautphysiologische folge der völkerwanderung, als eine folge der durch die neuen boden- und klimaverhältnisse bedingten respirationsveränderung ansieht (vgl. zuletzt Kauffmann Gesch. d. schwäb. mundart s. xi); den orographischen abstufungen von dem Schweizer hochlande über die deutschen mittelgebirge bis zur nord-deutschen tiefebene entsprechen sehr schön die lautverschiebungsstufen vom oberdeutschen über das mitteldeutsche zum niederdeutschen. während aber

Die beigebrachten sprachlichen gesichtspuncte sollen die culturgeschichtlichen, welche die entstehung des ahd. Tatian betreffen, nicht angreifen. er wird trotz allem nur aus den fuldischen klostermauern hervorgegangen sein können. 'eine arbeit, wie die übersetzung der evangelienharmonie, kann im 9 jh. nur in einem der wenigen klöster, in denen eine gröfsere litterarische tätigkeit herrschte, zu stande gekommen sein. und an welchem orte wol eher als in Fulda, wo die erste und älteste hs. des lateinischen textes, vom Bonifaz ererbt, aufbewahrt wurde?' (Dkm.² xvf). unberechtigt war nur, dieses rein litterarhistorische resultat auf die dialectgeographie zu übertragen. denn wenn die klosterschule von Fulda aus allen teilen des reichs lernbegierige herbeizog, dann sind eben unter den fuldischen mönchen alle möglichen deutschen dialecte vertreten gewesen. schon unter Sturmii wird die zahl der klosterbrüder auf 400 angegeben, und im 9 jh. begegnen in den verschiedensten gegenden Deutschlands, in Weifsenburg und Reichenau, in SGallen und Ellwangen, in Halberstadt und Regensburg männer, welche der fuldischen schule ihre bildung verdankten (Hauck Kirchengesch. II 563); von den äbten des klosters selbst war Eigil, der verfasser der Vita Sturmii, geborener Baier, Hraban geborener Mainzer usw. dieses gemisch von deutschen mundarten, das also im kreise der mönche vorhanden war, kann für den volkstümlichen dialect der umgegend nicht in frage kommen. die hypothese von den anfängen einer schriftsprachlichen einigung schon im ahd. des 9 jhs. erfordert jedesfalls festere stützen als man bisher beigebracht hat. wohin gehört dann der Tatianübersetzer nach heimat und dialect? nicht ins fuldische, aber ins hochfränkische; dafür sprechen *pf-*, *t-* und besonders das ausnahmslose *uo*, dem gegenüber kein einziges *ó* an bair. oder *ua* an alem. herkunft denken lässt. jedoch auch innerhalb des hfr. ist noch genauere bestimmung möglich: durch das masc. sing. des geschlechtigen pronomens, das gewöhnlich *her*, seltener *hé* und *er* lautet (Sievers s. 355). es ist nicht zweifelhaft, dass das md. *her* (Braune Ahd. gr.² § 283, 1 a; Weinhold Mhd. gr.² die völkerwanderung mit fester ansiedlung in neuen gegenden und daher mit statuierung der neuen einzelnen stammesgrenzen gegen einander abschließt, wird sich die lautverschiebung erst in langen zeiträumen ganz allmählich herausgebildet haben und zu einem einigermaßen festen abschluss erst gekommen sein, als die neuen stammesgrenzen auf ein vielleicht schon jahrhundertlanges alter zurückblicken konnten.

§ 476) eine compromissform ist zwischen *he* und *er*¹, und so werden denkmäler, die dieses *her* gebrauchen, auf eine grenzgegend zwischen dem *he*- und *er*-gebiet hinweisen. durch eine linie, die ungefähr von Lohr a. Main bis Brückenau in der Rhön zu der *ppf*-grenze stimmt, dann östlich auf Königshofen, nordöstlich auf Schleusingen und die südausläufer des Thüringer waldes zu geht, wird heute laut Sprachatlas von dem hfr. gebiet ein kleiner nördlicher teil abgeschnitten, in welchem das alte *he* mit dem fremdling *er* um das dasein ringt, während südlich davon die form *ar* die allein herrschaft führt. wir werden nicht fehl gehn, wenn wir in diesem *ar* die organische entwicklung aus altem einheimischen *er* erkennen, während in dem nördlichen mischgebiet jüngerer *er* das ursprüngliche *he* immer weiter zurückdrängt. die beiden aneinanderstossenden heimischen dialectformen wären also von hause aus heute *he* und *ar*, und der kampf zwischen den beiden feindlichen nachbarn zeigt sich in den heutigen mischformen *ha*, das namentlich in der gegend von Mellrichstadt, auch im südlichen Thüringer walde gesprochen wird, und *har*, das an der unteren Sinn und nördlich von Kissingen vorkommt. letzterem entspricht jenes ahd. *her*. ob es der chronologischen einzeluntersuchung gelingen wird, festzustellen, wie weit die heutige *he/ar*-grenze der *he/er*-grenze des 9 jhs. entspricht, wie weit sie eventuell im vergleich mit dieser gegen N oder NW vorgerückt ist, bleibt freilich vorläufig noch eine frage.

Und zum schluss noch einen prüfenden blick auf die übrigen hfr. sprachdenkmäler ahd. zeit. wird zugegeben, dass der Tatian zwar im fuldischen kloster, nicht aber im fuldischen dialect verfasst sei und dass bei den klosterbrüdern von einer einheitlichen mundart nicht die rede sein könne, dann ist die consequenz unabwendbar, dass es mit der lautgeschichtlichen beweiskraft der eigennamen in den fuldischen klosterurkunden seine großen bedenken hat. es soll nicht geleugnet werden, dass trotz des verschiedenartigen schwankens in der fuldischen urkundensprache der typus vorherrscht, der sich aus Tatian und den andern hfr. litteraturresten eben als hfr. erweist. die Fulda zunächst gelegenen provinzen werden eben auch am stärksten

¹ [anders jetzt Garke QF LXIX 21 ff; vgl. jedoch Braune Lit. centralbl. 1892 sp. 651.]

unter den klosterinteressen vertreten gewesen sein; und dass unter diesen die angrenzenden hfr. dialectgebiete im S und SO die hessischen und sächsischen im W, NW, N überwogen, ist leicht aus dem umstande erklärlich, dass dort das christliche kirchenleben lange festen fuß gefasst hatte und daher auch dem klostergelübde häufiger anhänger zuführen musste, während hier die christianisierung noch in ihren ersten anfängen stand, vom stifter Fuldas selbst eben erst angeregt. insofern wird also Müllenhoffs epochemachende vorrede zu den Denkmälern von unserer bösen folgerung verhältnismäßig wenig betroffen, denn er stützt seine localisierung des Tat. in erster linie auf diesen vorherrschenden typus, dh. eben den hochfränkischen; im übrigen freilich werden wir ihm nicht mehr unbedingt beistimmen können, wenn er die abweichungen von jenem typus in ein chronologisches system hochfränkischer lautgeschichte zu zwängen sucht, jene vielmehr einfach auf nicht hfr. mönche zurückführen. wenn aber dieses versehen nun weiter zur eigentlichen grundlage von Kossinnas buch Über die ältesten hfr. sprachdenkmäler (QF XLVI) geworden ist, so muss dem unser heutiges urteil scharf entgegen-treten. in der *d/t*-frage soll sich nach Kossinna die media zur tenuis nach den urkunden von 750—774 wie 1:3, von 775—799 wie 1:2, von 800—812 wider wie 1:3, später wie 1:7 verhalten; wir werden im allgemeinen einfach die überwiegenden *t* auf urkundenschreiber aus verschiebenden, die selteneren *d* auf solche aus nicht verschiebenden dialectgebieten zurückführen. für *p-* oder *pf-* war aus den namen natürlich wenig oder nichts zu gewinnen; immerhin hätte Kossinna stutzig werden können, wenn er s. 46 im ortsnamen *Pathrafons* = *Pathrabrunnen* das *p* als lat. oder nd. auffassen musste, in den elsässischen urkunden s. 77 aber trotzdem *Phadrabrunnen* fand. dagegen steht es mit Kossinnas datierungen für $\acute{o} > uo$ nicht viel anders als mit jenen für $d > t$. das bis 770 herrschende \acute{o} wird gewiss die gemeinsame germ. und westgerm. länge sein, die noch nicht diphthongiert wird; aber die weiterhin gegen *uo* zurücktretenden \acute{o} , die in den urkunden nie ganz aufhören, werden, je jünger sie sind, um so sicherer nicht hfr. mundart entstammen. und da ist es im hinblick auf die tatsache, dass Fulda selbst noch heute nicht hfr. spricht, vielmehr einem gebiete angehört, das im vorliegenden falle nd. \acute{o} , nicht ahd. *uo* voraussetzt, beachtenswert,

dass zu Kossinnas überresten mit altem *ó* regelmäfsig auch die *Bochonia* gehört, an deren abhängen unser kloster gegründet war und deren name daher in erster linie für die mundart in Fuldas nächster umgebung zeugen kann: in den urkunden von 750—819 erscheint zehnmal *Bochonia*, nur der schreiber Starcharius schreibt in 417 *Buochonia*, dagegen in 322 wider *Bochonia* (Kossinna 26), dort hat ihm also vermutlich der eigne dialect die einheimische form des namens modifiziert. solche rücksicht auf nicht fuldische herkunft der schreiber nimmt zwar auch Kossinna gelegentlich bei verzweifelten fällen (zb. gleich s. 27): er hätte sie zum ausgangspunct seiner ganzen arbeit machen müssen. nicht sämtliche urkunden in ein und dasselbe lautchronologische system gezwängt, sondern alle die, welche nachweislich demselben schreiber zufallen, für sich untersucht und die verschiedenen laut-systeme dann verglichen, — und wir würden resultate erwarten dürfen, die unsere ansicht von der dialectischen buntheit unter den fuldischen mönchen stützten.

Wie schön hingegen wird die hfr. herkunft des Tat. bestätigt durch sicher hfr. sprachreste, wie die Hamelburger und Würzburger markbeschreibungen (von denen erstere immerhin in Fulda geschrieben sein mag, ebenso wie die gleich zu erwähnenden Frankfurter glossen, Dkm.² xi, 533) und die Würzburger beichte mit ihren durchgängigen *t* und durchgängigen *uo*; wie schön gesellen sich Fränkisches taufgelöbnis und Fuldaer beichte hinzu mit ihren ebenso festen *t* und *uo*. das bruchstück der Lex Salica bietet nur in n 4 *mooter* und *tuent*: dieses schwanken im vocal würde für seine auch sonst charakteristische hohe altertümlichkeit sprechen; in die gleiche gegend mit dem Tat. wird es dann, wenn anders die hfr. herkunft als gesichert gilt, auch durch *her* 1 3 neben sonstigem *er* gewiesen; aber ist *pentünga* n 4 wirklich nur unvollkommene schreibung gegenüber dem steten *phending* *pfending* des Tat. (Braune Ahd. gr. § 131, 2)? ähnlich die 13 *ó* und 5 *uo*, aber anlautendes *t-* in den Frankfurter glossen zu den Canones (Ahd. gl. n 144 ff.; Pietsch Zs. f. d. phil. 7, 356. 408), wenn man auf ihr *prasma* 12. 135 im vergleich mit dem *pfrasamen* *phrasamen* bei Tat. 149, 7. 151, 8 (Pietsch 422) kein gewicht legen will (vgl. hingegen *pfancuoho* in den Würzburger Judith-glossen, Ahd. gl. 1 487, Pietsch aao.). dass die Merseburger sprüche, deren hs. aus Fulda zu stammen

scheint, nicht hfr. sind, haben schon Braune (Ahd. gr. § 163, 4) und Kögel (Pauls Grundr. n 162) aus ihren unverschobenen *d* geschlossen.

Marburg i. H.

FERD. WREDE.

AUS DER BEDEUTUNGSGESCHICHTE VON *SCHREIBEN* UND *SCHRIFT*.

Bekanntlich hat ags. *script* die bedeutung 'beichte' und altn. *skript* die von 'beichte und strafe (busse)'. zur erklärang dieser und verwanter tatsachen bemerkt Kluge EWB⁴ 315: '*schreiben* ztw. aus mhd. *scriben*, ahd. *scrīban* 'schreiben'; in gleicher bedeutung entsprechen die ztw. ndl. *scrijven*, asächs. *scrīban*, afries. *skrīva*. daneben auffällig mit abweichender bedeutung ags. *scrīfan* 'eine strafe zuerkennen, geistliche busen auferlegen, die beichte abnehmen', engl. *to shrive* 'beichten, beichten lassen', angl. *script*, engl. *shrift* 'beichte', auch afries. *scrīva* 'eine strafe auferlegen', anord. *skript* 'beichte, strafe', *skripta* 'beichten, beichten lassen, strafen'. in der letzteren sippe steckt jedesfalls [!] eine echt germ. verbalwurzel *skrīb* 'strafe auferlegen', die vom christentum auf das kirchliche übertragen wurde; dazu wol auch altsächs. *beskrīban* 'sich bekümmern um'. zu diesem echt [!] germanischen verb trat nun mit der übernahme röm. schriftzeichen und der einföhrung der schreibkunst das lat. *scrībere*, das im südgerm. die bedeutung des alten *scrīban* ganz verdrängte'. mit dieser erklärang 'begnügt' sich auch Kahle Die altnord. sprache im dienste des christentums (Acta Germanica 1 409), und Pogatscher scheint von Kluges ausföhrungen so überzeugt, dass er in seiner schrift Zur lautlehre der griech., lat. und rom. lehnworte im altenglischen (QF LXIV) es nicht einmal der mühe wert hält ags. *script*, *scrīfan* zu erwähnen. es scheint also höchste zeit, dem weiterwuchern dieses etymologischen unkrauts entgegenzutreten.

Vom standpunct der historischen sprachbetrachtung ist die annahme solcher 'wurzeln' wie *skrīb* 'strafe auferlegen' einzig und allein auf grund einiger anscheinend schwer zu vermittelnden bedeutungen aus relativ junger zeit weiter nichts als ein eingeständnis, dass man mit seiner weisheit zu ende ist. sollte von einem alten rechtsausdruck *scrīban* 'eine strafe

auferlegen' im südgermanischen und im nordischen nichts erhalten sein, besonders wenn man bedenkt, wie spät das christentum im germanischen norden eingang fand? Kahle scheint auch das unbefriedigende von Kluges annahme gefühlt zu haben, denn er sagt aao. in der ann.: 'zuerst glaubte ich an ableitung aus dem lateinischen, mühte mich jedoch vergebens, eine bedeutungsvermittlung herzustellen mit lat. *scr̄bere*, die ich in dem kirchlichen latein des mittelalters vermutete'. nicht zum vorteil der germanistischen studien tritt mehr und mehr eine arbeitseinteilung in der art ein, dass die forscher auf grammatischem und lexikalischem gebiet die genauere kenntnis der realien und eine vertiefung in die allgemein mittelalterlichen lebensbedingungen und lebensäußerungen zu entbehren anfangen. solche abstracte sprachwissenschaft rächt sich, wie das in rede stehende beispiel zeigt.

Zum 'beichten' gehören heutigen tages und gehörten vom 7—11 jh. zwei personen: der beichtvater und das beichtkind. der erstere hatte in jener zeit dem sünder seine vergehen abzufragen und nach geschehenem einverständnis die kirchenstrafe anzuordnen; der beichtende hatte auf die vorgesprochenen fragen eintretenden falls zu gestehn, ja zu sagen (ahd. *jēhan*, *pijēhan*) und sein vergehn in der zudictierten weise gut zu machen (ahd. *buozza*, *buozzen*). die deutschen ausdrücke 'beichte' und 'bufse' sind vom standpunct des beichtkindes entstanden, dagegen ags. *scrift*, altn. *skript* vom standpunct des beichtvaters. dies hat Jac. Grimm DWB I 1359 sv. *beicht* richtig bemerkt¹.

An stelle des gewohnheitsrechtes, auf dem die kirchliche disciplin in den ersten jahrhunderten beruhte, trat vom 4 jh. an vielfach das bestreben nach allgemeinerer ordnung der bufsdisciplin. bufsordnungen, bufsanones hervorragender männer wurden die grundlage der bufspraxis. geradezu schöpferisch und vorbild für den continent ist die angelsächsische kirche. an die namen des erzbischofs Theodor von Canterbury († 690), des Beda († 735) und des Egbert, erzbischof von York († 766) sind drei grose bufsordnungen ge-

¹ 'die ags. geistlichkeit führte das wort *scrift* ein, sowie *scrifan* d.i. 'scribere', 'notare' was nur auf den beichtthörenden, bufse ordnenden priester gieng, nicht auf den beichtenden'.

knüpft, und compilationen aus ihnen treffen wir überall im Frankenreich (s. Wasserscheben Bußordnungen der abendländischen kirche s. 4—52; 145—352). der beichtvater hatte in jener zeit *scripta*, auf grund deren sich beichte und absolution vollzog: einerseits verzeichnisse (Interrogationes) der in der cultur und den verhältnissen begründeten vergehn, auf grund deren er dem beichtenden die sünden abfragte; anderseits bußordnungen (Cauones poenitentiales), welche die strafen für die einzelnen vergehn festsetzten. 'es wurde (im 9 jh.) üblich, zur erleichterung des geistlichen, welcher zufolge des Ordo ad dandam poenitentiam dem sündler seine vergehn abfragen musste, die bußordnungen in die form von fragen zu kleiden und bei jeder, auf grund der älteren poenentialien, die entsprechende buße zu vermerken. anfänglich fügte man diesen fragestücken, zum zwecke der ergänzung derselben, noch eines dieser älteren werke hinzu, wie dies zb. mit dem Poenitentiarius Pseudo-Bedae geschehen ist, später jedoch vervollständigte man die 'Interrogationes', so dass jener anhang überflüssig erschien und nun das ganze werk aus einer reihe von fragestücken mit bußbestimmungen bestand, welche mehr oder weniger systematisch geordnet waren' (Wasserscheben aao. s. 88).

Ich denke, dass es ganz klar ist, wie ags. *scrift*, altn. *skript* = lat. *scriptum*, *scripta* zu dem begriff 'beichte und buße' kamen¹. die *scripta* des priesters enthielten ja die beicht- und bußordnung, und von einer sündenvergebung des priesters an gottes stelle ist bis ins 9 jh. keine rede: der priester ist gegenüber dem *scriptum* (beicht- und bußordnung) nebensache². die so ge-

¹ eine analoge bedeutungsentwicklung ist mir aus heimatlicher mundart bekannt. Pfalz-Simmern war wie das linke Rheinufer überhaupt von 1795—1814 französisch. aus dem französischen rechtsverfahren haften noch folgende wörter im volk: *schisch dĕ bā* (= *juge de paix* friedensrichter, auch scherzhafte bezeichnung des stockes zum prügeln), *hissje* (= *huissier* gerichtsvollzieher), und *brodegol* (= *protocole*). wenn in meiner jugend ein junge in nachbars garten beim obst vom flurschütz erwischt wurde, dann konnte er auf ein *brodegol* von 2 'preifsche' (= 2 fünf Groschenstücke) rechnen, und hatte ein bauer laub aus dem walde gestohlen, so riskierte er ein *brodegol* von 2 thalern. *brodegol* hat vollständig die bedeutung 'auferlegte strafe', während das verbum *brodegoliren* noch heute bedeutet 'zur bestrafung aufschreiben'.

² Etmüller führt Lexicon anglosax. s. 695 an: *þonne sceal se scrift*

wonnene bedeutung des lehnworts ags. *scrift* ist der ausgangspunct für die weitere entwicklung. angels. *scrift* wurde als abstractum zu *scrīfan* gefühlt wie die zahlreichen alten bildungen auf *-ti*, *-to*, daher *scrīfan* die verbale bedeutung des verbalnomens *scrift* erhielt. die allgemeine bedeutung 'eine strafe zuerkennen' entwickelte sich aus der besonderen 'geistliche buße auferlegen'. die eigenartige sinnenentwicklung von ags. *scrift* = *scriptum* und *scrīfan* = *scribere* ist nur auf angelsächsischem boden autochthon und erklärt sich aus der bedeutung, welche die geschriebenen beicht- und bußordnungen im 7/S jahrhundert schon in der ags. kirche hatten. wo sonst noch bei Germanenstämmen die angelsächs. bedeutungen auftauchen, liegt einfluss der angelsächs. kirche, angelsächs. mission vor¹. im nordischen haben wir *skrifá* 1) 'to scratch, to paint; 2) to write', *skript* 1) 'a picture, drawing, 2) a writ, scripture, penmanship, 3) confession, shrift, penance'. in letzterer bedeutung ist *skript* kirchliches lehnwort aus dem angelsächsischen und gehört in dieselbe reihe mit *guþspill* = *godspell*, *guþsifjar* = *godsebi* usw. (Kahle Acta Germanica I 316 ff). das unursprüngliche der bedeutung 3 von altn. *skript* erhellt auch noch daraus, dass man zum ausdruck des verbum finitum ein denominativ *skripta* bildete². noch bei einem zweiten Germanenstamm sind angelsächs. missionare mit erfolg tätig, bei den Friesen, und hier haben wir neben *skrift* 1) 'schrift, handschrift' 2) 'schrift, geschriebenes', *skrīva* 'schreiben', *skrīvere* 'schreiber' auch *skrīva* in einer an die allgemeine angelsächsische bedeutung erinnernden verwendung (s. Richthofen Wörterbuch s. 1033. 1034). da Bonifatius im wesentlichen nur erntete, wo andre (Iren³) gesät hatten, zeigt sich ein so *hine georne árxjan* und *se scrift him sceal þá bóte seegan*, worin *se scrift* (die geschriebene beicht- und bußordnung) persönlich für den inhaber des *scriptum*, den priester, auftritt.

¹ auch das hat Jacob Grimm richtig erkannt aao.: 'durch die angelsächsischen bekehrer verbreitete sich der sprachgebrauch nach Skandinavien, altn. *skriftir* pl. 'censura ecclesiastica', *skrifta* 'absolvere'.

² eine analoge redensart wie altn. *ganga til skripta*, *bera mál til skripta* 'zur schrift gehn' für 'zur beichte gehn' hat das irische entwickelt für 'zur communion gehn': *techt do láim* wörtlich 'zur hand gehn', öfters mit zusatz wie *ind epscuip* 'des bishofs', aber auch allein: *dochuaid iarom Brigit doláim* 'darauf gieng Brigita zur communion (zur hand)' Stokes Three Irish homilies s. 80.

³ für *confessio* hat das altirische entweder das lehnwort *coibse* (=

tiefgreifender angelsächsischer einfluss, wie er in der übertragung der bedeutung von ags. *scrift* und *scrīfan* liegen würde, naturgemäß im ober- und mitteldeutschen nicht; die Sachsen wurden wol wesentlich von Fulda aus bekehrt, daher auch im Heliand *skrīban*, *giskrīban* nur 'schreiben'. aus den beiden stellen: *ni biskrīban giowiht thea man umbi mēnwerk* Hel. 752 und *that sia ne beskriūn iowiht grimmero didio* Hel. 5134 darf man weder etwas für angelsächsischen einfluss noch für eine 'echt germ. verbalwurzel *skrīb*, strafe auferlegen' folgern. zur zeit der entstehung des Heliand war wol mündliches verfahren das gewöhnliche; wenn über etwas geschrieben wurde, dann musste es eine wichtige an gelegenheit sein. es liegt also in beiden obigen stellen für *beskrīban* eine analoge bedeutungsentwicklung von *skrīban* vor, wie im hochdeutschen 'etwas beschreiben', dh. 'viel aufhebens von etwas machen, sich sehr um etwas bekümmern'. der begriff 'schreibereien um etwas machen' ist der ausgangspunct. ganz in derselben weise und unabhängig von der altsächs. entwicklung von *beskrīban* von derselben grundanschauung ('schreibereien machen') ausgehend wird ja auch ags. und mittelenglisch *scrīfan* gebraucht: *se hlāford ne scrīfed, rihtes ne scrīfed* (recti non curat) führt Etmüller Lexic. anglos. s. 697 an; bei Will. of Shoreham kommt nach mitteilung meines collegen Konrath *schryve* so öfters vor: *Gode geve al yordrede men wolde aryggt her of schryue* 176 (Wright s. 45); *for he ne schryff naugt of þet þynge, bote of þe bare signe to wyne* 155 (Wright, s. 40); *for elles nolde þe lage naugt of suche þynge schryue* 72 (Wright s. 72). hier ist die letzte stelle besonders interessant, weil *þe lage* das subject zu *schryue* ist. im Ayenbite werden (Morris s. 32) 6 fehler aufgezählt, die ein dienstmann nicht haben soll: *huanne he is sleuol, ontrewē, onssriuel, uoryetinde, slak and fallinde; þe uerste vice is ontrewē*; hier kann *onssriuel* nur 'nachlässig' bedeuten und nicht 'neglectfull of confession' wie Stratmann-Bradly Middleenglish dictionary s. 65 f mit ? geben. so sind uns auf angelsächs. boden genug spuren für die *confessio* genit. *coibsen* (= *confessionis*) Wb. 6^b, 28. 15^c, 25. cod. Taur. 58. Liber Ardmach. 17^a, 1 oder das einheimische wort *föisitiu* mit den dazu gehörigen verbalformen, denen der grundbegriff 'auf sich nehmen, zugestehn' = ahd. *pījehan* anhaftet (s. Zs. für vgl. sprachf. 24, 204). gegenüber mittelengl. *schrift-fader* 'confessor' Stratmann-Bradly s. 534), nord. *skripta-faðir* 'confessionarius' steht heutiges ir. *athair faoisidne* = nhd. *beichtvater*.

ursprüngliche bedeutung von *skrīfan* = *scrībere* 'schreiben' erhalten. — hoffentlich versagt bereits die zu erwartende neue auf-
lage von Fick der 'echt germ. verbalwurzel *skrib* strafe auferlegen'
die aufnahme; sie hat bei Kluge und durch ihn lange genug gelebt.
Greifswald im sommer 1891. H. ZIMMER.

LÜGENPREDIGT.

[13a]

Vom packofen.

Eins tags vor allten zeyten
 Ein packofen pegund aufsreyten,
 Er het ayn rofs resch vnd frisch,
 Gemachet aufs eim strowisch.
 5 Es trug yn vber stok vnd vber stain
 Vnd het nicht mër denn ain pain.
 Er rayt hin vnd auch her
 Nach höfelicher mer,
 Do kom er auff ainen ströen sant,
 10 Do hört er ain schönfs gesank
 Von einem reychen efsigkrug,
 Des muter einen peru trug,
 Do sie des esels genas,
 Der ain gewalttig bischof was
 15 Vber dy torn vnd vber dy narren,
 Er layh einen ochsen in sein pfarre,
 Dy genfs zu der kirchen traten,
 Die selben dy wolff dar paten,
 Ein stumm prediget do,
 20 [13b] Tayben hörten zu also
 Gar leyse als dy orlosen,
 Das machtt sein lieplich kosen.
 Do ward ein grosser kirchgank,
 Zwu ewln sungen das opffer gesank.
 25 Do kom ain praut, hiefs lodemey,
 Aynen waychen kes vnd waychs ey
 Trug sie an yrer seyten,
 Das zu den selben zeyten
 Nie ain solchs vber mer was kumen.
 30 Als ich denn also hab vernummen

Von dem künig von nedersal.
 Vnter yren augen vnd vberal
 Was sie mit gutem pafst
 Verzeunet wol vnd vafstt,
 35 Irs leybs sie wol pflak,
 Sy glayfs sam ain petelsak.
 Sy safs auff dem kompas perg,
 Dy putter vnd auch dy latwerg
 Span sie vil manchen tag,
 40 [14a] Damit sie yrs hawfs pflag.
 Do dy herrn geriten komen
 Vnd solche schön an yr vernomen.
 Do kom in die stat ain junger degen,
 Die jensat montags ist gelegen,
 45 Den wolt man yr <zum> puln geben,
 Vnd heten gar ain frölich leben.
 Er glayfs samm ain rostige pfaun,
 Er het ain nas samm ain wasserstang,
 Kol varb was im das antlütz geschaffen.
 50 Mit einem wilden affen
 Was er der lieben versprochen,
 Darnach vber vier wochen
 Er eins schönen kalbs gelag,
 Gar wol man sein in sechs wochen pflag
 55 Mit gar edler guter speis
 In gar wunderlicher weis.
 Vnd von dem getümell der prucken,
 [14b] Das schmalcz von einer muken
 Vnd den klank von einer glok
 60 Vnd mark von einem hackstok
 Vnd dy putter von eim flegel
 Vnd das schmer von eim schlegel
 Vnd das lüen von einer toten kw,
 Das gab man ym auch darczw
 65 Vnd kyfsling in putern geproten.
 Er sprach: Got hat mich peroten.
 Nu hört, wa das ist geschelien,
 Dauon wir haben gejehen.

Ein laut das hayst Kuckormürrre,
 70 Do ist die wayd also dürrre,
 Do geen die genfs geproten schwer
 Vnd pringen das messer mit yn her,
 Gar hübschlichen in yrem schnabel
 Vnd den pfeffer in dem nabel,
 75 Die fuflossen die lawffen nach den hasen
 [15a] Vnd stossen sie nacket in irn pusen.
 Dy huntt sein pedeckt mit fladen,
 Dy hirsen sein mit gold überladen,
 Da sein auch gar schön lewt.
 80 Hört zw, ich mer pedewt:
 Do kom ain hawptloser dürsen
 Vnd ein newgeschliffne kürsen
 Vnd ain laymer man,
 Der het zwen zine schuh an,
 85 Dem gab man zu eim weib
 Seinem schonen leyb
 Eynen allten schüßselkorp zwar,
 Do kom auch geriten dar
 Ein pappierene pñann here,
 90 Darnach kom aber märe
 Ain alltz satelgeschirr,
 Das lieff auch jagyrr
 Mit einem schmidstok grofs.
 Ayn muck man auch in eynen stok schlofs,
 95 [15b] Die het ein ampos vertragen,
 Darumb ward sie ser geschlagen.
 Do must man das gefügel zusam loken
 Mit grossen lidrein glocken.
 Die gloken die hiengen also hoh,
 100 Man lewtet sie herunten ym stro
 Mit einem fuchfsczagal,
 Sy hiengen an dem nagel,
 Da alle werlt mit vischt,
 Sie hiengen da vnd klungen nicht.
 105 Do sie zw sāmen kamen,
 Grofs frewd sie an sich namen.
 Der koch da nit lenger payt,

- Sein essen er peraytt
 Vnd pracht einen stampff gesoten
 110 Vnd einen mülstain geproten,
 Ayū aychēū schlegel für dy wüerst,
 Stül vnd penck gab man, wen düerst.
 Do sprachen sie zu den spilewten:
 [16a] Schlacht auff dy huncz bewte,
 115 Das die here klingen
 Vnd dy tatermenlein singen.
 Rumpolt vnd Gumpolt
 Vnd höckerrichter Arnolt
 Mecz vnd dy Lokhart
 120 Machten sich auff dy fart.
 Ein kw vrdelt do,
 Ein esel sang zu vil hoh,
 Do sprungen sie mit frewden dort,
 Als nie ist worden gebört,
 125 Vnd kom solch hübschayt in dise laut,
 Da must ains tanczen über dank.
 Got geb, das wir kumen dar
 Mit frewden an der engel schar,
 Das wir leben ewigleich
 130 Mit got in dem hymelreich
 Vnd mit Maria der muter sein,
 Die pehüt vns vor der helle pein.
 Das vns das alles mufs geschehen,
 So schiltt yr alle amen jehen.

Vorstehendes lügenstück entnehme ich dem Münchener cod. germ. 714 (15 jh.), der auch viele fastnachtspiele Rosenplüts enthält und von A. Keller Fastnachtspiele 3, 1374 und im Catalogus codicum mscr. bibliothecae regiae Monacensis 5, 116 (1866) genauer beschrieben ist. die einkleidung als predigt hat es mit dem bei Pfeiffer Altdeutsches übungsbuch s. 153 f abgedruckten stück (cgm 717, aus d. j. 1347, vgl. auch Ls. II 385) gemein, inhaltlich stimmt es indessen näher zum Wachtelmäre (zuletzt bei W Wackernagel Altdeutsches lesebuch⁵ sp. 1149), aus dem es im eingang, v. 9 ff und besonders von v. 30 ab viele verse wörtlich oder wenig geändert entlehnt. zu dem lande Kuckormürre (Gugelmürre) in v. 69 vgl. Uhlands Schriften 3, 330 und Müller-Fraureuth Die deutschen lügendichtungen s. 90;

zu dem schüsselkorb in v. 57 das Ambraser liederbuch von 1552 nr 140: von einem schüsselkorb, zum anfang das meisterlied der Kolmarer hs. nr 142 s. 51S ed. Bartsch: 'Ein oven zwêne winde jagt.'

Berlin.

J. BOLTE.

ZUM LIEBESGRUSS.

In seinem anregenden aufsatze über Alte deutsche volksliedchen hat Richard M. Meyer im anschluss an MSD² 363 f auch den liebesgrufs aus Ruodlieb xvi 11—14 = 66—69 (ed. Schmeller, bei Seiler nr xvii) besprochen als einen rest volkstümlicher, sangesmäfsiger lyrik. es wird lehrreich sein, derartigen formeln in der ältern epistellitteratur etwas aufmerksamer nachzuspüren als es seither geschehen ist.

Ähnliche grüfse in briefen und gedichten an freunde oder höherstehende waren schon in der lateinischen litteratur der karolingischen zeit beliebt. so schreibt Alcuin an seinen schüler Dodo (vor 796; Mon. Alc. ep. 286 p. 869 v. 10): *Hec tibi demandat pagina mille vale*; — an einen abt in Sachsen (789; Mon. Alc. ep. 13 p. 165): *Et saluta millies dilectissimum meum Vilhaed episcopum*; — an Arno von Salzburg (800; Mon. Alc. ep. 148 p. 562): *saluta eum* (Paulinus von Aquileja) *mille millies*. Angilbert trägt seiner carta grüfse an Karl auf (frühestens 800; Poetae Latini aevi Carolini ed. Dümmler, tom. I 362 nr 76): *decies dic mille salutes*. genauer ist Alcuin an Karl (799; Poet. Carol. I 296 nr 75 I v. 3 f; auch Mon. Alc. ep. 112 p. 459):

Quot habeas apices, sanctas, mea carta, salutes

Dicito tot dulci David amore meo; —

ausführlicher noch Poet. Carol. I 283 nr 65 I v. 11—14:

Codicis istius quot sunt in corpore sancto

Depictae formis litterulae variis:

Mercedes habeat Christo donante per aevum

Tot Carolus rex, qui scribere jussit eum; —

noch breiter derselbe an seinen schüler Fridugis-Nathanael (801—803; Mon. Alc. ep. 206 p. 700 f): *Cui (sc. Domino meo David) tantas grates et laudes agimus pro omnibus bonis, quae mihi meisque filiis faciebat, quantus habet liber ille syllabas; et tantas a Deo dari benedictiones illi optamus, quantae in eo litterae leguntur scriptae*. für den kreuzgang eines klostere hat er

die nr. 98 gedichtet, welche die verse enthält (Poet. Carol. I 322 nr 98 I v. 19 f):

Quot tu nam currens pedibus vestigia ponis,
Tot tu mercedes, frater, habere vales.

Poetischer sind die verse hinter ep. 193 p. 677 (auch Poet. Carol. I 301, nr. 83 I; vom jahre 802 oder 803 an kaiser Karl) v. 5 ff:

Multiplici Christus reddat tibi munera mitis,
In me quot bonitas contulit ecce tua.
Gramina quot tellus habeat, vel litus harenas,
Tot, miserante deo, David, habeto vale.

Viel schöner ist der grufs, den ein wie es scheint italienischer dichter ebenfalls an Karl richtet (Poet. Carol. I 98 nr 10 v. 13 ff):

Tantas namque fero summissa mente salutes,
Quantas alta poli stillabunt sidera flammis,
Quantas tellus habet sub caeli cardine glebas.
Fluctivagusque¹ vomit quantas nam pontus harenas.

und noch mannigfacher führt diesen grufs Modoin in seiner antwort an Theodulf aus (Poet. Car. I 572 f; nach 818) v. 125 ff:

Imber habet liquidas quot guttas, flumina pisces,
Emittit frondes quot nemus omne virens,
Area grana solet quot habere aestate: salutes
Tot tibi mitto, pater; semper ubique vale².

Theodulf selbst wendet den grufs schon ins scherzhafte³ in seiner leider so vielfach dunkeln epistel an den unbekanntem Corvinianus (Poet. Carol. I 493 v. 111 f):

¹ so möchte ich für *fluctivagasque* lesen.

² aus der zeit um 900 stammt die parallele dazu, die Dümmler in den Mitteilungen der Züricher antiquarischen gesellschaft XII 228 anführt (auch bei Wackernagel Gesch. d. d. Litt. I 461): *quot coelum retinet stellas... quot flores prati, vel quot sunt gramina campi, tot tibi praestantes de virtus trina salutes.*

³ vgl. Ebert im Litt. centralblatt 1881 sp. 1654 und in seiner Allgem. gesch. der litt. des mittelalters im abendlande II 81 f. das gedicht ist spätestens 799 verfasst worden, während Hraban um 776 geboren ward. sollte nun wirklich der bischof von Orléans an einen zwanzigjährigen mönch ein zum teil obscönes gedicht (vgl. v. 87—92; vielleicht auch v. 105 f) gerichtet haben? und sollte der letztere wirklich schon so eingeweiht in die intriguen des königlichen hofes und in die schwächen der maßgebenden personen gewesen sein?

Nunc tibi tot salve, quot sunt in vertice crines

Albentes, sic tu, Corviniane, vale!

Sollten alle diese dichter — ein Franke, zwei Angelsachsen, ein Italiener, ein spanischer Gote — diese form einem volksliedchen verdanken? und unter ihnen besonders der alles volkstümliche als von der via regia zum himmel abführend hassende Alcuin?¹ und sollten sie nicht vielmehr durch bibelstellen geleitet jeder selbständig darauf gekommen sein, grüfse und dank-sagungen in einer weise auszuarbeiten, die ihrer phantasie ein dankbares feld bot? zahlreich wie der sand am meer (Gen. 22, 17. in Reg. 4, 20. Hebr. 11, 12), wie staub auf erden (Gen. 13, 16. 28, 14), wie sterne am himmel (Gen. 15, 5. 22, 17. Exod. 32, 13. Deut. 10, 22. Hebr. 11, 12; vgl. auch Waltharius v. 19) — das bildete die grundlage für die spätere reiche mannigfaltigkeit. auch die andere quelle der mittelalterlichen bildung bietet anhaltspuncte: Vergil führt die wellen des libyschen meeres, die sandkörner der Sahara, die wogen an der ionischen küste an, um die zahllosigkeit von kriegern oder weinsorten anzudeuten (Aen. 7, 718—721. Georg. II 105—108, vgl. auch Ovid. Ars am. II 517—519).

Meyer selbst führt aus einem epigramm Martials die verse an:

Basia da nobis, Diadumene, pressa. 'Quot' inquis?

Oceani fluctus me numerare jubes,

Et maris Aegaei sparsas per litora conchas usw.

ähnlich drückt sich der alternde Paulinus von Aquileja aus (800 bis 802; Poet. Carol. I 147 str. 3):

Cunctae quae salso maris sunt in litore

Harenae mixtae purpuratis conculis,

Non meis possunt coequari vitis,

Fateor, malis.

ich bin überzeugt, dass er ebensowenig wie die andern karolin-gischen dichter (vielleicht aufser Theodulf; vgl. s. 484 n. 10;

¹ volkstümlich klingt auch Alcuins ergreifender abschiedsgrufs an seinen toten lehrer Aelberht (Poet. Carol. I 205 v. 1592—1595; auch Mon. Alc. s. 129 f):

Dum sol noxque sibi cedunt, dum quatuor annus

Dividitur vicibus, crescunt dum germina terris,

Sidera dum lucent, trudit dum nubila ventus:

Semper honos nomenque tuum laudisque manebunt.

doch ist derselbe Vergil nachgeahmt: vgl. Ecl. v 76 ff.

s. 489 nr 3) den Martial gekannt hat. auch die übereinstimmung der grüfse mit der von Meyer angeführten stelle aus der indischen poesie erklärt sich wol weniger durch die annahme eines 'überrestes uralt-gemeinsamer dichtung' (s. 130. 166), als aus der erwägung, dass solche vergleiche für die darstellung von etwas unendlichem, ungeheurem, unzählbarem jedem volke gleich nahe lagen. jedesfalls ist an eine originalität der stelle im Ruodlieb nicht zu denken, und ich möchte darum Uhland und Wilmanns (Leben Walthers s. 293) recht geben, welcher letztre behauptet, dass solche grüfse nichts für die existenz einer volkstümlichen gesangsmäßigen lyrik im 11 jh. beweisen.

Sollte übrigens der otfriedische genitivus objectivus *volucrum wunna* (= *fogalo wunna*, *wünneberndiu vogellin*) wirklich volksmässig sein?

Guben.

K. LIERSCH.

TEXTKRITISCHES ZU KONRAD VON WÜRZBURG.

1. Zum Turnier von Nantes.

520 setzt Bartsch statt des hsl. *vil liechten schin der heide bôt* in seinen text: *vil liechten glast den ougen bôt*, offenbar aus keinem andern grund als weil kurz vorher die überlieferte wendung schon einmal dagewesen war und dem herausgeber variation besser dünkte als widerholung. aber KvW. meidet solche widerholung durchaus nicht, und in unserm falle spricht die umkehr der wortstellung und der wechsel des verbums geradezu für die hsl. la.: 511 *der gap der heide liechten schin* — 520 *vil liechten schin der heide bôt*.

710 f *in wart getambüreret,
geschellet und gepfifet.*

geschellet hat B. statt *Geschalmiet* der hs. eingesetzt, das aber als *schalmiet* getrost beibehalten werden konnte. dass die part. praet. der verba auf *-ieren* oft ohne *ge-* gebildet werden, ist eine bekante tatsache, wovon man sich in den Wbb. zb. unter *florieren* überzeugen kann.

1065. das hsl. *mit fride wart gedrungen* ist leichter und besser in *mit freide* zu ändern als in *mit nide*.

1127. *planiere* der hs. war nicht in *plânie* umzuschreiben, sondern in *plâniure*, wie auch 131. 513 (im reim) steht.

2. Zu Partonopier und Meliur.

2996 und ebenso 13619 l. *als mir (uns) diu aventiure swuor*; vgl. die zahlreichen beispiele im Mhd. wb. 1 71^b, wo immer *diu*, niemals *dis(iu)* steht.

6988 ff lese und interpungiere ich:

*der wilden minne tobesuht
het in bestanden bi der frist.
durch disen veigen zouberlist
was ertoret sin gedanc.*

7560. die hsl. la. *Den iemen sei auf der habe* führt auf die besserung *den iemen hie uf erden habe*.

7632 ff *juncherre trüter, sit gemant
der angestlichen stunde,
só got mit sime munde
die sünde richen áne tröst
schicket in der helle röst*

das hsl. *só* 7634 hätte B. nicht durch das temporale *dó* verdrängen sollen.

7834 ff *swaz er gehiez und ouch geswuor
ie dem wibe keiserlich,
daz brach er unde leite sich
nider an der zíte só,
daz von im uf dem bette dó
diu lucerne wart verholn.
er hete sich dar an gestoln
durch sine valsche vulter.*

7840 kann nicht richtig überliefert sein, da Partonopier keinen grund hat, sich heimlich ins bett zu begeben. die heimlichkeit bezieht sich auf die *lucerne*, und es ist also zu schreiben *er hete si dar an gestoln*; *steln* in der bedeutung 'heimlich fort-schaffen, verbergen', vgl. Myst. 1 273, 35 *só stil ich daz golt under minen mantel*.

9044 ist die erwägung, ob *jener* oder *ener* zu schreiben sei, überflüssig: das richtige ist *einer* (hs. *ainen*).

9191 ff *solte ez hân iht für getragen,
ich hætē gerne in disen tagen
die swester mîn umb mich gemant.*

die hsl. la. 9191 ist *Solt es ew han f. g.*, und danach ist zu lesen: *solt ez inch hân für getragen*; für den acc. gegen den an

sich auch möglichen dativ *iu* entscheiden Part. 9601. Eugelh. 2050. Schwanr. 14.

11838 ff *deck und din covertiure sin
wären ouch also gesniten
und ûz siden baz gebriten
danne sie samet würden mër.*

so list die hs., während B. keine st. *samet* einsetzt; dieses wird gestützt durch 14189 *und der decken wol gebriten, die fremdeclichen dâ gesniten z einander wären und geweben.*

13062 ff *er bat die schîfknehte,
daz si ze stade stiezen
unde in ûz dâ liezen.*

dâ ist von Bartsch eingeschoben; ich ziehe vor, die senkung anders zu füllen: *unde in ûz geliezen.*

13742 *justierens er sin âne muoz*; die wortstellung ist ungewöhnlich, es ist wol zu lesen: *justierens er sich ânen muoz.*

13760 f *dô hete sich verslihtet ein ritter, der hiez Herman, daz er usw.* kann ich *sich verslihten* nur als 'mit sich eins werden, sich entschliesen' verstehen, ebenso wie v. 982, wo es von Lexer in 234 merkwürdigerweise auf den tisch bezogen wird.

13809 f. die Konrad zukommenden formen sind *gewent*: *gedent*, ebenso 14843 f *gewent*: *versent*.

13866 *lies er tet alsam die werden tuont.*

14754 *in remen* (s. anm.) stellt Haupt Zs. 14, 559 mit dem nd. *es einem renmen* 'es ihm eintränken' zusammen. ich kenne aus Quedlinburg geradezu *einem etwas einremmen* 'einschärfen'; man denkt dabei an die beim pflastern der strassen gebräuchliche *ramme*.

15485 f (vgl. anm.) geht Bartschs änderung entschieden zu weit; ich lese mit einfacher umstellung der reimworte *wart*: *hart*.

15484 ff *daz maneger dâ ze tôde wunt
<was> durch die stahelringe hart.
ahî waz dâ verschrôten wart
von rîchen wîpenkleiden!*

16413 lese ich *dur bejac*; die la. *ûf den jac* ist durch die umgebenden *ûf den anger* (16412) und *ûf den tac* (16414) herbeigeführt.

17719 hat B. das hsl. *begunde verjehen* in *began verjehen* ge-

ändert; ich ziehe *begunde jehen* vor, da Konrad die form *began* fast nur im reime verwendet.

18860 ff 'herre', sprach er swenne ich bin
ze ritternót geleitet
und über mich gebreitet
wirt vil höher sorgen büene usw.

das ἀπαξ λεγόμενον *ritternót* ist unzweifelhaft verderbt aus *ze bitterr nót*.

3. Zum Engelhard.

758 ist überliefert *Was man nur kurtzweilen sol*. ich glaube nicht, dass *nur* mit den herausgebern zu streichen ist, sondern halte es für eine entstellung des vorwiegend alemannischen *dur* und lese:

swaz man dur kurzewile sol
vor rittern und vor frouwen
hæren unde schouwen,
daz lac an in mit voller kraft.

vgl. Walth. 46, 12 (Lachmann).

1102 setzt Joseph nach Bartschs vorschlage: *wê daz ich dann ie gewan*. die überlieferung: *Wie daz ich je g. führt auf wê mir, daz ich ie g.* ich lese und interpungiere 1098 ff:

sol ich zallen stunden
trüeten sô gar eine
mit herzelicher meine
zwên alsô minnecliche man?
wê mir daz ich ie gewan
herze leben oder lip.

durch die einföhrung des directen fragesatzes — der ja nur die vorstufe des voranstehenden conditionslosen bedingungssatzes ist — gewinnt die rede an lebhaftigkeit.

1895 dürfte *merken* im sinne von 'auslegend verstehn' von Haupt doch richtig nach dem alten druck bewahrt sein.

1926 ff *der vogel uf den reizel*
mit süezer stimme wird getrogen.
sus het in Minne dô gezogen
mit worten in ir kerker.
des wart sîn nôt vil sterker
dan ich gesagen künne.

kerker in v. 1928 ist, wie Haupt selbst gesteht, nur ein notbehelf. die überlieferung (*in Ehren leben*) und der zusammenhang führen

auf *in ir kloben*. dann muss aber notwendig ein reimwort ausgefallen sein. ich schreibe:

*sus het in Minne dô gezogen
mit süezen¹ worten in ir kloben.
des wart sin muot vil sterker tob en
dan ich gesagen künne.*

zur umschreibung des praet. mit *werden* vergl. Schwannr. 1259 f. *daz selbe (schiffelin) daz in ê dar truoc, daz wart in tragen aber sit*, wo Roth ohne not in *tragend* geändert hat. Troj. 4191 steht (s. Lexer III 776) *er wart uf springen*. danach scheint auch Alex. 1313 *wart tragen* (: *ze sagen*) (s. Roth z. Schwannr. 1259) richtig überliefert. auch die belege aus dem Tristan im Mhd. Wb. III 371 b, 37 sind wol nicht, wie Lexer meint, ohne weiteres zu streichen.

2114 *mit swelher nôt ich si verdage,
ich wil gewigen miner bete.*

der dr. hat *vertrage*. ich glaube, dass zu schreiben ist: *mit swelher nôt ich ez vertrage*, 'wie schwer es mir auch wird, es zu ertragen'.

2352 ff vermute ich:

*wol dem süezen munde,
der sô genawedlichen reit
und gar mit vreden überleit
den kumberlichen smerzen.*

überlegen 'überziehen', 'bedecken', s. Part. 13014, Troj. 35267. die zusammenziehung *reit* findet sich bei den besten dichtern.

3294 *enpfallen was in an der frist
sô vaste ir herze unde ir sin.*

enpfallen setzt Joseph nach Lachmann Zs. IV 556, während Haupt *enblanden* schrieb. ich glaube kaum, dass ein so gebräuchliches wort wie *enpfallen* entstellt wäre. prof. Schröder vermutet für das überlieferte *Ein Plan* eher *enpflohen*.

3990. der mittelhochdeutsche sprachgebrauch macht es wahrscheinlicher, dass *lange* in *langer* zu bessern ist; vgl. die stellen im Mhd. wb. I 932a.

4050. st. *smæhelicher nôt* hat der dr. *senniglicher n.* da *smehelich* im drucke sonst nicht entstellt ist, vermute ich *schemelicher nôt*.

¹ ergänzt st. *ir*, wie ich schreiben wollte, von prof. Schröder.

4318 *herzefriunt, geselle quot,
wis willekomen aber mir.*

die überlieferung hat *Bifs Gott willkum u. m.*, und ich glaube, dass *aber*, nicht *Gott* zu streichen ist, da Konrad die dem Hebelschen *Bis mer Gotwilche* entsprechende formel auch soust gebraucht (vgl. 725 *sō sint mir willekomen gote*). ich schreibe also:

wis gote willekomen mir.

auch in Konrads von Fussesbrunnen Kindheit Jesu ed. Kochendörffer 2343 ist in der überlieferung der Wiener hs. (Hahn 94, 55) *nū sit ir gote willekomen* das *ir* in *mir* zu ändern, um so mehr da das auffällige *ir* in keiner anderen hs. überliefert ist. A hat *sit mir und gote w.*

5169. das *an* des dr. (Haupt *von*) kann richtig sein, s. die wörterbücher.

Northeim.

R. SPRENGER.

ZUR FRAGE NACH DEN QUELLEN DES HELIAND.

Durch die untersuchungen von Windisch, Grein und Sievers ist festgestellt worden, dass der Helianddichter bei seiner arbeit commentare zu den evangelien benutzt hat und zwar sind alle darin einig, dass ihm Bedas commentare zu Marcus und Lucas vorlagen. dagegen besteht hinsichtlich der erläuterungsschriften zu Matthaeus und Johannes eine meinungsverschiedenheit zwischen Windisch und Sievers einerseits und Grein anderseits. die beiden erstgenannten gelehrten nahmen an, dass für Matthaeus der commentar Hrabaus, für Johannes der Alcuins benutzt wurde, während Grein meinte, der Helianddichter habe den Johannescommentar Bedas und die quellenschriften Hrabaus, also wider Beda und außerdem einige ältere kirchenväter vor sich gehabt. Windisch und Sievers beriefen sich darauf, dass es ein unbegreiflicher zufall wäre, wenn der dichter immer jene stellen ausgewählt hätte, welche sich bei Hraban und bei Alcuin finden. und nach dem vorgeführten material scheint es wol, dass man dieser argumentation beistimmen müsse.

Im folgenden sollen nun zunächst zu einigen versen des Heliand bisher nicht herangezogene stellen aus den commentaren Hrabaus, Bedas und Alcuins angeführt werden. die mit einem

stern versehenen nummern sind solche, für welche Grein s. 124 keinen nachweis geben zu können erklärte.

1) v. 253 ff. *Sea en thegan habda Ioseph ginahlit, godes cunnies man, thea Dauides dohter.* die evangelien wissen nichts davon, dass auch Maria aus dem geschlechte Davids stammt. vgl. aber Beda in Luc. 1, 26: *Multas ob causas Salvator non de simplici virgine sed de sponsa voluit nasci. primo videlicet ut per generationem Ioseph, cuius Maria cognata erat, Mariae quoque nosceretur origo. neque enim moris est Scripturae feminarum genealogiam texere. nam et de utroque potest intellegi quod dicitur de domo David.*

2) v. 266 f. *The scal Heliand te namon egan mid eldiun* = L. 1, 31 *et vocabis nomen eius Iesum.* vgl. dazu Beda: *Iesus salvator sive salutaris interpretatur.*

3) v. 277 ff. *Uualdaudes craft scal thi fon them hohoston hebancuninge scadouuan mid skimon* = L. 1, 35 *et virtus altissimi obumbrabit tibi.* *mid skimon* ist also ein zusatz des dichters¹. vgl. Beda: *In eo quo dicit 'Et v. a. o. t' potest etiam incarnati Salvatoris utraque natura designari. umbru quippe a lumine solet ac corpore formari. et cui obumbratur, lumine quidem vel calore solis quantum sufficit, reficitur, sed ipse solis ardor, ne ferri nequeat, interposita vel nubecula levi vel quolibet alio corpore temperatur. Beatae itaque Virgini, quae quasi pura homo omnem plenitudinem divinitatis corporaliter capere nequibat, virtus altissimi obumbravit, id est incorporea lux divinitatis corpus in ea suscepit humanitatis.* der ausdruck des dichters ist in seiner kürze seinem publicum wol unverständlich geblieben; auch soust verfällt er in dunkelheit, wo er an dogmatische dinge streift.

4) v. 285 ff wird der glaube der Maria an die wahrheit der ihr gewordenen verheißung nachdrücklich hervorgehoben: *Nu ik theses thinges gitruon, . . . nis mi hugi tuißli, ne uuord ne uuisa,* der evangelische text hat einfach: *Ecce ancilla domini, fiat mihi secundum verbum tuum* (L. 1, 38). man möchte an benutzung von Beda in L. 1, 39 denken: *Festinat invisere Elisabeth, non quasi incredula de oraculo, vel dubia de exemplo etc.*

5) v. 306—12 wird die tötung der gefallenen nach jüdischem

¹ Behaghel übersetzt im glossar seiner ausgabe *skimo* mit 'schatten', wozu jedoch der gebrauch des worts in den Strafsburger glossen schwerlich berechtigt.

gesetz erwähnt. dazu stellt sich Hraban in Mt. 1, 18: *Quare autem non de simplici virgine, sed de desponsata concipitur Salvator, haec ratio est. primum . . . , secundo ne lapidaretur a Iudaeis ut adultera*¹.

6) v. 357 f. Joseph geht nach Bethlehem so *it god mahtig, uualdand uueda*. Beda in L. 2, 1 *Nasciturus in carne Dei filius, sicut parentes sibi quos voluit, et locum nativitatis, quem voluit, elegit* und zu 2, 4 *Superna dispensatione professio census ita descripta est ut in suam quisque patriam ire iuberetur*.

7) v. 359 f. *thar iro beidero nuas thes helides handmahal endi oc thera helagun thiornun*. vgl. 1) und Beda in L. 2, 4 *praesertim cum eos de stirpe David, unde Christus erat futurus, cuncti genus ducere nossent*.

8) v. 372 ff. Jesus kommt zur welt, so *is er managan dag bilidi uuarun endi bogno filu giuorden an thesero uueroldi*. Beda in L. 2, 4 *Cui David ipse suo et nomine et patria et officio testimonium perhibuit. David quippe manu fortis, sive desiderabilis interpretatur, nomen quidem inde mutuans quod et gigantem fortiter straverit et pulcher aspectu decoraque facie fuerit: sed altiori mysterio illum de suo domo ac familia nasciturum praefigurans, qui singulariter mundi principem debellaret, speciosus forma praefiliis hominum et ipse in Bethlehem natus et intellectualium pastor omnium, hoc est simplicium rector animarum*.

9) v. 440 ff. *Helidos gispracun that he Heleand te namon hebbean scoldi*. vgl. Beda in L. 2, 21 (*vocatum est nomen eius Iesus*) *Iesus Salvator interpretatur*.

10) v. 837 ff. *endi he so gihorig nuas godes egan barn gadulingmagun thurh is odmodi aldron sinun* = L. 2, 51 *et erat subditus illis*. vgl. Beda zur stelle: *Quantum pietatis simul in Domino et humilitatis exemplum*.

11) 1790 ff. *Eo gi thes drohtin sculun uualdand biddien, that gi thana ueeg motin fan foran antfahan endi ford thurh gigangan an that godes riki*. diese verse sind ein zusatz zu Mt. 7, 13, *Intrate per angustam portam*, welche stelle schon durch 1786 bis 90 paraphrasiert ist. zweierlei abweichungen vom bibeltext sind zu constatieren: 1) wird gewicht darauf gelegt, dass der enge weg nicht nur betreten, sondern auch beständig eingehalten wird;

¹ wie ich nachträglich bemerke, hat schon Behringer Krist und Heliand s. 12 a. 6 auf diese stelle hingewiesen.

2) wird verlangt, dass man gott um die kraft bitte, eben jenen weg einzuschlagen. damit steht in zusammenhang, dass die unmittelbar folgenden verse 1793^b—1801^a L. 11, 9 = Mt. 7, 7 widergeben, obwol diese stelle im Tatian vor Mt. 7, 13 steht und zwar nicht einmal unmittelbar. die veranlassung zu diesen abweichungen könnte man in zwei stellen Hrabans suchen. zu Mt. 7, 13 bemerkt derselbe: *Angustam vero (sc. portam) nec omnes inveniunt, nec qui inveniunt statim ingrediuntur per eam: si quidem multi inventa veritatis via capti saeculi voluptatibus de medio itineris revertuntur.* ferner ist die erläuterung zu 7, 7 heranzuziehen: *Petitio pertinet ad impetrandam sanitatem firmitatemque animi, ut ea quae praecipuntur, implere possimus, inquisitio autem ad inveniendam veritatem. cum enim beata vita actione et cognitione impleatur, actio facultatem virium, contemplatio manifestationem rerum desiderat. horum ergo primum petendum, secundum quaerendum est, ut illud detur, hoc inveniatur. sed cognitio in hac vita viae prius quam possessionis est, sed cum quisque veram viam invenerit, perveniet ad ipsam possessionem, quae tamen pulsanti aperietur.*

Der commentar bezieht also das *quaerite* der stelle auf das suchen des wegs zur wahrheit. in der anmerkung zu 7, 13 identifiziert er die *arta via* mit der *veritatis via*. dadurch konnte sich der Helianddichter veranlasst sehen, beide textstellen mit überspringung der zwischenglieder an einander zu reihen. da ferner Hraban das *petite* als bitte um standhaftigkeit zur erfüllung der gebote auffasst, so lag es nahe, an das gebot *Intrate per angustam portam* zu denken. daher heisst es im Heliand, man solle um die kraft den engen weg einzuhalten flehen.

Wurden aber die verse Mt. 7, 7 und 7, 13 unmittelbar an einander gereiht, so musste wol ihre stellung geändert werden. der dichter hätte sonst den engen weg und sein widerspiel erst beschreiben können, nachdem von der glücklichen zurücklegung desselben schon die rede gewesen wäre. die worte *intrate per angustam portam*, welche im evangelium vor der angabe der beiden wege stehn, kommen im Heliand vor die paraphrase des *petite*, *quaerite*, *pulsate* zu stehen, da sich so die vier imperative gut an einander schliessen.

12) v. 1876^b—1883 umschreiben Mt. 10, 16 *Estote ergo prudentes sicut serpentes.* Sievers führt außerdem die bemerkung

Hrabans an: *ut per prudentiam evitent insidias*. allein diese worte könnte man nur in den versen 1879^b. 80^a *that man iu undar themu uerode ne mugī besuican an themu side* widerfinden. sie reichen aber nicht aus für v. 1880^b—82^a *far thiū gi sorgon sculun that iu thea man ni mugin mo dgethahti, unillean auuardien*. hier wird das *besuican* näher dahin definiert, dass die feinde die jünger wankelmützig, moralisch verderbt machen wollen. hierfür sind andere bemerkungen Hrabans heranzuziehen, die gleichfalls in der ann. zu Mt. 10, 16 enthalten sind: *Item prudentia dicitur esse serpentis, quod obturat aures suas, ne audiat incantantes. . . . incantantes autem sunt, qui voluptates corporis persuadent et peccantes blande leviterque fovent, ut vigorem mentis in ipsis molliant*.

* 13) v. 2025—27^a. der dichter bestimmt das Johanneische (2, 4) *Quid tibi et mihi est mulier* näher durch den zusatz *umbi thesoro manno lid, umbi theses uerodes uuin*, sodass der sinn der ganzen stelle ist: ich habe in bezug auf den wein, der hier fehlt und beschafft werden soll, mit dir nichts zu tun. man vergleiche Alcuin: *Quid mihi et tibi est, mulier, significat se divinitatis, qua miraculum erat patrandum, non principium temporaliter accepisse de matre, sed aeternitatem semper habuisse de patre*. auch hier bezweifle ich, dass der dichter von seinem publicum verstanden wurde. es liegt eine ähnliche unklarheit vor, wie in v. 279 (s. o.) und in v. 674, wo der naive zuhörer wol auch schwerlich aus dem *bi godes tecnun* wird erkannt haben, dass die gaben der drei weisen aus dem morgenland symbolische bedeutung hatten.

14) 2138 f. *Than scal Iudeono filu, theses rikeas suni berobode uerden* = Mt. 8, 12 *Filii autem regni eicientur in tenebras exteriores*. vgl. Hraban zur stelle *Filios autem regni Iudaeos significat*.

15) v. 3195^b—3200^a = Mt. 17, 24. zusatz des dichters ist, dass Jesu nichts verborgen bleiben konnte. vgl. Hraban zur stelle: *Cumque intrasset domum, antequam Petrus suggerat, Dominus interrogat, ne scandalizentur discipuli ad postulationem tributi, cum videant eum nosse quae absente se gesta sunt*.

16) 429S ff., insbes. 4305 ff. *Fader uuet it eno helag fan himile: elcur is it biholen allun, quikun endi dodun, huan is kumi uuerdad*. Mt. 24, 36, Mc. 13, 32: *De die autem illo et hora*

nemo scit neque filius neque angeli in caelo nisi solus pater. die erwähnung des *filius* fehlt also im Heliand. natürlich war die stelle den ketzern willkommen, um die ungleichheit des vaters und des sohnes zu beweisen, und die orthodoxe kirchenlehre musste wider ihrerseits trachten, die worte des evangeliums so zu interpretieren, dass von einem wirklichen nichtwissen des sohnes nicht die rede sein konnte. Hraban folgt hier seinen vorgängern: *Et quod dictum est nescire Filium, sic dictum est, quia facit nescire homines, id est, non eis prodit, quod inutiliter scirent. legi quoque in cuiusdam libro filium hunc, qui hoc loco ponitur, non unigenitum sed adoptivum, hoc est populum Christianum velle intellegi.* durch diese stelle, besonders den letzten absatz, erklärt sich, dass der Helianddichter die erwähnung des *filius* fallen liefs und dafür von einem nichtwissen der menschen spricht, obwol von diesen im evangelischen text nicht die rede ist.

17) v. 4346 ff. *Than seggio ik in te uاران, that er thit uuerod ni mot tefaran thit folcscepi, er than uuerde gefullid so, minu uuord giuuarod.* = Mt. 24, 34, Mc. 13, 30 *Amen, dico vobis, quia (Mc. quoniam) non praeteribit (Mc. transibit) haec generatio (Mc. g. h.), donec omnia haec (Mc. ista) fiant.* der Heliand hat also das *generatio* des textes, das generation, jetzt lebendes geschlecht bedeutet, durch *uuerod* und *folcscepi* ersetzt. Hraban kann hier nicht herangezogen werden, da in den ausgaben eine lücke vorliegt. dagegen vgl. man Beda zu der stelle des Marcus: *Nomine generationis aut omne hominum significat genus aut specialiter Iudaeorum.*

18) v. 4723—29^a = J. 16, 20. das *mundus* des evangeliums ist durch *thesa Iudeon* widergegeben. die von Sievers angeführte stelle aus Alcuin erklärt diese änderung nicht. es kommt vielmehr eine andre bemerkung Alcuins in betracht: *Gaudebant mundi amatores, quos propter infimas cogitationes mundum vocat Dominus, cum morte turpissima condemnarent illum, qui gravis erat eis etiam ad videndum.*

19) 4S33 f. *That tholode al mid githuldiun thiodo drohtin, unaldand thesara uueroldes endi sprak im mid is uuordun to* = L. 22, 48 *Iesus autem dixit etc.* vgl. Beda: *Suscepit autem Dominus osculum traditoris, non quo simulare nos doceat, sed ne proditionem fugere videatur et illud Davidicum implens: Cum his qui oderunt pacem, eram pacificus.*

20) 4853^b, 54^a. *ni mahte that uuord godes, thie stemmie ant-standen* zusatz zu J. 18, 6. vgl. Alcuin zur stelle: *Nempe una vox dicentis, Ego sum, tantam turbam odiis ferocem minisque terribilem sine ullo telo percussit, repulit, stravit.*

21) v. 5288—91 und 5300—3 wird die geduld Jesu gegenüber den mishandlungen seitens der leute des Herodes hervorgehoben. vgl. Beda zu Luc. 23, 10 *Ubi enim tacebat, quasi agnus toto pro grege immolandus patientiam praestabat.*

Durch die eben angeführten übereinstimmungen zwischen versen des Heliand und bemerkungen Hrabans, Bedas und Alcuins scheint die ansicht, dass der dichter die werke dieser commentatoren benutzt habe eine neue bekräftigung erhalten zu haben. aber es darf auf der andern seite nicht übersehen werden, dass es eine reihe von stellen gibt, an denen der Heliand über den evangelischen text hinausgeht, ohne dass sich die quellen für solche erweiterungen in jenen vier commentaren nachweisen lassen.¹ so verrät er manche geographischen kenntnisse:

* 1) v. 758 wird erwähnt, dass in Aegypten der Nil fließt.

2) v. 1151 f wird erzählt, dass der Jordan den see Genesareth bilde [von Sievers Zs. f. d. ph. 16, 112 bemerkt]. Hraban sagt davon nichts. wol aber stehn zwei darauf bezügliche notizen bei Beda zu Luc. 5, 1 und Joh. 6, 1: an der ersten stelle heißt es: *Qui lacus interfluente Iordane centum quadraginta stadiis in longitudinem et quadraginta extenditur in latitudinem;* an der zweiten: *Si quidem interfluente Iordane duodeviginti passuum millibus in longum et quinque extenditur in latum.*

3) der dichter weiß, dass Judäa im süden von Galiläa liegt, daher nennt er die Juden *sudarliudi*; vgl. v. 3036, 4464². dazu halte man Beda in Mc. 10, 1 *Nam cum omnis Iudaeorum provincia generaliter ad distinctionem aliarum gentium Iudaea dicta sit, specialius tamen meridiana eius plaga appellatur Iudaea ad distinctionem Samariae, Galilaeae, Decapolis et caeterarum in eadem provincia regionum.* — ferner zeigt sich an mehreren stellen anti-quarische gelehrsamkeit.

¹ oder doch nicht in den bemerkungen zu dem gerade benutzten evangelienvers.

² der ausdruck ist rein formelhaft, denn an der ersten stelle werden die einwohner von Caesarea Philippi, also einer stadt im norden Palästinas so genannt. aber die formel hätte der verf. ohne jene kenntnis nicht bilden können. anders Schmeller Gloss. s. 107, Behaghel Germ. 22, 229.

4) v. 340 weiß der dichter, dass der Caesar Augustus des evangeliums auch Octavianus hieß.

5) v. 2662 ff wird gesagt, Jesus habe gewusst, dass unter den Juden die Galiläer die wildesten, bösartigsten gewesen seien. man führt Hraban in Mt. 13, 54 an: *Quanta Nazarenorum caecitas, qui eum quem in verbis factisque Christum esse cognoscunt, ob generis tantum notitiam contemnunt.* aber durch diese stelle wird nur wenig aufgeklärt. denn *caecitas* ist doch nicht mit *ureth uilleo* usw. identisch. immerhin passt Hrabans bemerkung noch besser als die von Windisch s. 59 angeführte stelle aus Beda zu Luc. 4, 24. denn die abweichung der Heliandverse vom evangelischen text besteht darin, dass die verkennung Jesu den individuellen eigenschaften der Galiläer zugeschrieben wird, während im evangelium Jesu schicksal in seiner vaterstadt aus dem allgemeinen verhältnisse zwischen prophet und mitbürgern hergeleitet wird. Windisch hat das wol bemerkt. allein Beda bleibt ja ganz im gedanken des evangeliums, wenn er sagt, dass Elias, Jeremias und die andern propheten *minoris in patria quam in extremis civitatibus habiti sunt.* auch hier ist von der besondern beschaffenheit der mitbürger der propheten nicht die rede. Hrabans worte stehn unsrer stelle in so fern näher, als doch wenigstens der Nazarener ausdrücklich erwähnung geschieht. aber ich bezweifle doch, dass der ausruf *Quanta Nazarenorum caecitas*, der sich blofs auf die in dem speciellen falle bewiesene verblendung bezieht, hinreicht, um die ganz allgemein gehaltene bemerkung über den character der Galiläer zu erklären. über die wildheit der Galiläer vgl. Hausrath Neutestamentliche zeitgeschichte I 10 f.

6) v. 4371 wird erwähnt, dass mit Lot auch seine beiden töchter usw. ins gebirge¹ entkamen.

7) v. 5255 ff wird von dem tetrarchen Herodes berichtet: *Hie uwas oc an them dage setto an Hierusalem mid is gumscipe, mid is nuerode an them uuihe; so uwas iro unisa than, that siu thar thia helagun tid haldan scoldun, pascha Iudeono.* Luc. 23, 7 berichtet einfach (*Pilatus*) *remisit eum ad Herodem, qui et ipse Hierosolymis erat illis diebus.* Sievers führt dazu die worte Bedas an: *Ne qua Judaeis excusatio remaneret, Herodes quoque, qui natu et religione erat Judaeus, cum exercitu suo quid de illo sen-*

¹ vgl. Ambrosius in Luc. 17, 25 (VIII 95): *Et ut cognoscas quia non omnes possent fugere in montes.*

serit est ostentare permissus. in wie fern aber diese stelle etwas zur erklärung der Heliandverse beitragen soll, ist schwer erfindlich. denn entweder nimmt man an, dass der dichter auch ohne quelle wissen konnte, dass es jüdische sitte war, zur festzeit nach Jerusalem zu kommen; dann ist die heranziehung des commentars überflüssig. oder man meint, er hätte von jener sitte nichts gewusst; dann muss man zugeben, dass er sie aus den worten Bedas auch nicht kennen lernen konnte. das ist doch nicht das auffällige, dass er weiß, Herodes, der fürst von Galiläa, war Jude.

8) v. 5251^b—53^a. es wird bemerkt, dass Herodes vom römischen kaiser zum fürsten gemacht worden war.

9) v. 5361^b—64^a = J. 19, 12. nach den worten *ne si that ina* (sc. *cuningdomes namon*) *im thie kesur geþe* scheint der dichter zu wissen, dass der römische kaiser mitunter den königstitel verlieh¹.

10) v. 5460 ff. schon Rückert hat bemerkt, dass die worte *thar thiū strata uwas felison gifuogid* die kenntnis der bedeutung von *Lithostrotos* voraussetzen.

Endlich finden sich noch sonst bemerkungen, die nicht auf die ausführungen der vier commentare zurückgehn.

11) v. 144 ff. Sievers meint (anm. zur stelle), die genauere ausführung des quellenmäßigen textes sei eigentum des dichters. das wird man gerne zugestehn, insoweit es sich um die beschreibung der gealterten ehewitten v. 150 ff handelt. aber auch die angabe, dass Zacharias und Elisabeth zu beginn ihrer ehe zwanzigjährig waren und die kinderlose ehe siebenzig jahre gedauert hat, soll der dichter erfunden haben?

12) das *ipse erat innuens illis* L. 1, 22 gibt der dichter so wider (v. 155 ff): *butan that he mid is suidron hand uisda them uueroda, that sie uses uualdandes lewa lestin.*

13) von Maria heisst es 293 ff: *sagda them siu uelda, that sie habde giocana thes alouualdon craft helag fon himile.* das steht in directem widerspruch zu dem, was Hrabau zu Mt. 1, 18 *inuenta est in utero habens de spiritu sancto* bemerkt: *a nullo videlicet alio quam Ioseph, qui licentia maritali futurae uxoris pene omnia noverat.*

¹ eine notiz dieses inhalts hat zb. Smaragdus in Mt. 2, 3: *ut alii voluit, ideo Herodes regis nomen in Christo indignatur, quia Augustus de creverat, ne quis rex vel deus sine suo consilio diceretur.*

* 14) v. 541 ff. auf die eigentümliche gestaltung der erzählung von den drei magiern haben sowol Windisch als Grein nachdrücklich hingewiesen. seither hat Schade in seiner ausgabe des *Liber de infantia* s. 32 f überzeugend dargetan, dass der Heliand hier einer tradition folgt, deren spuren sich bis ins 6 jh. zurück verfolgen lassen, wenn sie auch ausgebildet erst im 13 jh., in dem werke eines christlichen Arabers auftritt. diesen nachweis Schades, durch den die berufung auf verschiedene stellen Hraban's hinfällig geworden ist, hat Sievers ignoriert.

15) v. 687^b—89^a. es wird berichtet, dass die drei magier sich ihre träume erzählten und — wol an der übereinstimmung — erkannten, dass sie von gott gesant waren.

* 16) v. 855^b—58. einige wissen, dass der messias zur welt gekommen ist, wenn sie auch seine person nicht kennen.

17) v. 988. der heilige geist setzt sich in taubengestalt auf die achsel Jesu.

* 18) v. 1146^b—48^a. Sievers bezweifelt mit recht, dass Luc. 4, 22 zu grunde liegt.

19) v. 1222 ff. es muss daran festgehalten werden, dass der Heliand in der angabe der motive, welche die menge bewog Jesu zu folgen, von Hraban abweicht. dieser unterscheidet vier classen, der Heliand hat nur drei und weicht auferdem noch darin ab, dass eine seiner classen, die hungrigen, bei Hraban gar nicht vorkommen. man müste nur annehmen, dass der dichter in dem satze *Tertia vero pars erat, quos sola fama et opinio ad dominum venire compellebat* statt *fama fames* gelesen oder verlesen hat.

20) 1437^b—46^a = Mt. 5, 22. während es im evangelium heisst, derjenige, der seinem bruder zürnt, sei ebenso schuldig wie der ihn ermordet, sagt der Heliand: derjenige, der einen andern töten wollte, wenn er könnte, sei ebenso schuldig wie der wirkliche mörder. die aus Hraban angeführte stelle *Aperuit dominus omnem iniquum motum ad nocendum fratri in homicidii genere computari* erklärt die abweichung nicht. *omnem iniquum motum ad nocendum fratri* heisst eine 'jede dem bruder feindselige regung'. vgl. dagegen *Opus imperfectum in Mt., Ioannis Chrysostomi opp. ed. Montfaucon* 6, LXII: *Frequenter enim et homo non quidem occidit propter timorem vindictae, tamen irascitur. . . . Omnis enim qui irascitur sine causa, quantum ad voluntatem suam homicidium facit, etiam si non facit propter metum.* man

könnte sich freilich ähnlich wie bei 19) durch die annahme helfen, dass der dichter bei Hraban statt *'nocendum fratri'* *'necandum fratrem'* gelesen habe.

21) v. 1610 f werden die worte Mt. 6, 13 *Et ne inducas nos in temptationem* widergegeben: *Ne lat us farledean letha uuihti so ford an iro uulleon, so uui unirdige sind.*

* 22) v. 1691—92^a = Mt. 7, 1.

* 23) v. 2042^b—44^a = J. 2, 8.

24) v. 2104^b—7^a und 2119^b—24^a = Mt. 8, 8 und 9. der centurio wagt Jesum nicht in sein haus zu bitten, weil er sich sündig weiß. dabei ist zu bemerken, dass der Helianddichter Mt. 8, 9 falsch verstanden hat, obwol Hraban die richtige erklärung bot. Hraban deutet nämlich die worte des centurio so, dass wie jener seine knechte hinschicken könne, wohin er wolle, so auch Jesus in die ferne würken könne¹. der Helianddichter fasste aber die bemerkung über die amts-gewalt des centurio concessiv: 'obwol ich so reich und mächtig bin, wage ich doch nicht dich zu bitten, dass du mein haus betrest'. die motivierung, dass dem centurio das bewusstsein seiner sünden den mut raubt, könnte man zur not auf Hraban zu Mt. 8, 8 zurückführen: *Propter vitae conscientiam gentilis non ausus est hospitem habere Christum, cuius etsi fide praestitus, nondum tamen sacramentis erat imbutus.* aber schliesslich sind doch 'heide' und 'sünder' nicht identische begriffe.

* 25) v. 2288^b—90^a und 2342 ff.

26) v. 2335^b—36^a *Tho thes so manag heidin man, ueros uundradun.* L. 5, 36 *et stupor apprehendit omnes.*

27) v. 2528—37. Sievers führt dazu 1 Cor. 2, 9 an, sicher mit recht. aber wie kam der dichter auf diese stelle?²

* 28) v. 2307^b—10^a zu Mt. 14, 13. die stelle ist höchst auffällig; die meinung, dass Johannes schon vor Jesu tod der

¹ *Hominem se et potestati vel tribuni vel praesidis subditum dicit, imperare tamen posse minoribus, ut subaudiatur. eum multo magis qui Deus sit et super omnia potens innumeram virtutis angelicae, quae ad imperata obtemperet, habere militiam et dicere infirmitati ut recedat et recedat, sanitati ut veniat et veniet. omnia enim potest, quia omnipotens est.*

² sie kommt auch bei Hraban vor, aber in der bemerkung zu Mt. 5, 8: *Intellectus cordis congruit mundis corde. tanquam purgato oculo, quo cerni possit, quod corporeus oculus non vidit nec auris audivit, nec in cor hominis ascendit. De quibus hic dicitur: Beati mundi corde.*

hölle entgangen sei, widerspricht der orthodoxen kirchenlehre. vgl. was Beda in Mt. 11, 2 von Johannes sagt: *Manda, inquit, mihi, ad inferna descensurus sum, utrum te et inferis debeam nuntiare qui nuntiavi superis.*

29) v. 3007^b, S^a *thoh scal thanen helpe cumen allun elithiodun* zusatz zu Mt. 15, 24. zur not kommt man mit Hrabaus bemerkung aus: *Non quod ad gentes non missus sit, sed quod primum ad Israel missus sit, ut illis non recipientibus Evangelium iusta fieret ad gentes transmigratio eius.*

30) v. 3238—39^a ist übersetzung von Mt. 18, 17; die darauf folgenden worte *ne si that imu eft mildi god, her hebencuning, helpe farlihe* sind ein im biblischen text durchaus nicht begründeter zusatz.

*31) v. 3253^b—56^a zusatz zu Mt. 18, 22.

32) v. 3323 f wird Mt. 19, 29 *Omnis qui relinquit domum aut parentes propter nomen meum, centuplum accipiet* durch den zusatz *ef he it mid treuon duot, mid hluttru hugi* eingeschränkt.

33) v. 3588 ff. die allegorische deutung der heilung der blinden von Jericho wird allgemein auf die ausführungen Bedas zu Luc. 18, 35 zurückgeführt. nur Sievers hat die schwierigkeit erkannt, die darin liegt, dass der dichter hier Matthäus folgte und doch einen Lucascommentar benutzt haben soll (Zs. 19, 27). die ursache ist nach Sievers darin zu suchen, dass bei Tatian die erzählung von der blindenheilung mit einem vers aus Lucas (18, 43) schließt. allein damit ist nicht alles erklärt. denn bei Matthäus, dem der Heliand folgt, werden zwei blinde geheilt, bei Lucas nur einer. dementsprechend redet Beda im Lucascommentar nur von einem blinden, der allegorisch das menschengeschlecht bedeutet, der Helianddichter trägt aber der zweizahl der Matthäusversion rechnung, indem er die beiden blinden auf Adam und Eva ausdeutet. das ist auffallend, wenn er den Beda benutzt hat. denn er hätte ja ganz gut sagen können, die blinden bedeuten das menschengeschlecht. war er aber einmal darauf aufmerksam geworden, dass die von ihm vorgetragene erzählung nicht ganz zu dem benutzten commentar stimmte, so war es doch das nächstliegende für ihn, sich an seinen Matthäuscommentar zu wenden. dort hätte er auslegungen gefunden, die auf die zweizahl bedacht nehmen und eine derselben, die deutung auf Juden und heiden. hätte er ganz gut verwenden können.

Für die benutzung eines Lucascommentars könnte allerdings folgender umstand sprechen. zwischen der erzählung des Matthäus und Lucas besteht auch der unterschied, dass nach der erzählung des erstern die heilung beim auszug aus Jericho, nach der erzählung des letztern beim einzug erfolgte. da nun nach der allegorischen auslegung des wonders Jericho die welt bedeutet, so muss der auszug Jesu aus Jericho auf das verlassen der welt gehn. und tatsächlich findet sich diese auffassung in mehrern commentaren zu Matthäus und Marcus. der Helianddichter fasst aber v. 3634 ff den auszug aus Jericho als ein symbol für das eintreten Jesu in die welt. diese inconcinnität würde sich durch die annahme einer benutzung eines Lucascommentars erklären. doch wäre es denkbar, dass die vorlage des Heliand eine formulierung bot, bei der ganz allgemein der aufenthalt in und bei Jericho auf die incarnation Jesu gedeutet wurde.

Noch in einem zweiten punct weicht die deutung des Heliand von der Bedas ab. nach diesem ist Jericho, das 'mond' bedeutet, deshalb ein symbol der welt, weil der mond *dum menstruis momentis decrescit, defectum nostrae mortalitatis designat*. den ausgangspunct für den vergleich bildet also blofs die hin fälligkeit des menschengeschlechts, das hauptgewicht liegt auf dem abnehmen des mondes. im Hel. v. 3627 ff werden aber die veränderlichkeit des mondes und des menschengeschlechtes mit einander verglichen: wie der mond entweder abnimmt oder zunimmt, so sind die menschen durch tod und geburt einem beständigen wechsel unterworfen. mit dieser deutung steht der Heliand nicht allein. in Aelfrics bearbeitung von Beda *De temporum ratione* (Cockayne *Leechdoms* s. 236, 238) heift es: *Se mona þe weaxd 7 wanad getacnad þas andweardan geladunge þe we on synd. Seo ys weaxende þurh acennedum cildum 7 waniende þurh fordfarenum*. ferner macht mich CKraus auf Schönbachs *Predigten* I 125, 18 ff aufmerksam; in der anmerkung dazu verweist der hrsg. ua. auf eine stelle bei Haymo Hom. de temp. nr 23 (Migne 118, 176 C), wo es heift: *luna quippe quae menstruis horis crescit et decrescit, in Scripturis aliquando defectum nostrae mortalitatis insinuat, qui crescimus nascendo, decrescimus moriendo*.

34) Warum ist v. 3792 ff aus den Herodianis von Mt. 22, 16 ein *Herodeses thegan* geworden?

*35) 3942, 43^a zu J. 10, 31. diese worte sind an der

stelle ganz unpassend. 'die Juden wollten (ind.) Jesum steinigen, wenn sie sich vor der volksmenge nicht gefürchtet hätten', d. h. sie wagten es nicht. allein die rede Jesu 3944 ff setzt ganz in übereinstimmung mit dem evangelischen text voraus, dass man tatsächlich alle anstalten zur steinigung traf. die verse sind durch das bedürfnis hervorgerufen, eine erklärung dafür zu geben, wieso Jesus diesmal seinen feinden entgieng, und zwar ist diese erklärung im sinne von Mt. 26, 5. Mc. 14, 2. L. 22, 2 gehalten. aber bei Alcuin findet sich eine ganz andere auffassung: *Dominus qui non patiebatur, quod nolebat pati, et non est passus, nisi quod voluit pati, adhuc eos lapidare cupientes alloquitur*, d. h. er beschwichtigt sie durch seine worte.

36) 4355^b—58^a = M. 13, 35, aber die bemerkung *ne inveniat vos dormientes* ist erklärt durch den zusatz *an firi unuer-cun, menes fülle*.

37) 4521^b—4525^a. die worte *endi mende imu al mera* (als die fußwaschung) *thing firihon te gifrummiennue* könnten dadurch hervorgerufen sein, dass Alcuin (wie Beda) die fußwaschung allegorisch auf die kreuzigung ausdeutet. vgl. zb. in Joh. 13, 5 *Mittit aquam in pelvem i.e. fudit sanguinem suum in terram, ut mundaret in se credentium vestigia, quae terrenis peccatis sordida fuerant*. aber viel ähnlicher ist etwa die bemerkung Augustinus Tract. in Joh. 55, 7 *Quid mirum si misit aquam, in pelvem, unde lavaret pedes discipulorum, qui in terram sanguinem fudit, quo immunditiam dilueret peccatorum*. denn hier ist deutlich darauf hingewiesen, dass Jesus später eine ähnliche aber weit größere tat vollbracht hat, während bei Alcuin die beiden geschelnisse — fußwaschung und kreuzestod — als ganz gleichartig hingestellt werden¹.

*38) v. 4663^b—65^a. zusatz zu L. 22, 31. man möchte an Joh. 14, 30 denken: *venit princeps mundi huius et in me non habet quidquam*.

39) v. 4978 wird durch die worte *ni habda is uuordo ge-uuald Petri* verleugnung als ein unfreiwilliger act hingestellt.

¹ ich bemerke ausdrücklich, dass, wenn ich hier und sonst aussprüche älterer kirchenschriftsteller citiere, ich nicht damit sagen will, dass der Helianddichter sie in den originalwerken gelesen hat. es kommt nur darauf an zu zeigen, dass gedanken, die sich in seinem gedicht finden, auch sonst in kirchlicher litteratur zu belegen sind.

*40) 5138^b—91 vgl. Grein s. 118.

41) 5352^b—54^a = J. 19, 11. mit *qui me tradidit tibi* ist doch wohl Judas gemeint, der plural im Heliand kann nur auf die Juden gehn.

*42) v. 5420^b—26. die bemerkung über die verdammnis des Pilatus steht in gegensatz zu der tendenz, ihn im vergleich mit den Juden zu entschuldigen, die sich bei Hraban (natürlich nach vorbildern) zeigt. man vgl. zu Mt. 27, 24 *in eo, quod fecit, aliquantum particeps fuit, sed in comparatione multo ipse innocentior. institit enim quantum potuit, ut illum ex eorum manibus liberaret.* andere sprechen sich über Pilatus viel schärfer aus. vgl. Ambrosius in Luc. lib. X 100: *Lavit quidem manus Pilatus sed facta non diluit, iudex enim nec invidiae cedere debuit, nec timori, ut sanguinem innocentis addiceret. monebat uxor, lucebat in nocte gratia, divinitas eminebat: nec sic a sacrilega sententia temperavit.* und Hist. de excidio urbis Hierosolymitanae, I. II c. 5: *demensque qui minister esset sacrilegi furoris, ut interficeret auctorem salutis. ex illo itaque Iudaeorum res proditae, ex illo exitium gentis temploque maturatum excidium. nam si Herodes qui Ioannem neci tradidit, perfidiae et crudelitatis suae pretium luit, deiectus regno atque exsilio datus: quanto magis praecipitibus furis actum intelligi datur eum, qui Christum occiderit¹.*

43) v. 5428^b—29^a. trotz des hinweises von Sievers auf die von Hraban zu Mt. 27, 5 citierten verse des Sedulius, in denen gesagt wird, dass Judas zur hölle fuhr, ist nicht aufgeklärt, wie der dichter dazu kam, den teufel von Judas erfahren zu lassen, dass Jesus der sohn gottes sei.

44) v. 5554^b—57^a. eine richtige erklärung der worte J. 19, 20, auf welche der dichter jedoch schwerlich von selbst kam.

45) v. 5667^b—70^a. zu Mt. 27, 51. die aus Hraban angeführte stelle passt gar nicht. der Heliand sagt: früher durften die menschen nicht sehen, was unter dem vorhang war, jetzt konnten die Juden den schatz sehen. Hraban: der vorhang zerriss, damit die früher versteckten heiligtümer zu den heiden übergiengen. der Helianddichter müste nur den sinn der stelle misverstanden haben, was Windisch s. 77 zu glauben scheint. den, der etwa daran zweifelt, dass *populus nationum* 'gesamtheit der

¹ möglicherweise gehn diese letzten worte auf die Juden. der zusammenhang gibt keine sichere entscheidung.

heiden' bedeutet, verweise ich auf das, was bei Hraban folgt¹, und den sprachgebrauch der kirchenväter vgl. Ambrosius in Luc. lib. v 86 *Mystice autem, quem Iudaeorum populus crucifixit, in-violatum ab iniuria manere desideraret populus nationum* und lib. x 105 *In typo etiam Herodis atque Pilati . . . plebis Israel populi-que gentilis figura servatur, quod per Domini passionem utrius-que sit futura concordia: ita tamen ut pius populus nationum capiat verbum Dei et ad populum Iudaeorum transmittat.*

46) In v. 5773 f scheint eine hindeutung auf die höllenfahrt enthalten. derlei kann ganz gut in einem commentar gestanden haben. vgl. Hilarius in Mt. 28, 2 *Motus vero terrae tempore matutino diei dominici resurrectionis est virtus, cum contuso mortis aculeo et illuminatis illius tenebris resurgente Virtutum caelestium domino infernorum trepidatio commovetur.* doch lege ich auf diese Heliandstelle kein sonderliches gewicht, da die bemerkungen Hrabans zu dem entsprechenden bibelvers verloren gegangen sind.

Einige von den hier aufgeführten stellen könnte man für selbständige erfindungen des dichters halten, andere aber setzen sicher eine theologische quelle voraus; hierher rechne ich besonders 11), 12), 14), 15), 21), 24), 30), 31), 35), 36), 42), 43), 45). von entscheidender wichtigkeit scheint mir jedoch die erzählung von dem tode Johannis des täufers v. 2698 ff. hier hat man sich zu leicht bei der annahme beruhigt, dass der dichter eigenmächtig vom text abgewichen sei. da in dieser frage die histo-rischen tatsachen, auf welche die evangelische erzählung anspielt, eine gewisse rolle spielen, müssen sie hier kurz skizziert werden. Josephus erzählt Ant. xviii 5, 1, dass der tetrarch Herodes Antipas auf einer reise nach Rom bei seinem halbbruder Herodes, dem sohn der zweiten Mariamne einkehrte, bei dieser gelegenheit sich in seine schwägerin Herodias verliebte und sie bewog ihm zu folgen. auch xviii 5, 4 kommt er auf diesen vorgang zu sprechen und hebt dabei das gesetzwidrige der hand-lungsweise der Herodias hervor: *ἐπὶ συγχύσει φρονίσασα τῶν πατριῶν Ἡρώδῃ γαμεῖται τοῦ ἀνδρὸς τῆ ὁμοπατριῶ ἀδελφῆ διαστᾶσα ζῶντος.* er weiß auch von einer tochter, die Herodias

¹ *Ante etenim dictum fuerat: notus in Iudaea Deus, in Israel magnum, nomen eius. nunc autem: exaltare super caelos, Deus, et super omnem inquit, terram gloria tua. et in evangelio prius dixit: in viam gentium ne abieritis; post passionem vero suam: euntes, inquit, docete omnes gentes.*

von ihrem ersten mann hatte. und da nach seiner erzählung sich an das liebesabenteuer des tetrarchen sofort der krieg gegen Aretas, den vater seiner schwer gekränkten ersten gattin, anschliesst und das volk den unglücklichen ausgang dieses kampfes der hinrichtung des täufers zuschreibt, so muss die in den evangelien erscheinende tochter der Herodias mit der von Josephus erwähnten Salome identisch sein, dh. die tänzerin der evangelien war nicht die tochter, sondern die nichte des tetrarchen.

Der evangelische bericht — am ausführlichsten bei Marcus 6, 17 f. — ist dem gegenüber sehr kurz. es heisst einfach: *Ipse enim Herodes misit ac tenuit Ioannem et vinxit, eum in carcere propter Herodiam uxorem Philippi fratris sui, quia duxerat eam. dicebat enim Ioannes Herodi: non licet tibi habere uxorem fratris tui.* es wird also nicht deutlich gesagt, worin das vergehn des tetrarchen bestand, niemand kann aus den worten des evangeliums entnehmen, dass zur zeit der zweiten ehe der Herodias ihr erster gatte noch lebte. dass dieser Philipp hiefs, erzählt nur Marcus; die abweichung von Josephus erklärt sich entweder so, dass, wie die neueren theologen wollen, der privatmann Herodes auch Philipp hiefs, oder es liegt eine verwechslung mit dem tetrarchen Philipp, einem dritten sohn des grossen Herodes, vor. wenigstens haben die kirchenväter diese verwechslung begangen¹. der Heliand erzählt seinerseits, dass der erste mann der Herodias bei eingehung ihrer zweiten ehe schon tot war. da die formulierung dieses berichts von wichtigkeit ist, so sei es mir gestattet die stelle hierher zu setzen. es heisst von Herodes v. 2706 ff.

*buide imu be theru brudi thiū er sines broder uwas
idis an ehti, anttat he ellior skoc,
uuerold uueslode. tho imu that uuif ginam
the cuning te quenun; er uuarun iro kind odau
baru be is broder.*

es folgt dann der tadel des Johannes.

Grein bemerkt nun s. 92, es komme auf rechnung des dichters, dass Herodes die witwe seines bruders heirate; wenn aber der dichter ferner der Herodias kinder von ihrem ersten manne

¹ dieser Philipp war, nebenbei bemerkt, in wahrheit der gatte jener Salome, zu deren vater ihn die kirchenväter, vielleicht auch Marcus machen; vgl. Josephus aao.

zuschreibe (v. 2709^b—10^a. 2746^a). so sei dies 'einfach veranlasst durch Marc. 6, 22, wo das mädchen blofs *filia ipsius Herodias* genannt wird'. Grein nimmt also an, dass der dichter in zwei puncten von der geschichte abgewichen sei; erstens darin, dass er den bruder des Herodes zur zeit der ehe desselben mit Herodias schon tot sein lasse, zweitens darin, dass er das tanzende mädchen für die tochter der Herodias von ihrem ersten manne halte¹. für letzteres habe er in dem text des evangeliums einen anhaltspunct gehabt, für ersteres, scheint Grein zu glauben, nicht. dem ist jedoch nicht so. wie gezeigt, widerspricht die annahme des Helianddichters, dass Philipp tot war, dem text des evangeliums nicht, und damit, dass er die tänzerin für die nichte des tetrarchen hält, steht der dichter im einklang mit der geschichte. es bleibt jedoch die tatsache bestehen, dass er von der darstellung zwar nicht des evangeliums, jedoch des Hieronymus abgewichen ist, dem in diesem puncte Beda und Hraban folgen.

Den grund dieser abweichung glaubte Rückert gefunden zu haben. er meinte (anm. zu v. 2712), der dichter habe das canonische ehehindernis der schwägerschaft einschärfen wollen. es ist jedoch unglaublich, dass der dichter sich hier ganz gegen seine gewohnheit so weit von seinen quellen entfernt haben soll. wollte er durchaus aus der erzählung vom tode des täufers moralische lehren ziehen, so hätte er ja erbauliche betrachtungen über die schändlichkeit des ehebruchs usw. einflechten können. die art und weise seiner erzählung weist vielmehr deutlich darauf hin, dass seine quelle eine ganz bestimmte vorstellung von der ursache der gesetzwidrigkeit jener ehe gehabt hat. wenn nämlich Rückert behauptete, nach der darstellung des Heliand hätte Herodes streng nach dem gesetz als vollzieher der leviratehe gehandelt, so befand er sich in einem argen irrtum. denn nur wenn ein mann kinderlos starb, musste sein bruder die leviratehe vollziehen; vgl. Deut. 25, 5. Gen. 38, 7 ff. Ruth 4, 5. starb der bruder mit hinterlassung von kindern, so ist auch nach jüdischem recht die ehe untersagt (Lev. 20, 21). dass dies gesetz schon zur zeit von Christi geburt galt, geht, abgesehen von allem andern, aus einer stelle des Josephus hervor, die von interesse ist, weil

¹ dass Grein nicht etwa blofs darin eine abweichung von der geschichte sah, dass der Heliand von kindern in der mehrzahl spricht, geht aus dem hinweis auf v. 2746 hervor.

sie von einem bruder des Herodes, dem ethnarchen Archelaus handelt. von diesem heisst es Ant. xvii 13, 1: *καὶ τοῦ πατρίου παράβασιν ποιησάμενος Γλαφύραν τὴν Ἀρχελαίου¹ μὲν θυγατέρα, Ἀλεξάνδρου δὲ τοῦ ἀδελφοῦ γαμετὴν γενομένην, ἐξ οὗ καὶ τέκνα ἴν' αὐτῇ, ἀπίωστον ὃν Ἰουδαίοις γαμετὰς ἀδελφῶν ἄγεσθαι γαμεῖ.* der hier erwähnte Alexander war noch von dem alten Herodes hingerichtet worden, also zur zeit der zweiten ehe seiner gattin längst tot. daraus ergibt sich, dass, auch wenn die darstellung des Helianddichters richtig wäre, Herodes einen verstofs gegen das gesetz begangen hätte. nun hebt der dichter ausdrücklich hervor, dass Herodias von ihrem frühern mann kinder gehabt habe, und weicht hierin in zwei puncten von seiner vorlage ab. erstens spricht er v. 2719 von kindern im allgemeinen, während das evangelium nur die eine tochter kennt, zweitens spricht er von diesen kindern an einer stelle, wo das evangelium noch nichts darüber hat; denn dort wird ja die tochter der Herodias erst erwähnt, als sie in die handlung eingreift. bedenken wir nun noch die gröfsere sparsamkeit der alten sprache an partikeln, so ergibt sich, dass die verse 2710 ff zu übersetzen sind: 'da sie aber kinder von ihrem ersten manne hatte, so tadelte Johannes die ehe, indem er sagte, dass man die frau des bruders nicht heiraten dürfe'².

Man könnte auf die vermuthung kommen, dass man schon in alter zeit Archelaus und Herodes, die beide anstößige ehen eingiengen, verwechselte und so dem Herodes das vergehn seines bruders zuschrieb³. doch lässt sich das nicht beweisen, und es genügt, glaube ich, schon die unbestimmtheit der evangelischen erzählung, um es begreiflich zu finden, wie sich die von der geschichte abweichende auffassung der ehe des Herodes bilden konnte.

Dass sie sich tatsächlich gebildet hat, haben wir glücklicherweise nicht notwendig aus dem Heliand zu erschliessen, vielmehr liegen uns in den schriften der kirchenväter reichliche zeugnisse vor.

¹ königs von Kappadokien.

² schon Prateje scheint die stelle richtig aufgefasst zu haben, da er Jahrb. d. ver. f. nnd. sprachforschg 11, 14 den satz *er uuarun iro kind odan, barn be is broder* concessiv fasst.

³ wie kam Heyne dazu, im glossar s. v. *Erodes* den Herodes der Johannesepisode mit Archelaus zu identificieren?

Origenes bemerkt Comm. in Mt. t. 10, 21: *τινὲς μὲν οἷν οἴονται ὅτι ἀποθανόντος Φιλίππου θυγατέρα καταλιπόντος Ἡρωδιάδα ἔγημε τὴν τοῦ ἀδελφοῦ γυναῖκα ὁ Ἡρώδης, τοῦ νόμου τὸν γάμον ἐν ἀπαιδίᾳ συγχωροῦντος. ἡμεῖς δὲ μηδαμῇ σαφῶς εὐρίσκοντες τεθνηκέναι τὸν Φίλιππον μεῖζον ἔτι τὸ παρανόμημα τῷ Ἡρώδῃ λογιζόμεθα γεγονέναι, ὅτι καὶ ζῶντος ἀπέστησε τοῦ ἀδελφοῦ τὴν γυναῖκα.*

Aus dieser stelle geht also hervor, dass es zur zeit des Origenes eine verbreitete meinung war, Herodes habe die witwe seines bruders geheiratet, ferner, dass Origenes seine abweichende ansicht nicht etwa einer bessern kenntnis der geschichte zu verdanken hatte: jenen Philipp, von dessen tod er nichts sicheres gefunden hat, hält er fälschlich für den tetrarchen von Trachonitis.

In der anmerkung zu der stelle des Origenes in Mignes Patrologia graeca XIII 892 a. 40 ist gezeigt, dass die von Origenes zurückgewiesene ansicht sich auch bei Chrysostomus, Theophylakt und Euthymius findet. Theophylakt gibt ihr, wie es scheint, den vorzug vor der meinung, dass der erste gatte der Herodias noch lebte.

Aber auch in der lateinischen litteratur findet sich die auffassung, wie sie der Heliand vertritt.

In der von Hieronymus besorgten übersetzung der homilien des Origenes über Lucas heisst es hom. 27: *Herodes tetrarcha habebat regiam potestatem et poterat eum, cum voluisset, occidere: et cum rem fecisset iniustam et contra legem Moysi, ut uxorem fratris sui acciperet, quae habebat filiam de priori viro, non eum timuit etc.*

Bei Ambrosius, der den Josephus und damit die historische wahrheit kannte, zeigt sich gleichwol auch die nachwürkung jener anderen anschauung. er erzählt Hist. de excidio urbis Hieros. lib. II c. 5: *Quae causa autem fuerit mortis Ioannis, breviter erpediam. Philippum et Herodem, qui prius Antipas dictus est, germanos fuisse supra ostendimus, uxorem Philippi Herodiadem, quam Herodes illicito ac nefando sibi sociavit iure matrimonii. non tulit hoc Ioannes et ait illi: non tibi licet uxorem habere fratris tui (Mc. 6, 18). tum ille commotus in carcerem detrusit Ioannem. nec multo post necavit virum iustum et legis exsecutorem. non solum enim quasi praedicator evangelii fraterni cubilis incestum reprehendebat, verum etiam quasi legis exsecutor praevagationem legis conde-*

mnavit, qui fratris uxorem viventis eripuerat, praesertim habentem semen de germano ipsius. die letzten worte lassen sich nur dann begreifen, wenn man annimmt, dass bei Ambrosius die meinung, dass Philipp schon tot war, allerdings in einer etwas unklaren weise, nachwirkte. denn nach dem bericht des Josephus, den er im wesentlichen acceptiert, stellte sich die tat des Herodes einfach als ehebruch dar. ehebruch war aber unter allen umständen ein todeswürdiges verbrechen (Lev. 20, 10); es war dabei gänzlich irrelevant, ob dem verletzten ehebund kinder entsprossen waren oder nicht. Ambrosius hat also die beiden erklärungen für den tadel des Johannes, die von Origenes und seinen nachfolgern als einander ausschließend vorgetragen wurden, confundiert und als sich gegenseitig ergänzend betrachtet¹.

Wichtig ist eine äusserung Gregors, Epist. xi 69. auf die frage des englischen bischofs Augustin: *usque ad quotam generationem fideles debeant cum propinquis sibi coniugio copulari et novercis et cognatis si liceat coniugio copulari* antwortet Gregor ua: *Cum cognata quoque misceri prohibitum est, quae per coniunctionem priorem caro fratris facta est. pro qua re etiam Ioannes Baptista capite truncatus est et sancto martyrio coronatus.* diese bemerkung Gregors ist auch in den evangeliencommentar des Alulfus übergegangen, der hier verschiedene äusserungen Gregors compiliert hat. (Migne 79, 1185).

Durch die eben angeführten stellen ist es wol zweifellos geworden, dass die darstellung des Heliand nicht aus einer willkürlichen erfindung des dichters hervorgegangen ist, sondern eine ansicht von der ehe des Herodes repräsentiert, die bei den kirchenvätern neben der von Hieronymus im commentar zum Matthäusevangelium ausgesprochenen nebenher läuft. der Helianddichter muss also hier eine quelle gehabt haben, die mit den auf Hieronymus beruhenden werken des Hraban und Beda nicht identisch war.

¹ dasselbe zeigt sich, uzw. noch viel deutlicher, bei Euthymius in Mt. 14, 5 (Migne 129, 425) *Ἐπειμὰ δὲ αἰτᾶ ὁ Ἰωάννης ὡς παρανόμως ἔχοντι τὴν γυναῖκα τοῦ ἀδελφοῦ αὐτοῦ, κατὰ δύο αἰτίας, πρῶτον μὲν ὅτι ζῶντος τοῦ ἀδελφοῦ αὐτοῦ βιαίως ἀγέλειο καὶ τὴν γυναῖκα καὶ τὴν τετραρχίαν, ἔπειτα, ὅτι καὶ θυγατέρα ἔχουσαν ἐξ ἐκείνου ταύτην ἔγιναι, ἢ καὶ ἁμφω παρανόμα. καὶ γὰρ ὁ νόμος ἐκέλευε μὲν γίμαι τὴν γυναῖκα τοῦ ἀδελφοῦ, ἀλλ' οὐκ ἔτι ζῶντος οἰδὲ παιδίον ἔχουσαν.*

Was für folgerungen haben wir nun aus alle dem zu ziehen? Sievers bemerkt Zs. 19, 38, dass der dichter vielleicht neben seinen gewöhnlichen gewährsmännern hie und da eine andere schrift zu rate zog. diese annahme ist gewis von vorneherein möglich, und ich möchte auch ihre richtigkeit auf grund des von mir beigebrachten materials nicht in abrede stellen. aber das scheint sicher: als blofse reminiscenzen an theologische werke (Sievers einl. z. Heliandausg. XLII f) lassen sich so manche der stellen, an denen der Heliand von seinen angeblichen quellen abweicht, nicht betrachten.

Anderseits darf man nicht vergessen, dass ein exacter beweis für die benutzung des Hraban usw. nur dann erbracht werden könnte, wenn uns alle evangeliencomentare bis zum 10 jh. bekannt wären. dies ist nun durchaus nicht der fall. der Matthäuscommentar des Claudius von Turin zb. ist noch nicht gedruckt¹. bei dem compilerischen character der späteren theologischen litteratur ist es eine durchaus nicht ungläubliche annahme, dass einer oder der andre uns unbekannte commentar alle stellen enthalten hat, die sich sowol im Heliand als bei Hraban usw. finden, aufserdem aber auch jene, mit denen das alt-sächsische gedicht allein steht. und wenn man auch wol begreift, dass der dichter mitunter über seine gewöhnlichen quellen hinausgieng, weil er sich durch das von ihnen gebotene aus irgend einem grund nicht befriedigt fühlte, so ist es doch schwer einzusehen, weshalb er ihnen geradezu widersprach, während doch die von ihnen gegebene erklärung ebenso ausreichend ist wie die von ihm bevorzugte. solche stellen gibt es aber; vor allem erinnere ich an die geschichte von der enthauptung des täufers, hierher gehören auch 24), 35), 45).

Dass der Helianddichter den Hraban, Beda, Alcuin gekannt habe, wäre nun freilich bewiesen, wenn sich zeigen liefse, dass sein werk gedanken enthält, die sonst nur bei diesen schriftstellern auftreten. Sievers glaubt bei Hraban solche originelle bemerkungen gefunden zu haben Zs. 19, 37; von einigen gibt er jedoch zu, dass ihre ähnlichkeit mit den entsprechenden worten des Heliand zufällig sein könnte. sechs stellen hält er aber für

¹ Rudelbach Claudii Taurinensis episcopi ineditorum operum specimina, Kopenhagen 1824, ist mir nicht zugänglich gewesen.

beweiskräftig. es wird genügen, wenn wir diese einer prüfung unterziehen.

1) V. 898 *thurh hlutteran hugi* soll mit dem *mundas cogitationes* des Hraban in seiner bemerkung zu Mt. 3, 3 identisch sein. das ist wol möglich, aber die betreffende stelle des Hraban ist wörtlich aus Gregor Hom. 20, 3 abgeschrieben.

2) Von Jesu heisst es v. 964, dass er zu der taufe des Johannes *an is unilleon quam*. Sievers führt dazu Hraban in Mt. 3, 13 an: *Venit non anxia necessitate abluendi alicuius sui peccati, sed pia dispensatione abluendi omnes nostrorum sordes peccatorum*. wie man sieht, kann es sich hier nicht um den wortlaut der stelle handeln, sondern nur um den gedanken, dass Jesus freiwillig sich der taufe unterzog. dieser gedanke war aber eine notwendige consequenz des dogmas von der unsündlichkeit Jesu und der auffassung der taufe als eines mittels der sündenvergebung. er ist daher den kirchenvätern ganz geläufig. vgl. Hilarius in Mt. 3, 13 *Ipse quidem lavacri egens non erat, quia de eo dictum est: peccatum non fecit; et ubi peccatum non est, remissio quoque eius est otiosa. sed assumptum ab eo creationis nostrae fuerat et corpus et nomen, atque ita non ille necessitatem habuit abluendi, sed per illum in aquis absolutionis nostrae erat sanctificanda purgatio*. Chromatius zur selben stelle: *Non ergo sui causa baptizari Dominus venit, sed causa nostri, ut impletet omnem iustitiam . . . prior ipse baptizari dignatus est, non ut peccata deponeret, qui peccatum solus non fecerat, sed ut aquas baptismi sanctificaret ad diluenda peccata credentium*. Augustin Tract. in Ioh. ev. iv 14: *Nam ut noveritis fratres mei, quia non ex necessitate alicuius vinculi peccati Dominus veniebat ad ipsum Ioannem*. Opus imperf. in Mt. (Montfaucon xli): — *propterea etsi ipse baptismate non egebat, tamen carnalis natura opus habebat*.

3) Dass es vom teufel v. 1042 ff heisst *That* (die erlösung des menschengeschlechts) *uvas Satanase tulgo harm an is hugi: afonsta hebanrikies manno cunnie: uuelda tho mahtigna . . . sunu drohtines* etc. verführen, soll durch Hrabans bemerkung zu Mt. 4, 3 veranlasst sein: *dum innocentem studebat ligare, reos se dolebat amittere*. Sievers hat sich wol diese stelle so übersetzt: 'während er den unschuldigen zu bestriicken suchte, trauerte er über den verlust der schuldigen', oder: 'weil er über den verlust der schuldigen trauerte, suchte er den unschuldigen zu bestriicken'. ich

glaube jedoch nicht, dass diese auffassung richtig ist. die kirchenväter lieben es, die versuchung Jesu mit seinem (durch den teufel bewürkten) tod zu parallelisieren und den teufel in beiden fällen als den besiegtten hinzustellen. vgl. Gregor Hom. 16, 1 (eine stelle, die auch Hraban abschreibt): *Iustum quippe erat, ut sic tentationes nostras suis tentationibus vinceret, sicut mortem nostram venerat sua morte superare.* Ambrosius stellt die versuchung Jesu geradezu als teil des erlösungswerks hin: in Luc. lib. iv 14 (Luc. cap. 4, 1): *Plenus igitur Iesus spiritu sancto agebatur in desertum; consilio, ut diabolum provocaret, nam nisi ille certasset, non mihi iste vicisset, mysterio, ut Adam illum de exsilio liberaret, exemplo, ut ostenderet etc.*

Nun wird das erlösungswerk von der älteren theologie als ein process mit dem teufel dargestellt. der teufel hat durch die verführung Adams ein recht auf den menschen erworben, dieses recht verliert er dadurch, dass er sich an den ihm nicht unterworfenen, weil von der erbsünde freien Jesus heranwagt. demnach wird man die worte Hrabans so zu übersetzen haben: weil der teufel den schuldlosen bestriicken wollte, hatte er auch über den verlust der schuldigen zu klagen. dafür, dass *dum* in dieser bedeutung gebraucht werden kann, gibt es zahlreiche belege. man vergleiche folgende worte aus Gregor Moral. lib. xvii c. 30, 47, welches stück überhaupt für die oben skizzirten gedanken lehrreich ist: *dum audacter eum in quo nihil sibi competebat, appetiit, iure illum quem quasi iuste tenebat amisit.* ich glaube also nicht, dass die von Sievers herangezogene stelle Hrabans die quelle für die Heliandverse ist. weit näher steht etwa Hilarius zu Mt. 4, 1: *Igitur istius temporis metu in tentando eum, quem hominem contuebatur, sumpsit temeritatem. Adam enim pellexerat et in mortem fallendo traduxerat. Sed ita dignum nequitia eius et scelere fuit, ut in eo, cuius morte et calamitatibus gloriabatur, homine vinceretur, et qui Dei beneficia homini invidisset, ante tentationem Deum in homine intellegere non posset.* mit den durch druck hervorgehobenen worten vergleiche man das *afonsta hebanrikies manno cunnie* des Heliand.

4) V. 1306^a—7^b *Quad that oc salige uuarin thie hir unio-pin iro uuammun dadi* soll auf Hrabans . . . *cum priora peccata deplorant* zurückgehn. aber die betreffende stelle steht dem Heliand gar nicht einmal so nahe, da Hraban dort vier arten der

trauer unterscheidet, von denen das *priora peccata deplorare* nur eine ist. ferner ist der gedanke Hraban nicht eigentümlich. dass das *lugere* des evangeliums auf das beklagen der sünden geht, ist von andern viel einfacher ausgesprochen. vgl. Hilarius zu Mt. 5, 3: *Lugentibus aeternae consolationis solatia repromittit. non orbitatis aut contumelias aut dumna moerentibus, sed peccata vetera flentibus et criminum quibus obsordescimus conscientia aerumnosis haec sedula in caelo consolatio praeparatur.* Chromatius Tractatus singularis de octo beatitudinibus: *Quis nobis iste luctus intelligendus est salutaris? utique non ille qui ex rerum nascitur detrimentis etc. . . . hic est luctus salutaris, qui agitur pro peccatis, pro recordatione divini iudicii.* Ambrosius in Luc. 6, 20: *Cum hoc feceris, memento quia peccator es; lugeto delicta . . . ideo dicit apostolus: imitatores mei estote. vult nos delictorum meminisse nostrorum. Paulus non habebat quod lugeret, ex quo in Christum credidit, et tamen priora deflebat etc.*

5) V. 3066^b—68^a werden in verbindung gebracht mit Hraban zu Mt. 16, 18 *Ac secundum metaphoram petrae recte ei dicitur: aedificabo etc. quia illi videlicet firma et tenaci mente adhaesit.* auch hier handelt es sich nicht um den wortlaut, sondern nur darum, dass Hraban die metaphor, die Jesu worten zu grunde liegt, erläutert. damit steht er nicht allein; vgl. Ambrosius in Luc. lib. vi 97: *Magna autem Christi gratia, qui omnia prope vocabula sua discipulis suis donavit petra est Christus . . . etiam discipulo suo huius vocabuli gratiam non negavit, ut et ipse sit Petrus, quod de petra habeat soliditatem constantiae, fidei firmitatem.*

6) Die evangelien erzählen nur, dass die hände Jesu mit nägeln durchbohrt wurden, der Heliand weiß auch von einer anagelung der füsse (v. 5537). dadurch ist nach Sievers bewiesen, dass er Hraban zu Mt. 27, 23 benutzt hat. aber schon die ältesten kirchenväter haben psalm 21, insbesondere v. 17 auf die kreuzigung Jesu gedeutet. vgl. Justinus Mart. Apol. 1 35: *τὸ δὲ ὠρυξάν μου χεῖρας καὶ πόδας ἐξίγησις τῶν ἐν τῷ σταυρῷ παγέντων ἐν ταῖς χερσὶ καὶ τοῖς ποσὶν αὐτοῦ ἴλων ἰν.* Dial. c. Tryphone 97: *ὅτι γὰρ ἐσταύρωσαν αὐτόν, ἐμπίσσοιτες τοῖς ἴλους τὰς χεῖρας καὶ τοὺς πόδας αὐτοῦ ὠρυξάν.* Tertullian adv. Marc. iii 19: *Si adhuc quaeris domini-*

cae crucis praedicationem, satis iam tibi potest facere vigesimus primus psalmus totam Christi continens passionem, canentis iam tunc gloriam suam: Foderunt, inquit, manus meas et pedes; quae proprie atrocitas crucis.

Keiner der von Sievers als Hrabans eigentum bezeichneten gedanken hat also der prüfung stand gehalten.

Als resultat der ganzen untersuchung möchte ich demnach folgendes hinstellen: es ist sicher, dass der Helianddichter quellen benutzt hat, die mit den commentaren Hrabans, Bedas und Alcuins nicht identisch sind, und der zweifel ist nicht ganz ungegründet, ob diese werke überhaupt seine quellen waren.

Wien, 5 december 1891.

M. H. JELLINEK.

ZUR HANDSCHRIFT UND ZUM TEXT DER CARMINA BURANA.

Bei einer vergleichung der weltlichen lieder der Benedictbeurer handschrift mit dem neudruck des Schmellerschen textes merkte ich im sommer 1886 in meinem exemplar aufser den von Wustmann jetzt Zs. 35, 328 ff angegebenen verschiedenheiten noch folgende an, welche zwar zum grosen teil in stillschweigenden besserungen Schmellers ihren grund haben, aber auch für die beseitigung der druckfehler und die widerherstellung der richtigen lesart öfter von wichtigkeit sind.

33. 4,5 *galliera*, *g* über *e* von späterer hand übergeschrieben. — **34.** 2,2 *flagratus*. — **35.** 1,2 *rebar aui*, daraus von sp. h. *reparai*. 1,4 *ethra*. 5,7 *ella gero*. 6,2 *coperit*. 11,5 *alternis*, später der *i*-strich falsch gesetzt. — **36.** 8,3 *belli*, am rande *pulchri*. 18,6 *inuide*. — **37.** 2,7 *equiperat*. — **38a.** 8 *adoria*. — **39.** 2,7 *amula*, daraus *emula*. 3,12 *ex pte 2* wörter. 7,9 *scolaris*, das *c* durch punct unten getilgt. — **39a.** überschrift *Versus de eodem*. — **40.** 2,4 *munera nulli*, so schon Docen in Aretins Beiträgen 9, 1311 und ThWright Early Mysteries s. 111. 4,12 *castigate tumentibus labellulis*, desgl. — **41.** 2,7 *signantibus uenerem*. — **43.** 5,1 *refers prore*. 5,15 *cursitat*. (7,3 *et* durch punete unten und durchstreichen getilgt.) — **44.** 3,3 *invigilare que*, getrennt. 4,5 *serena*. 5,6 *inuentum*. — **45.** 1,5 *meo*. 4,14 *firma nexus*. 4,20 *priuetur*. 5,10 *sopito*. — **46.** 9,5 *atrahit*. — **47.** 3,2 *collo*. 3,6 *psallat*. 3,7 *per amena* getrennt. — **49.** 2,5 *quod hic est essent sirene*:

est durch puncte unten getilgt. 6,5 *quo sim.* 7,5 *ipse in se mota.* 17,7 *mutigavit.* — 50. 5,6 *laeta* mit *æ* 8,7 *Blanziflör.* 16,6 *gemabant.* 18,3 *grauiter mihi.* 18,4 *las ich uifa non uercatur; non* durchstrichen und über *uer* von sp. h. *no* gesetzt. — 21,3 *solarium.* 21,4 *munit.* 23,4 *exaltabo.* 23,7 *pacior.* 31,2 *centuplicatum.* 33,2 *amara* von sp. h. zwischengefügt. — 51. 2,1 *multum que,* daraus *multumque.* — 52. 2,5 *pixisset.* 3,5 *non sunt scio loca plene.* 5,2 *fecit.* — 54. 3,5 *nixque; que* abgekürzt. — 55. 1,3 *infantia,* daraus *instantia.* 1,8 *insolabile* aus *insonabile* durch radieren des *n.* — 56. 1,3 *frigore* aus *frigorum* (abbreviatur). 1,9 *ey* (aus *et*) *gaudia.* 4,7 *gracilis.* 5,4 *Dane.* 5,6 *ne extropes.* — 57. 2,11 *sed tremula de stypu virguncula; de stypu* durch unterpunctierung getilgt. 3,11 *dum proprio.* 3,13 *imminentem machinam;* die beiden schließenden *m* ausgestrichen, die tilgungsstriche wider horizontal durchstrichen. — 59. 1,4 *ate specto.* 1,13 unter dem *s* von *stabilia* tilgungspunct, also *tabilia.* 2,3 *facilia,* der tilgungspunct unter *s* mit anderer tinte. — 60. 4,4 *mentio* ohne *i*-strich. — 61. 1,3 *quasi custodia,* am rande *in* von anderer hand. 1,5 *marcessant,* aus *marcescant.* 4,5 *praestant.* 10,1 *ergo* (abbreviatur). 10,5 *par pari,* das letzte *r* hochgezogen, das *i* ohne strich und von links in der mitte mit einem horizontalen strich versehen, also wol abbreviatur für *et* (vgl. *solet* 78. 6, 2); zwischen den beiden wörtern von sp. h. *pari* übergeschrieben mit tilgungspunct unter *i* [*par par paret*]. 10,6 *accendet, d* über punctiertem *s, e* mit *i*-strich. 16,2 *maior, or* übergeschrieben. — 62. 1,4 am rande *tempore solis stant* wiederholt. 3,1 *lata lata,* das zweite wort durch unterstreichen getilgt. 3,4 *frons* durch unterstreichen getilgt. 5,2 *paruulam paruulum,* das erste wort durch unterstreichen getilgt, vom zweiten das *l* und das letzte *u* desgl. 7,3 *pastores pastores,* das zweite durch unterstreichen getilgt. 7,5 *oris fabulatores,* das erste wort durch unterstreichen getilgt. 8,4 *acieum* mit punct unter *e,* darüber von sp. h. *ocium.* 9,1 *pastus.* 9,5 *atractis.* 11,3 *velde* ein wort. 12,6 *crimina* über durchstrichenem *cumula.* 14,5 *capella lalus,* letzteres durch unterstreichen getilgt. 15,5 *suo dola strides precium,* ohne lücke. 16,4 *gregis gregii.* 16,6 *soli loquii.* — 65. 1,1 *florida; a* durch punct unten getilgt, darüber *o* von sp. h. 1,7 *liquit.* 3,7 *facie,* über *e* ein *s,* von ders. h. — 80. 5,2 *Bricianina.* — 81. 3,1 *intueor* am ende des blattes 49^b; am anfang von 50^a *cui tanta ben. Pro*

dolor ohne lücke. 6,4 *fay planfzer*; *y* von sp. h. 8,3 *semplan*. 8,6 das erste *aler* durch puncte unten getilgt. — 83. 1,2 *me vulnerat. crebro*. 1,4 *agerat*, über *g* noch ein *g* von sp. h. 1,10 *nouercatur* aus *non uercatur* wie 49. 18,4. 2,11 *irrevocata*. 2,12 *plantheis*. — 84. 1,2 *lectiore*. 1,9 *clauus clavo*. 4,12 hinter *calcaneo* folgt *Ideo ualeat quam ualeo. Non est crimen* usw. — 89. 12,5 *u.*, das sonst gleich *enim*, hier für den einzusetzenden eigenamen steht. — 92. 1 *Refl.* steht vor zeile 5, nicht 4. *Modo* mit grossem rubriciertem anfangsbuchstaben. — 95. 5 (die strophen schliessen mit *a, e, i, o, u*) hinter *impetu* 1⁵/₆ zeilen frei, dann von anderer hand *lete. iuuenes*, darauf *fletefideles anime — transuerberat* wie CCIII, 8, dann *hac in vita* (XCVI, aber nur hier), hiermit schliesst fol. 55^a. 55^b ist leeres blatt. vor 56^a ist ein blatt ausgeschnitten. 56^a oben *atque quadrupedum*. — 96. 2,6 (vgl. chm. 19411 fol. 7) *harundo*, daraus von sp. h. *hirundo*. — 97. 3 *loaficus*. 4 *ræiger*, und so immer der diphthong. 5 *assunt*. 8 *frigellus*. 12 *phän*. 13 *wurdehahe = wurde vel hahe*. 19 *cincedula*. 20 *luciniam*. 26 *comprend'r = comprendre*. 27 *Huic etiam ualidos; ursos*, darüber *ber*, am rande *vel uros*, darüber *vrhohse*. 28 *Bubalus* (darüber *wisint*) *et pardus* (darüber *eleh*). 29 *sumuntur*. 31 *melus*. — 98. 4 die ganze strophe am rande mit andrer tinte nachgetragen, aber vorn beim binden ungefähr zwei buchstaben weggeschnitten.

era mundi supfi
f gramine redo
t. induitur foliif abi
picta canit uolu
serief. prata ui
ut juuenum requief. —

98a. 5 *nimmer zergan*, dazwischen *mer* übergeschrieben. — 99. 2,6 *et intuo vere*; vor und hinter letzterem worte ein punct, es ist adv. von *verus*. — 101. 1,7,8 *dulcisonoque* (abbr.) *cantu*. 4,5 *salit auium* ohne lücke. — 102. 6,3 hinter *quo* ein buchstabe ausradiert, das *r* an *alligo* angequetscht. — 102a. 2 *mich*; *ch* mit andrer tinte über einen kurzen ausradierten buchstaben geschrieben. — 103. 3,7 hinter *gygnit* ein punct. *Docens* (Aret. Beitr. 9, 1313) *et* steht nicht in der handschrift. — 104. 2,8 *sanas*. 104a. 5 *vogele*, das letzte *e* durch punct unten getilgt. — 105. 3,6 *esses*. — 105a. 3 *doch sah eine*; *ch* durch puncte unten getilgt und darüber von sp. h. *do sah ich*. 5 *liebe*, rechts über *e*

deutsches *r* von sp. h. — **106.** 2,3 *et etheru*; vor *ethera* ein buchstabe ausradiert. am rande von unten nach oben: *Deus propitiuſ esto mihi peccatori. fac ne nos inducas in temptacionem sed libera nos a malo.* — **107.** 3,4 *nosque* (abbr.). — **107a.** 2 *loubes pin.* 3 *div heide.* 4 *schönen blümen.* — **108.** 1,6 *Mane* mit groſsem anfangsbuchstaben, also anfang der zweiten strophe; im ganzen sind es 6 stropfen. *laudila* über *laudul*, dem *a* vorn über der zeile zugefügt ist. 3,1 *volucres terre* ohne lücke. 5,5 *susurrat*, *t* aus radiertem *o* (oder abbrev. für *us* wie 3 und 5 bei *locus* und *tempestivus*) und durch punct unten getilgt. — **108a.** 4 *daz chunich von engellant lege*; über dem durchstrichenen *chunich* von sp. h. *diu chünegin.* — **109.** 4,2 *et* (abbr.) *equali.* — **109a.** 3 *chunne.* 4 *liebe*, darüber *leibe* von derselben hand, welche **108a.** *diu chünegin* überschrieb. — **110.** 3,10 *mutius*, darüber von jener h. *nudius.* — **111.** 3,4 *humerat*; *h* aus *n.* — **113a.** 1 *Ich pin.* 6 *ich wil ir iemmer dienen.* — **114a.** 6 *ich pin.* 7 *si.* — **116.** 2,3 *quorum*; daraus *quarum* von sp. h. — **116a** 12 *wibe* darüber von sp. h. *vrawen.* — **117.** vers 18.19 vor 16. 17. *Si* 18 mit groſsem, aber nicht rubriciertem *S.* *scio* 16 mit kleinem *s.* — **118.** 1,10 *argumentum.* — **119.** 2,4 *intrat* aus *uitrat.* 5,5 *saturari.* — **121.** 1,4 *Dulcis amor.* die bezeichnung *Refl.* steht erst vor zeile 5 *Qui te caret.* — **122.** 10 *et me.* — **124.** 4,5 *ut*, daraus *aut*, daraus *et.* — **125.** 8,5 *uisus.* — **125a.** 3 *die blümen* — **127.** 2,2 *iniciat.* 3,1 *Circumgygantes.* — **127a.** 2 *ganze*, *r* ausradiert. — **130.** 3,6 *v* (= *et?*) *pereo.* — **130a.** 4 *twanch.* — **131.** 2,3 *nomen hec chorea a phebea*; *hec chorea* durch unterpunctierung getilgt und darüber *est* von sp. h. — **132a.** 1 *est so güt.* — **133.** 3,3 *timor*, daraus *amor.* 4,2 *uror in camino.* — **133a.** 1 *vrowen.* 5 *vrowen.* 7 *daz nu*; über *nu* von sp. h. *ir.* — **134.** 2,6 *florens.* — **134a.** 4 *wife*, *f* aus *z* von sp. h. geändert. — **135.** 2,1 *Pphylogena per amenam siluam.* — **135a.** 7 *gewinne* über durchstrichenem *enguinne.* — **136.** 1,3 *hyria hyrie*, hinter *trilliriuos* keine lücke. — **137a.** 5 *wizen*, *ver* von sp. h. übergeschrieben. — **139.** 3,2 *ut*, darüber von sp. h. *quam* (so Docen Aret. Beitr. 9, 1314). 4,2 *casto similis ypolito*, daraus durch sp. h. *c. fore similem yp.* — **140.** 1,5 *Refl.* steht erst vor zeile 6. — **141.** 1,3 *et* (abbr.) *mentes legis.* — **142.** 2,4 *marte*, *m* durch puncte unten getilgt. — **143.** 1,3 *set* (abbr.). 4,2 *phylogi assedulus* = *philologias sedulus.* — **143a.** 4 *wafhsent.* — **144.** 1 vor *Si* links am rande *Refl' f.*, hinter *cellula*: *Refl.* — **145.** 1,3 wird gewis richtiger *bunde* gelesen, nicht *burde*,

man kann zuerst zweifeln. — 146. 4,3 fürte. — 154. 7,12 demolior, das zweite *l* durch punct unten getilgt. — 5,2 nec subiunctus. 8,6 prevaleo. — 156. 8,6 revocare; *f* aus dem ersten *r* durch sp. h. 5,7 erit, *i* aus radiertem *u*. 9,7 sed (abbr.) precipue. — 158. 3,4 adoptabam aus adoptabat von sp. h. 4,1 profec. — 159. 2,9 quis risus. 2,11 frons narisque (abbr.) cesaries. 3,9 amor unde ratio; *u* aus *i* durch sp. h. verändert. — 160. 1,6 curatum. 161. 1,10.11 fencio ueneris officiao turbari. 2,10.11 oculus cordis hanc pre ambulus venari vgl. WMeyer Ludus de Antichristo s. 153. — 162. 1,1 comes; *e* aus *i*. 1,3 enahet remedium. 1,8 curasse. 2,5 colaudet. — 163. 1,2 ræta sapere. — 164a. 2 nah lieber minne von sp. h. geändert aus nah lieben manne. — 165. 4,6 pro te. — 166a. 4 vil gar verderbet; vil aus wil durch punctierung geändert. 7 im durch puncte unten getilgt, darüber dir von sp. h. — 169. 1,3.4 studium si uenire si non redit gaudium. — 191. 3,2 premet. —

Ferner LXIV. 2,2 cui, daraus sp. h. cuius. 3,2 tamen, darüber tantum von sp. h. — LXVII. 1,3 parca, darüber rara von derselben hand. — LXXIIIa. 34 probet aut. 37 (i. d. handschrift 36) Set quod consumi poterat. — LXXXVIa. 1 Ludit. — XCIV. strophe 3 bildet ein gedicht für sich. — CLXXXVIa. Nu lebe ich ohne ab-satz hinter requiescam. CC. 1 Na Furibundi. 2 acecto. 3.4 temp-tarunt te uti velle contra quo' (= cor) quod lacte melle.

Im übrigen möchte ich folgende änderungen vorschlagen:

31. 5,6.7 neque Daphne Phoebo sit!
quid? memet ipsum dedo:

vgl. W.Meyer aao. s. 168. gleicher schluss, 2 zeilen zu 7 — *x* + 7 — *o* a, ist wol auch in der verstümmelten 2 strophe noch zu erkennen.

32. 2,5 statt Thetis ist doch wol metis zu lesen. — str. 3 und 5 sowie str. 4 und 6 scheinen einander entsprechen zu sollen; vielleicht:

Sed Aquilonis
ira praedonis
elementis officit,
ne pariant, nec proficit
tamen in hoc, sed Hymenaeus obicit
eius sese turbini;
in hoc enim numini
deserviunt Dionae.

dem dann in str. 5 entsprechen würde:

*sollicitat et tristia
inferorum numina
Proserpina surrepta.*

str. 4 fehlt wol eine zeile nach *extollere*. 6,5 *congrue*, l. *congrua*. über *Phrison* vgl. Rom.forsch. 4, 550.

33. 4,5 *galliera* mit *g* darüber, l. *galearia*. — 4,7 *gelboicus*, l. *galbineus*.

34. 1,7 *pausa*, l. *pausat*. — 4,7 *video*, l. *videam*. — 5,1 *singula*, l. *singulas*. — 6,5 *flagrabit*, l. *fragrabit*. — 7,4 *futuris*, l. *fit rudis*. — 7,5 *actibus emeritas*, l. *actibus severitas*.

35. 1,3 *federe* mit der hs. (: *psallere*). — 1,4 *aethra*, l. *aethram*. — 2,1 gehört als letzte zeile zu str. 1. — 3,5 *affluis* mit der hs. — 4, 5 *modo diludia veris inique gratiam*, l. *modo diludia quaeris inisque gratiam*. — 6,1 *dum mens una recolit*, l. *dum mens cuncta recolit*. 2 *coperit* mit der hs. — 7,11 *luet*, l. *lues*. — 8,3 *notando*, l. *natando*. 9 *patibulo*, l. *patibulum*. — 9,3. 4 *hanc colis rite et ego te*, l. *hanc tu colis rite et ego te mite*. 8 *idque iustum rebar*, l. *idque ius sumebam* (oder *tenebam*?). — 11,5 *alternis* mit der hs., vgl. WMeyer aao. 170. — 12,3 *obnixeram emeritus*, l. *obiexeram emeritus*. — 13,4 *nectar quo*, l. *nectarque*. 5 *medullitus itineris*, l. *medullitus, et teneris*. — 14,4 *venustat* mit der hs. — 15,14 *mentis*, l. *mortis*. — 16,10 hinter *virginibus* fehlt eine zeile, etwa *quod praedicat*. 12 *Ethna mons occiduus pontiferas minas prius quam desinat virgo tuus honor laudari*, lies:

*Aetna mons occiduus
minas prius
ponti ferat,
quam desinas laudari.*

36 (ein strenger leich). 2,5 *intimum* l. *infimum*. — 4,2 *fuit priiupiter*, l. *fui pro Iupiter*. — 15 auch hier sind wie in 16, 17 und 28 am anfang zwei neunsilbner anzunehmen; vielleicht *florescenti* für *florenti* und *nondum* für *non*. beziehung auf Cant. cant. 3,7 ff scheint vorzuliegen. — 17,4 *militat*, l. *militas*. — 19,6 *laetitiaefervidae*, l. *laetitiaefervidae*. — 21,1 *sors*, l. *consors* mit beziehung auf *gemitus*. — 25,3 *a quo* mit der hs; *Iove*, l. *Iovi*. die beiden *est* gehören zur 1 und 3 zeile. — 26,1 *si non*, l. *si nunc*. 2 *amare*, l. *amari*. — 30,5 *indidit*, l. *inducitur*.

37. 1,6 *spirant*, l. *spirans*. — 2,7 tilge *ipsum*. — 6,4 *suavius ludere*, l. *suavius est ludere*, vgl. **103**, 4,7. 9 *post Veneris defessa*, l. *post defessa Veneris*. 10 *captatur dum lassis*, l. *lassis captatur dum*. — 7,6 *fluctuat* ist vor *dum* zu stellen. 7 *sic Veneris militia*, l. *sic et Veneris militia*.

38. 5,9 *et vincitur* ist zur vorhergehenden zeile zu ziehen.

39. 2,2 *inmisit* mit der hs., 'Pasithea veranlasste, dass'. 10 *per quamdam* mit der hs., die geliebte ist gemeint. — 3,4 *maturo tumultu*, l. *maturo cum tumultu*. 9 *puddico palleat*, es fehlen zwei silben, etwa *puddico primo palleat*. 11 *palam ebulliat*, l. *palam iam ebulliat*. 12 *ex pte* ist wol aufzulösen in *expertae*. — 4,11 *lassa*, l. *lassam*. — 13 *nec admittetur forte* mit der hs. — 5,4 *spe*, l. *se*. 5 *fuscata*, l. *furata*. — 6,3 *onus mire*, l. *opus iure*. — 7,9 *solaris* mit der hs.

40 (vgl. ThWright aao. 111). 2,3 *lucet* mit Wright. 4 *munera nulli* mit der hs., entsprechend den zeilen 11 u. 12. — 3,12 *simplicis siderea* bilden eine besondere zeile. — 4,12. 13 *castigate tumen- tibus labellulis* mit der hs., entsprechend den zeilen 3 u. 4. — 6,1. 2

*Rapit mihi me coronis
privilegiata donis.*

diese lesart Wrights gibt wol, *coronis* als abl. des appellativums gefasst, das richtige. *dulcioris alimenta erroris* (vgl. *amoris alimentum* **168**, 9,2) sind dann auf die Grazien zu beziehen. die geliebte übertrifft diese an liebreiz und erhält daher ihre kränze und blüten.

41. 2,7. 8 *signantibus Venerem quia*, l.

*signantibus
Venerem, quod.*

42. 1,8 vgl. WMeyer s. 148, daher Wustmanns umstellung Zs. 35, 331 sich nicht wird halten lassen. — 3,3 *venerea*, l. *veneria*, wie oft geschrieben. 5 *sed castigantes dant errorem*, l.

*sed castigantia
dant errorem.*

43. 1,18 *saucius*, l. *satius*. 19 *mentis flammam*, l. *flamman mentibus*. — 2,5 *que*, l. *quem*, das nachher noch einmal z. 7 aufgenommen wird. — 3,6 *est patientia*, l. *est praestans patientia*. *famulantia* z. 7 ist wol abl. sing. eines wie *constantia* gebildeten substantivs. — 5,15 *cursitat* mit der hs. — 7,1 *mentis*, l. *mens* (?). 3 *amor et pudicitia*, l. *amor, pudicitia*.

44. 4,5 *serena*, l. *severa*. — 6,7 *docta* mit der hs. (sc. *est Dione*). 14 *hinc fletus inundat*, l. *hinc quia fletus inundat*.

46. 1,10 *specie* mit der hs. — 2,4. *melis* mit der hs. — 3,1.3 *excitat* und *incitat* mit der hs.; vgl. WMeyer s. 168. — 4,1 *o*, l. *hoc*. 4 *servatur*, Schmeller: *turbatur*, l. *versatur*. — 6 drei hexameter: 2 *mereri posset amari* mit der hs. 3 *mederi tandem beare*, l. *mederi tandem beari*; 4, 5 *quod faciles ibi perdo querelas absque leuare*, l. *levari*. — 7,1 *amor*, l. *caro*, vgl. WMeyer s. 147. — 9,6 *pandit*, l. *pandis*.

48. 2,8 *menbrorum familia*, Schmeller und Peiper *Gaudeamus* s. 82: *morborum familia*; man vermisst aber den ablativ zu *deterret*, vielleicht *minorum familia*, von der schar der jungen, oder *senectus membrorum lascivia* wie 4,4? — 3,6 *mos iste minimum*, Schmeller: *mos iste est iuvenum*, Peiper: *mos est iste iuvenum*; l. *mos est iste numinum*. — 4,7 *casto videns*, Schmeller: *asto*, Peiper: *consto*; l. *casso*, was zu dem *me mihi subripiunt* (vgl. 155,3,6. 40, 6,1 [s. oben s. 193]; Horaz Carm. iv 13,20) besser zu passen scheint.

49. 2,8 *quod hic*, eine silbe zuviel; der herausgeber der *Carmina clericorum* Heilbronn i. d. j. s. 106 lässt *quod* fort; es ist wol vielmehr *hic* zu streichen. — 6,8 *quo* mit der hs. — 16,2 *abire cito*, eine silbe fehlt. Schmellers *ipsa* passt nicht in den vers, das *hinc* der Carm. cler. nicht in die construction; vielleicht *dat abire cito*. — 21,4 *ubi* mit der hs. 7 *nummis atque*, Carm. cler.: *nummis ad piaculum*, l. *nummis atque loculo*.

50. 5,6 *laeta*, l. *lena*. — 13,5 *extendit*, Schmeller: *exscendit*; l. *expendit*, 'wiegt auf'. — 18,3 *visa*, l. *vita*. — 21,3. 4 *solarium munit*, l. *solatium mitit*. — 26,6 *quod tu ameris*, Carm. cler.: *preceris*; l. *quod tu armeris* oder *quo tu saneris*, vgl. *sanationem* 25,6. — 33,1 *amara*, von sp. h. zwischengeschrieben; man erwartet eine zweisilbige bezeichnung des gegenteils, etwa *grata*.

51. 1,1 *rediit*, l. *redit*.

52. 1,5 *et ardore*; Peiper aao. s. 223: *sudore vel labore*; vielleicht *candore*. — 2,3 *herba fontem sita grato*, Peiper s. 125: *fonte tincta*, l. *herba fonte lita grato*.

54. 1,5 *per quod*, l. *ver quod*.

55. 1,7 im refrain *o. o. o. a. i. a. e.*, *amor insolabile*, l aus n radiert, l. *insonabile*; 'die liebe ist etwas unaussprechliches'. — 5,5 klammer und ausrufungszeichen sind zu tilgen. — 7,2 *semine* mit der hs., es bezieht sich auf *thymus et lapathium* 5,1.

56 (vgl. Wright aao., wonoch zwei strophen mehr, gleichfalls auf -ore). 1,3 *in frigorum*, l. mit Wright: *vi frigorum*. 4 *dum* (W.: *nunc*) *torpescit ver a sole* (W.: *vere solo*) *tepet* (W.: *fervens*) *amor pectorum*; die gewöhnliche bedeutung von *tepere* ist wie auch 131, 1,3 'lau, matt sein', nicht 'glühen'. es scheinen daher verschiedene fassungen, und zwar bei Wright die bessere, vorzuzuliegen; vielleicht stand in den Carm. Bur. ursprünglich

dum torpescit vena solo,
tepet amor pecorum.

5 Wrights: *Semper amans sequi nolo* enthält gleichfalls den besseren ausdruck. der refrain fehlt bei Wright. — 2,1 *nec* mit Wright. 2 *remuneror*; Wright: *nobili remunior*, l. *nobili remuneror*. 3 *laeto laetor* mit Wright. 6 *satis* mit der hs.; Wright: *satur*. — 3,2 *secreto luditur in* mit Wright. — 4,4 *pro* mit der hs.; Wright: *quae*. 10. *tumescentiore* mit der hs.; Wright: *tumens conciore*. — 5,4 *Sive* (Wright: *si vel*) *Dane* (Wright: *Danaes*) *pluens antrum* (Wright: *aurum*), l. *sive Danen pluens aurum*. 6 *vel* mit Wright und Schmeller. 7 *vel et hec congaudeat* (Wright: *vel Ledaao canderat*), l. *vel Ledaao candeat*.

57. 3,3 *post imminentem machinam*, l. *post imminente machina*. 7 *cardinem*, l. *ut cardinem*.

59. 1 Refl. 4 *labilia* mit der hs. 6 *tabilia* mit der hs.

60. 2,6 *Vae senectus, tibi sunt incommoda* mit der hs. und Peiper s. 92, vgl. Horaz Ep. II 3, 169. s *Vatanoy iuvenula theo deo tenet ne gratis matura pestis dico pessima*, l.

Wäfan hoy! iuvenula
Theodota
tenet grati macula
te, pestis dico pessima.

vgl. Xen. Mem. III 11, wo Socrates der hetäre Theodota den rat gibt, mit netzen anbetter zu fangen. *gratus*: *decipula seu caveae species ad capiendas aves*, Ducange; s. Lexer s. v. kratte, gratte. vgl. auch Peiper aao. und Philol. rundschaue 1883 s. 472. — 3,1 *frigidus et calidus*, Peiper: *frigidus et callidus*; l. *frigidus est calidus*. 7 *fit*, l. *sic*. 10 *quidquid*, l. *quid*. — 4,6 *illa vero caret omni gaudio*; reim auf *a* ist nötig, vielleicht *gratia*. 8 *sub intimo*, desgleichen, vielleicht *sic intima*, oder *noctes instita sub intima*. — 5,3 *tu curtis*, l. *tum furtis*, oder *buhurtis*?

61 zerfällt in zwei gedichte, 1—8 und 9—16.

3,5 *spes me facit crescere*, l. *cedere*. — 6,3 *aetheris*, l. *aetheros*. — 10,5 Schmeller: *par pari ignibus*, Peiper: *par parui ignibus*, der herausgeber der *Carm. cler.*: *parem pari ignibus*; l. mit der hs. *par par paret ignibus*; das gleiche *par* gehorcht der glut; oder *par par par et ignibus* (?) — 11,1 *Si valet Zephyrus*, l. *Si valeret Zographus* mit beziehung auf Cic. de inv. 2,1, wo erzählt wird, wie Zeuxis die fünf schönsten jungfrauen Crotons zu modellen für das bild der Helena nimmt. an verwechslung des Zeuxis mit Zopyrus (Cicero Tusc. IV 37. 80, de fato 5. 10) ist wol nicht zu denken. einen ähnlichen gedanken enthält Bertran de Born (ed. Stimming) 12, 2. — 3,4 *Aurora Tyndaridem velles imitari*. zur not liefse es sich als bedingungssatz ohne *si* auffassen; aber die anrede und der gedanke, dass fünf *Aurorae* der *Caecilia* nicht das wasser reichen, würde doch zu abgeschmackt sein. *Aurora* scheint vielmehr erst durch das falsche *Zephyrus* entstanden zu sein; ich schlage vor *Haud mora Tyndaridem vellet* (scil. *Zeuxis*) *imitari*. — 12,1 *futuram*, l. *future*, die braut, nämlich die Philologia. 2 *cum beor*, mit der hs. 4 *cederent*, l. *cederet* mit Peiper aao. s. 107, *Fronesis* ist genitiv. 5 *si illam*, l. *Cillam*, koseform für *Caeciliam*; letzteres mit AHeinrich (programm von Cilli 1882) zu lesen verbietet der versbau. 6 *relinquor anticam*, Peiper: *linqueret* scil. *Cumbeor* (?), l. *reliquor*, 'ich bleibe schuldig, lasse sitzen', nämlich meine frühere braut, die philologie. — 16,2 *maior dea*, or am rande hinzugefügt; Peiper änderte schön *maio dena*, noch einfacher scheint *maii dena*.

62. 1—8 = 9—16.

1,5 *solis*, l. *soni*. — 7,3 *pastores*, l. *statores*, vgl. str. 16 *procuratores*. — 9,1 *pastus* mit der hs. 2 *polorum*, l. *potorum*. 6 *utile*, l. *futile*. — 11,2 *tractas* mit der hs. 3 *velde*, l. *valde*. 5 *acerbo*, l. *superbo*. 6 *cessavit*, l. *cessa vi*. — 15,6 *precium*, l. *contra precium*.

63. 3,4 *ludere*, l. *nerere*.

65. 1,7 *liquit* mit der hs. — 3,7 *facies* mit der hs. — 30,1 *adeo*. l. *adhuc*.

79. Refl. *da hizevaleria*, l. *da hi zevaleria*.

81. der anfang des zweiten liedes steht, wie WMeyer s. 164 schön fand, s. 231.

1,3 *pereat hoc studium si uenire*:

1. *pereat hoc studium*
si m'en ire (= irai).

5 *cui tanta ben*, l. *cui tant a be*. — 4,4 *dela segentil*, l. *de la se gentil*. 6 *decespay*, l. *de ces pay*. — 5,1 *cum veray in montpays* . *cum (= com) venrai in mon pays*. 2 *altridrudi autabris*, l. *altre (= altrui) drut i aura pris*. 3 *podyra mi lassa dis*, l. *pois ira mi lassa dis*. — 6,5 *oy suuenz suspirer plu me fay temer*, l. *eu souent sospir ei plor, me fay temer*. — 8,2 *suspirer plu*, l. *sospir ei plor*. 3 *per tut semplan ey grande dolor*, l. *per tot semlan ei dolor*. 4 *de amur*, l. *de grand amer*. 5 *nunc socii, laissez m' aler* mit der hs. —

84. 1,9 *clavus* mit der hs. — 2,13 *potior*, es fehlen 5 silben, vielleicht *potior, potentior*. — 3,9 *ambulis*, l. *gambulis*. 11 *tangam*, l. *et tangam*. — 4,12 *calcaneo*. *Ideo valet quam valeo* mit der hs.

88. 4,12.13.14 sind zu streichen; Peiper tilgt 10.11.12 und schreibt 13 *Iam sum*.

89. 6,2 *mihi cognita*, Peiper: *mi incognita*, l. *tibi cognita*. — 9,3 *ubi et dapibus*, Peiper: *ubi ex his dapibus*, l. *ubi et de dapibus*. — 10,4 *velud*, Peiper: *vel*, l. *ut*. — 12,5—8 gehören dem sohne, der sich selbst meint. — 13,1—4 spricht der vater.

95. 3,3 *habens*, l. *hebens scil. est*.

96. vgl. clm. 19411 fol. 7. hier beginnt das lied mit den strophen:

Iam vernali tempore
terra viret germine,
sol novo cum (novatur?) iurare,
frondent nemora,
candent lilia,
florent omnia.
Est celis (celi?) serenitas,
aeris suavitas,
ventorum tranquillitas,
est temperies
clara et dies,
cantant volucres.

Es folgt ein durch die letzte zeile veranlasster einschub, ein auszug aus Anthol. lat. 762:

Merulus cincitat, acredula rupillulat,
turdus truculat et sturnus pusitat,

*turtur gemitat, palumbes plausitat,
 perdix cicabat, anser craccitat,
 cignus drinsat, pavo paululat,
 gallina gacillat, ciconia clocturat,
 pica concinnat, hirundo et trisphat,
 apes bombilat, merops sincidulat,
 bubo bubilat et guculus guculat,
 passer sonstitiat et corvus croocitat,
 uultur pulpat, accipiter pipat,
 carrus titubat, cornix garrulat;
 aquila clangit, miluus lipit,
 anas tetrinnit, graculus fringit,
 uespertilio et stridit, butio et butit,
 grus et grurit, cicada fretendit.
 Onager mugilat et tigris raceat,
 ceruus docitat et uerres quirritat.
 leo rugit, pardus ferit,
 panther caurit, elephans barrit,
 linx et freunnt, aper frendit;
 aries braterat ouis atque balat;
 taurus mugit, equus et hinnt,
 lepus uagit et uulpis gannit;
 ursus uncat et lupus ululat,
 canis latrat, catulus glutinat.
 rana coaxat, anguis sibilat,
 grillus grillat, sorex desticat;
 mus et minnt, mustella drindrit,
 sus et grunnit, asinus et rudit.*

Hieran schließt sich:

*Iam horriſer aquilo
 ſuauī cedit zephiro
 ſole in eſtifero
 degente domicilio
 dulciſona uſw.
 uiret (ſo) uiola
 roſa et ambroſea,
 coeunt animalia.*

und nun folgt: *He ſunt voces uolucrum
 nec non quadrupedum,*

*quarum modulamina
vincit fenix unica.*

die letzten zeilen gehören noch zu dem einschub, wie auch die stellung in den CB. zeigt, wo sie dann zu der veränderung

*In cuius confinio
est paradisi mansio*

veranlassung gegeben haben. — 2,3,4 gibt clm. 19411 das richtige. 6 ist wol *harundo* zu lesen. 10. 11

*surgunt gramina,
gaudet agricola*

sind zwei und eine silbe zu wenig, vielleicht:

*surgunt agro gramina,
gaudet et agricola.*

3,5 ist *cataractas* als besondere zeile abzusetzen. 8 l. *viret* mit clm. 19411.

97. 5 *assunt* mit der hs. 19 *cincedula*, l. *cicendula*. 27 *Huic etiam* mit der hs. 29 *sumuntur* mit der hs.

98. 1,2 *frigor abiit*, l. *abit*. 3 *brumalis est feritas abies*: MHaupt bei JGrimm Kl. schr. 3,75*: *brumalis est ferita rabies*, l. *bruma, lues, feritas, rabies*. 5 *dolor et macies*, tilge *et*. — str. 4 zusatzstrophe, nicht genau quantifizierend. 1 *era mundi*, l. *Tenera mundi*. 2 *gramine redo . . t*, vielleicht *graminibus redolet species* oder *gramine nunc redolet species*.

98^a. 4 *wolgetan*, l. *woldan*.

102. 3,3 *sua gaudia debeat*, l. *sua debeat gaudia*. — 4,2 *tantum mihi* mit der hs. 5 *hec*, l. *hoc*. — 5,7 *fecero*, l. *fecerit*. — 6,3 *quo alligor*, l. *quod alligo*.

103. 1,8 *cōmovere*, l. *se movere*, oder *nos cessat commovere*. — 2. nach zeile 1 und 2 fehlt je 1 zeile. 7 *pellantes*, Schmeller und Docen: *pellantur*, vielleicht *pellant et*. — 3,5 *sui partus*, l. *supparans*. — 5,9 *quid tunc veris precordia*, Docen: *praeconia*, l. *primordia*.

104. 3,5 *cum fenice tam publice*, Peiper mit klingendem reim, der sonst in dem gedicht nicht erscheint, *tam pudice*, vielleicht *cum fenice complice*?

105. 3,4 ist hinter *adamaris* ein komma, hinter *Paris* und *talīs* je ein fragezeichen zu setzen.

106. 2,3 *aethera* mit der hs.

107. 3,4 *nosque teneri visus* mit der hs., vgl. 116^b, s.

108. 1 zerfällt in 2 Strophen zu je 5 Zeilen. — 1,6 *laudula* mit der hs. von erster hand. 7 tilge *et*. — 2,1 *finsat*, l. *finsitat*. — 2 *trinxat*, l. *trinsitat*. — 5,4 *venit* mit der hs. 5 *susurra*, l. *susurrus*.

109. 2,2 *cedit* mit der hs. — 4,2 *et equali* mit der hs. — 5,4 *speciali* mit der hs.

111. 1,4 *caueant*, mit der hs. — 3,3 *amantes*, l. *amatas*. 4 *humerat*, *h* aus *u*, l. *munerat*.

113. 1,7 *cor* mit der hs. — 2,5 *hanc sequatur*, l. *sequatur hanc*. — (3,4 *veneream ad*, l. *ad veneream*.)

114. 5,3 *vigere*, l. *vivere* oder *visere*? 5 *cerno*, l. *sterno* vgl. 49, 17,5

116. 2,9 *corrigitur*, l. *corripitur*. — 4,5 *conjuravi*, l. *cum iuravi*.

117. 3 Strophen zu 8 Zeilen. 7 *prole multa* mit der hs. 12 *in mea viscera cordis*, l. *intra viscera cordis*; *cordis* gehört zu Zeile 13. 15 *exsto*, l. *edo*; mit *eius* beginnt neue Zeile.

118. 2,10 *ardor*, doch wol *arbor*.

120. 3,3 und 4 sind mit Meyer s. 175 umzustellen.

122. 1,4 *apulso* mit der hs.

124. 2,2 *iocundum*, l. *rotundum*. 6 *iocundum*, l. *et iocundum*. — 5,2 *volo*, l. *voto*. 5 *quedam eccellente*, l. *quae dant excellenti*.

125. 2,4 *duxerunt*, l. *duxerit*. 5 *quam*, l. *quod*. — (5,1 *rogo suppliciter*, vielleicht *rogat supplicium*.) — 6 ist unecht. — 8,5 *visus* mit der hs.; (*mihī est*, vielleicht *est ita*.) — 9,1 *verum*, l. *varum*.

128. 3,4 *nimis* mit der hs. 6. 7 bilden eine Zeile. *feriat me Veneris*, l. *ferit me Venus*. — 4,4 *quaerens*, l. *quaeram*, vgl. Hohelied 7, 8. 5 *allegans* mit der hs.

129. 5,6 *collaudemur*, l. *colluctemur*, vgl. Seneca Controv. 1. 2. 6. — 6,1 *dulcem* usw. l. *dulce vi premere mel, de favo sugere scil. mel*.

130. 1,3 *cui hec*. l. *cui se haec*. — 3,3 *amabilis*, vielleicht *amasia*. 6 *æ pereō*, l. *et pereō*.

131. 3,3 *quo*, l. *quam*.

133. 3,3 *timor* mit der hs. von erster hand.

135. 2,9 *in hac pena dulcissima morior*, l. *in dulcissima hac poena morior*.

136. 1,2. 3 *hyria hyrie nazaza trilliriuos*, es ist wol vogel-sang, vielleicht

*hyria, hyrias,
nazaza trillirias.*

137. P A avel 1,2 *e medio* mit der hs. 3 *meo* mit der hs. — 5,1 *Ergo ella*, wol *Ergo bella*, oder *stella*?

140. 8,3 *veni veni pulchra*; da aufer den in unordnung geratenen strophen 1. 2 überall reim eintritt, ist wol *veni veni bella* zu lesen.

141. 1,3 *et mentes legis*, l. *et mente legis*. 4 *ut* mit der hs. hinter *littera* fragezeichen. — 4,1 *est puellula*, l. *est haec puellula*. — 7,1 *dii*, l. *di*.

142. 1,1 *prae ceteris*, l. *ceteris*; *prae florat* in der ungewöhnlichen bedeutung 'vorher, vor den anderen, erblühen lässt'. — 2,4 *curatus arte*, l. *curatus sarte*. — 3,2 *arces arce*, l. *artes arte*. — 4,2 *parte*, l. *parti partae*; zeile 1 und 2 sind als bedingender vordersatz aufzufassen.

143. 3,2 *rosa*, l. *rosae*. — 4,2 *philologi assedulus*, l. *Philologias sedulus*.

144. 1,5 *parit*, Peiper: *prodit*, l. *paritur*. 6 *propulso procul taedio* mit der hs.. Peiper tilgt die worte. 8 *membris desertis labilis*, Schmeller und Peiper: *membris lacertis labiis*, l. *membris de sertis labilis*, oder *disertis*?

145. 2,6 *fwē*, l. *saeve*.

(146. 6,2 *a via*; da sonst durchweg reim eintritt, ist vielleicht *a lira* zu lesen).

154. strophe 1 = 4 und 7, strophe 2 = 5 und 8, strophe 3 = 6 und 9.

1,12 *valeat*, l. *valet*. 13 *me sola poterit solvere*, l.
me sola solvere
potest.

2,3 *balbens*, l. *balbans*. — 4,1 *rerum decus*, l. *rarum decus*. — str. 5 sind 3 zeilen ausgefallen, wol hinter *invidi*. — 8,6 *praevaléo* mit der hs. 8 *naevit* bildet besondere zeile. — 9,4 vor zeile 5 fehlt eine zeile, etwa *torta gemiscunt*.

155. 2 (1 = 6), 4 *nam proximi*, l. *nam quod proximi* oder *nam cum proximi*.

156. 1,1 *curata* mit der hs., vgl. Horaz Sat. II 2, 80: *ubi curata sopori membra dedit, vegetus* usw. — 4,5 *causam itineris*, l. *causam et itineris*. die idee ist Ovid entlehnt, vgl. ex Ponto III 3,27: *quae tibi causa viae?* desgl. zu str. 2 *crinali torque* ebd. v. 15 *torquem collo nec habens crinale capillis*, und zu *manu multa tactis* v. 20 *multae quam tetigere manus*. — 6,6 *virtus*, l. *parcus*.

— S,7 vgl. Ovid *Ars am.* 2, 501 *qui sibi notus erit, solus sapienter amabit.* — 9,1 *Veneris mysteria . . . occultantur cistis*, vgl. Ovid *ebd.* v. 609 *condita si non sunt Veneris mysteria cistis.* 6 *palam commisceri*, vgl. *ebd.* v. 615 *in media passimque coit pecus.* 7 wörtlich aus Ovid v. 607. — 10,6 vgl. 633 f., *corporibus non tactis*, Ovid: *non tacto corpore.* 7 fast wörtlich nach v. 625 *At nunc nocturnis titulos imponimus actis*, wodurch Schmellers änderung gerechtfertigt wird. er kannte wol die entlehnung. — 11,7 *Tanta meum populo*, vgl. Ovid v. 624 *tanta rudi populo.*

158. 3,1 *quod gaudebat*, l. *quod te gaudebat.* — 6,2 *vehitur*, l. *vellitur.* — S,1. 2 *Tibi soli psallo noli despicere*, vielleicht
Tibi soli psallo soli,
despicere psallentem noli.

159 vollständiger und richtiger bei Wright aao. 1,10 (W.) *sed amor*, l. *sed iam amor.* — 2,6 (W.) *uult ratio*, l. *contrario* mit W. 8. 9 *agitat* und *sollicitat* mit der hs. und W. 10 *amor unde ratio*, l. *hinc amor, inde ratio* mit W. — 3,3 (W.) *aut*, l. *et* mit W.

162. 1,3 *enhabet*, l. *nec habet*, hinter *remedium* komma.

163. 1,2 *sapere* mit der hs. 5 *et quod voveram*, l. *et quod moveram.* — 3,5 *solis oculis*, l. *solis oculo.*

164. 5,5 *quo monet*, l. *ah, quod monent.*

165. 4,6 *nam pro te*, l. *quosnam propter te.*

167. 1,10 *ut quod*, l. *quod ut.* — 3,3 tilge *ut.*

168. 9,3 *crines eius*, spur einer älteren vorlage? l. *crines tuos.* — 10,1 ff *cum* mit der hs.

193. 7,7 *revera*, l. *severa.* — 9.3. 4 *pruinās*, l. *popinas.* — 14,5 *sed spem sibi proponat*, wol *sed proponat sibi spem.*

I. 2,7. 8 *obumbratam et velatam*, l. *obumbrata et velata.*

V. 2,4 *suspirans a dispendio*, l. *suspirans ad dispendium.* — 3,1 *Dei*, vielleicht *petis.* 7 *namque prodente*, l. *nunquam prode te*; vor *improvide* komma, oder *numen prodentem*?

VI. 5,4 *iustis*, l. *rectis.* 6 *in celesti* mit der hs.

XI. 2,4 *verum penitus a falso*, l. *falsum penitus a vero.* — 5,2 *Diane quid*, l. *quid Dinae*, vgl. Genesis 34. — 7,1 *Ire Veneris*, l. *viae veteris.* 4 *viae veteris*, l. *ire Veneris.*

XX. 1,1.2 *Roma tue mentis oblita*, l. *Roma mentis oblita tuae* (wegen des hiatus von Schmeller abweichend). 3 *desipis cum resipisceris tarditate*, l. *desipis, cum recipi reris tarditate.* —

4,7 tilge das komma hinter *fluxa*. — 5,7. s *corrodit presentium*, l. *praesentium corrodit*. 9 *de qua sed* mit der hs.; die stellung des *sed* lässt sich wol verteidigen. — 8,11 *altus*, l. *ullus*.

LXVII. 1,9 *licite* mit der hs.

LXXIII^a. 34 *quatennis* mit der hs.; *inflammet*, l. mit Schmeller *infamat*. 36 f. die reihenfolge der hs. ist die richtige.

LXXXVI^a. 1 *Ludit* mit der hs.

XCIV. 3,5 f. *orpheus quem adiit*, l. *quem adiit Orpheus*. 11 *ubi Proteus variat mille colores*, l. *ubi mille Proteus variat colores*.

Berlin im april 1892.

H. PATZIG.

ZU MORIZ VON CRAON.

Der stoff dieser von MHaupt in den Festgaben für Homeyer (Berlin 1871) s. 29 ff herausgegebenen erzählung findet sich in einem altfranzösischen fabliau wider, wie ich QF 42, 28 anm. nachgewiesen habe. ebenso wie die verschiedenheiten dieser version von der des mhd. gedichts auf mündliche überlieferung hinweisen, ist eine solche wenigstens als vorstufe für das fragment einer niedersächsischen erzählung anzunehmen, welches JEschenburg Denkmäler altdeutscher dichtung s. 268 ff veröffentlicht hat. allerdings sagt der verfasser s. 8 *als yk uthe deme boke las*; aber seine darstellung ist so verworren, dass sie nicht einfach als wiedergabe eines wolgefügt gedichts gelten kann. auch hier verliebt sich ein ritter in fremdem lande; zu ehren der geliebten stellt er ein stechen an, bei welchem er, nur in seidenem hemde reitend, verwundet wird. er erscheint dann im zimmer der geliebten, deren mann schläft, während im Moriz von Craon der gatte glaubt einen von ihm getöteten eintreten zu sehen und bei einem sturz anschlagend in ohnmacht fällt. die vermutlich in wärklichkeit vorgefallene geschichte gibt unser mittelhochdeutsches gedicht offenbar am getreusten und vollständigsten wider.

Für das gedicht selbst ist, schon der zeitbestimmung wegen, wichtiger die bemerkung, dass der dichter im eingang den Cliges von Chrestien de Troies benutzt hat. seine auseinandersetzung, dass die Griechen vor Troja die 'ritterschaft' erfunden, die Römer sie nach ihnen gelernt haben und dass sie jetzt im besitz der Franzosen 238 (*ze Kerlingen*) sei, stimmt zu Cliges (Försters ausgabe) v. 30 ff:

Ce nos ont nostre livre apris
 Que Grece ot de chevalerie
 Le premier los et de clergie.
 Puis vint chevalerie a Rome
 Et de la clergie la some,
 Qui or est an France venue.
 Deus doint qu'ele i soit retenue,
 Et que li leus li abelisse
 Tant que ja meis de France n'isse
 L'enors qui s'i est arestee.
 Deus l'avoit as autres presteet
 Car des Grejois ne des Romains
 Ne dit an meis ne plus ne mains;
 D'aus est la parole remese
 Et esteinte est la vive brese.

Den von Haupt hergestellten text muss ich nur an einer stelle beanstanden. 238—240 möchte ich lesen:

*noch gesihet manec palas
 ganz nimmer dehein man.
 Rôme alsó verbran.*

die hs. hat 238 *n. g. man manig* p. 239 *ze Rome n. deheinen m.*
 240 *ganz a. v.*

Das in v. 1160 ff angeführte bett Salomos, welches meister Heinrich von Veldek gemacht dh. gedichtet hat, bezieht sich wol auf eine bearbeitung des hohen liedes. Bech Germania 17, 174 verweist schon auf Williram 24, 26; auch die bildnerei stellt dies bett öfters dar, zb. der Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg.

Straßburg i. E.

E. MARTIN.

BRUCHSTÜCKE MITTELRHEINISCHER HOFDICHTUNG.

In seiner akademischen rede über das echo (gedruckt Kl. schr. 7, 499—512) citiert Jacob Grimm eine längere stelle aus einem gedichtfragment, das seitdem in Bartschs Beiträgen zur quellenkunde der altdutschen litteratur (Straßburg 1886) s. 176—195 unter dem titel 'Ritterpreis' vollständig veröffentlicht worden ist. Jacob Grimm erwähnt, dass er dieses fragment in einer abschrift von JG Eccards hand besitze und dass er es längst bekannt gemacht

haben würde, wäre nicht hoffnung gewesen, die fehlenden stücke aufzufinden, — eine hoffnung, die sich aber bis auf diesen tag nicht erfüllt hat. eines dieser fehlenden stücke habe ich nun vor kurzem das glück gehabt, in einem auf der königlichen landesbibliothek zu Düsseldorf befindlichen manuscrite zu entdecken. es enthält dasselbe 343 verse, deren 36 letzte ihm mit der von Bartsch veröffentlichten Eccard-Grimmschen abschrift gemeinsam sind.

Dieses manuscrit, dessen nähere prüfung mir durch die güte des vorstandes der gedachten landesbibliothek, des herrn geh. archivrates dr Harless, gestattet worden ist, ist von einem alten büchereinbände abgelöst und umfasst 2 octavblätter, die seite zu 2 spalten, die im nachfolgenden mit 1^{a-d}, 2^{a-d} bezeichnet sind. das doppelblatt war keinesfalls das innerste einer lage, so dass zwischen blatt 1 und 2 eine große lücke klafft; überdies steht nicht von vorn herein fest, ob die von mir gewählte reihenfolge die richtige ist. jede spalte enthält 43 zeilen mit ausnahme von 1^b, die nur 42 enthält, weil hier zwischen zeile 14 und 15 ein etwas größerer zwischenraum gelassen ist. blatt 2 ist an der äußeren seite stark beschnitten, so dass von 2^c die anfänge und von 2^b teilweise die endbuchstaben der verse weggefallen sind.

Die schrift des manuscrites ist die der zeit um 1300. ein corrector hat einzelnes verbessert sowie die i und zuweilen auch die y durch striche gekennzeichnet, wobei er indessen nicht immer das richtige getroffen hat. die anfangsbuchstaben der einzelnen verse — meist majuskeln, aber ohne feste consequenz¹ — sind für sich herausgehoben und an einem von oben nach unten laufenden roten striche aufgereiht. die abschnitte sind durch rote initialen markiert, ohne dass mit der einen oben erwähnten ausnahme die zeilen abgerückt wären. während die spalten 1^a, 1^c, 1^d und 2^d vollkommen lesbar sind, ist auf 2^{a-c} die schrift besonders in den oberen zeilen sehr verwischt, in noch höherem grade ist dies bei 1^b der fall.

Bei der entzifferung des manuscrites, die durch die angegebenen umstände erschwert war, hat mir herr prof. Roethe in liebenswürdiger weise seinen rat und beistand geliehen, ebenderselbe hat die güte gehabt mich auf die veröffentlichung von Bartsch hinzuweisen, doch erst nachdem ich gegenstand und abfassungszeit der gedichte bereits

¹ im abdruck habe ich durchweg majuskeln eingesetzt, weil tatsächlich in vielen fällen über die form nicht zu entscheiden war.

für mich festgestellt hatte. in den erläuterungen habe ich mich auf das historische beschränkt, wogegen ich sprachliche bemerkungen und conjecturen kundigeren überlassen muss.

Der schreiber unserer blätter, obwohl unzweifelhaft ein mann des berufs, hat sich eine menge flüchtigkeiten zu schulden kommen lassen. da gewisse fehler, wie die vernachlässigung der enlung -er -en (ē), die gedankenlose vertesung l statt i (2^c, 36 selbende, 2^d 16 leslich, 2^d, 26. 27 gedolft: gekollt), dittographien ua. mehrfach widerkehren, schien es den hrsgg. der Zs. richtig, zunächst das bild des schreibers treu widerzugeben, um von da aus auch die conjecturalkritik zu fördern, für die noch allerlei zu tun übrig bleibt.

Vervischte oder sonst undeutliche wörter und wortteile sind durch cursiven druck ausgezeichnet, ergänztes überdies durch (), wo es völlig verwischtes, durch |], wo es im text ausgerissenes, durch] resp. [, wo es am rande abgeschnittenes zu ersetzen galt, bezeichnet.

1^a

- (1) Nv fage vns wie die ritter fy
 Ich sprach frowe wen menet ir
 Den ir meynet den faget mir
 He is manich ritter vf der banin
 5 Ich wil dich finer wapin manin
 Vf trouwe of du in bekennes
 Dat dñ vns den ritt' nennes
 Sprach die frouwe . . . eliche
 He vurt ein feilt vā filner riche
 10 Dar in krüz von keln roit
 He hait von iustiren noit
 Hude me geleyden
 Vnde sich dicke wider reiden
 Dā enech mā dē wir hā gefien
 15 Des muz wir im allen gien
 Noch hant die wapin onderfseit
 In mitten in dem cruce steit
 Ein vogel de is durchluchtich golt
 Ich wil em emm' werden holt
 20 Vm finen ritterlichen mit

¹ 1^a 1 vielleicht Nñ, ein strich über v gestattet schwerlich Nvn zu lesen; der schreiber hat sonst immer Nv. 8 die lesungen minneliche und wunneliche sind beide mindestens unsicher. 10 l. in ein krüz. 11 i in iustiren scheint erst vom corr. für e gesetzt. 19 ein aus em corr.

Sint he vā scanden is behût
 Nv han ich dir den scilt genant
 Sach iz dir der mā bekant
 Ich sage vch frowe ia ich kēnin wal
 25 Hi dreit fo ritt'liches mal
 Dat mē in wal bekennel sal
 Der ritt' wandelt ouer al
 Als in fin doget leret
 He hat wal geturneret
 30 Vñ auch wol gestreden
 Vnde ouer mē gereden
 Vñ dicke gepineget fin lif
 Vmbe ere vnde v̄be reyne *wif*
 Da na ie fine herze ranc
 35 Des mues he vmmer hauē dāc
 Sprachen fy allegemeyne
 De werde ritter reine
 De fuz na erē werbē kan
 Frouwe ich meynē vch dē man
 40 Den ir dort gewapent seit
 Im is eren vil gefcheit
 It is miner h' als vō winthouile¹
 Des h'ze n'ode v̄bele
 1^b
 Doit oder dechte
 Zv v̄nde ritter v. knechte
 Mu/in im des besten gien
 Die ir in deme wapene hait gefien
 5 Dat mach *iman* im fagen
 De is *von finen* tagen
 Der beste in fime lande
 He leeft gar ane schande
 H' uō winthauil allen dach
 10 Dē man . . . ie mer (?) fāch

26 *l.* bekennen. 31 *die lesung* me ist so gut wie sicher, [doch schien mir auch ore möglich; vgl. 2^c, 42. R.] 38 [*l.* nennen? R.] 42 man könnte vermuten, dass die zeile verderbt sei aus It is min her Alf von Winthovele; Alf häufige mittelrheinische kürzung aus Adolf (Sch.). 43 die sichere lesart n'ode muss entstellt sein aus einem worte, das nichts oder niemals bedeutet [vielleicht genügt in bekanntem sprachgebrauch node, d.i. 'ungerne' R.].

Mā loft in he is wal erē wert
 Sin herze richer erē gert
 Vnt auch fin ritterliche lif
 Des lonit im ir werder wif.

15 (11)

Dv rat (?) brief vñ boyde
 By irme *fūne* der *minen* gode
 Vuren (?) eyn hervart *hait* (?) gefworē
 Eyn lant vā *denfte* auch erkorn
 Hat die *fūze* minne

20

Das ist ein . . . greunne
 Vā *dē* Rynvelz yrmgart²
 De fal vf de hervart
 Eyn volge *geleidin* durch *d* lant
 For *eḡ* burch *vngenant*

25

Eyn frouwe wonet da inne
 Die doit gewalt *der* (?) minnē
 Vñ krenchet *fere* ir recht
 He en ist ritter oder knecht
 Der in ir dienft scribet sich

30

Vch dunket vch *wunderlich*
 Was he dāne moge wesen
 He kan de *paffione* lesen
 Sint si selchen *dinft* habē wil
 So vindet si der . . . *fin* vil

35

Nu *lazit* vs *baniren*
 Wir olen *lofchiren*
 Vō *fūt* (?) der *būrch* *fouwen*
 Ritter vñ *frouwen*
 Wir en *folē* auch nit *miden*

40

Hantweg vñ *bliden*
 Solē wir dar *fūren*
 Das hus mit *storne* *rūren*

1^c

Alvme an allen orten
 Z^o *ziugedor* vñ z^o *porten*

1^b 14 l. werden. 15 *der* *entstellte* *eingang* *vielleicht* *zu* *ändern* *in* *Dur(h) rat?* 26 *der]* *viell.* *steht* *von* *da.* 30 l. *Ouch,* *resp.* *Auch* (*Sch*). 34 *viell.* *paffin?* 37 *statt* *sāt* *wäre* *auch* *für* *möglich.* 1^c 2 -*dor* *in* *ziugedor* *ist* *ganz* *unsicher.*

Vf der heruart fal togen
 Greue wilhē vō katzenhellenbogē³
 5 Der ist vns vil nūte
 He ist ein meist' scutze
 De h'uart auch gefuorn hait
 Vō sconecke konrait⁴
 Sin ritt' der ist fecherlich
 10 Vñ der iūge walbōde friderich⁵
 Friderich vō helpin/til
 Mit ime auch varē wil
 Ein knecht der bereidet sich
 Vō brubach diderich⁶
 15 Der wil dar ritt's namē ontlan
 Den wollē wir mit *ons* dar han
 Die lantuogdinne⁷ brentit dare
 Von frouwē eyn scone schare
 Edel vnde reyue
 20 Die grevinne von feyne⁸
 Wilt mit greuen komen
 Das han ich vil wol v'nomē
 Der wil zū sturme sin bereit
 Der minnen solde ist ir leit
 25 Von dithze *g(reue)* gerart⁹
 Wil auch vf die heruart
 Mit der greuinnen
 An vinstren vnt an zinnen
 Kan si vil wal auch schitzen
 30 Auch in fal nit verdritzen
 Von limbūrg¹⁰ das vil scone wib
 Si en wage daer iren lib
 Die felbe fuze frouwe
 Scuzet vil genauwe
 35 Von kouerne her rūbin¹¹
 Vffe der vart wil auch sin
 Vnt die edel leyse¹¹
 Want si ist alze wife

[9 l. Ein? R.] 17 l. bringit. 21 l. mit dem? 29. 30 *di.* schiezen: verdriezen.

Wa man sal zû stôrme gen
 40 Bi ir fal mā . . . /sten
 Jutten vō (put)tingen¹²
 Die h(renget) dar mit d' flingen
 Harte . . . /steyne
 1^d
 Greue dithere¹³ alleyne
 Kōne wir nit komen by
 Weder he vrunt oder vient fy
 Der herre vō molefberg¹⁴
 5 Arbult vñ hantwerg
 Brenget ficherliche dar
 Man fal by im nemen war
 Ener frouwen massenie
 Die brenget die edel sophie
 10 Von feyne min h' engelbrecht¹⁵
 Komet dar das ist lin recht
 Mit der edelen iutten
 Herbergen vñ hutten
 Wil he nahe bi den graben
 15 Mā fihet auch da zû draben
 Den h'ren von bronefberg¹⁶
 Bliden vñ hantwerg
 Brenget min frouwe agnes dare
 Auch zoit mit den felbē schare
 20 Von ysenburg her fellentin¹⁷
 Die wollent by ein ander lin
 Mā fehēt da zû drechen
 Erenb'g¹⁸ vñ waldecken¹⁹
 Vndir swein baniren
 25 Ir frouwē seone loschiren
 Dort h' lit mā riten
 Zv̄ der ober ziten
 Avoy wes nemet mā mir war
 H'e quā der greue vā nuwēar²⁰
 30 Dort baniren fihet mā geleftin
 Auch h'bergit vor der vestin

1^d 5 *viell. auch* hantwergk. 19 *l. der.* [27 *d.i.* siten *R.*] [28 *mir l. mer R.*] 43 *in der lücke steht* *viell. sware.*

Der fūze stolze greue wert
 Von firneb'g min h' Robart²¹
 Mit mit macht ander selben stōt
 35 Vnt die grevinne kvnegūnt
 Ir dort²² da by ir fehein
 Die gule mā vō hunoldestein
 Die lantuodinne fi das hiez
 40 Dat fi ir mā daer heyne liez
 War a h're war a war
 Vō dune eyn wōnenliche fchar
 H⁵ Richart²³ brachte kracha krach
 Vō dollēdor²⁴ vō rodenbach²⁵
 2^a

(III) Mochte menich *frowē grois*
 Ich grvzē vch ritt' scande blois
 Vwr *herevart* ebentûr
 Her *heinrich* van *montabûr*²⁶
 5 Werder ritter hoch gemût
 Ir sprechet auch vā vrōwē gût
 Das [is]t ein alfo felich binch
 Dit fwert das heifet nagelrinch²⁷
 Das /tor ich hude in uwer hant
 10 Vwer [e]re ist gans vñ vnzutrāt
 Diz dirte fwert das nā fy doe
 Zu me dirten ritter sprach fi fo
 Abie wie felich was das wib
 Die werder ritter uweru lib
 15 Der werelde brachte zû priffāt
 Iz hait die meres fūdament
 Vil erhebet hoer ic fain
 Als ir mit sporē had geflain
 Da god gegoffē hat fin blūyt
 20 Der fo ritterliche mât
 In uwer edel herze floiz
 Selich fi dat da in floiz

34 mit *doppelt geschrieben*. 36 l. dochter? 40 l. warâ herre! warâ war!

2^a 7 l. dinch. 10 stor, *obwol damit nichts anzufangen ist, scheint sichere lesung [es muss jedesfalls vor heifsen; vgl. Jer. 120^c beide part in sine hant ire sache burtin. R.]* 20 l. ritterlichē.

Vwer werder lib vber *uber* fe
 Hait dat gedaen gein ritt' me
 25 *Dē mīz* mā ritt' s'cheffe iehen
 In vwer hende fal mā sehen
 Rolin²⁸ dit vele gude fwert
 Wāt ir s'rites hait gewert
 So manigen stolzen farrazin
 30 Dit fwert nemt vā dē hēdē min
 Wāt ichf vch vā herzen gan
 Vā schowerheim²⁹ her herman
 Der ritt'schafte fuze frucht
 Ir sprechet vā frowē uw' zucht
 35 Ich meine nit dan reine dinch
 Des habet gelucke vñ guet gelinch.
 Dor dē virtē ritt' sy da stūnt
 Dē gruzte al zv ir rod' mont
 Ich grote des s'rites ane boiz
 40 Eyns ritters h'eze s'chriches bloiz
 Vñ menegen scarpē fwertes ziel
 Iz was ie uwer beste spil
 Wa man des s'rite sol plegen.

2^b

Svzzir [

Iz de vil

Sesvñzwenzich ich brengen

A andern der ich wil. [

5 I kreiz

Hat ir geftr . . chet

Ir en gesprechet vrowē ar|ch

Des muzet ir werk

H' iohan vā steinach³⁰

10 Nameloyte³¹ i/ſt i/z . . (gen|ant

Si trat in wenich fur baz

Da der vünfte ritter was

Wol mich sprach si wen sehē [ich hie

23 vber *uber* scheint *ditto-graphic*. 37 *Roths D*, darin vom *corrector* schwarzes v; l. vor. 43 l. s'rites. 2^b innerhalb der ersten zeilen ist der ausfall eines verses anzunehmen, da sonst die reimpaare nicht stimmen. 6 [ich lese am versschluss foriz R.].

- Sy wolde vallē vp ir knie
 15 Des en . . *uyde* ir doch de ritte[r *nicht*
 We sprach si wie af mir *gefchiht*
 An miner zuchte ich mich ver[*greif*
 Das ich vren stegereif
 Nit wile lange hain gekūft
 20 Min herze spilet in miner br[*ūft*
 Das ich vch *wēr* ritter sehen
 Den groiz *ere* is gefeheen
 In desme iare vnt dicke me
 Den ersten drin den uber se
 25 Gewesen sint si ir *vil* gelich
 Ich gruze vch ritter erenric[h
 Laisters arm vñ scandē blois
 Der den folcwich alzugrois
 Vā beiden siten zu ir swanch
 30 Das an eren wol gelanch.
 Werde ritter uwer hant
 Der gude lewe vō brabant
 Vwern silb'n aren *durch(?)b'ach*
 Den sinē frāmen ongemach
 35 Vñ im selbē bide si . . *ē* grū[s
 Vwern stereif uwern fus
 Sal kussen mang' roide mū[t
 Vt ir knie *aldo* zu stūnt
 Liez sich das felde bernde wib
 40 Vwer ere vñ vwer lib
 Sprach si ritter hogegemūt
 Zu scirmen *is dit* fwert vil g[*ūt*
 It is ein gute gr . . . en

15 en stuyde (oder entsteyde) *unsicher*. 21 *wer* *verschrieben* für werde(n).
 22 *l. dem.* 24 den] *l. de.* 25 für *vil* kann auch *vol* oder *vel* gelesen
 werden. 33 die herren von Hadamar hatten einen silbernen adler im
 wappen. die stelle bezieht sich jedesfalls auf die beteiligung des Hermann
 von Hadamar an der schlacht von Worringen, in der er woi als vasall des
 grafen von Nassau gegen herzog Johann von Brabant foht. der sinn ist:
 der gute löwe von Brabant zerbrach euerm silbernen adler die schwingen,
 seinem (d. i. des adlers) tapferem leide und euch selber entbiete ich (.?)
grufs. 36 also? 43 gute oder gude.

2^c

]
]
] vā hademar³²
] . . hilt aen kein vorten
 5 **V**]f verkoerne worten
I]n suze wibebant v'rant
]kūfte den ritt' vf de hant
]/y das fwert im dar boit
] drūhen vūr roit
 10 geinch die frouwe fort
I]ch sehē he sprach si richē hort
Le]wē herze eñ arn mūt
Ma]nnes ellent ritters blūt
Ge]flizzen einen werden lib
 15 . . .]durch ere vñ durch die wib.
Du]rch sin h're vñ sin vrunt
R]itter fweizec vñ wūnt
Vo]n der wal ist heim gerede
]nach so vile hat gestreden
 20]ander min her diderich
]vā berne³³ nante sich
]sich by uwern iaren
]baniren waren
]de schar zu beiden fiten
 25]ses vntzwenzich striten
Ge]wefen ein vil stolter degen
] . . pugezie kūt ir pllegen
] . . hait geleiden dicke noit
D]it fwert das ist genāt der doit³⁴
 30 **D**]as is scharf vñ harch
I]r gesprachet auch nie wibē arch
]h' dideric vā rickerade³⁵
]lē sūzen wiben eñ gade
]valle ich uwern werden lib
 35 **H**]ine geine das suze felich wib

2^c in 1 sind nur vereinzelte unsichere buchstaben, von 2 ist gar nichts mehr lesbar. 27 l. pugezie, vgl. Bartsch v. 54 Zu pungeizen und maleien. 27 l. kūt. 34 [Bevellen 'befehle'? R.]

- D]ae der selbende ritter fas
 I]r leit he ougen worden nas
 V]ō frouwē da se en ain sach
 H]e fizzaet der erē beste rait
 40 De] ie also geworben hait
 D]as he gein scandē ist ein dor
 S]in ors gerait nie vber or
 W]a mā des frites folde spiln
 2^d
 Sijn hant en konde nie beuilen
 He en hilde *ant* wider wic
 Von der nuw'berg her lodewic³⁶
 Von miner hant nemt hen dit sas³⁷
 5 Daer voer nie kein mā en genas
 Wer enen slach daer af ontfinc
 Vzerme munde nie geginc
 Das wibes ere misse ste
 Des sit felich hude vñ emmermere
 10 Zum achten sprach si dese wort
 Ich grūze vch ritter onv'fort
 Libes vnde gūdes
 Eren vñ mudes
 Vnde ritterlike trouwen
 15 Vf uwern rait wol bûwen
 Mach ein leslich herre fine dait
 Zu sūzen uwern wapin wait
 Hait vele dicke menich strit
 Ir gefprachet nie zû keiner zit
 20 Das wibes eren lezzen mogen
 Ich wene och alchtebile³⁸ wol doghē
 Her markolf rude³⁹ nemt dit fwert

36 *l.* seibende *di.* seibende. 37 leit he, *vom corr. in ein wort zusammengezogen, ist* liehte *di.* liehte (*Sch.*). 38 frouwen *vom corr. richtig in frouden gebessert.* 43 spila *vom corr. in spilen geändert* 2^d 1 beuilen *vom corr. in beuilen geändert. mit S setzt das Eccard-Grimmsche fragment ein (E), aus dem ich im nachfolgenden die zur berichtigung von fehlern dienenden varianten heranziehe.* 9 *l.* emmerme (*E.* ummeme. 14 *l.* ritterliker (*E* ritterlicher). 16 *l.* ieslich (*E* ielich). 17 *l.* Zuslizen *mit Grimm (E zu stizzen).* *l.* uwer. 20. 21 *l.* moge: doge = *E.* 21 Alchtebile = *E.* 22 *E* Rudele.

Ir sit wol alcebiles wert
Des nunden hant ein coz
 25 Gab sie v̄n sprach zu im alfus
 Ich gruzen der zwirnt ist gedolft
 Eñ enē ande'n namen hait gekolft
 Dan syu lib dar vor druch
 In einen bürne he sich twuch
 30 Die wapin waren sin westerkleit
 Sin ebenture was bereit
 Vō alteritterlicher kost
 Gein mangir richen harten iost
 Den rihm he hin zu be'ge s̄r
 35 Da finer wester hubē snuor
 Vō vil spern wart gerurt
 Vfe lurulenb'g w't gefürt
 Sijn stolze abenture
 Mit hoher minnen sture
 40 Durc elzazē das laint
 Vbe lende waz he e genant
 Der rechte name wende
 Her werner gūt ende⁴⁰.

23 *E* Alcheteiles. 24 coz in koz geändert vom corr. 26. 27 l. gedolft: gekolft (*E* gedonft: gekouft). 32 *E* alze. 40 oder Dure? 42 l. namenwende *E*.
Anmerkungen.

1 *Adolf von Windhövel (bei Wald, kr. Elberfeld) erscheint in einer urkunde des herzogs Wilhelm von Berg vom 11 april 1296 (Lacomblet II) und in einer urkunde vom 17 mai 1303 (Quellen und forschungen zur geschichte der stadt Köln bd. 3 nr 520). sein dort beschriebenes wappen ist das hier geschilderte.*

2 *die gräfin von dem Rheinfels ist wol Irmgard von Iseburg. diese wird 1274 dem grafen Wilhelm von Katzenellenbogen verlobt, scheint 1284 noch unvermählt, hat ihn aber wol bald darauf geheiratet und stirbt 1303. Rheinfels war eine burg der grafen von Katzenellenbogen bei Sanet Goar. vor Irmgard erscheint ihre schwiegermutter Margarethe, die 1292 noch am leben ist, als gräfin von Rheinfels, das ihr witwensitz gewesen zu sein scheint, sie selbst ist als solche urkundlich nicht nachweisbar. vgl. Wenck Hessische landesgeschichte 1, 331 anm. i. 334. 337; 1^b, 44. 50. 57. 73.*

3 *graf Wilhelm I von Katzenellenbogen von der älteren linie, gemahl der Irmgard, sohn Diethers, erscheint urkundlich 1271—1331, wird erwähnt in dem gedicht auf die schlacht bei Gölthheim (Liliencron Historische volkslieder der Deutschen I 27, v. 235) als Eberhards neffe (des greven broder sun).*

4 von Schöneck, Konrad, vasall des grafen von Katzenellenbogen, wird erwähnt in dem gedichte auf die schlacht bei Gölheim v. 244 (vgl. Schliephake Geschichte von Nassau 3, 487).

5 ein Friedrich Walbode erscheint 1294 in einer urkunde des grafen Gerhard von Dietz (Görz Mittelrheinische regesten iv 2311) und 1300 in einer urkunde des grafen Richard von Daun (Görz iv 307S). was aber bedeutet der name Helpinstil, der doch wol als beiname dieses Friedrich Walbode zu verstehn ist? er muss weite fahrten in den süden von Europa unternommen haben (s. die fortsetzung bei Bartsch v. 65 ff).

6 ein Dietrich von Braubach kämpft mit in der schlacht bei Gölheim (aao. v. 242, Schliephake Geschichte von Nassau 2, 487) und ist ein gewährsmann des dichters.

7 unter der landvögtin ist hier wie 1^d, 3S, wol die führerin des zuges, die gräfin Irmgard, gemeint.

8 wohl die gräfin-mutter Jutta, der graf ist ihr sohn Johann, in einer urkunde von 1294 (Günther Codex dipl. Rheno-Mosellanus II nr. 356) erscheinen nebeneinander die grafen Johann und Engelbert von Sayn, ihre mutter Jutta, Johann von Sponheim, Gerhard von Dietz, Rupert von Virneburg, Gyso von Molsberg.

9 graf Gerhard II von Dietz stirbt 1307 oder 1308 und war vermählt mit Elisabeth von Sayn, der tochter Gottfrieds und der eben genannten Jutta (Wenck 1, 548—50).

10 unter den frauen von Limburg, die in betracht kommen können, ist wol Adelheid von Dietz, gemahlin Heinrichs gemeint, die freilich nach 1281 urkundlich nicht mehr erwähnt wird (Wenck 1, 406). aber sie folgt unmittelbar auf Gerhard von Dietz, und der dichter liebt es auch sonst, nahe verwante (hier bruder und schwester) zusammenzustellen.

11 Robin von Covern, der vertraute Adulfs von Nassau, heiratet 1272 Elisabeth (Lyse), tochter Gottfrieds II von Eppstein, bruders des erzbischofs Gerhard von Mainz (Schliephake 2, 369 anm.). er stirbt 1301 (Simon Geschichte des hauses Isenburg 2, 115).

12 Jutta, tochter des Robin von Covern, erscheint 1310 als gattin des Arnold von Pittingen (Günther III 135 nr 45. Simon 2, 115).

13 ob Diether II von Katzenellenbogen, Wilhelms bruder gemeint ist? er lebt 1273—1315, heiratet erst 1308, so dass die nichterwähnung einer gattin und der zweifel, ob er der minne freund oder feind sei, erklärlich wäre (Wenck 1, 337, 381 ff).

14 wol Gyso von Molsberg, der 1292 (Görz Regesten der erzbischöfe s. 58) und 1294 (Günther II 504 nr 356) in urkunden erscheint. eine Sophie von Molsberg ist urkundlich nicht nachweisbar.

15 Engelbert von Sayn erscheint urkundlich von 1294 bis 1332. mit seiner gemahlin Jutta begegnet er 1297 (Görz iv 263S).

16 Johann von Braunsberg und seine gemahlin Agnes von Isenburg erscheinen in urkunden von 1294 bis 1307.

17 Salentin I von Isenburg, vater der Agnes von Braunsberg, erscheint urkundlich 1253 bis 1300 (Simon 2, 104 beilage).

18 ein Heinrich von Ehrenberg begegnet 1296 (Görz iv 2517).

19 auf dem Hundsrück. es gibt viele gleichzeitige edle dieses namens.
20 von Neuenahr, graf Wilhelm oder Johann, die beide in urkunden der jahre 1292 bis 1306 begegnen.

21 graf Robert von Irneburg und seine gemahlin Kunigunde begegnen in urkunden von 1285 bis 1307. nach Lacomblet Niederrheinisches urkundenbuch 3, 47 nr 64 ist er am 1 aug. 1308 tot.

22 Ponzetta, tochter Roberts von Irneburg, war vermählt mit Johann vogt von Hunolstein im j. 1302 (Töpfer Urkundenbuch der vögte von Hunolstein s. 333, s. 99) und wol schon 1294.

23 Richard von Daun erscheint urkundlich 1259 bis 1316 (Hoersch Beschreibung des pfarrbezirks Daun).

24 in der Eifel.

25 bei Adenau.

26 ein Heinrich von Montabaur begegnet urkundlich 1255 bis 1300, ua, am 3 mai 1293 bei Lacomblet 3, 556 nr 939). er nahm teil an der schlacht bei Worringen (Heelu v. 7059).

27 Nagelring ist ein schwert, das Dietrich von Bern von dem riesen Grim erbeutet (Grimms Deutsche heldensage³ s. 63 f).

28 Rosin, vielleicht das schwert Rose des Ortnit, auch dem Wolfdietrich oder Dietrich beigelegt (D. Heldens.³ s. 90. 250. 25S. 275).

29 eine familie von Schowerheim gibt es nicht: gemeint ist Hermann von Sauwelnheim. der in der fortsetzung unseres gedichtes bei Bartsch v. 386 wider erscheint. ein ministeriale Hermann von Sauwelnheim begegnet 1276 (Nassauisches urkundenbuch nr 599 s. 527). im jahre 1310 überträgt 'Peter miles de castro Sawellenheim', sohn eines ritters Herman, dem grafen von Jülich 5 morgen weinberg im Festerenberg (Kremer Beiträge 3, 135).

30 ein Hans Landschad von Steinach begegnet 1296 (Humbrecht Rheinische ritterschaft tafel 4). es gibt auch eine familie von Steinach, allein in dieser scheint der vorname Johann nicht vorzukommen.

31 Nameloy's soll doch wol der name des schwertes sein?

32 Hermann von Hadamar begegnet urkundlich in den jahren 1274 bis 1300 (Günther bd. II). er focht in der schlacht bei Worringen gegen den herzog von Brabant. Heelu. der ihn von Haddemale nennt, erwähnt ihn v. 4978 ff und v. 7064.

33 ist der sagenheld gemeint? ein Dietrich von Berne begegnet 1285 (Görz IV 1235), 1297 wird er als verstorben erwähnt (ebd. 264S).

34 dieser schwertesname ist unbekannt.

35 Dietrich von Reckerode erscheint 1254 (Nassauisches urkundenb. nr 1031).

36 ein Ludwig Walpode von der Neuerburg begegnet urkundlich in der mitte des 13 jahrhunderts. der vorname Ludwig scheint sonst in keiner der verschiedenen familien, die den namen von der Neuerburg führen, vorzukommen.

37 ist mit dem sas etwa Dietrichs schwert Eckesahs gemeint?

38 der name Alechtebile erinnert an Alteleclere (Hauteclere), das bekannte schwert des paladins Olivier. unter den 9 schwertern, die im Fierabras erwähnt werden, findet es sich nicht (D. Heldens.³ s. 48).

39 *Marculf Rudele erscheint als lehnsmanu der grafen von Isenburg 1277 und 1289 (Wenk aao. 1^b, 45 und 55).*

40 *Jacob Grimm aao. s. 510 sieht in diesem Werner Gutende, der nach der version der von Eccard genommenen abschrift vorher den namen Überlende führte, einen ritter Werner von Oberland, den Johann von Heelu in seinem gedichte von der Worringer schlacht in folgenden versen erwähne*

v. 1252 Heeren Coenen Werner
 Van Overlant enen vromen
 Riddere, die daer was comen
 Quite die hertoge sine pande
 Ende andere, die van vremdem lande
 Quamen ende dare hadden verteert.

allein Overlant ist hier, wie an andern stellen dieses gedichtes — man vgl. v. 3391. 4581. 4623. 7020. 7034. 7065 — nur eine geographische bezeichnung für das land am Oberrhein und kein familienname. sonst müste ja auch der ritter zwei vornamen führen (Cuno und Werner), was in jener zeit ganz ungebräuchlich ist. das turnier, bei welchem jener Cuno Werner erwähnt wird, würde nach dem zusammenhange der von Heelu geschilderten ereignisse in die jahre 1280—82 fallen, der ritter zu jener zeit also noch den namen Overlant, noch nicht den namen Gutende führen. es begegnet aber ein Werner Gutende schon im jahre 1277 als ministerial der pfalzgrafen bei Rhein (Nassauisches urkundenbuch nr 921. 922). derselbe erscheint wider 1289, neben ihm ein Wernerus Gutend iunior (ebd. nr 1091. 1095).

Nun erzählt aber unser gedicht, dass der ritter nach ruhmreichen waffenerfolgen jene namensänderung vorgenommen und sich 'Gutende' genannt habe. dies hat offenbar doch nur dann einen sinn, wenn er vorher einen entgegengesetzten namen geführt, also etwa 'Übelende'; und so hat auch die uns vorliegende handschrift in der tat Ubelende, nicht Überlende, wie die abschrift Eccards. Merkwürdig ist, dass uns das ministerialengeschlecht Gutende schon im jahre 1277 begegnet, die angebliche namensänderung also länger als zwanzig jahre zurückliegen müste. auch das übrige, was der dichter von diesem ritter erzählt, klingt ziemlich mysteriös. über die rolle, die der Lurlenberg in seinem leben spielt, hat sich schon Jacob Grimm den kopf zerbrochen. nun erscheint das geschlecht bei Caub, also nicht allzuweit vom Lurleifelsen ansässig, wodurch sich vielleicht die bemerkung: sin stolze aventure use Lurulenber wart gefürt am einfachsten so erklärt: 'vom Lurlenberge aus nahm seine fahrt ihren anfang'.

Die fragmente beginnen mit (1) der angelegentlichen erkundigung einer dame bei einem, der in erster person erzählt, unter dem wir uns also wol den dichter zu denken haben, nach einem ritter, der sich mit vielen andern, wie es scheint, zu einem turniere ein-

gefunden hat. der gefragte erkennt aus der beschreibung des wappens, dass derselbe ein herr von Windhövel sei.

Darauf folgt gänzlich unvermittelt (ii) die erzählung eines heerzuges, dessen ziel die ungenannte burg einer ungenannten dame sein soll. grund desselben ist, dass die dame sich zu ihrem dienstmann oder geliebten einen mann erkoren hat, der nicht ritter ist oder sich nicht durch ritterliche taten hervorgetan hat, sondern dessen einziges verdienst ist, dass er 'die passion lesen kann'. doch ist es fraglich, ob wir uns unter ihm gerade einen geistlichen zu denken haben. für diesen verstofs gegen die sitte soll die dame anscheinend durch berennung ihrer burg gezüchtigt werden. als führerin des zuges erblicken wir frau Minne selber, die in Irmgard von Katzenellenbogen, gräfin von Rheinfels verkörpert erscheint. sie geleiten ihr gemahl graf Wilhelm, Konrad von Schöneck, Friedrich Walpod von Helpinstil (?), Dietrich von Braubach, graf und gräfin von Sayn, graf Gerhard von Diets und seine gemahlin, 'die schöne frau von Limburg', Rubin von Covern und seine frau Lyse, ihre tochter Jutta von Püttingen, graf Diether von Katzenellenbogen, von dem man freilich nicht recht weiß, ob er freund oder feind sei, der herr von Molsberg und seine gattin Sophie, Engelbert von Sayn und seine gemahlin Jutta, der herr Johann von Braunsberg und seine gemahlin Agnes, deren vater Salentin von Isenburg, die herren von Ehrenberg und Waldeck, der graf von Neuenahr, graf Robert von Virneburg und seine gemahlin Kunigunde, ihre tochter Ponzetta von Hunolstein, Richard von Daun.

Hier ist eine lücke. die überlieferung setzt wider ein (iii) mitten in einer preisverteilung, die eine ungenannte dame gegenüber 12 rittern vollzieht und zwar, bei der zuteilung des preises an den zweiten ritter. die preise bestehen in schwertern, deren namen meist der heldensage entlehnt sind. die dame hält jedesmal eine längere anrede an den betreffenden ritter, in der sie seine tapferkeit und zucht gegen die frauen hervorhebt. die 8 hier aufgeführten ritter sind: Heinrich von Montabaur, Hermann von Saulheim, Johann von Steinach, der herr von Hadamar, Dietrich von Rickerode, Ludwig von der Neuenburg, Marcolf Rudele und Werner Gutende, der früher Übelende hiefs. mit dem schluss der anrede an den letzteren bricht unsere handschrift ab.

Aus der fortsetzung bei Bartsch ersehen wir, dass Werner

Gutende Freise, das schwert Hildebrands, erhält¹. ferner werden begabt der Rheingraf Siegfried mit Widegiz (vielleicht Wittichs schwert), Friedrich Walpole, der viel länder durchwandert, endlich Hermann von Helfenstein, der bei Worringen mitgefochten, mit Wilsunc, dem schwerte Dietleibs. auch erfahren wir, dass diese preisverteilung zum neuen jahre stattfindet (v. 140), dass absichtlich nur ritter geringeren rangs bedacht werden (v. 125 ff), und aus der beschreibung der dame erkennen wir, dass wir frau Minne selber vor uns haben (v. 123—126)².

Am nächsten tage erscheint die dame wider mit einem neuen kleinode, einem goldnen kranze. den Penthesilea einem ritter vor Troja gesandt. si frugt den erzähler³, der hier auf einmal in der ersten person berichtet, um rat, wem sie diesen kranz zu teil werden lassen solle, da ihn nur jemand erhalten dürfe, der nie von frauen böses gesprochen, und deren gebe es leider nur wenige. ihre wahl fällt endlich auf Rodeger von dem Werde (Niederwerth bei Vallendar bei Coblenz)⁴.

Darnach erscheint die dame noch einmal voll trauer über den kürzlich erfolgten tod zweier ritter, des Wilhelm Lanthere⁵ und

¹ v. 38 van miner hant neunt hin dit swert dat ich hi drân, den (nicht dor, wie Bartsch will), Vreisen (vgl. *D. Heldens.*³ s. 294—302).

² van der bestin die die erde dreit:
kûsheit is ir neiste kleit,
williche schame ir overwait,
si is de beste, die die werlt hait.

diese verse würden auf eine frau Ehre doch wol kaum passen.

³ ist die lesart von v. 304 si sprach '(gesellechin,) lieve minne' richtig, so hätten wir in dem erzähler und nicht in der dame die minne zu erblicken. aber wie wäre dies zu denken, wie verträge es sich mit den vv. 123—126, und wie damit, dass der erzähler, bei dem wir doch natürlicher weise zuerst an den dichter denken müssen, die dame immer seine frouwe und meisterinne (v. 278) nennt? in v. 304 muss also ein fehler stecken; es heißt wol: si sprach, die lieve minne.

⁴ Rodeger von dem Werde ('de insula') begegnet 1295 (Günther II s. 494 und 496) zugleich mit Robert von Virneburg und Hermann von Hadamar.

⁵ ein Friedrich Lannere erscheint 1281 in Braubach (Nassauisches urkundenbuch nr 991), Ulrich Landir wird 1327 bürger zu Trier (Görtz-Regesten der erzbischöfe s. 71). er ist lehnsmanu des erzbischofs, des grafen Wilhelm von Katzenellenbogen und der gräfin von Spanheim (Geschichte der reichsherrschaft Oberstein s. 69). ein Wilhelm Landir ist freilich nicht nachzuweisen. Eccards vermutung, es könne unter dem Wilhelm Lanthere vielleicht könig Wilhelm von Holland gemeint sein, wird schon durch die chronologie widerlegt.

des Arnolt von Heemskirchen¹. der erstere habe einen ring getragen (wol denselben, der in v. 156 als gabe Penthesileas erwähnt wird), den jetzt der beste ritter erhalten soll. nach befragung des Gerlach von Isenburg, Robert von Virneburg, Hermann von Hadamar und Hermann von Saulheim nennt der gefragte den Heinrich von Montabaur als den würdigsten, dem denn auch die dame den ring mit einer grossen lobrede überreicht. er ist also doppelt bedacht worden.

Die vorstehenden fragmente behandeln also drei scheinbar ganz verschiedene vorgänge: die lobpreisung eines herrn Alf von Windhövel (i), den heereszug der frau Minne (ii) und die preisverteilung an die ritter (iii), zwischen denen uns jedes verbindungs-glied fehlt. nicht einmal, ob diese bruchstücke einem und demselben gedichte zugehören, vermögen wir festzustellen, so wenig sich daran zweifeln lässt, dass sie von demselben verfasser herrühren. doch scheint i sich in die situation, wie wir sie uns bei iii vorzustellen haben, ganz gut einzufügen. hier wie dort finden wir eine dame im gespräch mit dem erzähler, unter dem wir uns doch wol den dichter zu denken haben, beide umgeben von einem kreise von frauen und rittern. dagegen steht ii mit i in gar keinem zusammenhange und mit iii nur insofern, als einige teilnehmer an der heerfahrt, wie graf Robert von Virneburg und Friedrich Walbode, auch bei der preisverteilung wider vorkommen.

Der heereszug im dienste der Minne ist wol ein zum scherze fingierter, doch sind die teilnehmer sämtlich historisch nachweisbar. sie gehören dem mittelrheinischen adel an und begegnen uns alle in den 90er jahren des 13 jahrhunderts. die heerfahrt wird stattfindend gedacht vor dem jahre 1301, in dem Robin von Covern starb, und nach 1292; denn in diesem jahre ist Margaretha von Katzenellenbogen, der Rheinfels als witwensitz zustand, noch am leben, und wol erst nach ihrem tode konnte ihre schwiegertochter Irmgard herrin von Rheinfels heissen.

Die namen der bei der preisverteilung erwähnten ritter weisen auf dieselbe gegend und dieselbe zeit hin. schon Bartsch hat erkannt, dass dieselbe als zwischen den jahren 1288 (schlacht bei Worringen) und 1308 (tod des grafen Robert von Virneburg) geschehen gedacht sei. zwar könnte Robert von Virneburg allenfalls

¹ am 17 august 1271 leisten die brüder Gerard und Bertold, söhne des Arnold de Hemserca der stadt Köln urfehde (Quellen und forschungen zur geschichte der stadt Köln 3. 39).

auch der gleichnamige sohn sein. aber die erwähnung des Gerlach von Isenburg 1303 (Simon 2, 143) und des Hermann von Saulheim, der 1311 schon tot gewesen zu sein scheint, führt ungefähr auf dieselbe zeitbestimmung.

Ja, ich denke, wir müssen sowol für u als auch für m nicht nur hinter das jahr 1301, sondern noch hinter das jahr 1298 (die schlacht von Gölheim) zurückgehn. denn diese katastrophe griff viel zu tief in die verhältnisse des mittelrheinischen adels ein, als dass so kurze zeit nachher derartige idyllische vorgänge, wie sie uns hier geschildert werden, auch nur in der phantasie denkbar wären. auch scheint die angabe in m, dass Hermann von Helfenstein, der als mitkämpfer in der schlacht von Worringen bezeichnet wird, noch sehr jung sei¹, darauf hinzudeuten, dass seit dieser schlacht höchstens ein paar jahre vergangen sein können.

Die kenntnis der mitglieder des mittelrheinischen adels und ihrer verwantschaftlichen beziehungen, wie sie besonders in u hervortritt, ist eine derartig intime, wie wir sie nur einem gleichzeitigen zutrauen können, der diesem kreise sehr nahe gestanden hat. er scheint die poetische einkleidung hauptsächlich deshalb gewählt zu haben, um eine reihe guter bekannten mit einer fülle von schmeicheleien zu überschütten. diese wirken durch ihre eintönigkeit und übertriebenheit auf die dauer ermüdend, wie denn überhaupt die ganze sprache dieser heroldsdichtungen ziemlich hölzern und nicht eben reich an originellen und poetischen wendungen ist; allerlei starres phrasengut aus der blüthezeit der höfischen poesie wird darin conserviert. in besonders nahen beziehungen scheint der verfasser zu der familie der grafen von Katzenellenbogen gestanden zu haben, deren lehnsman oder herold (wie prof. Schröder meint) er vielleicht gewesen ist. darauf führt wenigstens, dass er die gräfin Irmgard der frau Minne gleichsetzt und den grafen Diether lediglich beim vornamen nennt.

Diese beobachtung leitet uns aber auf eine andere. mundart, phraseologie² und zeitliche verhältnisse unserer fragmente gemahnen uns lebhaft an die von Massmann im 3 bande dieser zeitschrift s. 12—25 veröffentlichten bruchstücke, die, wie Liliencron erkunnt hat, die schilderung der schlachten auf dem Marchfelde und bei

¹ in der fortsetzung bei Bartsch v. 99 ff.

² man vgl. nur die vorliebe für solche phrasen, wie warā war, krachū krach und ähnliche.

Göllheim zum gegenstande haben. hier wie dort tritt eine gewisse vorliebe für die deutsche heldensage zu tage, die sich beidemal in ganz gleichartigen wendungen äußert¹. mehrere der hier erwähnten personen wie Konrad von Schöneck und Dietrich von Braubach kehren in II wider. und auch jene bruchstücke sollen sichtlich der verherlichung eines mitgliedes der familie der grafen von Katzenellenbogen, des grafen Eberhard, dienen. gründe genug, jene bruchstücke und unsere fragmente einem und demselben verfasser zuzuschreiben.

Merkwürdig in dieser späten zeit ist das interesse, welches der verfasser an dem heiligen lande und den darum geführten kämpfen nimmt. diese teilnahme tritt sogar in der schilderung der Göllheimer schlacht einmal (Liliencron v. 283—85, Zs. 3 v. 412—15) hervor, wo er bedauert, dass die christenheit nicht ihre kräfte gegen die heiden vereinige. in III hebt er von drei rittern, Heinrich von Montabur (Bartsch v. 399 ff), Hermann von Saulheim (v. 2a 16 ff) und Wilhelm Lanthere (Bartsch v. 310, vgl. v. 2b 24) hervor, dass sie gegen die heiden gekämpft haben².

Nicht in dieselbe zeit und denselben kreis gehört dagegen das von Massmann gleichzeitig mit jenen bruchstücken (Zs. 3, 7—12) veröffentlichte fragment, das von einem niederrheinischen minnehofe handelt. dieses ist vielmehr zusammenzustellen mit den von Martin Zs. 13, 364—373 kurz besprochenen mittelhheinischen gedichten, in denen gleichfalls ein derartiger 'Minnehof' vorkommt. Nach den namen der darin aufgeführten personen ist das erste derselben in das jahr 1325, das andere in die jahre 1331—40 zu setzen. graf Johann von Sponheim, der in beiden erwähnt wird, kommt auch in dem Massmannschen fragment vor, aufer

¹ man vgl. v. 575 (v. 146 auf s. 25 bei Liliencron) van Lindauwe Siverit, de was ein enstelicher smit und v. 59—60 der fortsetzung von III bei Bartsch dit nempt, suzer stolzer smit, her Ringreve, min her Sifrit; sowie v. 580 (147): van Kirensburg Deiderich, deme andern Deiderich gelich, die van Berne was genant und v. 2^c, 20 von III: ander min her Diderich [der] van Berne nante sich. ferner spielt die Minne wie in II auch in der schilderung der Göllheimer schlacht ihre rolle; auch in III, selbst wenn wir es hier mit einem Ehren- und nicht einem Minnehofe zu tun haben sollten.

² in der liste der kreuzfahrer bei Röhricht Beiträge zur geschichte der kreuzzüge bd II 2 findet sich keiner dieser drei.

ihm noch Gerhard von Jülich und ritter Kraft von Greifenstein¹, die nichts hindert derselben zeit zuzuweisen.

Coblenz.

WALTHER RIBBECK.

EINE UNBEKANNTE NACHAHMUNG DER DRAMENÜBERSETZUNGEN ALBRECHTS VON EYB.

Die dramenübersetzungen des AvEyb erzielten, wenn die widerholten aufgaben² als beweis dafür gelten dürfen, großen und gewis verdienten beifall. um so befremdender muss es wirken, dass sein beispiel so wenig nachahmung gefunden hat. abgesehen von der nachbildung der *Menaechmi* durch Hans Sachs (1548)³ und der *Philogenia* durch Martin Glaser (1552)⁴ hat man bis jetzt keine spur seines einflusses auf das drama nachgewiesen. und diese beiden selbst wichen in einem wesentlichen puncte von dem vorbilde des wackeren Eichstätter domherrn ab: ihre stücke sind versificiert, wie fast alle des 16 jhs.; sie benutzten wol den inhalt, die fabel und selbst die gedanken, aber nicht die form jener alten übersetzungen. dass ein dichter sich unserm AvEyb, unabhängig von ihm in der fabel, in der behandlung des stoffes, im stil, in der anwendung einer körnigen volkstümlichen *prosa* genähert hätte, war bisher nicht nachzuweisen. merkwürdigerweise verschmähten es sogar die meisten späteren Plautus-übersetzer, sich seinem verfahren anzuschließen: JGreff, Freisleben, Bitner, Hayneccius, Zenckfrey und Spangenberg schrieben ihre übersetzungen in reimen.

¹ nicht Ryfferscheid, was Massmann selbst in seiner anmerkung zu v. 64 schon richtig für einen schreibfehler erklärte, während Liliencron aao. s. 22 Ryfferscheid und Greifenstein wider unterscheidet. denn der vorname Kraft kommt wol bei den Greifenstein, nicht aber in der familie Reifferscheid vor, so dass der in v. 64 erwähnte zweifellos derselbe ist wie der herr von Gryffenstein in v. 157.

² 1511, 1518, 1537, 1550.

³ über diese siehe OGünther *Plautuserneuerungen* Leipz. 1856 s. 15 ff. AvEyb *Deutsche schriften* ed. Mherrmann II s. XXVIII ff. wol durch ein druckversehen ist bei letzterem (s. XXIX) mein name zu einem 'Spiegel' geworden. ich bemerke bei dieser gelegenheit, dass ich mich schon 1577 mit den deutschen Plautusübersetzungen im 15 und 16 jh. beschäftigt habe; aber da ich das material bei einer umfassenden arbeit über das deutsche drama im 16 jh. zu verwerten gedachte, blieb es ungedruckt und wurde durch die forschungen Günthers und Herrmanns bis auf einzelne notizen überflüssig. letztere gedenke ich gelegentlich zu veröffentlichen.

⁴ siehe Mherrmann aao. s. XXXV ff.

Um so mehr dürfte es daher interessieren, dass es ein stück gibt, das gerade in der form sich eng an Eyb anschließt. es scheint so gut wie unbekannt zu sein. vielleicht ist das in der Münchener hof- und staatsbibliothek vorhandene exemplar ein unicum, das nähere beschreibung lohnt.

Ein Hübsche
lustige vnd nützliche Co-
media / darinnen viel puncten der
Ehe / Kinder züerziehen / in widerwertig-
keiten mit gedult / vnd in glück kein hoffart
zū haben / auch was man heymlich wölle hal-
ten / solchs nit vilen zū offenbaren ge-
lernt wirdt / Doch nicht allein sol-
ches ernstlich / sonder auch sehr
kurtzweillig vnd lecher-
lich zu lesen.
(Titelvignette.)

Frankfurt am Mayn MDLXV.

am ende: Getruckt zū Franckfurt am Mayn / bey Martin Lechler / In verlegung Sigmund Feyerabends vnd Simon Hüters. — schlussvignette (buchhändlerzeichen?) MDLXV. format 12^o. das büchlein ist nicht paginiert. trägt aber die bekannte art der blattsignaturen a, a², a³, a⁴, a⁵, dann 3 blätter ohne sign., hierauf b usw. bis h complet; zusammen sind es 64 blätter der verfasser ist nicht genannt; nach der sprache des stückes zu schliesen, muss er ein Franke gewesen sein¹. ich muss es andern überlassen, die über reichere hilfsmittel verfügen als ich, weitere forschungen darüber anzustellen. dem stück geht ein argumentum von 4 seiten voraus, dann folgen die 'namen der personen / so comedien recitieren' und ein Proco eröffnet das spiel mit einer art prolog von 4 seiten. jedem der 5 acte geht widerum ein kurzes argumentum vorans. die acte zerfallen in einzelne scenen, welche aber nicht numeriert sind. sowol das argumentum wie der prolog und die kurzen actargumente erinnern in ihrem stil ganz an Eyb. als neuerung ist nur die acteinteilung zu bezeichnen, welche sich bekanntlich bei Eyb noch nicht findet. schon das personenverzeichnis beweist das abhängigkeitsverhältnis von Eyb². ich führe jenes an.

¹ das machen mir wörter wie kippeln (zanken), bötzig (kehricht), gercyl (schon) usw. wahrscheinlich.

² [doch vgl. meine anmerkung s. 232. R.]

Männer

Heintz der erste Schultheÿß.

Contz sein son.

Götz der Nachbäwrin son.

Seitz sein zechgesell.

Ditz der Contzen bis zu vertrag der sachen enthelt.

Weiber

Els Heintzen Haufsraw / vnd Contzen mütter

Geut die alt Genfshirtin

Metz jr Tochter

Gel die Nachbäwrin so es Götzen jhrem sohn sagt.

Nefs Ditzen tochter.

Von diesen namen findet sich Heintz und Nefs in Eybs Menaechmen, Seitz, Ditz, Metz und Ells (Ell) in der Philogenia, Götz in der Phil. und den Bacchides, Geut in Men. und Bacch und Contz (Cuntz) in allen dreien; nur Gel kommt nicht bei Eyb vor.

Die benutzung Eybs zeigt sich dann weiter gleich im prolog. eine stelle in der jüngerer komödie nähert sich so sehr einer stelle in Eybs Philogenia, dass man wol annehmen darf, sie sei entlehnt. man vergleiche:

Kom. v. 1565 (4. bl.^b)

*Eyb Philog. (ed. 1511 fol. 159^a;
ed. Herrmann s. 119)*

Das auch niemands aufs
disem geschicht wie allenthal-
ben erzelt werden wird / sich
ergeren / oder einigen bösen
verdacht vnd argwon darauß
schöpffen wöll / dann durch den
autorem diese comedien leicht-
fertigkeit darauß abzünemen gar
nicht/sonder sich daruor zû
hüten/vndet was güts dar-
auß zû lernengesetzt worden.

Doch sol nyemandts da-
raufs geergert werden /
sunder erleernen das bößs
zu meidn̄ / vnd das gut zu
ymbfahen / als das mein ge-
dank vnd fürnemen ist.

Was die fabel des stückes betrifft, so geht sie, wie erwähnt, nicht auf Eybe zurück. sie findet sich in HWKirchhofs Wendunmuth (III 213); Oesterley nennt ferner in seinen nachweisungen dazu: Frischlin Facetiae selectiores (Argent. 1600 p. 5), d'Ouville I 19, Lyrum larum 136, Merry tales and quick answers ed. Oesterley (Lond. 1866) 73, Taylors Wit & mirth 55. aber alle diese können schon der zeit wegen nicht die quelle unseres stückes ge-

wesen sein. eine der ältesten versionen ist unstreitig die Oesterley entgangene erzählung der Schildbürger (nr 31, vdlHagen Narrenbuch s. 168 ff); sie stimmt mit unserem stück in vielen puncten überein und hatte vielleicht mit ihm eine gemeinsame quelle, die wol in der älteren schwanklitteratur zu suchen sein dürfte¹. um andern das finden dieser quelle zu ermöglichen, gebe ich im folgenden eine inhaltsangabe des stückes, wobei ich mich, soweit es tunlich war, des wortlauts der argumente bedient habe.

I act. Heintz, der erste Schultheys redt mit seiner Frawen Elsen / jrem einzlichem son Contzen ein Weib zû geben / . . . schlagen jm für ein reiche zimlich alte Witwe'. Contz (2 sc.) kommt dazu: 'nimpts in bedencken'. 'Contz (3 sc.) redt mit jm selbst was zûthûn / wil der alten nicht / siehet in dem fûrgehen der Genfshirtin Tochter Metzzen / die er zûuor lieb het'. um der alten witwe zu entgehn, redet er sie an und verspricht ihr die ehe, jedoch nur unter der bedingung, dass sie es ein jahr lang verschweige. das mädchen muss ihm auferdem sogleich ein stelldichlein für die nacht gewähren.

II act. Geut, Metzzen mutter sucht überall nach ihrer tochter, die nachts nicht heimgekommen war. 'indes kompt Metz (2. sc.) erzelt bey sich ihr glück / höret die mütter auff der gassen rüffen / geht baldt zû jr (3 sc.) / bitt sie zû schweigen / erzelt nach langem weren / ergangene handlung / defs die mütter letztlich wol zûfriden wirt'.

III akt. Metz in einem monolog jubelt über ihr glück. Contz kommt dazu und beide erneuern ihr gelöbnis. zum unglück hat Gel, die nachbarin, beide beobachtet, verdacht geschöpft und der hinzukommenden Geut das geheimnis geschickt zu entlocken gewust. von Gel erfährts alsbald (2 sc.) Götz, ihr sohn; dieser teilt es (3 sc.) sofort seinem halbbetrunkenen zechgesellen Seitz mit, und zuletzt zeigen es beide, ohne schlimme absicht, nur um 'das botten brot zû verdienen', dem schultheysen Heintz an. dieser zornentflammt eilt hinein, um seiner frau 'von jrem gehorsamen son . . . neue mähr zu bringen'.

IV act. der schultheys will wütend aus dem hause, um seinen sohn zu suchen; seine frau hält ihn ab und bemüht sich, ihn zu

¹ [als quelle der Schildbürger gibt Bobertag in Kürschners D. nat.-litt. bd. 25, 388 an: Montanus Wegkürzer nr 1; in der ältern deutschen litteratur ist das motiv durch die geschichte vom hästein (GA 2, 5 ff) vertreten. Sch.]

beschwichtigen. vergebens! über den hinzutretenden Contz bricht das väterliche ungewitter los. die besorgte mütter erreicht wol durch ihr bitten, dass der alte sich nicht tötlich an dem sohne vergreift, kann aber nicht hindern, dass er den sohn aus dem hause jagt. den verzweifelnden Contz trifft (2 sc.) Ditz, 'der ander schultheys', der ihn, als er das geschehene erfahren, freundlich ins haus aufnimmt. — Gent kommt (3 sc.) in großer verzweiflung; sie hat durchs dorf gehend gemerkt, dass das geheimnis allgemein bekannt und somit ihrer tochter glück verschert ist. sie erzählt das weinend Metzzen. diese tröstet sie und hofft, dass der himmel noch alles zum guten lenken werde.

V. act. Contz ist ein jahr bei Ditz. da versucht dieser, den erzürnten vater seines schützlings zu besänftigen und für die heirat des sohnes mit Metz umzustimmen. aber Heintz ist unerbittlich. da er aber hat durchblicken lassen, dass er nicht ungerne die heirat des jünglings mit Ditzens tochter Nefs sähe, so macht der 'andere schultheys' Contzen den vorschlag (2 sc.). dieser willigt ein, um dadurch bei seinem vater wider in gnaden aufgenommen zu werden; dabei hofft er: 'vielleicht nimpt mich Metz mit recht für / so ist doch die erste Ehe bleibent'. die künde dringt alsbald zu ohren der Gent, welche (2 sc.) ihre tochter von der sache unterrichtet. diese beschließt, sich ihrem geliebten in den weg zu stellen: 'vielleicht wirdt er ein füncklein der ersten lieb bey sich befinden'. Contz kommt gleich darauf (3 sc.) mit Nefs, auf dem weg ins elterliche haus, woselbst 'die ehe beredung verfertigt' werden soll, daher und lacht Metz an; darüber stellt ihn Nefs zur rede, und Contz erzählt ihr die ganze liebesgeschichte. erstaunt ruft das mädchen: 'wie, hat sie mit ein nacht können verschweigen . . . O wer also ein böß vnerschlossen maul hat | . . . der taug nit in diese Welt'. um ihre eigene schweigsamkeit ins beste licht zu rücken, erklärt sie ihm unbedacht, dass sie sich 7 jahre lang mit dem knecht ihres vaters vergangen und — niemand ein wort davon gesagt habe. jetzt schlägt Contz entrüstet die verschwiegene tugendhafte dirne aus, und setzt es leicht durch, dass Metz seine frau wird. Ditz bleibt nichts anderes übrig, als Nefs seinem knecht zu geben.

Der dichter wendet sich jetzt mit einer conclusio an die zuschauer und schließt mit valete et plaudite.

So viel über die handlung, welche, zumul in an betracht des

einfachen und anekdotenhaften sujets, geschickt genug gehandhabt ist. der dialog verrät gewantheit, der stil ist ungewöhnlich fließend und dem gegenstand durchaus angemessen, die sprache körnig. eine kleine probe wird das am besten beweisen.

III act 1 scene (mitte).

Gel. Güten morgen Genfshirtin.

Geut. Ja güten morgen Genfshirtin / wers nit als viel gewest nachbäwrin / ich solt dir dancken / weyfs nit ob ichs thün mag / jhr reichen wolt auch vns armen jimmer vnterdrucken / was hett es dir geschadet / ob du mich schon mit meinem tauffnaïmen oder aber nachbäwrin genannt hettest / vund den ellenden armen naïmen genfshirtin aufsen gelassen.

Gel. Liebe nachbäwrin ich hab es warlich nit böfs gemeynet / hett ichs gewist / das dich solcher naï solt verdrossen haben (wiewol du es bist) ich wolt dich eben als mehr nachbäwrin oder Geut / als Genfshirtin genennet haben.

Geut. Es ist recht liebe nachbäwrin / spey vnd verachte mich wol / es möchte eine zeit kommen / ich künt vor anderen herfür gezogen werden / ob ich jetzo schon arm bin.

Gel. Gott ist allmechtig wirdt dir durch jhn ein glück beschert / das günte ich dir warlich wol / zürn nür nit das ich dich Genfshirtin geheissen hab / ich wils nit mehr thün.

Geut. Liebe nachbäwrin / es sey dir alles verziehen die weil du gnad begerest /

Gel. Mein nachbäwrin verginn mir etwas mit dir zûreden.

Geut. Sag her liebe Gel / scheme dich nit.

Gel. Du gibest mir ein antwort / daraufs ich mich nicht wol richtē kan / ich halt warlich wer vnsers Schultheyfsen fraw todt / du wirst Schultheyfsin werden / dañ du bist dennoch nit veralt / werst eins Manns noch wol wirdig / sag mir die warheit / ja warumb lachest du?

Geut. Dein / das du so thóricht ding redest.

Gel. Neyn / deine rede bringen mir zû solchen gedancken vrsach / darzû hab ich deine Tochter jetzo aufs dem Dorffe sehen gehen / so frólich mit lachendem munde / als ich sie jhe gesahe / vnseres Schuldtheyfsen Sohn hatt auch gespräch mit jr / vnd giengen mit einander zûm Thor hinnaufs / ich halts warlich Nachbäwrin / es sey etwas vorhanden / dann sie haben auch einander lang lieb gehabt / ach sage mir doch die warheit.

Geut. Ich weyfs vō nichts.

Gel. Warumb lachestu dann darzū.

Geut. Ich lach deiner red / das du meynst / ich sol so hoch daran kommen.

Gel. Neyn fürwar nachbāwrin / es steckt etwas anders dahinden / du lachst nicht vmb sonst.

Geut. Waruñ solt ich nicht lachen / vermeynstu wir arme Genfshirten kündigt zu solchem kōmen?

Gel. Warumb nit / verzeyhe mir nachbāwrin / wañ hab ich dich je also stoltz hören reden als jetzo?

Geut. Hie ist kein stoltz.

Gel. Es düncket mich warlich es sey etwas vorhandē | ach sag mirs doch / auff vnseren alten trawen vnd glauben / den wir zūsammen haben.

Geut. Was sol ich sagen / ich weyfs von nichts.

Gel. Fürwar nachbāwrin / ich lafs dich nicht gehn / wir müssen bafs mit einander daruon reden / vnd wo du es auch nicht thüst / so kan ich auch nit anders gedenken / vnser lieb / freundschaft vnd eynigkeit / die wir bissher mit einander gehabt / sey gar verloschen / etc. — — —

Geut. Ey liebe nachbāwrin / prang nicht zū hoch / geringe leut künē auch zū hohen ehren kommen / du hast mir aber viel liebs als einer armen gethan / das glück künt sich wenden / das ein arme in den Standt kem / einer reichen wider gûts zūthûn. Aber doch ermanstu mich so gar hoch / wo du es verschweigen wolst / solt dû wunder hören.

Gel. Wañ hastu mich je vntrew oder vnuerschwiegē befunden / bedeck dich selbst / mit was verschwiegenheit wir zwo mit einander von jugent auff sein vmbgangen etc. — — —

Geut. Ach du wirst es nicht verschweigen.

Gel. Solt ich das nit können / meynstu wo ichs sagt / ich müst mich nit fürchten / das du etwas meiner heymlichkeit auch nit schweigen wirst, sag frey her?

Geut. O es müfs aber ein jhar verschwiegen bleiben / sonst ist es alles vmb sonst / vnd wirdt mein frend in leyt verwent etc. — —

Gel. Ey da sey Gott für / sag frey her — — — — ich bin der keine die nit schweigen wōllen / dann eins theils sprechen sie haben kein ander schwerdt sich zū wehren / dann im mund / vñ werden zeiten darüber auff die scheyden geschmissen / etc.

Geut. Ach liebe nachbäwrin verschweig es nur / ich hab dich je vnd allweg verschwiegen vnd getrew befunden / halt jetzo auch glauben.

Gel. Liebe mach nicht viel gedings / du wirst glauben vnd verschwiegenheit bei mir finden.

Geut. Ich hoffe nun mein armüt sol sich enden.

Gel. Das sehe ich gerne / aber wie kam das?

Geut. Auff vnsern alten vertrauen wil ich dir es gerne sagen / aber es müß verschwiegen sein.

Gel. Vertrau mir doch / wolte ich dir nichts / auch das heymlichst das ich habe(n) verschwiegen.

Geut. O verschweig es: Contz vnser schultheysen sohn hat mein Tochter zû der Ehe genommen etc.

Diese scene, obwol ein wenig breit, würde doch auch einem modernen dichter keine unehre machen; der autor zeigt sich darin als feiner menschenbeobachter.

Um nun auf sein verhältnis zu Eyb zurückzukommen, so hat sich der verfasser seine selbständigkeit zu wahren gewust. wol nähern sich einige scenen solchen bei Eyb, besonders in der Philogenia, aber nur so allgemein, dass kaum von einer nachahmung die rede sein kann. und directe anklänge hat mir ein, freilich flüchtiger, vergleich aufser dem s. 227 erwähnten nicht ergeben. übrigens würden solche einzelnen entlehnungen nichts an der tatsache ändern, dass unser unbekannter dramatiker nur in der form von Eyb gelernt hat.

Neben Eyb dürfte er — die act- und sceneneinteilung spricht schon dafür — auch mit dem damaligen lateinischen drama bekannt gewesen sein, wenn unsere 'hübsche lustige vnd nützlich Comedia' nicht etwa selbst die bloße übersetzung eines humanistendramas ist¹.

¹ [Stiefel vermutet recht: es ist lediglich die sehr freie und lebendige übersetzung der steiferen und knapperen, wundersam genug in distichen abgefassten 'Comoedia lectu utilis et iucunda, tractans de matrimonio aliisque rebus scitu dignis, authore Materno Steyndörffer. Moguntiae excudebat Ivo Schöffler. Anno MDXL. (in Göttingen Poet. 608). schon der lateinische dichter gebraucht bemerkenswerter weise die zu Eyb stimmenden deutschen namen, denen er im personenregister lateinische idyllennamen zur seite setzt: so heisst Heintz auch Menalcas, Contz Coridon, Metz Martha, Geut Guttha, Gel Katta, Gotz Mopsus, Seitz Damoetas, Ditz Palaemon, Nefs Nisa. Elsas name bedurfte ihm keines lateinischen doppelgängers: in den versen selbst meidet er beide namenreihen. das tüchtige lateinische original ist eine entschieden auffallende erscheinung, die mehr beachtung verdiente, als ihr bisher geworden. Roethe].

ferner weist die figur des herolds (*preco*), der volkstümliche stoff und ton auf den einfluss des volksdramas hin.

Nürnberg.

A. L. STIEFEL.

BRUCHSTÜCK EINER ALTDEUTSCHEN EVANGELIENHARMONIE.

Die k. k. universitätsbibliothek in Graz bewahrt ein pergamentblatt, welches zweispaltig beschrieben ist, 33,5 cm. in der höhe, 23 cm. in der breite mißt, doch ist an der seite der länge nach ein streifen weggeschnitten worden, so dass die spalten a und c unvollständig sind. der untere rand ist sehr breit, 6,5 cm., und das passt zu dem gesamteindruck des blattes, dessen schrift im 14 jahrhundert mit ganz ungewöhnlicher sorgfalt hergestellt worden ist. 35 mit tinte vorlinierte zeilen stehn auf einer der spalten, welche durch tintenlinien eingerahmt werden. das bruchstück hatte als umschlag für einen nicht mehr festzustellenden octavband gedient und ist darnach entsprechend zugeschnitten worden, auch sind einzelne stellen stark abgerieben und durchlöchert.

Das blatt gehört zu einer deutschen evangelienharmonie, und zwar sind in dem erhaltenen übersetzt: Joh. 14, 28—30; Luc. 22, 35—39; Joh. 15, 1—27; 16, 1—15. die sprache ist offenbar mitteldeutsch gefärbt; vielleicht hat ein alemannischer schreiber eine mitteldeutsche vorlage benutzt? bedenklich machen die zahlreichen *r* über vocalen. sie sind so flüchtig und mit so blasser, stellenweise fast erloschener tinte übersetzt (mit ausnahme des *r* in für Joh. 15, 6), dass ich sie anfangs für später eingetragen hielt. allein das wird sich doch nicht annehmen lassen, denn ein späterer corrector hätte doch jedesfalls die zahlreichen ganz auffallenden fehler und auslassungen des textes gebessert, welche die zierliche schrift entstellen. die mitteldeutschen eigenheiten der lautgebung mussten es schon nahe legen, an eine mögliche verwantschaft der reste mit der für Matthias von Beheim angefertigten mitteldeutschen evangelienübersetzung (herausg. von Reinhold Buchstein 1867) zu denken. ich habe beim abdruck des fragmentes — auch zur controlle des textes — die entsprechenden sätze aus Beheims evangelienbuch hinzugefügt. daraus ergibt sich, dass trotz mannigfacher verschiedenheiten in der tat beziehungen zwischen der evangelienharmonie und der evangelienübersetzung obwalten; wahrscheinlich wird man diese für älter zu halten haben als jene. damit ist

man freilich nicht gesagt, dass gerade die *Beheimsche* übersetzung die quelle unserer evangelienharmonie gewesen ist, vielmehr meine ich, beide sind zweige der überlieferung einer mittelhochdeutschen bibelversion, deren verbreitung und einfluss sehr ausgedehnt war. jedesfalls muss man dazu auch die von Heppé Zs. 9, 267 ff gedruckten bruchstücke aus Matthäus, Marcus und Lucas rechnen, sowie die ebendort s. 265 f angeführten andern texte. [Edward Schröder verweist mich auf das dritte heft von Walther *Die deutsche bibelübersetzung des mittelalters*, das mir, da ich erkrankt war, bis jetzt noch nicht zu gesicht gekommen ist. dort wird auf s. 493 ff von der hs. einer evangelienharmonie gesprochen, welche sich in München befindet und mit Beheims übertragung genau zusammenhängt. — 5.7.92.] einer genauen vergleichung dieser und weiterer überlieferungen wird man sich nicht entziehen können, wenn man die geschichte der deutschen bibelübersetzungen des frühen mittelalters gründlich behandeln und zur würdigung des bedeutenden einflusses von Mittelddeutschland auf diesem gebiete vordringen will. zur zeit sind noch die wichtigsten hilfsarbeiten Josefs Haupts Beiträge zur litteratur der deutschen mystiker (WSB bd. 76 und 94).

a. (Joh. 14, 28) gen wider zu uch, und minnent ir mich, sicherlich ir fröitent uch, wann ich gen zu dem vater, wann der vater ist gröser denne ich. (29) Nu sag ich ez uch, daz ez geschehe, daz ir ez gelaubent, so es geschihet. (30) Ich sol iezent nit vil mit ù hie sprechen, wann der kunig dirre welt kumet und enhat nit an mir. (Luc. 22, 35) Do sprach Jesus aber zu sinen jungern: Do ich uch sante ane sak und ane taschen und ane schuhe, gebrast uch da ihtes? (36) Do sprachen sie: nihtes nit. Do sprach aber Jesus zu in: Der hab einen sak, der hab auch ein teschen dar zu; und der dez nicht enhab, der verkauf sinen rok und kauf ein swert. (37) Wann ich sage uch, daz

Beheims evangelienbuch: Ich gê unde kûme wider zû ùch. Und ob ir mich lib hettet, sicherlichen ir vrowitet ùch, wan ich gê zû dem vatere, wan der vatir ist grözir wan ich. Und nû habe ich iz ùch geseit, êr wan iz geschê, ûf daz ir gloubit, wan iz geschên wirt. Ich sal iezunt niht vile mit ùch reden, wan der vûrste dirre werlde kûmit unde hât an mir nihtis niht. — Und her sprach zû en: Dô ich ùch sante sunder seckelin und taschen und geschûede, wie gebrach ùch dô ihtes? Und si sprâchin: Nihtis nicht. Und darumme sprach her zû en: Wer ahir nû ein seckilin hât, der hebe ouch des glich eine taschen; und der niht inhât, der verkaufe sinen rok und koufe ein swert. Wan ich sage ùch, daz noch waz

die schrift müz erfüllet werden in mir, die da sprichet: mit den ungerichten sol er geachtet werden; und allez daz von mir geschriben ist, daz sol ein ende haben. (38) Do sprachen die jungern: herre, hie sint zwei swert. Do sprach er: ir ist genüg. (39) Do sprach aber Jesus (*Joh. 14, 31*): daz die welt bekenne daz ich den vater minne, so stent uf und gen wir von hinnen. (*Luc. 22, 39*) Do daz gesprochen waz, do gieng er us nach siner gewonheit und quam uf den berg Oliveti. und da sprach er zu sinen jungern.

Sante Johannes sprichet. (*rot*)

D(*rot*)a sprach unser herre Jesus Christus zu sinen jungern (*Joh. 15, 1*): Ich bin ein ware winrebe und min vater ist ein ackerman. (2) und alle die winreben die in (*durch puncte getilgt*) mir nit frucht bringet, die sol man ablahen; und alle die frucht bringet, (*b*) die sol man reinen. (3) Ir sint nu rein durch die rede, die ich uch gesaget hau. (4) so belibent in mir und ich sol beliben in uch. wann alz die winrebe nit enmag frucht bringen von ir selber, si belib denne an dem winstok, also enmügent ir kein frucht bringen, ir belibent denne in mir. (5) Ich bin der winstok und ir sint die winreben; und der in mir belibet, der bringt vil fruchte, wann an (*e überges.*) mich enmügent ir nit getun. (6) und der in mir nit belibet, der sol us geworfen werden und sol dorren alz die winreben die ertorret sint, die man nemen sol und in daz für werfen und lazen brinnen.

geschriben ist, daz müz ifullit werden an mir und daz her mit den ungerichten geachtit ist. Unde darumme alle di dinc di von mir geschriben sint, di habin ein ende. Und si sprächin: Sich herre, zwei swert sint hi. Und her sprach zû en: Ir ist genüc. — Abir uf daz di werlt bikenne daz ich den vater lib habe, und also mir der vater daz gebot gigebin hât, alsô tû ich. Stêt uf und gè wir von hinnen! — Und her ginc ûz nâh siner gewonheit uf den berc der oleiboume. — Ich bin ein wâr winstok und min vater ist ein ackirman. Eine icliche winrebe, di in mir niht vrucht bringet, di sal her abe houwin, und ein icliche, di da vrucht bringet, di sal her reinigen, uf daz si mër vrucht bringe. Ir sit iczunt reine durch di rede, di ich uch zû gesprochen habe. Blibit in mir und ich sal bliben in uch. Also di winrebe keine vrucht mac brengen von ir selber, nûr si blibe in dem winstocke, alsô inmüget ouch ir, nûr ir blibit in mir. Ich bin der winstok und ir di winreben: wer in mir blibet und ich in ime, der bringet vile vruchte, wan âne mich sò mügit ir nichtis nicht getûn. Und wer in mir niht inlibet, der wirt ûz geworfen also di winrebe und dorrit: und si sullen si zû samene lesin und in daz für werfin, und si bûrnet. Und

(7) belibent in mir und belibent mine wort in uch, waz ir danne wolt, daz sôlt ir biten, und sol ez uch geschehen. (8) In dem ist min vater clarificiret, daz ir vil frûhte bringent und belibent min junger. (9) alz mich der vater geminnet hat, alzo hab ich auch uch geminnet. (10) ist daz ir mine gebot behaltent, so belibent ir in miner minne. (11) daz han ich uch gesaget, daz min frôude in uch si und daz üwer freude vol braht werde. (12) daz ist min gebote, daz ir uch under ein ander minnent, alz ich uch geminnet han. (13) wann grôzer minne hat nieman denne daz ieman sin sele geb für den andern und für sin frünt. (14) Ir sint aber min frünt, tunt ir, daz ich uch geboten han. (15) Ich heis uch ietzunt knechte, wann der knecht enweiz nit waz der herre tut. Ich han uch fründe geheissen, wann allez daz ich von minem vater gehôret han, daz han ich uch geseite. (16) Ir hant mich nit erwelet, und han (c) ich uch gesant, daz ir gand und fruchte bringent, und in uch belibe, und allez daz ir dem vater in minem namen, daz er uch daz gebe. (17) und dis gebûte ich uch, daz ir ein ander minnent. (18) Ist daz uch die welt hasset, wissent, daz mich die welt vor uch gehasset hat. (19) werent ir von der welt gewesen, die welt uch geminnet; wann aber ir von der welte nit ensint, mer ich hab uch erwelt von der welte, dar umb hasset uch die welt. (20) Gedenkent ob ir blibet in mir und bliben mine wort in uch: waz ir wolt, daz sult ir bitten, unde iz geschit uch. Und in disme ist clarificiret min vater, daz ir di meiste vrucht bringet und werdet gemachit mine jungern. Also mich der vater lib hât gehabt, alsô habe ich uch lib gehât. Blibet in miner libe! Und ob ir mine gebot haldet, sô blibet ir in miner libe, also ich ouch mines vateres gebot habe behalden und blibe in siner libe. Diz habe ich uch zû gesprochen, uf daz mine vroude in uch si und daz üwer vroude irfullit werde. Diz ist min gebot, daz ir uch lib habit undir ein andere, also ich uch lib habe gehabt. Wan grôzir libe wan dise hât nimant, wan daz imant sine sêle setze vor sine vründe. Ir sit mine vründe, ob ir tût waz ich uch gebite. Wan ich inheize uch iczunt nicht knechte: wan der knecht weiz niht waz sin herre tât. Abir ich habe uch vründe geheizen: wan alliz daz waz ich gehôrt habe von minem vater, daz habe ich uch kûnt getân. Und ir habit mich niht ûz irwelit, abir ich habe uch ûz irwelit und habe uch gesatzit, daz ir gêt und vrucht brengit unde daz üwer vrucht blibe, uf daz waz ir bittet den vater in mine namen, daz gibet her uch. Diz gebite ich uch, daz ir uch lib habit undir ein andere. Abir ob uch di werlt hazzit, sô wizzet, wan si mich er wan uch zû hazze hât gehabt. Und wêrit ir von der werlde gewesit, die werlt hette lib daz ire was; wan ir abir von der werlde niht insit, abir ich habe uch ûz irwelit von der werlde, und durch diz hazzit uch di werlt. Gedenkit miner rede, di ich uch gesagit

miner rede, die ich uch geseit han. Der knecht en ist nit gröser denne der herre. Hant sie mich gejaget, so sollen wir ùch jagen; hant si min rede behalten, so sullen sie auch ùwer rede behalten. (21) sie sullen aber dis tun in minem namen, wann sie bekennent sin nit, der mich hat gesant. (22) Enwer ich nit kumen und hette in nit zu gesprochen, sie kein sunde. Nu hant sie aber enkein unschuldigung von iren sunden. (23) Der mich hasset, der hasset minen vater. (24) und enhette ich nit die werk getan, so betent sie nit sunden. Nu hant sie gesehen und hant gehasset mich und minen vater. (25) Daz di rede erfullet si und werde, die in ir . e . gescriben ist: Sie hant mich vergeben gehasset. (26) So aber der troster kumet, den ich uch senden sol von dem vater, den geist der warheit, der von dem vater aus gat, der sol gezügnisse geben. (27) Ir solt geben, wan ir von dem beginne mit mir gewesen sint. (*Joh. 16, 1*) daz hab ich uch geseit, daz ir iht geergert werdent. (2) wann sie sullen uch uz irer (*d*) gemeinschaft werfen. Aber die zit *sol kumen*, daz ein ieglicher sol wenen, so *er uch* tötent, gotte einen dienst ze tun. (3) *Wann* sie nit bekant hant den vater noch *mich*. (4) Dis han ich geseit vor . e . daz ez *geschehen ist*, So die stunde kume, daz ir gedenckent, daz ich ez uch geseite habe. (5) dis enhan *ich uch* nit geseite von dem beginne, wann *ich* waz mit uch, und gen nu (*darnach i unterpunctiert*) zu dem der *mich* gesant hat, und nieman von uch fraget mich: war gestu? habe: der knecht ist niht grözir wan sin herre. Ob si mich durchhëchtit habin, sô sullin si ouch ùch durhëchten; und ob si mine rede behalden haben, so sullen si ouch ùwere behalden. Abir diz sullen si ùch alliz tûn durch minen namen, wan si bekennen sin niht, der mich gesant hât. Und wêre ich niht kûmen und hette en niht zû gesprochen, sô inhetten si niht sunde. Abir nû inhaben si keine intsculdigung von iren sunden. Wer mich hazzit, der hazzit ouch minen vater. Und hette ich niht di werc getân undir en, die nimant anders getân hât, sô hetten si niht sunde. Abir nû habin si sie gesehin und gehazzit mich und ouch minen vater. Abir ùf daz irfullit werde di rede, di in irre êe gescriben ist: Wan si habin mich vorgebins zû hazze gehabit. Wan abir kummit der tröstere, den ich ùch senden sal von dem vater, den geist der warheit, der von dem vater vor gêt, der sal gezügnisse gebin von mir. Und ir sult gezügnisse gebin, wan ir von dem beginne mit mir sit. — Diz habe ich ùch zû gesprochen, ùf daz ir niht geergert werdet. Wan ùz der synagogen sullen si ùch werfin, abir di stunde sal kûmen, daz ein iclicher, wer ùch tötet, wênit gote ein dienst tûn. Abir diz tûn si ùch, wan si habin niht bekant den vater noch mich. Abir diz habe ich ùch zû gesprochen, ùf daz, wan ire stunde kummit, daz ir gedenkit, wan ich iz ùch gesagit habe. Abir diz habe ich ùch von dem beginne niht geseit, wan ich was mit ùch und nû gê ich zû ime, der mich gesant hât.

(6) Wann ich dis gesprochen han, so hat betrübnisse erfüllet über herze. (7) Ich sage aber die warheit (*darnach* Ich *unterpunctiert*): Ez ist uch nütze, daz ich von uch var. wann var ich von uch nit, So kumet der tröster nit zu uch; und gen aber euweg, so sende ich in den tröster zu uch. (8) und so er kumet, so sol er die welt berespen von iren sunden und von der ungerichtigkeit und von dem urteil. (9) von der sunde: wan sie bekant hant und an mich nit gelaubt hant. (10) von der gerechtikeit: Ich gen aber zu dem vater und iezent solt ir mich sehen. (11) von dem urteile: wann der furst von dirre welte ist iezent verurteilt. (12) Noch hau ich uch vil ze sagene, Ir enmüd ez aber nu nit getragen. (13) So der geist der warheit, der sol uch leren alle warheit; er en sol aber nit sprechen von im selber, sunder waz er wirt horende, daz wirt er sprechende, und die ding, die kunftig sint, die wirt er sprechende. (14) er sol auch mich klarificiren und sol von minem und sol ez uch (*aus* auch *gebessert*) kund tûn. (15) allez daz min (*aus* man *gebessert*) vater hat, daz ist min. Dar umb seit ich —.

Graz.

ANTON E. SCHÖNBACH.

und nimant üz uch vregit mich: war gëstu? Abir wan ich uch diz zû gesprochen habe, sô hât di türikeit irfullit über herze. Abir ich sage uch di wârheit: iz fûgit uch, daz ich von uch gë, und ob ich niht inwec gë, sô sal der tröster niht zû uch kûmen; gë abir ich inwec, sô sal ich en senden zû uch. Und wan her kûmit, sô sal her bestrâfin di werlt von der sunde und von girechtikeit und von dem urteile. Von der sunde wêrlichen: wan si niht gloubin in mich. Abir von der gerechtikeit: wan ich zu dem vater gë und iczunt insehnt ir mich niht. Abir von dem urteile: wan der vâste dirre werlde ist iczunt geurteilt. Noch habe ich uch vile zû sagine, abir ir mûgit iz nû niht getragen. Wan abir kûmit der geist der wârheit, her sal uch lëren alle wârheit, wan her sal niht reden von ime selbin; abir waz her wirt hõren, daz sal her reden, und waz kunftic ist, daz sal her uch kûndigen. Her sal mich clârificiren, wan her sal iz von mine nemen und uch kunt tûn. Allez daz der vatir hât, daz ist min. Und durch diz habe ich uch gëseit —.

ZU DEN MIRAKELN DES HEIL. NICOLAUS.

(ZS. 35, 401.)

1. Hr. dr Traube in München hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass von den beiden dramatisierten Nicolauslegenden die erste seit dem j. 1834 zu wiederholten malen aus der hs. zu Orléans nr 178 des 12 jhs., die dem kloster S. Benoît sur Loire entstammt, abgedruckt worden ist, so ua. bei Thomas Wright *Early mysteries*, London 1844 s. 3 ff und bei Coussemaker *Drames liturgiques*, Rennes 1860, s. 83—99 mit noten. diese viel reichhaltigere form ergibt, dass unsere hs. gleichsam nur

einen schlechten auszug bietet, der den gang der handlung durchaus nicht klar erkennen lässt. der von mir zu str. 18, 1 unter den text gesetzte anfang ist danach als *Gratiarum ergo* zu lesen, aber das weitere fehlt. mit diesen unzusammenhängenden worten endet unser excerpt, die fortsetzung gehört der zweiten legende an. diese folgt in der hs. von Orléans und in den ausgaben gleichfalls auf die erste, aber in so abweichender bearbeitung, dass hier die Hildesheimer hs. allerdings etwas neues bringt. — die litteratur verzeichnet Petit de Julleville *Les mystères* 1 (Paris 1880) s. 48. 70, wozu noch Gall Morel in dem Anzeiger für kunde der deutschen vorzeit VI (1859) s. 207 f nachzutragen ist. ebenso wie die hs. in Orléans muss auch die in London dem 12 jh. angehören nach dem darin angewendeten rhythmus, s. WMeyer Antichrist s. 159. Traube weist noch auf anklänge unseres kleinen vagantendramas an die klage des Ödipus (*divi patris infausta pignora*) hin.

Berlin im januar 1892.

E. DÜMMLER.

2. auf die hs. von Orléans war auch ich inzwischen aufmerksam geworden, und zwar durch die arbeit eines meiner zuhörer: vgl. RHaage Dietrich Schernberg und sein spiel von frau Jutten (Marb. diss. 1891) s. 91. es ist die reichhaltigste aller lateinischen dramenhandschriften, denn sie enthält aufser vier Nicolausmirakeln ein dreikönigspiel, einen 'ordo Rachelis', eine osterfeier (Lange 223), den gang nach Emmaus, die bekehrung Pauli und die auferstehung des Lazarus, im ganzen also 10 stücke. nun ist es sehr bemerkenswert, dass nach des sachkundigen Lange ausföhrungen (Die latein. osterfeiern s. 166) die osterfeier dieser hs. unter den französischen eine isolierte stellung einnimmt: es ist 'die einzige feier aus Frankreich, welche den wetlauf enthält', dessen inscenierung freilich von der in den deutschen stücken üblichen erheblich abweicht. dazu tritt weiter die beobachtung, dass auch das dreikönigspiel von Orléans den deutschen fassungen (von Einsiedeln, Strafsburg und besonders Freising) näher steht als irgend ein anderes französisches weihnachtsofficium. schliesst sich nun als drittes die neue tatsache an, dass das mscr. von Orléans mit einem aus Hildesheim stammenden zwei Nicolausspiele gemeinsam hat, so gewinnt jene inhaltreiche sammelhs. die grösste bedeutung für die internationale geschichte des ältesten kirchlichen dramas.

Wir bedauern auch nach einsicht der älteren litteratur keineswegs, den Londoner fund wörtlich abgedruckt zu haben. abgesehen davon, dass dem zweiten mirakel in der neuen fassung, wie EDümmeler bemerkt, eigene bedeutung zukommt, kann ich auch die Hildesheimer überlieferung des ersten nicht blofs für ein rohes excerpt halten. gewis ist der text vielfach entstellt, aber die fassung, auf die er zurückgeht, scheint mir alttümlicher als die von Orléans, in der ich vorläufig die einföhrung der drei schwiegersöhne, die jedesmal wie am draht gezogen erscheinen,

sobald der beutel mit der mitgift hingeworfen wird, für etwas jüngeres halten möchte. nur in diesen kleinen plusscenen wird die strophenform verlassen, die für unsere mirakel charakteristisch ist. [Dümmler verweist noch auf Romania 21, 323.]

Nicht unmöglich, dass sich diese kleinen dramatischen bilder in kirchlichen aufführungen bis zum ausgange des mittelalters erhielten, wie die alten lateinischen osterfeiern ja auch neben den großen oster- und passionsspielen in den landessprachen fortbestanden. wenigstens möchte ich vermuten, dass auf directer reminiscenz an das erste mirakel die verwante scene beruht, welche der compiler des Künzelsauer fronleichnamsspielles seinem opus einverleibte (bl. C 18). es treten darin auf: 'pater filiarum', 'Nicolaus', 'prima, secunda, tertia filia'; vgl. TMansholt Das Künzelsauer frlsp. (Marb. diss. 1892)s. 80 f. dass auch hier die 'generi' fehlen, will ich als stütze meiner oben ausgesprochenen hypothese vom höhern alter der Hildesheimer fassung nicht verwerten: der Künzelsauer ist selbst viel zu sehr excerptor, um dafür zeuge sein zu können.

KÜNZELSAUER FRONLEICHNAMSSPIEL C 18.

Accedat pater filiarum et dicat ad eas:

Ich sag euch, dochter allgemein,
und komt uber ein,
wy ir euch mocht ernern.
dan ir dorft euch an mich nit kern:
ich bin zu armut kumen,
das weinfullen und spil hat mir mein gut genomen.

Nicolaus accedat et dicat:

Libe kint, bedenckt euch eben,
ewer kewschait solt ir behalten eben
und ruffent den barmhertzicken got an.
der euch wol ernern kan.
nement hin das ratt golt
und seyt der rain kewschait holt
und huttent euch vor sundtigen dingen:
so mag euch nit miszlingen.

Prima filia respondeat Nicolao:

In got wil ich mich ergeben
und wil gen in ein dugentlichs lebn.

Secunda filia respondeat:

Wir wollen von allen sunden lan
und wollen in ein gotlichs leben gan.

Tertia filia respondeat:

Ach her got, so weisz mich,
das ich das himelrich verdin umb dich.

ERHART GROSS DER VERFASSER DER GRISARDIS.

Die in der Zs. 29, 373 ff von mir herausgegebene Grisardis glaubte ich Albrecht von Eyb zuschreiben zu dürfen und, so weit ich sehe, ist meiner Vermutung nicht widersprochen worden. dennoch muss ich nun selbst bekennen, dass sie irrig war. indem ich mir eingehendere erörterung vorbehalte, möchte ich jetzt nur den irrtum als solchen aufdecken, um nicht seiner weitem verbreitung und verwertung [s. zb. Germ. 37, 201] vorschub zu leisten. bald nach meiner sich auf zwei handschriften stützenden publication war mir die im wesentlichen zu meinem text stimmende, wenn auch im einzelnen oft abweichende Erlanger hs. bekannt geworden (Anz. xv 250. Germ. 37, 202); auf die Wolfenbüttler hs. 44. 15 aug. fol. hat Bolte Zs. f. d. ph. 21, 474 hingewiesen. erst jüngst aber wurde ich auf eine bereits 1833 von Hoffmann von Fallersleben in Aufsess Anz. 2, 11 ff. 125 besprochene hs. (r 4^o 77) der kgl. universitätsbibliothek zu Breslau, die früher im besitz der dortigen Augustinerchorherren war, aufmerksam, und ich sage auch an dieser stelle der Breslauer bibliotheksverwaltung meinen dank, dass sie mir die benutzung der hs. hier in Tübingen ermöglichte. die handschrift stammt aus dem jahre 1436, ist von einer hand geschrieben, die auf dem untern rande von bl. 1^a den inhalt der handschrift folgendermassen angibt: *Das buch ist der* (hierauf rasur) *vnd hat in ym das cordial von dem sterbē. von dem iūgsten urttail. von der hell. vnd von dem hymelreich. von dem gelobtē land. von gaitlichkeit. vnd von eelichem leben in tugenden.* es sind damit vier schriften gemeint und zwar: 1) bl. 1—63 das Cordial, ein asketischer tractat, der in vier abschnitten vom tode, vom jüngsten gericht, von der hölle und vom ewigen leben handelt. es ist eine citatensammlung aus der bibel, aus kirchenvätern und profanschriftstellern, nach bestimmten Gesichtspuncten geordnet, im jahre 1420 von einem *lerer* zusammengestellt und 1436 von Erhart Gross, carthäuserpriester in Nürnberg, aus dem lateinischen 'in deutsche zungen gewandelt': *doch hab ich aufsen gelaßen eygenschaft der capitel der pücher die do werden gemelt, dar vmbe das es den layen niht nütz ist vnd wirt auch gemainlich gefelscht von übirsehen der schreiber. Aber die lerr ist volkumenlich beschríben.* am schluss (bl. 63^b) findet sich der ver-

merk: *volpracht ist diefs werg in nürenperg ze den cartheusern noch christi gepurt CCCC vnd XXXVI iarr am pfnstay in der pfingst wochen von dem do selbens geschriben mit aygner hand dir herr got.* hierauf folgt 2) *An dem tag hub er an, der selb, zu schreiben vnd zusammen settzen das püchlein das er noch volget von etlichen sachen des hymels, von dem irdisschen paradeifs vnd von dem gelobten lande vnd ierusalem.* dieses zweite werk umfasst bl. 64—89 und ist am anfang defect; es scheinen zwei oder drei blätter ausgerissen zu sein. auch hier handelt es sich um eine compilation, doch ist compiler und übersetzer möglicherweise eine und dieselbe person, dh. Erhart Gross. am schluss heisst es bl. 89^b: *Noch christi gepurt CCCC hundert vnd XXXVI iarr sein an gehaben vnd volendet die püchlein die hye noch einander stehen. pitt got vor den der sie hat gemacht vnd selber mit seyner hand geschriben.* 3) bl. 90—105^b *Nunnenweg heist dietz puch,* dessen inhalt ich in kürze nicht besser angeben könnte als es eine schon von alter hand beigefügte notiz tut: *Concordat ad materiam de imitatione Christi.* der tractat hat gleichfalls Gross zum verfasser, wie die schlussbemerkung auf s. 105^b lehrt: *Wer diß puch aufs schrebet, den pit ich daz er diß schriftlein nicht aufsen las, daz mein gedechtniß bleib in dem herzen des innigen menschen, der sein leben auß diesen püchlein pessert. Amen.* endlich 4) bl. 105^b—125^b *Diefs puch heist der Grysard.* wenn Hoffmann aao. sp. 13 sagt: 'ist weiter nichts als lob und empfehlung der keuschheit in der geschichte des markgrafen Grisard', so zeigt er damit jedesfalls, dass er in der lectüre 'des Grisard' nicht weit gekommen ist. es handelt sich vielmehr um die von mir nach andern hss. veröffentlichte Grisardis. der titel 'der Grisard' besagt so viel wie: der Grisardtractat. leider bricht die hs. im zwölften capitel (in meinem text 422, 29 nach *mich*) ab; es folgten noch zwei blätter, die aber ausgeschnitten sind. gewis stand auch hier am schluss eine notiz über den verfasser, doch lässt sich auch so der nachweis führen, dass Gross ebenfalls für die Grisardis als verfasser anzusehen ist. nicht nur, dass die art der überlieferung dafür spricht, dass im einzelnen sich berührungspunkte mit den vorhergehenden schriften finden¹: in einer andern

¹ das wortspiel *prelaten-Pilaten* Gris. 405, 31 (vgl. Schade Satiren und pasquille III 273, 29; Fischart Bienenkorb (Vilmars 11 ausg.) B 4^a *Prelati werden Pilati nach SBernhardi meinung*) findet sich auch im

schrift desselben verfassers, in dem öfter gedruckten Laiendoctrinal, bekennt sich Erhart Gross ausdrücklich als autor: im 18 cap. des zweiten buches, in dem die frage *Wie der man sol halten sin wipp* behandelt wird, heisst es nämlich: *als ich — do habe vor syten verschrieben zû latin vnd zûtütsche in einer historien, die do heiset Gry(s)aldis. vnd were dye will lesen oder abscriben, der findet sye zî Nürenberg zû den carthüsern vnder den büchern die zû latin vnd zû tütsche hat do selbest verschrieben selber vnd gedichtet mit der hilffe christi ein karthüser genant Erhart gros.*

Was wir über Erhart Gross wissen, ist nicht viel. ich werde seinen spuren weiter nachgehn¹; vorläufig muss ich mich auf folgende notizen beschränken. schon Hoffmann verwies auf Wills Nürnb. gelehrtenlex. iv 415. v 424 und auf JFRoth Gesch. und beschreibung der Nürnberger karthause, wo s. 114 Erhart Gross mit der jahreszahl 1449 erwähnt ist. er gehörte vielleicht der bekannten, in den Nürnberger chroniken so oft begegneten familie an². von den vier oben genannten werken der Breslauer hs. wurde gedruckt nur das 'Cordial oder ein Buch von den vier letzten Dingen. Aus dem lateinischen'. o. o. u. j., vgl. Sinceri Neue samml. von lauter alten und raren büchern, 5 stück, s. 376. dagegen liegt das Laiendoctrinal in mehreren drucken vor, die Panzer Ann. i 28. 157. 203, zusätze s. 10. 75 und Hain unter nr 8083—8086 verzeichnen; die datierten drucke stammen aus den jahren 1485 und 1493. das werk selbst verfasste Gross im jahre 1443. es ist eine prosabearbeitung des im

Cordial bl. 23^b: *prelaten, ich sprich nicht pylaten.* das verhältnis zwischen weltlicher und geistlicher obrigkeit und den untertanen (vgl. Zs. 29, 439) beschäftigt den verf. auch im Cordial (bl. 23^b), im Nonnenwerk (bl. 93^b) sowie im noch zu nennenden Laiendoctrinal. Nonnenwerk bl. 104^a reflectiert Gross über die schattenseiten der im leben hochgestellten in ähnlichem geiste wie der markgraf in der Grisardis über die nachteile der ehe. wenn die übereinstimmungen nicht augenfälliger sind, so erklärt sich dies daraus, dass die Grisardis abgesehen von einigen capiteln im beginn im fortlaufenden erzählungston abgefasst ist, während Cordial, Nonnenwerk und Laiendoctrinal im wesentlichen sentenzensammlungen sind, das oben an zweiter stelle genannte hsl. werk aber überwiegend geographischen inhalts ist.

¹ [eine inzwischen im Städt. arch. zu Nürnberg durch herrn dr Reicke angestellte nachforschung ergab keine ausbeute.]

² [Marquard Mendel, ein enkel des bekannten Conrad Gross, der stifter des spitals zum hl. geist in Nürnberg, war der gründer der karthause (dr Reicke).]

jahre 1345 aus lateinischen quellen compilierten ndl. gedichtes Die dietsche doctrinael (hg. von Jonckbloet 1542), das im Leyen doctrinal (hg. von Scheller 1825, vgl. JGrimm Kleinere schriften iv 290 ff) auch in nd. behandlung vorliegt. die kgl. öffentl. bibliothek zu Dresden besitzt die Gross'sche prosa hslich aus dem 15 jh. (M 182, vgl. den Dresdner hsscatalog ii 485). die vorrede beginnt (bl. 1): *An paulum förchtel purger zu nürnberg — von erhart grossen prister do selb. Als du mir, paule, pey ortolf stromer in der zal der iar ihesu christi virzenhundert vnd dren mit virtzig iaren, deym swoger, schigkest eyu puch verscriben zu deutsch in brabantzer zunge usw. bl. 69: Hie endet sich das drit puch des doctrinalfs der layen. vnd es ist volbracht noch christi gepurt virzehen hundert vnd xliij iar. in dem zwelften iar des concilig zu basel. in dem dritten iar des römischen küniges er frydreichfs. ein geporner hertzog von österreich.* auch in Nürnberg findet sich eine hs. des werkes (nr 55. 4^o, s. den Cat. der stadtbibl. zu Nürnberg. 1 abt. s. 16). ich benutzte das Stuttgarter exemplar eines undatierten druckes: 'Hye heben sich an dry bücher des doctrinalfs für die leyen gemacht zû tütsch So das die cappittel hye nôch wisen Als man in diesem büch über yetlichem cappittel wie hie nôch gemeldet stat geschriben findet'. eine andere undatierte ausgabe gibt auf s. 4 einen holzschnitt, der den verfasser auf dem lehrstuhl und einige zuhörer um ihu herumsitzend vorstellt. aufer den genannten werken von Erhart Gross begegnen noch folgende hslich: der cgm. 623 vom jahre 1440 enthält 43 gespräche der karthäuser zu Nürnberg von den zwei geburten Jesu Christi, aufgeschrieben durch bruder Erhart Gross, der elm. 14952 vom jahre 1452 De sacramento eucharistiae. reden 'super oracione dominica', von Erhart Gross *vormals verscriben* für die dominicanerinnen zu SKatharina in Nürnberg, bewahrt eine hs. der bischöflichen seminarbibliothek zu Mainz, die FWERoth soeben in der Germ. 37, 193 besprochen hat. des letzteren bemerkung 'Erhart Gross ist in der litteraturgeschichte nicht näher bekannt' ist nach diesen notizen, die ohne sonderliche mühe zusammen getragen werden konnten, zu berichtigen.

Es kann also kein zweifel mehr über den verfasser der zuerst lateinisch abgefassten und dann verdeutschten Grisardis obwalten, und Eyb hat nur diese Grisardis gekannt und benutzt. die parallelstellen aus dem Ehebüchlein Eybs, auf die ich unter dem

texte der Grisardis aufmerksam machte, sind als gelegentlich übrigens stilistisch redigierte excerpte aus der Grisardis des Erhart Gross aufzufassen; sie sind jenen abschnitten entnommen, die die vor- und nachtheile des ehelichen standes theoretisch erörtern und durch beispiele, die wir auch sonst öfter in dieser art litteratur verwertet finden, illustrieren. Gross hat seine belege vorwiegend aus dem ersten buche des tractates des Hieronymus contra Jovinianum c. 43—49 geschöpft. wie Chaucer diese schrift heranzog, so könnte auch der vielbelesene und viel citierende Albrecht von Eyb dem originale selbst seine citate entlehnt haben und sogar wörtliche übereinstimmungen in der wiedergabe der vorlage bei Gross und Eyb wären hier und da erklärlich ohne die annahme eines abhängigkeitsverhältnisses. auch der umstand, dass Gross ein paar mal bei seiner vorlage umstellungen vornimmt (zb. Gris. 380, 30 ff vgl. Migne 23, 281. 280; Gris. 393, 1 ff vgl. Migne 23, 275), die der Eybsche text ebenfalls voraussetzt (s. Heirmaans neudruck 9, 20 ff. 14, 7 ff), nötigte an sich noch nicht, bei Eyb benutzung der Grisardis anzunehmen, da diese umstellungen bereits in der lateinischen Hieronymus-vorlage stehn konnten, die vielleicht selbst nur ein excerpt war. eine nähere untersuchung ergibt aber, dass Eyb für seine citate wirklich die Grisardis excerptiert hat, da Eybs belege sich auch da im wortlaut mit denen in der Grisardis decken, wo die vorlage nichts entsprechendes bietet, wo es sich um zusätze oder weitere ausschmückung der überlieferung handelt, ganz abgesehen davon, dass die wörtlichen berührungen in den meisten fällen schon an sich für die abhängigkeit des jüngeren Eyb entscheidend sind. zudem stimmt einmal Eyb auch für einen größeren abschnitt, der aus Augustin und nicht aus Hieronymus stammt (Ehebüchlein 6, 1 ff), mit Gross (Gris. 382, 3 ff) zum guten teil wörtlich überein. ein paar beispiele¹ werden genügen, um meine behauptungen zu rechtfertigen. die gegenüberstellung der texte ist auch lehrreich für die stilistischen änderungen, die Eyb an seiner quelle (Gross) vornahm, worauf ich übrigens hier nicht eingehe.

¹ im folgenden ist der Grisardistext nach der Breslauer hs. gegeben; aus der Berliner (A), Münchner (B) und Erlanger (C) hs. sind nur die varianten mitgeteilt, die wegen ihrer übereinstimmung mit dem wortlaut bei Eyb von interesse sind. über die Wolfenbüttler hs. (D) kann ich im augenblick noch nicht nähere auskunft geben: umstände verzögerten bisher die beantwortung einiger von mir gestellten, gewisse lesarten betreffenden fragen. [die antwort ist inzwischen eingetroffen: D gehört zur classe ABC.]

Hieronymus.

Unde et Sextus (Xystus) in sententiis: Adulter est, inquit, in suam uxorem amator ardentior. in aliena quippe uxore omnis amor turpis est, in sua nimius (Migne 23, 281). amor formae rationis oblivio est et insaniae proximus. turbat consilia, altos et generosos spiritus frangit, a magnis cogitationibus ad humillimas detrahit (Migne aao. 280).

Gross Grisardis 380, 30 ff.

— das do spricht Sextus philosophus: er ist ein eprecher in sein weip der sie alzu hytziglichen lieb hat; in ein fremd weib ist alle lieb untugent¹ und in das aigen², wenn sie zu gros ist, schentlich.

die lieb der schöne ist ein vorgelichkeit der vernuft. die lieb macht unratsam, bricht hoe synne und geist. sie würfft die sel von grosen gedanken und vernüftigkeyt und³ den (hs. dem) menschen zu unendlichen vorworffenen⁴ synnen.

Eyb Ehebüchlein 9, 20 ff.

Wann Sextus phylosophus spricht: Der ist ein eebrecher in seim weybe, der sie zu hitziglichen lieb hat. In einem frembden weyb ist alle lieb ein vntugend vnd strafflich, vnd in dem eygen weyb ist grosse, überflütsige lieb schentlich.

Wann lieb bringt vnrat, pricht hohe synne vnd geist, nympt den menschen von grosen, guten gedanncken vnd bringt in zu vnendlichen vnd verworffenen dingen.

Hieronymus.

Refert — Seneca, cognovisse se quendam ornatum hominem, qui exiurus in publicum, fascia uxoris pectus colligabat (Migne 281).

Gross Grisardis 381, 7 ff.

Seneca spricht, er habe gekant ein gelarten mann, der mit fleischlicher⁵ lieb also gefangen was, das er vor sein brust hieng der frauen furspan, wenn er aus gieng.

Eyb Ehebüchlein 11, 35 ff.

Seneca spricht, er hab gekant einen gelerten, weysen man, der mit vleyfsiger lieb also gefangen was, das er an sein prust hieng einer frauen furspangen, wenn er aufs gieng.

Hieronymus.

Legimus quendam apud Romanos nobilem, cum eum amici argu-

¹ ein untugent AB. ² aigen weibe ABC. ³ und pringt AB; prigt C. ⁴ und (f. C) verworffenen ABC. ⁵ fleischlicher B.

erent, quare uxorem formosam et castam et divitem repudiasset, protendisse pedem et dixisse eis: 'Et hic soccus quem cernitis, videtur vobis novus et elegans: sed nemo scit praeter me ubi me premat' (Migne 279).

Gross Grisardis 384, 11 ff.

als die historien sagen, so ist zu Rome gewest gar ein hübscher man, den sein frund strafften darumb das er hett urlaub gegeben ein schön weibe, dye keusch was und hett gnug an zeitlichem gut, also das es kaum zu dencken¹ were, was in beswert hette. do ragt er ein fuefs von im und sprach: secht, der schuch ist newe, und er leit mir hübschlich an dem fuefs, aber ewer keiner waiss aus euch wo er² mich drückt den ich allein.

Eyb Ehebüchlein 6, 35 ff.

Man liset in den hystorien der Römer, Das zu Rom ist gewesen ein weyser man, den sein freunt darumb strafften, das er hett aufgetriben vnd von ihm gethan sein schönes weyb, die doch frum, güttig vnd keusch was, das man nicht gedencken möcht, was in beschwert sollt haben, wann sie auch genug an zeitlichem gutt hett. Do man den weysen man also strafft, do reckt er von im ein fuß vnd sprach: 'Secht, lieben freunde, der schuch ist neu, glatt vnd hübsch, aber eür keiner weifs, wo mich der schuch druckt, dann ich allein'.

Hieronymus

Nam Hasdrubalis uxor, capta et incensa urbe, cum se cerneret a Romanis capiendam esse. apprehensis ab utroque latere parvulis filiis, in subjectum domus suae devolavit incendium (Migne 273 f).

Gross Grisardis 391, 17 ff.

Hastrubalis eins künigs weip, als yre stat von den Römern wart gewonnen und enzündet und was umgeben, das irem leib nicht unrecht wyderfür an der keuscheit, da nam sie ire kinder zu payden seyten und flog von dem haus ernider in das feur.

Eyb Ehebüchlein 14, 3 ff.

Hastrubal was ein künig. do er starb und die Römer seiner gelassen frauen ungewonnen die statt vnd verprantten, da name sie ir kinder zu beyden seyten vnd warff sie von dem hauß her nyder in das feur, das irem leib nit vnrecht widerfür an der keuscheit.

Diesen, das gegenseitige verhältnis, wie ich meine, gut ver-

¹ bedencken AB (C fehlt). ² er mich) mich der schuch AB (C fehlt).

anschaulichenden beispielen, die sich vermehren ließen, stehn nun freilich ein paar fälle gegenüber, in denen Eybs text den wortlaut bei Hieronymus genauer wiedergibt als es die Grisardis tut. so lautet die übersetzung von *cur aspiciebas vicinam?* (Migne 23. 276 C) bei Eyb 6, 26: *warumb hastu die nachpaurin angesehen?* während der Grisardistext (nach 386, 14) *Wörumb hastu die fraw an gesehen?* list, und an anderer stelle, wo eine reihe tiere aufgezählt werden, steht gleichfalls Eyb der vorlage näher als Gross: man vgl. mit Migne 277 A *equus, asinus, bos, canis* Eyb 49, 25 *pferd, esel, ochs*, Grisardis (nach 386, 18) *pfert, oachsen, küe vnd schaf*. ernstere bedenken könnte in diesem nur die folgende stelle erregen:

Hieronymus.

Fertur Aureolus Theophrasti liber de Nuptiis, in quo quaerit, an vir sapiens ducat uxorem. et cum definisset, si pulchra esset, si bene morata, si honestis parentibus, si ipse sanus ac dives, sic sapientem aliquando inire matrimonium, statim intulit: Haec autem in nuptiis raro universa concordant. non est ergo uxor ducenda sapienti. primum enim impediri studia Philosophiae; nec posse quemquam libris et uxori pariter inservire (Migne 276).

Gross Grisardis 385, 17 ff.

Theophrastus der heidnische mayster schreibt ein puch von der e, das er heist Aureolam. do fraget er ynne under vil fragen, ob ein weyser man schol ein weib nemen. zu hant treyd er yn: is sie schön, hat sie gute sytten, is sie von guten leuten, is sie gesunt, is¹ sie reich, is sie geschicket kinder zu machen², also mag ein weiser mann unterweilen ein weib neme. darauff antwort er zuhant: das vindet man selten. aber wenn du sie genymst, so hastus alles. darumb schol kein weiser man ein weib

Eyb Ehebüchlein 6, 10 ff.

Theophrastus, der ein Jünger Arestotilis gewesen ist, schreibt über dise frag in dem puche der hochzeitten vnd spricht also: Ist sie hüpsch vnd von gutten sitten, von erbern eltern geboren vnd fruchtpar, vnd so er ist gesunt vnd reich, so mag ein weyser man nemen ein weyb. So sich aber dyse dinck selten alle begeben, ist einem weysen kein weyb zunemen. Wann durch ein weyb wirt gehindert die lernung der geschriff vnd die weysheit, vnd mag keiner wol gedinen den künsten vnd

¹ is sie] vnd AB.

² machen s. DWb. VI 1366] tragen AC.

nem. zum ersten sie hindert dem weybe, der weifheit vnd dem den vleis weifs¹ zu sein vnd pette.

sie (die weisheit?) zu erkriegen vnd es may nymand gewarten der pücher und des weibes gleich.

Während in diesem abschnitt die erwähnung der fruchtbarkeit der frau beiden bearbeitungen gemeinsam ist, obwol sie sich bei Hieronymus nicht findet, folgt Eyb in der übersetzung von *honestis parentibus* und *si ipse sanus ac dives* treu der überlieferung, der Grisardistext dagegen weicht ab, indem er im letzteren falle das auf den mann bezogene *sanus ac dives* irrtümlich auf die frau überträgt. wie lösen sich diese widersprüche? da Eyb keine dem Hieronymus entnommenen belege von bösen und guten frauen bietet, die nicht auch bei Gross sich finden, da directe benutzung des Hieronymustextes neben dem der Grisardis für Eyb also ausgeschlossen sein dürfte, so bleibt nur die annahme, dass Eyb neben dem deutschen Grisardistexte — eigentlich kommt immer nur die theoretische einleitung in betracht — auch die ursprünglich lateinische fassung desselben zur verfügung stand², von der Gross, wie wir oben (s. 243) sahen, im Laiendoctrinal redet. ob dieser lateinische text mit der deutschen bearbeitung verbunden war, etwa so wie es bei Steinhöwels Äsop der fall, oder ob Eyb ihn in selbständiger gestalt zu rate zog, lässt sich natürlich nicht entscheiden. war Eyb wirklich in der lage, beide fassungen einzusehen, so darf man bei seiner sonstigen sorgfältigen arbeitsweise voraussetzen, dass er gelegentlich die übersetzung mit der lat. vorlage verglich. fand er zb. bei Gross einen satz wie *alterius amorem, suum odium suspicatur* (Migne 276f) höchst ungewant durch *ander leut lieb denkt si, yren hafs von dem man* (Gris. nach 386, 14) widergegeben, so mochte es ihm schon wünschenswert erscheinen, wenn möglich den wortlaut des originales zu ermitteln; er selbst übersetzte frei und gewant: *Du bist bey der gewesen, du hast sie lieb vnd bist mir veinde!* (Ehebüchlein 6, 59f).

Zs. 29, 436 (vgl. nun auch Germ. 37, 201 f) hatte ich auf die Eichstätter herkunft der Münchner Grisardists. (B) hinge-

¹ *weifs* — *erkriegen vnd*) zu der weifheit wann ABC. ² wie mir der hochwürdige herr dr JSchlecht gütigst mitteilt, enthält weder die kgl. bibliothek zu Eichstätt noch das archiv und die bibliothek des bischöfl. ordinariats daselbst etwas handschriftliches oder gedrucktes von Erhart Gross

wiesen und damit eine weitere stütze für Eybs verfasserschaft zu gewinnen gemeint. es ergibt sich nun, dass die mit A und C auf eine gemeinsame quelle zurückgehnde hs. B, wenn sie auch weit mehr berührungen mit der Breslauer hs. zeigt als AC, zunächst doch nicht dem zweige der überlieferung angehört haben kann, dem die directe vorlage für Eyb entsprossen sein muss, da sich in Eybs excerpten stellen finden, die nur in der Breslauer hs. (nach 386, 14; nach 386, 18) stehn. die von Eyb benutzte hs. muss also hier dem Breslauer codex näher gestanden haben. dieser aber gibt sich in unzweideutiger weise als von Gross selbst angefertigtes manuscript aus. dass die hs. in jeder beziehung zuverlässig wäre, wird man nicht gerade behaupten können: die schriftzüge sind freilich durch die ganze hs. hindurch gleich regelmäfsig und sorgfältig, aber gar oft hat der schreiber im texte worte ausgelassen und sie dann am rande mit verweisung nachgetragen. auch sonst begegnen schreibfehler. überhaupt muss sein concept, von dem die Breslauer hs. eine reinschrift sein dürfte, mehrfach durchcorrigiert gewesen sein, worauf einige unklare stellen hindeuten. man vergleiche zb. in dem s. 248f ausgehobenen stücke die wiedergabe von *impediri studia philosophiae* oder Gris. 399, 18, wo die Breslauer hs. statt *der straff mich dorumb vor euch allen* im text *der an straffüg vor euch allen* bietet, am rande zu *straffüg: er mich* hinzufügt, aber vergessen hat, *straffüg* in *straff* abzuändern (lies: *der an straff er mich vor euch allen*). Gris. 401, 5 folgt auf *gefallen* in der Breslauer hs.: *besondern so ir vater vnd sie in yr herzen als gros ding also zukünftig* (es steht eigentlich, aber mit versetzungszeichen, *künftig zu*) *woren nicht lazen steigen [sülche gedanken]*; in diesem satze kann *sülche gedanken* nichts anderes als glosse zu *als gros ding also zukünftig* sein, die irrtümlich aus dem concept in die reinschrift übergieng. in ABC fehlt der satz.

Eine genauere vergleichung von ABC mit der Breslauer hs. deckt folgende unterschiede zwischen dieser und der ABC gemeinsamen vorlage (X) auf. dass die Breslauer hs. nach 386, 14, namentlich aber nach 386, 18 einen gröfseren, den text bei Migne 276 CD bis 278 A übersetzenden abschnitt zeigt, der in X fehlt, wurde schon erwähnt. sodann ist zu scheiden zwischen den einleitenden, die licht- und schattenseiten des ehestandes theoretisch behandelnden capiteln und der eigentlichen Griseldiserzählung. für die ersteren ist die unursprünglichkeit mancher lesarten von X

evident, so dass belege zu geben raumverschwendung wäre. nicht so einfach ist das abhängigkeitsverhältnis für die gröfsere zweite hälfte, für die eigentliche novelle darzulegen. der text in X erscheint hier — einige male auch schon vorher — umfangreicher als in der Breslauer hs., jedoch nicht in dem sinne, dass der gröfsere umfang auch einen reicheren inhalt bedingte. es handelt sich in X überwiegend um weitere, behaglichere ausführung, um stilglättung des in der Breslauer hs. vorliegenden textes, und, da es nicht gerade wahrscheinlich ist, dass ein schreiber sich der aufgabe systematischer erweiterung und feilung, wozu sich auch umstellungen (zb. 401, 9 ff), kürzungen und sonstige änderungen gesellen, unterzogen haben sollte, so möchte ich eher der vermutung raum geben, Gross habe selbst seine arbeit später nochmals durchgesehen, indem er den text, bei dem er ursprünglich sich allzu streng an die lat. vorlage (s. oben) gebunden haben mochte, woraus sich die gelegentlich ungewante ausdrucksweise¹ gut erklären würde, hernach freier und selbständiger ausgestaltete. diese zweite redaction würde somit in X vorliegen. der s. z. von mir veröffentlichte Grisardistext, der auf dem, wie sich nun noch deutlicher ergibt, schlechtesten manuscript, das mich ein leidiger zufall zuerst hatte finden lassen, beruht, wird jetzt, wo

¹ Breslauer hs.

380, 16 ff.

X

— *Salomo, vndem die schrift spricht das: sein hertz daz was bofs: do er alt ward, on zweivel von aufs der mafse groser lieb wegen der weyber, also daz er auch durch der weyber willen aptgöte anpette und kart sich von dem, von dem er had geschriben, das usw.*

— *Salomo, von dem die geschrift spricht, das sein hertz was bofs, do er alt wart, on zweivel von aufs der mafsen groser lieb wegen der weyber, petet er an die abgotter und kert sich von dem er het geschriben, das usw.*

392, 2 ff.

Teuta die kunigen Yliricorum daz sie lange zeit wer ein gepieterin aufs der mafse starcker manne und daz sie oft mit irem her zuprech der Romer sterck, das had sie verdient mit keuscheit.

— *Teuta (Seneca AC; Teneva B) die konigin Yliricorum was lang zeit eingepieterin aufs der mafsen starcker man und sie zubruch oft mit irem her der Romer sterck. das hett sie verdient mit ir keuscheit.*

398, 13 ff.

Das vii capi. saget von der meid vnd lert, daz in weybern syten vnd nicht gut vor schal man suchen.

Von der prawl. das lert, das man sol suchen an den weiberen gut siten und frumkeyt und nicht das gut.

eine grössere zahl hss. zur verfügung steht — weiteres suchen dürfte sie noch vermehren —, durch einen neuen kritischen text ersetzt werden müssen. an dieser stelle will ich mich auf mitteilung einer die beiden redactionen veranschaulichenden probe beschränken.

Breslauer hs. 406, 6 ff X¹.

Do sprach der marggraff zu Gry-
sarden 'tochter, fürchz du got, und
got hat gepoten gehorsam den
kindern zu iren eltern, so mustu
von not dein vater gehorsam sein'.
'auff dise zeit' sprach sie 'hab
ich von den gnaden gotes mein
vater noch in grossem noch in
kleinem nye erzörnet, des schal
er mein gezeug sein'.

do der alte was also frölicher
worden, *do antwort er ir und*
sprach 'ich pyu, kind, deiner wort
ein gezeug.

darumb so du mir allzeit pist
gehorsam gewesen, *so pit ich dich*
das du ytzunt auch mein willen
volpringest'. 'alles das du wilt,
vater' ja sie 'und heist, das wil
ich erfülle, und was dich das
best dünckt, das gepent mir'.

da lachtet sie der alt an mit vetter-
licher súzikeit

Aber sprach der furst und marg-
grave zu der junckfrawen Gri-
sardis also 'tochter, furchtestu got,
so hat got gepoten den kinderen,
das sie iren elteren sollen gehor-
sam sein. darumb so mustu von
nott wegen deinem vater gehor-
sam sein'. 'auff dise zeit' sprach
Grisardis 'so hab ich von den
gnaden gots meinen vater in
grosen noch in cleinen sachen nye
erzurnet, des vergihe ich sein zu
einem gezeugen'. von solchen ver-
nünftigen worten wart der alt
gar frolich und sprach zu seiner
tochter Grisardis also liebe tochter,
ich bin deiner rede ein ge-
zeug, das ich von dir mit einem
wort nye betrubt bin worden, und
bist mir allzeit gehorsam gewesen
meinen willen zu vollbringen.
dorumb so beger ich von dir,
das du auch iczunt meinem willen
gehorsam seist'. 'alles das du
wilt und mich haifst', sprach
Grisardis, 'vater, das wil ich er-
fullen nach deinem willen, und
was dich das beste dunckt, das
gepewt mir zu thun.' do lachtet
sie der vater an mit vetterlicher
suessickeit vor grosen freuden
und mocht sich do pey nicht ent-

¹ einer variantenangabe aus ABC bedarf es zu diesem zwecke nicht.

und sprach 'mein kint, ich bit dich, das du eins starcken muts seist und lafs dich nit bekümer übermacht der newen dinge, die unversehenlich sein kumen, so der edel unser her und furst aller dieser lande, dem wol würden kuniges kinder gegeben zu der e, hat dich armen auferwelt zu einer praut und ich hab im in dich gegeben mein willen und gunst, so pit ich dich, daz es auch dein wille sey und gunst'.

do hab sie an zu weynen mer von trawrikeit wegen den von freuden usw.

Dass unter den zusätzen und kürzungen, sowie bei den einzelnen varianten in X immerhin manches auf rechnung des abschreibers kommen wird, ist trotz den obigen erörterungen sicherlich zuzugeben. so ist zb. Gris. 413, 15 f nach *das ich sol thun* in X gewis nur ausgefallen: *und sie wolde nicht hör mit dem plynten in dem ewangelio, zu dem der her sprach 'was wildu daz ich dir schol thu?'*

Die zweite redaction der Grisardis hätte also, soweit wir zu urteilen im stande sind, allein sich einer gewissen verbreitung zu erfreuen gehabt, während die erste, die uns in einer von Gross selbst geschriebenen hs. vorliegt, als vorstudie anzusehen wäre und als solche keine weitere verbreitung fand. dem widerspricht nicht, dass Eyb einen text kannte, der scheinbar der ersten fassung,

halten, er ververet etwan manchen zeher von seinen augen, und sprach also 'mein ainige tochter und liebes kint, ich bit dich, das du eins starcken muts seist und lafs dich nit bekumeren übermacht der newen ding, die unversehenlich sein kumen, so der edel unser herre und furst dieser lande, dem wol mechtige kunigskinder gegeben zu der ee wurden, hat dich arme auferwelt im zu einer praut und zu einem eelichen gemahel, und ich hab im an dich gegeben mein gunst und guten willen und beger und pit dich, dastu auch unferm gnedigen hern dein gunst und guten willen darzu gebest. von sulcher wort wegen mocht sich die tugenthast junckfraw Grisardis nit lenger enthalten von zuchtiger, junckfrew (407)-licher scham wegen. des drungen ir die zeher aufs iren lichten augen mer vonn trawrickeyt dann von freuden wegen usw.

wie sie die Breslauer hs. vertritt, nahe stand. ich sage scheinbar. der umstand, dass Eyb auch jene abschnitte nach 386, 14 und 18 kannte, die in ABC fehlen, nötigte zu solcher schlussfolgerung. das schließt aber nicht aus, dass seine vorlage den zweiten teil, die eigentliche Griseldisgeschichte, bereits in redigierter gestalt enthielt. verwertet hat Eyb ja nur den ersten theoretischen teil und hier beschränken sich die abweichungen in ABC, verglichen mit der Breslauer hs., wenn wir von einzelnen varianten absehen, genau genommen doch nur auf jene beiden diesen hss. fehlenden abschnitte, die in ihrer vorlage X, sei es absichtlich, sei es zufällig ausgefallen waren, gewis aber in der letzten quelle von X, dem original der zweiten redaction, gestanden haben.

Auf eine litterarhistorische würdigung der schriften von Erhart Gross kann ich augenblicklich nicht eingehn. nur so viel sei bemerkt, dass die Grisardis im zusammenhang mit der sonstigen litterarischen tätigkeit ihres verfassers in keiner weise dazu berechtigt, Erhart Gross fortan in die zahl der vertreter der deutschen frührenaissance aufzunehmen. von modern-classischem geiste verspüren wir nichts in seinen schriften, selbst wenn er einmal classischen boden betreten haben sollte, worauf einiges in der Grisardis hindeuten könnte (Zs. 29, 439 f). aber freilich, so viel wir bis jetzt wissen, ist er zeitlich der erste gewesen, der unsere litteratur mit einem von der italienischen reissancelitteratur geprägten novellenstoffe bekannt gemacht hat.

Tübingen.

PHILIPP STRAUCH.

CONJECTUREN ZUR HOCHZEIT.

Zu Karajans ausgabe der Hochzeit hat Moriz Haupt schon beim druck einige kleinigkeiten beigesteuert, andere verbesserungen in der Zs. 15, 264 gegeben, die aber von Bartsch in der Germ. 7, 278 bereits vorweg genommen waren, nur dass Haupts *vare* 25,24 besser ist als Bartschs *gevare*, welches Waag zu 299 stillschweigend in jenes geändert hat. ich besitze Haupts handexemplar, worin aufser diesen conjecturen leider nur noch 40,19 = 945 *smäch* an den rand geschrieben ist, was auch Schröder jetzt vorgeschlagen hat und ich mir gleichfalls in den Waagschen text gesetzt hatte (vgl. 40,21 = 948 *versmæhet*), und 44,5

= 1091 *daz* für *dav*, widerum auch von Schröder verbessert. Scherers handexemplar ist ebenfalls in meinem besitz. es enthält die vermutungen, die er in den Geistl. poet. 2 (QF. vii) s. 14 ff nebenher mitgeteilt hat, etliche ausscheidungen, die den versbau bessern wollen, den wir jetzt mit andern augen ansehen, und noch einige vorschläge, von denen ich *meist: geist* 26, 23 f = 343 f (ebenso Schröder), 36, 25 = 792 *allez* für *alle*, 37, 2 = 794 *wirz* statt *wir*, 43, 16 = 1072 *wir gän* oder *chomen* hier, andere später erwähne. Löbner (oder vielmehr Schröder) hat in seiner dissertation Die hochzeit s. 26 v. 792 noch weiter in *allez erchun- nôt* verbessert; mehr s. 10. 17. 37. stücke eines zusammenhängenden verbesserten textes (147—237. 247—326) findet man in Schades Aلد. lesebuch. Waags klägliche ausgabe hat für die Hochzeit wenigstens den einen vorteil gehabt, dass Kraus im Anz. xvii 25 ff genauer auf den text eingieng, als er es in seiner schrift Vom Rechte und die Hochzeit getan hat, die uns ihrerseits Schröders reiche anmerkungen im Anz. xvii 287 ff einbrachte. trotz dieser bemühungen namentlich der beiden letztgenannten und Karajans, den wir nicht vergessen wollen, bleiben noch schadhafte stellen übrig, denen ich im folgenden hilfe zu bringen suche. die orthographie der hs. habe ich hier beibehalten, während es in einem kritischen texte nicht in allen stücken angienge. Diemers Milst. Genesis möge der künftige herausgeber nach brauchbaren besserungen durchsuchen.

19,7 = 11 hat Waag den unmöglichen reim *furbert: hât* in den text gesetzt, obwol bei Kar. das richtige *furblát* zu finden war; vgl. Lexer ür 77. i 295. — 8 = 14 *unde nîht zergât* gegen stil und metrum. ich schreibe *unde nimmir zergât*. — 20 = 36 *dem sie was holt* hs., Waag *si was* ohne variante. natürlich *si é was*, was auch der zusammenhang fordert. — 20,8 = 54 falsche interpunction: *alsó wirt er geschert von der himelischen porte mit dem gotes worte. daz erz hie* (Schröder statt *ie* nach einer spur in der hs.) *verderbet hât, hei wie höhe ez in gestât!* — 25 ff. = 84 ff hat Waag wider falsch interpungiert. diese, die vorhin angeführte und noch manche andere stellen lehren, dass er weder auf die unendlich häufige construction, wonach abhängige sätze vor den hauptsatz gestellt werden — ein hauptmerkmal der alten sprache — bei den tausenden von versen, die er abschrieb, aufmerksam geworden ist, noch darauf, dass in der Hochz. die reime nicht ge-

brochen, sondern 'gesaamenet' werden. zu schreiben ist *tunchil ist diu gotes chraft ubir alle heidenschaft. daz si touffe* (wol <die> touffe mit Schr.) *habent verchorn, des sint si alle verlorn. daz si niht geloubent an got, daz er wart gemarterot, des muozzin si sin immir in der vinsterin.* schreibt übrigens Waag hier *vinsterin* mit *-in*, warum dann nicht auch vorher 83 *abulgîn: sîn* und 80 *Ódin, prôdin?* die grammatik verlangt ja länge. — 105. 109 punct. — 21,17 = 110f sind nach ausweis der reime nur ein vers. — wie der tolle hund, der alle beißt, *alsô tuont alle die dâ varent, die des rehtes niweht warent* nach Karajans ergänzung von *da . . . nt* 21,21 = 117 f. man darf allesfalls erklären 'alle die sich so benehmen, dass . . .', aber man wünscht doch im ersten vers ein bezeichnenderes verbum. ich denke *tarent* 'schaden zufügen'. es ist den Milstätter gedichten nicht unbekannt, wie Sündenkl. 110. Exod. 138,22 zeigen. — 22,2 = 126 hat die falsche trennung in der hs. Waag verführt, *widir sagen* mit *widirsagen* zu verwechseln. — 127 beginnt ein neuer abschnitt. die grofsen bunten buchstaben sind nicht selten in der hs. und dann selbstverständlich auch in der kritischen ausgabe von Waag unrichtig gesetzt, falls nicht gar die einleitenden conjunctionen oder adverbien einen fehler enthalten. so gleich 13 = 146 *Dâ verne met rehte, wie ez gât* — statt *Sâ* (derselbe irrthum mehrmals im Recht). Scherer vermutet *Nu*. die hs. fährt fort: *in dem mæren meregarten stât, daz¹ in daz apgrunde gât, ein vil hôch gebirge.* der dreireim deutet hier und wo er sonst noch in der Hochz. vorkommt gerade so wie reimlose zeilen auf eine auslassung. es war vorher von dem guten knecht die rede. jetzt das gegenbild: *Sâ vernemet rehte, wie ez gât* (<dem ubelen chnehte>). — der auffassung von 23,10—16 = 182—191 bin ich nicht sicher. aber 15 = 191 ist wol *dô* dem *dâ* vorzuziehen. umgekehrt 18 = 196 *Dô was dâ?* wenn in dem verse nach Schröder drei buchstaben zu viel angesetzt sind, so braucht man ja nur *vil* zu streichen und *Dô was dâ ein schônez tal* zu schreiben. sein vorschlag *ein vil tief tal* sagt mir deshalb nicht zu, weil die tiefe eines tales seine lieblichkeit nicht zu erhöhen pflegt und der dichter doch fortfährt: *alles* (so statt *eines*) *lussames alsô vol.* — 24 = 207 *jâ ne wart nie só êrliches niht.* hs. *watre* und *niht*, aber man muss doch

¹ Schröder vermutet *dâz* = *dâ ez* 'dort wo . . .'. d.h. am ende der welt.

den reim *lieht: niht* ausgleichen. aus den reimten lässt sich weder *ie* noch *i* beweisen. — 251 und 278 setzt Waag im reim auf *wolte(n)* ein praet. *entwölte* an, während der dichter 612 im reim *twellen*, nicht *twälen* braucht. — 25,7 = 267 will Kraus im Anz. *michil hère schare*, nicht *hereschar* schreiben, wie im Mhd. wb. und bei Lexer sowie bei Waag steht. man müsste dann *michil* als verstärkendes adverbium oder als adjectivum, hinter dem *unde* oder *joch* gespart ist, nehmen, was beides in dieser zeit kaum zu belegen sein wird. jedesfalls fehlt der unbestimmte artikel *eine*, der samt einem folgenden *vil* in *michil* stecken könnte, oder man muss bei *eine michil hereschare* bleiben und darf wol auch annehmen, dass das wort, wie das einfache *her* so oft, nur eine grofse menge bedeutet. — 15 = 281 die verbesserung *wätet* oder *wäte* für *badet* und *fuort* für *fuor* nebst den damit zusammenhängenden änderungen der interpunction, die Kraus im Anz. vornimmt, habe ich mir ebenfalls angemerkt und *fuort* hat auch schon Scherer in sein handex. geschrieben. man vgl. auch 34,19 ff = 69S ff. 32,19 = 60S setzt aber die frühere erwähnung des bades nicht voraus, sondern enthält nur dieselbe veränderung oder verwechslung von *baden* und *wäten*. denn soll das neue, schönere gefieder des adlers bezeichnen, *daz diu brout sô wol gebadet wart* (nicht *ward*), so springt wol das unzutreffende dieses vergleiches ins auge: man muss eben auch hier *gewätet* schreiben. — 17 = 287 lese man *Dô* für *Sô*. — in bezug auf *hêrliche* im nächsten verse sei gerügt, dass Waag die adj. und adv. auf *-lich* usw. nach belieben bald mit kürze bald mit länge ansetzt; das *i* ist lang. — 26,2 = 305 war um des verses willen *rittere gemeite* zu schreiben gegen das hsliche *riter*. so steht auch in dem gleichen verse 25,6 = 265. — 26,21 ff = 341 ff sind wider misverstanden und auch von Kraus Vom rechte s. 112 f, scheint mir, noch nicht ins reine gebracht. dass der bräutigam die braut zu sich nimmt, das deutet den heiligen geist an, *der in daz mennisch chumet*, aber nicht beim tode, wie Kraus meint, sondern bei der taufe: vgl. 354 ff und, um nur éinen beleg noch anzuführen, Arnolds Siebenzahl 334,16 *der heilige geist, des enphähe wir aller meist dá wir werden getaufet unt man uns triten stunt* (wol *tristunt*) *pesaufet*. die Hochz. fährt fort *dá ez mit [sî]nen ende genimit*. Kar. ergänzte *nen* zu *weinen*, indes weint nicht jeder, wenn es aus sterben geht, und abgesehen hiervon müsste man bei dieser ver-

mutung *sô ez genimît* schreiben. der dichter will sagen: der heilige geist bleibt in dem menschen (*ez*) bis zu seinem ende. dadurch wird er zu einem leben in gott geboren; wenn aber der heilige geist ihn verlässt, so stirbt er. das dürfte doppelsinnig sein: sowol beim natürlichen tode kehrt der heilige geist zu gott zurück, als auch beim tod der seele, wenn der mensch der sünde verfällt (vgl. zb. Schönbachs Aلد. pred. in 154,32ff mit der anm. und II 114,34 ff). — 27,2 = 349 ist wol ein absatz anzunehmen. 4 = 354 *unde ez* mit inversion steht für *unde daz*. — 6 = 358 ist anstößig. den *westerhuot* könnte das kind bei der auferstehung doch nur auf haben, wenn es eben als kleines kind schon gestorben wäre. nun soll aber gerade dargelegt werden, dass der mensch durch die taufe für sein ganzes leben und für die ewigkeit mit gott verbunden wird, was durch einen ungewöhnlichen fall nicht illustriert werden kann. ich vermisze auch die ausdrückliche erwähnung der taufe und glaube, dass in den worten *als ez ze jungist erstât* ein gröberer fehler steckt. der ring bezeichnet den tauffhut, *den daz chint ouffe hât, als ez* <die toufe begât — das erwartet man, und danach müssen anderthalb verse ausgefallen sein. etwa: *dâ mit im got geheizen hât, daz ez*> *ze jungist erstât unde ouch diu gotes gemahelin* (hs. *gemahlin*) *immir êwîch schule* (so bereits Scherer s. 16; hs. *schulen*) *sin*. so wird erst das *ouch* und die construction der beiden letzten verse verständlich, ohne dass der wechsel des modus schwierigkeiten machen dürfte. der ausfall aber ist bei den vier gleichen reimen und dem *als ez — daz ez* sehr begreiflich. *gemahelin* ist 'vermählung' wie 24,12 und Recht 12,12 = 396, wo aber Waag mit der hs. gegen den reim (*sin*) *gemehelen* schreibt. das wort mit Lexer und Kraus s. 104 als adj. zu nehmen, ist an unsrer stelle der Hochz. unmöglich und liegt auch an den übrigen kein anlass vor. — 17 = 375 hat Waag *hête: seite* stehn lassen, anderseits 915. 934 *heite: seite* und 254. 260 (wo mit Schröder *tæte* zu lesen ist). 699. 783 *hæte: wæte*. wie man auch über die *heite* denken mag, so musste doch Waag, wenn er auf weitere prüfung verzichtete, jedenfalls hier *heite* einsetzen, das für ihn zweimal durch den reim beglaubigt war. — 24 ff = 389 ff erregen mir Karajans ergänzungen zweifel. er schreibt *dâ a[llēz mennisch] zuo dinget, daz disiu werlt bringet. d[ar an er]schinet abil unde guot*. es handelt sich um das tageslicht, die sonne. ihrer bedürfen aber nicht

nur die menschen, sondern auch tier und pflanze, und daher muss für *mennisch* ein auch diese umfassender ausdruck gesucht werden. Schröder schlägt *gescefte* (*gescepfede*) vor. sicher folgte dann, was auch Löbner s. 35 andeutet, der bekannte, in den nächsten versen weiter ausgespinnene satz, dass die sonne über gute und über böse scheint: [*der be*]schinet *ubil unde guot*. — 28,8 = 404 möchte ich statt *dienste dieniste* schreiben (auch Scherer hat im handex. *dieneste*), 14 = 414 jedenfalls *dienente* für *dient*. — 21 = 428 am schluss der zeile punct. — die nächsten zwei verse gehören wiederum zusammen und bilden einen satz. danach ist möglicherweise ein abschnitt zu machen, wogegen ich den in 23 = 433 für einen irrthum halte. ich ergänze so: [*Der junge joch d*]er alte, *unz er des libes walte, sô gâhe* [*er* (kann auch fehlen) *vil harte*] *zuo der himelischen porte*. über den reim Kraus im Anz. s. 27. 29,1 f = 439 f gehören noch zum vorhergehenden. mit *die himelischen porte* beginnt aber ein neuer abschnitt. — 3 = 443 ist nicht mehr von den vier himmelsrichtungen die rede, sondern von den wänden oder mauern der himmlischen stadt: das lehrt schon der unterschied zwischen *ente* und *ende*, welches in *wende* zu verbessern ist. das himmlische Jerusalem ist viereckig und *an der burichmûre raine ligint zuelf staine* heisst es im Himml. Jer. 364,9: von denen handelt nunmehr die Hochzeit. — 453 f sind in parenthese zu setzen. — 15 = 465 wol *hórten* statt *hóren*. am zeilenschluss komma, ebenso hinter 466. — 17 = 470 *diu wunne, die er an im hát, diu chraft, diu von im gât mit* [*waltunder hen*]de, *der genimet nimmir ende*. der gen. bei *genimet ende* liefse sich nur durch vermischung mit *ende* werden erklären. aber ist die ergänzung geglückt? dass eine ähnliche oder, wenn man *valtundir* einsetzt, dieselbe formel 34,15 = 689 widerkehrt, beweist es noch nicht. — 21 = 478 schrieb Kar. *an sin[er gehuhte sint] daz mer joch die luften*. das würde heissen: gott denkt an sie, während nach den vorhergehenden und folgenden zeilen auch hier gemeint sein muss, dass sie seiner macht unterstehn, nur durch ihn vorhanden sind. ich schlage also vor *an siner chrefte stát daz mer joch die luften*. — das u[or in 25 = 487 ist um so auffälliger, als nach 25,22 ff = 296 ff die leute nicht vor, sondern hinter der braut reiten und *gâhen vor dem himelrîche* nicht wol 'eifrig nach dem himmelreiche streben' bedeuten kann. aber das u in u[or ist nach Schröders mittheilung

beidemale sicher. 487 dürfte *selben* zu streichen und aus der nächsten zeile hineingeraten sein. — dass in 30,4 = 493 *nerigen* gegen die reimweise des dichters verstößt, bemerkte Schröder aao. 299, wo er unter henuferung auf eine stelle der Kaiserchr. *die armen sie bewäten, die nötigen si berieten* vorschlägt *den vro-stigen solde er bewäten, den hungerigen beräten*. aber der ausdruck trifft nicht recht, wengleich er besser ist, als das ganz matte *nerigen*. ich habe mir schon längst *æzen* (*äzen*) an den rand geschrieben, worauf ich, als ich die anmerkung zur Milst. sskl. 416 zusammenstellte, noch nicht gekommen war. reichliche parallelen bietet das Mhd. wb. I 761. vgl. noch MSD nr LXXXVI A 4,19 f. dem compositum *bewäten* möchte ich das simplex vorziehen. — nach 9 = 504 will Schröder *sinen ebenmenschen minnen* einschieben. dem beschränkteren standpuncte des mittelalters entspricht mehr *ebenchristen*. — der dreireim 11 ff = 507 ff deutet wider auf ausfall eines verses. zu helfen weiß ich nicht. *der uns [suntäre] diu gotes wort sol lèren* kommt mir unwahrscheinlich vor. *der uns sol vuoren?* — 13 = 510 steht bei Kar. *dā mite mugen die rīchen alle chomen in die êwigen [sta]lle*. Schröder list *volle*, das richtige gibt meines erachtens 43,7 = 1055 an die hand, wo der himmel *diu hère zelle* genannt ist. — 14 = 512 *Wande hie teilte ein housherre sinen richtuom vil verre undir sine chnehte* genügt nicht, da vorher von solchem vorgange nichts erzählt wurde. wol aber mahnte der dichter die reichen zur wol-tätigkeit, damit sie in den himmel kommen. es entspricht ganz seinem stil, wenn er in lehrhafter manier jetzt nochmals auf-fordert *Von diu teile ein housherre*. — 20 = 523 halte ich das von Kar. ergänzte *sin genāde* für ungut. ich lese *unde uns genāde dā mite tuot*. — 541 muss ein punct gesetzt werden und 542 = 31,9 vielleicht *wir* vor *verwīnten*. — in der folgenden zeile lese man *von* statt *vor*. — 551 punct. — 558 = 17 kommt der falsche nom. sing. *eine* auf Waags rechnung. — 23 = 569 befriedigt mich nicht. *der bette* (l. *bete*) *mit sine[m rāte]* *unde mit sinem muote* möchte ich in *mit sinem munde* verändern, kann mich aber des verdachtes nicht erwehren, dass damit das ziel noch nicht erreicht ist und das ursprüngliche hier zerstört ward. denn *muote genōte* sehen wie zusammengehörige reimwörter aus und *der bete mit sinem muote unde wuche mit handen genōte* würden hinreichen, ander-seits freilich auch *der bete mit sinem munde unde wuche mit sinen*

handen, wobei man nur auf *munde* kein zu schweres gewicht legen und keinen gegensatz zum herzen hineinbringen dürfte, zumal da im nächsten verse der gute wille hinzukommt. — 32,6 f = 583 f halte ich ebenfalls für stark beschädigt. sie lauten *unde volgen ouch des vil tiuren sinnes sancti Jôhannis*. das lässt sich verstehen, wemgleich der *vil tiure sin* auffällt. die übliche formel wäre *des vil tiuren mannes sancti Jôhannis*, und vielleicht gieng ihr einst voraus *unde volgen* (*ouch schiere der wislichen lère*) oder (*dräte dem (des) w. rüte (rütes)*). — 589 und 590 sind nur ein vers. — über 608 = 32,19 s. oben zu 251 ff. — zu dem einzelnen vers 21 = 610 *daz bezeicht uns [alte] unde junge* fügt Schröder s. 293 an der wandelunge, dazu bemerkend 'vielleicht fällt einem andern der präcisere ausdrück ein: ein abstractum auf *-unge* war es gewis'. er erklärt mir dies *wandelunge* als 'bekerung, besserung' und will 608. 609 ἀπό ζωῶν nehmen, da der dichter von der episodischen allegorie aus dem Physiologus wider zu der hauptallegorie von der braut zurückkehre. mir ist das nicht sicher und ich dachte an eine andere ergänzung: *daz bezeicht uns der brunne, dar inne er bade unde (badunde?) junge*. es muss dann weiter gehen *só der man gevalle, [daz er n]ie oder besser nie]ne twelle*. Karajan *unde h]ie*, Kraus im Anz. *nine er hie*. aber *hie* ist müßig und das *i* vor *e* kann wol auch der zweite strich eines *n* sein. — ob 23 = 615 *geistlichen* richtig ist, zweifle ich. — im nächsten verse verlangt das metrum einen zusatz, darin muss ich Scherer gegen Kraus recht geben. aber ich würde nicht *harte*, sondern *ilende* hinter oder *ile unde* vor *gähe* einschieben. — das doppelte *der* in 618 ist druckfehler. — 33,14 = 642 ist *gechöse* für *bihte* verschrieben. — mit 19 = 653 kommt man zurecht, wenn man den *willen* dem *muot* der vorangehenden zeilen gleichsetzt. mancher nimmt die in der todesangst gemachten versprechungen zurück, und diese handlung seines willens bringt ihm um sein seelenheil: *Ich wæne, daz ist der wille, der die] sêle bevelle*. — hinter *wip* 21 = 656 punct. dann ist an Karajans ergänzung der folgenden verse kaum anstofs zu nehmen. — 34,1 = 665 doch wol *unz* statt *daz*. aber ist denn das wunderliche *mit den beinen dar gât* in ordnung? vielleicht *mit weinen*? etliche fehler gewähren den eindruck, als ob in einem vorstadium der überlieferung nach dictat geschrieben sei; vgl. 251. 608 *baden* für *wâten*, sowie 512. — 12 *bezzeron*? wol *bezzoren* mit der hs. — der dreireim 35,1 f

= 710 ff beruht meiner meinung nach widerum auf verderbnis, die ich aber nicht zu heben weifs. — die folgenden verse versteh ich nur, wenn ich hinter *sint* ein komma setzen, *só si vor got sælich sint* als erklärenden satz zu *gesegent chint* fassen und *swelher . . .* als correlativsatz zu *der wirt genant* ziehen darf. *daz er daz wort garnót*, nämlich das wort 'venite benedicti'. andernfalls, wenn mit *swelher* ein neuer satz beginnt, müste hinter *garnót* etwas fehlen. — 8 = 721 natürlich *wundirlichen sere* statt *woundirlich*. — merkwürdig ist, dass man die sonderbaren verse 9 f = 723 f hat hingehn lassen: *dá lát got manege vrowoen sine wunden schouwen*. weshalb denn die männer nicht auch? nachher wird doch gesagt, dass wir ihn alle bluten sehen! daher vermutete Scherer im haudex. *man unt vrowoen*, während ich an *manegin ougen* dachte. — 36,2 = 753 noch ein dreireim. ich schreibe *wir werden dá wol* (hs. *wol da*) *gesunderót*, <zwäre> *daz weiz got. dá got* usw. — 6 = 760 *Só*, nicht *Dó*. — 8 = 763 punct nach *geseilet*. — 17 = 780 *sín wir* mit der hs., desgleichen 37,9 = 805 *gotes*. — 12—24 = 812—829 bieten manche schwierigkeit. erstens sollen die *heimwarten liute* gedeutet werden und zweitens der mächtige herr, der seine knechte vom gebirge in den abgrund schleuderte. die erste deutung ist 817 = 16 abgeschlossen und hat die gewöhnliche form 'x bezeichnet y'. diese mangelt der zweiten deutung. man erwartet *Der vil ríche herre úf dem gebirge verre, der sine chnechte verswief in daz apgrunde tief*, < *der bezeichnet got . . .* aber die mindestens notwendigen zwei verse fehlen und es geht nach *tief* weiter *u[nde si dá] habete verlorn, dó wolde er werd[en áne zorn]*. diese ergänzungen sind beinahe geglückt. fehlt hinter *tief* nichts, so lässt sich ein einigermaßen befriedigender zusammenhang nur dadurch erreichen, dass man *der vil ríche herre — tief* als apposition zu *got* in 16 = 817 nimmt und hinter *nemen* demnach komma setzt. der langatmige satz ist dann bei *tief* zu ende. nun muss das correlativum zu *dó* 19 = 823 folgen: *dó er si dá habete verlorn* oder *unde er*, falls das *u* sicher ist. statt *werden* schlage ich *werven* vor. entscheidet man sich für eine lücke hinter *tief*, so muss der anfang von 822 unsicher bleiben. — 20 = 824 *Dó*, nicht *Dá*, vielleicht ohne absatz. — 38,1 = 840f das *é* gehört aus dem zweiten in den ersten vers: *danne ez é ware, dó erz von erste gebære*. 16 = 864 ist karajaus vorschlag *dó nehabet [uns der here]*,

dōne ruohte er unsir mēre verständlich (er hielt, stützte uns nicht mehr) und in bezug auf den reim unanfechtbar. Schröder streicht s. 300 um des raumes willen *uns* und macht mit Waag (der obenein eine falsche angabe in die lesarten setzt) aus *hēre hērre*. das geht nicht, weil die Hochz. nur *herre: verre* kennt (174. 208. 512. 667. 818. 1034) und weil *dō nehabet der herre* ohne erläuternden zusatz sich kaum, wie Schröder möchte, als 'hielt stand, hielt bei uns aus' fassen lässt. möglich, dass die verse in der hs. verderbt sind und sich auf 3S, 9f = 852f zurückbezogen (*ob wir rehte gefuoren, daz wir hērore wæren*) und lauteten *dō ne habet er uns sam hēre. dō ne ruohte er unsir mēre*. bei Kraus vorschlag im Anz. *dō ne habeten wir die ēre* vermisse ich einen deutlicheren bezug auf den vergangenen zustand, den ich durch *sam* erreiche. — 20f = 870f schreibt Schröder *unde onch der arme ubir gāt, [hāt er des hēr]ren rāt* (Kar. [*unde hāt des rīch]en rāt*) und erklärt mir das 'auch der arme geht über sein *reht*, seine sociale stellung hinaus, wenn er sich nicht um den herren kümmert. beide haben pflichten gegen einander'. ich glaube nicht, dass man *ubir gāt* absolut so gebraucht hat, und vermute vielmehr im folgenden vers ein object zum compositum *ubirgāt*. der reiche kümmert sich nicht um den armen (er *hāt des armen rāt*) und der arme anderseits geht hinweg, setzt sich hinweg über die lehre und anordnung des reichen und mächtigen. nach den resten der hs. ist der gegensatz nun freilich nicht *arm* und *riche*, sondern *arm* und . . . *re* und ich möchte ergänzen [*vil dicche des hēror]ren rāt*. vgl. 853. anders Kraus im Anz. — die nächsten verse müssen die erzählung von dem vogel weiter ausdeuten. der vogel tötet das junge, das ihm misfällt: so verstiefs uns gott, als ihm unser wandel nicht mehr gefiel. aber (37,24 = 832) *sō er* (der vogel) *danne vil wol enstāt, daz er vil ubile dā getān hāt*, so opfert er sein eigenes blut für das junge. entsprechendes muss 21ff = 872ff stehn. Kar. hat *ē sich dō got verdāhte [unde u]ns von erste fure brāhte zuo der nu[zzen] armuote, dō erbarmōt ez im in nōte, daz [wir al]le dulden den tōt*. hier ist zunächst *ē* unbrauchbar, da ihm deutlich *dō* in 875 entspricht. also *dō*. und was überdenkt er? *daz er* oder *wie er* uns versetzt hatte (plusquamperf.!) in die — nützliche armut ganz gewis nicht, sondern eher *nūwen*, die eben erst in die welt gekommene, vor der vertreibung aus dem paradies unbekante. — im nächsten verse ist vielleicht *im* zu streichen.

— 39,5 = 886 ist zu kurz. wol *(im) werven ein[e] brout*. — 16 = 904 den accusativ des raumes, der bei verben der bewegung steht und für den Haupt zum Erec 3106 zwei seiten beispiele geliefert hat, sollte jemand, der sich an die herausgabe mhd. gedichte macht, doch kennen. Waag hätte da auch diesen vers finden können und sich dann gewis sein *ubir* gespart. — 18 = 909 nicht *rîten dâ*, sondern *rîten zuo*. — 40,13 ff = 939 ff stehn fünf gleiche reime, fehlt also ein vers. wo der fehler steckt, lehrt das versungetüm 941, welches hinter *himilriche* zu teilen ist. etwa *der schol ich in dem himilriche, (daz wîzzet sichirliche)*. — 21 = 948 *durch daz reht* kann leicht missverstanden werden. wenigstens meine ich, dass es nicht 'um des rechtes willen' bedeutet, sondern 'deswegen recht', um meines vorbildes willen. *reht* ist also adverbium und = *rehte*. — 41,14 ff = 981 ff traue ich dem texte von Schröder s. 300 und Kraus im Anz. noch nicht ganz. ersterer schreibt *daz [wart dô] all[iz] an dem hêren chrouzse widirtân, [dô got] der martir an giench, dâ er uns[sir genâde] geviench*. sollte *an dem hêren chrouzse* nicht ein verdeutlichender einschub sein? *dar an* bezöge sich dann auf die marter. *der martir an giench* statt *die halte* ich bis weitere belege der construction geliefert sind für falsch. den letzten vers stützt Schröder durch 884 *dô er unsir êrste genâde gevie* und Kraus ergänzt ganz ähnlich *dô er uns ze sinen gnâden geviench*. nun wante uns aber gott seine gnade schon zu, als er den beschluss unsrer erlösung fasste, und ich wünschte mir hier einen ausdruck, der sich speciell auf die kreuzigung bezieht. in Werners Vier schein 22 ff heisst es *dat sint des heiligin crâcis vier orde, dâ man unsin hêrin ane hinc, dû he di vier ende der werilde zu ime vinc*, und Summa theol. 14 ff *dô wart er unschuldig irhangin, er habiti vir enti dirri werilti bivangin, daz er sini irwelitin alli zu imo zugi* (vgl. auch die aum.). so vermute ich *dâ er uns [alle ze im] geviench*. — 22 = 993 stimme ich Schröders vorschlag *chôle* um so lieber bei, als ich schon in der anm. zur Milst. s. 657 dasselbe wort in den text gesetzt hatte. — 42,7 = 1010 *von dem chôre* ist ein sehr knapper vers und das übliche *von dem oberisten chôre* oder auch *von dem zehenden*, wie Scherer im handex. schrieb. — ebenso kurz ist der folgende *die tolen engele* geraten und der reim kaum zu dulden. darf man *schiere* hinzusetzen? — 20 = 1034 nicht *Her mîn liebir hêre*, sondern *Der m. l. herre (verre)*.

— 43,3f = 1049f zweimal *dô* für *dâ*. — 7 = 1056 das *w* in *heremuoweden* muss fallen; vgl. 30,14 = 318. — der abschnitt 15—27 = 1070—1083 ist eine harte muss. es wird am übersichtlichsten sein, wenn ich zunächst den text, wie ihn Kraus und Schröder im Anz. gestaltet haben, hersetze.

1070 *Nu si[nt geistliche] loue*
gezalt ze der selben broute.
w[ir solten] ze (hs. zu) den geisten,
wir solten sin m[ei]st[er],
wan] wir sin genant diu gesegeten ch[int]

1075 *unde ouf] uns jene wartunde sint,*
die v[on uns ûz] sint genomen
unde hin ze den g[esegeten] chomen.
die wartent uns unz [an den suon]tach.
sô wol in der dar chomen [mach!]

1080 *swer] daz reht begât,*
dâ (hs. daz) ze den selb[en ziten be]stât;
dem ist si alsô edil unde alsô [hère,
sô dem] allêrsten zwâre.

die geistlichen leute stammen von Schröder, aber es handelt sich nach 43,7ff = 1056ff zunächst um apostel und märtyrer, sodass wir schon zu dem epitheton *heilige* greifen müsten. sie sind die begleiter der braut, die gäste, auf welche die daheim gebliebenen warten, um das fest, die *wirtschaft* mit ihnen gemeinsam zu begehn (26,1ff = 303ff). *geisten* möchte man danach in *gesten* corrigieren, wenn der reim nicht bedenklich wäre. sehr unwahrscheinlich ist ferner die gestalt von 1072. 73 mit dem zweimaligen *wir solten*. *warten* 1075 braucht nicht mit *ûf* verbunden zu werden, da es 26,4 = 310 den bloßen dat. regiert und ebenso 1078. es schauen aber nach uns aus nicht die, die aus uns ausgewählt sind, sondern die, die es schon vor uns wurden und die schon vor uns — nicht zu den gesegeten gekommen sind, sondern zu jenen ersten gästen. wol dem, der dahin kommt! wer die berechtigung erlangt, an dem feste teil zu nehmen (oder: wer seine pflicht tat, sodass er an dem feste teil nehmen darf), für den ist es ebenso vornehm und herlich als für die, die zu den zuerst gekommenen gehören. so meiner ansicht nach der zusammenhang der stelle, die ich demnach folgendermassen schreibe:

1070 *Nû sint manege loute*
gezalt ze der selben broute.
wære wir ze den gēsten.
wir solten sin meister,
wan wir sin genant diu gesegenten chint

1075 *unde uns jene wartunde sint,*
die vor uns ûz (dar?) sint genomen
unde hin ze den gēsten chomen;
die wartent uns unz an den suontach.
sô wol in, der dar chomen mach!

1080 *swer sô daz reht begât,*
daz er ze der selben wirtschēfte bestât,
dem ist si alsô edel unde alsô hère
sô den allēersten zwäre.

1080 wäre auch *ob er* oder *swelher* (vgl. 35,4 = 715) denkbar und 1081 muss vielleicht des raumes wegen *ze der selben broute* vorgezogen werden. an *dâ ze den selben zīten er bestât* (Kraus im Anz., nur ohne *er*) hatte ich gleichfalls gedacht, doch bleibt dann *si* 1082 unverständlich. befriedigen will mich aber mein herstellungsversuch auch noch nicht.

Berlin, 22 april 1892.

MAX ROEDIGER.

GOTISCH *W*.

Vor einigen jahren hat zwischen Braune und Gering eine discussion darüber stattgefunden, ob man in got. texten *w* oder *v* schreiben solle. Beitr. 12, 216 ff (13, 202 ff). Braune begründete seine transcription damit, dass durch sie der lautwert des got. buchstabens für jeden sofort klar gelegt werde, Gering führte dagegen die ostgerm. einheit ins treffen, welche die gleichmäfsige schreibung *v* in got. wie nord. texten erfordere. man könnte nun wol zweifeln, ob überhaupt eine von den beiden transcriptionen wissenschaftlich zu rechtfertigen ist. im allgemeinen ersetzt man ja bei der umschrift germ. sprachdenkmäler die fremden zeichen nur dann durch willkürlich gewählte, wenn sie in der lateinischen schrift kein graphisches äquivalent haben. wenn wir auch noch so fest überzeugt sind, dass im got. *ei* den lautwert \bar{e} , brechung *ai* den lautwert \bar{e} gehabt hat, so lassen wir doch in unsern ausgaben die got. ortho-

graphie bestehen. bei dem got. zeichen Υ bringt die übliche transscription außerdem den übelstand mit sich, dass derselbe buchstabe verschieden wiedergegeben wird, je nachdem er ein griech. Υ oder den germ. laut ausdrückt. ich glaube, es wäre consequent, wenn man überall y schriebe. dies hätte auch den vorteil, dass der bestimmung des lautwerts nicht präjudiciert wäre.

Über den letzteren scheint allerdings kein streit mehr möglich. Braune und Gering sind darin einig, dass w die geltung eines consonantischen u gehabt hat, und das dürfte heute die herrschende meinung sein. die argumente dafür sind gröstenteils übereinstimmend von Paul Beitr. 1, 159 anm. und Kräuter Zur lautverschiebung s. 146 ausgesprochen. es wird da angeführt 1) der wechsel von u und w im gotischen, 2) die strenge scheidung von inlautendem w und b , auslautendem w und f , 3) die römische transscription durch uu , die griechische durch ov , 4) das eintreten von u für wi , wu , 5) die roman. wiedergabe durch gu , 6) die analogie der übrigen germanischen dialecte.

Es ist aber hier wie oft mit wissenschaftlichen lehrsätzen gegangen: die folgerungen haben sich erhalten, während die vordersätze bei geläuterter erkenntnis sich nicht mehr vertreten lassen. wenn Paul zb. mit berufung auf Dietrich Ausspr. d. got. s. 77 ff sagt, die schreibungen uu , vv , uv , ub seien für den 'aus mit einander verschmolzenem vocal und consonant bestehenden laut' sehr geeignet, so glaube ich allerdings, dass er und Dietrich der wahrheit sehr nahe gekommen sind, aber der von Paul geschilderte mittellaut ist eben kein consonantisches u , bei dem das consonantische ja nur in der function liegt. es ist mir daher ganz unverständlich, wie man aus der lat. schreibung uu oder gar ub einen schluss auf die vocalische natur des got. w ziehen kann. eher könnten griech. schreibungen mit ov ins gewicht fallen, allein es wird anderseits w auch durch β wiedergegeben (Dietrich s. 78), und dann stehn die Griechen überhaupt nicht im rufe genauer phonetischer auffassungsgabe. wenn Paul ferner anführte, dass das idg. gesetz des wechsels von u und v , je nachdem consonant oder vocal folgt, im got. vollständig lebendig sei, was für die grofse leichtigkeit des übergangs spreche, so wird er das nach seinen jetzigen anschauungen¹ nicht mehr als

¹ vgl. insbesondere Beitr. 5, 210 f.

argument gelten lassen. und so geht es mit den meisten übrigen gründen; es wird durch sie nur bewiesen, dass einmal auch im got. *w* = *u* consonans war; ob es diese geltung auch zur zeit des Ulfilas noch hatte, bleibt unsicher. denn auch die trennung von *w* und *b* lehrt uns ja zunächst nur, dass *w* einen andern lautwert hatte als *b*, aber nichts positives.

Es darf hier übrigens nicht unerwähnt bleiben, dass im ahd. wenigstens zur zeit der vocalapokope *w* sich von *u* nicht nur in der function unterschied. es geht dies aus der bekannten tatsache hervor, dass die *w*-stämme im nom. acc. *-o*, nicht *-u* haben. Vgl. Kögel Keron. glossar s. 138, 173, Wüllner Hrab. gl. s. 48. 56, Ottmann Rb. s. 48, Sievers Tatian s. 23, Kelle Otfrid II 131. 136. 157¹, 296, 489. alle diese denkmäler erhalten *-u* entweder immer oder lassen doch einen wechsel zwischen *u* und *o* eintreten, während sie bei den *w*-stämmen ausnahmslos *-o* durchführen. daraus geht mit evidenz hervor, dass *w* zur zeit der vocalapokope nicht *u* war, sondern eher *o*. dass dieses *o* in seiner qualität dem sonantischen *o* ganz gleich war, soll nicht behauptet werden. dagegen spricht, dass, wengleich selten, in andern denkmälern *-u* bei den *w*-stämmen erscheint². das wird so zu erklären sein, dass nachdem *w* sonantisch geworden, es sich in den meisten dialecten zu *o*, in einigen aber zu *u* entwickelte. ganz verfehlt wäre es aber, aus jenen vereinzelt *-u* schliessen zu wollen, dass *w* früher allgemein = *u* war. denn man könnte dann nicht erklären, warum die denkmäler, die *-o* bei den *w*-stämmen zeigen, nicht auch ursprüngliches *u* zu *o* gewandelt haben. man wird also annehmen müssen, dass *w* im ahd. wenigstens zur zeit der vocalapokope einen laut hatte, der zwischen *o* und *u* lag³.

Daraus ergibt sich weiter, dass es nicht angeht, mit van Helten Beitr. 15, 481 f got. *skadus* als ursprünglichen *u*-stamm zu fassen und die ahd. flexion durch vom nom. ausgegangene formübertragung zu erklären. denn ein ursprüngliches **skaduþ* wäre ahd. zu **scatu* geworden, während die *w*-declination einen nominativausgang *-o* erbeischte. es wird also bei der, soviel ich weifs, herrschenden meinung sein bewenden haben müssen, dass *skadus* ein

¹ über die ausnahme *knīu* vgl. Kögel Beitr. 9, 537 a. 1. ² Braune Ahd. gr. § 108 a. 1 (in Rb auch einmal im wortinnern; Ottmann aao.).

³ anders Behaghel Pauls Grundr. I 579.

ursprünglicher *w*-stamm¹ ist. dafür spricht übrigens schon das got. selbst durch das verb. *ufarskadojan*; läge hier ein *u*-stamm vor, so würden wir **skadjan* erwarten, vgl. *gahardjan*, *anakaurjan*, *tulgjan*, *þaurjan*. das wort wird im weiteren verlauf der untersuchung noch eine wichtige rolle zu spielen haben.

Wir haben oben gesehen, dass sich kein stricter beweis dafür erbringen lässt, dass *w* noch im got. des Ulfilas = *u* consonans war. aber mit vielen andern buchstaben geht es ebenso, und man ist nicht berechtigt, die geltende lehrmeinung als falsch zu bezeichnen, wenn sich nicht positive gegengründe gegen ihre richtigkeit aufzeigen lassen. solche sind allerdings vorhanden. wir werden ihnen begegnen, wenn wir die beiden fragen erörtern: bedeutet *w* immer *u* consonans? und wird *u* consonans immer durch *w* bezeichnet?

Bei beantwortung der ersten frage sind die griech. fremdwörter heranzuziehen. bekanntlich steht hier *w* für sein graphisches Vorbild *Y*, sowol wo der dadurch bezeichnete laut sonantisch als wo er consonantisch fungiert. die in die zweite rubrik gehörigen fälle sind: *Esaw*, *Pawlus*, *aiwolaugia*, *Aiwneika*, *aiwaxaristia*, *Daweid*, *paraskaiwe*, *aiwaggeljo*, *Aiwwa*, *Laiwweis*, *Laiwweitus*. Braune Got. gramm. § 39 meint, dass hier das griech. *Y* schon spirantische geltung hatte. dasselbe denkt sich wol auch Wrede, wenn er QF. 68, 166 anm. 3 sagt, dass in *Pawlus* nur mechanische umschrift aus griech. *Παῦλος* vorliege. das ist jedoch nicht wahrscheinlich. Ulfilas umschreibt griech. *ov* nicht mit *ow*, und dass etwa *Aiwwa* eine mechanische umschrift von *Εῴα* sei, wird niemand behaupten wollen. darauf darf man sich nicht berufen, dass Ulfilas für griech. *αι* *ai* schrieb, obwol es *e* ausgesprochen wurde. denn für offenes *e* hatte ja Ulfilas kein eigenes zeichen zur verfügung; *av* hätte er aber *ab* schreiben können (Kräuter s. 120 f). wollte man das nicht gelten lassen, weil der spirant, den *Y* in diphthongen ausdrückte, sich in seiner qualität möglicherweise von *β* und lat. *v* unterschied, so würde noch immer unerklärt bleiben, wie Ulfilas dazu kam, das griech. zeichen für *y* für seinen *w*-laut zu verwenden. derselbe buchstab hätte bei ihm dreierlei bedeutung gehabt: *ü*, *v*, *u*. die beiden ersten ließen sich durch die griech. orthographie erklären, zu der dritten fehlt jede brücke. soviel können wir von vornherein behaupten: da

¹ auf eine nähere bestimmung kommt es nicht an.

Ulfilas das griech. zeichen γ als symbol für seinen w -laut anwante, so muss er einen grund dafür gehabt haben. da es nun ganz unwahrscheinlich ist, dass w je wie \ddot{u} geklungen hat, so bleibt nichts übrig als anzunehmen, dass es denselben lautwert hatte wie Y nach vocal. dieser lautwert bleibt allerdings erst zu bestimmen.

Sievers in Pauls Grundriss I 414 meint, die schreibung *Pawlus* deute die griech. silbentrennung *Pa-wlus* an. für Sievers ist w das zeichen des silbenanlautenden \underline{u} . für silbenauslautendes \underline{u} wird dagegen u geschrieben in den sogen. diphthongen *au*, *iü*. damit wären unsere beiden fragen beantwortet. allein es geht doch nicht an, in fällen wie *lew*, *gaidw* w als silbenanlautendes \underline{u} zu fassen. und damit sind wir bei den schwierigkeiten angelangt, die sich der üblichen auffassung des w -lautes entgegen stellen. diese schwierigkeiten sind 1) orthographische: wenn silbenauslautendes \underline{u} durch den buchstaben u bezeichnet wird, warum steht dann w in *usskawjaindau*¹ II Tim 2, 26 [*ussk . . jip* I Cor. 15, 39], *lasiws* II Cor. 10, 10, *Esaw* Rom. 9, 13, *lew* Rom. 7, 8, 11, II Cor. 5, 12? 2) lautliche: warum wird im auslaut nach consonanten w geschrieben, da wir doch aus allgemeinen phonetischen gründen², wie nach der analogie der andern germ. dialecte hier ein sonantisches u erwarten müssten?

Mit den orthographischen bedenken könnte man vielleicht zu recht kommen. wo nach kurzem vocal w statt u erscheint, liefse sich eine nachlässigkeit der schreiber annehmen. *lasiws* allerdings bildete auch ein lautliches problem; die zu erwartende form wäre nicht **lasius* sondern **lasjus* (vgl. *sunjus*). wenn sich aus der schreibung *lew* wirklich der schluss ziehen lässt, dass Ulfilas überhaupt nach langem vocal im auslaut w statt u geschrieben hat, so würde man das nach andern analogien erklären können. da nämlich u -diphthonge mit langem ersten bestandteil eben nur im n. acc. der w -stämme vorkommen konnten, so wäre denkbar, dass Ulfilas die für den inlaut übliche schreibung des \underline{u} beibehalten hätte. oder anders ausgedrückt, Ulfilas hätte wegen *knüwis* auch **knüw* geschrieben, wenn er sich nicht gescheut hätte, dieselbe lautverbindung i sonans + u consonans, die er in *biugan* durch *iü*

¹ Sievers meint, dass eben auch hier \underline{u} silbenanlautend sei, bezeichnet aber die ursache der abweichenden behandlung als unbekannt.

² vgl. Sievers Phonetik s. 182, Pauls Grundr. I 291.

bezeichnete, hier auf andere art auszudrücken. ähnlich war ja sein verfahren bei der bezeichnung der auslautenden 'medien'. ob man dem inlautenden *g* die geltung einer spirans oder einer media affricata zuschreibt, in jedem fall ist im auslaut ein tonloser laut zu erwarten. da aber χ^1 resp. $k\chi$ eben nur aus auslautendem *g* im got. entstand, wurde die schreibung des inlauts beibehalten, während *-b* und *-d* durch *-f* und *-þ* bezeichnet wurden, weil die durch diese buchstaben ausgedrückten laute auch sonst im inlaut vorkamen. allein eben diese eigentümlichkeit der got. orthographie verbietet es, die *-w* nach consonanten als bloße graphische eigentümlichkeit zu betrachten. wäre der letzte laut von *gaidw* sonantisch gesprochen worden, so würde ihn Ulfilas ebenso durch *u* bezeichnet haben, wie den letzten laut von *faihu*.

Diese schwierigkeiten sind gewiss den meisten gelehrten nicht entgangen², allein, wenn ich von den noch ausführlich zu besprechenden bemerkungen Kräuters absehe, hat meines wissens niemand versucht sie zu heben. zwei äusserungen muss ich aber anführen, die beweisen, dass ihre urheber die bedenken geahnt, wenn auch nicht in vollem mafs erkannt haben.

Bremer führt Beitr. 11, 53 als argument für die aussprache des got. *ai* wie \bar{e} an, dass *-aiw-* in *saiws*, *snaiws*, *aiws*, *fraiw* wie $\bar{e}u$ gelesen werden müsse, da man sonst **sajus* etc. geschrieben hätte. Bremer meint also wol³, in einer lautverbindung *axu* (wobei *x* einen beliebigen consonanten bezeichnen soll) wäre *u* notwendig sonantisch gewesen. allein er hätte dann auch sagen müssen, wie er sich die monophthongische aussprache von *al* vorstellt, vgl. *frawahw* Luc. 8, 29, von *þivadv*, *waurstw* gar nicht zu reden.

Van Helten widerum schloss Beitr. 16, 273 aus der tatsache, dass im got. *w* im auslaut erscheint, auf die unrichtigkeit der thesis 'auslautender halbvocal muste zu vocal werden'. aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dass sich van Helten nicht ganz klar über den begriff war, den diejenigen, welche obige these vertreten, mit dem ausdruck 'halbvocal' verbinden. das scheint mir aus folgendem hervorzugehen. wenn van Helten aao.

¹ diejenigen, welche annehmen, dass *g* im got. spirant war, müssen notwendig die geltung des *-h* als χ leugnen.

² vgl. schon Grimm Gramm. I 59.

³ vgl. auch s. 54 ' \bar{u} wurde im got. als *u*, zwischen vocalen aber *v* geschrieben'.

s. 274 a. 1 erwägt, ob das *w* in *lew* (gegenüber *triu*) lautgesetzlich entstanden ist, so geht doch daraus hervor, dass er den laut, den es ausdrückt, von dem der zweiten bestandteile von *u*-diphthongen für verschieden hält. ebenso wenn er anderseits *lew* als analogiebildung statt **leu* betrachtet und es dann der erklärung bedürftig findet, dass *snau*, *triu*, *þius* eine ausnahmsstellung einnehmen, so ist klar, dass er ein event. **suaw*, **trio* mit anderer phonetischer geltung als *snau*, *triu* für möglich hält. ähnlich ist es, wenn er wegen *lasius* ein dreisilbiges **lasi-us*, nicht **lasius* voraussetzt. allein ist *w* nichts als *u* consonans, dann ist *lew* = *lēu*, wie *triu* = *triu*, und **suaw*, **lasius* würden sich von *snau*, *lasius* nur durch die schreibung unterscheiden.

Wie erwähnt, hat Kräuter in seinem buch *Zur lautverschiebung*, anhang 1, versucht, die uns hier beschäftigenden erscheinungen zu erklären. er verwirft jede theorie der silbentrennung (s. 118, vgl. auch Anz. III 15f). *w* ist ihm das einzige zeichen für *u*. unser sogenannter diphthong *au* kann also im got. nur *aw* geschrieben werden. die buchstabenverbindung *au* bezeichnet dagegen nach ihm einen *o*-laut, ebenso wie *ai* einen *e*-laut (s. 121, 136). das *aw* von *Esaw* ist also ein anderer laut als das *au* von *snau*. dass wir die *-w* nach consonanten für sonantisch halten würden, gibt er zu, aber er meint, andere völker könnten darin eine andere auffassung gehabt haben (s. 123).

Prüfen wir diese aufstellungen, so bemerken wir vor allem den mangel einer auslassung über den lautwert des got. *iu*. da, soviel ich weifs, aufser Weingärtner Ausspr. des got. s. 38 niemand monophthongische aussprache dieser buchstabengruppe behauptet, geschweige denn bewiesen hat, so müssen wir anerkennen, dass im got. *w* nicht das einzige zeichen für *u*, und dass dann anderseits in *lasius* von dem gewöhnlichen schreibgebrauch abgewichen ist. die bemerkungen Kräuters über das got. *ai*, *au* müssen aber bei seiner sonstigen gründlichen art billig in erstaunen setzen. s. 135f wird gesagt, die römischen *oi*, *ai*, *au* seien in classischer zeit einlautig gewesen, die alte schreibung aber beibehalten worden, 'weil zwischen *ai* (*ae*) und *ë* wie zwischen *au* und *ö* ein lautlicher unterschied bestand.' Kräuter folgert daraus, 'wenn spätlateinische schriftsteller in gotischen eigennamen *ai*, *au* schreiben, so beweist dies also nicht, dass die Goten noch zweilautiges *ai* *au* hatten.' darnach scheint es fast, als ob noch

spät die schreibung *ai* für den ehemaligen lat. diphthong in schwang gewesen wäre. nun findet sich diese schreibung allerdings noch auf inschriften der kaiserzeit, aber die reguläre orthographie war doch schon längst *ae*, vgl. Seelmann Ausspr. des latein s. 224. es wäre doch ein merkwürdiger zufall, wenn so viele schriftsteller die archaische schreibung *ai* gerade für einen got. laut in anwendung gebracht hätten, der in nationaler orthographie *ai* geschrieben wurde und etymologisch aus *ai* entstanden ist. auch die bemerkungen über *au* können nicht überzeugen. vor allem setzt sich Kräuter mit sich selbst in widerspruch. denn s. 145 führt er als beweis für die vocalische natur des got. *w* die schreibung *kawtsjo* an, in der *au* 'ganz richtig' durch *aw* widergegeben sei¹, und an einer andern stelle (s. 120) beruft er sich, um zu zeigen, dass man schon in alter zeit über die natur der sogenannten diphthonge unterrichtet war, auf Bedas bemerkung, *u* in *aurum* vertrete die stelle eines consonanten wie in *ultus*. übrigens verweise ich auf Seelmann s. 162 ff, 222 f und schliesslich auf das zeugnis unserer schulaussprache. wäre die diphthongische aussprache des *au* nicht in ununterbrochener tradition überliefert worden, so wäre nicht abzusehen, warum wir nicht ebenso *o* sprächen, wie *e* für *ae*². die von uns als orthographische bezeichneten bedenken sind also durch Kräuter nicht erledigt worden.

Die *w* nach consonanten deutete, wie erwähnt, Kräuter so, dass er meinte, sie wären den Goten eben als mitlauter erschienen, wenn wir sie auch als selbstlauter auffassen müssten. er verweist darauf, dass im elsässischen zwischen *r* und *ch*, *r* und *k* usw.

¹ oder bezieht sich auf dieses wort die äusserung s. 135 a. 1, 'dass es in dem weiten gebiet des Römerreichs noch in später zeit gegenden gab, wo AE, OE, AU in allen oder blofs in einzelnen wörtern zweilautig waren, mag wol sein'?

² auch Bremer Beitr. 11, 52 ff kann mich nicht überzeugen. wenn für lat. *ai* = got. *ai* ua. griech. *ai* verantwortlich gemacht wird, so wird dabei ganz ignoriert, dass die transcription *ae* für *ai* längst eingebürgert war. vgl. übrigens Wredes polemik QF 59, 96 ff. auf Wredes behauptung, dass im ostgot. *ai*, *au* monophthongiert werden, habe ich hier keine veranlassung einzugehn und bemerke nur, dass in allen seinen beispielen *au* vor dental oder vor *r* steht, also vor lauten, vor denen auch im ahd. monophthongierung eintrat. der schluss, dass *au* überall = *ō* war, ist daher nicht gerechtfertigt.

ein deutliches *i* erscheine, ohne dass dieser laut in mundartlichen darstellungen bezeichnet oder im verse als silbisch gerechnet werde. allein der fall liegt doch hier ganz anders. die mundartliche orthographie ist doch immer von der der schriftsprache abhängig, soweit es sich nicht um phonetische transscription zu rein wissenschaftlichen zwecken handelt. von der metrik gilt das gleiche. für Ulfilas, den begründer der gotischen orthographie, kommen diese factoren natürlich gar nicht in betracht. übrigens gibt Kräuter zu, dass jene elsässischen svarabhakti-*i* an dauer den übrigen vocalen nachstehn.

Nehmen wir nun aber an, zur zeit Ulfilas sei, wenn wir es auch nicht nachsprechen können, ein wort wie *gaidw* = *gaidu* einsilbig gewesen, indem das consonantische *u* mit stark herabgesetztem exspirationsdruck oder sehr kurz hervorgebracht wurde, es entsteht die frage: war dieser laut von jeher vorhanden? dh. blieb *u*, sowie es in der grundform **gaiduam* consonantisch fungierte, immer, auch nach der vocalapokope, consonant? die frage ist entschieden mit nein zu beantworten. wie nämlich *sunjus* (aus **suniyiz*), vor allem aber *skadus* lehrt, wurde auch im got. nach der vocalapokope *u* sonantisch. *gaidw* und die übrigen formen auf *-w* können nur durch analogiebildung nach den obliquen casus entstanden sein, von der *skadus* verschont blieb, weil es frühzeitig in die *u*-declination übergetreten war. wenn diese analogiewirkung aber nicht durch eine änderung der qualität des inlautenden *w* veranlasst sein soll, so kann ihr grund nur in dem bestreben gefunden werden, die zahl der silben des nom. acc. gegenüber den andern casus um eine zu vermindern, welches bestreben wiederum auf den einfluss der reinen *a*-stämme zurückgeführt werden müste (*gaidw* : *gaidwis* = *waurd* : *waurdis*). dagegen erhebt sich nun aber der, wie ich glaube, nicht zu widerlegende einwand, dass dann gleiches auch bei den *ia*-stämmen angetroffen werden müste: wenn **gaidu* wegen *waurd* zu *gaidw* wurde, so musste ans *kuni* **kunj* entstehn. ein grund für eine abweichende behandlung der *ia*-stämme wäre nicht ersichtlich. rechnet man nun noch die durch Kräuter nicht erledigten orthographischen bedenken hinzu, so haben wir, glaube ich, hinlänglich grund, an der richtigkeit der geltenden meinung über den lautwert des got. *w* zu zweifeln.

Es kommt nun darauf an, die wahre aussprache festzustellen. zunächst könnte man daran denken, dass Ψ in getischen wörtern

dieselbe bedeutung hat wie im griechischen; allein die griech. und lateinischen transscriptionen erheben gegen die gleichung $\Psi = \ddot{u}$ entschiedene einsprache. auch dass wie im ahd. $w = \underline{a}$ war, lässt sich nicht wahrscheinlich machen¹. so bleibt wol nur die annahme spirantischer aussprache übrig.

Dagegen wurde aber eingewendet, dass das zeichen der labialen spirans im got. *b* sei, dass *w* aber nie mit diesem buchstaben verwechselt werde und auch im auslaut nicht, wie für *b*, *f* erscheint. doch folgt daraus nur, dass *w* und *b* nicht, identisch waren. nun hält man gemeinlich got. *b* und *f* für bilabiale laute (Paul Beitr. 1, 148. 150, Braune Got. gr. § 52, der aber § 54 *b* dem frz. *v*, also einem labiodentalen laut gleichgesetzt, Sievers Pauls Grdr. I 411, Wrede QF. 68, 169.) man könnte also *w* für labiodental erklären. doch ist die berechtigung jener bestimmung von *b* und *f* erst zu prüfen. der hauptgrund für die annahme, got. *b* sei bilabial gewesen, ist die meinung, dass griech. β , mit dessen zeichen got. *b* geschrieben wird, zur zeit des Ulfilas bilabialer spirant war. um diese ansicht zur evidenz zu erheben, müsten jedesfalls mehr beweis erbracht worden sein als die von Blass Über die ausspr. des griech. s. 107 angeführten schreibungen wie $\Sigma\epsilon\upsilon\alpha\sigma\tau\acute{o}\varsigma$. ferner ersetzt got. *b* lat. *v* und umgekehrt. nun nimmt allerdings Seelmann Ausspr. des lat. s. 239 an, dass lat. *v* um jene zeit bilabial gewesen sei. doch muss ich gestehn, dass mir auch hier die beigebrachten beweis nicht genügend scheinen. wenn *b* und *u* vom 3 jh. an wechseln, so kann das auch so erklärt werden, dass eben um jene zeit *b* labiodentaler spirant wurde, während es vor dieser zeit als bilabialer laut von dem labiodentalen *u* getrennt gehalten wurde.

Als beweis für die bilabiale natur des got. *f* wird angeführt, dass es in fremdwörtern φ vertritt, ferner, dass in lateinischer transscription häufig ph geschrieben werde. das beweist jedoch nicht allzuviel, denn im späten latein wechseln ph und *f* regellos; vgl. Seelmann s. 261. jene schreibungen können also nicht gegen das zeugnis aufkommen, das uns Ulfilas selbst indirect für die aussprache des got. *f* liefert. Wimmer Die runenschrift s. 263 hat aus der tatsache, dass Ulfilas das lat. *F* und nicht das griech. Φ in sein alphabet aufgenommen hat, den unzweifelhaft

¹ höchstens sprächen dafür transscriptionen wie *Odoïn*, vgl. Wrede QF. 68, 168.

richtigen schluss gezogen, dass der got. laut dem lat. näher stand als dem griechischen. lat. *f* war aber zu jener zeit labiodental (Seelmann s. 295). durch das verfahren des Ulfilas ist zugleich bewiesen, dass damals griech. *φ* und lat. *f* nicht identisch waren, aller wahrscheinlichkeit nach war *φ* noch bilabial. da aber in griech. fremdwörtern *φ* durch *f* widergegeben wird, folgt weiter, dass Ulfilas die abweichende natur des griech. lautes zwar bemerkte, aber nicht für so groß hielt, dass er sein *f* nicht hätte verwenden sollen. dann würde er aber wol auch kein bedenken getragen haben für auslautendes *w* *f* zu setzen, ob nun dieses labiodentaler oder bilabialer spirant war.

Got. *w*, scheint es, kann also weder bilabialer noch labiodentaler spirant gewesen sein. doch sind damit nicht alle möglichkeiten erschöpft. unter den lautwerten, die das indogermanische *v* gehabt haben kann, erwähnt Kräuter s. 133 f. auch ^{'w'}_u di. ein *u*-haltiges *v*. er verwirft diesen laut zu gunsten des reinvocalischen *u* nur wegen des alten wechsels zwischen *u* und *v*. für das got. des Ulfilas kommt diese rücksicht nicht in betracht. ich halte es für das wahrscheinlichste, dass got. *w* zur zeit des Ulfilas ein solcher *u*-haltiger labialer spirant war. ein derartiger laut muss in allen sprachen einmal vorhanden gewesen sein, die *u* durch einen spiranten ersetzt haben. denn während für den labialen spiranten nur die bildung einer enge zwischen den lippen oder zwischen unterlippe und zähnen charakteristisch ist, erfordert *u* zu seiner articulation aufser der lippenrundung auch eine bestimmte, von der indifferenzlage abweichende zungenstellung. diese wurde zunächst noch beibehalten, als sich die für den spiranten notwendige enge schon gebildet hatte. auf ein solches *u*-haltiges (gutturalisiertes) *v* passt die beschreibung, die Paul an der angeführten stelle von dem 'halbvocal' *v* gegeben hat. wir verstehn daher auch die lat. schreibung *uu* (di. *uv*) und *ub* recht gut. denn wie ein mouillierter consonant trotz seiner einfachheit den eindruck macht, als würde neben dem consonanten noch ein *i* gehört, so klingt bei einem gutturalisierten laut scheinbar ein *u* mit¹. ja dieses *u* wird sogar tatsächlich vorgeschlagen, wenn die zur bildung des ^v_u erforderlichen bewegungen nicht gleichzeitig ausgeführt

¹ ähnliches mag Dietrich sich vorgestellt haben, wenn er Ausspr. d. got. s. 77 sagt, dass *w* im anlaut 'mit vollerem munde und vorgeschlagenem *u*' ertönte. vgl. übrigens auch Grimm Gramm. I 59.

werden, wenn die stimme zu tönen anfängt, nachdem zwar schon die charakteristische zungenstellung eingenommen, die enge zwischen den lippen aber noch nicht vollkommen gebildet ist. eine solche unrichtige articulation kommt naturgemäfs häufig bei sprachfremden vor. und daran glaube ich, haben wir festzuhalten: die Römer schrieben die got. namen nicht wie sie die Goten aussprachen, auch nicht wie sie selber sie hörten, sondern so wie sie selber sie nachsprachen¹.

Die geschichte des germ. *u* im gotischen kann demnach etwa folgendermafsen skizziert werden:

1. Zur zeit der vocalapokope bestand noch consonantisches *u*. durch den vocalausfall wurde es sonantisch.

2. Mit kurzem haupttonigen vocal erfolgte contraction², nach langem haupttonigen sowie kurzem unbetonten vocal und nach consonanten blieb *u* zunächst sonantisch. es bestanden also neben einander formen wie *triu*, **l̄ēu*, **lasius* **gāidu*. dass **l̄ēu* nicht einsilbig gesprochen wurde, erklärt sich dadurch, dass der zweite teil des mit absteigendem accent gesprochenen *ē* an schallfülle dem *u* ebenso nachstand wie ein consonant. ähnliches gilt von dem unbetonten *i* von **lasius*.

3. Hierauf wurde silbenanlautendes consonantisches *u* zum spiranten, behielt aber die zungenarticulation des *u* bei.

4. Die obliquen casus der *wa*-stämme übten dann auf die nom. acc. auf *-u* eine analogiewürkung aus, indem *u* durch *v* ersetzt wurde. diese analogiewürkung entsprang dem bestreben, nach dem muster der reinen *a*-stämme den nominativ und accusativ um eine silbe zu verkürzen. aus **l̄ēu*, **gaidu*, **lasius* wurde daher *lew*, *gaidw*, *lasius*. die kurzsilbigen wie *triu* wurden nicht verändert, da sie schon einsilbig waren. ebensowenig konnte sich bei den *ja*-stämmen eine ähnliche veränderung vollziehen, da *j* noch echter vocal war. bildete man nach dem muster *waurd*: *waurdis* zu *kunjis* einen nom., so musste doch wider *kuni* entstehn.

¹ gegen Wrede QF 68, 8.

² man kann wol nicht annehmen, dass aus **kniua* direct *kniū* wurde, da die vocalapokope doch nicht eine verschiebung der silbengrenze involvierte. für *sunjus* nehme ich eine andere entwicklungsreihe an als Brugmann Grundr. I §§ 143, 179. aus *suniniz* wurde *sunius*, daraus **sunīus*. *ī* fiel dann ebenso aus wie in *nasjis* < **naziis*. gegen ein gesetz, wonach *iu* in unbetonter silbe zu *ju* wurde, scheint *uhting* 1 Cor. 16, 12 zu sprechen.

5. Bei den langsilbigen schw. verben 1 conj. war *u* nach 3. in *w* übergegangen (*léwjan* aus **l̄-ujan*), bei den kurzsilbigen blieb es, weil silbenauslautend, erhalten. auch durch formübertragung wurde es hier im allgemeinen nicht verändert, da die silbenzahl die bei den andern schw. verben reguläre war (*taujan* wie *nasjan*, *tawida* wie *nasida* etc.). ausnahmsweise wurde jedoch im präsens von **usskawjan u* durch den spirantischen laut der andern formen verdrängt¹.

6. Als Ulfilas daran gieng ein got. alphabet zu schaffen, fand er im griech. einen seinem *w* entsprechenden laut nur in dem zweiten bestandteil ehemaliger *u*-diphthonge vor. da er hier nach alter weise durch *Y* ausgedrückt war, verwendete Ulfilas diesen buchstaben überhaupt als zeichen für den got. spiranten.

Wien, 5 december 1891.

M. H. JELLINEK.

BEMERKUNGEN ZU DEN EDDALIEDERN.

1. PRYMSKVIÐA.

Kein eddisches götterlied behandelt einen volkstümlicheren stoff als die *Prymskvíða*, deren mythos noch in norwegischen, dänischen und schwedischen volksliedern des mittelalters besungen wurde, keines hat wie diese den einfachen epischen stil gewahrt: nach inhalt und form erscheint es als das älteste der götterlieder überhaupt und ist vielleicht noch ins 8 jh. hinaufzurücken (vgl. Sijmons Bijdrage tot de dagteekening der Eddalieder s. 23).

Merkwürdig ist bei einem der reinepischen erzählungsform so nahestehnden liede der künstlerische, man kann fast sagen, künstliche strophische aufbau. das gedicht gliedert sich in drei streng geschiedene teile. der erste, der die schürzung des ganzen conflictes enthält (bis zum entscheidenden götterrath vv. 1—4. 5 + 6. 7—13), und der dritte, der die lösung desselben umfasst (die fahrt Thors vv. 21—32), enthalten je 12 strophen. beide abschnitte sind von dem mittleren teil durch die absichtlich gleichen

¹ diese auffassung scheint mir wahrscheinlicher, als Sievers annahme, dass hier die alte silbenteilung ausnahmsweise erhalten sei. denn gegen eine analogiebildung *usskawjan* nach *usskawida* oder dem adj. pl. *usskawai* stemmten sich blofs die *w*-verba mit ihrem verhältnis *qiujan*, *qiwida*, *qiwai*, gegen die abweichende silbentrennung aber alle kurzsilbigen schw. verba 1 conj.

versanfänge *senn vǫro ǣser* (v. 14) und *senn vǫro hafrar* (v. 21) geschieden. dieser aber umfasst 7 visur (14—20): den conflict selbst. seinen höhepunct enthält wiederum die mittelste strophe (v. 17) in Thors weigerung: *'mik mono ǣser argan kalla, ef bindask létk brúpar líne'*. abgesehen von v. 4, wo allgemein der ausfall eines helmings angenommen wird, und v. 19, die um eine halbstrophe überfüllt ist und über die später zu reden sein wird, stören nur einzelne fehlende oder überschüssige langzeilen die kunstvolle symmetrie des ganzen.

Diese haben nun zum teil Sijmons (Zs. f. d. ph. 18, 126) veranlassung gegeben, in v. 13—24 einen beabsichtigten regelmäßigen wechsel drei- vier- und fünfzeiliger stropfen anzunehmen. diese gliederung, die sich mit der handschriftlich gewährleisteten inhaltlichen nicht decken würde, setzt die zerlegung der den überschüssigen helmung enthaltenden v. 19 in zwei stropfen voraus. Sijmons hat diese nach Bugges und Grundtvigs vorgegang aao. vorgenommen, doch ist die ergänzung des helmung 19, 1—4 zu einer vollstrophe dann kaum möglich. mit recht bezeichnet Sijmons in seiner ausgabe (s. 145) vor demselben keine lücke, da inhaltlich nichts vermisst wird; aber auch hinter ihm kann, wie die parallele stelle v. 15, 4—8. 16 lehrt, nichts ausgefallen sein. so hat v. 19, 1—4 schwerlich je einer besondern strophe angehört, und die heilung muss auf andere weise versucht werden. ein derartiger wechsel verschiedenzeiliger stropfen, wie er sich in einigen ahd. gedichten tatsächlich findet, hat ferner in den Eddaliedern sonst keine parallele. fünfzeilige stropfen, die man sanctionieren könnte, kommen höchstens am ende eines liedes oder einer episode in besonders emphatischer darstellung vor, zb. am schlusse der Völundarkviða (Zs. 33, 29). dreizeilige stropfen sind ebensowenig üblich: die zwei visur der Rígsþula, eines im stile von unserm ganz verschiedenen liedes, dürfen nicht verglichen werden, da sie je dreimal (vv. 3. 17. 30 und 6. 20. 33) widerkehren; sie sind also refrainartig und haben mit unsern vv. 17 und 20, die inhaltlich ganz verschieden sind, nichts gemein. endlich glaube ich nicht, dass man berechtigt ist, zwischen den überschüssigen langzeilen, die Sijmons tilgt und denen, die er beibehält, einen unterschied zu machen. die einen sind an sich nicht verdächtiger als die andern. die ausführlichere beschreibung mit denselben stereotypen formeln in vv. 5 und 9 entspricht ganz

dem epischen stile. der schluss von v. 6 fügt dem bilde des riesen, der seinen hunden die halsbänder windet, das mindestens ebenso schöne des seinen rossen die mähne strahlenden Thrym hinzu. endlich der zusatz *áster minar, alla hylle* (v. 29), der die voraufgehnde zeile *ef oflask vill áster minar* wiederaufnimmt, hat in echten, nicht überfüllten stropfen andrer lieder sein gegenstück (vgl. RMMeyer Altgerm. poesie s. 325) und wäre zur charakterisierung der geschwätzigen alten, deren lallen man in 'alla hylle' zu hören glaubt, ganz passend. anderseits ist der zusatz v. 24: *kráser allar þérs konor skyldo*, der an die interpolation Rigsþ. 4 *vas kalfr soþenn, krása baztr* erinnert, leicht zu missen und v. 13, 3 f: *stökk þat et mikla men Brisinga* könnte aus v. 15 entlehnt sein. alle diese zusätze entstammen augenscheinlich demselben interpolator, der überall nach größerer fülle der diction strebte und, meist recht geschickt, echte teile des gedichtes für seine einschübe benutzte: vgl. aufer den letztgenannten 5, 3 und 9, 5; 9, 3 und 5, 5; 29, 8 und 9. von den beiden dreizeiligen stropfen ist die letzte langzeile von v. 17 mit zientlicher sicherheit nach vv. 15 und 19 zu ergänzen: *ok eno mikla mene Brisinga*, v. 20 aber ist das fehlen derselben, wie wir sehen werden, wol anders zu erklären.

Ebenso wenig wie die Sijmonssche stropfenordnung vermag ich meine eigne, früher (Zs. 31, 264) angedeutete von 5 × 6 visur noch für richtig zu halten: sie gieng von der annahme der unechtheit der beiden stropfen, die die alte riesenschwester schildern, aus. in der tat fallen vv. 29 und 32, die diese im zusammenhang des mythus vielleicht berechtigte, hier für die handlung jedoch belanglose episode enthalten, aus dem einfachen stile des liedes heraus, da sie beide einen sonst nur in jüngern liedern üblichen begleitsatz formelhalter natur enthalten (vgl. RMMeyer Altgerm. poesie s. 225). da sie nun in der jetzigen ordnung trotzdem nicht zu entbehren sind, so liegt die annahme der überarbeitung eines älteren liedes, die schon Jessen (Zs. f. d. ph. 3, 68) für möglich hielt, in der tat nahe.

Diese wird nun weiterhin durch mythologische gesichtspuncte gestützt. wir sehen in der Þrymskviða noch den altgermanischen Olymp versammelt: Heimdall, den vertreter des alten himmelsgottes (Müllenhoff Zs. 30, 246), der, um homerisch zu reden, πάντ' ἐφορᾷ καὶ πάνι' ἐπαχοῖει, Freyja als repräsentantin der alten himmels-

göttin mit dem leuchtenden halsband (aao. s. 217), Loki, wie auch sonst, als vertreter des älteren Lopurr (Hoffory Eddast. 117), vor allen dingen aber den donnergott Thor, der an stelle von Parjanya-Fjörgynn trat (Zimmer Zs. 19, 174): mit andern worten wird v. 14 dieses göttergeschlecht eingeführt als Völ. ed. Müll. 9. 11 das jüngere Odins. trotzdem jedoch Odin in der handlung gar keine rolle spielt, heisst Thor neben *Jarpar burr* (v. 1) auch *Ópens saur*, und zwar nicht nur in der nicht zum gedicht gehörigen letzten langzeile hinter v. 32, sondern in der wirkungsvollsten und schönsten strophe des gedichts selbst (v. 21). wiewol Loki durchaus im dienste der götter steht und von einer tücke, wie sie später bei ihm typisch wird und zb. in der verwanten situation Hymniskv. 37 deutlich hervortritt, noch nicht die rede ist, wird in v. 10 ganz allgemein und verblümt auf die möglichkeit seiner treulosigkeit gedeutet: *opt síjanda søgor of fallask ok liggjande tyge of beller*. endlich, wenn Heimdall v. 15 in seiner entscheidenden verfügung über die widergewinnung des hammers die function des obersten gottes ausübt, so gibt der dichter dafür eine begründung, die ursprünglich, da Heimdall nur hypostase des höchsten gottes ist, gewis unnötig war (*visse vel fram sem vaner aprer*.)

In allen drei fällen liegt das deutliche bestreben vor, das gedicht der Odinsreligion anzunähern. sicher war in der fehlenden langzeile von v. 20 für Loki ein ähnlicher zusatz beabsichtigt, und auch in dem fehlenden helming von v. 4 sollte wol ursprünglich eine schilderung der freundlichen liebesgöttin im gegensatz zur zürnenden in v. 13, 1—4 kommen.

Nimmt man aber eine derartige überarbeitung an, dann darf man auch nicht anstehn, die einzige halbstrophe, die der gefundenen ordnung noch widerstreitet, zu tilgen, nämlich v. 19, 1—4. die genaue epische entsprechung, die nach dem obengesagten allein für ihre beibehaltung angeführt werden könnte, ist, wie RM Meyer aao. s. 119 zeigte, in den Eddaliedern auch sonst schon gestört, und zwar nicht nur HHund. n 40. 41, wo der lyrische character der ganzen episode offenbar auf die variation des ausdrucks gewürkt hat, sondern auch in der altertümlichen Völundarkviða (vgl. 21. 23 *i sá* und *i lito*) und in der Þrymskviða selbst (vgl. 15. 19 *hafa et mikla men Brisinga* und *ok evo mikla mene Brisinga*). man schreibe also mit tilgung der zeilen, die umso mehr fehlen konnten, weil sie schon, und zwar ohne die folgen-

den, v. 17 wiederholt waren, nach v. 18, wo Thor genannt wird, unbedenklich: *Léto und hönom hrynja lukla* usw. so ist alles in schönster ordnung, und es erklärt sich auch leicht, dass ein schreiber, um die parallelen stellen einander anzugleichen, die vom bearbeiter getilgten zeilen wider aufnahm.

Wo der köstliche humoristische grundton, der das gedicht beherrscht (Zs. 31, 227), ins burleske ausartet, wie gerade in den von der alten riesenschwester handelnden strophen, ist das wol dem bearbeiter zu danken: im ganzen aber wird man Jessen wol beistimmen müssen, wenn er aao. erklärt, dass die überarbeitung von einer meisteckhand herrühre: sie ist so fein und discret gehandhabt, dass der character des alten volksliedes durchaus gewahrt blieb. am mächtigsten bricht die majestät des alten donnergottes noch in der schönen v. 21 durch, die lebhaft an die bekannte Zeusstelle der Ilias erinnert. wenn wir dort lesen: *björg brotnofo, brann jorþ loga, ok Ópens suur í Jøtonheima*, so erfasst uns ein ähnlich heiliger schauer, wie bei dem gewaltigen auftreten des gewährung nickenden Kronion.

2. VÖLUSPA.

Die Völuspa ist von Müllenhoff nach inhalt und form gewissermaßen neu entdeckt worden. durch die sorgfältigste und erschöpfendste erläuterung der in ihr benutzten altgermanischen mythen hat er ihren heidnischen character ein für allemal dargetan. mit einschneidender kritik hat er ferner den echten kern aus der corrupten hslichen überlieferung herausgeschält, so dass die bezaubernde architektonik im aufbau des alten gedichtes klar hervortritt. die abfassungszeit des liedes ist dann von Hoffory (Eddastud. 40) in scharfsinniger weise um 950 bestimmt. bei dieser datierung ist nun freilich die möglichkeit christlicher einflüsse im einzelnen nicht ausgeschlossen. fortgesetzte sorgfältige prüfung in dieser hinsicht kann gewis die richtigkeit der Müllenhoffschen ansicht nur befestigen. je ablehnender man sich aber dem verfahren gegenüber verhalten muss, aus vielfach ganz äußerlichen, oft auch erst künstlich geschaffenen übereinstimmungen biblischer, überhaupt christlicher litteratur mit unserm Völuspatext schlüsse für die unursprünglichkeit des alten gedichtes zu ziehen, um so mehr ist man es den forschern, welche die entgegengesetzte auffassung vertreten, schuldig, wo wirklich momente vorliegen, die vom

altgermanischen gesichtspuncte aufgefasst auch nur geringe bedenken erregen müssen, diese ganz besonders genau zu untersuchen. sollte sich dabei herausstellen, dass es in der tat nicht möglich wäre, ihren christlichen character zu leugnen, so würde sich die zweite frage erheben, ob diese bedenken erregenden partien der Völuspa nicht doch als unorganische bestandteile des gedichtes zu betrachten seien. ein solcher fall liegt nun meines erachtens in der schlusspartie des liedes tatsächlich vor.

Jener abschnitt, der mit dem emportauchen der neuen welt aus den fluten anhebt und mit dem erscheinen des höchsten gottes endet, ist ganz besonders von den gelehrten, auch vor und nach Bugge, in zweifel gezogen worden. da Müllenhoff ihn verhältnismäßig kürzer behandelt hat, so hat Hoffory hier seine beweisführung für die echtheit weitergeführt und, wie mir scheint, in glücklichster weise vervollständigt (Eddastud. s. 119 ff). ich erinnere nur an die hauptpuncte: die zurückweisung der beliebten zusammenstellung des saales Gimle mit dem himmlischen Jerusalem der Apokalypse und der identificierung des am schluss erscheinenden höchsten gottes der Völuspa mit dem am jüngsten tage wiederkehrenden Christus des Matthäusevangeliums. dass die sehnsucht nach einer friedensepoche, wie sie der höchste gott heraufführt, nicht unheidnisch und mit dem kriegerischen wesen der Germanen durchaus verträglich war, dafür scheint mir deutlicher als alle erörterungen der in dieser hinsicht typische name 'Siegfried' dh. 'der durch sieg frieden bringende' (Scherer Literaturgesch. s. 11) zu sprechen. wenn Hoffory meint, dass der kommende gott der nie völlig vergessene Irminiu sei, der gewissermaßen so seinen einstigen usurpator Odin wider verdrängte, so ist das gewis ein anmutender gedanke. ob aber bei den geringen erinnerungen, die an den alten himmelsgott noch vorlagen, ein speculativer Nordmann auf diese reflexion kommen konnte, bezweifle ich. jedesfalls liegt in dem erscheinen dieses höchsten gottes, dieses Θεὸς ἄγνωτος, an sich nichts christliches. bei dem frühbezeugten unsterblichkeitsglauben der Germanen war eine erneuerung auch des höchsten gottes eine notwendigkeit, und ebenso drängt der aufbau des ganzen gedichtes auf einen solchen abschluss hin.

Je weniger ich hier überall zweifeln raum geben kann, um so verdächtiger erscheint mir die letzte strophe des gedichtes,

die nach dem erscheinen des höchsten gottes den Níðhögg noch einmal auftreten lässt, den man auf den nach 1000 jahren widerkehrenden drachen der Apokalypse gedeutet hat: hier liegt ein so gewichtiges bedenken vor, dass ich ihren heidnischen character nicht zu behaupten wage. mit vollem recht hat man an dem fremdwort *dreke* und der vorstellung des fliegenden drachen anstofs genommen. und zwar früher auch Müllenhoff selbst, wie aus seiner bemerkung Zs. 7, 428 hervorgeht: selbst DA v 156 scheint er sich nur zögernd von jener ersten ansicht zu trennen. mag das fremdwort immerhin sehr früh entlehnt sein, auffallen muss, dass es in der Edda neben unserer stelle nur in den christlichen Solarljóð vorkommt, dagegen im Beowulf, der in keinem seiner teile mehr in das heidentum hinaufragt, *draca* bereits ein völlig eingebürgertes wort ist. noch merkwürdiger ist es mit der geflügeltheit des drachen. nach Müllenhoff (Beowulf s. 4) sind der kampf Beowulfs mit dem drachen und Thors mit der Midgardschlange mythisch identisch: ersterer ist daher ursprünglich ebensowenig wie das eddische ungetüm geflügelt gedacht. und in der tat wird auch in den echten partien des alten liedes, das jenen kampf schildert (Beow. 2397 ff), zwar das glutenspeien hervorgehoben, das auch in der analogen eddischen stelle (Völ. M. 39 f) widerkehrt; von einem fliegen des drachen ist aber nirgends die rede. dagegen nennt der christlichen einflüssen besonders zugängliche interpolator B den drachen 2760 *uhtfloga* ('frühflieger'), 2315 *lyftfloga* ('luftflieger') und 2346 *vidfloga* ('weitflieger'), und berichtet, dass der *níðdraca* nachts ausgefliegen sei, so dass ihn die bewohner weithin sahen (2274 ff, vgl. 2830 ff). er stützt sich bei der ganzen schilderung des drachen, wie Müllenhoff (aao. s. 140) annimmt, nicht sowol auf epische sage, als auf den allgemeinen volksglauben, und dieser war zur zeit der entstehung des Beowulf nicht mehr frei von christlichen einflüssen. ebenso findet sich in der liederreda, — abgesehen von den christlichen Solarljóð — keine spur, dass ein 'ormr' wie etwa Fafni geflügelt gedacht wurde. dies analoge verhältnis in Edda und Beowulf empfiehlt nun doch die prüfung, ob wir in der schlusstrophe der Völuspa nicht ebenfalls eine interpolation vor uns haben.

Hierfür spricht zunächst der doppelte widerspruch, der in der gegenüberstellung *dreke dimme* und *naþr fránn* liegt. sowol die beiden substantive sind unverträglich, denn *naþr* wird in

v. 40, also im gedicht selbst, von der Midgardsschlange gebraucht, die sicher nicht geflügelt gedacht wurde, als auch die beiden attribute, da für die ethische auffassung von *dimme* sich schwerlich ein analogon finden dürfte. fasst man es aber, wie sonst, 'de colore', so können die beiden benennungen nicht neben einander bestehen und konnten, wie schon Weinhold (Zs. 6, 314) hervorhob, nur durch eine bearbeitung verschuldet werden, die gedankenlos nach stehnden ausdrücken haschte. überhaupt erscheint die schilderung: 'es kommt der düstere drache fliegend . . . das feld überfliegt er' sehr breit, und die worte *flýgr vøll yfer* klingen auffallend an v. 43: *flýgr qrn yfer* an; auch die *Niðafjöll* sind neben den *Niðaveller* (v. 22), mit denen sie nicht identisch sein können, merkwürdig. eigentümlich ist endlich der eingang der strophe, der den der v. 49 in ähnlicher weise aufnimmt, wie der anfang der von Müllenhoff getilgten strophe R 52 den von v. 39. man vgl.: *kømr enn mære mögr Hlópynjar* — *kømr enn mikle mögr Sigföpor* und *kømr enn rike at regendóme* — *kømr enn dimme dreke fljúgande*. nun nimmt freilich Müllenhoff an letzter stelle einen beabsichtigten parallelismus an. aber das nochmalige auftreten Níðöggs nach dem erscheinen des höchsten gottes, um sofort wider zu versinken, ist nicht nur überflüssig, sondern schwächt den eindruck, den jenes auf die phantasie macht. mit der ankunft des starken richters muss das gedicht abschließen (vgl. den schluss der Völ. h. skamma, Hyndlulj. 44) — nicht aus logischen, sondern aus ästhetischen gründen. auch der Müllenhoffschen stropfenordnung fügt die schlussvisa sich genau genommen nicht. die correspondierenden letzten beiden abschnitte kommen nur dadurch auf je 8 stropfen, dass v. 50 an stelle des refrains tritt. schon durch ihren an v. 49 anklingenden anfang ist sie aber zu solcher sonderstellung völlig ungeeignet, auch ist zu beachten, dass die kehrstrophe (v. 42): *Geyr nú Garmr mjök fyr Gnipahelle* passender als überzählige visa die beiden abschnitte trennt, wie in v. 29 und 34. man erhält dann, durch sie geschieden, 7 + 7 visur.

Nach alledem kann ich in v. 50 nur einen spätern zusatz sehen. die beziehung auf den apokalyptischen drachen, der nach 1000 jahren widerkehrt, um nach kurzer zeit wider zu verschwinden, wäre dann durch die misverständliche auffassung des gottes in v. 49 als Christus veranlasst und bei der entstehungs-

zeit der Völuspa um 950 wol denkbar. dies misverständnis wurde aber offenbar erleichtert durch den frühen verlust des echten schlusses, der im cod. Reg. ganz fehlt und von dem sich in der Hauksbok nur die beiden ersten langzeilen erhalten haben.

Die frage, ob in der letzten zeile der v. 50: *nú mon hann sokkvask* oder *nú mon hón sokkvask* zu ergänzen sei, ist jetzt nicht mehr von principieller bedeutung; da das fürwort metrisch zu streichen ist, auch kaum je sicher zu entscheiden. ob das *hón* nun schon der interpolator verschuldet oder erst die schreiber, auf jeden fall liegt dabei ein misverständnis des schönen effectvollen abschlusses von Helr. 11 vor, wo Brynhild die rief, die personification ihres eigenen gewissens, mit den worten '*sokkstú, gýg-jarkyn*' auffordert, zu versinken.

Dass die zweite hälfte der schlusstrophe der Völuspa (v. 49) einmal von besonderer wückung gewesen sein muss, darf man nach der anlage des ganzen gedichtes wol vermuten. der inhalt ist vielleicht richtig in der ergänzung der papierhss., die Sijmons, als metrisch fehlerhaft, mit recht nicht in den text seiner ausgabe mit aufgenommen hat, widergegeben. ihren poetischen zauber hätte uns annähernd nur die geniale nachdichtung eines Grundtvig verraten können.

3. LOKASENNA.

Die behauptung Vigfussons (CPB 1 p. LXVII), dass Harbærþsljof, Skirnisljof und Lokasenna demselben dichter, einem nordischen Aristophanes, angehören, ist zwar von Sijmons (Zs. f. d. ph. 18, 120 f) mit recht zurückgewiesen, indes enthält sie eine doppelt richtige erkenntnis, die das bessere verständnis der drei lieder vorbereitet. einmal scheidet der dramatische character, der sonst nur noch einmal in der Helreiþ Brynhildar widerkehrt, die drei von allen übrigen götterliedern. sodann werden sie durch gemeinsame motive und ausdrücke näher verknüpft, wie schon das merkwürdige *gamban*, das sonst nirgends widerkehrt, in der scala *gambauteinn — gambaureiþe — gambansumbl* typisch veranschaulicht. sie sind demnach glieder ein und derselben dramatischen entwicklungsreihe, die bereits in den noch monologischen Odinsbeispielen der Havamal ihre ersten keime hat und mit der Lokasenna abschließt. dies im einzelnen zu zeigen, erscheint um so wünschenswerter, als noch jüngst erklärt wurde,

der dichter der Lokasenna habe die Skirniför gar nicht gekannt, eine behauptung, gegen die ich nach schon DLZ 1890, sp. 508 gewant habe. eine genauere betrachtung wird gerade ergeben, dass er aufs intimste mit ihrem inhalte vertraut war.

Die beiden Odinsbeispiele (Hav. vv. 91—102 und 103—110), zeigen, wie schon Müllenhoff hervorhob (FA v 281), jedes in seiner art eine meisterhafte behandlung. beide schildern, mit dramatischer steigerung, ein liebesabenteuer des höchsten gottes: im ersten wird seine werbung höhnisch abgewiesen, im zweiten gelingt es ihm, das mädchen in der frivolsten weise zu berücken.

Beiden gedichten hat der dichter des Harbardsliedes wendungen entlehnt. vgl. Harb. 18: *hafðak gef þeira alt ok gaman* und Hav. 99: *at ek hafa mynda gef hennar alt ok gaman*. ferner Harb. 50: *langt munder þú nú komenn, Þórr, ef þú lítom fórer* und Hav. 107: *ec keypts litar hefð vel notþ*. in v. 30 endlich weist die 'leib weifse' auf Billings sonnenlichte tochter (Hav. 97), die 'goldglänzende' auf Gunnlöð (Hav. 108 vgl. auch 12—14) zurück.

Dagegen ist für die rolle, die Odin im Harbardslied spielt, lediglich das grundmotiv des zweiten Odinsbeispielles benutzt. überall triumphiert er über die frauen. daher genießt er auch die ihm Hav. 98 betrügerischer weise vom Billingsmädchen versprochenen *launþing* Harb. 30 wütklich, und hätte er Hav. 97 gern alle *jarls ynþe* für die erlangung des mädechens bingegeben, so feiert er gerade hier als jarl die höchsten triumphhe.

Umgekehrt hat auf die Skirniför lediglich das motiv des ersten Odinsbeispielles: *ong es sótt verre hveim snotrom manne en sér ongo at una* (Hav. 95) nebst seiner drastischen illustration gewütkt. das bild des sich nach einer riesentochter vergeblich sehnennden gottes ist beiden gemeinsam, nur ist es im ersten liede sinnlicher, im zweiten sinniger und durchgeistigter gezeichnet. man vgl. Hav. 97: *Billings mey . . . sólhvíta* ('glänzend wie die sonne') und Skirnif. 6: *mér tífa mey; armar lýsto, en af þapan alt lopt ok loqr*. — Hav. 95 f: *hold ok hjarta vas mér en horska mér . . . jarls ynþe þóttomk ekki vesa nema víþ þat lík at lífa* und Skirnif. 7: *mér's mér tífare en man manne hveim ungom í árdaga*. — Hav. 96: *þeyge ek hana at heldr hefek* und Skirnif. 7: *ása ok alfa þat vill enge maþr at vit samt sém*. — Hav. 96: *vęttak míns munar* und Skirnif. 12: *loqr es nótt . .*

hvé um þreyjak þrjár. noch merkwürdiger ist die ähnliche behandlung des verschmähten liebhabers, wobei besonders in der Skirnissfór die grauhunde neben der waberlohe auffallen. man vgl. mit Hav. 101: *grey eitt ek þú fann ennar góþo kono bundet beþjom á* die frage Skirnis: *seg þat . . . hvé at andspille komomk ens unga mans fyr greyjom Gyms* und des wächters antwort: *andspilles vanr þú skalt é vesa góþrar meýjar Gyms* (Skirnisf. 11 f).

Nicht so einfach ist die frage, in welchem verhältnis Harbardlied und Skirnissfór zu einander stehn: der verschiedenartige stoff, auch der ernstere character des letzten liedes machte hier anklänge schwieriger. kein zufall aber kann es sein, dass nur in ihnen des *gambanteinn* erwähnung getan wird. er versieht auch im grunde in beiden gedichten denselben dienst. im Harbardlied v. 20 werden mit seiner hilfe riesinnen ihren männern abspenstig gemacht — um sie Odin gefügig zu machen; in der Skirnissfór 26 ff wird der riesentochter aller umgang mit männern entzogen und höchstens ein ihr unsympathischer riese zur liebe gelassen — falls sie nicht Freys neigung erwidert. dass *Hlébarþ* (Harb. 20) und *holz . . ok . . hrás víþar* (Skirnisf. 32) sich entsprechen, hat Müllenhoff (Zur runenl. s. 57) dargetan. es kann kein zweifel sein, dass die handhabung des zauberstabes ursprünglich wie im Harbardliede Odin und nicht wie in der Skirnissfór dem vertreter Freys zukommt. dass die runenepisode erst später in die alte von der Odinsreligion unabhängige Skirnissfór eingefügt wurde, habe ich Zs. 30, 144. 150 zu zeigen gesucht. so ist es am wahrscheinlichsten, dass die ganze erzählung von der gewinnung des *gambanteinn* und der beschwörung mit ihm eine ausführung des in Harb. 20 angedeuteten motives ist.

All die genannten lieder benutzt nun die Lokasenna. man vgl. Hav. 108: *Gunnlaþar . . . es loqþomk arm yfer* und Lokas. 20: *ok lagþer lér yfer*, wo der ausdruck absichtlich cynisch vergrößert ist. die verderblichen folgen der trunkenheit werden ferner Lokas. 47 in ganz ähnlicher weise geschildert wie Hav. 12, einer strophe, die, wie Hoffory (Eddastud. s. 64 ff) zeigte, einem dem ersten Odinsbeispiele sehr nahe stehnden liedbruchstücke angehört. für die nachahmung des Harbardliedes durch die Lokasenna habe ich Zs. 31, 225 beispiele angeführt, wozu noch Harb. 25 und Lokas. 22 treten. wiederholt werden aus andeutungen des älteren liedes komische consequenzen gezogen, so hinsichtlich

Sifs buhlerei, der unfähigkeit Odins als schiedsrichter usw. ja es klingt fast wie eine verhöhnung der ganzen tendenz des Harbardsliedes, wenn der vielgewante Loki, dem gegenüber auch allvater Odin ohnmächtig ist, gerade vor der rohen kraft des im ältern liede so arg mitgenommenen Thor entweicht. am ausgiebigsten jedoch zeigt sich dies ausbeutungsverfahren der Lokasenna gegenüber der Skirniför.

Abgesehen von allgemein üblichen formeln wie *ása ok alfa* (Lokas. 2. Skirnif. 7), und, sonst nicht belegt, *fyr nágrindr nefan* (Lokas. 63. Skirnif. 35), finden sich folgende fünf parallelstellen: *Heill ves þú nú heldr, sveinn — heill ves þú nú, Loke — ok tak við hrimkalke fullom forns mjaþar* (Skirnif. 37. Lokas. 53), *Seg þat, Skirner, áþr verper soþle af mar ok stiger fete framarr — seg þat, Elder, svát einoge fete ganger framarr* (Skirnif. 40. Lokas. 1), *Vreiþr's þér 'Openn, vreiþr's þér 'Asa bragr — vreiþer'o þér éser ok ásynjor* (Skirnif. 33. Lokas. 31). *Mar ek þér gef . . . ok þat sverþ — mar ok méke gefk þér mins fjár* (Skirnif. 9. Lokas. 12). *Höfoþ höggva monk þér halse af — herþaklett (höfoþ) drepk þér halse af* (Skirnif. 23. Lokas. 57, vgl. 14). *Vorþr meþ goþom — vorþr goþa* (Skirnif. 28. Lokas. 48). hierzu treten drei kaum zufällige gleichklänge im versausgange. vgl. *Gambantein at geta — gambansumbl of geta* (Skirnif. 32. Lokas. 8). *Minn bróþorbane — um þinn bróþorbana* (Skirnif. 16. Lokas. 17). *Ok alt lif of lageþ — et ljóta lif of laget* (Skirnif. 13. Lokas. 48). dass daneben andre lieder gelegentlich benutzt werden, darf nicht irre machen: hier liegt, wie die fülle der stellen zeigt, systematische nachbildung vor. ich halte demnach nicht nur in Lokas. 31 die Buggesche conjectur *vreiþar 'o þér ásynjor*, die Sijmons (Edda 1 131) verwirft, für durchaus sicher, sondern bin im hinblick auf die strophenausgänge Lokas. 18. 27. 42 auch noch heute von der richtigkeit meiner besserung *vigs ótrauþer, at vegeþ* (Skirnif. 24) überzeugt.

Am auffallendsten aber ist die benutzung von motiven der Skirniför zum zwecke der travestie. bei zweien war die anknüpfung leicht. Skirnif. 28 wurde die exponierte stellung, die Heimdall als wächter der götter auf der brücke Bifröst einnahm (Zs. 30, 142), angedeutet. die Lokasenna malt das unselige loos, immer mit feuchtem rücken in der luftregion zu weilen, boshaft aus. der dichter der Skirniför hatte, auf einen altmytho-

logischen vorgang anspielend, gesagt, dass die Gerd als einzigen drank geifsurin erhalten solle: mit liebevollem detail erzählt der dichter der Lokasenna eine ähnliche behandlung Njörds durch Hymis maide (Skirnif. 35. Lokas. 34). war hier die komik in der Skirniför schon vorbereitet und nur der kurze schritt vom erhabenen zum lächerlichen zu machen, so schent der dichter der Lokasenna selbst nicht davor zurück, die beiden grundmotive des älteren liedes mit beifsendem spott zu verhöhnern. jene rührende freundschaft zwischen Frey und Skirni, einem eddischen Horatio, und jene romantische liebe Freys, die Vigfusson an Shakespeares Romeo und Julia erinnerte, sind es, die uns die schöne dichtung vor allen andern eddischen so menschlich nahe bringen. für den spötter der Lokasenna waren eine aufopferung im dienste der freundschaft, wie sie Skirnis freiwilliger ritt zu Gerd darstellt, und die allgewalt einer sich sehnennden vergeistigten und darum siegenden liebe, wie sie in dem durch Skirni für Frey geübten runenzauber zum ausdruck kommt, leere phantome. darum führt er das institut der blutsfreundschaft (Skirnif. 5) an einem drastischen beispiel komisch ad absurdum, indem er zeigt, wie dasselbe zur völligen ohnmacht Odins dem frechen Loki gegenüber führt (Lokas. 9 f). deshalb zieht er ferner die gewinnung der Gerd ins lächerliche, indem er Frey verhöhnern lässt, dass er in seiner verliebtheit der grofsen aufgaben, die seiner beim weltuntergang harrten, völlig vergessen und sein schwert verschenkt habe, wodurch er seinen tod finden und damit zum verderben der ganzen götterwelt beitragen würde (v. 42). dabei folgt er der ältern form des mythus, wonach die einwilligung der Gerd auf friedlichem wege durch geschenke erreicht ward (Zs. 30, 135).

Dass aus der verwertung dieser älteren mythenform wie aus der nichterwähnung des Skirni kein beweis für die unbekanntschaft der Lokasenna mit der Skirniför abgeleitet werden kann, wie es Hirschfeld (Act. Germ. 1 46) kürzlich getan hat, liegt auf der hand: der Aristophaniker musste eben von zwei ihm bekannten versionen diejenige herausgreifen, die seiner muse den besten stoff zum spott bot.

4. HELGAKVIÐA.

Das einzige gedicht, das mit recht diesen namen verdient — denn die beiden andern sind längst als aus mehreren bruchstücken

bestehend nachgewiesen — hatte Sijmons in seinem aufsatz Zur Helgisage treffend als ein lied aus einem gusse bezeichnet (Beitr. 4, 173. Zs. f. d. ph. 18, 112 ff). dieser ansicht ist Detter (Ark. f. n. fil. 4, 86) entgegengetreten, aber, wie mir scheint, mit unrecht. schon, dass es ohne jede verbindende zwischenprosa überliefert ist, dass es der prosaist von HHund. II schlechthin als 'Helgakviða' citiert, dass es in der Völsungasaga allein benutzt wird, dies alles spricht für seine einheitlichkeit. dazu kommt, dass der sammler es vor HHjörv. stellte, wodurch also die inhaltlich verwanten lieder getrennt wurden: dies zeigt, dass er es als pragmatisch zusammenfassendes sammellied betrachtete (Zs. 32, 405). endlich macht das junge alter — Sijmons setzt es aao. mit recht ins 11 jh. — eine interpolation in größerem mafsstabe unwahrscheinlich.

Nach Detter s. 85 soll nun hinter v. 31 ein ein Schub von 20 stropfen beginnen, und zwar zerfällt dieser nach ihm in drei teile. der erste (vv. 32—35. 44—46) umfasst die stropfen der senna, welche in HHund. II 19—24 ihr gegenstück haben. der zweite (vv. 36—43). in diesen abschnitt später hinein interpoliert, hat dort keine entsprechung. der letzte endlich (vv. 47—50) enthält den rapport des Gudmund über die ankunft der feinde.

Was zunächst die ungereimtheit anlangt, mit der Detter die unechtheit dieser letzten partie begründet, so ist sie, wie mir scheint, durch seine erklärung erst künstlich geschaffen. in der ganzen situation ist nichts auffallendes. es wäre wunderbar, wenn Höpbrodd mit dem aufbieten des heerbannes seiner freunde und vasallen gerade die königssöhne, seine beiden brüder, beauftragt hätte, statt, wie er es mit den worten *renne röknu bitloþ* tatsächlich tut, leute aus seinem gefolge. es ist doch wol natürlich, dass die Granmarssöhne, bis der heerbann eingetroffen, zur verteidigung zurückbleiben, oder wenigstens, wenn die feinde noch nicht gelandet sind — v. 50, 1—4 scheinen unecht —, wie der sundwart im Beowulf (v. 316 ff) zum ufer zurückkehren, um die bewegungen derselben weiter zu beobachten.

Ebenso bedenklich ist es, auf die allerdings merkwürdige bezeichnung verschiedener menschen durch *þeir sjálfer* in v. 30 und 31 die unechtheit der ersten partie zu gründen. der ausdruck ist gewis nicht geschickt, auf keinen fall aber missverständlich. an erster stelle sind *þeir sjálfer* die leute Helges und der gegensatz ist *fare þeirra*, an zweiter sind, durch den zusatz *frá*

Svarenshaug deutlich von den ersten geschieden, wie schon Lünig erkannte, die Granmarssöhne gemeint: überdies ist es sehr leicht, durch eine besserung wie *enn siklingar* (v. 31) die ganze ungeschicktheit zu beseitigen (vgl. auch Vigfusson CPB I 491). wenn Detter ferner geltend macht, dass die visur dieses angeblichen einschubs ihrem dichterischen wert nach hinter den entsprechenden der IIIund. II zurücksteht (s. 72 ff), so ist ihm dies ohne weiteres zuzugeben: sie machen durchaus den eindruck der überarbeitung. aber dass der überarbeiter eben der dichter unseres liedes gewesen ist, ist schon deswegen wahrscheinlich, weil ein epigonenpoet, der es sich zur aufgabe gemacht hatte, die episode mit den Granmarssöhnen zu schildern, sich diese sehr beliebten zankperioden schwerlich hätte entgehn lassen. v. 34 und 44 sind dabei freilich tautologisch, und vielleicht ist, da die echtheit der letzteren durch den fluch *deile gröm við þik* gesichert ist, v. 34 zu streichen. aber für notwendig halte ich auch diese athetese nicht, da auch v. 55 f eine ähnliche tautologie begegnet und Sinfjötli's rede vielleicht absichtlich mit derselben verwünschung anhebt und endet.

Einige wahrscheinlichkeit könnte nur die spätere hinzufügung der zweiten von Detter getilgten partie haben, da diesen visur jede entprechung in IIIund. II fehlt, und sie, wie er mit recht hervorhebt, keine beziehung auf den kampf enthalten (s. 75). dass dieser teil sonst berührungen mit den Helgilbruchstücken hat, ist schon mehrfach bemerkt worden, auch ist er reich an entlehnungen. da er jedoch inhaltlich nirgends widersprüche zeigt, so dürfte er nur dann dem dichter abgesprochen werden, wenn er mit den genannten eigentümlichkeiten im liede allein stünde. eine genaue prüfung aller teile des gedichtes ergab mir aber überall dasselbe verfahren. durchweg sind die bruchstücke Helgakv. Hund. II und Hjörv. in situationen, in namen, in wortschatz benutzt, aber auch andere Eddalieder, vornehmlich Hyndluljóð und Völuspa. wir haben demnach kein recht, die genannte episode dem dichter abzusprechen. für die entlehnung der strophen 32—35. 44—46 aus der Hund. II bieten die 4 schönen eingangsstrophen vielleicht ein analogon: sie ragen wie die anfangsvisur der Völundarkviða und der Sigurðarkviða in aus ihrer umgebung durch archaischen character hervor und sind vielleicht überarbeitungen eines verlorenen bruchstückes vom Hundingtöter.

Der zweck des liedes ist, Helgi als den besten und glück-

lichsten aller sterblichen zu feiern. wenn es am schluss (vv. 55 ff) in merkwürdiger fülle des ausdrucks, die an Brot S. 10 erinnert, heisst: *Heill skalt, vise, virþa njóta . . . ok una life* und *ok þér, buþlungr, samer bæþe vel, raufer baugar ok in rikja mér; heill skalt, buþlungr, bæþe njóta, Högna dóttor ok Hringstaþa*, so kann das nur bedeuten, dass der dichter von dem tragischen ende Helgis nichts wissen will, und ein beweis, dass es von jeher so verstanden wurde, ist die später angefügte notiz, die, wie Dettler gut bemerkt (aao. s. 86), das wortspiel enthält: 'da hat der kampf (*sókn*) ein ende und damit auch die geschichte (*sggn*)'. demgemäß ist die eingangsscene eine weitere ausführung des motives, das Reg. 14 in Regins weissagung über Sigurd zu tage tritt: *sjá mon réser rikstr und sólo; þrymr um öll lönd orlogsimo*. die schicksalsfäden werden hier von den Nornen gesponnen und ihr spruch lautet einzig: *þanu bóþo fylke frégstan verþa ok buþlunga bestan þykkja*. wenn bei der bestimmung von Helgis reich des südens geschwiegen wird, so erklärt sich dies vollkommen durch Müllenhoffs bemerkung, dass, da die strecke zwischen westen und osten für die nordischen seefahrer mit der südküste der ost- und nordsee zusammenfiel, auch der süden zugleich mitbezeichnet war (Zs. 23, 127). die zahl der Nornen ist nicht angegeben: Dettlers conjectur *tvær* für *þér* (v. 4) halte ich für nicht richtig. ich glaube, dass mit dem *þér* ebenso alle Nornen gemeint sind wie mit *nípt Nera*, in dem doch wol eine noch unerklärte kenning für *norn* steckt und das collectivisch zu fassen ist, wie zb. v. 54: *át hólo skær af hugens barre* dh. 'die wölfe fraßen von den leichnamen'. auf jeden fall verfolgen die weissagungen der Nornen alle dasselbe ziel, und dass etwa in einer verlorenen strophe eine *aunleg norn* (Reg. 2) aufgetreten wäre nach analogie der bösen fee im märchen und Helgis tod prophezeit habe, wie Vigfusson (CPB I 490) und Sijmons (Zs. f. d. ph. 18, 112) meinen, ist in einem liede, in dem nirgends von diesem tode noch von irgend einem andern unglück, das Helgi betroffen, die rede ist, vollkommen ausgeschlossen.

Nach dem gesagten kann der erste helming von v. 5 dem liede nicht ursprünglich angehört haben, da er, wie er überliefert ist, von einem *anгр* spricht, das sonst nirgend vorkommt. auch die feine besserung Egilssons (16³): *eitt vasat anгр* mildert die ungerheimtheit nur, aber hebt sie nicht auf, da eine solche

bemerkung im munde eines dichters, der, wie wir sahen, so bestimmt sein programm aufgestellt hatte, eine ganz müssige, ja lächerliche gewesen wäre. und doch, glaube ich, führt sie uns auf die richtige spur.

Man versteht unter *Ylfinga niþ* gewöhnlich Siegmund und unter *þeirre meyjo* Brynhild und erklärt: 'eius gereichte zum harme dem Ylfingenspross und der maid, die den lieblich gebat'. aber abgesehen davon, dass *Ylfinga niþr* sonst Helgi ist (HHund. II S. 47), kommt *munuþ* in der bedeutung 'lieblich' in der Liederreda sonst nicht vor, und dies hat zb. Grundtvig veranlasst (Edda s. 85), dafür *meinuþ* zu vermuten und *mer* dann auf die Norne (*nipt Nera*) zu beziehen. auf jeden fall ist *fóþa* wol hier nicht im eigentlichen sinne zu verstehn. ich beziehe nun *Ylfinga niþ* mit Grundtvig auf Helgi, *þeirre meyjo* aber auf seine geliebte Sigrun und erkläre die worte nach Egilssons besserung: keinen kummer gab es für Helgi und die maid, welche die liebeslust hegte. *munuþ* stünde also in seiner eigentlichen bedeutung, und dem ausdruck *munuþ fóþa* vergleicht sich sehr schön *néra ást* (Egilss. s. 599) 'amorem fovere', sowie die übrigen von Grundtvig aao. citierten wendungen, in denen auch das gleiche verb *fóþa* neben synonymen begegnet. aus der Edda bietet sich in *sút ala* ('kummer hegen') Hav. 48 ein vollkommenes analogon, und denkt man an phrasen wie Skirnisl. 30: 'mit zähren den schmerz geleiten', so wird unser ausdruck gewis nicht zu künstlich erscheinen.

Ich glaube nun, dass der, welcher diese notiz an den rand schrieb, und der, der tendenz nach zu urteilen, wol derselbe war, der die obengenannten schlussworte (v. 56) anfügte, die schöne schlussepisode von HHund. II vor augen hatte, in der Helgi bei Sigrun im grabhügel weilt. dort sagt Helgi (v. 46): *Skal enge maþr angrljóþ kveþa, þótt mér á brjóste benjar lite*, und Sigrun entgegnet darauf (v. 47): *hér hefe ek þér, Helge, hvilo gøva, angrlausá mjök, Ylfinga niþr*. er wollte offenbar im sinne unseres liedes ausdrücken, dass, obwol Helge im verlauf der sage *mist hafe munar ok landa* (HHund. II 46), doch kein grund zu einem klagelied über ihn und die geliebte da sei: sollten die oben angeführten worte Helgis, wie Bugge (Aarb. f. nord. oldk. 1869, s. 268) annimmt, erst später im volksmunde entstanden sein, so würden sie zu unserer notiz ein vollständiges analogon bieten. dadurch

dass man nun v. 5, 1—4 fälschlich auf die folgende prophezeiung der raben bezog, was, wie Sijmons aao. schon mit recht hervorhob, nicht möglich ist, da dort auf Helgis ruhm und nicht auf seinen untergang gedeutet wird, entstand die vorliegende, von Egilsson richtig erkannte, hsl. verderbuis.

Es fragt sich, was in dem ersten helming von v. 5 ursprünglich gestanden hat. Sijmons hat auf das misverhältnis aufmerksam gemacht, dass es im ersten teile von v. 5 noch nacht, im zweiten (vgl. v. 6: *nú's dagr komenn . . dógrs eins gamall*) schon tag ist; auch vermisst man doch einen rechten abschluss der Nornenscene. ich glaube, der helming enthielt dem erscheinen der Nornen parallel (v. 2) eine bemerkung, dass sie beim grauen des tages entschwandten. er lautete also etwa: *dagr varþ í bó. diser firþosk* (sc. *bó*), *þæss oþlinge aldr um skópo*.

Berlin im sommer 1892.

FELIX NIEDNER.

VIER NIEDERLÄNDISCHE SCHWÄNKE DES 16 JAHRHUNDERTS.

Für die kenntnis der nld. volksmäfsigen schwankdichtung während des 16 jahrhunderts ist eine zu ende desselben gedruckte sammlung die hauptquelle:

Veelderhande | Geneuchlicke dich- ten. Tafel- spelen, ende | Refe-
reynen . . . Gedrukt om te verkoopen by de dozijnen, | Een dier
eē begeert macht ooc wel mijnen. | 9 bogen 8^o (*exemplare in Gent
und Leiden*). — auf bl. J viii b steht: tAntwerpen, by Jan van Ghelen, |
op de Lombaerde veste, inde witte | Hasewindt. Anno 1600.

die 24 hier vereinigten tafelspiele, refereinen, prosastücke und gedichte entstammen, wie GKalff in der *Tijdschrift voor nederlandsche taal- en letterkunde* 8, 236 und in seiner *Geschiedenis der nederlandsche letterkunde in de 16^{de} eeuw* (1859) 1 164—181 (vgl. 291 f. 304 f. u 44) nachgewiesen hat, zum teil dem anfang des jahrhunderts und waren einst in jetzt verschollenen einzeldrucken verbreitet. zwei possen (nr 3 und 4) Moorkens-vel vaude quade wijven und Der boeren vastenavonds- spel werden demnächst in einer von WSeelmann und mir herausgegebenen sammlung von nd. schauspielen erscheinen; nr 14 Van s. Niemand ende sijn wonderlic leven habe ich in *Birlingers Alemannia* 18, 131—134, nr 23 Een sotte vraghe ende een wijse antwoorde als eine parallele zu dem humanisten-

dialoge von Lollius und Theodericus in der Zeitschrift für vergleichende literaturgeschichte n. f. 4, 103—105 abdrucken lassen.

Auch von den übrigen stücken des bandes scheinen mir einige der näheren beachtung und eines abdruckes an dieser stelle würdig zu sein. nr 13 Van't Luy-lecker-land hängt nicht etwa mit der älteren dichtung Van dat edele land van Cockaenghen (Hoffmann und Haupt *Altdeutsche blätter* 1 165) zusammen, sondern ist vielmehr eine verbreiterte prosaübersetzung des prächtigen, 1530 entstandenen spruches des Hans Sachs vom Schlawaffenland (*Gedichte* 1558 1 554 = v 338 ed. Keller = *Dichtungen* hrsg. von Tittmann II 30); nur für die schlussmoral hat der nl. bearbeiter sich eine metrische wiedergabe geleistet. da er zufolge der scherzhaften datierung in der überschrift i. j. 1546 schrieb, muss er einen uns unbekanntem einzeldruck des deutschen originals benutzt haben¹. aus dieser prosa scheint das von Kalff *Het lied in de middeleeuwen* 1884 s. 490 mitgeteilte nl. lied des 17 jahrhunderts vom Luy-lecker land: *My lust van hier te varen* abzustammen.

Nr 18 Van den Abt van Amfra, Heere tot Kannenburgh gehört in den weiten kreis der seit Brants *Narrenschiff* üppig aufspriessenden trinklitteratur und bietet eine hübsche parallele zu dem mandat des königs Volnarri am schlusse von Michael Lindeners *Rastbüchlein* 1558 (ed. Lichtenstein s. 50—56).

Nr 21 Vant arme Bier, dat kranck ende watersuchtich is, ist eine satirische klage wider die bierpanscher, zu der ich aus Deutschland keine gleichzeitigen seitenstücke anzuführen weis. über biergrüße und ähnliches vgl. Goedeke *Grundriss* 2 1, 304 und Grässe *Bierstudien* (1874).

Das auf dem titelblatte nicht verzeichnete lied: *En kalverstaert ende een mossel-mandr* stellt sich zu den lügenstücken und poesien des unsinnes, für die ich auf *Uhlands schriften* III 223—237, auf *CMüller-Fraureuth Die deutschen lügendichtungen* s. 11—25 und *GKulff Het lied in de middeleeuwen* (1884) s. 489—492 verweise². ein meisterlied der *Kolmarer hs.* (s. 394 nr 77 ed. Bartsch 1862) beginnt ähnlich: *Ein snecke und ein beseme heten einen sin, sie luoren über mer und namen klein gewin.*

Berlin.

J. BOLTE.

¹ zwei kürzere lieder vom Schlawaffenland in *Böhmes Altdeutschem liederbuche* nr 278^{a-b} fassen auf Hans Sachs; vgl. *Föschel Beitr.* 5, 421 f und *CMüller-Fraureuth Die deutschen lügendichtungen* s. 96 f.

² vgl. auch oben s. 150.

1

[Fviija] Van't Luye lecker Landt,
 twelck is een seer wonderlick, overschoon ende kostelick Landt,
 vol van alder ghenoechten ende wellusticheydt. Ende is nu eerst
 ghevonden int Jaer doemen schreef duysent Zuycker koecken,
 vijf hondert Eyer vladen, ende ses en veertich gebraden Hoenderen¹,
 inde Wijn maendt, doen de Pasteyen wel smaecten.
 Ende is seer ghenoechlick om te lesen.

Luy, en lekker, en veel te meughen

Dat zijn drie dinghen, die niet en deughen.

Men wil zeggen voor onwaerachtige nieuwe tydinge, hoe dat
 ter ghevonden is een hoeck Landts, het welke genoemd wort het
 Luye-lecker-landt. Dit Land en is tot noch toe niemandt bekend
 geweest, dan alleene den Deughnieten, die't alder eerst ghevonden
 hebben, ende het is gheleghen recht in't noorthommelen, dwars
 op dese zyde, nae by de Galghe, drie mijlen door langhe nachten:
 Alle de ghenen, die daer henen willen trecken, die moeten gantsch
 onvertsaeght zijn, ende wel gemoed tot groote dingen te bestaen:
 want voor aen dit Lande is gelegen eenen seer hoogen ende langhen
 Bergh van Boeckweytenbry, wel drie mijlen breedt, oft dicke, daer
 sy voor eerst moeten door eten, eer sy in't Land komen, ende
 als dan zijne terstont in een ooghenblick int voorseyde Luye-
 lecker-landt, twelck om sijne kostelicke rijckdommen, heerlickheyt
 ende ghenoechelickheyt seer wel bekend ende vermaert is, sonder-
 linghe by den Onverlaten ende den genen, die alle dencht ende
 eerbaerheyt te rugghe ghestelt hebben. Want de huysen zijn
 daer ghemeenlic altsamen mit leckere Pannekoecken ende Vladen
 ghedeckt, de mueren ende wanten ghemaect van Speckstruyven,
 de Balcken van Braedt verckens, die deuren ende vensters van
 Zuyckerkoecken ende de stijlen ofte posten vande deuren ende
 vensters van wel gekruyde Peper-koecken, ende met Muscaten en
 Nagelen [Fviijb] t'samen gheslaghen: Om elck huys staet eenen
 stercken Thyn, de sommige van gebraden Leverworsten, ende
 sommige van Met-worsten, ofte andere, t'saemen ghevlochten. Item,
 in dit Land zijn seer veel schoone Fonteynen van Malveseye, ende

¹ vgl. zu dieser jahreszahl den ähnlichen ausdrück in Mich. Lindeners
Rastbüchlein 1558 c. 25 (ed. Lichtenstein s. 51): Nach dem wir inn ver-
 schinen jaren, nemlich der rinder zagel, tausend fünffhundert bratwürst vnd
 acht und fünffzig pfund saurmilch, die man sonst putter- vnd dumpelmilch
 heyfst, . . .'

alderhande soeten dranc, die eenen yegelicken (alsment begheert) van zelfs wel inde mundt springhen. De Roffiolen wassen daer in sulcker manieren, als hier te lande de Pijn-appelen.

De Taerten wassen daer op de Eycke boomen, ende de struyven op de Bercken boomen, ende wie daer appetijt ofte lust toe heefi, die machse lichtelick af reycken, want sy hangen niet hooge. Op de Esse boomen wassen leckere Pasteyen. De soete Wijn-druyven die pluctmen daer vanden Haech-doorn. Ende de braet-Peeren wassen der overvloedich, heel morve ende lekker. Ende swinterdaeghs alst sueeut, soo worden sy van hoven wt der Locht met Zuycker bestroyt.

Item, op die Willigen, die aende kanten vande Reviëren staen, wast het witte-Brood zeer overvloedich, ende de Revieren, die daer onder heen loopen, zijn van enkel soete Melck, daer valt dan dat witte-brood ghestadigh in, so dat een yeghelick sijn ghenoecht ende lust daer wt krijghen ende eten mach. Oock soo drijven de Visschen daer int water ghesoden, gebraden ende lekker ghebacken ende wel toe-ghemaect: sy komen oock wel soo nae by de kanten, dat mense ghemackelick met de hand vangen mach. Desghelijcx soo sietmen daer over al t Landt inde Locht de Hoenderen, Gansen, Duyven, Snippen ende ander gevogelte vliegen, ende zijn altsamen wel gebraden: ende isser yemand so luy, da hyse niet vanghen en mach, soo vliegghen sy dien wel van selfs inde mond, indien hy sijn mond open doet en daer na gaept: Nochtans en zijnder de gebraden Hoenderen nit veel geacht, want die werptmen wel over den Tuyu. De Verckens die groeyen daer also seer int Land, dat sy met hoopen, ooc al wel ende lekker ghebraden, hier ende daer over al [Gjb] in't velt loopen, ende hebben een mes op den rugge steken, ende isser yemandt, die daer af lust te eten, die mach met dat mes een stuc daer van snijden, ende steckender 't mes we'er in. Ooc wassen daer de Kruijs-kasen so overvloedigh als de steenen.

De Boeren wassen daer over al op de Boomen, ghelijc hier in dese landen de Pruymen doen, ende wanneert schoon we'er is, so worden sy haest rijp, ende vallen dan, d'een voor, d'ander na, metter tijdt vande Boomen, elck in een paer leersen, de weleke daer onder de Boomen op de aerde al bereyt staen, ende passen juyst elcken na haer beenen. Die daer in't Land een Paerd heeft, die word terstont wel een rijk Meyer, want de Paerden

legghen daer in korten tijd wel een groote korf vol Eyeren: Desghelijcx schijten de Ezels daer anders niet dan soete vijghen, ende die Honden Muscaten, de Koeyen ende Ossen groene Pannekoecken.

Heeft yemaud lust om Kerssen te eten, die en derf daer niet hooge na klimmen om te plucken, want sy wassen der so lage als stekel besien, en sy zijn heel groot, en soo soet als zuycker, daer en zijn ooc gheen steenen in dan alleen een nieu steenken, twelck soo haest, als men de Kersse eet, terstond inde mond smelt, ja het is te ghelooven, dat het een zuycker-boone is.

In dit selve lant is een schoone jeuchden Fonteyn oft Bad, daer de oude lieden in gaen baden ende allenskens weder jonck ende jeughdigh worden.

Dit Land is so vol ghenuechten, die daer daghelicks ghebroyet worden, dat dierghelijcke niet ghevonden en wordt onder de Sonne: Want als men daer inde Doele schiet oft anders soo wie dan alder-veerst van't Wit is, die wint het spel: ende als men een Wedde-loop loopt, soo wint altoos de leste.

Des Winters ist immers so genoechelick ende lustigh in dit Land als des Somers, want als het haghelt, dat en zijn niet anders dan zuycker-boonen, de sneeu is an-[Gjb] ders niet dan geschaefde Brood-zuycker, die alsdan heel overvloedigh ende niet groote menichte van der straten ende velden wert opgeheraeyt.

Alst stormt oft harde waeyt, so komter so genoechelicken reuc over alt Land, als oft niet dan Fyolen en waren.

Voort so is daer int Land seer lichtelic gelt te winnen: want so wie daer so heel luy is, dat hy gaet ligghen slapeu, dien gheeft-men van elcke uyr, dat hy slaept, een stuyver. Ende wie eenen passelicken scheet kan laten, die verdient een stooter. Van driemal te respeu oft van eenen harden scheet te laten (twelc daer alleens is) verdientmen eenen enckelen Daelder.

Ende isser yemaud, die siju gelt so gantsch inde gront ver-speelt ende vertuyscht ofte om hals brenghet, die ontfanght het terstond dubbet wederom.

Maer isser yemaud, die daer veel schulden ghemaect heeft ofte quaet van betalinge is, die wort daer ter zyden of aen eenen hoec vant Lant gebannen, daer hy hem een Jaer langh moet onthouden ende eten niet anders dan gebraden Hoenderen met Witte-brood oft diergelijc, twelck hem daer om niet ghegheven

wort. Ende als nu tJaer om is, soo mach hy vryelick weder in t' Landt komen, ende dan moetmen hem al die schuldt quijt schelden, oft wil hy liever die schuldt betalen ende nochtans gheen gheldt en heeft, so mach hy op desen hooce (daer hy gebannen is geweest) gaen, tot die selve Waerd, daer hy ter herberghe gelegen heeft, die sal hem drie oft vier bomen wijsen, daer gheldts ghenoech op wasset, ende daer mach hy so vele af schudden, als hy behoeft om sijn schult te betalen, ende komen dan weder by sijn oude geselschap midden int Land ende doen weder na als voor.

Item, wie in dit Land geerne drinct met goede ghesellen, die ontfanght voor elcken passelicken dronck een vraspenningh: ist dat hy drinct, dat hy puyst oft dat hem de oogen tranen, die verdient wel een snaphaen van elc- [Gija] ken dronck. Maer ist dat hy heele kannen vol met eenen tuyge al staende sonder snuyven kan wt drincken, de selve heeft vry ghelach ende een Nobel inde hand.

Isser eenen spot-vogel, die goede luyden hoonen ende bespotten kan, die verdient 'sdaeghs twee schellingen. Een leugenaer verdient daer groot gelt, want van elcke leugen heeftmen daer een kroone, ende hoemen behendiger lieghen kan, hoemen meer verdient.

De Vroukens, die van lichter munte zijn, die worden in dit Land seer hoogh gheacht: ende hoese luyer en leckerder zijn, hoe mense daer liever heeft: want al ist datmen seyt, dat leckere Hoeren veel kosten te houden, tselve en is nochtans in dit Land also niet, om datter alle ghenoechelicke leckernye soo overvloedigh wasset, diemen lichtelic sonder eenige kosten krijgen mach, men en derf maer zeggen oft dencken: Mondeken, wat meught ghy? Herteken, wat begeert ghy? Daer en is gheen meerder schande in dit Land, dan dat hem yemand deuchdelick, redelick, eerbaer ende manierlic houd ende met sijn handen geerne sijn kost winnet: want die hem also deuchdelick ende eerlic aenstelt, die wort van alle man ghehaet ende ten lesten wten Lande gebannen. Desghelijcx die wijs ende verstandigh is, die wort over al verlacht ende versmaed ende wort van niemand vriendelick onthaelt. Maer die plomp, grof ende onverstandigh is ende niet leeren en kan noch en wil, die wordt aldaer tot grooter eeren verheven. Want wie datmen bevint, dat de alderonnutste, onverlatighste, grofste, plomste, daer toe ooc de alder luyeste ende

leckerste Trawant ende alderschalst meester is, die selve wort aldaer int lant tot een Koning gemaect, ende die alleen plomp en onverstandich is, die wort tot een Vorst ghestelt.

Maer wie aldaer gheerne vechtet met de ghebraden Hoenderen ende Lever-worsten ende weert hem aldermeest inde Schotelten ghelijck een vraet, die wordt daer een Ridder gheslaghen.

[Gijb] Ende de aldermeeste Wijn-suyper ofte Bier-leerx, die niet en denckt dan nae gulpen ende gieten ende sijn Keele te netten vanden morghen tot den avondt, die wordt aldaer tot eenen Grave ghemaect. Ende wie datter een luye dagh-droomer is, die niet en begheert dan te slapen, die is daer te Lande voor eenen fijnen Edelman gheacht.

Oft nu hier in desen Lande yemandt van den verlooren Kinderen waere, die na dese voorschreven ofte dierghelijcke manieren sijn leven wilde aen-stellen ende alle eere, deuchde, eerbaerheydt ende beleeftheydt, oock wijsheydt ende konste achter rugghe stelde, die mochte daer henen in dit Landt trecken, hy zoude (onghetwijffelt, als hy daer quame) wel ghesien ende geacht wesen: maer hy moeste hem boven al wel neerstigh wachten ende toe-sien, dat hy niet en steele, want hy zoude aldaer aen der Galghe ghehanghen worden, die daer ontrent by het Luy-lecker-land staet.

Desen Ghedicht is vanden ouden beschreven
 Ende tot onderwijs der Jonghers ghegheven,
 Die luy en lekker leven ghewent zijn,
 Ongheschiedt ende onachtsaem tot allen fijn,
 Die behoortmen int Luye-lecker-land te wijsen,
 Op datse haer ongheschiedttheyt laten rijsen
 Ende datse hebben op arbeydt acht,
 Want luy en ledigh noyt deucht en wracht.

FINIS.

II.

[Hja] Een genoechelic Gedicht
 Vanden Abt van Amfra, Heere
 tot Kannenburgh.

Claes van Nobis, van Hemelrijc drie mijlen,
 Abt van Amfra, ongalic by wijlen,
 Ghekoren by de gratie van Gode,

- Eendrachtigh den levenden by de doode,
 5 Valentijn van Kroonendonck ende Biervliet,
 [Hijb] Daghelicx meer drinckende dan een Os oft Stier siet,
 Over al loopende als eenen, die dol is,
 Nimmermeer rustende, dan alst gat vol is:
 Sluyswachter van Lowijc, Montgraef van Poephout,
 10 Heer van onsen Naem over den Koephout,
 Devic-lecker van Tonnenburgh, van lec-tap, suyp-wt
 Proost van Kruyckenburgh ende van Kandyt,
 Kennendragher van Netvelt een Biersteker
 Ende 'savonds een droncken aersgat zeker:
 15 Van alle Laeghnoots Commanduer,
 Hy houtet versche Bier wt et suer:
 Prelaet ende Heer van Monnickedam,
 Van alle dronckaerts de rechte stam,
 Martmande van alle ydel Vleys bancken,
 20 Nacht-raven vant Gootgat, die daer voor jancken:
 Van Gulpenburgh een Marc-grave,
 Biervliet van Paesschen tot sinte Bave,
 Den Buyck drinckende even stijf,
 Een groote Spongie hebbende in't lijf:
 25 Of wy luttel drincken of veel,
 Altoos isser brand in onse Keel:
 De Gist houden wy nauwe te ra,
 Geheten Kruymelen, lect cetera.
 Om nu te besluuten met korte woorden
 30 Alle de statuyten van onser Oorden:
 Ende niemand en sal onse statuyten lesen,
 Oft sy moeten vander Gilde wesen:
 Al die dat Bier door haer Keel laten loopen,
 Gheven wy Afflaet met groote hoopen:
 35 So wie daer tapt ende draeyt de Kraen om,
 Heeft veertigh jaer Afflaets quotidianum,
 Ende die smorgens eerst drincken bestaet,
 Oock een ander daer toe brengt ende raet:
 Alle die drincken sonder eten beginnen,
 40 Salmen in onse Convent aldermeest beminnen.
 Veertigh daghen Allaets staet daer toe
 [Hija] Alle die teugen drinct gelijc een Koe,

Ende die slapen gaen sonder ontkleeden,
 Haer Aflaet dubbelt wy verbreedden:
 45 Ende die meer drincken dan eten,
 Die houden wy voor onse Propheten,
 Luttel woorden ende die vast,
 Maer altijd na de Kanne tast,
 Liever inde Taveernen loopt,
 50 Eer ghy een Nastelingh in u Bocxsen koopt.
 Blijft de Kanne altijd ghetrouwe,
 So mach het u int eynde herouwe.
 Hout Kannen en Kruycken even schoon,
 So en zullen u niet bijten de Vloon.
 55 Groote teugen drinct, dat u oogen puylen,
 Soo en sal u maghe niet vervuylen.
 Wacht u wel int Brood te bijten,
 So sult ghy meer pissen dan schijten.
 Leert nuchteren rispen, spouwen ende quijlen:
 60 Na den Koningh van Engheland schiet vry pijlen,
 Sonderlinghe als ghy Hutspot etet,
 Spouwet dan vry, dat ghy sweetet.
 Spouwet Lever en Longhe als goede gesellen,
 Maer levert den Abt altijd siju Vellen.
 65 Een Fondament maect smorgens vro,
 Wilt ghy savonds slapen int stroo
 Sonder vechten ende sonder kijven,
 Voor alle werc so moet ghy blyven,
 Of ghy soudt eten water en broot
 70 Inden Kercker kleyn en groot
 Sonder vechten, waer wat ongalick.
 Houd onse Oorden principalick:
 Ende wie de Kanne eerst wt lect tans,
 Sal wesen *Primus Abbas expectans*.
 75 So ziju onse schoone statuyten
 Van onse Broeders binnen en buyten.
 Hier in en weest in gheen ghebreke:
 [Hijb] Maer drinct vry droncken heele Weken,
 Zoo dat ghy van Geus noch Meus en weet,
 80 Indien ghy anders doet, het is ons leet.
 Hy moet ooc quetsen sijn scheenen

Ende gaen dan thuys met twee stroo beenen,
 Hy moet hem voeghen na dese woorden allen
 Ende dan noch twee blauwe ooghen vallen.
 85 In onser Capellen staet dit beschreven,
 By den Abt van Amfra verheven,
 Voor wien dat beven alle Bier-tonnen siet,
 Ter tijd als men een smacht op de Rooster briet.
 Hier hebben wy gheweest by ende overs,
 90 Poffers, blasers ende kante klovers,
 Biersaex, smeerlax ende 'theel gheprol,
 Goutsche Kuyte, Hoppe ende Knol
 Ende ander, die ic niet noemen en wil.
 Beschijt u Broec ende swiight al stil,
 95 Bezegelt den Brief met Geel was,
 Houd nimmermeer Gheld in uwen Tas,
 Onderteykent met onsen hand-teycken:
 V Bedde dat moet ghy wel beseeycken:
 Duysent vijfhondert int jaer ons Heeren,
 100 Alle u Gheld moet ghy verteeren,
 Ende wort ghy dan van't volc verschoven,
 Int huysken met dat kruysken verteert dan u proven.

Alle d'eerbaerheyt der dronekaerts ontijdigh
 Is hier beschreven, elck machse lesen.
 105 Hoe datte matigheyt en deucht vertreden nijdigh
 Ende haer tot gulsigh vt altijd begeven,
 Maer hier na volgt, hoe sy komen in sneven.

FINIS.

iii

[Hvijb] Een beklæchlic Refereyn, van dat arme Bier, hoe datter seer kranc ende watersuchtigh is. Seer ghenoechelick om te lesen.

1.

Ghy lieve drincke-broers, bidt voor dit Bier,
 Want den adem wilder wt, 'tis seer kranc hier,
 Het en wasser noyt so qualicken ane,
 Wy moeten al blyven op de bane,
 5 Alle, die daer gheerne pleghen mede omme te gane,

Het wort seer beklaeght van menighen kuythane
 Om dattet in alsulcken quale is gheslegghen
 Van een jammerlic ghebrec ; my deert, dat ic 't vermane,
 Want he heeft een groote water-siecte gekregen.

10 Ghy, die daer raet oft remedie weet tegen,
 Komt en helpet doch wt rechter ghenaden,
 Hy heeft langhe tijd dus plat ghelegghen,
 Want dit arme Bier heeft het water gheladen.

2.

15 Het heeft langhe ghesien bleeck ende blau,
 Maer nu ist t'eenemael flauwer als flau,
 Ten heeft niet een haycken op sijnen kam,
 [Hvijja] Ten heeft reuc noch smaec, ten stont noyt so nauwe,
 En bysonder sint dat Marten van Bosson quam,
 Hy dede, datmen teenemael sijn kracht benam,
 20 Al lach het te voren ghenoech in qualen.
 Och, ic worde daerom so bloedelicken gram,
 Datmen die schade op't arme Bier wilt verhalen
 En op mijn Heer van hale-Wijn, dat sy moeten betalen
 Die so menigen Gilde kunnen versaden :
 25 Ja ic vreesse, dat ons tBier op't leste sal falen,
 Want het arme Bier heeft het water gheladen.

3.

Mijn heere de Kan sit so deerlic int ghetreure,
 Om dat dit arme Bier als een maghere leure
 Krauc is, hy en weet ter Werelt geen liever vriendinne,
 30 Men schot er wel een hout van zeven ellen deure,
 Tleyt en swalpt, ten heeft niet dan twater inne.
 Och, sterft het Bier, ic verliese mijn sinne,
 Ic zorge ja, na dat de siecten wt-wijsen :
 Want waer ic my keere of waer ic my winne,
 35 Ic en hoore niemand het onnoosele Bier meer prijsen.
 Och, konde men vinden noch eenighe provijsen,
 Die dit arme Bier een weynigh quam in staden.
 Komt, toont u hulpe, alle Accijsen,
 Want het arme Bier heeft het water gheladen.

4.

40 Het maect nu de Broeders alle confuys,
 Om datmen 'tarme Bier doet sulcken kruys,

Twele in zeven jaren niet al te gesont en was:
 Och het dede ons so hertelick loopen van huys,
 Als wy hoorde segghen, dattet ghenas.
 45 Maer (eylaes) nu ist t'eenemael inde plas,
 Tswalpt inden buyck, ten kan niet verheughen,
 En twort alle daghen hoe langher hoe ergher gebras,
 Ten sal haest nau om wat te spoelen deughen:
 Niemand en achtet dan onnutte Seughen,
 50 Die daer in plossen als Eenden, die baden.
 Dit is de meeste oorsake, datment niet en sal meughen,
 Want het arme Bier heeft het water gheladen.

5.

[Hvijb] Prince, wy bidden u ootmoedelic door onse Vrouwe,
 Zoet doch remedie in eenighen wouwe,
 55 Op dat dit arme Bier wat verfraeyen mach:
 De Brouwers gaen so deerlic inden rouwe,
 Sy klaghen en kermen den gantschen dach,
 Ende alle drincke-broers maken sulcken geklagh,
 Een steenen hert soudt moeten erbarmen,
 60 Om datmen dit Bier noyt nader sijn dood en sach.
 Ghy biermakers, tis in uwer macht, wildy't beschermen,
 Verhoort het Gebed van uwe armen,
 Ten is anders niet mogelic, dattet mach verfraeyen,
 Doet het met wat meer Hoppe en Mout verwarmen,
 65 Want het arme Bier heeft het water gheladen.

iv.

[Ivja] Een ghenoechelic Refereyn.

1.

Een Kalverstaert ende een mossel-mande
 Toghen beyde te zamen wt den Lande
 Over't wilde meyer, om Ridder te zijne.
 Een Erte ende een Kern-melc-stande
 5 Quamen ghekropen op voeten, op handen
 Ende brochten met hun Poppen schrijnen.
 Een strooband heeft met kleynder pijn
 Twaelf molen-steenen deursmeten t'eenen slaghe.
 Twee Vliegen zijnder gekomen vanden Rijn,
 10 Die hebbender al twater wt gedragen.

Een stier gingh doen in stucken zaghen
 t Kastell ter Sluys, soo ic wel weet:
 Die't niet en gelooft, mach het zelfs gaen vragen.
 Een Miere doen een Oliphant verbeet:
 15 Dat icker om loghe, dat waer my leedt.

2.

Een dood Vercken gingh leeren singhen,
 Om dat het al de Werelt wou leeren dwinghen
 Met een Wespenstric int verdienen.

20 Een Koe gingh over een Waghen springen,
 Twee Mosselen doe een Walvis vingen,
 Daerom moeste hy den dood besuyren.

Eenen helschen Draec liet hem wegh vuyren
 Van eenen Nicker inde Krake over de Zee.

Eenen witten Mol gingh sijn harnas schuyren,

25 Hy soude bestormen de stadt van Bree,

Zeven ghesoden Rapen wouden mee,

Elc maecte hem een pantsier gereedt,

Die te Somer waren ghemaect van snee,

E[ll]cke maelgie was wel thien mijlen breedt,

30 Dat icker om loghe, dat waer my leedt.

3.

Twee Blaes-balghen ende een Lanteerne

Toghen tsamen in't Land van Aveerne,

Om een Keers-korf Bisschop te macken,

Een Bier-vat dreven sy t' scheerne,

[Ivjb] Om dattet hadde gestaen buyten de Taveerne

Ende hadde nochtsaus van Hoy geweven goed Laken.

Noch quam daer een bussel verrotte staken

Ende macte Nachtegalen van doode Koeyen,

Want daer quamen drie blinde Bagijnen van Aken,

40 Die't zagen, want sy waren gesloten in boeyen.

Dor quamender smeden twee Vilde hoeyen

Op eenen Aembeeld van gras sonder smeedt.

Een gheroockt Bockingshoofd sachmen bloeyen,

Om dattet teghen een Kemel street.

45 Dat icker om loghe, dat waer my leedt.

4.

Prince, drie Slecken ende een Lollepot

Die maecten van Biesen eenen ouden sot,
 Die paerden konde schijten meer dan drie oft viere.
 Vad [l. Van] Rijpelmoude sachmen komen dat Slot
 50 Ende quam ghevloghen door een Verckens kot,
 Het brocht met hem de Stadt van Liere.
 Eenen Spinrocken met haer Baniere
 Heeft eenen dooden Wolf ghevanghen.
 Twaelf Luypaerden ende eenen Stiere
 55 Zijnder aen eenen Appel schelle ghehanghen.
 Een quaed ghebroed zat op twee tanghen
 Ende heeft van dit alle beschreven tbescheedt,
 Eens Konings Kappe hadde groot verlanghen,
 Die sdaeghs meer dan neghen hondert koussen scheet:
 60 Dat icker om loghe, dat waer my leedt.

FINIS.

GERMANISCHE GÖTTERNAMEN AUF RHEINISCHEN INSCRIFTEN¹.

5. DEA HARIASA.

D E A E H A R I A S A E
 H Æ T I V L P I V S
 A C V T V S D V (p) A L
 S V L P . S I N G . C O S
 C I V E S T R A I A N E N S E S
 V . S . L . M . C R I S P I N O
 E T Æ L I A N O C O S S

Der stein CIRh. 314, zu Köln gefunden, heute verloren, stammt aus dem Jahre 187. *cives* als nom. sing. findet sich auch CIRh. 71 und 123, *Traianenses* für *Traianensis* desgleichen in der stadtrömischen Inschrift bei Mühl. Der matronencultus nr 1: *M. Arrad(ius) Priscus Traianenses Baetasius*. die ergänzung zeile 3 DV(p), = duplicarius, nach Crambach halte ich für sicher, lese jedoch AL nicht *alarius*, sondern mit Zangemeister (briefliche mitteilung) *alae Sulpicianae*. ein *equus alae Sulpicianae* auch auf dem Kölner steine CIRh. 344. die colonia Traiana lag im gebiete der ger-

¹ vgl. Zs. 35, 388.

manischen Cugerni, und es ist daher wahrscheinlich, dass wir die *Hariasa* als eine cugernische göttin anzusehen haben.

Jedesfalls ist der name germanisch und bezeichnet, wie die augenscheinliche beziehung desselben zu got. *harjis* stn. 'heer', ahd. *-hari* in personennamen, germ. **harjaz* im volksnamen *Harri* Tac. Germ. 43 lehrt, eine kriegsgöttin gleich der in Britannien gefundenen *Dea Harimella* (Much Zs. 36, 44 ff) und der tungrischen *Vihansa* (s. u.). während aber im namen der *Hari-mella* entschieden eine composition vorliegt, deren erster teil ein zu litt. *kāras*, *-o*, lett. *karšch* 'der krieg' paralleler alter *i*-stamm germ. **hari* zu sein scheint (vgl. den *i*-stamm *wili-* neben *wilja-*, Kögel Anz. xvii 52) entscheide ich mich bei der *Hariasa* für ableitung. es ist allerdings richtig, man könnte an an. *as n.* 'gjaering', 'storm' und *asa* v. n. 'bruse op', 'gjaere' (Aasen Norsk ordbog) denken und müste dann, da das nordische wort ein anlautendes *j* verloren hat (s. ahd. *jēsan*, griech. ζεῖν 'kochen', 'wallen'), den namen der göttin in **hari-jasa* oder mit syncope **har-jasa* trennen und ein germ. nomen **jasa-* aufstellen, das sich zu dem causativum ahd. *jerian* < **jazjan* 'gähren machen' wol halten liefse. demnach wäre *Har(i)jasa* die 'krieg erregende', 'krieg brauende' und **jasa* zu *jēsan* verhielte sich wie ahd. *nara f.*, *libnara*, 'die nahrung', 'das nährende' zu *nēsan*. auch dass unsynocopirtes germ. **Harijasa* in der lateinischen schreibung nur mit einem *I* dargestellt wäre, hätte keinerlei schwierigkeit. dessenungeachtet aber halte ich es für einfacher, im namen der göttin keine composition, sondern bloße ableitung mit *s*-suffix anzunehmen. nahe scheint der erulische name *Flavius Hariso* CIL. v S750 zu liegen, sowie der runische frauename *Hariso* der spange von Himlingöje, welchen Bugge Arbøger 1870 s. 209 aus dem thema *harja* herzuleiten geneigt ist. allein es ist wol wahrscheinlicher, dass *Hariso*, und das gilt sicher von dem erulischen namen, auf einen neutralen *s*-stamm **haris* zurückgeht, dessen *i* nicht aus *ja* entstanden ist, sondern arischem *e* entspricht. wenn das got. adj. *walis* < **walisaz* auf einem neutralen *s*-stamme **walis* (vgl. lat. *valor* zu *valere*¹) beruht, so ergibt sich aus *Hariso* 'der kriegler' ein germ. neutrum **haris* 'krieg',

² hieraus erklärt sich an. *Volsi*, *-a*, m. 'the name of a heathen phallus-idol' (Clesby-Vigfusson) als nord. **Valuse*, westgerm. **Waluso*, got. **Walisa* 'potens' scil. membrum im sinne der zeugenden kraft.

und es ist sogar möglich, dass dieses neutrum im ersten teile der *Harimella* enthalten sei, so wie **requaz*, got. *riqiz* in **Requalivaho*, oder **segiz*, got. *sigis*, in *Segimérus*, denn die *is*-stämme konnten in der composition ebensogut in die analogie der *i*-stämme übertreten, wie in derselben die *as*-(*os*-)stämme nach Brugmann Grundriss der vgl. gramm. n 48. 70 in analogie zu den *o*-stämmen gebracht wurden¹.

Es scheint mir ein trefflicher einfall Kauffmanns (Beitr. 16, 201 ff), das in den frisischen *Alaisiagis* liegende adj. germ. **aiz-jagaz* gleich got. *laisiags* zu *laisjan* an das verbum ahd. *érén*, *érón*, afris. *éria*, ags. *árian*, an. *eira* unmittelbar anzuknüpfen, und ich verwerte diesen gedanken für die **Harjaza*, welche ich mit *s*-suffix aus dem verbum ahd. *herjôn*, ags. *hergian*, an. *herja*, 'krieg führen', 'heeren', 'verheeren' ableite. in derselben weise hat man sich ja wol auch den beinamen Odins *Herran*, *Herjan* in comp. *herjanssonr* m., *herjansliga* adv. etc. (Cleasby-Vigfusson), germ. **Harjanaz*, aus dem verbum entstanden zu denken. wenn also *Alaisiagae* got. **Alaiseigós* die 'allerbarmenden', 'allgnädigen' sind², und bei dieser bedeutung wird man sich trotz ihrer angeblichen mattheit (Siebs Zs. f. d. phil. 24, 456) in zukunft zu beruhigen haben, so ist **Harjaza* die 'kriegführende', 'heerende' göttin, und ich finde eine fortsetzung des hier beanspruchten *s*-suffixes in dem nord. productiven suffixe *-se* (Kluge Nom. stamm. § 215), welches aus verbis adjectiva von der function präsentischer participia bildet.

6. VIHANSA.

VIHANSAE

Q · C A P I V S · L I B O · N E P O S

C E N T V R I O · L E G · III

C Y R E N A I C A E · S C V

T V M · E T · L A N C E A M · D · D ·

bronzetafel mit zwei bohrlöchern, wahrscheinlich um an schild

¹ zu **Requalivaho* vgl. die griech. composita *ἐρεβο-φοῖτις* *ἐρεβο-φύτις*, *ἐρεβ-ώδης*, *ἐρεβ-ῶπις*, welche der annahme Brugmanns genügende stütze gewähren und ihre ausdehnung auf die neutralen *-iz*-stämme gewis nahe legen. die idee Streitbergs, welcher in *Segimérus* assimilation von *zm* > *mm* zu finden glaubte, ist, trotzdem sie Holthausen Beitr. 16, 343 für einen glücklichen gedanken hält und für den *Requalivahanus* nutzbar machen will, zu verwerfen, denn von der aus der assimilation sich ergebenden consonantengemination *mm* ist bei *Segimerus* *Segimundus* auch keine spur zu sehen.

² nach ags. *árian*, an. *eira* 'schonen, mitleid haben, sich erbarmen', 'gnädig sein'; so ich gegen Kauffmanns 'die hilfreichen' aao. 203.

und lanze angehängt werden zu können, ausgegraben 1855 in einem wäldchen bei der stadt Tongern, veröffentlicht zuerst in *Vaderlandsch Museum* II 101 (1858), dann von PICosijn in *De Nederlandsche Spectator* 1874. die tafel befand sich 1858 im 'kabinet van oudheden' des grafen Renesse-Breidbach.

Das nomen des dedicanten ist *Catius*. Cosijn hat *Cattus*, was nach einer postkarte Zangemeisters an Heinzel sich daraus erklärt, dass der querstrich des T über das folgende I hin fortgezogen ist, so dass es scheint, als ob ein Π da stünde. das cognomen *Libo* kann germanisch sein zu ahd. *lip* stmn. 'leben', 'leib', 'person', an. as. ags. *lif* stn., ein stamm, welcher bei Förstemann Namenbuch I mit dem stamme *liub* zusammengeworfen ist. ich will nicht behaupten, dass alle scheinbar hierher gehörigen namen bei Förstemann wie *Libicho*, *Libila*, *Libuni*, *Libger*, *Libheri*, *Liplint*, *Lipmar*, *Liberich*, *Lipsind*, *Lipsuint*, *Libwart*, *Libwin*, *Libulf* den stamm *lib* enthalten, wenn das auch für die meisten zutreffen wird, halte aber die existenz desselben in personennamen durch die drei belege aus dem verbrüderungsbuche von St. Peter *Libdrud*, *Liphad* und *Lipolf*, wo an *liub* nicht gedacht werden kann, für erwiesen. man wird dann nicht fehlen, in dem namen *Libo*, welchen Förstemann einigemale belegt, wenigstens äußerlich das cognomen des centurio wiederzufinden, sowie in *Liba*, einmal im genitiv *Libun* v. j. S12 ebenfalls bei Förstemann die entsprechende schw. femininform. ich setze also *Libo*¹ an und verweise wegen der bedeutung auf das latein. cognomen *Vitalis*, welches im CIRh. 18 mal vorkommt, ohne damit eine völlige übereinstimmung der werte aussprechen zu wollen.

Nepos ist meines erachtens kein weiteres cognomen, sondern eine unterscheidende verwandtschaftsbezeichnung, und ich halte es für ausgemacht, dass dem jüngeren Q. *Catius Libo nepos* der inschrift ein älterer Q. *Catius* vorausliegen muss.

Der dedicant nun, welcher einen germanischen beinamen zu besitzen scheint und einer, wie gezeigt werden soll, mit germanischem namen genannten göttin seine waffen widmet, wird selbst für einen Germanen gelten müssen, und wenn Cosijn sagt:

¹ auch *Libo* wäre möglich. diese ablautstufe ergibt sich wenigstens mit sicherheit für den magister militum Odoacris *Levila*, *Libila* (s. Kögel *Anz.* xviii 46) sowie für den *Gudilebus*, *Gudilivus* der urkunde von Arezzo.

‘die 3 Cyrenaische legion lag nach Ritschl nie in diesem orte (Tongern) in garnison, der centurio scheint also am ende seiner soldatenlaufbahn sich an seinem geburtsorte angesiedelt und dem streitgotte seine waffen geweiht zu haben, als ein zeichen der dankbarkeit für seine beschirmung’, so kann ich dem, so weit es die umstände der dedication betrifft, nur beistimmen und ziehe den schluss, dass wir demnach für den dedicanten tungrische abstammung als die zunächstliegende anzunehmen haben. tungrisch ist aber dann auch der name der göttin. an der erklärung, welche Cosijn gab, ist nicht viel zu bessern. er verglich zum ersten teile mnl. *wijch*, an. *vig* ‘kampf’, zum zweiten an. *áss* ‘gott’ und hat somit für beide die richtigen beziehungen bereits gegeben. nur in einem grundsätzlichen puncte ist zu widersprechen. Cosijn hält die gottheit für ein masculinum und fasst die form *Vihansae* mit lat. *ae* = germ. *ai* als einen germ. dativ sing. von **ansiz* nach dem paradigma *ansts anstai*, welches früher auch für die masc. *i*-stämme gegolten haben müsse. der *u*-stamm **ansuz* sei in die *i*-classen übergetreten und der gott selbst müsse Woden sein, dessen attribut der speer ist. das ist gewis nicht richtig. aus dem gewidmeten berufsgeräte des soldaten schild und speer ein attribut der gottheit zu machen ist übereilt, und aus dem dativ *Vihansae* als solchem auf ein germ. masculinum **Wihansiz* zu schliessen, welches wider nur auf einem umwege erreicht wird, hat keine stützen der analogie.

Aus lat. *Vihansae* ergibt sich für vorurteilslose betrachtung nur ein germanisches femininum **Wihansa*, und ich sehe nicht, dass etwas anderes übrig bliebe als neben dem *u*-stamme **ansuz* in an. *óss* (später *áss*), *A(n)sugisalas* (Wimmer Die runenschrift deutsche ausgabe s. 195—6) und neben dem anscheinenden *i*-stamme in got. *ansis*, *anses* bei Jordanes sowie in den namen *Ansileubus*, *Ansiulf*, *Ansigisil*, *Ansigis* auch uoch die existenz eines femininen *ā-* (*ō-*) stammes zuzulassen.

Ansa findet sich bei Förstemaun mehrmals, dürfte jedoch, da es mit *Anso* correspondiert, immer swf., nicht stf. sein, aufserdem scheint es mir unsicher, ob dieser name mit **ansuz* ‘gott’ oder einem damit componierten namen überhaupt etwas zu tun habe. der hauptgrund, welcher Cosijn veranlasste, einen männlichen gott anzunehmen, lag wol in dem an. worte *vigáss* m., welches Egilsson im Lex. poëticum mit ‘deus pugnae’, ‘proelior’

übersetzt. das wort kommt aufer an der von Egilsson citierten stelle der Sigurdarsaga Jorsalafara Fms. vii 79) noch in der Sturlungasaga ed. Vigfusson i 279 vor und bedeutet daselbst eine vorrichtung zur verteidigung der tore nach Cleasby-Vigfusson 'a warbeam for defence', enthält hier also sicher nicht *áss* 'gott' sondern *áss* 'balken' im zweiten teile. dasselbe kann auch für die erste stelle *vigásu* *hlód* *visi* geltend gemacht werden, wo das wort, wie mir Detter versichert, am wahrscheinlichsten eine kenning für kriegler ist: das bild eines baumes oder balkens für den kämpfer ist ja dem poetischen sprachgebrauche der skalden durchaus angemessen. in jedem falle muss von der bedeutung kampf-gott im eigentlichen sinne für das nordische wort abgesehen werden, und es entfällt somit jeder anlass, dem an. *vigáss* zu liebe aus der tungrischen *Vihansa* einen männlichen streitgott zu machen. got. *ans* *dozóg*, 'trabs', 'balken' und nicht **ansuz* 'gott' liegt auch sicher in den beiden bairischen namen des 9 jh. *Folchans* und *Kérans* (Förstemann aus Meichelbeck), welche als beinamen gefasst auf hohen wuchs oder feste widerstandskraft ihrer träger sich beziehen können. *Kérans* scheint wol geradezu 'speerschaft', 'speerstange' zu bedeuten; das ist um so wahrscheinlicher, als das wort für balken got. *ans* stn. germ. **ansaz* (an. pl. *ásar*) und **ansiz* (?) im bairischen bis in die gegenwart herein nachweisbar ist in der bedeutung jenes langen und starken brückenbalkens, welcher auf die sträubäume zu liegen kommt, die *emss* pl. Lori Lechrain ad 1435, die *enspaum* pl. ms. v. j. 1423, heute *enzbám* und *ánzbám* (Schmeller-Frommann i 112).

Was die etymologie von germ. **ansuz* 'gott' angeht, so wurde von Fick Et. wb.³ iii 18 auf zend. *anhu* m. 'welt', 'leben', 'herr' verwiesen. vom germanischen aus lässt sich ein anderer vorschlag machen, der vielleicht auf dasselbe hinausläuft. man kann **ansuz* mit got. **anan* 'hauchen', praet. *uzón* *éξέπνευσεν* 'exspiravit' Marc. 15, 37. 39, sowie mit ahd. *unst* f. 'procella, nimbus, turbo, tempestas, impetus' Graff i 368 zusammenstellen und kommt dann unter berücksichtigung der verwanten griech. *ἄνεμος* 'wind', skr. *anas* 'hauch', lat. *animus* und *anima*, deren geistige bedeutung Curtius Grundzüge der griech. etymol.³ 286 mit jener von *θυμός*, *πνεῦμα* und *spiritus* im späteren gebrauchte vergleicht, zu derselben vorstellung, welche unsern poetischen ausdrücken, 'grofser geist', 'ewiger geist', 'weltgeist' etc. für 'gott' zu grunde liegt.

wenn jenes von Curtius citierte skr. wort *anas* mit dem neutralen *anas* bei MWilliams Sanscrit-english dictionary identisch ist, für welches ich allerdings die bedeutung 'hauch' nicht angegeben finde, so verhält sich germ. *ans* zu diesem nicht anders wie got. *ais* zu skr. *ayas* 'erz', und es ist klar, dass dieser ursprünglich consonantische stamm im germanischen eine verschiedenartige vocalische erweiterung erfahren konnte. ich will das hier nicht weiter verfolgen. der erste teil des compositums gehört entschieden zu an. *vīg* stn., as. ags. *wīg*, ahd. *wic* stm. 'kampf', got. *weihan* stv. 'kämpfen', litt. *apweĩkti* 'bezwingen', *nuweĩkti* 'über jemand den sieg davontragen', lat. *vincere*, unterscheidet sich aber von germ. **wīga* < *wīhá* durch ursprüngliche stamm-betonung *wīha-*. *Wihansa* ist syncopiert aus **wīha-ansa* und bedeutet wörtlich 'kampfgöttin', wird jedoch sachlich gleich der römischen *Vica Pota*¹ Preller Röm. mythol. II 609 (Cicero de legg. II 28, Livius II 7, Seneca Apoc. 9, 4) der 'göttin des obsiegenden erfolges' (Georges Ausführl. lat.-deutsch. handwörterb.), mit welcher sie im ersten teile überhaupt auffallende übereinstimmung zeigt, für eine siegesgöttin gehalten werden dürfen.

NACHTRAG ZU 4. DEA VAGDAVERCVSTIS (Zs. 35, 393).

Herr prof. Fkluge hat die güte, mich auf die erklärung dieses namens aufmerksam zu machen, welche HKern in den Verslagen en mededeelingen der k. academie van wetenschappen, Amsterdam 1874, s. 344 ff gegeben hat. diese erklärung deckt sich bezüglich des zweiten teiles *vercustis* so ziemlich mit der kürzlich von mir behaupteten, denn Kern hatte dieses wort zum swv. *wērcōn* gestellt und mit 'beworkende' oder 'beworkster' übersetzt, steht jedoch in betreff des ersten teiles auf einem anderen standpunct, den ich zu teilen nicht in der lage bin. Kern setzte nämlich **vāgda* an und glaubte darin schwed. *vāda* an. *vādi* zu finden, dessen üblen sinn 'böser zufall' er für secundär hält, da ja auch das ags. adv. *weas* keinen solchen besitze, sondern einfach 'bij geval' bedeute. an. *vādi* zu *vā* < **vāh*, **vāg(!)* verhält sich ihm wie anl. *sālda* zu **sāli*, ags. *sāel* stmf. dh. er bestimmt das wort als ein nominalabstractum mit *th-*suffix und

¹ *Pota* mit *ō* scheint mir falsch, nachdem Cicero aao. den namen der göttin auf die function des *vincendi et potius* zurückführt. *potior* und *potis* haben aber *ō*. könnte *Pota* nicht fem. zu *δεσπότης* germ. **fathiz* sein und 'herrin' bedeuten?

überträgt den namen der göttin demgemäfs als 'de bewerkster van 't geval' oder 'de beschikster van lotgevallen' in entsprechung zur römischen Fortuna.

Nun ist dies aber formell unmöglich, denn altnordischem *vá*, *váði* gebührt weder ein gutturalis, wie die verwanten ahd. *wé*, *wéwes* stm. und *wéwo* swm. ags. *wáwa* und *wéa* gen. *wéan* erweisen, noch kann für die zeit, aus welcher der name der göttin zu uns heraufgekommen ist, die monophthongierung *á < ai* zugegeben werden, welcher diphthong nach massgabe der zugrundeliegenden interjection got. *wái*, an. *vei*, lat. *vae*, lett. *wai* gegen ahd. *wé* und ags. *wá* für die germ. grundform ohne weiteres anzusetzen ist. an. *váði*, das genau wie an. *gró-the* nach Kluge Nom. Stamm. § 118 zu beurteilen ist, könnte germanisch nur **waido* oder mit mittelvocal **wainwido* lauten und kommt für *vagda* also nicht im entferntesten in betracht.

Wichtig aber ist, dass Kern aufser dem steine des CIRh. noch zwei inschriften kennt, welche von herrn Pleyte zu Rindern gefunden wurden und die durch ihre noch sichtbaren reste der buchstabenfolge ERCVST . . . in dem einen und /EAE /// | DAVER | CVSTI in dem andern fälle die sicherheit der lesung *Vagdavercustis* bewähren und für den cultus der göttin weiteres zeugnis ablegen.

Kern hat auch nicht versäumt, die inschrift aus Calcar CIRh. 191 AÆ · VOR | IVÆIVS · QVIAT | VAGE · VERCV | VO · SO · ꝛ · ꝛ · M beizuziehen und für VERCV die alternative einer abkürzung aus VERCVSTI oder eines germ. dativs von **werka* stf. aufgestellt, VAGE aber als *i*-stamm **vagi* gefasst und mit an. *vá* identifiziert, so dass dieser name in anderer form derselbe wäre wie der vorhergehnde. ich habe bedenken getragen, die inschrift aus Calcar für die *dea Vagdavercustis* zu bewerten, wengleich die auffallende ähnlichkeit beider namen sich mir nicht entziehen konnte.

Ich gebe nur einer vermutung raum, wenn ich den dativ VAGE · VERCV für lat. **Vagae Vercui* auf einen nom. **Vaga Vercus* zurückführe und in **Vaga* ein adj., in **Vercus* die lat. entsprechung eines germ. *u*-stammes, subst. fem. wie *Nerthus*, erblicke, wobei **vaga* sogar lat. *vagus* sein könnte und die umherziehende Vercus, vgl. Tacitus Germ. 40 vom umzuge der Nerthus, bezeichnete.

Wien.

THEODOR VON GRIENBERGER.

DIE GERMANISCHE FARA UND DIE
FARAMANNI.

Von juristischer und von philologischer seite sind beide worte im laufe der decenniën wiederholt behandelt worden. doch fehlt es über sie an einer zusammenhängenden untersuchung, die nur mit zubülfnahme der germanischen sprachquellen geführt werden kann. so hat man über den rechtlichen terminis die sonstigen belege allzusehr vergessen, und die im allgemeinen erzielte übereinstimmung hat, wie mir scheint, wesentlich zur stütze eines irrthums gedient. seit Jacob Grimm 1826 im zweiten bände seiner Deutschen grammatik s. 52 unter der zustimmung von Aufrecht (Kühns Zs. 1, 288) einen verbalstamm *fisan*, *fas* 'gignere' durch vermutung erschlossen und die *fara* 'generatio' des Paulus dazugestellt, gilt 'geschlecht' oder 'sippschaft' als die grundbedeutung des wortes (Waitz Deutsche verfassungsgesch. 1³, 81f, Brunner Deutsche rechtsgeschichte 1 84f, Schröder Lehrbuch d. dtsh. rechtsgesch. 1 12), obwol schon die rechtsquellen nicht durchweg sich fügen und die germanischen zeugnisse überhaupt auf einen anderen weg führen.

Am besten wird man in diesem wie in anderen zweifelhaften fällen die etymologie zunächst aus dem spiele lassen. die betreffende nummer bei Jac. Grimm vereinigt unsicheres und falsches, und der ganze wortstamm bedarf noch so sehr einer genaueren bestimmung, dass von dieser seite her keine evidenz zu erreichen ist. die angenommene verwantschaft zwischen ahd. *fesa* 'festuca', mhd. *visel* 'penis' und ahd. *fasal*, ags. *fäsl* 'zucht-tier' ist denkbar, aber dann liegt die vereinigende grundbedeutung überhaupt auf einem anderen gebiete (vgl. Schade Wb. 1 191. 200). nun bezeichnet altn. *fōsull*, ags. *fäsl*, ahd. *fasal* fast durchweg ein zur begattung bestimmtes tier oder die durch solche begattung erzeugten. wo das wort auf menschen angewendet wird, wie bei Notker Psalm 20: *unde iro* — der gottlosen — *fasel scheidest du fone mennischon chinden*, hat es offenbar denselben verächtlichen oder groben nebensinn, mit dem auch wir bei menschen etwa von einer 'brut' oder adjectivisch von 'trächtig' sprechen. schon hierdurch wird der sprachlich mögliche zusammenhang zwischen *fasal* und *fara*, *faramanni* recht

unwahrscheinlich. die erklärung von Wackernagel¹, der *fara* = got. ahd. *fera* 'gegend' setzte und ihr die bedeutung 'teilung' beimafs, ist hinsichtlich des sinnes schwer zu rechtfertigen und scheidert überdies an den sprachgesetzen. die am nächsten liegende anknüpfung an germ. *faran* 'fahren, ziehen', welche Grimm meinte ablehnen zu müssen, suchte Bluhme in seiner ausgabe der Lex Burgund. s. 55S wenigstens teilweise aufrecht zu halten, und auch Schade Wb. I 161 scheint diese ansicht zu teilen, obwohl er 'verwantschaft, geschlecht' in herkömmlicher weise an die spitze der bedeutungen stellt.

Um zur klarheit zu kommen, wird es nötig, die stellen einzeln zu durchmustern.

Das erste mal, wo das wort auftritt, ist es nicht als simplex, sondern in der zusammensetzung *faramanni*. im 54 titel der Lex Gundobadi, also in einem abschnitt, der vermutlich im beginn des 6 jhs. aufgezeichnet ist, werden die neuerdings zu weitgehenden und unrechtmäßigen rodlandsforderungen der burgundischen *faramanni* zurückgewiesen und den Romanen gegenüber normiert. dass die *faramanni* an dieser stelle nicht als eine neue erscheinung eingeführt werden und deshalb auch keine nachgewanderten Burgunden sind, sondern alle volksgenossen, zwischen denen es zu einer landteilung mit den römischen possessores gekommen, hat Binding treffend hervorgehoben. wenn er aber s. 24 fortfährt: 'der gesetzgeber bedarf eines ausdrucks, um alle und nur die Burgunden zu bezeichnen, welche die teilung der terrae zu $\frac{2}{3}$ mit ihren römischen hospites vollzogen haben. der ausdruck 'Burgundiones' ist zu weit, und so wählt er 'faramanni' für die volksgenossen, welche diese teilung mit den possessores vorgenommen haben', so beruht diese letztere annahme wol nur auf einer übermäßigen schärfe der distinction. um andere als um die bei der grofsen umsiedelung aufgenommenen Burgunden und deren nachkommen kann es sich kaum je gehandelt haben. jedesfalls lassen sich die anteilmänner der ersten losung in keiner weise in das wort hinein interpretieren.

Das entscheidende für das verständnis bleibt die tatsache, dass es sich hier nicht um eine neue, sondern lediglich um die

¹ bei Binding Gesch. d. burgundisch-roman. königreichs s. 355. durch dieselbe ist wol auch die juristische ausdeutung s. 24f etwas mit beeinflusst worden.

auffrischung einer alten gesetzbestimmung hinsichtlich der 'faramanni' handelt (liv, 2: *quoniam sicut iam dudum statutum est*). deshalb wird auch der name wol ebenso alt sein wie die bestimmung selber, und beide werden gleichmäÙig in diejenige zeit zurückerreichen, in der das verhältnis der Romanen und Burgunden zuerst in der festgesetzten weise geregelt wurde, dh. bis in die mitte des 5 jhs., wo die aufnahme in die Sabaudia stattfand. dass auch der name damals aufgekommen und später in traditioneller weise beibehalten ist, wird sehr wahrscheinlich durch den umstand, dass er in der tat denjenigen zustand ausdrückt, in dem die Burgunden in das land einrückten.

Das wort ist zweifellos kein singuläres. was ein *faramann* war, hat man ehemals auch in Deutschland gewust, denn das wort tritt uns unter den eigennamen wiederholt entgegen. einen *Faramann* belegt der Cod. Lauresh. nr. 657 v. j. 826, einen *Faramannus* der Cod. trad. Wizenb. nr 182 v. j. 812, zwei weitere *Faraman(n)* aus Konstanz und Oberdeutschland die Reichenauer verbrüderungslisten (Lib. confr. Aug. 319, 31. 507, 29), einen *Fariman* aus dem elsässischen Hornbach die st. gallischen s. 312, 23. im übrigen muss sich das wort früh verloren haben, da es in der litteratur nirgend mehr begegnet. wol aber ist es im nordischen in der lautentsprechenden form *fōrumadr* vorhanden und wird hier durch eine reiche sippe gestützt. dass diese worte nur zufällig identisch sind, ist kaum anzunehmen, mögen die bedeutungen immerhin den veränderten verhältnissen gemäÙ sich jeweilig verschoben haben. denn der sinn derselben ist ein dehnbarer, da ein *fōrumadr*, ahd. *faramann* jeder ist, der sich auf einer fahrt befindet und deshalb zur zeit oder überhaupt ohne festen wohnsitz ist. solche fahrt kann ebenso gut eine gewöhnliche reise wie eine gröÙere wanderung oder ein heereszug sein. die letztere bedeutung tritt in den nordischen compositionen wie in dem simplex *fōr* noch merklich in den vordergrund, was im angelsächsischen wenigstens bei der umkehrung *monfaru* der fall ist: wo im Gudlac v. 257 die heiden drohen, sie würden den sitz des heiligen mit gröÙerer heeresmacht bedrängen, heist es *folc inþriceð meara þreátum and monfarum*, 'das volk wird hereindrängen mit dichten haufen von rossen und reisigen schaaen'. — als reisige, heerfähige leute müssen auch die von ihrer alten heimat losgelösten Burgunden den namen

faramanni erhalten haben. und er hat an ihnen so fest gehaftet, dass er noch eine zeit lang nicht nur dies ganze zugewanderte volk den alteingesessenen Romanen gegenüber, sondern später auch — in etwas veränderter form — die hauptsächlichsten repräsentanten desselben den in Gallien gleichfalls heimatberechtigten Franken gegenüber bezeichnen konnte.

Burgundefarones nennt Fredegar öfter aus der zeit, wo das alte burgundische reich an Chlothar gefallen war. der ausdruck kommt drei mal vor, und was er an den betreffenden stellen bedeutet, ist im allgemeinen nicht zweifelhaft: es sind durchweg die großen einflussreichen männer von Burgund, die für die politik des Frankenreiches in betracht kommen. Lib. iv 41 heisst es: *Burgundæfaronis vero, tam episcopi quam ceteri leudis*, hassten die Brunehildis, und ungefähr dieselben personen sind im folgenden capitel unter den *reliquis maxime tutis proceribus de regnum Burgundiae* gemeint. im 44 cap. heisst es widerum von Chlotharius: *Warnacharium maioris domus cum universis pontificibus Burgundiae seo et Burgundæfaronis . . ad se venire praecepit*. ebenso wird im 55 cap., wo wider um Chlothar die *pontifices et universi proceres regni sui tam de Neuster quam de Burgundia* versammelt sind, der burgundische teil von ihnen als *Burgundefaronis* angeredet. somit sind die *Burgundefarones* mit den *toti proceres*, mit den *episcopi* — deren es eine grössere zahl gab — *et ceteri leudes de Burgundia* identisch. ob aber die benennung von den Burgunden selber oder, was wol wahrscheinlicher, von den Franken ausgegangen ist, lässt sich aus diesen stellen nicht entnehmen.

Für die deutsche begriffsentwicklung ist die gleichstellung der *Burgundefarones* mit den *leudes Burgundiae* von besonderm interesse. es ist dies nicht nur im 41 cap., sondern offenbar ebenso im 51 (*Chlotharius cum procerebus et leudibus Burgundiae*), im 56 (*omnes leudes* aus Neuster und Burgund) und sonst der fall. die alte bedeutung hat sich bei den *leudes* wie bei den *Burgundefarones* in derselben weise verschoben. auch die *leudes* sind an den angeführten stellen die großen des reiches, während das wort anderswo nur den gemeinfreien mann bezeichnet (Waitz n³, 1 s. 266f. 348ff) in übereinstimmung mit dem ursprünglichen sinne des wortes. im angelsächsischen ist mit noch weitergehender steigerung des begriffes aus dem *leóð*, 'dem zum volke

gehörigen mann', sogar 'der fürst' geworden, und beim deutschen *apal* 'geschlecht, adel' wiederholt sich ein ähnlicher vorgang. so braucht auch in *Burgundefaro* ursprünglich nichts gelegen zu haben, was auf ein edles geschlecht hinwies.

In grammatischer hinsicht macht das wort nicht den eindruck einer primären bildung. der *n*-stamm *faro* deutet hier wol auf eine ähnliche abkürzung wie in den personennamen, wo *Faro* für *Faramann*, *Faramund* usw. steht. ist dies richtig, so kann *faro* nur das oben erörterte *faramannus* vertreten, und *Burgunde-* hat sich als die nähere characterisierende bestimmung dazugesellt. so werden die 'Burgundefarones' wol eigentlich 'faramanni de Burgundia' und mit den 'leudes de Burgundia' identisch sein.

Als personenname ist *Burgundofaro* und *Burgundofara* nachzuweisen in den zt. gefälschten urkunden bei Pardessus zwischen den jahren 628 und 662 für ein geschwisterpaar, das in der gegend von Paris begütert war (nr 257). beide werden mit der kürzeren namensform auch blofs *Faro* oder *Fara* genannt.

Durch das compositum *fara-manni* wird nun auch das simplex *fara* für das burgundische vorausgesetzt. dasselbe muss in der tat schon ein gemeingermanisches wort sein, da es in verschiedenen dialecten, vor allem im altnordischen und angelsächsischen, sowie in den langobardischen aufzeichnungen sich findet.

Das altnord. fem. *fǫr* (gen. *farar*) bewahrt den engsten zusammenhang mit dem alten verbalen wortsinne. es kann jede fahrt oder reise bezeichnen, die fahrt eines einzelnen und die gröfserer massen. so heifst die auswanderung, welche zu Harald Harfags zeit aus Norwegen nach Island stattfand, in Ares *Isendingabok* cap. 1 eine *fǫr manna mikil miǫk* 'eine gar grofse fahrt der männer', und die teilnehmer an derselben hätten ebensogut *forumenn* 'fahrtmänner' genannt werden können wie die burgundischen *faramanni*. und wenn ebendort cap. 6 Eirik der rote sich in Grönland ansiedelt und dem lande diesen namen gibt, 'um zur fahrt dahin anzulocken' (*fysa þangat farar*), so ist unter dieser *fǫr* eine auswanderung zum zwecke neuer ansiedelung verstanden. fast technisch wird das wort auferdem für eine kriegerische expedition oder für die ganze gefolgschaft gebraucht, welche zu einer solchen fahrt sich vereinigt. in der formel *vera i fǫr* (*Völusp.* 51 etc.) tritt der begriff des comitatus bestimmt

hervor. und diese bedeutungen müssen schon lange neben einander bestanden haben, da sie früh aus dem nordischen ins lappische gedrungen sind, wo das auf ältester germanischer lautstufe verharrende *faro* sowol durch 'migratio' wie durch 'comitatus' widergegeben wird¹.

Im angelsächsischen ist *faru* in der verbalen bedeutung 'itio' als simplex nur einmal, in den compositionen dagegen hinreichend zu belegen. der mehr technische sinn der 'fahrtgenossenschaft' oder des 'comitatus' wiegt bei dem simplex entschieden vor. nachdem Moses mit seinem volke durchs rote meer gezogen ist, ruft er in der poetischen Exodus aus: 'grofs ist diese menge, der heerführer stark, der hilfen gröste, er der diese 'fare' anführt!' (*se þás fare læded*) v. 554f, und unter der *fare* ist die ganze wander-gemeinschaft verstanden, welche unter dem schutze des herrn einherzieht. nicht viel anders ist die stelle, wo der herr dem Abraham die verheifsung erteilt (Genesis v. 1746 f): *Gewit þu nu fëran and þine fare lædan, ceápas tó cnöslé* 'mache dich nun auf zu wandern und deine 'fare' zu führen, die besitztümer *tó cnöslé*'. hier bringt allerdings das vielleicht nur der alliteration halber gewählte *tó cnöslé* eine schieflheit hinein, die ich nicht auszugleichen weifs: Greins übersetzung *fëran tó cnöslé* 'heimführen' ist unsinnig, und diejenige von Bosworth-Toller 1 163 'for progeny' dh. doch wol 'zum zweck der nachkommenerzeugung' findet überdies im sprachgebrauch keine stütze. wie dem auch sei: mit der *fare* ist hier nicht blofs die familie des nachkommenlosen Abraham gemeint, denn von angehörigen nimmt er nur die Sara und den Loth mit auf die wanderung, wol aber viele besitztümer, gesinde und herden, was der dichter in breiterer weise ausführt. dass er an die herden in erster linie gedacht, erhellt aus seiner eigenen darstellung. denn nachdem die verheifsung gesprochen ist, fährt er fast tautologisch fort: *Him þá Abraham gewát æhte lædan . . ceápas from Carran* 'da machte sich A. auf, seine habe fortzuführen, die besitztümer (herden?) von Carran'. *æhte* und *fare* stehn hier also synonym. ganz entsprechend übersetzt auch die prosaische Genesis 12, 5 das 'Tulit (Abram) autem uxorem suam Sarai et Loth filium fratris sui universamque substantiam quam possederat et animas quas fece-

¹ Thomsen Über den einfluss der germ. sprachen auf die finisch-lappischen s. 133.

rant' (die sklaven etc., die sie erworben) durch *mid ealre fare and mid eallum æhtum*.

Wie bei den fahrten des Moses und Abraham wird endlich auch bei Noahs archenfahrt eine 'fara' erwähnt. nachdem die suttflut alles gottlose vertilgt hat, wird Gen. 8, 1 das 'Recordatus autem Deus Noe cunctorumque animantium et omnium iumentorum quae erant cum eo in arca' in der ags. prosa durch *and god þá gemynde Noes fare and þære nytena þe him mid waron* übersetzt, indem 'Noe cunctorumque animantium' in *Noes fare* zusammengezogen wird.

Nummehr leuchtet wol ein, dass die angels. *faru* von der lautentsprechenden altn. *för* nicht zu trennen ist. es ist sicher, dass altn. *för* zu *farau* 'eine fahrt unternehmen' gehört, und von angelsächs. *faru* kann dies nicht zweifelhaft sein, da alle belege sich auf solche fahrten beziehen¹. es ist ferner sicher, dass altn. *för* niemals 'familie, sippschaft' bedeutet, und dass es im angelsächsischen nicht nur keine stelle gibt, welche diese übersetzung erheischte, sondern dass dieselbe auch von seiten des sinnes entweder als ausgeschlossen oder als unwahrscheinlich zu gelten hat. so wird denn die bedeutung 'familia, prognatio', welche in den angelsächs. wörterbüchern immer noch forterbt, endgiltig aus denselben zu entfernen sein, obwol es sich von selber versteht, dass die familien der an der *fara* beteiligten überall mit eingeschlossen sind, wo sie sich eben mit in der 'fahrtgemeinschaft' befinden.

In den übrigen dialecten ist das wort entweder nahezu geschwunden, oder es hat wie das friesische *fera, fara* lediglich die verbale bedeutung 'fahrt, reise' bewahrt. nur im langobardischen tritt der weitere sinn noch deutlich hervor.

¹ die tatsache, dass es — mit ausnahme der gleich zu besprechenden vocalen anwendungen — keine stelle gibt, an der sich *fara* nicht zugleich auf eine fahrt oder wandernng bezöge, macht den versuch unnötig, von *farau* aus noch nach einer neuen bedeutung zu suchen und etwa aus unserm 'vor-fahren' oder 'nach-fahren' eine besondere anwendung heraus zu destillieren. das mittel- und späthochdeutsche *vorvar* ist vielleicht dem latein. *antecessor* nachgebildet, jedesfalls aber durch sich selbst verständlich, während die 'nachfahren' eine im gegensatz hierzu geschaffene, späte und bewusste neubildung sind. dass es jemals ein abstractum *fara* 'das sich fortbewegende (sc. verwantschaftsband)' gegeben habe, dafür ist nicht das geringste anzeichen vorhanden.

Zuerst wird die *fara* hier in dem um 643 verfassten *Edictus Rotharis* erwähnt. artikel 177 lautet: *De homine libero ut liceat eum migrare. Si quis liber homo potestatem habeat intra dominium regni nostri cum fara sua megrare ubi voluerit . . , et si aliquas res ei dux aut quicumque liber homo donavit et cum eo noluerit permanere . . res ad donatorem revertantur.* also die *fara* widerum im zusammenhange mit der fortwanderung — und in übereinstimmung mit der angelsächsischen bedeutung — nicht nur das hausgesinde umfassend, sondern ausgesprochener maffen auch die sonstige habe, die *res*, die der fortwandernde entweder selber erworben oder durch geschenk erhalten hatte.

Es folgt die stelle des Paulus Diaconus II 9, die an der ganzen verwirrung schuld geworden ist. haben wir bisher den richtigen weg nicht verfehlt, so kann auch sie uns keine schwierigkeiten mehr bereiten. als Alboin mit seinem wanderzuge über die Alpen gekommen ist und zur besitzergreifung des landes schreitet, überweist er dem Gisulf die *civitas Foro-Juliana* zur ansiedelung. dieser will sie aber nur übernehmen, wenn Alboin ihm dazu *quas ipse eligere voluisset Langobardorum faras, hoc est generationes vel lineas, tribueret. Factumque est, ut annuente sibi rege quas obtaverat Langobardorum praecipuas prosapias, ut cum eo habitarent, accepit.* nach dem vorhin erörterten könnte die ganze expedition des Alboin eine *fara* heißen, ebenso wie die übersiedelung der Norweger nach Island oder der zug des Moses, aber mit gleichem rechte dürfte auch jeder teil der expedition, der für sich zusammenhielt und selbständig zur ansiedelung übergieng, als eine *fara* oder ein *comitatus* bezeichnet werden. nun wissen wir, dass dieser zusammenhalt im krieg und frieden auf dem geschlechtsverbande beruhte: geschlechterweise geordnet ('*generatim*') standen die Germanen nicht nur in der schlachtordnung, sondern werden sie auch auf dem marsche sich fortbewegt haben. so war jedes geschlecht ganz von selber eine *fara*, und die *fares* konnten dieser ihrer zusammensetzung halber durch *generationes vel lineae* widergegeben werden. die paraphrase erklärt sich ohne weiteres aus den tatsächlichen verhältnissen und darf uns keinen anlass bieten, das wort aus dem gesicherten zusammenhang der sonstigen germanischen überlieferung herauszulösen, um darauf eine neue erklärung zu erbauen.

Für die beurteilung der stelle kommt aber noch ein weiterer

gesichtspunct in betracht. Paulus schrieb nicht als ein zeitgenosse der grofsen einwanderung, sondern geraume zeit später, als die volksmassen sich bereits in ihre natürlichen verbände aufgelöst hatten: verbände, die sich auch in ihrem localen zusammenhalt als sesshaft gewordene geschlechter darstellten. was einst Caesar berichtete '*gentibus cognationibusque hominum, qui tum una coierunt, quantum et quo loco visum est agri, adtribuunt*' (BG. VI 22), bestätigt für die Langobarden noch besonders die Collectio Pataviensis 5 durch die formel '*datis in vico et genealogia.*' und in den angelsächsischen quellen tritt in ähnlicher weise *mægd* für 'regio' ein. mit demselben rechte wie *genealogia*'. und *vicus* durften auch *fara* und *generatio* sich gegenseitig erläutern. dies ist aber nicht nur bei Paulus der fall, sondern (unabhängig davon?) ebenso im langohardischen wörterbuch (Zs. 1, 552), wo *fara* in der vaticanischen hs. durch '*genealogia, generatio*', in derjenigen von la Cava durch '*parentela*' übersetzt wird. die zweite umschreibung des Paulus, die *lineae*, ist wol als gleichwertig mit *generationes* zu betrachten (= *lineae sanguinis, cognationes*), obwohl *linea* als 'ackeranteil' seit dem 10 jh. nachweisbar ist (Du Cange s. v.). dass die alten faren in den späteren niederlassungen zum teil noch fortlebten, erhärten die aus Oberitalien (wie aus Frankreich) nachweisbaren ortsnamen (Brunner s. 84f). so konnte Paulus, dem die alte terminologie der wanderzeit schon ferner lag, leicht dazu kommen, sich bei seiner paraphrase an den zunächst vermittelnden und factisch richtigen begriff zu halten.

Lediglich das letzte stadium in der bedeutungsgeschichte der fara liegt im althochdeutschen vor. an der einzigen stelle, an der das wort noch selbständig vorkommt, im Keronischen glossar (Ahd. gl. 1219, 6) wird *fara* durch *oppido* übersetzt und durch *castro kīsez* variiert. da die niederlassung vielfach nur eine fara in ihrem ruhezustande war, der unter den alten verhältnissen aufs leichteste wider in bewegung übergieng, konnte das wort leicht für den definitiv gewordenen zustand beibehalten werden.

Was hier mit der *fara* vor sich gieng, hat in viel älterer, gemeingermanischer zeit vielleicht schon mit einem anderen worte stattgefunden. die einzige sprachliche anlehnung für germ. *gawi* 'gau, landschaft' scheint doch das verbum *ga-n-gan* zu bleiben: aus endbetontem, des nasalinfixes ledigem *gagw-io-* musste lautgesetzlich *gawi* entstehn. so wäre auch hier aus der wander-

gemeinschaft das ihr zugehörige territorium geworden, falls nicht die secundäre bildung von der primären durch die bedeutung unterschieden und *gagw-io-* schon ursprünglich 'das zur wander-gemeinde gehörige' (nämlich terrain) war.

Wir überschauen nunmehr die ganze entwicklungsgeschichte der fara. sie ist nicht nur 'das fahren' oder 'die fahrt, der zug', sondern ihr alter collectivischer sinn, der so oft bei den feminis der *a*-classse hervortritt, umfasst alles, was sich gemeinsam auf die fahrt macht, was auf dem zuge mitwandert oder mitgenommen wird, mag dabei ein besonderer nachdruck auf den zusammenhalt der geschlechter gelegt werden oder nicht. endlich kann sie auch in örtlicher anwendung eine ansiedelung bezeichnen, die aus einer solchen fara hervorgegangen ist. dies letzte stadium ist nur im fränkisch-oberdeutschen und langobardischen, das zweite im nordisch-lappischen, langobardischen und angelsächsischen, das erste vornehmlich im nordischen nachweisbar. im ganzen wird sich in diesen stadien auch die historische aufeinanderfolge widerspiegeln.

Um aber zu erkennen, welche bedeutung in der ältesten zeit die kräftigste und am meisten charakteristische gewesen ist, müssen wir noch einmal auf die älteste quelle, auf die personen-namen zurückblicken. unter diesen gehören die mit *Fara-* componierten schon zu der gemeingermanischen schicht. der erste zeuge¹ ist der schon in abgekürzter form auftretende Eruler *Fara*, den Jordanes Rom. 369 z. j. 535 als iudex, Procop Bell. Pers. I 13 f, Bell. Vand. I 11. II 4 ff als führer der föderaten erwähnt. eines anderen trägers desselben namens gedenkt Gregor II 42, eines weiteren Fredegar IV 87. es schliessen sich an der *Faraulfus* bei Gregor VII 18, *Faramodus* X 26. aus den urkunden kommen *Faroimus* v. j. 651, weiterhin *Farabertus*, *Faregis*, *Faramann*, *Faroaldus* etc. sowie von frauennamen *Farohildis*, *Faraburc* na. hinzu. durch sie alle werden wir in dieselbe kriegs- oder wandersphäre zurückgeführt, in die uns der nordisch-lappische comitatus und die angelsächsisch-langobardischen bedeutungen versetzten.

¹ der angebliche merovingische könig *Faramundus* ist in die Chron. Gallica erst durch die hss. MB gekommen (Mommmsen Chron. min. I 656). er wird eine erfingung des Lib. hist. Franc. sein, wo er cap. 3 zuerst erwähnt wird.

Wie die namen lehren, hat die fara im altgermanischen leben keine unbedeutende rolle gespielt. nicht nur für die gewöhnlichen kriegs- und wanderzüge, noch mehr vielleicht für die freien heerfahrten, wie sie Caesar vi 23 beschreibt und wie sie später im norden fort- oder wider auflebten, war es das richtige wort. und es behält lange denselben weiten sinn, dass es im gegensatz zu den friedlich domicilierten alle umfasst, die sich unter eine heer- oder wanderfahne stellen. deshalb, weil hier ein neuer terminus für die alten verhältnisse zu gewinnen war, ist mir auch die neue Bitburger inschrift¹ von interesse geworden. was das verstümmelte wort *fara-[va?]rem* nur zum teil sagt, vermag der sonstige text noch weiter zu sichern, denn die 'consistentes', auf die das deutsche wort bezug nimmt, sind im grunde mit einem comitatus oder den mitgliedern einer fara identisch. und der gegensatz zwischen den ruhig sesshaften und den an ort und stelle nicht heimberechtigten, aber zusammenhaltenden genossen ist auch auf beiden seiten vorhanden.

Strafsburg i. Els.

R. HENNING.

GANZ.

Das hochdeutsche wort *ganz*, ahd. *kanz* (*canz*), *ganz*, findet sich im 8 jh. im oberdeutschen und in demjenigen grenzdialect des fränkischen, der mit dem alemannischen in engster fühlung steht, dem südrheinfränkischen (im Weissenburger katechismus), es fehlt aber noch im rheinfränkischen Isidor. im 9 jh. finden wir das wort innerhalb des fränkischen bei Otrid und in der Mainzer glosse und der mit ihr aus derselben quelle (s. Müllenhoff Denkm.² s. xviii) geflossenen Xantener glosse zu Matth. 9, 12 ('valentibus' *ganzèn*, Ahd. gl. i 711, 45), während es noch im ostfränk. Tatian fehlt. in den folgenden jhb. ist das wort zunächst dem nördlicheren und östlicheren mitteldeutschen (es fehlt aber im 11 jh. noch bei Williram) und weiter in der mittleren periode unserer germanischen dialecte dem niederländischen und niederdeutschen und im 14 jh. dem westfriesischen, endlich in der zweiten hälfte des 14 jhs. aus dem niederdeutschen dem niedernordischen (dänischen und schwedischen) zugegangen, während es dem englischen und dem gröfseren teile des friesischen

¹ Correspondenzblatt der westdeutschen zs. 10 nr 44, 11 nr 38.

gebietes, sowie dem hochnordischen (norwegisch-isländischen) fremd geblieben ist. das wort, das in dieser weise von süden nach norden sich verbreitet hat, ist, wie ich glaube, am frühesten im osten des oberdeutschen gebietes zu hause gewesen: es ist meiner ansicht nach, wie ich sie seinerzeit unter dem lesen slavischer texte gewonnen habe, ein altes lehnwort aus dem slavischen, wahrscheinlich speciell dem slovenischen. ich habe diese etymologie des wortes *ganz* bereits vor nunmehr elf jahren während des druckes der ersten auflage seines Etymologischen wörterbuchs an F Kluge mitgeteilt und habe dieselbe seitdem wiederholt in vorlesungen als meine ansicht vorgetragen. Kluge, der mir niemals direct über diese etymologie seine meinung ausgesprochen, hält dieselbe jedesfalls für unrichtig (er sagt im EWb.: 'die vorgegeschichte des ahd. *ganz* ist dunkel' und bemerkt dazu in der 1 aufl.: 'das folgende wort [*gar*] ist unverwant', statt dessen in der 4[5] aufl. [nach Benfey Griech. wurzellexikon II 108]: 'falls 'umfassend' seine grundbedeutung, darf man an gr. *χαράτρω* 'in sich fassen' denken; vgl. gr. *χαρόεις* 'geräumig?'). andre gelehrte, denen ich meine etymologie privatim mitgeteilt habe, unter ihnen autoritäten auf dem gebiete der vergleichenden sprachwissenschaft und speciell auch des slavischen, haben sie indessen sehr plausibel gefunden, und mir selbst erscheint sie nach wie vor als wahrscheinlich richtig: zweifellose sicherheit ist natürlich, wie die sachen liegen, schwerlich zu erreichen. damit nun auch andre forschler meine ansicht prüfen können und damit sie bei der bestimmung der etymologie des wortes *ganz* mit in betracht komme, will ich sie im folgenden mitteilen und zu begründen suchen.

Die kärntischen und krainischen Slovenen oder Alpen Slovenen, gewöhnlich kurzweg sogenannten Slovenen (deutsch Winden), haben, von den Avarn aus östlicheren sitzen nach westen gedrängt, gegen ende des 6 jhs. ihre historischen sitze im alten Noricum eingenommen (s. Zeuss Die Deutschen und die nachbarstämme s. 616 ff). von berührungen mit dem ihnen in der folge benachbarten oberdeutschen stamme der Baiern hören wir vom ende desselben 6 jhs. an: der Baiernherzog Tassilo kämpfte bald nachdem er im jahre 595 die regierung angetreten und später gegen sie, sein sohn und nachfolger Garibald war unglücklich im kampf mit ihnen 610 (nach Paulus Diaconus IV 7. 11. 41, die stellen s. bei Zeuss s. 616). von c. 600 an kann also ein wort aus dem slovenischen zunächst dem

östlichsten und südlichsten teile der Baiern zugegangen sein, um sich in der folge weiter nach westen und norden zu verbreiten.

Das dem oberdeutschen *kanz* (*canz*), *ganz* meiner ansicht nach zu grunde liegende slavische wort lautet im slavischen an mit der tenuis *k*. wäre das wort vor c. 600, vor der hochdeutschen lautverschiebung, dem hochdeutschen zugegangen, dann wäre das anlautende *k* durch die hochdeutsche verschiebung zur aspirata *kh* (*ch*, event. weiter zur affricata) geworden, ebenso wie dies mit dem *k* und entsprechend mit *t*, *p* in älteren lehnwörtern aus dem lateinischen oder slavischen geschehen ist, ahd. *chellāri* 'keller' aus *cellārium*, ahd. *chelih* 'kelch' aus *calicem* usw.; aus dem slavischen ahd. *chranz* 'kranz' (welches wort ebenso wie *ganz*, und über das von diesem erreichte gebiet hinaus, aus dem hochdeutschen den nördlicheren germanischen dialecten, auch dem gesamten friesischen und nordischen und zt. dem englischen zugegangen ist¹) aus dem particip (und früher wol auch subst.) slav. *kratŭ* 'gedreht, gewunden'². das wort *ganz* kann also, wenn slavisches lehnwort, frühestens um 600 oder zu anfang des 7 jhs. dem hochdeutschen zugegangen sein: die slavische reine tenuis traf zusammen mit der aus älterer media (< noch älterer erschlossener germ. tönenden spirans, < indogermanischer media aspirata) hervorgegangenen speciell hochdeutschen reinen tenuis (deren lautwert richtig festgestellt zu haben das verdienst von JFKräuter ist: Zur lautverschiebung, Strafsburg 1877). der hochdeutsche tonlose, nicht aspirierte verschlusslaut, geschrieben je nach zeit, ort oder umgebung *k* oder *g*, entsprechend *p* oder *b*, gibt in lehnworten, die nach der hochdeutschen lautverschiebung aufgenommen sind, die romanische oder slavische tenuis wider,

¹ mnd. *krantz*, *krans*, mnl. *krans* (jünger *krants*, s. u.), altfries. **krans*, an. *kranz*, dän. *krands*, *krans*, schwed. *krans* (älter dän. schwed. *kran kranz*), engl. aus dem nl. *crants* (Shakesp. im Hamlet), schott. *crance*, s. DWb. v 2043, Skeat Etym. dict. 140.

² poln. *kręty*, čech. *krutý* 'gedreht, gewunden', russ. *krutóĭ* 'festgedreht'; subst. poln. *kręt*, *kręł* 'drehung', čech. *krut* 'drehung, schwingung'; dazu die verben asl. *kratiti* 'drehen', poln. *kręcić* 'drehen, winden, krümmen', russ. *krutiť* 'drehen, winden'; asl. *krę(t)natī* 'drehen, bewegen', *krę-tati* 'flectere'. das wort *chranz* ist dem bairischen vor der hd. verschiebung in der form **kranz* wahrscheinlich aus dem čechischen zugegangen, in welchem die weiterbildungen *krutel* (**kratŭlŭ*) 'gewundenes seil zum garbenbinden', *krutina* 'wiede'.

wie in ahd. *clocca*, *glocca*, *glogga*, mhd. *glocke*, *glogge* 'glocke' aus gemeinroman. (urspr. kelt.) *clocca*; ahd. *pīra*, *bīra*, mhd. *bīre*, *bīr* 'birne' aus dem plur. lat. *pīra*. ebenso wird umgekehrt in wörtern, die das romanische oder slavische dem althochdeutschen entlehnt hat, ahd. *k*, *p*, jünger *g*, *b*, durch die roman. und slav. tenuis *k*, *p* widergegeben: ahd. **camuz*, **gamuz*, *gamz*, mhd. *gamz*, *gemeze* 'gemse' > franz. *chamois*, ital. *camoscio*, *camozza*, span. *camusa*; ahd. (*pīlich*, *bīlich*) *pīch*, mhd. *bilch* 'bilchmaus, haselmaus, glis' > gemeinlav. **pīlchŭ* (JSchmidt Voc. II 28), čech. *pīch*, poln. *pīch*, abulg. *pīchŭ*, serb. *puch*, sloven. *polh*.

Lehnwörter, die nach der hochdeutschen lautverschiebung mit fremder tenuis zugleich mit dem hochdeutschen, und unabhängig von diesem, dem niederdeutschen, friesisch-englischen und nordischen zugegangen sind, haben in diesen nicht hochdeutschen dialecten die tenuis, wie mnl. mnd. *clocke*, *klocke*, nnl. nnd. *klok*, me. *clocke*, ne. *clock*, afr. *klocke*, an. *klokka*, *klukka*, dän. *klokke*, schwed. *klokka*; ags. *peru*, me. mnl. *pere*, mud. afr. **pere*, ne. *pear*, nnl. nnd. *peer*, an. *pera*, dän. *pære*, schwed. *päron*: das wort *ganz* dagegen hat in den nicht hochdeutschen dialecten *g*, weil, mehrere jhh. nach der aufnahme dieser wörter, aus dem hochdeutschen und zwar aus dessen mitteldeutschem zweig den nördlicheren dialecten zugegangen.

Die auslautende affricata *z* des hd. *ganz* ist widergebung der gleichlautenden slav. affricata *c* (ebenso wie 6—7 jhh. später in dem worte md. *grenze*, nhd. *grenze*, das auch aus dem mitteldeutschen ins nd., nl. und nordische gewandert ist). in den mit althochdeutscher orthographie geschriebenen Freisinger altsloven. denkmälern des 10 jhs. wird das slavische *c* in 11 von 15 fällen durch das zeichen *z*, in den 4 übrigen fällen durch *c* vor *e* oder *i* widergegeben, s. WBraune in seinen Beitr. I, 530 und Vostokov s. 24 seiner ausgabe¹.

Der vocal *a* des hd. *ganz* ist, wenn das wort aus dem slavischen stammt, der in der folge albulgarisch und gemeinlavisch durch *o* bezeichnete kurze vocal gewesen, der aus gemeineuropäischem und urslavischem kurzen *a* hervorgegangen ist. dieser vocal, der, auch wo er bereits in der schrift als *o* erscheint, doch zunächst ein sehr offener, dem *a* nahe stehender laut gewesen

¹ im anhang seiner 'Philol. beobachtungen' (Filologičeskija nabljude-nija, herausg. von Sreznevskij, Petersburg 1865).

sein muss, gibt in lehnwörtern fremdes kurzes *a* wider und wird, wie vom litauischen bis in späte zeit, so auch im griechischen und deutschen bis ins 12 jh. durch kurzes *a* wiedergegeben (*-gostī* im zweiten bestandteil von eigennamen durch griech. *-γαστός*, deutsch *-gast* usw.), vgl. JSchmidt Voc. II 169 ff.

Das slavische wort, das, meiner vermutung nach, in einer seiner formen dem hochd. *ganz* zu grunde liegt, ist das substantiv altslav. *konĭčĭ* m. das 'ende', 'τέλος', čech. *konec*, obersorb. *konc*, niedersorb. *końc*, polab. *tjinač* (Schleicher *künäc*), poln. *koniec*, russ. *konéc*, bulg. *konec*, serb. *konac*, neusloven. *konec* (in den nördlichen, kärnt. mundarten *konc* s.u.) m. 'ende', von welchem worte der accusativ ohne präposition und verschiedene casus mit vorhergehender präposition in adverbialer bedeutung gebraucht werden, so mit der präp. *vŭ* russisch *v konéc* (und *vkonec*) 'bis zu ende, vollends, vollständig, vollkommen, ganz, gänzlich' = griech. 'ἐς τέλος', 'gänzlich'; der gen. mit der präp. *do* altslavisch *do konĭčĭ* = 'τελείως, perfecte', russ. *do koncá*, poln. *do końca*, čech. *do konce* (und *dokonce*) 'bis zu ende, vollends, völlig, gänzlich, ganz und gar'.

Das slavische *konĭčĭ* stammt mit dem kurzen *i*-stamme *konĭ* 'initium', von dem es eine weiterbildung ist, von der wurzel des verbs (*po-*, *vŭ-*, *uā-*) *-čĕ-tĭ* 'beginnen', 1. präs. *-čĭnā*, und des ihm entsprechenden germanischen verbs got. (*du*)-*ginnan*, ahd. (*pi-*, *bi-*, *in-*) *-kinnan*, *-ginnan* usw. 'beginnen'¹. da das 'ende',

¹ wie Bugge Beitr. 12, 405 f gezeigt hat, ist in diesem germ. verb, weil es gleich dem slavischen ursprünglich stets mit präpositionen zusammengesetzt war, das ursprüngliche *k* nach Verners gesetz zu germ. *g* geworden: das präsens ahd. *-ginnu* ist aus *-kinnu*, das präs. mhd. *begonnen* (neben *beginnen*, Mhd. wb. I 709) aus den urspr. endbetonten formen, 2 sing. *-kinnēsi* etc. entstanden (vgl. Osthoff in seinem vortrag vor der philologenversammlung zu München 1891, s. Zeitschr. f. d. phil. 24, 215, der das germ. *u* dieser form für das ältere, urspr. *-kinnō*, und das *i* statt dessen für analogisch eingetreten hält). das germ. *-gūn-* dieser mhd. form und des prät. ahd. *-gunda*, *-gunsta* entspricht dem slav. *-čĭn-*, *-čĕ-* des präsens. dem slav. *konĭ* 'initium' steht das ahd. *ana-genne* (aus *-konjo-m* oder *-konuio-m*) am nächsten.

Wer die im folgenden näher zu betrachtende zusammenstellung des hd. *ganz* und des slav. *konĭčĭ* hinsichtlich der bedeutungen gerechtfertigt findet, aber die entlehnung des deutschen wortes aus dem slavischen nicht annehmen will, der wird in dem *gan-* des hd. *ganz* die dem *kon-* des slavischen wortes entsprechende form der wurzel des verbs *beginnen* und

dh. das eine ende eines dinges, die stelle ist, wo man beginnt, ein jedes ding aber zwei enden hat, so entwickelt sich aus 'ende, initium' leicht der begriff 'ende, finis', wie in slav. *iskoni dokoni*, serb. *od kona do kona* = 'von einem ende zum andern', 'von anfang bis zu ende' (nd. *van ende to wende* Brem. wb. 1 307 und *bet to wende* ebd. v 227, vgl. Müllenhoff Denkm.² 255).

Was noch innerhalb des lautlichen das *ř* des slav. *končiči* betrifft, so ist dieses *ř* jedenfalls im 7 jh. im slovenischen schon ein sehr schwacher laut gewesen, schwächer als gleichzeitige deutsche kurze vocale in unbetonter silbe, daher es dem deutschen munde natürlicher war, denselben bei der wiedergabe zu ignorieren, als ihn durch einen ahd. kurzen vocal zu geben. in den ältesten auf uns gekommenen schriftdenkmälern des sloven. dialects, den 'Freisinger denkmälern' des 10 jhs., ist das altslav. *ř* im auslaut bereits regelmäsig geschwunden wie in *iezt* 'ist', *iezem*, *gezm* 'bin', *imam* 'habe', *milozt* 'misericordia' (< *jesti*, *jesmi*, *imami*, *milosti*); das altslav. *ř* im inlaut, je nach der stellung im worte, entweder als kurzes *i* (oder *e*) erhalten, wie das erste *ř* in *vuiž* (und *vuez*) 'all' < *vřši*; *řridze* 'herz' < *sřidice*; *timniža* 'gefängnis' < *timničā*; oder ebenfalls geschwunden, wie das zweite *ř* in diesen beiden letzten wörtern und das *ř* in *tatua*, *tatba* 'diebstahl' < *tātivā*, *tātibā*; in *po-mngu* (*g = j*) 'memini' < *po-mniŋa*; **na-snu* 'beginne' (*s = č*), 1 plur. *na-snem* < *nā-čnem*; *stranna*, in dem *z* ein suffix sehen müssen (wie Diefenbach Vgl. wb. der got. spr. II 386 *ganz* neben got. *gansjan* 'verursachen' mit *-z* neben *-s* 'aus einer wz. *gan-*' ableitet, indem er das gotische verb 'als eine art causativer bildung aus wz. *gan-* (*-ginnan*)' deutet): das *-z* wäre dann ein germ. *-to-* aus vorgerm. *-do-* oder vielleicht mit schwund eines mittleren *a* nach Beitr. 7, 475 *-adó-* gewesen. aber da das wort *ganz* in seiner bedeutung dem verb *beginnen* nicht so sehr nahe steht, fällt es weder sehr leicht anzunehmen, dass ein vorgerm. **kondo-* oder **konadó-*, dessen *k* lautgesetzlich zu *h* hätte werden müssen, seinen anlautenden tonlosen spiranten im anschluss an das tönende *g* des verbs *beginnen* in *g* habe wandeln können, noch dass das wort auf speciell germanischem boden von der wurzel dieses verbs mit einem gar nicht so sehr geläufigen suffix in der gestalt *gan-to-* gebildet sein könne. weit einfacher und wahrscheinlicher als die annahme, dass das hd. wort dem slavischen wurzelverwant, scheint mir daher die annahme zu sein, zu der alle tatsachen passen, dass das hd. wort aus dem slavischen herübergenommen ist.

¹ um die gewinnung der richtigen aussprache zu erleichtern, führe ich hier die scheidung des *z* der denkmäler in *ž*, den spiranten (slav. *s*, lautend wie ahd. *ž*), und *z* die affricata, ein (vgl. Braune Beitr. 1, 529 ff).

gen. von *stranen 'fremd', < *strānñā*; *praudnim*, dat. pl. 'gerechten' (abulg. *prāvīdinyīmū*) von *prauden < *prāvīdñū*; in den mehrsilbigen casus von *vuiž* 'all', sing. gen. *vžega*, *vžego*, loc. *vžem*, pl. gen. *vžeh*, dat. *vžem* (neben *vuižem*) aus *vīsego*, -emī, -ēχū, -ēmū usw. dass das mittlere *ī* in den obliquen casus unsers wortes, asl. gen. *konīca* usw., im 10 jh. im slovenischen sicher nicht mehr vorhanden gewesen und der gen. sicher **konza* gelautet hat, zeigen, zu den angeführten, beispiele wie die obliquen casus *otza* 'patris', *otzu* 'patrī' < *otīcā*, -ū, und besonders der plur. *žinci*, *žinzi* 'filioli' < *šjñīcī*. was das *ī* des nom. acc. asl. *konīcī* betrifft, so kommt in den Freisinger denkmälern leider kein analoger fall vor, daher wir nicht wissen, ob die form im dialect und mit der orthographie der denkmäler **konez*, wie in der neuslov. schriftsprache, oder **koniz*, oder, wie heute in den nördl. kärnt. mundarten, **konz* gelautet hat¹. sehr viel kommt indessen

¹ das altslovenische der Freisinger denkmäler ist kärntisch, nicht krainisch, wenn Kopitars Vermutung richtig ist, dass die Freisinger hs. (cod. Fris. 226 in München) von dem bischof Abraham von Freising, einem geborenen Slovenen aus Kärnten, herrührt. Kopitar druckt die denkmäler als 'Specimen dialecti Carantanicae sec. x' (was aber vielleicht nicht im engern sinne verstanden werden soll) im Glagolita Clozianus, Wien 1836 s. xxx ff. (mir stehn nur die ausgaben von Miklosich in der Chrestom. palaeoslov., Wien 1861 s. 51—55, und von Vostokov zu gebote.)

Ein altes lehnwort aus dem slovenischen kann dem deutschen jedesfalls nur von dem nördlicheren stamme der Carantani, nicht von dem südlicheren stamme der Carniolenses oder Krainer (s. Zeuss 617—621) zugegangen sein.

In allen nördlicheren und westlicheren, dem deutschen sprachgebiete benachbarten dialecten und heute in dem größeren teile der neusloven. dialecte ist das *e* der schriftsprachlichen *konec* gar nicht vorhanden. das *e* der schriftsprache und derjenigen neusloven. dialecte, die dieses *e* haben, der östlichen, oder gehabt haben, der südlichen, krainischen, könnte möglicherweise die im neuslov. anserordentlich häufige svarabhakti sein, über welche s. Miklosich Vgl. gramm. der slav. spr. I 303. doch ist diese annahme keineswegs nötig: das *e* im osten und süden könnte das gebliebene alte *ī* und trotzdem die form *konec*, ohne das *ī*, im kärntischen alt sein. vgl. Voblak im Arch. f. slav. phil. 11, 409 f (der jedoch als sicher annimmt, dass das *e*, aus dem urspr. *ī* unmittelbar hervorgegangen, im neuslovenischen überall vorhanden gewesen ist, da es 'in den ältesten drucken' nicht fehlt, so bei Truber 1560 *konez*. dies rührt aber daher, dass die ältesten drucke eben den südlicheren dialect von Krain zeigen, der der schriftsprache zu grunde liegt. der reformator Truber, 1508—1586, war aus Unterkrain gebürtig: die dialecte des südlichen Krain stehn bis auf den heutigen tag der

für uns nicht darauf an, ob die form im 10 jh. im dialect der denkmäler zweisilbig oder einsilbig gewesen ist, denn wo eine zweisilbige form wie čech. *konec* aus einer älteren dreisilbigen form wie asl. *končiči* hervorgegangen ist, da ist der vocal in letzter silbe infolge des abfalles des auslautenden vocals kräftiger geworden, als er es bei lebzeiten dieses letzten vocals in mittlerer silbe war: ursprünglich ist zwischen dem mittleren *ř* des nom. acc. *končiči* und dem der obliquen casus, *končičā* usw., kein unterschied gewesen. dieses und das auslautende *ř* sind im 10 jh. im slovenischen sicher nicht mehr vorhanden gewesen: wir können daraus schliessen, dass das *ř* im slovenischen drei jahrhunderte früher ganz gewis bereits ein sehr schwacher laut gewesen ist.

Sollte das wort *končiči* im kärnt. dialect der Freis. denkm. zweisilbig gewesen sein, so dass jeglicher grund fortfiel, in der behandlung des mittleren *ř* für die zeit um 600 zwischen dem slovenischen und dem čechischen einen unterschied zu constatieren, dann hindert nichts anzunehmen, dass das wort überhaupt von den östlichen slavischen nachbarn, den Čechen (mit den Mähren, s. Zeuss 639ff) und den Slovenen, den Baiern zugegangen ist, dass aber der kurze slavische vocal der zweiten silbe, wo er nicht geschwunden war, doch schwächer war als ein gleichzeitiger unbetonter kurzer vocal des bairischen, so dass derselbe im deutschen ignoriert werden konnte.

Dass das wort nicht speciell aus dem slovenischen, sondern aus der sprache der östlichen slavischen nachbarn überhaupt aufgenommen ist, könnte auch angenommen werden, wenn, was sich uns aber nicht als das richtige ergebnis wird, nicht die form

schriftsprache am nächsten). Oblak bemerkt: 'bei jenen substantiven, die mit einem suffix gebildet sind, welches vor dem schlussconsonanten ein das asl. *ř*, *ř* ersetzendes *e* (*a*) hat, das beim zuwachs des wortumfanges in den übrigen casus schwindet, im nom. sing. sich aber erhalten sollte, findet man schon frühzeitig den verlust des vocales *e*', so bei Castellez 1684 *konz* . . . 'in der mehrzahl der heutigen dialecte ist der ersatzvocal des asl. *ř*, *ř* auch im nom. singul. geschwunden: es ist dieses in allen jenen dialecten — und dazu gehören mehr oder weniger alle mit ausnahme des östlichsten sloven. sprachgebietes — der fall, wo die unbetonten vocale entweder auf einen kurzen und trüben laut reduciert oder ganz aufgegeben werden. man kann hier nicht von einem einfluss der cas. obl. auf den nom. sing. sprechen, was für die meisten übrigen slav. sprachen, in denen man vereinzelt derartige formen findet, gilt'.

des nom. acc., sondern eine form der obliquen casus zu grunde liegen sollte.

Wir haben uns nun genauer anzusehen, welche form des slavischen wortes als dem deutschen worte zu grunde liegend anzunehmen ist, und uns über die bedeutung, in der das wort entlehnt worden ist, rechenschaft zu gehen.

Die denkbare annahme, der gen. mit der präposition *do*, asl. *do koničā*, poln. *do końca*, čech. *do konce* 'bis zu ende, durchaus¹, gänzlich, ganz und gar', sei vom deutschen als adverb, ahd. *kanzo*, herübergenommen (-o, im 7 jh. noch -ō, für die slav. endung, weil adverbien im deutschen diesen ausgang haben), und aus diesem sei später ein adj. *kanz*, *kanzér* erschlossen, kann nicht wol ernstlich aufgestellt werden, da die präposition *do* vom deutschen nicht weggeworfen, sondern als präfix oder erste silbe gewahrt worden wäre.

Wenn der accusativ, mit oder ohne präposition, dem hd. *ganz* zu grunde liegt, so kann man zunächst denken, dass die slav. adverbiale formel der bedeutung 'bis zu ende, durchaus, völlig, gänzlich' als adverb herübergenommen, innerhalb des deutschen aus einem adverbium zu einem adjectiv geworden sei. die entstehung eines adjectivs aus einem adverb ist ja ein nicht seltener vorgang: man kann ein adjectiv sowol aus einem solchen adverb hervorgehn sehn, das seinem ursprung nach ein erstarrter casus ist, wie zb. dän. *sær* adj. 'besonder' aus dem erstarrten dativ des pronomens an. *sér* 'für sich' = got. *sis*, als auch aus einer aus präp. und folgendem casus zusammengesetzten formel, wie nhd. *vorhanden*, *zufrieden*, dän. *tilfreds*, flectiert *ein vorhandenener*, *zufriedener*, *der zufriedene* usw., oder das gerund. nhd. *ein zu lobender*, *der zu lobende* aus älterem *ze —ene*, *-ende*. der erstarrte casus oder die verbindung ist in solchen fällen zunächst prädicativ gebraucht: 'einer oder etwas ist *vorhanden*, *zufrieden*, *zu loben*', alsdann, immer noch prädicativ gebraucht, vom sprachgefühl als adjectivischer begriff gefasst und endlich auch attributiv gebraucht und flectiert worden.

Mein college K Verner, mit dem ich wiederholt mündlich und schriftlich über unser wort verhandelt, und der meine etymologie 'meget tiltalende og uden tvivl trællende' gefunden hat, meinte,

¹ die grundbedeutung von *durchaus* ist, wie bekannt, 'völlig hindurch bis ans ende', 'von anfang bis zu ende'.

es liege am nächsten anzunehmen, dass die verbindung altslavisch *vŭ koničŭ*, russisch *v konéc* (= griech. ἐς τέλος) 'vollständig, vollkommen, völlig, gänzlich, ganz und gar' im slovenischen in derselben bedeutung als *vkònc* oder, ohne den in den nördl. mundarten fehlenden vocal, *vkònc*¹ bestanden habe: diese form konnte im ahd. durch *kanz* (*ganz*) widergegeben werden, ob nun das *v* vor dem *k* bereits im slovenischen geschwunden, oder der anlaut *vk* im deutschen (indem das *v* vor dem *k* vielleicht vom deutschen ohr gar nicht mit aufgefasst wurde) zu *k(g)* vereinfacht worden ist².

Wenn aus einem herübergenommenen *kanz* der adverbialen bedeutung 'bis zu ende, völlig, gänzlich' ein in seiner unflektierten form *kanz* lautendes adjectiv erwachsen konnte, so muss dieses adjectiv an andern adjectiven, denen gleichlautende adverbien zur seite stehn, analoga gehabt haben. diese voraussetzung trifft für unser adjectiv zu: adjectiv des mases und der zahl haben gewöhnlich ein aus dem acc. des neutrum hervorgegangenes adverbium gleicher form neben sich, wie ahd. *filu*, *luszil*, *gimuoγ*, *al* 'vollständig', *garo* 'gänzlich, vollständig'; zu diesen adjectiven des mases und der zahl konnte *kanz* (*ganz*) in seiner ursprünglichen bedeutung 'völlig, vollständig' sich stellen. mit dem zuletzt genannten *garo* wird sich *ganz* schon frühe zur allitterierenden formel **ganz anti garu*, mhd. *ganz unde gar*, nhd. *ganz und gar* verbunden haben, wenn dieselbe auch erst seit dem 13 jh. (s. Lexer) belegt ist.

Das ahd. adv. *kanzo* 'integre, perfecte' (Ahd. gl. I 787, 1), das den bedeutungsübergang des adj. *kanz* in ein adjectiv der beschaffenheit voraussetzt, über welchen unten, scheint eine ver-

¹ asl. *vŭ* erscheint bereits in den Freisinger denkmälern regelmäsig als *v-* vor consonanten, wie *kŭ* als *c-*, *sŭ* als *z-*, so in *vuzem* = *v-vzem* = *vŭ všemŭ*.

² das *k* der nördl. kärnt. mundarten des slovenischen ist, wie Verner aus der ziemlich unklaren beschreibung von CJPečnik Prakt. lehrbuch der sloven. sprache s. 107 ff schließt, eine (vielleicht unvollständig articulirte) tonlose media *g* (während das ältere *g* wie im tschechischen zu *h* geworden ist), so dass also das slovenische *kònc*, *kònc* (das zeichen ' nach Pečnik s. 10 'zur bezeichnung des kurzen tons') in diesen an das deutsche sprachgebiet grenzenden mundarten ungefähr eben so lauten muss, wie Österreicher das wort *ganz* sprechen (da ja die wandlung des kurzen *a* zu *o* sich über einen großen teil der auf früher slavischem boden lebenden östlichen deutschen dialecte mit erstreckt).

einzelte bildung zu sein: im mhd. ist ein adv. *ganze* nicht zu finden (nur spät im 15 jh. ein *gancze* 'prorsus'), s. DWb. iv 1, 1299.

Jedoch ein dem adj. gleichbedeutendes adv. *kanz* (*ganz*) begegnet im ahd. nicht und in der mittleren periode ein adv. *ganz* erst spät. zu bemerken ist aber (Hildebrand im DWb. aao.) 'die grofse nähe von adj. und adv. bei endungslosigkeit und wie sie ineinander übergeln oder unscheidbar verwachsen'. in solchen fällen, in denen ein *ganz* 'völlig, vollständig' von haus aus beides als adj. und als adv. gefasst werden konnte, lag es, wie dem sprachgefühl des nhd. das adverbium, so dem sprachgefühl des älteren deutsch näher, das wort als adjectiv zu fassen und zu brauchen. so ist *ganz und gar*, im nhd. adverbium, im mhd. *ganz* gewis noch adjectiv in fällen wie den im DWb. iv 1, 1303 angeführten: so *wære ganz und gar verloru diu arbeit* (Heinrich von dem Türliu), *und ûz im was getroffen daz alte bluot ganz unde gar* (Konrad im Troj. krieg). es kann daher auch und eher angenommen werden, dass eine slavische adverbiale formel der bedeutung 'völlig, vollständig', vom deutschen sprachgefühl sofort als adjectiv aufgefasst und als solches aufgenommen worden ist.

Wahrscheinlicher aber noch als diese dünkt mich eine andre möglichkeit, die neben der angeführten oder auch ohne dieselbe richtig sein kann. das slavische wort kann nämlich nicht allein als adverb in der form des accusativs mit oder ohne präposition, sondern auch als substantiv in der form des nominativs vom deutschen aufgenommen sein. *ganz*, prädicativ gebraucht: 'einer oder etwas ist *ganz*' (in einer wendung, wie sie bis ins mhd. und ältere uhd. fortlebt, natürlich nicht mehr mit der ursprünglichen substantivischen bedeutung, *ir herzen jämer was sô ganz* Wolfram, *des lop was ganz* Walther, *mein herte arbeit die ist ganz*, s. im DWb. sp. 1292), hätte dann zunächst bedeutet 'das ende', d.i. der gipfel-punct, die vollendung': dieses ursprüngliche substantiv wäre im deutschen, wie dies nicht wol anders möglich war, adjectivisch verstanden im sinne von 'vollendet, vollkommen, völlig', und einmal als adj. gefasst, konnte das wort im deutschen auch sofort attributiv gebraucht und flectiert werden.

Unser wort *ganz* findet, wenn aus einem substantiv der bedeutung 'ende' zu einem adjectiv geworden, eine genaue parallele an einem roman. adjectiv, das auch den deutschen und den andern

jüngerem germ. sprachen als lehnwort zugegangen ist. das lat. *finis*, ital. *fine*, franz. *fin*, 'ende', ist in derselben weise in der bedeutung 'gipfelpunct, höchster punct, höchstes und bestes'¹, ohne zweifel zunächst prädicativ gebraucht, zu einem adjectiv geworden, ital. *fine*, prov. *fin*, *fis*, franz. *fin*, 'fein' = 'vollendet, vollkommen, vorzüglich, vortrefflich', zb. 'feines gold' = 'vollkommenes gold'². deutsch *ganz* und romanisch, ins deutsche herübergenommen, *fein* haben also dieselbe grundbedeutung: die verschiedene entwicklung der bedeutung im einzelnen, zt. zufällig, wenn man diesen ausdruck von gewordenen dingen brauchen darf, die auch anders hätten sein können als sie eben sind, beruht zt.

¹ wie griech. *τέλος* 'der höhepunct, das höchste, was zu erreichen ist', daher 'gipfel, ideal'; im classischen latein *finis* 'das äußerste, höchste' c. gen. (Foreellini Totius latinitatis lex. II 294: '*finis* dicitur, quod in quaque re summum'). *finis bonorum et malorum, finis honorum populi est consulatus, finis sperandi* (= summum quod quis sperare potest, aut sperat Cic., *finis aequi juris* Tac.).

² vgl. Heyne in seinem DWb. unter *fein* (während JGrimm im DWb. 'subtilis, delicatus, tenuis, tener' als grundbedeutung annimmt). — mehrere gelehrte (so Du Cange, Diez, Brachet, GKörting) haben angenommen, dass das adj. *fino* (so ital., span., port., neben ital. *fine*), das auch durch sprachlichen rückschluss als *finus* ins mittell. eingang gefunden hat, eine umbildung von *finitus*, oder kürzere neubildung für dieses sei. gegen diese annahme spricht die im ital. neben *fino* bis auf den heutigen tag tatsächlich bestehende form des adj. *fine*, die auf das -is, acc. -em des lat. *finis* zurückweist. zur etklärung der form *fino* des span. und port. wird vielmehr anzunehmen sein, dass, nachdem aus dem substantiv auf die angegebene weise im franz., prov., ital. ein adjectiv, franz. *fin*, ital. *fine* hervorgegangen, das franz. adj. *fin* (fem. mit dem übertritt in die adjective zweier endungen *fine*) durch litteratur und verkehr in seiner ausgeprägten bedeutung wie dem germanischen, ebenso auch den verwanten südlicheren sprachen zugegangen ist, in denen es sich dann als *fino* (fem. *fina*) gestaltete. dasselbe kann für ital. *fin*, *fino* angenommen werden, doch bedarf diese ital. form der annahme der entlehnung aus dem franz. nicht, da *fino* aus älterem *fin* < lat. *finem* hervorgegangen sein kann, wie *infino* aus *infin* < *in finem* und *fino* 'bis' aus *fin* < lat. *fini*, *fine* c. gen. 'bis an'. (das rumänische *fain* ist das nach osten vorgedrungene deutsche wort.)

Steinmeyer zeigt Zs. 34, 252 f, dass das ins deutsche übernommene adj. *fin* 'fein' im alemannischen zuerst bei Konrad von Würzburg, schon früher im md., im 13 jh. nur noch vereinzelt im bair.-österreich. gebiet begegnet. aus seinen anführungen geht hervor, dass dieses adj. von Konrad und andern dichtern zunächst nur oder überwiegend in der unfleectierten form oder nur im reime fleectiert (von verschiedenen dichtern überhaupt nur im reime) gebraucht worden ist.

auf verschiedenheit der deutschen und romanischen auffassung. so sehen wir das ideal des mannes in dem heutigen 'ein ganzer mann' und 'ein feiner mann' von zwei verschiedenen germ. anschauungen aus verschieden aufgefasst (gegenüber franz. *fin* 'schlau').

Dass das deutsche *ganz* das in der form des nominativs vom deutschen ohr vernommene slavische substantiv ist, halte ich jedesfalls für richtig: daneben aber kann dasselbe wort auch als adverb im accusativ (nach vorhergehender präposition *v* oder auch ohne dieselbe, obgleich ich den accusativ allein in genau der hier erforderlichen bedeutung im slavischen nicht nachweisen kann ¹) in der bedeutung 'bis zu ende, völlig, gänzlich' vom deutschen gehört worden sein. substantiv und adverb, im slavischen fürs sprachgefühl verschieden, wären vom deutschen als ausdruck eines und desselben adjectivisch gedachten begriffs verstanden und aufgenommen worden.

Beides, die herübernahme eines fremden adverbiums als adjectiv (wie auch der übergang eines adverbiums innerhalb derselben sprache in ein adjectiv) und die herübernahme eines prädicativ gebrauchten fremden substantivs als adjectiv konnte leichter in einem westgermanischen dialect geschehen, der in prädicativer stellung die aus ursprünglichem *-os* des masc. (mit dem westgerm. schwund das *-R* aus *-z*), *-om* des neutrumis der nominalen decl. hervorgegangene sog. unreflectierte form des adj. braucht, als es, wenigstens in alter zeit, in einem ostgermanischen dialect möglich gewesen wäre.

Ob nun ein substantiv der bedeutung 'ende, *τέλος*' oder ein adverb der bedeutung 'bis zu ende, *εἰς τέλος, τελείως*' zu grunde liegt, die grundbedeutung des wortes *ganz* war im deutschen 'vollständig, vollkommen' = griech. *τέλειος*.

Zu bemerken ist indessen, dass es einige anwendungen des wortes *ganz* im deutschen gibt, die sich leichter von der substantivischen bedeutung des slavischen wortes aus begreifen lassen als von dieser adjectivischen grundbedeutung des deutschen wortes aus (oder gar von einer andern, wie der angenommenen grundbedeutung 'gesund', über welche unten).

Im schweiz. *ganz werden, ganz sein* mit dem dativ hat *ganz*

¹ der acc. *končŕ* als adverb ist = griech. *τέλος* 'am ende'; asl. *končŕ* 'tandem', nensloven. *konec, konc* 'am ende' mit folgendem gen. zb. *konec sela* 'am ende des dorfes', ebenso kleinruss. *končŕ selŕ*.

nach dem DWb. iv 1, 1296 die bedeutung 'zu ende', also die von uns erschlossene adverbiale grundbedeutung: *mir ist ganz* = 'mit mir ist es zu ende'; *es war ihnen alles ganz* Jer. Gotthelf = 'alles war für sie zu ende'. vielleicht ist aber *ganz* in dieser anwendung nicht adverb, sondern das zu grunde liegende substantiv, denn die redewendung deckt sich so vollständig mit der im slavischen üblichen anwendung des substantivs *konec* mit dem dativ (russ. *konéc jemu* = 'ende ihm', d. i. 'es ist aus mit ihm', genau = *ihm ist ganz*; poln. *koniec Polsce* (dat.) = 'finis Poloniae'), dass, wie mir scheint, die möglichkeit offen bleiben muss, dass diese anwendung des aus dem slavischen herübergenommenen wortes vom 7 bis zum 19 jh. im oberdeutschen auf immer enger gewordenem gebiete gelebt hat, ohne aus älterer zeit in der literatur bezeugt zu sein¹.

Das mnd. hat ein, jedesfalls mit dem worte *ganz* aus dem hd. herübergenommenes compositum *ganzwille* 'propositum, vorsatz, absicht' (*ghanswille vel vorsatz* haben verschiedene vocabularien) Mnd. wb. ii 11, Mud. handwb. 109, das im hd. sich nur noch in der ohne zweifel jüngeren auflösung *ganzer wille* findet ('*ganzer wille oder fursatz*, propositum' voc. 1482), DWb. aao. sp. 1292. *ganzer wille* wird im DWb. zu *ganz* in der bedeutung 'vollkommen' gestellt und innerhalb desselben absatzes behandelt mit den im 15 und 16 jh. üblichen verbindungen *ganze zuversicht*, *ganzer ernst*, *mit ganzen trewen*, *mit ganzem fleifs* 'omni studio' usw. aber *ganzwille*, *ganzer wille* ist nicht sowol 'vollkommener wille' als vielmehr dasselbe, was *endlicher wille* (s. DWb. iii 463 unter *endlich* 4: *mein endlich will und meinung*; *wir endlichs willens sind*; *endlicher fürsatz*). wie das lat. *finis*, so hat auch das slavische wort, russ. *konéc*, čech. neuslov. *konec* allgemein die bedeutung 'endzweck, ziel, absicht'. man muss daher wol annehmen, dass

¹ die prädicative verwendung des adj. *all* in nhd. *all (alle) sein, werden* bezeichnet JGrimm im DWb. i 210 unten als 'dem anschein nach uralt' (211 'ob nun zwar das prädicative *all* = 'erschöpft, zu ende gegangen' aus ahd. und mhd. denkmälern noch nicht aufzuweisen steht, so darf doch kaum bezweifelt werden, dass es damals schon in der sprache lebte'). diesem *etwas ist* oder *wird all* kann das *einem ist* oder *wird ganz* nicht wol nachgebildet sein wegen des dativs (ohne präposition!). der dativ verbürgt seinerseits das alter dieses gebrauches des wortes *ganz*. dativische ausdrucksweise pflegt in jüngerer zeit in die nominativische überzugehen, nicht aber umgekehrt.

gleichzeitig mit der herübernahme des wortes *ganz* als adjectiv, oder auch erst in etwas späterer zeit, dasselbe *ganz* auch als substantiv in der bedeutung 'endzweck, absicht' aus dem slavischen herübergenommen ist, ohne dass diese bedeutung aus alter zeit belegt wäre. in jüngerer zeit ist dann dieses *ganz* mit dem worte *wille* verbunden worden, wie solchen wörtern, die ihrer bedeutung nach unklar zu werden drohen, oft von der sprache durch die verbindung mit einem synonymen worte aufgeholfen wird, das in seiner bedeutung keinen zweifeln raum gibt.

Vielleicht begegnet das slavische subst. im ahd. noch in einer andern engeren bedeutung¹.

Mit dem worte *kanz*, *ganz* zugleich ist auch wahrscheinlich das verbum *kanzēn* 'voll machen, vollenden' aus dem slavischen herübergenommen worden, s. u. s. 344 f.

Wenn wir die angeführten *ganzwille*, *ganzer wille* und das *ihm ist ganz* ausnehmen, dann lassen sich alle anwendungen und bedeutungen des wortes *ganz* im einzelnen, des adjectivs wie des adverbs, wie sie im DWb. verzeichnet sind, aufs einfachste und leichteste aus der angeführten adjectivischen grundbedeutung 'τέλειος', 'vollständig, vollkommen' erklären. nur éine derselben, die bedeutung 'gesund', erfordert noch einige worte.

Namentlich im westen, auf alemannischem und rheinfränkischem gebiet, von Otfrid an, erscheint das wort *ganz* vorwiegend in der bedeutung 'gesund, sanus'. dieser umstand hat vielfach zu der annahme verführt, dass 'gesund' oder 'unverletzt' die grundbedeutung des wortes sei.

Im DWb. ist 'unverletzt, gesund' als die 'erreichbar älteste

¹ in den glossen zu Gregors homilien finden wir die glosse 'preputia' *canzi* (Ahd. gl. II 279, 10), bairisch, aus Tegernsee. das slavische wort *končĕ* 'ende, äußerste spitze, ausläufer eines dinges' (vgl. griech. ἀρρο- in ἀρροβυστίω 'beschneide') hat unter andern auch speciell die 'vorhaut' bezeichnet: Miklosich im Lex. palaeoslov. belegt für das von diesem worte abgeleitete adjectiv *končĕnŭ* aus dem Mihanoviéischen pentateuch die betreffende bedeutung 'zur vorhaut gehörig' als übersetzung des genitivs ἀρροβυστίας 'praeputii'. vielleicht ist das slavische subst. in dieser speciellen bedeutung vom bairischen aufgenommen als subst. der *i*-decl. **canz* 'praeputium'. (andre glossen zur selben stelle haben den plural *furinnahsti* 'preputia'). wegen des fehlenden umlauts aber werden wir in dem glossierenden worte lieber *canzĕ*, den plural des adjectivabstractums *canzi* in der bedeutung 'unbeschnittenheit' zu sehen haben.

bedeutung' vorangestellt, während die bedeutung 'vollständig' und 'vollkommen' an 3 (7) und 4 stelle stehn¹. Heyne in seinem Deutschen wb. sagt von dem worte: 'zufrühest mit der bed. 'gesund, heil', die sich mannigfach erweitert'. dieselbe bedeutungsentwicklung hat das *Woordenb. der nederl. taal.* Sanders hat diese unrichtige bedeutungsentwicklung nicht.

Neben 'gesund' wird 'unverletzt' als die ursprüngliche bedeutung des wortes *ganz* angenommen wol darum, weil vor Otfrid in Otfrids dialect der Weissenburger katechismus die worte 'quam (fidem) nisi quisque integram inviolatamque servaverit' übersetzt: 'thia (gilauba) üzsar eogihuuelih alonga endi ganzsa gihalde' (Denkm.² 161, ³ 206 z. 53). hier ist jedoch nicht sowol *along* = 'integer' und *ganz* = 'inviolatus', so wenig als die sache entsprechend liegen würde, wenn wir heute zwei adjective wie die beiden lateinischen etwa durch 'voll und ganz' wiedergeben wollten: *along endi ganz* ist eine zusammenstellung von der art wie mhd. *ganz unde gar*, mnl. *gans ende gave*, *gans ende fijn* (s. Mnl. wb. II 912. 914), ital. *fino e completo* und zahlreiche ähuliche. vielmehr ist *ganz* = *along*, es sind nur zwei adjective durch zwei adjective wiedergegeben: beide wörter bedeuten 'integer' oder 'integer inviolatusque', was aber *along* von der negation des gegensatzes weniger in sich hat, das hat *ganz* mehr. die bedeutung 'unverletzt, inviolatus' des wortes *ganz* ergibt sich als negation des gegensatzes leicht aus der grundbedeutung 'vollständig, vollkommen': die bedeutungsentwicklung war 'vollständig > unverletzt > gesund', nicht umgekehrt.

Für die bedeutung 'gesund' ist noch das folgende zu beachten. ein eindringendes fremdes wort bleibt mit dem bis dahin in der gleichen bedeutung gebrauchten heimischen worte, so lange dieses daneben besteht und jenes als fremd gefühlt wird, für den sprechenden durch ein geistiges band verbunden (daher zb. die sehr häufige erscheinung, dass ein fremdwort das grammatische

¹ DWb. IV 1^a, 1257 ff: 1) 'unverletzt, gesund . . . , gewiss zuerst von menschen, tieren'. 2) 'übertragen auf dinge oder alles gegenständliche, unverletzt, unbeschädigt'. 3) 'von menschen (und tieren) in menge, vollständig, vollzählig, aber die menge als eins vorgestellt, in dem die teile verschwinden, sodass es zugleich doch mit 7 zusammenfällt'. 4) 'der begriff vollständig trat auch in den von vollkommen über' . . . 7) 'am reichsten, ja alles umfassend hat sich entwickelt *ganz* als vollständig wo kein teil fehlt, oder gegenüber den teilen, der geteilten erscheinung'.

geschlecht des denselben begriff ausdrückenden heimischen wortes annimmt). das wort *ganz* gieng dem deutschen zu in einer bedeutung, für die bis dahin neben *al* (über *al* als das ältere im verhältnis zum jüngeren *ganz* s. ausführlich JGrimm im DWb. 1 210) und dessen ableitung ahd. *along*, *alang*, as. *alung*¹ vor allem das wort *heil* gegolten hatte und für die auch in den verwanten germ. sprachen, fries., engl., nordisch vorzugsweise dieses wort, ne. *whole*, dän. schwed. *hél* usw. verwant wird. es kommt hier natürlich durchaus nicht darauf an, welches etwa die weiter zurückliegende grundbedeutung dieses wortes *heil* gewesen ist, sondern einzig darauf, dass, wo das wort *ganz* im 7 und 8 jh. eingang fand in der bedeutung 'vollständig', es mit dem bis dahin diesen begriff ausdrückenden worte *heil* zusammentraf. für den Deutschen des 7 und 8 jhs. lag also die sache so, dass *ganz* aufgenommen wurde in der bedeutung *heil*. stand für den Sprechenden fest: *ganz* bedeutet *heil*, oder: für *heil* kann man auch sagen *ganz*, so konnte es leicht geschehen, dass das wort *ganz* auch in aufnahme kam zum ausdruck einer andern sonst durch *heil* ausgedrückten bedeutung über die von uns erschlossene urbedeutung des wortes hinaus. auf diese weise hat *ganz* die bedeutung 'gesund, sanus, salvus' von *heil* angenommen: so braucht Otfrid *ganz* in der geschichte vom blutflüssigen weibe in 14, 21 (*bigonda drahtón, thaz . . .*) *si uuola gánz uuurti*, wo die übersetzung des Tatian 60, 4 hat *thane uuirdu ih heil* (*salua ero*) (ebenso vorher 14, 10 bei Otfrid *ganz*, während nachher *heil* gebraucht wird 14, 25: *so uuárd si sár io heilu*). die annahme der bedeutung 'gesund' war also zunächst eine erweiterung der bedeutung, wie Heyne die umgekehrte entwicklung a) 'unverletzt' > b) 'vollständig' als erweiterung bezeichnet.

In der folge aber musste überall da, wo beide wörter, *ganz* und *heil*, galten, im sprachgebrauch ein ausgleich zwischen den beiden geschlossen werden, in verschiedenen gegenden in verschiedener weise und auch im fortgang der zeit wandlungen unterworfen: es konnte in einer gegend dem einen oder dem andern worte eine bedeutung ausschließlich vorbehalten oder das eine wort in einer bedeutung vorzugsweise verwant werden neben bei-

¹ vgl. Notker (zu dessen zeit natürlich *ganz* längst eingebürgert war und nicht mehr als fremd gefühlt ward): '*olangiz*, daz chit *ateganziz*'; '*olangez*, hoc est *alganzez*'.

behaltenem gemeinsamen geltungsgebiet beider worte. wenn demnach in einer gegend das wort *ganz* vorzugsweise in der von *heil* angenommenen bedeutung 'gesund' gebraucht wird, so ist diese bedeutung gegen Heyne nicht die ursprüngliche engere, sondern eine jüngere verengung und specialisierung. vielleicht aber rührt der besonders häufige gebrauch von *ganz* in der bedeutung 'gesund' im westen nur daher, dass auch das wort *heil* in dieser häufiger als in andern bedeutungen gebraucht ward.

Eine folge der verknüpfung von *heil* und *ganz* im sprachbewusstsein ist, dass auch für alle ableitungen von *ganz* in den von *heil* angenommenen bedeutungen, darunter der übertragenen christlichen bedeutung des subst. *heil*, deutlich die entsprechende bildung vom worte *heil* das vorbild abgegeben hat¹. nach *heil* n. 'salus' ist gebildet, jedesfalls auch als neutrum, das 'salus' glosierende *kanz* der gl. K. (nicht aus dem rheinfränk. original, da das original 'salum mare' gehabt hat, Ahd. gl. I 244, 31). nach dem muster des älteren *unheil* 'insanus' (got. *unhails*) ist gebildet die negation des adjectivs *unganz* 'insalubris, aegrotativus' Notker; davon abgeleitet (wie *heilèn* 'heil werden' von *heil* usw.) bair. *irunganzèn* 'emarescere' (*irunganzëta* 'emarcui', 10 jh., Ahd. gl. I 663, 56 zu Daniel 10, 8). nach dem causativ *heilen*, *giheilen* (got. *hailjan*, *gahailjan*) kann gebildet sein das bair. *gigenzen* 'sospitare' (10 jh., Ahd. gl. II 426, 22. 475, 64)². nach *heilida* 'sanitas, salus' (ne. *health*) ist gebildet das fem. *ganzida* 'gesundheit' Ofr. III 2, 36 in der geschichte vom sohne des königlichen (in der mehrfach *ganz* 'gesund' 22 und 32); ebenso nach dem gleichbedeutenden *heili* f. (as. *hëli*) mit der negation *unheili* 'morbus, insania' das entsprechende *ganzī* f. 'sanitas' N. (bair. *canzi* 'unheschnittenheit, vorhaut', s. o. s. 340 anm.) und *unganzī* O. III

¹ sollte *ganz-* in alten personennamen sich finden, so würde es als übersetzung des synonymen *heil* an diese stelle getreten sein, also *Ganzfrid*, wenn ein solcher name vorkommt, würde eine variation des namens *Heilfrid* (Förstemann I 587) sein. aber 'Gantzfrid' 763 (Förstem. I 470) ist doch gewis *Gautzfrid* = *Gauzfrid* zu lesen, wie 'Gauciofrid' (F. ebd.) 690 nach Förstemanns eigener vermutung vielmehr ein *Gauciofrid* ist (vgl. *Gauciofrid* 732, *Gauciobert* 653, *Gautiobert* 659, Förstem. I 499 f.). in wirklichkeit kommt gewis *Ganz-* in alten personennamen nicht vor, wie es auch in alten ortsnamen fehlt.

² das verbum kann aber auch zugleich mit *ganz* dem slavischen entnommen sein, was ich für das richtige halte, s. u. s. 345.

4, 34 'krankheit', N. 'unvollkommenheit'. Otfrids *ganzida* und das alemann.-rheinfränk. *ganzī*, *unganzī* (und bair. *canzi*) entbehren des umlauts als 'neugebildete worte' oder 'junge bildungen' (s. Braune Beitr. 4, 556, der von *ganzī* und ähnlichen adjectiv-abstracten auf *-ī* ohne umlaut bemerkt: 'man könnte hier etwa zur erklärung anführen, dass bei selten gebildeten abstracten . . ., die nicht lebend in der sprache überliefert wurden, die zugehörigen adjectiva . . . fester im gedächtnis behalten und an sie die abstracta angelehnt wurden')¹: daneben mit dem umlaut **genzi* (mhd. *genze* 'vollständigkeit, vollkommenheit', nhd. *gänze*)² und bair. *ungenci*, *ungenzi* 'fehl' (Ahd. gl. I 658, 45 zu Daniel 1, 4 'in quibus nulla est macula')³.

Dem intransitiven *ganzēn* 'ganz werden' (in *irunganzēn*) gleichlautend besteht neben dem transitiven ahd. *gigenzen* 'sospitare' in gleicher bedeutung ein transitives ahd. *kancēn* 'sospitare' (Ahd. gl. II 484, 15. 486, 22). dieses verbum, das von *ganz* als adjectiv der beschaffenheit = 'unverletzt, gesund' abgeleitet in dieser transitiven bedeutung abnorm wäre, gehört von haus aus jedesfalls zu *ganz* als ursprünglichem adj. des maßes und der zahl in der bedeutung 'ganz machen', parallel der bildung *halbēn* ('dimidiabunt' *halbent* Windberger Interlinearvers. der psalmen), mhd. *halben* (neben *helben*) 'halb machen' (vgl. DWb. unter *ganzen*) und könnte nach der analogie dieses verbums gebildet sein. es kann indessen auch (und mir ist nicht zweifelhaft, dass dies das richtige) dieses verbum *kancēn* das zugleich mit *kanz* (*ganz*) aus dem slavischen herübergenommene von dem zu grunde liegenden *ko-*

¹ so noch *gantzy* 'integritas' aus der Gemma gemmarum, Augsburg 1512 (Diefenbach-Wülcker Hoch- und nd. wb. 602).

² alemann. *gänzy* (DWb. 1305); mhd. österreich. 'daz wir ze der ewigen *genze* geladet werden' (aus dem gereimten Physiologus, Karajan Sprachdenkm. 89, 24); nhd. bair.-österreich. bergmännisch *in ewige genz* 'unbeschränkte ausdehnung in die länge' (DWb. 1305). die österreichische kanzleisprache braucht die adverbiale formel *zur gänze* = 'gänzlich, vollständig' (Sanders Ergänzungswb. der deutschen spr. 219), vielleicht eine nachbildung des gleichbedeutenden slavischen *do konce* 'völlig, gänzlich, vollständig'. das fem. *genze* lebt noch besonders in Kärnten (Lexikon Kärnt. wb. 105 'ein ding, ein zustand, wobei kein mangel ist, nichts fehlt').

³ für '*ungenti*' Göttweig muss *ungenci* gelesen werden. das original wird *ungenci* oder *ügenzi* gehabt haben und daraus in Göttweig *ungenti*, in Monsee, Salzburg, Tegerensee *ungenzi* und Tegerensee *umgenzi* abgeschrieben sein.

nǐčĭ abgeleitete slavische schwache verbum auf *-ě-* sein. dieses verbum, urslav. **konǐčĭě-tĭ*, das historisch abulg. *konǐčĕā-tĭ*, neu-sloven. *končĕa-ti* lautet (mit dem lautgesetzlichen secundären *ā* aus *ě* nach dem lautgesetzlich entstandenen *č*), bedeutet 1) intrans. mit angehängtem *-se*¹ 'impleri, πληροῦσθαι', 'voll, vollzählig, vollständig, ergänzt, ganz werden; sich enden', 2) trans. 'implere, πληροῦν', 'voll, vollzählig, vollständig, ganz machen, ergänzen; beenden, vollenden'. wenn slav. *konǐčĭ* im deutschen *kanz*, *ganz* wird, dann konnte dieses denominative verbum auf *-ě-* — sollte anders das *-ě-* gewahrt bleiben — im deutschen nichts andres als *kancĕn* (*kanzĕn*, *ganzĕn*) werden. dieses verbum kann vom deutschen gleichzeitig in beiden bedeutungen aufgenommen sein, 1) intrans. 'ganz, vollständig, vollzählig werden' (dies verbum fand sofort an den zahlreichen von adjectiven abgeleiteten verben auf *-ĕn* einen anhalt und bedurfte daher im deutschen des reflexiven pronomens nicht), 2) trans. 'ganz, vollständig, vollzählig machen' (mnl. *gancĕn* in der bedeutung 'vollmachen, vollenden' s. u.). es kann dann umgekehrt *halbĕn* 'halb machen' nach der analogie dieses transitiven *ganzĕn* 'ganz machen' gebildet sein. die in diesen bedeutungen aufgenommenen beiden verba *ganzĕn* konnten ihrerseits dem aufkommenden deutschen adjectiv *ganz* 'vollständig' eine stütze geben. unter allen umständen gehört das transitive *ganzĕn* (wie vielleicht auch das intransitive) ursprünglich zu *ganz* als adj. des mafses und der zahl = 'ganz, vollständig, vollzählig': es ist aber natürlich, dass mit der bedeutungswandlung des adjectivs *ganz* und der annahme der bedeutung 'unverletzt, gesund' auch die von *ganz* abgeleiteten verba den umfang ihrer bedeutung erweiterten, sodass das transitive *ganzĕn* die bedeutung 'sospitare' und (s. u.) 'gesund machen, heilen' bekommen konnte.

Wie *kancĕn* dem slavischen verb auf *-ě-*, *konǐčĕā-tĭ*, so entspricht das causativ *-ganzĕn* in seiner bildung genau dem gleichbedeutenden slavischen verb auf *-ĭ-* (čech. *končĭ-ti*, poln. *kończy-ć*, russ. *končĭ-tĭ*). die beiden verba verhalten sich im slavischen zu einander wie verbum imperfectum und verbum perfectum (so im russischen *končĕa-tĭ* und *končĭ-tĭ*). der unterschied der verba imperfecta und verba perfecta hat auch im altgermanischen bestanden und besteht, wenn auch nicht so ausgeprägt wie im

¹ altsloven. in den Freis. denkm. geschrieben *-ze*.

slavischen, im deutschen bis auf den heutigen tag, indem im allgemeinen die mit präfixen zusammengesetzten verba den einfachen gegenüber verba perfecta sind (nhd. *fr-essen*, *auf-essen* gegenüber *essen*; *ver-*, *auf-*, *ab-brennen* gegenüber *brennen* usw.): diese verba imperfecta kündten den vorgang an, jene mit präfixen das resultat.¹ ich glaube daher, dass neben dem transitiven *kancěn* als verbum perfectum, ohne präfix, zugleich in der nämlichen bedeutung, aber als verbum perfectum, das im deutschen als solches mit präfixen zusammengesetzte *-genzen* aus dem slavischen *končĭ-tĭ* 'implere', 'voll machen, vollenden', herübergenommen ist (das präsens in der form *kanziu*, *kanzis*, *-it* aus dem slavischen präsens *končĭč* aus *-jač*, 3. sing. *-ūtĭ*²), ahd. hair. *gi-genzen* 'sospitare', nhd. *er-gänzen* 'ganz und voll machen' (s. besonders die beispiele aus Weckherlin im DWb. III 815: '*alda uns dan die gegenwärtigkeit, herr, deiner seligkeit . . . ewiglich mit freud und wonn ergänzet*' = 'erfüllt'; '*der dolle feind will seinen sig . . durch unsern fall ergänzen*' = 'vollenden', ua.).

Von den beiden gleichbedeutenden trans. verben hat sich *ganzěn* im westen länger gehalten, während es im osten schon frühe dem parallelen *-genzen* gewichen zu sein scheint. die überlieferten beispiele des *kancěn* sind aus SGallen; aus jüngerer zeit haben wir alemann. *gantzen* (Voc. ex quo, 15 jh., Diefenb.-Wülcker 602), rheinisch *ganczen* 'gancz machen' (Diefenb. Nov. gloss. 218), s. DWb. unter *ganzen*, und aus dem westlicheren hd. stammt das mul. *gancen*, *gansen*, s.u. s. 348.

Während ableitungen von *ganz* als adj. der beschaffenheit, wie wir oben s. 343 gesehen haben, nach dem muster der ableitungen von *heil* gebildet sind, sind jüngere bildungen von *ganz* als dem adj. des mases und der zahl nach andern mustern geschaffen.

Das erst im mhd. bezeugte adv. *ganzliche* und mit analogischem unmlaut *genzliche*, *genzeliche*, *-lichen* 'gänzlich', mit dem

¹ verba ohne präfix, die das resultat, die erreichung des ziele bezeichnen, also verba perfecta ihrer bedeutung nach, wie ahd. *queman*, di. 'angelangt sein', *findan*, *treffan* (deren präsens also, wo vor dem augenblicke der erreichung ausgesprochen, futurbedeutung haben muss, *quimu*, *findu*, *wirdu*), waren diejenigen verba, die im part. perf. des *gi-* entbehrten.

² was altslovenisch im dialect und in der schreibung der Freisinger denkmäler des 10 jhs. *konzu* (vgl. *otze* aus *otčĕ*, oder *konsu*) oder *-o*, 3 sing. *-it* wäre.

jüngern adj. mhd. *ganzlich*, *ganzlich* 'vollkommen', ist (vgl. DWb. unter *gänzlich*) gebildet nach dem muster anderer adverbien auf *-lich*, die von adjectiven des mases und der zahl abgeleitet sind: ahd. *caralicho*, *garilicho*, mhd. *garliche*, *gerliche*, *-lichen*, 'gänzlich, völlig, ganz und gar' (as. *garoliko*, ae. *gearulice*); ahd. *follich*, mhd. *volliche* 'völlig, vollständig' (as. *fulliko*) mit dem jüngern adj. mhd. *vollich* 'völlig'; ahd. *allich*, mhd. *alliche*, *elliche*, *-en* 'durchgängig, stets, gar' mit dem adj. ahd. *allih*, *allich*, *allelih*, mhd. *allich*, *ellich* 'allgemein'; vgl. auch *halblich* adj. 'dimidius' Notker.

Ebenso ist das adverb mhd. nhd. *ganz*, bedeutend 'bis zu ende, durchaus, völlig' ('so dass kein rest bleibt' DWb. 1300, zb. *bis man ganz gessen und getrunken hat* Lutherbibel, Ruth 3, 3) gebildet, oder, wenn es in ältester zeit vorhanden gewesen, neugebildet, vornehmlich nach dem muster des adv. ahd. *garo*, mhd. *gare*, *gar*. aus der verbindung der adjective *ganz unde gar* erwuchs unmittelbar die adverbiale formel *ganz und gar*. das adverb *ganz* wird im ältern nhd. in derselben weise verwant wie *gar*: vor negationen, *ganz nicht* = 'gar nicht', ebenso *ganz kein*, *ganz nichts* (DWb. unter B 4; das wort *ganz* hat in diesen verbindungen *ganz nicht* usw. den hochton gehabt, ebenso wie heute *gár*, *durcháus* in den entsprechenden verbindungen), verstärkend vor adjectiven und adverbien (mit demselben accent wie heute *gar*, *sehr*) usw. da das adv. *ganz* gleichzeitig mit seinem ältesten vorkommen im hd. (*só ist er* (der mond) *nicht ganz vol* Konrad von Megenberg im Buch der natur um 1350) bereits im mnl. und mnd. vorhanden ist und das entsprechende adverb bald nachher auch im nordischen erscheint, so muss das adverbium älter sein als es bezeugt ist.

Für das hochdeutsche kann in allem übrigen einfach auf die sehr ausführliche behandlung des wortes *ganz* mit zubehör von Hildebrand im DWb. verwiesen werden, woselbst auch kurz über den übergang des wortes ins nl., fries., nd., dän. und schwed. (und ins altpreussische, acc. *gāntsan*, gen. *gantsōs*, dat. adv. *gantzēi*, Diefenbach Vgl. wb. der got. spr. II 386), dem hier nur wenige bemerkungen hinzuzufügen sind.

Dem mittelniederländischen ist das im altniederfränkischen noch fehlende wort aus dem rheinfränkischen und mittelfränkischen zugegangen. die bedeutung des adjectivs mit zubehör ist im mnl. dieselbe wie in ahd. zeit im westen des oberdeutschen

und oberfränkischen gebiets. das adj. mnl. *gans* (s. Mnl. wb. n 911) bedeutet 'gezond, geheel, volkomen'. vom neutrum ahd. *kanz* der gl. K. hat das nl. die negation, nnl. *ongans* n. (und geschr. *ongansch*, s. u.), urspr. 'krankheit', specialisiert eine krankheit der schafe. Otfrids und Notkers fem. *ganzi*, ohne umlaut, ist dem mnl. zugegangen als *ganse* f. 'genezing, gezondheid'; das fem. mnl. *gansheit* 'geheelheid, goede toestand waarin iemand of iets verkeert, gezondheid' ist das herübergenommene mhd. *gantheit*. das transitive ahd. *kancēn*, jünger hd. *ganzēn*, *ganczen* 'ganz machen' ist dem mnl. zugegangen als *gancen*, *gansen*: 1) 'heel maken, heelen, gezond maken', 2) 'voll machen, vollenden', 'geheel maken, voltooien, volmaken' (Diefenb.-Wülcker 'curare, sanare, solidare'), wovon *gansinge* f. 1) 'genezing', 2) 'aanvulling, voltooiing, volmaking' ('ghenade is een volbrenghen ende een eierheit ende een *gansinghe* alder ander doechden'). in der nach dem Mnl. wb. hier vorangestellten bedeutung 'heilen, gesund machen'¹ hat das mnl. neben *gancen*, *gansen* das hd. causativ *genzen* herübergenommen (DWb. iv 1, 1309, mit im md. abgestoßenem präfix, vgl. DWb. v 2235) in der gestalt *gensen*.

Im Mnl. wb. unter *gans* lesen wir: 'de zuiver nederfrankische vorm is *gant* [wozu ein * hätte gefügt sein sollen]: het daarvan afgeleide w(erk)w(oord) *genten* 'sanare' is bewaard gebleven in een gloss(arium). zie *genten*'. dort (n 1455) steht: '*genten*, zw. ww. trans. van een in't mnl. niet voorkomenden vorm *gant*, beantwoordende aan hd. *ganz*, en in bet. met *gansch* overeenstemmend. *genten*, dat hetzelfde bet. als *gansen* komt voor in een ndfrankisch gloss., waar het door 'sanare' wordt vertaald. zie Taalk. bijdr. 1, 291'. an dieser stelle gibt JHGallée s. 286—299 mitteilung von einem handschriftlichen 'nederfrankisch glossarium' vom ende des 15 jhs., das sich, einem Kölner druck aus dem 6 oder 5 jahrzehnt desselben jhs. angefügt, auf der stadtbibliothek zu Haarlem befindet. da Gallée s. 288 eine behandlung der mundart dieses glossars in aussicht stellt, die noch nicht erschienen ist, wante ich mich an ihn wegen des s. 291 bei ihm gedruckten *ghenten* 'sanare', bemerkend, dass ich meinerseits nicht geneigt sei, an ein mnl. **gant* und *genten* zu glauben. Gallée hatte darauf die

¹ die richtige ordnung wäre nach dem oben s. 345 dargelegten 1) 'voll machen, vollenden', 2) 'heilen, gesund machen'.

freundlichkeit, die handschrift von neuem einzusehen¹ und schrieb mir am 8 april 1892: 'es steht würrklich, wie Sie vermuten, *ghencen* (also = *ghensen*). das *c* hat aber viele ähulichkeit mit *t*. es ist aber ganz gewis *c*. wenn man gut sieht, ist *ghencen* deutlich'. damit ist dieser vermeintliche zeuge für ein mnl. **gant* und ein germ. **ganto-* abgetan².

Neben dem adj. hat das mnl. das adverb *gans* 'geheel en al, geheel, volkomen' (Mnl. wb. n 914, zb. 'twaelf punten, die wy sullen *gans* gheloven ende oec vervullen' Willem van Hildegaaersberch im letzten viertel des 14 jhs.; *gans ende sijn*), 'vooral in duitsch-gekleurde geschriften' aus dem hd. *ganz*, und das adverb *ganslike*, *ganselike*, *genselike*, *-liken*, *-lic*, *-lec* aus dem mhd. *ganz-*, **ganze-*, *genze-liche*, *-lichen*.

Das nnl. hat das adj. *gansch* 'geheel, heel', 'vol'; die bedeutung 'gesund' nur noch in der formel *gansch en gaaf* und in der negation *ongansch* 'niet gezond'; das subst. *ongansch* s. o.; das

¹ was durch eine umordnung der Haarlemer bibliothek lange zeit unmöglich gemacht wurde.

² Johannes Franck Mnl. gr. s. 90, dem es eigentümlicher weise, jedenfalls mit unrecht, 'schwer wird zu glauben', dass wir in den wörtern mit anlautendem *ts*, *s* = hd. *z*, mnl. *tsaghe*, *saghe* 'zag, feigling', *vertsaghen*, *versaghen* 'in furcht setzen'; *tsop*, *sop* 'spitze' [aus der form hd. *zop* = *zopf*, vgl. van Helten Mnl. spraakkunst § 132 zum schluss] (neben *top*); *tsieren* [und *cieren*], *sieren* 'zieren', 'einfache entlehnung aus dem hd.' haben, fährt fort: 'hd. *z* entspricht auch *s* in *gans* 'unversehrt', *gansen* 'heilen', ohne dass entlehnung wahrscheinlich wäre'. derselbe bemerkt im Etym. woordenboek sp. 266: 'Dat het mnl. mnd. *gans* aan gelijkbeteekenend ohd. *ganz* zou zijn ontleend, is niet bewezen, zoodat dus als germ. grondvorm **ganto* niet vaststaat'. die letztere allerdings hat nie existiert, trotzdem ist ersteres sicher.

Sehr richtig bemerkt das Woordenboek der nederlandsche taal (von de Vries, Verwijs, Cosijn etc. iv 1889) 251 f: 'Dit samentreffen van eene hd. *z* en eene ndl. *s* komt regelmatig voor in Romaansche, of wel in aan het hoogduitsch ontleende woorden: b. v. ndl. *prins*, hd. *prinz*, fr. *prince*; ndl. *krans*, hd. *kranz*. dat ook aan het mnl. dergelijke ingeslopen vormen niet vreemd zijn, bewijst oa. *sierheit*, mhd. *zierheit*, welks *z*, oa. blijkeus ags. *tír*, aan eene Nederduitsche *t* beantwoordt. hieruit zou volgen, dat ndl. *gans* óf oorspronkelijk een germanisme was, óf in vorming van het hd. woord verschilt. dit laatste is niet waarschijnlijk en de omstandigheid, dat de oudste Nederduitsche talen, met name het Goth., Ags., Oudsaks. en Oudnoordsch, het woord niet kennen, geeft geen geringen steun aan het eerste vermoeden'.

Die ansicht von HKern betreffend vgl. die folgende aum.

adv. *gansch* 'geheel en al, volkomen, ten volle' (verstärkend zb. *gansch weinig* 'zeer weinig'; vor negationen, *gansch niet* 'volstrekt niet', *gansch geen*; in den formeln *gansch en gaar*, jetzt nur noch in höherem stil; *gansch en al*; *heel en gansch*, jetzt veraltet); das adv. *ganschelijck*, dieses jetzt nur noch altertümlich (s. Wb. der nederl. taal iv 251 ff; JHvDale Nieuw wb. der nl. taal 3 1884). das nl. *sch* der schrift hat im in- und auslaut, wie bekannt, den laut *s*. das nnl. *gansch* ist nicht etwa ein **gans-sch*, eine weiterbildung mittels des suffixes *-sko*, wie man um der dänischen und schwedischen formen willen anzunehmen geneigt sein könnte¹, sondern nnl. *gansch* ist = mnl. *gans*: das *sch* ist nur etwas graphisches. schon im mittelniederl. ist älteres *sz* (geschr. *sc* und *sch*), das im anlaut bis heute bewahrt ist, im in- und auslaut zu *ss*, nach consonanten *s* geworden (s. J. te Winkel in Pauls Grundr. i 654; Joh. Franck Mnl. gr. § 110 und besonders, mit ausführlichem beweis WLvHelten Mnl. spraakkunst s. 195). wir finden infolge dessen das tonlose *s* unseres wortes *gans* bereits im mittelniederl. vor folgendem schwach betonten vocal zuweilen *sc* und (seltener) *sch*, wie auch *ss* geschrieben zur unterscheidung von dem tönenden *s* = nnl. *z* (belege finden sich im Mnl. wb. ii 912 ff): *die gansce* (und *gansse*), *in ganscer minnen*, *gansch ende gave*, adv. *ganscelike*, verb *ganscen* (und *ganssen*). im nnl., das für mnl. *sc* und *sch* unterschiedslos *sch* schreibt, ist einfach dieses *sc* als *sch* verallgemeinert, die schreibung von dem inlaut *gansche*, *ganschelijck* und dem auslaut vor tonlosem vocal *gansch en gaaf*, *gansch en gaar*, *gansch en al* auf den auslaut überhaupt übertragen worden.

In Kilians Dictionarium teutonico-latino-gallicum (zuerst Ant-

¹ noch weniger ist die annahme von HKern möglich, der (Taalk. bijdr. 1, 213) 1) nl. *gans*, zu dem got. *gansjan* 'verursachen' gestellt wird, 2) nl. *gansch* = nd. (?), dän., schwed. *gansk*, 3) das vermeintliche nl. **gant* = hd. *ganz* 'drie verschillende afleidingen' sein lässt mit drei 'synonieme suffixen' *-s*, *-sk*, *-t* von einem und demselben germ. **gan-*, das 'ein' bedeuten soll. ist meine ansicht betr. *ganz* richtig, dann hat selbstverständlich Kern unrecht: ich muss daher bitten, meine gesamte darlegung als versuch einer widerlegung zu betrachten. ich bemerke hier nur, dass das nd., dän., schwed. weder ein *gans-* noch ein *gansk-* zu grunde zu legen verstatten: der nasal hätte schwinden (*gans-* nd. *gós-*, nord. *gús-* werden) müssen, und das heutige nd., dän., schwed. *s* ist nicht einfaches *s*, sondern affricata *z* = hd. *z* gewesen (s. u.).

werpen 1583) steht nebeneinander mit *ts*, *tsch*, *s*, *sch*, *gants en gaer* 'prorsus, omnino, tout à fait', *gans niet* 'minime, nullement', *gantscheyt* 'integritas, soliditas, integrité', *gantschelick* 'integre, omnino . . ., entierement', *gants, gansch* 'integer, totus, solidus, perfectus, entier'. hier hat *tsch* denselben lautwert wie *ts*, und denselben haben *s*, *sch*. das *t* vor dem *s*, *sch* ist im 16 und 17 jh. allgemein (die nl. bibelübersetzung hat *gantsch*, *gantsch en gaer* und das jetzt nicht mehr übliche *gantsch zeer*, Vondel *gantsch Brittanje*, Langendijk *gants Azie*, s. Wb. der nl. taal iv 253); dasselbe *t* erscheint im spätern mnl. *gants*, verb *gantsen* (ebenso *krants* Kilian, wovon ne. *crants*). dieses *t* des späteren mnl. und älteren nnl. ist nicht der ältere aus dem hd. herübergenommene, in der affricata *z* enthaltene verschlusslaut, vielmehr ist, nachdem das hd. *ganz* mit verlust des explosiven elements mnl. *gans* geworden war, secundär die verbindung *ns* lautgesetzlich zu *nts*, wie *ls* zu *lts* geworden (zb. *geseltschap*, *valtsch* 'falsch'): das *t*, das, ob geschrieben oder nicht, in den verbindungen *ns*, *ls* vorhanden gewesen, ist im späteren nnl. vor dem *s* wider geschwunden (nml. *thans* 'jetzt' aus mnl. *te hants*, auch mnl. *te hans* geschrieben), s. JFranck § 114, 9; van Helten s. 210.

Dem mittelniederdeutschen ist das wort *ganz* durch vermittlung des hessischen und thüringischen aus dem ostfränkischen und dem östlicheren oberdeutsch in den bedeutungen dieser östlicheren hd. mundarten zugegangen. das adj. mnd. *gantz*, *gants*, *ganz*, *gans* hat 1) die der grundbedeutung enge sich anschließende bed. 'vollständig, völlig, gesamt', diese letzte bed. auch im plur. (s. Mnd. wb. ii 11), zb. *de gantze borgere* = 'alle bis auf den letzten' (vgl. im DWb. unter A 3, sp. 1290 'vollzählig', im gemeindeleben, rechtsleben: 'in *ganz* liegt da ursprünglich, dass genau genommen auch nicht einer fehlen durfte'; ebd. A 9b, sp. 1296f *die ganzen* = 'alle', wie ital. *tutti i*, franz. *tous les*), 2) die bed. 'heil, unverletzt', unter anderm auch 'nicht kastriert', dieses auch als subst. (Reinke Vos 1632 **ganz* m., pl. *genze* 'nicht verschnittener hahn'), wie in Baiern, Tirol, Kärnten (DWb. A 1 c. e, sp. 1288).

Nur im westen des nd. gebiets erscheint das verbum mnd. *gansen* 'heilen', wie im mnl., belegt im Mnd. wb. aus dem Horologium (geschr. 1469 im kloster Bentlage bei Rheine an der Ems). wo dies verbum bestand, kann auch das adj. *gans* wie im

mnl. in der bedeutung 'gesund' vorgekommen sein, die Walther im Mnd. handwörterb. 109 ohne beleg, vielleicht nur um des folgenden verbums willen, anführt. (möglicherweise könnte diese bedeutung auch in solchen gegenden östlich der Elbe vorgekommen sein, die von westlichen fränkischen gebieten aus colonisiert worden sind).

Das adv. mnd. *gantz*, *ganz*, *gans* 'völlig' (zb. *ik hebbe mi ganz begeben* Reinke Vos 362), in der verbindung *gantz und gar*, verstärkend vor adjectiven 'sehr' (*gantz sūr*, *gantz unvrō* Reinke Vos 204. 1370) und adverbien (*gans sere*), vor negationen: *gānz nicht* 'gar nicht', **gānz kēn* 'gar keiner' usw., entspricht in seiner verwendung dem adv. *ganz* des ältern ahd. — das adv. *ganslike*, *-elken*, *genslike*, *-liken*, *-elken* ist das dem mnd. zugegangene mhd. *ganzliche*, *ganzliche*, *-lichen*.

Die adverbiale formel mnd. *gantser dinge*, *gantzerdinge* 'gänzlich' ist dem älteren *aller dinge* nachgebildet.

Ins westfriesische ist aus dem nd. im 14 jh. das adj. *gans* 1) 'gesamt' (Richthofen Rechtsq. 110, 17), 2) 'unversehrt' (ebd. 456, 1. 471, 19), und aus dem nl. im 15 jh. das adv. *ganselyck* 'gänzlich' (Jurisprudentia frisca ed. Hetteema II 58) gedrungen.

Endlich ist das wort aus dem östlichen mnd., der sprache der hansa, den ostnord. dialecten, dem dänischen und schwedischen zugegangen. die ursprünglichen formen des wortes mit zubehör im dänisch-schwedischen und die bedeutungen sind dieselben wie im östlicheren mnd.: die bedeutung 'gesund' des adj. im nl. und westlicheren deutsch ist dem nordischen fremd geblieben. dem dänisch-schwedischen ist zugegangen (vgl. Söderwall Ordbok öfver svenska medeltidsspråket I 388 f; Kalkar Ordbog til det ældre danske sprog II 14 f): 1. das adj. mnd. *gantz*, in dieser form im altschwed. nur noch im starken neutr. *gantz*, *ganst*, belegt (*et gantz land* im Alexander von c. 1380), im dänischen nur in der schwachen form *gantzæ*, *ganzæ*, *gantze*, *ganze*, *gansze* (*thette gantzæ land* 1499), auch nach dem unbestimmten artikel (*en gantze dagh* 1460), nach welchem das adj. nur selten gebraucht wird, niemals prädicativ; 2. das gleichlautende adverb, in der ursprünglichen einsilbigen form nur noch im altschwed. zu finden: *gantz*, *ganz*, *ganzs* 1) 'helt, aldeles', 2) 'samtligen' (*then gudh os skoop alla ganzs* Alex. = 'alle bis auf den letzten'). dieses adverb hat im dänisch-schwedischen nach der analogie andrer adverbien

auf *-a*, altdän. *-æ*, jünger dän. *-e*, wie *ofta*, *illa*, *gjarna*, schwed. *gerna*, altdän. *oftæ*, *illæ*, *gernæ* und der zahlreichen adverbien auf *-lika*, *-liga*, *-æ* alsbald die form altschwed. *gauza*, *ganzsa*, *gantsze*, *ganze*, *gansze*, altdän. *ganzæ*, *gansze*, schonisch *gantzaa* angenommen, 3) das adverb altschwed. *ganzlika* (Alex.), *ganzlika*, *-leka*, *-lekan*, *gansligha*, altdän. (nach der analogie der zahlreichen *-elige*) *ganzelicæ* (1397 *ganzelicæ dothe*) und (ohne das *e*) *ganzlighe* (1 Mose 19, 8).

Neben den formen mit *z* erscheinen aber sehr bald im schwedischen und später im dänischen solche mit *zk*, die im neuschwed. und neudän. über jene älteren den sieg davon tragen. das adjectiv zeigt im altschwed. die formen stark masc. *een ganzkan* (*een ganzkan frid* 1375, *en ganzskan dagh* Alex., *en ganzskan ända* 1405, *en ganskan dagh* Didr. af Bern c. 1450), fem. *ganzka* (*ganzka oc fulla maght* 1377, *alla ganzska nattena genom Bonaventuras Meditationes* c. 1400) neben dem neutr. *ganzt*: schwach *ganzka* (*then ganzska dagh* Alex., *alt ganzka häredhit* 1406); dänisch *ganzke* (PEliesen *then christen kirckis gantske klerckerij*; Bibel 1550 *af gantske hierte*), jünger *gandske* (*denn gandske natt* Hvensche chronik ed. Jiriczek 17, 5), *ganske* (s. u.). das adverbium erscheint im altschwed. einsilbig als *gansk* (Didr. af Bern), zweisilbig *gauzsa* (Didr.), *ganzka* (Namnlös och Valentin, ende des 15 jhs.), jetzt *ganska*; entsprechend dänisch, dem schwachen adj. gleichlautend. das adverbium auf *-lika* schwed. *ganzklica*, *gansklika* (*ganzsklica*, *ganzskelika*), dän. *gandskelig*, *ganschelig*, jetzt veraltet.

Es fragt sich, wie diese *k* zu erklären sind. mit dem nnl. *sch* kann, da dasselbe, wie wir gesehen haben, in diesem falle gar nicht altes *sz* ist, das *zk* (wenn als *z-sk* gefasst) nichts zu tun haben. man könnte sich begnügen darauf hinzuweisen, dass auch sonst zuweilen an der stelle eines älteren *s* (wie es hier in dem *z* steckt, das älter = cons. + *s*, jünger = *s*) ein schwer zu erklärendes *sk* erscheint, so im deutschen und jüngeren nordischen in mhd., nml., umd. *valsch*, jünger dän., schwed. *falsk*, isl. *falskr* (für altnord., altschwed., altdän. *fals*), im niederdeutschen und in friesischen mundarten in mnd. *hësch* 'heiser'. es bieten sich indessen in unserem falle mehrere möglichkeiten der erklärungs dar.

Man könnte zunächst denken, dass gleich allen übrigen formen auch die formen mit dem *k* durch vermittlung des mnd. aus dem mhd. stammen, dass also das schwed. *ganzk(-lica)* neben *ganz(-lika)* das mhd. *gauzec(-lichen, -heit, ganzicheit*, md. im 15 jh. *gauzsig-*

keit Dief.-Wülcker 602), *genzec-(liche, -heit, mhd. gänzigkeit)* neben *ganz-*, *genz-* sei. von dem adv. *ganzklica* neben *ganzlika* müsten weiter das adverb *ganzca* neben *ganza* und das adjectiv das *k* empfangen haben. das *k* müste sich dann, wie im nordischen, so auch im nd. finden. Hildebrand im DWb. (sp. 1287 unter b) findet wirklich 'von dem auffallenden *-sk*' auch im mnd. eine spur: das bei Diefenbach im Novum glossar. 286 verzeichnete *genscliken* 'penitus'. ob das *c* hier richtig ist, kann ich nicht constatieren. wenn richtig, so könnte dies *genscliken*, in älterer schreibung **genzcliken*, wol ein ins nd. eingedrungenes mhd. *genzclichen* sein (denn das *c*, wenn = *k*, weist auf einen vor dem *c* vorhanden gewesenen vocal hin, da sonst *sch* zu erwarten gewesen wäre). es könnte jedoch auch das *sc* (wie *sz*, *zs*) den laut *z* bezeichnen, den von der hd. affricata *z* = *t* + *z* nach dem schwund des explosiven elements zurückgebliebenen spiranten. indessen der verdacht liegt nahe, dass 'genscliken' ein fehler ist für *genstliken* (s. Lübben Mnd. gramm. 46; Mnd. wb. II 62) mit dem unursprünglichen *t*, das nach einem *s* (*tinst*, *délt*, *sust* usw., Mnd. gr. 47) und vor einem *l* (*égent-lik*, *-liken*) nicht selten sich einstellt. und was die nordischen formen betrifft, so ist, nach dem tatsächlichen vorkommen zu schliessen, das *k* im adv. *ganzklica* nicht älter, sondern vielmehr jünger als im adjectiv.

Die tatsache, dass das *k* in Schweden älter ist als in Dänemark, weist auf eine entstehung desselben innerhalb des nordischen hin, und der umstand, dass im altschwedischen das neutrum des starken adjectivs des *k* entbehrt (selten analogisch *gantzck*, s. Söderwall), neben dem masc. und fem. mit *k* weist uns einen andern weg zur erklärang. das starke neutrum des aus dem mnd. herübergenommenen adjectivs lautete altschwed. *ganzt* (*ganzst*, *ganst*). das gleichzeitig herübergenommene adverb altschwed. *ganz* nahm zunächst nach der analogie der zahlreichen als adverbien gebrauchten starken neutra auf *-t* dieselbe form *ganzt* (*ganst*, *gansth*) an (belege s. bei Söderwall). daneben bestand das adverbium *ganzlika*. diese formen traten ein in die analogie entsprechender formen von adjectiven auf *-sk*, die vor einem consonanten das *k* lautgesetzlich verloren hatten: an. *beiskr* 'bitter', neutr. *beist* aus *beiskt*, altschwed. neutr. *bést*, *beest*, *beeszt* (neben analogischem *béskt*, *beeskt* und *bésk*), adv. *bésklika* (neben *bésklika*, *beesklika*, *béskeliga*), fem. *bésklikhet* 'bitterkeit' (neben *bésklikhet*,

béskelikhet), belege bei Söderwall 1 98; neutr. *frist* zu *frisker* 'frisch' Söderw. 1 338; dän. *bésk* 'bitter', neutr. *bést*, *beest* Kalkar 1 165, *fersk* 'frisch', neutr. *ferst* ebd. 1 531, *engelsk* 'englisch', neutr. *engelst* ebd. 1 474; noch heute vulgär *Engels-mand* für *Engelsk-mand* usw. das in dem *s* des etymologisch unklaren fremdwortes enthaltene *s* konnte durch formale volksetymologie gefasst werden als das *-s* des suffixes *-sk*. so ward in Schweden nach dem acc. masc. *béskan*, fem. *béska* neben neutr. *bést*, adv. *bés-lika* zunächst zum starken neutr. und adv. *ganzt* ein acc. des starken masc. *ganzkan*, des starken fem. *ganzka* und ein schwaches *ganzka* geschaffen, danach das dem schwachen neutrum gleichlautende adv. *ganza* zu *ganzca* umgebildet, während das adv. *ganzlika* zunächst bestehn blieb, um erst später (gleich *bésklika*) das *k* zu bekommen. in Dänemark, obwol hier die éine voraussetzung, das bestehn von starken neutren auf *-st* von adjectiven auf *-sk* vorhanden war, konnten diese formen mit *k* nicht entstehn, weil hier die andre voraussetzung, eine starke flexion unsres adjectivs mit dem neutrum *ganzt* und ein adv. *ganzt*, fehlte. die formen mit *k* sind im 16 jh. aus dem schwedischen dem dänischen zugegangen, um hier, innerhalb desselben 16 jhs., die formen ohne das *k* zu verdrängen (für zwei stellen bei Hvitfeld, ende des 16 jh., die das adv. *gandskelig* enthalten, vermutet Kalkar II 15 unten: 'måske efter svensk').

Als adjectiv ist unser wort jetzt in Schweden wie in Dänemark, vielleicht weil immerfort als nicht völlig heimisch gefühlt, dem einheimischen concurrenten *hel* gewichen. das adjectiv galt im dänischen bis ins 18 jh.: *dette var den berømmelige herres ganske stads* (Peters des grosen bei seinem besuch in Kopenhagen 1716; aus einem gleichzeitigen bericht, cit. bei Carl Bruun, Kjøbenhavn II 470) = 'damit war er zu ende'. andre beispiele s. Vidensk. selsk. Dansk ordb. II 342; Molbech Dansk ordb. I 732. aus der sprache der Bibel ist bis heute bekaunt *af mit ganske hjørte* 'von ganzem herzen'. in Nordseeland gilt (nach Molbech Dansk dialekt lex. 1841) noch, mit dem unbestimmten artikel, *en ganske mand* = 'en hel mand'. — beispiele des adjectivs aus schwedischen dialecten gibt Rietz Svenskt dialekt-lex. 185: *hela ganska verden*, *ganska den natten*.

Das adverbium besteht im dänischen noch bis auf den heutigen tag in der ursprünglichen vollen bedeutung 'vollständig'.

es scheint aber mit der zeit in dieser bedeutung immer mehr dem tiefere und stärkere wurzeln habenden *helt* weichen zu wollen. für Holbergs '*ganske gal*' gilt jetzt '*rent gal*'. in *ganske bange* = '*helt forskrækket*' fasst Molbech unrichtig das adverb als verstärkend = 'sehr' ('meget, såre'), es wird aber übertreibend gebraucht, sodass es in wirklichkeit nicht mehr besagt als 'fast' (vgl. DWb. unter B 7a, sp. 1304): je weniger von der vollen bedeutung in dem adverbium liegen soll, um so weniger kräftig wird es betont. der dem niederdeutschen und hochdeutschen nachgeahmte, im dänischen früher häufige gebrauch des *ganske* mit dem hochton vor negationen, *ganske ikke* (jetzt '*slet ikke*', '*aldeles ikke*'), *ganske ingen*, ist wie im deutschen jetzt aufgegeben. im schwedischen gilt das adverbium noch verstärkend vor adjectiven und adverbien = 'sehr', *ganska mycket* 'sehr viel'; im dänischen, ebenso wie im deutschen, jetzt in der gebildeten umgangssprache nicht mehr (in der Bibel *ganske meget folk* Marc. 8, 1, *ganske meget* = 'sehr' Matth. 2, 10, jetzt nur *meget*), doch (nach Molbech) noch in Südseeland: *en ganske god kone* ('eine sehr gute'), *det har regnet ganske meget i nat* ('sehr viel, sehr stark'). wie im hd. und nd. hat das adverb im dänischen mit einem abgeschwächten tone vor adjectiven und adverbien die mehr abgeschwächte bedeutung 'ziemlich' (bairisch nach Schmeller n 58 *ganz guet* 'völlig gut', *ganz güet* 'ziemlich gut', vgl. DWb. unter B 7, Sanders Wb. 1 539): dän. *ganske godt* (mit tonlosem *ganske*) ist 'ziemlich gut', dh. 'nicht schlecht', dagegen *ganske godt* im gegensatze zu *helt godt* ist 'ziemlich gut', d.h. 'nicht völlig, nicht vollständig gut' (*ganske* mit einem zögernden nebeton im gegensatz zum energischen hochton ist demnach eine negation der ursprünglichen vollen bedeutung, aber die negation liegt im accent). im jütischen scheint *ganske* nur noch als wort der schriftsprache bekannt zu sein.

Frederiksberg (Kopenhagen).

HERMANN MÖLLER.

VIER GEREIMTE LIEBESBRIEFE AUS MATTSEE.

In der bibliothek des welpriesterlichen collegiatstiftes Mattsee, in welche wir durch die liebenswürdigkeit des herrn bibliothekars canonicus Otto von Wallpach zutritt erlangten, befindet sich ein papiercodex (nr 24, 4^o, 213 bl., mit holzdeckeln und ledernen verschlussbändern), aus fünf abteilungen bestehend, die von drei ver-

schiedenen händen stammen: 1) bl. 1—49 enthält lateinische texte, als schreiber nennt sich 'Wolfgangus Diernsteiner, *scolaris in Mülln 1505*'; 2) bl. 50—76 zunächst (bis 70 a) eine rhetorische abhandlung, ferner bl. 70 b, 73 b, 74 a abschriften lateinischer texte, endlich auf bl. 75 b, 76 a und 76 b die vier deutschen gedichte, die unten mit auflösung der abbreviaturen wiedergegeben werden; 3) bl. 77—134 hat den titel 'Libellus yzagogicus Augustini dicti Senensis' und ist geschrieben von 'Ludovicus Warttenberger, *scolaris in Liptzick anno 1482*'; die erste seite trägt von andrer hand die jahreszahl 1512; 4) bl. 135—178 enthält wider lateinische texte, von Wolfgangus Diernsteiner 1503 niedergeschrieben; endlich 5) bl. 179—213 bringen eine unvollendete lateinische abhandlung von der hand desselben Diernsteiner, diesmal ohne jahreszahl. es scheinen demnach in diesem bande verschiedene hss. aus dem ende des 15 und dem anfang des 16 jhs. nachträglich vereinigt worden zu sein.

Wir haben es nur mit den deutschen gedichten im zweiten teile der hs. zu tun. nach bl. 76 ist ein blatt herausgeschnitten, das den schluss des vierten gedichtes, vielleicht auch noch mehr enthielt. alle vier sind liebesgedichte, I—III in der form von liebesbriefen. diese drei ersten (bl. 75 b und 76 a) sind fortlaufend geschrieben, doch mit trennenden versstrichen; fol. 76 b hat zwei columnen, von denen die erste die verse absetzt, die zweite sie aus raummangel fortlaufend gibt, jedoch durch versstriche scheidet, die in der ersten columnen fehlen. interpunctionszeichen finden sich nicht.

Das erste gedicht ist ohne zweifel abschrift. metrisch zwar nichts weniger als gewant, weist es doch empfindung, schwingung und manche anklänge an den minnesang auf. für die annahme einer abschrift sprechen die charakteristischen schreibfehler v. 14, 20, 24, 29, 32, 37, 44, vor allem aber der reim euch : mir v. 42: 43, der ohne zweifel ursprünglich dir : mir hieß. da es auch in v. 10 heißt: dem scholtu lieb glauben nicht, liegt die annahme nahe, der abschreiber habe im ganzen gedichte für die 2 pers. sing. die 2 pers. plur. gesetzt und das nur in v. 10 übersehen.

Das zweite gedicht, das inhaltlich sehr von dem ersten absticht, ist bedeutend schwächer und wol für ein erzeugnis des schreibers zu halten. darauf weist auch der mangel der für 1 charakteristischen schreibfehler hin; v. 10 liebenleich und v. 20 froen brauchen nicht unbedingt in diese kategorie gezählt zu werden.

Beim dritten gedicht weist die formelle und inhaltliche durch-

führung, insbesondere aber die schlusswendung mit der andeutung des namens der geliebten auf eine vom schreiber verfasste dichtung.

Das letzte gedicht weicht von der form des liebesbriefes ab und ist ein einfaches liebesgedicht, aber wie die vorhergehenden in reimpaaren ohne strophenabteilung. es ist gewis nicht vom schreiber gedichtet. dazu steht es in form und inhalt zu deutlich über II und III, aufserdem stellen sich wider die charakteristischen schreibfehler ein. v. 44 las der schreiber zuerst meyden, v. 62 abdach; v. 36 ist ihm augenscheinlich selbst unverständlich gewesen. in v. 15 hat der abschreiber pin 'sum' als pin 'poena' gefasst und mechanisch in pein umgeschrieben trotz dem reim auf sin 'sensus'. überdies ist zu bemerken, dass die anrede im ganzen gedicht in der 2 pers. sing. gehalten ist, während in den andern gedichten die 2 pers. plur. als anredeform durchgeföhrt ist.

Graz und Leipzig. FRANZ POMEZNY. ARMIN TILLE.

[Ich habe die vier gedichte, von denen mir übrighens keines als original erscheint¹, mit der überschrift 'liebesbriefe' versehen, denn für einen solchen halte ich auch das letzte: es ist der brief eines mädchens, das mit den eingangsworten eines bekannten liedes (All mein geducken dy ich hab dy sind pey dir, Locheimer liederbuch bei Arnold und Bellermann nr 39, vgl. Böhme Altd. liederb. nr 127) beginnt, sich zuerst v. 28 Du liebst mir für all chnaben deutlich verrät und auch weiterhin (vgl. bes. v. 47 ff) wendungen gebraucht, die uns gerade aus mädchentiedern vertraut sind. — die litteratur der poetischen liebesbriefe (vgl. Goedeke I² 254, Steinhausen Gesch. d. d. briefes 1 Sff, bes. Lassberg Ls. 1 nr 1—XXIII) erföhrt durch diese Mattseer aufzeichnungen eine nicht uninteressante bereicherung, und sie verdient gewis von seiten der litterarhistoriker überhaupt mehr aufmerksamkeit, als ihr seither zu teil geworden ist. wie sich in dieser gattung gewisse phrasen und formeln volkstümlicher liebesgnomik durch jahrhunderte erhalten haben, dafür möge die folgende parallele zu den bekannten Tegernseer briefzeilen als beispiel dienen, die ich einem von Gemeiner an Docen mitgeteilten und von diesem im Morgenbl. 1815 nr 167 mitgeteilten bair. reimbrief des 14 jhs. entnehme:

In meinem hertzen seid ir verslossen,

Darinne seid ir gar vervlossen (.),

Darin müst ir gehauset seyn

Nun stets bis an das ende meyn.

E. S.]

I.

bl. 75b Lieber brieff, nun var hin,

Zw der mein hertz vnd mein sin

Stat vnd ymmer sten müzz,

[¹ auch hr Tille urteilt jetzt so.]

Vnd sag ir von mir haymleichen meinen grúzz.
 5 Vnd sag ir daz da pey,
 Daz mir nymant lieb sey
 Dann sy allain,
 Mitt gantz státer trew ich daz main.
 Ist daz ymant anders gicht,
 10 Dem scholtu, lieb, gelauben nicht;
 Wan lieb vnd gút vnd wazz ich han
 Daz schol in ewerm gepiet stan.
 Ich slaff, ich wach oder waz ich tú,
 So senet¹ sich mein hertz nach euch spät vnd auch frú
 15 Vnd auch ewer stoltzer leib
 Ist mir lieber den allew weib.
 Lieber brief, nun bis mein mund
 Vnd tú der schönen junkchfrawen von mir chund,
 Dazich nie chain frawen weder junkchfrawen nie gesach,
 20 Durich der² ich litt so grössevn³ vngemach,
 Dar vmb daz sy mir lieb wár.
 Wan ir seit mir nicht vmbmár,
 Junkchfrawe schön vnd raine frucht
 In⁴ vil minichleiche(r) zucht.
 25 So will ich euch pitten
 Mit liebleichen sitten,
 Daz ir meines hertzen lieb seit,
 So wil ich euch auch dienen zw aller zeit.
 Ich pitt euch gar⁵ tugentleich,
 30 Daz ir mir auffnembt genadichleich
 Mein red vnd mein grúz
 Vnd tút mir meiner sargen⁶ púz.
 All fogl, die in den lúfften sein,
 Saitenspill vnd all ávgellein,
 35 Die in der welt mugen gesein;
 Die helfen mir grúzzen
 Die schúnsten vnd die sússen⁷,
 Der mein hertz so seer an ligt,

1 ¹ vor senet ist sendt durchstrichen. 2 vom abschreiber fehlerhaft für die geschrieben. 3 fehlerhaft für grössew, vielleicht auch mit dittographie des vn aus grossē vngemach. 4 vor in ein durchstrichenes v. 5 vor gar durchstrichen lieb. 6 hair.-österr. schreibung für sorgen; vgl. iv 36. 53. 7 vor súzzen steht ein durchstrichenes sch.

Vnd die mir mit lieb hat an gesigt.
 40 So grúzz euch got an meiner stat,
 Wan der grúzz von gantzer lieb her gat.
 Ein genádigen antwurt pitt ich von euch⁸,
 Die sendt von euern herten zw mir,
 Daz⁹ daz gesech¹⁰ trat¹¹,
 45 Darvmb pitt ich ewer zartzs mundlein rátt¹².

II

Grúzz in grúzz verlózzen,
 Vor státtér lieb vberflozzen,
 Gott grúzz dich mundlein rôt an ende.
 Disen brieff ich euch sende.
 5 Daz schol ein vrchunt sein,
 Daz euch lieb hat daz frische hertze mein.
 Den brieff schikch ich da hin,
 Da mein hertz vnd mein státer sin
 Altzeit hin stet vnd hin sten múzz,
 10 Vnd enpewt euch liebenleich¹ meinen grúzz,
 Vnd daz ir mich habt in ewrer phlicht
 Vnd mein zw allen zeitten vergessent nicht.
 Nun var hin, liebs priefflein,
 Zw dem aller liebsten lieb²
 15 Vnd wirff mir die pótttschafft mein
 Zw der auz der welten³ junkchfrawen,
 Daz sy mein hertz schier werd⁴ anschawen.
 Liebs briefflein, nun piz nicht póser pót da hin,
 So hab ich als grossen gewin
 20 Als in dem froen⁵ himelreich.
 Nw behút sey, herr, ewichleich
 bl. 76 a Vor manigez chlaffers list,
 Der da laider vil ist
 Hye vnd an andern enden.
 25 Gott múzz vns vnser trúbsal wenden,

⁸ der reim erfordert dir. ⁹ nach daz ein versstrich. ¹⁰ l. geschech.
¹¹ an das t des anlauts sind noch zwei t angefügt, anscheinend hinzucorrigiert. ¹² hier ist ein absatz von einer halben verszeile.

¹¹ ¹ schreibfehler für liebleichen? ² versstrich nach lieb verlangt die trennung von v. 14 und 15, dem freilich der reim priefflein : mein widerspricht.
³ l. auzderwelten. ⁴ werd über angestrichenes múzz geschrieben. ⁵ l. fronen.

Vnd frist euch got als lang gesund,
 Wis daz ein rösenplat gilt tausent phunt.

III.

Ich pin ein brieff vnd pin ain pott,
 Daz ich werb daz geb got.
 Ain húbscher chnab hat mich gesant
 Zw ainer junkchfrawen in ir hant,
 5 Daz ich ym werd gen der junkchfrawen gút,
 Die ym als wol gevelt in seinem mût,
 Daz ich ez ir an spruch nicht chan sagen,
 Wie er ir lob in seinem hertzen wil tragen.
 Dy weil er lebt ain stund,
 10 Ist sy ým altzeit in seines hertzen grunt.
 Junkchfraw, dar an gedenkcht,
 Trew vnd frewntschafft zw ým wenkcht,
 Als er ew haist pitten
 Vnd mit seines hertzen gúttén sitten
 15 Vnd ew enpewt trew vnd státechait,
 Die er alzeit in dem hertzen trait,
 Vnd wunscht euch tausent guttev¹ jar,
 Daz ir die lebt mit freiden gar,
 Wan in freid dikch
 20 Ewer súzzer aplik,
 Ewer mundlein rot
 Frewd in hertzen vntz zu dem tód,
 Ewer wenglein chlar
 Freid in so gar,
 25 Ewer húbsche áwglein
 Stend ým in dem hertzen sein.
 In seentt vast nach ewerm gemút,
 Wan ewer lieb dunkcht in so gút,
 Daz er ewer frewntschafft gern wolt haben,
 30 Wie ez mócht zw samen tragen,
 Wan er anders nicht begert,
 Dan daz ir in frewntschafft gewert
 In schön zúchten vnd auch in gúttén eren.
 Daz múgt ir in wol geweren,
 35 Daz ir mugt trew zw ym haben

- Yn trew vnd stättichait an argen wan.
 Ir mugt zúht vnd er wol haben,
 Daz ir lieb mugt zw ym haben,
 Daz mugt ir tún an argen list.
 40 Ob ew aber ett wazz an ym enprist,
 Daz schult ir in wissen lazzen;
 So wil er sich sein allzeit gern mazzen,
 Waz euch nicht gevelt an seiner person;
 Daz wil er ew sagen grossen lon
 45 Daz ir ym gebt ewer lér
 Wie er sich haben schul in ewer er.
 Daz haist er mich werben, trawt junkchfra², nun secht
 An maz gross vndertanichait er euch vergicht.
 Ob ewer genad versag³
 50 Vnd daz ir in in frewtschaftt nembt
 Vnd die redt erhent,
 Vnd sliezzt auf ewers hertzen grunt,
 Und enpiet durich ewrem rosentvarbnen mund,
 Waz von gnad ewer antwurt múg gesein;
 55 Vnd dy werd ym schein.
 Daran gedenkt, daz ich ew versetz mein trew,
 Daz ir mich nun lat verderben an trew.
 Got grúzz ewren namen zart,
 Der Anna tawfft wart.
 60 Ewers namen ich nicht vergessen chan
 Dy weil vnd ich daz leben han.
 Ain chlain hats⁴ hab ich nicht⁵ verfangen:
 Daz ist der erst S puchstaben vnd der lest Jewres namen⁶
 Vnd ein hertz mit einer sag.
 65 Got geb, daz mich chain falsche zung vor tugent⁷(?) jag.

IV

bl. 76 b All mein gedaclitnuz, die ich han
 Oder ymmer volpringen chan:
 In lieb, in frewd oder in laid,

² nach junkchfra steht ein versstrich, fehlt dagegen nach secht. ³ die reimzeile scheint vom schreiber vergessen zu sein. ⁴ l. Ains chlainats?

⁵ l. mich. ⁶ am schlusse des gedichts stehn die buchstaben S und J, mit einem herz in der mitte, durch das ganze ist eine säge (sag) gelegt.

⁷ nicht deutlich zu lesen.

Werleich an all vnderschaid,
 5 Oder wez ich mich vermizz,
 Daz ich dein alzeit nicht vergizz
 Noch nýmer dein vergezzen chan;
 Wan allen mein tróst, den ich han,
 Der chumpt von dir vnd nyempt mer.
 10 Mich hat dein lieb betwungen ser,
 Daz ich han weder ruch noch rest,
 Doch mein hertz ist alz vest
 In rechter lieb werleich zu dir
 Von mút in vestichleicher gir
 15 Vnd vest in deiner lieb pein.
 Hertz, mút, witz vnd sin,
 All mein gedankch vnd geding
 Ist mir zu dir allzeit ring.
 Mein trew stát wil ich dir schenkchen,
 20 Dein hertz wil ich her wider senkchen
 In mein hertz an abgankch,
 Du pist meiner frewd anvankh
 Vnd scholt auch dy lest sein.
 Mich twingt vest dy lieb dein
 25 Vnd darzu dein wolgestalt,
 Daz ich dich han auzgezalt
 Auz all der welt dich ze haben.
 Du liebst mir fur all chnaben,
 Daz wiss von mir an tzweyfel gar.
 30 Dir zu dinst ich mich nicht spar.
 Ich wunsch dir gantz von meinem herten,
 Daz du west meinen smertzen,
 Den ich alzo von dir trag.
 Daz ich dich nicht gesechen mag,
 35 Daz ist auff erd mein grostew pein.
 Nvn wiss lieber, hart¹ der mein,
 Daz ich pey dir wár alzo gern.
 Mein frewd mag sich nýmer gewern.
 Den wan ich dich ansehen schol,
 40 So pin ich aller frewd vol.

¹ hart wol bairisch-österreich. schreibung für hort. vgl. v. 54, wo zwar hort geschrieben ist. aber das reimwort wart steht.

Wan ich dich vbering an erplikch,
 In rechter lieb ich erschrikch
 Vnd darzu vor grossen frewd²,
 Daz sich in lieb mein hertz tüt rewden³.
 45 Zu dir inwendichkleichen schall
 Nye chayn spil als liebleich hal,
 Von dem mein hertz in frewden erkám
 Als von dir in lieber schám.
 Mein farb in lieb verwandelt sich,
 50 Wan ich schol sehen dich
 Mag ich von frewd gesprechen nicht.
 Doch mein hertz inwendig gicht
 Mit dem gedankch an dy wart:
 ‘Chum her, mein auz der welter hort
 55 Vnd mein yrdisch himelreich,
 Chum her dez paradeys geleich,
 In freid vnd in lieber wun,
 Chum her der freyden ein rechter prun,
 Von dem mein freyd verbessert (!) al,
 60 Chum her du edler veial,
 Ob allen plúmen wol geschmach,
 Chum her, der lieb ein obdach⁴,
 Du rosenrót vnd liligen weizz,
 Chum her, mein aller⁵.

MATERNUS STEYNDORFFER.

(Zu Zs. 36, 225.)

Die in Wellers Annalen II 249 erwähnte und nun von Stiefel genau analysierte deutsche ‘Comedia, darinnen viel puncten der ehe’ usw. vom Jahre 1565 ist nur ein abdruck eines 25 Jahre früher erschienenen, bisher auffallender Weise gänzlich übersehenen Stückes:

EYn hubsch Lustig | vnd nutzlich Comödia, darin- | nen
 vil puncten der ehe, kinder zu zi | hen, in̄ widerwertig-
 keiten gedult, | vund in gluck kein hoffart zu haben, auch
 wafs | man heimlich wöl halten, solchs nit vi | len zu
 offnebaren gelernt wirt, | doch nit alleyn ernstlich, son- | der

² l. frewden. ³ vor rewden durchstrichen meyd. ⁴ vor obdach ist ab durchstrichen. [⁵ höchster preizz (preis) könnte man diese zeile ergänzen, mit der das gedicht abbricht. Sch.]

auch lecherlich | zû lesen. | □ | Gedruckt zû Maintz bei Iuo Schäffer. | Anno M.D.XXXX. | 71 ss. 4^o. (exemplare in Berlin, Dresden und Wolfenbüttel.)

Der verfasser dieses lebendigen, an Eybs dramenübersetzungen sich unverkennbar anlehenden schauspiels hat sich nicht genannt; es ist aber kein zweifel, dass wir ihn in dem schon von Roethe oben s. 232 angeführten Maternus Steyndorffer zu suchen haben, der im selben jahre 1540 bei demselben Mainzer verleger eine knappere fassung in lateinischen distichen unter dem titel 'Comœdia lectu utilis et iucunda' (exemplare in Göttingen, Petersburg, Prag, Zwickau) veröffentlichte. wer war aber dieser eigenartige, von der zeitrichtung so abweichende mann? die von Weissenborn herausgegebene matrikel der Erfurter universität gewährt uns aufschluss. sie bietet u 334b unter dem osteru 1527 beginnenden studienjahre die bemerkung: *Maternus Steindorf Erfurdensis patrinus rectoris defectu etatis non iuravit. idem iuravit anno 1533 in presentia rectoris*; vgl. unter dem jahre 1516: *Eustachius Steindorf Erphurdianus*. wir erfahren daraus, dass Maternus Steindorf oder Steindorffler aus einer Erfurter familie stammte, um 1516 geboren war und den bekannten humanisten Maternus Pistoris, der in den jahren 1516 und 1527 das rectorat an der Erfurter universität bekleidete, zum paten hatte. von diesem gefeierten führer des Erfurter 'poeten' (geb. zwischen 1465 und 1470 zu Ingweiler, gest. 1534), dessen einfluss allerdings später bei der jüngeren, leidenschaftlicheren humanistengeneration hinter dem des Eobanus Hessus und Mutianus Rufus zurücktrat, wird Steindorffer auch die richtung seiner studien und die verehrung für Albrecht von Eybs verdeutschungsarbeiten empfangen haben, die sich in seiner dichtung deutlich ausspricht. von seinem früheren leben habe ich, als ich meinen demnächst erscheinenden artikel über ihn für die Allgemeine deutsche biographie zusammenstellte, keine spuren gefunden; nur eine wenig ältere gelegenheitsschrift: 'Ad Guntherum comitem Schwarzburgensem . . . gratulatoria acclamatio. Erfordiae 1539'. 4^o beegnete mir auf der fürstlichen bibliothek zu Rudolstadt.

Der stoff der comödie ist ein verbreiteter schwank, der aber erst von unserem dichter in die vorliegende form gegossen zu sein scheint. wie in dem mhd. Häslein (oben s. 228 anm.), so kehrt auch in den Cent nouv. nouv. nr 5 der aufgeklärte ehemann

zu der verlassenen ersten geliebten zurück, während Poggio in einem in Florenz spielenden und durch einen besondern zug mit dem mhd. gedichte übereinstimmenden schwanke¹ die rückkehr des mannes zu seiner ersten geliebten nicht erwähnt, sondern ihn in der verbindung mit der entjungferten braut seine strafe finden lässt. Steyndorffer tut alles, um den character des liebespaares zu heben: sein held liebt die arme hirtentochter von herzen und verlangt von ihr das versprechen des schweigens über ihre verlobung nicht mit einem arglistigen hintergedanken, sondern um allmählich seinen geldstolzen vater zu gewinnen; auf die schwatzhafte mutter, die der tochter ihr geheimnis abdringt, fällt die eigentliche schuld der verwicklung. ebenso wird bei Kirchhof Wendunmut in 213 (1602) der bräutigam von seinen eltern wider seinen willen zu einer andern heirat genötigt, während er bei Montanus im Wegkürtzer (1557) bl. 6 b aus freien stücken in die vom vater vorgeschlagene andre heirat willigt und sich auch nach der unerwarteten eröffnung seiner jungen frau zufrieden gibt. beide, Montanus wie Kirchhof, könnten immerhin unmittelbar aus Steyndorffers drama geschöpft haben, desgleichen Nicodemus Frischlin, der wie Poggio und Montanus den schluss fortlässt.

Vgl. ferner JFvonHarten Fünfftzig newer historien vnd geschichten, 1603, s. 54 (5, 5); Diederich Mahrold, Schmahl vndt kahl Roldmarsch Kasten, 1608, nr 41 (Casseler mscr. poet. fol. 21, gereimt); Schola curiositatis sive antidotum melancholiae iocoserium (um 1700) 1 142; Allerhand lustige historien und kurtzweilige heylfälle, 1750, nr 110 (Berliner mscr. germ. quart 616); Lafontaine Contes: 'Les aveux indiscrets'; Nouveaux contes à rire 1702 p. 100: 'La fiancée ingénue'; Contes à rire ou récréations françaises, 1787 1 72: 'D'un fiancé à sa fiancée'.

BERLIN.

J. BOLTE.

¹ Facetiae ed. Noel. Londini 1798 1 165: 'Repensa merces'; vgl. II 151. auf diese fassung machte mich herr dr EJeep freundlichst aufmerksam. — bei Bebel Facetiae in 118: 'De simplicitate sponsae' verrät die braut auf ähnliche weise ihre buhlerci. danach Lindener Katzpori (1558) nr 30 und 88 (p. 89 und 142 ed. Lichtenstein); Mäynhinecklers sack (1612) nr 50; d'Onville Contes (1643) 1 19 = p. 1 ed. Ristelhuber 1876: *Naïveté d' une femme à son mari la première nuit de ses noces*. Nouveaux contes à rire (1702) p. 78.

ZUR TISCHZUCHT DER GÖTTINGER
HANDSCHRIFT.

(Zs. 36, 56.)

KMeyer hat aao. in der deutschen tischzucht einer Göttinger hs. die quelle der Köbelschen tischzucht nachgewiesen. den anfang jener früher unbekanntes tischzucht enthält auch eine hs. der Hamburger stadtbibliothek (scrin. 106. 41 fol.). auf die deutsche prosaübersetzung der *Fiori di virtù* vom jahre 1468 (s. Zs. 10, 260; ich werde auf diese übersetzung in anderem zusammenhange zurückkommen) folgt dort s. 159—163 von anderer hand *Wie man male adder allerley flecken aufs allem gewant vertreyben sole.* auf s. 163 hat dann noch eine dritte hand des 15 jhs. in flüchtigen schriftzügen die ersten 27 verse, genauer die 16 verse der vorrede und die ersten 11 verse des eigentlichen textes besagter tischzucht aufgezeichnet, doch fehlen die vier einleitungsverse (Meyer s. 56 f). das stück beginnt also: *wer gern wyssen wolt* und schließt: *vnd sie dar nach leget nider* (= Köbel 57). der text bietet keine wesentlichen abweichungen, immerhin mögen folgende varianten erwähnung finden: 2 *höflich gebaren.* 3 *sese.* 4 *ese.* 6 *vnzuchtigkeyt embere.* [11 f vgl. Voigt zu Egberts *Fecunda ratis* 19.] 13 *verste.* 15 f sind fälschlich abgeteilt: *do von sol man gern zucht horen | das man sie leren.* 18 *hab dan sein.* 20 *sicz* = K(öbel) 46. *in* = K. 22 *schusel. sich.* 23 *hat. hand.* 24 *nicht darein.* 26 *bein genget* (statt *genaget*) *hat.* 27 *dar nach.* etwas mehr beachtung verdient der folgende, fehlerhafte und daher auch wol ausgestrichene eintrag von gleicher hand: *Dem Ersamen vnuud fürsichtigen | vnuud hochgepornen fürstenn her fridrich | vonn Dalberg sall diesszer brieff etc.* der hier genannte Friedrich von Dalberg war des bekannten humanisten und Wormser bischofs Johann von Dalberg jüngerer bruder (1469—1506) und safs im rate seiner vaterstadt Oppenheim. auch er hatte mit den humanistischen kreisen fühlung: der Oppenheimer stiftspfarrer Joh. Gottfried von Odernheim widmete ihm seine zahlreichen übersetzungen classischer und anderer schriften, Wimpfeling hat zwei briefe an ihn gerichtet und Jakob Sadolet apostrophiert ihn als *rerum tuarum (episcopi) admirator et certissime imitator.* mit den Dalbergs stand aber auch Jakob Köbel, der in Heidelberg geboren, später in Oppenheim wirkte, in engen beziehungen, insbesondere mit Johann; im jahre 1514 widmete er einem andern

bruder des bischofs, Diether († 1530) ein später wiederholt aufgelegtes rechenbüchlein; vgl. KMorneweg Joh. von Dalberg s. 20 f. 140. 244. 297. 300. 196 ff. es wäre gewis ein kühnes unterfangen, diese tatsachen mit rücksicht auf jenen flüchtigen handschriftlichen eintrag ausbeuten zu wollen; sie zu constatieren, schien mir berechtigt. möglich auch, dass die erwähnung von Mainz neben der von Erfurt (wo Joh. von Dalberg studierte) in der Göttinger hs. in diesem zusammenhange nicht bedeutungslos ist, obwol sie auch durch die mainzische zugehörigkeit von Erfurt genügende erklärungs fände.

Tübingen 20. 4. 92.

PHILIPP STRAUCH.

MÖRIN 4764.

In Hermanns von Sachsenheim längstem gedichte ist für die kritik noch viel zu tun. so hat man zb. in v. 4764 eine naheliegende besserung übersehen. die betreffende stelle gehört zur schilderung der erlebnisse am hof der königin Venus; sie lautet bei Martin:

Da hort ich vil der glocken don.

Ich sprach 'Eckhart, man lüt zuo meß'.

4760 *Er sprach, es ist nur ain proceß,
Die tuot man grossen herren vor,
E das sie kummen uff die spor,
Zuo irem handel guot getett.'*

Ich sprach, was sol das kaczembett!

4765 *Es rücht doch uff zuo hymmel nit.
Er hauvt an im ain fremden sit,
Der sie es underwisen hatt'.*

Zu v. 4764 bemerkt der herausgeber '*katzengebett* wie D hat (a *katzengebett*) glaube ich nicht einsetzen zu müssen'. aber gerade die jüngere hs. D und a, der älteste druck, haben hier wenigstens im zweiten wortteil das ursprüngliche bewahrt. wie nämlich aus v. 4765 klar hervorgeht, ist an unserer stelle zu lesen: *Kaynsgebett*. Hermann spielt an auf das brandopfer des brudermörders Kain, dem Gott nicht wolwollte. von Abels altare stieg der rauch gen himmel, Kains gebet fand keine erhörung (Gen. 4, 5). mit diesem fruchtlosen opfer vergleicht unser dichter eine pomphaft, aber ohne innere andacht gefeierte messe.

Berlin, 1 august 1892.

WILHELM UHL.

ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTHUM
UND
DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN
VON
EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

ACHTZEHNTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1892.

INHALT.

	Seite
Anger, Das gräberfeld zu Ronsden, von Henning	319
Bachmann, Morgant der riese, von Singer	295
Baumann, Römische denksteine u. inschriften in Mannheim, von Henning	321
Bechtel, Die hauptprobleme der indog. lautlehre, von Fick	174
Binz, Zur syntax der baselstädtischen mundart, von Ries	337
Bischoff, Körners Zriny, von Minor	352
Blumer, Zum geschlechtswechsel der lehn- u. fremdwörter, von Michels	187
Böheim, Handbuch der waffenkunde, von Heyne	149
Bolte, Gnaphens Acolastus, von Spengler	266
Brandes, Die jüngere glosse zum Reinke de Vos, von Prien	261
Brockhaus, Theodor Körner, von Minor	381
Brugmann u. Streitberg, Indogerm. forschungen i 1. 2, von Collitz	169
Büttner, Der Reinhart Fuchs u. seine franz. quelle, von Singer	244
Creelins, Oberhessisches wörterbuch I, von Schröder	329
Dalman, Jüdisch-deutsche volkslieder aus Galizien, von RMWerner	292
Detter, Zwei fornaldarsögur, von Kahle	241
Dietze, Eichendorffs werke, von Walzel	297
Drescher, Studien zu Hans Sachs I, von Hauffen	144
—————, Studien zu Hans Sachs II, von Michels	353
Dreves, Analecta hymnica medii aevi VII, von JWerner	343
Eichendorffs werke, s. Dietze	
Elster, Heines sämtliche werke, von Redlich	354
Ettlinger, Hofman von Hofmanswaldau, von Köster	145
Fischer, Schillers jugend- und wanderjahre, von Wackernell	272
Frankl, Lenau und Sophie Löwenthal, von Minor	276
Genelin, Unsere höfischen epen und ihre quellen, von Martin	143
Gnaphens, Acolastus s. Bolte	
Gudmundsson, Privatboligen på Island i sagatiden, von Meissner	322
Hartfelder, Das ideal einer humanistenschule, von GKaufmann	401
Hauffen, ThKörner, von Minor	352
—————, Caspar Scheidt, der lehrer Fischarts, von Strauch	359
Heines sämtliche werke, s. Elster	
Heinzel, Über die französischen Grolromane, von Martin	253
Hostmann, Studien zur vorgeschichtlichen archäologie, von Henning	317
Ihruschka u. Tojscher, Deutsche volkslieder aus Böhmen, von Ammann	392
Jardon, Grammatik der Achener mundart, von Nörrenberg	332
vJaksch, Über ortsnamen und ortsnamenforschung mit besonderer rück- sicht auf Kärnten, von vGrienberger	65
Jonas, Schillers briefe I. 2, von Fielitz	296
vKeller, Verzeichnis altdentscher handschriften, hsg. von Sievers, von Herrmann	1
Kettner, Untersuchungen über Alpharts tod, von Seemüller	350
Kilian, Zur bühnengeschichte des Götz s. Winter	
Kuhlmann, Die concessivsätze im Nibelungenliede, von Tomanetz	200
Latendorf, FrFörsters nrkundenfälschungen, von Minor	352
Leitschub, Das germanische nationalmuseum, von Heyne	153
Lichtenberger, Le poème et la légende des Nibelungen, von Wilmanns	66
Lienhart, Laut- u. flexionslehre der mundart des Zornfels, von Heusler	195
Lohr, Die linde, ein deutscher baum, von Kossmann	134
Mautius, Geschichte der christl.-latein. poesie, von Traube	203

	Seite
Mensing, Untersuchungen über syntax der concessivsätze, von Tomanetz	197
Mitteilungen der Niederlausitzer gesellschaft n 1—3, von Heyne . . .	153
Morgant der riese, s. Bachmann	
Müllenhoff, Deutsche altertumskunde v 2, von Niedner	219
vOchelhäuser, Der bilderkreis zum Wälschen gast, von FXKraus . . .	111
Plaumann, Die deutsche lindenpoesie, von Kossmann	135
Prinzinger d. ä., Zur namen- u. volksskude der Alpen, von vGrienberger	65
Ranisch, Die Völsungasaga, von Niedner	219
Reis, Beiträge zur syntax der Mainzer mundart, von Ries	337
Rhys, Studies in the Arthurian legend, von Martin	251
Rosenberg, Über eine sammlung deutscher volks- und gesellschaftslieder in hebräischen lettern, von RMWerner	292
Salzmann, Die Hersfelder mundart, von Nörrenberg	332
Sammlung von vorträgen im Mannheimer altertumsverein n, von Henning	321
Sammlung von vorträgen im Mannheimer altertumsverein m, von Heyne	153
Sander, Briefwechsel Lückes mit den brüdern Grimm, von Steinmeyer	294
Schillers briefe, s. Jonas	
Schmidt, Die pluralbildungen der idg. neutra, von Meringer	30
Schneller, Tirolische namenforschungen, von vGrienberger	60
Schröder, Zur waffen- u. schiffsskude des deutschen ma.s, von Heyne	152
Schultz, Das höfische leben zur zeit der minnesinger ² , von Zingerle . . .	153
Sievers, Verzeichnis altdeutscher handschriften, s. vKeller	
Specht, Das verbum reflex. und die superlative im westnord., von Falk	189
Steenstrup, Vore folkeviser paa middelalderen, von RMMeyer	398
Streitberg, s. Brngmann	
Szamatólski, Huttaus deutsche schriften, von Hauffen	269
Tille, Die deutschen volkslieder vom dr Faust, von Szamatólski 114.	315
Toischer, s. Hruschka	
Traube, Karolingische dichtungen, von Peiper	213
———, O Roma nobilis, von Peiper	215
Vodskov, Sjøledyrkelse og naturdyrkelse i, von FKauffmann	21
Weede, Dju wårheit, von KKraus	399
Welsmann, Körners Leier und schwert, von Minor	382
Winter und Kilian, Zur bühnengeschichte des Götz, von Minor	403
Wrede, Über die sprache der Ostgoten in Italien, von Kögel . . . 43.	313
Zimmer, Beiträge zur namenforschung in den altfranz. Arthurepen, von Martin	250
———, Breton. elemente in der Arthursage des GvMonmouth, von Martin	250
———, über Histoire littér. de la France t. 30, von Martin	249
———, über Nutts Studies on the legend of the holy Grail, von Martin	248
Zimmerli, Die deutsch-französische sprachgrenze in der Schweiz 1, von Jostes	334
Verkürzte artikelformen nach präpositionen im ältern nhd., von Tobler	146
Alsfelder dirigierrolle, von Schröder	299
Entgegnung (auf Anz. xviii 43), von Wrede	309
Erklärung (zu Anz. xviii 117), von Jeitteles	315
Ez und sich im mhd. satz- und versanfang, von Schulze	404
Vorsicht mit Hans Folz, von Schröder	146
Zwei genealogien, von Schröder	298
Personalnotizen	148. 316. 418
Berichte über Wenkers Sprachatlas, von Wrede	
I. II (<i>ich</i>)	300
III (<i>gänse, eis, sechs</i>)	405
Die zeit der germ. besiedelung Skandiaviens, von Bremer	413

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XVIII, 1 JANUAR 1892

Verzeichnis altdeutscher handschriften. Von HEINRICH ADELBERT VON KELLER, herausgegeben von EDUARD SIEVERS. Tübingen, HLaupp, 1890. v und 178 ss. gr. 8. — 5 m.*

Vermutlich ist der verstorbene AvKeller der einzige gelehrte gewesen, der den aufrichtigen wunsch gehegt hat, dass das von ihm 'langgepflegte' Verzeichnis altdeutscher handschriften als selbständige schrift auf den büchermarkt gebracht werde. jeder von uns bewahrt in seinen sammlungen notizen über handschriften, die man bei gelegentlichem aufenthalt in der einen oder andern bibliothek durchgesehen hat, aber niemand wird glauben, dass solche hie und da zusammengerafften aufzeichnungen eine wissenschaftliche tat bedeuten, die eine verewigung durch den druck verdiene, niemand wird im grunde wünschen, solcher schätze eines andern teilhaft zu werden, die im allgemeinen nur für den aufzeichner selbst einen gewissen wert besitzen. höchstens der privatdruck ist für solche dinge am platze, weil er den empfänger schon wegen seiner beziehungen zu der person des spenders erfreut und weil er dem kritiker von vornherein mit der bitte um annahme mildernder umstände entgegentritt.

Inhaltsangaben von handschriften zu drucken ist nur in zwei fällen geboten und erwünscht. vereinzelt ist willkommen, wenn dadurch unsere kenntnis wichtigen materials vermehrt wird; sammlungen dagegen müssen in irgend einer weise ein ganzes darstellen. solcher art sind die vollständigen verzeichnisse aller handschriften einer bibliothek, sind mitteilungen der ergebnisse von bibliotheksreisen nach bestimmten genden, deren kleinere sammlungen bei dieser gelegenheit vollständig erledigt werden, sind endlich verzeichnisse der handschriften, die hauptsächlich einen und denselben gegenstand behandeln; schliesslich wäre ein größeres verzeichnis von manuscripts, die sich in privatbesitz befinden, auch ohne das princip der vollständigkeit beim sammeln insofern wertvoll, als der forscher solche dinge durch suchen nicht ermitteln kann. aber die zusammenstellung vereinzelter handschriften großer, mittelgroßer und kleinerer bibliotheken, die stets die vermutung bestehn lässt, dass diese bibliotheken noch

* vgl. Litt. centralbl. 1890 nr 16. — DLZ 1890 nr 31 (KKochendörffer). — Centralbl. f. bibliothekswesen VIII (1891) s. 1—5 (KBurdach). — Littbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr. 9 (ALeitzmann).

mehr der art bergen, ohne hervorragenden wert des einzelinhalts, ohne einheitlichen zusammenhang der enthaltenen gegenstände, hat kein recht auf veröfentlichung.

Solcher art aber ist das von K. hinterlassene manuscript. von 116 verzeichneten nummern kommen — wieso wird sich alsbald ergeben — höchstens 74 überhaupt in betracht. von diesen befanden sich zu K.s zeit 7 in privathänden, 2 in abgelegenen büchereien (den stiftsbibliotheken zu Oehringen und Tübingen), die übrigen 65 in Augsburg, Darmstadt, Donaueschingen, Dresden, Frankfurt, Heidelberg, Karlsruhe, Mainz, Nürnberg, Regensburg, Stuttgart, Tübingen, Weimar, Wolfenbüttel, Würzburg; wie man sieht, durchweg in bibliotheken höheren ranges, deren altdeutsche handschriftensätze mit den von K. verzeichneten durchaus nicht erschöpft sind. ferner besteht in keiner weise eine innere verwantschaft der in dem material enthaltenen gegenstände: selbst die weitumfassende bezeichnung 'Verzeichnis altdeutscher handschriften' hat sich nur dadurch ermöglichen lassen, dass man das zahlreich vertretene 16 jh. zum altdeutschen rechnete. tatsächlich bringen die handschriften die allerverschiedenartigsten dinge: latein und deutsch, poesie und prosa, episches, lyrisches, didactisches, predigten, pamphlete, chroniken, recepte uam., volkstümliches und kunstmäßiges in buntestem durcheinander.

K. hat bei lebzeiten 7 der hier zusammengestellten nummern (1—6. 115) in 5 privatdrucken an freunde verteilt. von dem oben erwogenen gesichtspuncte aus betrachtet, hatten diese leistungen ein gewisses anrecht darauf, von der kritik nicht beachtet zu werden; nachdem nun aber das ganze verzeichnis auf K.s wunsch der öffentlichkeit übergeben ist, muss es sich auch gefallen lassen, dass die kritik ihre pflicht übt; als einheitliches handschriftenverzeichnis gedruckt, muss es mit demselben mafe gemessen werden, das wir an ein wirklich einheitliches werk, vor allem also an ein verzeichnis sämtlicher handschriften einer bibliothek, anzulegen haben. wir wollen uns dabei bemühen, zuerst lediglich die leistung K.s ins auge zu fassen, und die zusammenhängende würdigung der Sieversschen restaurationsarbeit für die zweite stelle aufsparen.

Es handelt sich zunächst um die beschreibung der handschrift, und diese muss zwei ansprüchen genügen.

Erstens muss sie so ausfallen, dass durch sie die handschrift zu identificieren ist, auch wenn sie an einem andern orte als dem angegebenen auftaucht. dazu brauchen wir, aufser der verzeichnung des inhalts, genaue angaben über das äußere des manuscripts: die beantwortung einer gewissen reihe von fragen über die beschaffenheit des materials, die sich jedem codex gegenüber aufwerfen lassen, und ferner die mitteilung etwaiger sonderheiten, die nur die einzelne handschrift aufzuweisen braucht,

und die uns anhaltspunkte für die geschichte der handschrift liefern, die widergabe also von eintragungen und zusätzen der schreiber oder besitzer uam. welches jene allgemeinen fragen sind, die der verzeichner für jeden codex zu beantworten hat, soll hier nicht erörtert werden. K.s ideal, wie man es dem vorliegenden verzeichnis entnehmen kann, ist die angabe der beschaffenheit des beschriebenen stoffes, des alters der schrift, der höhe, breite, dicke, der seitenzahl, der zahl der spalten und der zeilen auf jeder seite und die beschreibung des einbandes. dieser fragebogen ist ziemlich vollständig — insofern man nämlich bei der beschaffenheit des beschriebenen stoffes, sobald es sich um papier handelt, nicht auch die angabe der wasserzeichen fordert, auf die K. überhaupt nicht geachtet hat —, ja, in einem puncte zu vollständig. angaben über die dicke einer handschrift führen irre statt zu nützen. soll man mit dem einband messen, also etwa die breite des rückens? aber wie oft wird ein codex nachträglich in einen andern einband gekleidet, und dann wird sich höchst wahrscheinlich auch die rückenbreite verändern. oder soll man von dem einband absehen? wie weit soll man dann die blätter der handschrift aufeinander drücken? die praxis bestätigt diese theoretische erwägung. als dicke der hs. nr 114 seines verzeichnisses gibt K. 0,075 m. an, — wenn ich die blätter ordentlich zusammenpresse, kann ich nur 0,066 m. herausmessen. im übrigen aber ist genaue auskunft über die genannten puncte durchaus erwünscht und im grunde sogar notwendig. am leichtesten entbehrlich wird man sie gewis bei sammelhandschriften finden, denn gewöhnlich wird die eigentümliche zusammensetzung und anordnung des einzelnen hier die recognoscierung ohne weiteres ermöglichen. aber auch solchen handschriften gegenüber behalten die erhobenen forderungen ihre berechtigung. denn einmal können auch sammelhandschriften vollständig und getreu copiert werden (wie zb. so mancher von Hartmann Schedel geschriebene codex beweist), und bei unzureichender beschreibung kann dann leicht die gefahr eintreten, dass die copie mit dem original verwechselt wird, — die widergabe von schreibervermerken usw. kann davor nicht immer schützen, da die copisten sie gern mit herübernehmen. anderseits werden sammelhandschriften oft zerstückelt; da aber wenigstens einige der äußeren eigenschaften des ganzen von den bruchstücken bewahrt werden, wird die genaue beschreibung des ganzen oft genug die zugehörigkeit eines aufgefundenen bruchstücks entscheiden lassen.

Inwieweit hat K. diese forderungen, die die beschreibung des äußeren betreffen, erfüllt? von den 74 hss., die das buch mit K.s worten beschreibt, sind höchstens 40 einigermaßen vollständig gekennzeichnet, — ganz vollständig, mit beachtung aller oben angeführten merkmale, keine einzige: willkürlich ist hier einmal diese, dort jene angabe unterblieben. die übrigen 34 be-

schreibungen gelin stufenweise abwärts; immer weniger und weniger wird angeführt, und es ist zu bezweifeln, ob man zb. nr 31 'Tübingen. Universitätsbibliothek. Bezeichnet M. d. 334 Grp. Herzog Albrecht und Otten von Östreich freihheiten 1336' noch als handschriftenbeschreibung wird gelten lassen. von ähnlichem caliber ist eine nicht kleine zahl von nummern. und abgesehen von solcher mangelhaftigkeit im einzelnen, die verschiedene stellen des buches fast unbenutzbar macht, — verliert nicht das ganze dadurch, dass von irgend einer einheitlichkeit in der beschreibung der hss. nicht die rede ist, auch von diesem gesichtspuncte aus betrachtet eigentlich jede berechtigung, eben ein ganzes, ein buch zu heissen? wenn es sich um den catalog der hss. einer bibliothek gehandelt hätte, wäre vermutlich auch der kritik dieser cardinalfehler des verzeichnisses nicht entgangen.

Sind nun K.s angaben über die äusseren verhältnisse der hss. wenigstens da, wo er sie gibt, correct? im allgemeinen läuft diese art von angaben am wenigsten gefahr, einer nachprüfung seitens der kritik zu unterliegen: tatsächlich wird man von keinem referenten verlangen können, dass er nur zum zweck einer recension an das weitverstreute material selbst wider den centimeterstab anlegt. nur in bezug auf zwei hss., die nr 60 und 114, habe ich es getan (vgl. auch oben s. 3); bei der erstgenannten finde ich als höhe 0,201 m. angegeben, — mein mafsstab misst 0,206 m. somit seien auch die die übrigen hss. betreffenden angaben gelegentlicher nachprüfung empfohlen.

Wichtiger aber als diese puncte der beschreibung, von denen ein nicht geringer teil durch beschneidung usw. nachträglich verändert werden kann, und geradezu unentbehrlich für eine spätere identification sind die textproben, die der verzeichner druckt. verlangen wir unbedingte genauigkeit schon von einem abdruck des ganzen stücks, um wieviel peinlicher muss der sein, der nur wenige zeilen als stichproben geben kaun, — wenige abweichende buchstaben können hier genügen; um den benutzer der hs. zu der unrichtigen überzeugung zu bringen, dass er ein von der ihm bekannten niederschrift verschiedenes manuscript vor sich habe. die bibliothekswissenschaft, die mit recht für die catalogue auch der gedruckten bücher die allerminutiöseste sorgfalt bei der anfertigung der titelcopieen fordert, muss diesen anspruch noch weit strenger hss. gegenüber aufrecht erhalten, bei denen eine falsche identification oder nichtidentification zu weit bedenklicheren folgen führt. am besten würde es demnach sein, diese bedeutungsvollen proben diplomatisch genau, dh. sogar mit widergabe sämtlicher abkürzungen des originals zu drucken, denn gerade sie können unter umständen characteristisch sein, und bei der auflösung ergeben sich oft genug schwierigkeiten, die dazu führen können, dass zwei herausgeber dieselbe vorlage

in orthographisch verschiedener gestalt wiedergeben, ohne dass man die eine abschrift fehlerhaft nennen kann.

Von dieser diplomatischen treue sieht nun K. von vorn herein ab: er hat sämtliche abkürzungen aufgelöst. um so strenger müssen wir ihm genauestes festhalten an der orthographie der hss. zur pflicht machen. wir wissen nun leider von andern gelegenheiten her, dass sorgfalt in der wiedergabe des textes K.s starke seite nicht war: das gilt namentlich von der Hans-Sachs-ausgabe, und auch hinsichtlich einer anderen vielbenutzten K.schen publication wird nächstens erschreckendes zu tage kommen. eine vergleichung der hs. nr 60 mit dem original ergab in den wenigen probezeilen 9 fehler: s. SS z. 1 *Wolffgang* st. *Wolffgang*; SS, 27 *buch* st. *Buch*; 89, 6 *hant* st. *hont*; 90, 15 *hertz* st. *hercz*; 90, 30 *het* st. *hett*; 90, 33 *gewesen* st. *gemesen*; 91, 13 fehlt hinter *Palm GSVG*; 92, 11 *das* st. *dasz*; 92, 12 *ich* st. *jch*. ferner muss es s. 92, 10 *Bl. 119* und nicht *Bl. 114* heißen. damit man aber nicht glaube, dass diese fehler erst durch den jetzigen herausgeber hineingekommen seien, ziehe ich auch die nr 2 und 4 heran und zwar den ersten druck, der ja s. z. durch K. selbst besorgt war.

Ich beschränke mich hier auf die überschriften der in den beiden hss.¹ enthaltenen stücke, auch in diesem geringen material aber sind nicht weniger als 27 fehler zu constatieren. 2 nr 11 l. *Armen Ritter*; 2, 12 l. *Ritter*; 2, 15 l. *Almuesen*; 2, 20 l. *Buben*; 2, 48 l. *hannen*; 2, 49 streiche *auch*; 2, 65 l. *güt*; 2, 71 l. *geiß*; 2, 72 l. *snür*; 2, 75 l. *eyn*; 2, 77 l. *michahel*; 2, 81 l. *vbeln*; 2, 82 l. *russin*; 2, 93 l. *von*; 2, 98 l. *Rosendorn*; 2, 100 l. *zucht vnd enzucht*; 2, 107 streiche *dem, l. omnes*; 4, 2 l. *thomas*; *aquin*; 4, 3 *stät*; *recht büch*; 4, 10 *Muschgaet plüt*; 4, 11 *kunnig*; 4, 12 *HÖffart, wäre*. solche proben werfen auf die zuverlässigkeit auch der übrigen mitgeteilten textworte ein bedenklches licht.

Waren die bisher an einen herausgeber gestellten forderungen wesentlich im interesse einer etwaigen identification der ganzen hs. zu erheben, so gesellen sich dazu zweitens einige weitere forderungen, deren erfüllung demjenigen zu gute kommen soll, der die hs. unmittelbar benutzen will und die beschreibung zu hülfe nimmt. es ist zunächst nötig, soviel vom texte der einzelnen stücke mitzuteilen, dass der benutzer genügende anhaltspuncte hat, um danach die identität der nummer festzustellen. K. hat sich offenbar ganz richtig zu der ansicht bekannt, dass bei dem häufigen titelwechsel, den namentlich kleinere stücke und zumal im späteren mittelalter durchmachen, die angabe der überschrift nicht ausreicht, und teilt daher aufer dieser in der mehrzahl der fälle auch anfang und schluss des stückes mit.

¹ ich habe sie nicht selbst gesehen, sondern bin der direction der großherzoglichen hofbibliothek in Karlsruhe für eine sorgsame collation zu vielem dank verpflichtet.

principientest ist er freilich auch hier nicht; namentlich gegen ende des verzeichnisses wird die mittheilung der schlussworte immer seltener, und bisweilen fehlen auch die anfangszeilen da, wo man mit der bloßen inhaltsangabe (zb. 94, 3 *Bedingungen eines Vertrags*) nichts anfangen kann.

Ein weiteres ist die forderung, die hs. so zu beschreiben, dass der benutzer auf grund der ihm vorliegenden angaben sofort die entsprechende stelle des originals zu finden vermag. für den anfang und den schluss jedes stückes muss also die in betracht kommende seitenzahl namhaft gemacht werden. auch in diesem puncte aber herrscht bei K. die störendste regellosigkeit. in nr 2 (ich benutze hier wider die privatdrucke) ist — mit verschwindenden ausnahmen — stets nur angegeben, an welcher stelle die einzelnen stücke aufhören, nicht wo sie beginnen. in nr 3 ist es, von wenigen stellen abgesehen, gerade umgekehrt, in nr 4 und 5 sind im allgemeinen beide orte bezeichnet, und der gleiche wechsel zieht sich durch das ganze verzeichnis.

Zu diesen forderungen, die, von paläographischen kenntnissen abgesehen, im ganzen nur mechanische treue von dem verzeichner verlangen, gesellt sich endlich ein berechtigter wunsch, der freilich gröfsere ansprüche an die gelehrsamkeit des bearbeiters macht, der wunsch, dass das verzeichnis den benutzer mit allen litterarischen hilfsmitteln bekannt mache, die ihm bei der beschäftigung mit dem inhalt der hss. dienlich sein können. wird eine solche einrichtung tatsächlich von der heutigen bibliothekswissenschaft selbst für die geschriebenen ortscataloge verlangt, so ist sie für ein gedrucktes verzeichnis, das weiteren kreisen des wissenschaftlichen publicums dienen soll, fast bedingung. es wird also für jede einzelne in einer hs. enthaltene nummer zu liefern sein: 1) ein vollständiges verzeichnis sämtlicher stellen, an denen das stück im druck zugänglich ist; 2) ein verzeichnis der litteratur, die sich mit dem gegenstande beschäftigt, — hier empfiehlt es sich meiner ansicht nach besonders, wenigstens in bezug auf ein allgemein benutztes handbuch, vollständiges zu geben; 3) womöglich hinweise auf die in der litteratur noch nicht behandelten hss. desselben gegenstandes.

Man kann die erfüllung dieser wünsche von dem herausgeber eines verzeichnisses im letzten sinne nicht geradezu beanspruchen, aber zu einer forderung, denke ich, hat man ein gutes recht. wenn K. häufig die druckstellen namhaft macht, wenn er häufig litteraturnachweise gibt und namentlich ein gewisses handbuch mit gerechtfertigter vorliebe benutzt, wenn er endlich zu widerholten malen verwante hss. heranzieht, dann hat er auch die pflicht, diese leistungen immer zu tun. denn in dem nicht nachprüfenden benutzer erweckt er jedesfalls die vorstellung, dass er es auch in den gelehrten beigaben zur vollständigkeit gebracht habe, und er veranlasst ihn dadurch, sich

seinerseits nicht weiter um die herbeischaffung etwa noch vorhandenen materials zu bemühen. dieses vertrauen der leser und damit die verpflichtung der herausgeber wird um so gröfser sein, je besseren klang die namen besitzen, die auf dem titelblatt des verzeichnisses stehn.

K. hat sein verzeichnis reich mit litterarischen hinweisen ausgestattet, ihm gegenüber ist also die forderung der vollständigkeit durchaus am platze. ob er ihr gerecht geworden ist, unterlasse ich zu untersuchen, denn ich bin mir über die entstehungszeit der einzelnen nummern nicht recht im klaren, und damit fehlt mir der mafsstab, der an die litteraturangaben hinsichtlich ihrer vollzähligkeit anzulegen wäre. der neue herausgeber hat in bezug auf die abfassungszeit einiger stücke allerdings in seiner vorrede ein paar abgrenzende angaben gemacht; unter den 7 zahlen befindet sich aber auch die mitteilung, K. habe die beschreibung von nr 114 im mai 1874 angefertigt. da die hs. aber, die seit ihrer benutzung durch K. den besitzer gewechselt hat, laut accessions-catalog der Berliner kgl. bibliothek von dieser schon im mai 1873 erworben worden ist, so zeigt sich damit die fehlerhaftigkeit der genannten angabe und zugleich die unbenutzbarkeit der ganzen kleinen mitteilung über die entstehungsgeschichte des K.schen manuscripts.

Das vorwort gibt uns auch über die weitere geschichte des verzeichnisses vor der drucklegung bericht. nach K.s letztem wunsch sollte Bartsch die herausgabe des manuscripts übernehmen, 'zu der er wie kein anderer gerüstet war.' ob wirklich wie kein anderer, darüber lässt sich streiten, jedesfalls aber war er es — das sei von vornherein bemerkt — unvergleichlich besser als der jetzige herausgeber, der nach Bartschs rücktritt mit der publication betraut wurde: Eduard Sievers.

Die aufgabe, das ungleichmäfsig und mangelhaft angelegte und oft veraltete verzeichnis zu einem halbwegs brauchbaren und nutzbringenden buche umzugestalten, war nicht ganz leicht, selbst nicht für jemanden, der vollständig in der litteratur des 13 bis 16 jhs. zu hause ist. zu den speciellen arbeitsgebieten S.s gehörte diese zeit, soviel ich weifs, bis zur herausgabe des verzeichnisses nicht; umso mehr hätte er die verpflichtung gehabt, für diesen ersten streifzug in fremdes land reichlich zeit auszusetzen. statt dessen erzählt er uns in der vorrede, dass seine muße durch die übersiedlung von Tübingen nach Halle stark beschränkt gewesen sei und bittet mit rücksicht darauf für das fehlende um freundliche nachsicht. 'gröfsere vollständigkeit der nachweise hätte ich unter den obwaltenden umständen nur um den preis einer abermaligen hinausschiebung des druckes in unbestimmte ferne erreichen können'. erstlich, meine ich im hinblick auf meine obigen erörterungen über den allgemeinen wert eines solchen verzeichnisses, wäre die nochmalige hinausschiebung kein

allzugroßes unglück gewesen und jedesfalls ein geringeres, als die vorlegung in absolut mangelhafter form. zweitens aber erscheint mir die erteilung eines generalpardons an jemanden, der ein buch veröffentlicht, durchaus unstatthaft. äußere umstände können immer nur vorgeführt werden, wenn es gilt, ein paar einzelne flecke oder lücken zu entschuldigen; wer keine zeit hat, einem ganzen werk und dem kaufenden publicum gegenüber seine pflicht zu tun, der überlasse die arbeit einem andern.

Über seine herausgebergrundsätze ist S. durchaus mit sich einig; gegen die beiden, die er in der vorrede heraushebt, ist nichts einzuwenden. dass er die privatdrucke als manuscript behandelt, ist gewis zu billigen, und ebenso richtig ist es, dass S. diejenigen nummern fortgelassen hat, die durch K.sche oder anderweitige publicationen mittlerweile überholt waren. ob er nicht zu weit geht, wenn er nr S3 cassiert, weil die hs. in Graffs Diutiska beschrieben ist, während K. doch offenbar absichtlich vielfach mit Graffs beschreibungen concurrirte, wage ich nicht zu entscheiden, da ich K.s manuscript nicht gesehen habe; anderseits weifs ich nicht, warum unter nr 112 angaben über eine Dresdener hs. stehn geblieben sind: ich mag nicht annehmen, dass S. Schnorr von Carolsfelds zweibändiger Dresdener hss.-catalog (1883) unbekannt geblieben ist, der sich II 469 mit der genannten hs. beschäftigt.

Man wird nun aber meinen, S. habe die wertlos gewordenen nummern einfach gestrichen und etwa in der vorrede einen hinweis gegeben. statt dessen werden sie anspruchsvoll jede als besondere nummer fortgeführt, und in eckigen klammern wird standort, format, jahrhundert der entstehung oder sonst ein paar äußere merkmale mit dem hinweis auf die überflüssig machende stelle vereinigt; ich weifs übrigens nicht, weshalb bei den nrr 16. S1. 96. 97. 102. 103 ein stückchen des alten textes außerhalb der eckigen klammern steht. ich kann es nicht billigen, dass der käufer eine derartige raumverschwendung bezahlen muss, die ihm nicht den geringsten nutzen bringt. wenn aber etwa der grund in der scheu liegen sollte, die zahlen des toten verfassers zu verändern, so wäre das eine art von Kellerphilologie, die man bei der beschaffenheit des materials, um das es sich handelt, beinahe als eine satire auf auswüchse der Goethephilologie ansehen möchte. ebenso überflüssig oder vielmehr störend ist es, wenn in den übrigen beschreibungen wiederholt genaue hinweise auf einzelne stellen anderer hss. vorkommen, deren detaillierte inhaltsangabe das gedruckt vorliegende verzeichnis nach S.s strichen nicht mehr bietet.

Im übrigen liegt aber S. die Kellerphilologie nicht sehr am herzen. buchstabengetreue widergabe der beibehaltenen teile des K.schen manuscripts konnte man allerdings von S. verlangen; statt dessen hat er, soweit ich ihn controlieren kann, dh. in

den nr 1—6 und 115, eine so große zahl von abweichungen eintreten lassen, dass man zu der genauigkeit des übrigen kein rechtes zutrauen haben kann. freilich: 'einige geringfügige versehen in den bereits vom verfasser selbst veröffentlichten stücken sind, meist nach dem manuscript selbst, stillschweigend gebessert worden'. dieses stillschweigen raubt mir die möglichkeit einer näheren controle fast ganz; dass es sich aber nur um den kleineren teil der ca 30 abweichungen handeln kann, zeigen die fälle, in denen ich, auch ohne K.s manuscript gesehn zu haben, die abweichungen mit bestimmtheit der ungenauigkeit S.s zur last legen kann. nr 2, 13 überschrift steht *und st. vnd*; 2, 102 *ein st. einer*; 4, 18 fehlt *Bl. 34^b*. in nr 6 endlich ist bei der angabe des materials, aus dem die hs. besteht, K.s abkürzung *Pg.* von *S.* als *Papier* widergegeben worden, was um so seltsamer ist, als eine zeile vorher die signatur der hs., *Codex pergamen. german. xxxv*, angeführt ist. man schelte diese nachforschungen nicht kleinlich: es war die aufgabe der verf., äufferlichkeiten und kleinigkeiten genau zu erfüllen, und dadurch ist auch der kritik die stufe angewiesen, auf die sie sich zu stellen hat.

Im übrigen aber musste jemand, der ein veraltetes manuscript herausgab, der seinen namen in großen lettern auf das titelblatt setzt und so gewissermaßen als mitverfasser auftritt, der in der vorrede neben der bitte um nachsicht auch seinen anspruch auf anerkennung des gebotenen vorbringt, sich sagen, dass an ihn die gleichen forderungen zu stellen sind wie an den ursprünglichen herausgeber. dass das manuscript veraltet war, konnte für S. einem zweifel nicht unterliegen. K. war der verfasser: in diesem umstande hätte von vornherein für den herausgeber die forderung enthalten sein müssen, wenigstens diejenigen hss., die ausführliche textproben geben, für die correctur im original heranzuziehn.

S. erklärt in der vorrede, das hätte für ihn außer dem bereich der möglichkeit gelegen. ich leugne das ganz entschieden: es handelte sich wesentlich um ein gutes halbes dutzend größerer bibliotheken, die ohne jedes bedenken S. ihre hss. zur verfügung gestellt hätten; ganz besonders eigentümlich nimmt sich neben jener S.schen erklärung der umstand aus, dass nicht weniger als 25 hss. des verzeichnisses der universitätsbibliothek zu Tübingen gehören. für die oben in proben belegte unzuverlässigkeit des K.schen textes und eigentlich auch für die ungleichmäßigkeit der beschreibung ist meiner ansicht nach S. mit verantwortlich zu machen.

In einem puncte aber tritt diese für S. vorliegende notwendigkeit, die hss. selbst heranzuziehn, besonders deutlich zu tage. S. hat sich dem manuscript K.s gegenüber eine änderung gestattet: er hat — wie es K. auch sonst getan — die einzelnen stücke der verschiedenen hss. durchnumeriert. nun hatte, wie

wir oben sahen, K. in sehr vielen fällen nicht angegeben, an welcher stelle der hs. das einzelne stück beginnt, sondern wo es aufhört; S. aber musste, da durch die numerierung¹ der anfang mehr in den vordergrund gerückt wurde, wie er ganz richtig sah, die schlusszahl durch die anfangszahl ersetzen. das aber hat er — man sollte es nicht glauben — ganz ohne berücksichtigung der hss. getan: er hat einfach die zahl, die die stelle nennt, an welcher das eine stück aufhört, für die seitenzahl der stelle genommen, an der das nächste stück beginnt. als ob es nicht auch in einer fortlaufend geschriebenen hs. möglich wäre, dass stück a in der weise auf seite x schließt, dass stück (a + 1) auf x keinen platz mehr findet und daher oben auf (x + 1) anfängt. tatsächlich ist dieses misgeschick S. begegnet, und durch diesen und verwante fehler sind die angaben der blattzahlen bei den stücken 2, 3; 2, 17; 2, 18; 2, 21; 2, 47; 2, 78; 2, 82; 2, 84; 2, 91; 2, 98; 2, 108; 2, 109; 2, 110 unrichtig geworden². das geringe zutrauen, das man zu unrevidierten K.schen zahlen gehabt hätte, ist durch diese willkür S.s auf eine noch tiefere stufe herabgedrückt worden.

Aber selbst wenn es für den herausgeber aufser dem bereich der möglichkeit gelegen hätte, die hss. selbst zur hand zu nehmen, — das eine hätte er doch bedenken müssen, dass in einem zeitraume von bis zu 25 jahren mit den hss. allerhand vorgeht und dass daher die notwendigkeit vorliegt, sich mindestens durch anfragen bei den bibliotheken davon zu überzeugen, dass die hss. noch an dem standort stehn, den das alte verzeichnis ihnen anweist: denn unrichtige signaturen angeben, heisst den benutzer des verzeichnisses, der sich die betr. hs. verschreibt, um zeit und um geld bringen. S. hat nichts der art für nötig gehalten; dass solche ermittelungen aber notwendig waren, beweist das ergebnis einiger anfragen, die der unterzeichnete ergebnis liefs. nr 2 ist nach K.-S. in Karlsruhe nr 481, in wärklichkeit aber jetzt nr 408. nr 3 (ohne signatur) heisst jetzt in Karlsruhe St. Blasien 77; ebenso waren für die nrr 4. 6. 9 etwas genauere signaturen zu ermitteln. nr 66, eine hs. der Darmstädter hofbibliothek, soll dort nach

¹ die einrichtung ist natürlich doch der bequemen art des citierens wegen getroffen, und diese wurde von S. mit recht auch im register durchaus durchgeführt. unsoweniger ist es mir verständlich, warum S. in den nicht seltenen fällen, dass innerhalb einer hs.-beschreibung auf eine stelle eines andern im verzeichnis beschriebenen codex verwiesen ist, die alte citierweise nach blättern beibehält. innerhalb desselben buches bedeutet auf diese weise einmal 42, 16: hs. 42 stück 16, das andere mal hs. 42 blatt 16 — also etwas ganz verschiedenes.

² ich habe nur nr 2. 4 und 60 nachgeprüft, die beiden ersten mit hilfe der Karlsruher bibliotheksverwaltung. in einigen der genannten fälle (zb. 2, 47) hätte sich S. übrigens auch ohne die hs. davon überzeugen können, dass er falsche zahlen angab: wenn er nämlich die von K. citierten stellen nachgeschlagen hätte, an denen die stücke nach der in rede stehnden hs. gedruckt sind.

K.-S. die nr 14 tragen, heißt aber längst 144, — S. hätte an die möglichkeit einer veränderung hier um so eher denken müssen, als er kurz zuvor einen aufsatz von Roth citiert, der ihm zeigt, dass eine reihe anderer Darmstädter codices seit K.s aufzeichnungen andere nummern bekommen haben.

Aber das sind noch verhältnismäßig harmlose fälle. das wenigste, was man voraussetzen kann, ist doch, dass ein 1890 erschienenes buch wenigstens die bibliotheken richtig angibt, denen die hss. gehören; sonst wird ja der wert der ganzen beschreibung fast auf null herabgedrückt. der herausgeber eines älteren verzeichnisses muss sich aber sagen, dass in kleinen bibliotheken oder gar im privatbesitz manche veränderung vorgekommen sein kann, und er darf daher die mühe nicht scheuen, mit solchen im verzeichnis genannten stellen, eventuell auch mit ein paar antiquaren eine correspondenz anzuknüpfen, die ihn auf die spur nach etwa verschollenen hss. führen könnte. S. hat daran nicht gedacht. nr 42, eine hs., die auf 22 seiten eingehend beschrieben wird, trägt an der spitze die angabe: *Regensburg. Kön. kreissbibliothek.* tatsächlich ist sie seit 1876 als Cod. germ. 5919 in München¹. nr 60, die oft beschriebene hs. des Sigenot usw., ist nach K.-S. in Ulm im privatbesitz des hrn prof. und ephorus D. Dietrich Hassler. aber dieser prof. Hassler ist schon 1873 gestorben, und die hs. hat seitdem eine lange reise durch verschiedene antiquariatsgeschäfte und durch die bibliothek des verstorbenen ABirlinger gemacht², bis sie aus dessen händen 1888 an die kgl. bibliothek in Berlin kam, wo sie jetzt Ms. germ. 4^o 1107 heißt. statt des alten von K.-S. beschriebenen halbzweibroschenen holzbandes bekleidet sie nun ein schöner halbfrauzband. endlich soll nr 114 in Wertheim am Main im besitz des fürstlichen domänenrats KLMüller sein, während sie sich tatsächlich, wie erwähnt, seit 1873 ebenfalls in Berlin befindet und dort als Ms. germ. fol. 876 bezeichnet ist.

Ausser der signierung ändert sich aber im laufe der zeit häufig auch die foliierung: dies gilt zb. von nr 2 (Karlsruhe). hier hat man seit 1853 eine neue zählung eingeführt, die die zahlreichen früher der hs. angehörigen, jetzt aber ausgerissenen blätter nicht mehr berücksichtigt, und somit sind auch, abgesehen von den oben aufgezählten, auf andre art verschuldeten fehlern, die sämtlichen seitenangaben dieser nummer eigentlich unbenutzbar. die befürchtung liegt nahe, dass es andern hss. zum schaden des verzeichnisses ebenso gegangen ist.

Endlich handelte es sich für S. darum, die litterarnachweise bis auf den neuesten stand der forschung zu führen; gerade auf diesem gebiete nimmt er die nachsicht der kritik in anspruch,

¹ prof. GRoethe musste das zu seinem schaden erfahren.

² auf der Ulmer stadtbibliothek ist sie, soweit meine ermittelungen reichen, trotz Vogts angabe (Beitr. 12, 435) niemals gewesen.

aber gerade auf diesem gebiete, auf dem er in eckigen klammern soviel druckstellen, litterarische nachweise, angaben verwanter hss. als seine zutat auszeichnet, dass der leser an vollständigkeit glauben muss, tritt die kritik besonders in ihr recht. denn gerade auf diesem gebiete zeigt es sich, wie wenig S. zur leistung der hier gegebenen aufgaben gerüstet war, wie leicht er sich trotzdem mit ihnen abfand. der beweis kann nur durch stichproben geführt werden: vollständige ergänzung der litteraturnachweise würde für einen referenten fast die ganze arbeit bedeuten, die S. hätte tun sollen, und die kann man billigerweise von ihm nicht verlangen.

Schon oben war betont, dass hinweise auf ein handbuch wie Goedeke durchaus zu billigen sind: aber die durchführung muss auch consequent sein und sich nicht auf die stellen beschränken, die auch der laie mit hülfe des registers ohne weiteres findet, sondern besonders die stellen heranziehen, die man suchen oder — kennen muss, um sie citieren zu können. S. aber hat sich offenbar mit ganz wenigen ausnahmefällen an Goedeke's register gehalten, freilich auch ohne dieses vollständig auszunutzen. so gehört zu 2, 2S der hinweis auf Goed. r² 299; zu 2, 60 ist zu citieren Goed. r² 295; zu 2, 68 und 42, 17 Goed. r² 25S; zu 2, 105 und 42, 27 Goed. r² 109 (vgl. 114); zu 2, 113 Goed. r² 226; zu 3, 22 Goed. r² 312; zu 42, 21 Goed. r² 300f und 394, 9; zu 42, 22 Goed. r² 303; zu 42, 51 Goed. r² 296, 41; zu 42, 52 Goed. r² 294e (aber nicht von Hermann von Sachsenheim); zu 42, 76 (und 62, 34) Goed. r² 328, 16; zu 42, 110 Goed. r² 310; zu 42, 115 Goed. r² 281; zu 42, 117 Goed. r² 297 (wo das citat aus der Hätzlerin falsch ist: s. 264 und nicht 204); zu 60, 1 Goed. r² 249f; zu 60, 2 Goed. r² 248f und r² 40; zu 60, 10 Goed. r² 37; zu 60, 19 Goed. r² 310; zum teil liegt in diesen citaten schon eine identification der stücke mit anderweitig bekannten oder die angabe der verfasser, die S. unterlassen hat. 2, 105 (und 42, 27) ist vom Stricker; 2, 113 ist von Johann von Freiberg; 4, 15 ist vom mönch von Salzburg (im register ist das freilich bemerkt); 42, 51 ist nichts anderes als der spruch von der kuh vom könig v. Odenwald, also gedruckt Germania 23, 292, hier freilich erheblich gekürzt (vgl. Roethe ADB 32, 30f); 42, 76 gilt als werk von Rosenblüt (doch s. Roethe ADB 29, 230); 60, 8 ist von Heinrich von Pforzheim.

Aber auch die nachweise des gedruckten sind in keiner weise vollständig. 2, 60 ist gedruckt auch Koloczaer codex s. 91 ff; 2, 85 ist herausgegeben von Keller im verzeichnis der doctoren der phil. facultät Tübingen im decanatsjahr 1873—1874 (Tübingen 1874) s. 6 ff; 2, 93 steht auch in Müllenhoffs Sprachproben 4119f; 2, 107 ist gedruckt auch bei Lambel Erzählungen und schwänke s. 1 ff; 3, 22 steht etwas abweichend auch Hätzlerin s. 105 ff (vgl. s. LI); 4, 10 ebenda s. 102f; 26, 2 ist herausgegeben von Meyer: 'Das

stadtbuch von Augsburg' (Augsburg 1872) s. 1—229; 42, 12 gedruckt auch in Fichards Archiv III 212 ff (was bestimmt auch K. schon hätte verzeichnen können) und Germ. 21, 341 ff; 42, 17. 18. 20 gedruckt in Kellers Erzähl. s. 82 ff.; 42, 21 gedruckt auch Weimar. Jahrbuch VI 30 ff; 42, 88 und 60, 7, die beiden sprüche vom pfennig, sind nicht identisch, 42, 88 ist wol der jüngere und vermutlich von Hans Rofsner. zu ihm bemerkt K. 'gedruckt bei Myller (sammlung deutscher gedichte) b. 2.' zunächst ist das citat falsch aus den Fastnachtspielen übernommen: es muss heißen I 216; ferner aber gibt dieser abdruck gar nicht 42, 88, sondern 60, 7, und hier fehlt der hinweis auf Myller. umgekehrt gehört S.s hinweis auf Germania 33, 160 (muss heißen 161) nicht zu 60, 7, wo er steht, sondern zu 42, 88, wo er fehlt. 42, 117 steht auch Hätzlerin s. 264. 90 ist abgedruckt von Massmann Denkm. d. spr. u. litt. s. 113 f; vgl. Rieger Elisabeth s. 5 f.

Da S. öfters Berliner, Heidelberger, Münchener und Wiener hss. heranzieht, so wäre auch hier eine gewisse vollständigkeit zu verlangen. aber da fehlt zb. zu 2, 8 der hinweis auf Ms. germ. Berol. 4^o 911 fol. 103 ff, zu 2, 56 auf Cod. germ. Mon. 713 fol. 45 ff, zu 2, 61 auf Cod. Vindobon. 2855 fol. 141 f (vgl. Hoffmann s. 98) und Ms. germ. Berol. 4^o 911 fol. 97 ff (bruchstücke), zu 5, 4 bl. 32 auf dieselbe hs. fol. 31 f, 5, 4 bl. 84 auf W. 2 d. i. Cod. Vindobon. 2705 fol. 38, 5, 4 bl. 85 auf Ms. germ. Berol. 4^o 911 fol. 8 f, zu 6 auf Ms. germ. Berol. 4^o 909 fol. 9, zu 42, 48 auf Cod. germ. Mon. 379, 148 ff und Cod. Dresd. 50, 199 ff, zu 60, 24 auf Cod. Palat. 148 fol. 392 (vgl. Bartsch s. 72) usw.

Endlich sind auch sonst die litteraturangaben unvollständig und die gegebenen unzuverlässig, wie denn auch K.s citate offenbar nicht nachgeprüft sind. besonders ungleichmäfsig werden die nachweise dadurch, dass S. die an den von K. citierten orten verzeichnete litteratur bald aufnimmt bald nicht. 2, 56 hätte, wie sonst, bemerkt werden müssen, dass der druck bei der Hätzlerin anders endet; 2, 107 handelt es sich um bd. 2, nicht um bd. 1 von Beneckes Beiträgen; 2, 113: Das rädlein und Der maler von Würzburg können unmöglich ähnliche geschichten genannt werden: sie haben nicht das geringste mit einander zu tun; 11. 12 fehlt der hinweis auf Bechsteins ausgabe des Eberhard (Quedlinb. 1860) s. VII ff; zu 15 hätte Lorenz Geschichtsquellen³ I 59 und 116, zu 42, 17 Umland Schriften I 504 f citiert werden können; 42, 52 steht *Altdeutsche wälder*, wo es 'Altdeutsche blätter' heißen muss; 60: die Berliner hs. ist nicht von vllagen, sondern von Dronke; 60, 1 z. 5 27, 5, nicht 28; zu 60, 2 war noch zu verweisen auf Umland Schriften IV 153 ff und auf Rosenberg Deutsche volks- und gesellschaftslieder in hebräischen lettern (Berlin 1888) s. 27; zu 60, 20 auch auf Bartsch Heidelberger hss. s. 104 und 129; 60, 21 auf Bartsch Heidelberger hss. s. 106; zu 101 auf Ulmann Hist. zs. 39, 193—229, der den jüngeren Ludwig

von Eyb für den verf. hält und s. 196 auf eine zweite, bessere hs. hinweist; nr 92 ist ein bruchstück aus dem Väterbuche, vgl. JHaupt WSB 69, 135 f; zu nr 104, der freilich in diesem zustande überhaupt unbrauchbaren beschreibung der Augsburger meisterliederhs., war wenigstens Mezgers Geschichte der kreis- und stadt-bibliothek in Augsburg (Augsb. 1S12) s. 125 usw. zu citieren. nr 114 ist eine Lanzeloths. (was S. freilich aus K.s mangelhaften angaben schwer ersien konnte); der text verdient eine nähere untersuchung (vgl. die litt. Goed. r² 353. 466). ausführlichere proben als K. verzeichnet Reuss Zs. 3, 435.

Haben wir es bisher mit K. als verfasser und S. als herausgeber zu tun gehabt, so enthält das buch endlich noch zwei bestandteile, bei denen S. der vorrede zufolge als alleiniger verfasser auftritt: die beschreibung der nr 62, der vielgenannten Valentin Hollschen hs. in Nürnberg, und das register. dieses umfasst 10 ss., jenes 53 ss., — also ein beträchtlicher teil des buches, für den S. 'allein verantwortlich' zu machen ist. in bezug auf die beschreibung der hs. werden also an S. alle jene oben erörterten anforderungen zu stellen sein; besondere sorgfalt in jeder hinsicht war hier unsomehr am platze, als wir verhältnismäßig genaue beschreibungen durch Uhland und Wackernagel schon besitzen.

Statt dessen fehlt von vornherein jede beschreibung des äußeren der hs.¹, kein wort wird über gröfse, material, einband, seitenzahl usw. gesagt, — man muss also zur ergänzung doch wider Wackernagel heranziehen. weit schlimmer aber und viel bedenklicher ist die behandlung der mitgeteilten textproben². dass der ganze codex eine fülle von randnoten aufweist, wird trotz der ausführlichkeit der beschreibung mit keiner silbe bemerkt, und doch ist einmal diese tatsache als solche unbedingt zu erwähnen, ist ferner manches davon auch im einzelnen interessant, so zb. zu st. 21 die rote randnotiz: *ist meiner eracht nur der Iheroniy Sauaranolla Vonn Florentz welcher vil schonner such geschriben hatt*; in st. 31 zu den worten *Es wer auch manchem noch heutt gutt* die randglosse *hanns Christopf rumler. In Compania*; zu 207 der spruch: *Drew ding die seind mir gar kain schertz.*

Die selbe triebenn mir mein hertz.

Das erst ist mir ain hertte bufs.

Das ich wayßs dz ich sterben mußs.

¹ über den standort sagt S. nur 'Nürnberg. im besitze der familie Merkel'. infolgedessen nennt der referent der DLZ sie 'eine schwer zugängliche privathandschrift'. er hätte aus einer notiz Steinmeyers (Zs. 30, 376 f) ersien können, dass die hs. im Germ. museum zu Nürnberg aufbewahrt und von dort verschickt wird; jedesfalls aber wäre es S.s pflicht gewesen, für den benutzer des verzeichnisses eine angabe darüber zu machen.

² meine mitteilungen über den zustand des S.schen textes beruhen auf einer collation, die mir prof. GRoethe gütigst zur verfügung gestellt hat; ich verdanke ihm auch sonst wertvolle, hier benutzet hinweise.

Du ander mir vil hertter leitt.

Dz ich nit wayfs die rechte zeitt.

Das dritt das krenckt mir seel vnd leib.

Ich wayfs nit wa ich zum lesten pleib; . etc; .

Auch die gewis nicht gleichgiltigen jahreszahlen, die Val. Holl oft am schlusse zusetzt, sind wiederholt fortgeblieben (zb. nach 14 und 16 jedesmal 1524). in dem aber, was S. gibt, verwischt er alles charakteristische. was im original rot unterstrichen ist, ist nie bei S. bemerkt, denn was er gesperrt druckt, deckt sich keineswegs damit. das *etc.*-zeichen am schluss der gedichte hat S. ohne erkennbaren grundsatz bald fortgelassen, bald mitgedruckt; das anfangs-*J* wird ebenfalls ohne princip bald durch *J* bald durch *j* gegeben; *m*, *n* im anlaut gibt er massenhaft nachlässig durch *n*, *t* und umgekehrt; *u* und *v* werden nicht sauber auseinander gehalten. den feinen unterschied, den der abschreiber macht, indem er bei hedern die zeilenaufänge stets in minuskeln, bei sprüchen in majuskeln gibt, hätte S. gleichfalls nicht verwischen dürfen; er ist übrigens auch sonst in der wiedergabe der grossen und kleinen anfangsbuchstaben recht unzuverlässig. eine unmenge von stellen ist ohne weiteres mit fortlassung der anfangsworte gedruckt, während durch die art des citierens der eindruck der wörtlichkeit hervorgerufen wird, die natürlich auch allein am platze wäre. ein beliebiges beispiel für viele. nr 27 heisst bei S.: *Ain gar wunderschöner spruch genant der kündtpetthoff*; in der hs. steht aber: *Nun so volget hernach vnd hebt sich yetz an ain gar wunderschöner spruch g. d. k.* ob Val. Holl die autoren nennt, ob erst die moderne forschung sie ermittelt hat, wird in keiner weise auseinandergehalten (vgl. zb. st. 24, wo Holl Gengenbach nicht citiert, gegen st. 9, wo Hans Walsers name in der hs. steht). im höchsten grade fehlerhaft ist endlich der text im einzelnen; auch wenn wir von dem wunsche diplomatisch getreuer wiedergabe der abkürzungen absehen, wenn wir die zahlreichen eben allgemein characterisierten fehlerquellen bei seite lassen und uns nur an die übrigen abweichungen halten, bleibt folgende bedenklich umfangreiche fehlerliste: 1. l. *pfün-nigen*; 2. l. *gwynuen*; 3. l. *liedlin*, *yschehen*; 4. l. *prachenn* (st. *prachenn*); 6. l. *zuerkauffenn*; 9. l. *wurd*; 11. l. *Intimacion* (st. *Intimuation*); 14. l. *Oberisten*; 16. l. *gethou*; 19. l. *mer ein*; 20. l. *Bapsts*, *diser*, *andrer* (st. *ander*); 21. l. *dürstigkeit* (st. *dürftigkeit*!!); 22. vor *Vlrichen* fehlt *herren*; 25. l. *gutter*; 27. l. *wunderschöner*; 28. l. *hiemit*; 33. l. *mitinander*; 34. l. *spruch*, *stond*; 36. l. *begainander*; 41. l. *aufs gehuncken*; 42. l. *nöttigs*; 43. l. *weiberenn*, *stond*, *ain* (st. *au*); 44. l. *verfäeng*, *darnach*; 46. l. *fand er*, *Rosenplutt*; 47. l. *geburt*; 48. l. *offenbar*; 54. l. *vergutt*; 57. l. *aufserweltte*, *nach*; 60. l. *end* (st. *vnd*!!); 61. hinter *in* fehlt *die*, *heütte*; 67. l. *getzund*; 68. l. *Danbau/ser*; 69. l. *kayser Maximiliano*; 71. l. *herre*, *küniglicher*, hinter *Augsprung* fehlt *also*, *thüe*, *vnfs dz*;

72. l. *Hertzegin*; 74. l. *aufs spricht, alcz* (so immer), *will*; 75. l. *schaidenn, vnuud weib*; 77. l. *Jamerdeich*; 78. l. *aufs sprechen, corrigiertt*; 80. l. *Dz, vermainntenn* (st. *mainntenn!*); 81. l. *ein*; 83. l. *kain*; 85. l. *säliges* (st. *sälig*), *offenbar, driuälttigkaitt, kürtz*, dahinter fehlt *will*; 86. l. *In* (st. *An*), vor *sich* fehlt *man*, *Vnuud sölt*; 87. l. *Cristennhaitt*; 92. l. *summer*; 93. l. *will*; 94. l. *nach*; 95. l. *gschrift, wirdt gar*; 96. l. *werden*; 98. l. *vns*; 99. l. *Mustatt, Mustatplutt* (über dem *a* ein kleines *a*); 104. l. *an* (st. *ain!*); 107. l. *vnuud*; 109. l. *Ains mals*; 111. l. *vil*; 112. l. *Schenck ich*; 119. l. *gehalttenn*; 120. l. *weltlich, manchen* (über dem *a* ein kleines *a*); 121. l. *Rofsenaw, diser, thüe*; 122. l. *sein*; 123. l. *fünff*; 124. l. *de/s*; 126. l. *haimlichaitt, iren*; 127. l. *de/s, alten*; 128. l. *offt*; 129. l. *wölttest*; 131. l. *was* (st. *Wz*); 135. l. *newem, offembar*; 141. l. *kay*; *Haimleich*; 142. l. *pringt, auf/gericht*; *er sey ain schütz* ist keine volle zeile: davor fehlt *sy* (übergeschrieben *ch*) *hochberüemptt; den spütz*; 145. l. *liechten*; 146. l. *wöll*; 148. l. *pauf/sman*; 150. l. *eer abschneiden, der vor glaubt* ist gestrichen; 151. l. *hernachuołgtt*; 153. l. *ich* (st. *ist!*); 155. l. *hauf/smagett*; 158. l. *der vns*; 164. l. *begynn* (auch durch den reim erfordert), *dann ain*; 165. l. *andrer*; 168. l. *Haiden*; 170. l. *nacht* (st. *nach!*); 171. l. *vmb geben*; 176. l. *Mariam*; 177. l. *herrnach, dz*; 181. l. *tausent*; 183. l. *hertzlieb*; 186. l. *well*; 188. l. *fraintlich*; 189. l. *küng*; 192. l. *driuälttigkaitt, nun*; 194. l. *euch*; 195. l. *niemanntz*; 197. l. *schuch, nott*; 200. l. *töchterlein*; 203. l. *Vnuud, dz frone*; 207. l. *soll*; 208. l. *hausmayd*; 209. l. *leib*; 211. l. *ein frischer*; 212. l. *wurd* (st. *ward*, also conj.); 217. l. *Alexannders*; 218. l. *Apprillis*; 220. l. *vnuud grofs, vnuud auch*.

Von den weiteren, im interesse des benutzers der hs. oben erhobenen forderungen: angabe der blattzahl, die den anfang des stücks bezeichnet, und mitteilung der anfangs- und schlussworte neben dem titel der einzelnen stücke hat S. die erste correct, die zweite aber ebensowenig vollständig erfüllt, wie das ganze verzeichnis in dieser hinsicht gleichmäfsig gearbeitet ist. bei den stücken 4. 5. 6. 7. 10. 11. 16. 17. 20. 163. 189 ist ohne ersichtlichen grund nur der anfang, bei stück 219 nur der schluss, bei den stücken 12. 13. 14. 15. 21. 22. 25. 205. 206. 207. 210 gar nur der titel gegeben und in manchen fällen dadurch die identification entschieden erschwert.

Endlich kommen wir zu der forderung: 'vollständige litterarische nachweise', und hier zeigt uns eine eingehende prüfung, dass die von K. für die übrigen nummern gelieferten vorarbeiten doch verhältnismäfsig wertvoll gewesen sind; denn nr 62, wo S. allein steht, bleibt noch weit hinter den wahrhaftig auch nicht glänzend ausgestatteten übrigen stücken zurück.

S. zieht Goedeke heran, wo er die stelle fand, aber die lücken sind zahlreich. so ist zb. nachzutragen zu stück 7 Goed. n² 177; zu 8 Goed. n² 279, 17; zu 9 Goed. n² 156 f; zu 13

Goed. n² 268, 13; zu 24 Goed. n² 147, 15; zu 29 Goed. r² 331, 18; zu 33 Goed. r² 302, 51; zu 34 Goed. r² 328, 16; zu 46 Goed. r² 327, 9; zu 55 Goed. n² 87 (wo aber die Berliner signatur ganz veraltet und durch Yd 7829 zu ersetzen ist); zu 56 Goed. n² 455; zu 64 Goed. r² 282; zu 69 Goed. r² 282; zu 70 Goed. r² 281; zu 73 Goed. r² 281 f; zu 76 Goed. r² 288; zu 77 Goed. r² 281; zu 78 Goed. r² 318; zu 87 Goed. r² 282; zu 101 Goed. n² 28; zu 113 Goed. n² 36; zu 127 Goed. r² 289 und n² 290, 40; zu 131 Goed. n² 39; zu 132 Goed. n² 288, 4 (l. 124 st. 129); zu 139 Goed. r² 287; zu 141 Goed. r² 288; zu 146 Goed. n² 28. 40. 295, 110; zu 154 Goed. n² 27; zu 160 Goed. r² 289; zu 172 Goed. n² 27. 29. 36 ff; zu 179 Goed. n² 86, 8; zu 180 Goed. n² 29 ff; zu 182 Goed. n² 32; zu 183 und 201 Goed. n² 28. diese liste macht nicht einmal anspruch auf vollständigkeit.

Ebenso schlimm ist es um den nachweis der druckorte bestellt. stück 2 ist auch gedruckt bei Schade Deutsche handwerkerlieder (Leipzig 1865) s. 239 ff; 3 *ibid.* s. 236 f, vgl. 212 f, wo auch berichtigungen der angaben Uhlands sich finden; warum für die Luther-sachen 10 und 14 ff, statt dass die druckorte angegeben werden, nur Panzer citiert wird, weifs ich nicht; 13 steht bei Schade Satiren und pasquille n 207; 19 *ebd.* n 93; 22 steht Hutteni opera ed. Böcking v 363 ff; 68 auch (etwas abweichend) Ambraser liederbuch nr 224; 71 gedruckt in Brückners Neuen beiträgen zur geschichte deutschen altertums, lief. 3, 86 ff; 101 bei Schade Bergreien s. 136 f (vgl. 167); 131 gedruckt in Das deutsche lied des 15 und 16 jhs. (Berlin 1876 ff) nr 23; 146 bei Schade Bergreien s. 29 ff; 166 eingang in vHagens Gesamtabenteuern nr 56, 131 ff (in 90), weiterhin läuft das gedicht in ein städte lob ans, das, wenn auch in stark abweichender fassung, bereits unter nr 62 stand; 170 Ambraser liederbuch nr 199; 200 bei Schade Handwerkerlieder s. 243 f; 201 bei Schade Bergreien s. 284; 210 in Kellers Fastnachtssp. nachlese s. 345 ff¹.

Höchst mangelhaft sind endlich die nachweise und bemerkungen im einzelnen. stück 11 hätte die von Val. Holl herübergenommene angabe, dass Wolfgang Rus der übersetzer der intimation sei, mit hülfe der hs. selbst berichtigt werden sollen. voran geht hier nämlich ein brief an Rus, dessen absender sich als den übersetzer bezeichnet. zu 25 hätte der verfasser, Caspar Güttel, genannt werden müssen. zu 30 vgl. Keller Fastnachtspiele 1293; 33 ist von Hans Folz, und in dem Goedeke-citat muss es statt 51 20 heifsen; 35 und 37 hat S. nicht einmal den als verfasser genannten Hans von Worms mit Hans Folz, der in nr 29.30 als verfasser auftritt, identifiziert (vgl. zum beweis auch das register)². zu 38 vgl. auch Rosenberg aao. s. 27. in 50 (es

¹ der hinweis auf drucke des 16 jhs. ist implicite in den oben nachgelieferten Goedekecitaten enthalten.

² ich benutze die gelegenheit, um mich über einen eigenen älteren aufsatz abfällig zu äufsern. xv 145 ff dieses anzeigers habe ich auf grund

handelt übrigens, was man aus dem titel nicht sieht, von dem leben des Kindes im Mutterleibe und seiner geburt) steht bl. 80:

Maria hilf zu aller frist.

Hie allen frauen außs der schwer.

Das spricht Iohannes Ramminger.

Nun bitt ich euch ir werde man.

Ir helfend mir gott rüeffenn an usw.

weil der name des verfassers hier nicht gerade in der letzten zeile steht, ist das gedicht für S. anonym. in 51 hätte die zeile *Also spricht auch der dichter* jedesfalls mitgeteilt werden müssen, da *dichter* offenbar aus *Teichner* verderbt ist, dessen übliche charakteristische zeile so lautet. in 58 heift es gegenschluss, aber freilich nicht im letzten, sondern im drittletzten reimpaar:

Sy habenn erfrect gar offt mein hertz.

Dz spricht Iohannes frauenschertz.

auch hier also nennt sich der verfasser, ohne dass bei S. davon die rede ist. da es in 60 gegen ende heift: *Auch die red haist der grawe man*, so hätte dieser titel auch von S. erwähnt werden müssen. der verf. von 61 ist (was auch im schwank selbst gesagt wird) der angebliche Konrad von Würzburg. ebenso wird in den letzten zeilen von spruch 74, den S. wider für anonym hält, der verf. genannt:

Er haist von Reüttlingen Martein.

Der disen gmainen nutz betracht.

Der wünsch euch tausent gutter nacht usw.

(Martin von Reutlingen = Martin Mayer, vgl. Goedeke¹ 2S1. 316. 317, Bartsch ADB 21, 125). Damit schließt der spruch. die zeilen, die S. als die letzten anführt, sind der überschrift des folgenden spruchs entnommen [!]: dieser (stück 75) beginnt:

Ein dichtlin ist zu samen klaubt.

Sagt wie man yetz die leütt beraubt.

Es sey minch pffaffen oder lay

und dann folgen die 3 von S. als schluss von 74 bezeichneten

eines würzburgischen schriftstücks v. j. 1461, das unter den zeugen auch einen *Hanns Foltz* enthielt, gestützt auf einleuchtend scheinende literarische zusammenhänge, eine vornürnbergische lebenszeit des dichters Hans Folz angenommen. nachträglich machte mich Szamatólski auf ein in einem Heerdegenschen antiquariatskatalog enthaltenes Würzburger urkundenregest vom j. 1455 aufmerksam, das als Würzburger bürger *Hans Wolz* nennt, dieser umstand, der den Würzburger aufenthalt des dichters in eine gar zu frühe zeit hinaufrückte, machte mich der vermutung geneigt, dass jener *Foltz* oder *Wolz* nicht mit Hans Folz identisch sein möchte, und wirklich ergab eine anfrage beim k. kreisarchiv in W., dass *Hans Wolz (Wolez, Woltze, Woleze)* 1447—1454 öfters in W. urkunden und zwar als ratsherr, steuermeister und sogar bürgermeister vorkommt und also mit dem dichter nichts zu tun hat (vgl. auch die kleinen mitteilungen dieses heftes). leider hat meine allzu construierte annahme bereits als tatsache aufnahme in den Grundriss der germanischen philologie (II 354) gefunden.

verse. den verf. des von S. als anonym bezeichneten stückes 86 nennt die elft- und zehntletzte zeile:

*Vnd darumb so hab ich Contz Hass
In allem gutt dz dicht gemacht.*

126 beruht die angabe 'Im spiegel donn des Fritz Kettner' auf der irrigen meinung, dass Kettner der erfinder des (Frauenlobschen) spiegeltons sei. 143 gibt gegen ende in der frage, wer das lied verfasst habe, die auskunft: *dz hatt gethan ain buchbinder knab.* über nr 166 vgl. s. 17. unter nr 167 stehn verschiedene priameln, die mit unrecht von S. als ein spruch angesehen werden: *Wer in zehen iuren* usw. (gedr. Eschenburg Denkmäler s. 398), *Ain vrglogk vnd ain woll bogen* (gedr. ibid. s. 403), *Welcher man seinem weib ist feind* (gedr. ibid. s. 419), *Welche fraw gern am rucken leütt gedrückt* (Keller Fastnachtsp. 1336), *Dz altter ist also wolgethann* (gedr. Germania 3, 374).

Bei so überaus ungleichmässiger und fehlerhafter wiedergabe des textes, bei der häufigkeit der fälle, in denen nicht einmal auf grund der hs. inhalt und verf. der einzelnen stücke genügend bestimmt sind, wird man stark in versuchung geführt, die zweideutigen S.schen worte (s. iv): 'allein verantwortlich bin ich für die redaction von nr 62 (. . . für welche mir nur fortlaufend als prosa geschriebene auszüge von der hand GKFrommanns vorlagen)' so aufzufassen, dass ihm tatsächlich nur Frommanns auszüge vorgelegen haben, dass er die hs. selbst nie in händen gehabt hat und dass seine tätigkeit sich auch hier auf den redigierten abdruck jener auszüge beschränkte. Frommann, der seine notizen für den druck nicht bestimmt hatte, ist natürlich ein vorwurf nicht zu machen, um so weniger als sich nicht entscheiden lässt, ob nicht — die richtigkeit meiner hypothese vorausgesetzt — seine aufzeichnungen incorrect wiedergegeben sind. ich kann mich irren, aber ich weifs nicht, welcher fall für S. der ehrenvollere wäre.

Es bleibt das von S. hergestellte register, nicht der unwichtigste teil eines handschriftenverzeichnisses. der zur verfügung stehnde raum zwang den herausgeber, nur 'die versanfänge und die verfassernamen' aufzunehmen. damit fallen sämtliche prosastücke des verzeichnisses überhaupt aus, sie sind mit hülfe des registers nicht zu ermitteln; aber auch die versanfänge fehlen, wie erwähnt, mitunter im verzeichnis und damit auch im register. was es für einen sinn hat, von fragmentarisch enthaltenen stücken nur die erste zeile des bruchstücks ins register aufzunehmen, weifs ich nicht zu sagen. wer zb. sehen will, ob in dem buch hss. des gedichts 'Der knecht höfer' enthalten sind, sucht unmöglich nach der zeile *Also kummen sie zusammen*, mit der das 2, 70 stehnde fragment beginnt, sondern nach der ersten zeile des vollständigen gedichts, und diese hätte S. hier und in den verwanten fällen aus der litteratur ermitteln und dem register

einfügen sollen. warum sind ferner die lateinischen liederanfänge nicht berücksichtigt (vgl. s. 27)? von autorennamen, die S. kennt, vermisste ich Sebastian Brant (62, 219), so dass, da S. an der betr. stelle die anfangszeile unterdrückt hat, aus dem register überhaupt nicht zu ersehen ist, dass das verzeichnis auch eine hs. des Narrenschiffs enthält, und Philipp Frankfurter (62, 218); von versanfängen den von 2, 12 (die halbe birne), statt dessen S. einen von K. als von den drucken abweichend herausgehobenen vers eingereiht hat; dazu wären noch manche kleine versehen zu berichtigen. ganz unzulänglich aber ist die orthographie und die damit zusammenhängende anordnung. wenn man nicht raum genug hat, um die orthographie der originale und eine normalorthographie — in unserem fälle also die mhd. — aufzunehmen, so wird man selbstverständlich alle versanfänge usw. in der normalisierten geben; denn nur in dieser wird und kann sie der benutzer suchen und finden. S. hat aber weder die originalorthographie beibehalten noch die normalorthographie eingeführt, sondern gibt alle stellen in einer willkürlich schwankenden form, für die ich keinerlei erklärung finde. Statt *‘Frölichen [wöll wir singen]’* der hs. hat das register *‘Fröhlicher . . .’* den stellen *‘Da man 1474 schreib ward’* > *‘Da man 1474 schreiben wart’* stehn gegenüber *‘Do man zalt fünfzehen hundertt iar’* > *‘Do man zalt 1500 jar’* (warum sonst normalisieren, nur nicht *do* > *da* oder umgekehrt??) oder *‘Eynes tages das Ergie’* > *‘Eines tages das ergie’* — dagegen *‘Ains tags jeh spaziren gie’* > *‘Eins tags ich spazieren gie’* (weshalb alles normalisieren, aber *Eines* gegen *Eins* setzen?). solchen aufs geratewol herausgegriffenen beispielen entspricht das ganze register, das weder irgend einen einheitlichen sprach- oder orthographiezustand repräsentiert noch irgend wie practisch ist. im gegenteil, es ist so unpractisch wie möglich. denn die folge jener unmotivierten buntscheckigkeit ist die für jeden benutzer vorliegende gefahr, dass er annimmt, das von ihm im verzeichnis gesuchte stück sei nicht darin enthalten, während es tatsächlich sogar im register steht. die beiden oben herausgegriffenen zeilen mit *‘Do’* und *‘Da’*, die nebeneinander stehn sollten, sind durch 39 titel, dh. beinahe durch den ganzen registerbuchstaben D, die beiden verse *‘Eines tages . . .’* durch 72 titel getrennt. das stichwort *‘Auf’* steht zweimal unter A, einmal als *Uf* unter U usf. auch an druckfehlern im einzelnen fehlt es nicht.

Man sieht, das register entspricht dem werte des ganzen buches, das, durch den verfasser mangelhaft angelegt, durch den herausgeber und mitverfasser gänzlich verdorben ist. Sievers hat mit dieser veröfentlichung niemandem einen dienst geleistet: weder sich selbst, dem diese leistung keinen ruhm eintragen kann, noch der wissenschaft, die durch solche arbeit vielmehr geschädigt wird, noch endlich dem referenten, dem es

keine freude war, einem auf andern gebieten hochverdienten manne gegenüber so herben tadel aussprechen zu müssen.

Berlin.

MAX HERRMANN.

Sjæledyrkelse og naturdyrkelse. bidrag til bestemmelsen af den mytologiske metode af H. S. Vødskov. første bind: Rig-Veda og Edda. 1—2 hefte. Kjøbenhavn, Lehmann og Stage i komm., 1890. cxlix und 80 ss. 8^o.*

Die erkenntnis dürfte sich mit einleuchtender klarheit aus den neueren mythologischen forschungen ergeben haben, dass so reich und überreich wir an theorien sind, die kraft der überzeugung sich schlecht bewährt, der widerspruch und der zweifel das feld behaupten. doch die verneinung dessen, was wir zu wissen glaubten, wird eine gründliche läuterung im gefolge haben, und unermüdlliche arbeit wird das reine erz von den schlacken scheiden. jede versäumnis der vorsicht wird diesen process verzögern. nur allseitiger umsicht wird ein erfolg beschieden sein. die regeln der vorsicht lernen wir aus den verirrungen, und der standpunct für das gesichtsfeld ist auf der höhe moderner altertumswissenschaft. mit anderen worten. streiten wir uns nicht über unbewiesene grundsätze abstracter systeme, bis ein vervollständigtes quellenmaterial uns die richtungslinien allgemeiner darlegung wird erkennen lassen. was in dem letzten jahrzehnt an nennenswerten mythologischen arbeiten erschienen ist, trägt meines erachtens seinen nutz wert in dem bestreben, neue hilfsmittel der forschung zu beschaffen. in der verkennung dieses gesichtspunctes ist man vielfach den betreffenden autoren nicht gerecht geworden. ist es zb. nicht ein verdienst von Rydberg, dem verachteten Saxo grammaticus wider den weg zu seinem historischen platz frei gemacht zu haben? was wird für die zukunft fruchtbarer sein, als den anregungen, wenn auch nicht den spuren Bugges folgend, die anfänge und fortschritte römisch-kirchlicher cultur bei den Germanen für die entwicklung ihres geisteslebens zu berücksichtigen?

Als einen beitrage zur erweiterung der hilfquellen für germanische religionsgeschichte begrüfse ich die vorliegende studie des dänischen litteraten. ich habe es hier nur mit der einleitung zu tun, da das erste buch (Rig-Vedas mytologiske alder og art) noch nicht vollständig ausgegeben ist. das gesamtwerk soll sich in den folgenden heften und bänden zu einer 'udsigt over menneskedens hele religionshistoriske udviklingsgang' erweitern; der verf. wird die vorstellungen von natur und menschenseele nicht blofs bei den Indogermanen, sondern auch bei den sog. uncivilisierten völkern verfolgen, um schliefslich der nordischen überlieferung ihren vielumstrittenen platz zu sichern. über die urteilkraft lässt sich noch nichts definitives sagen, doch wächst

* [vgl. Lit. centr. 1891 nr 45 (-gk).]

das vertrauen des lesers, je mehr er sich an die gefällige darstellung hingibt. eine andere frage ist es, wie V. mit den grundvoraussetzungen seiner wissenschaftlichen arbeit zu operieren gedenkt. wir hören gelegentlich (s. cxlviii), dass nicht blofs geschichte und erfahrung, sondern auch die 'gesunde vernunft' für ihn den ausschlag geben, und gegen diese sind wir doch allmählich sehr misstrauisch geworden. man kennt zur genüge, was das regiment der 'gesunden vernunft' in der modernen schönen litteratur für folgen gehabt. V. ist selbst journalist aus dem kreise von Georg Brandes, der ihm denn auch neben Holger Drachmann, PJJacobsen gelegentlich parallelzeugnisse liefert¹. es liegt mir ferne, die grundanschauungen der neueren dänischen kunstrichtung hier in die besprechung zu ziehen, wol aber ist es meine aufgabe, diese sehr beachtenswerten beziehungen hier hervorzuheben. nicht der schriftsteller, sondern der forschler, nicht die freie anschauung eines gestaltungskräftigen talentes, sondern die an ort und zeit gebundene, auf grund der causalgesetze kritisch gesichtete überlieferung soll zum worte kommen. nirgends hat die 'gesunde vernunft' sich so viel gebiet erobert, nirgends lassen sich ihre verrirungen ins ungesunde so schlagend nachweisen, wie in der mythologischen litteratur. es gilt wachsam zu sein, dass nicht unvermerkt ein gefährlicher freund auch mit der wissenschaft den bund schliesse.

Das werk beginnt (s. xviii) mit einem capitel: 'Jordens bebyggelse set fra mytologisk standpunkt'. V. denkt an leser, welche sich darüber wundern, besiedelung und mythologie zusammengestellt zu sehen; er weiß, dass er zum ersten mal die urgeschichte als hülfswissenschaft der mythologie in dieser richtung verwertet. übertreibungen im einzelnen wird man gerne nachsehen und, den blick aufs ganze gerichtet, darin in der tat einen sehr beherzigenswerten fortschritt erkennen. an dem beispiel der Eskimos entwickelt V. seine anschauung von der ortsgebundenheit der cultur: kajak, harpune, tranlampe ebenso gut wie die eigenartigen rechts- und staatsverhältnisse, wie die in den anfängen stehende litteratur und kunst sind bedingt durch den heimatort. sobald wir uns vor der tatsache beugen, 'dass der kajak nicht vom Rhein, und die tranlampe nicht vom Schwarzwald stammt', sondern die gesamtultur am orte selbst entstanden und entwickelt worden ist, werden auch die urzeitlichen völkerzustände leichter verständlich. der urmensch mit seinem minimum von lebensbedürfnissen und seinem unbegrenzten anpassungs- und erfindungstalent findet sich mit den anforderungen, welche das land an den bewohner stellt, auf seine weise ab, gestaltet um sich eine den natürlichen bedingungen entsprechende

¹ ich kenne von HSVodskov *Sprede studier* (Kjob. 1884), eine sammlung von journalartikeln, darunter *Guder og Gloser* (s. 96 ff): eine ablehnende, gewant geschriebene planderei über Bugges Studier.

organisation, mit einer widerstandskraft, welche nur versagt, so lange die hilfquellen des landes ihm noch nicht voll und ganz zu eigen geworden sind. 'die cultur ist nicht ein ding, das man in die tasche stecken und sans façon mit in ferne länder und fremde himmelstriche tragen kann, sie besteht vielmehr in einer jahrtausendelangen wechselarbeit zwischen dem boden und seinen bewohnern.' eine culturschwache wanderungs- und ausbreitungszeit geht voraus. erst wenn land in besitz genommen, wenn jede gruppe von ansiedlern auf den eigenen bezirk angewiesen ist, erst dann beginnt die culturarbeit. was wir von den einwanderern wissen, bezeugt, dass sie mit leeren händen kamen, dass die ausstrahlung von einem centrum aus so planlos und unsystematisch als möglich erfolgte. man sollte überhaupt nicht von einer wanderungs-, sondern von einer ausbreitungsperiode der urvölker reden: sie reisten und wanderten nicht, sondern sie wuchsen heraus über das alte land, bevölkerten die erde wie ein waldbaum: erst wird er groß an der stelle seiner wurzel, dann wirft er den samen, der samen findet seinen platz ringsum und sendet mehr und mehr keime, weiter und weiter hinaus. mittelst dieser sonderung zwischen ausbreitungs- und civilisationsperiode umgehen wir das alte rätsel, wie eine fremde cultur in naturbedingungen hätte gedeihen können, aus denen sie nicht entwickelt war. diese einfachen sätze sind mit allzu wortreicher breite ausgeführt, bei allen völkern der erde erholt sich der verf. rats und führt mit geschick erzählend den leser durch eine bunte reihe von analogien, um schliesslich bei den Indogermanen halt zu machen (s. LXXXIII ff.).

Von seinem standpunct aus beantwortet V. die frage nach der urheimat. wie die ursemiten vom Euftrat bis zum südcap Africas sich ausgebreitet, um erst an den orten der niederlassung sich zu sondervölkern zu entwickeln, wie die Urmongolen von Centralasien aus ihren vielverzweigten weg genommen, so bleibt auch für die dritte gruppe (die Indogermanen) die größte wahr-scheinlichkeit für denjenigen punct der erde, wo die drei racen sich ursprünglich berührten: die berge und hochflächen Persiens. aber trotzdem ist jeder einzelne indogerm. volksstamm autochthon. seine heimat ist an dem orte seiner wohnstätte, jede besonderheit, welche den Griechen vom Römer, den Scandinavier vom Deutschen trennt, ist in ihren schwächsten keimen in den alten heimat-gegenden entstanden und erwachsen. der urmensch, vergleichbar dem weichen, bildsamen lehm, dessen masse in der urheimat leichte, flüchtige umrisse empfängt, in der ausbreitungsperiode stetig im selben stil ausgearbeitet wird, bekommt im festen heimatboden die entscheidenden züge, die in klima, naturverhältnissen, lebensweise und geistiger arbeit wie in vier feuersflammen zu bleibender form gehärtet werden. so lernt der mensch, um hier ein wort Schillers zu gebrauchen, das werk der not in ein werk seiner freien wahl umzuschaffen. dies nennen wir cultur.

Der frage nach der bedeutung dieser ethnographischen voraussetzungen für die religionsgeschichte schickt V. eine skizze voran, in der er uns mit den eigentlichen grundgedanken seiner mythologischen arbeit vertraut macht. wie schon der titel besagt, unterscheidet V. zwischen religiöser seelenverehrung und naturverehrung. zu der ersteren gibt er die für den Indogermanen, wie er selbst sagt, fremde, ja widersinnige deutung: der mensch ist das wahre sein, der mensch ist gott; jeder versuch, das naturleben zu erkennen, ist principiell unmöglich; die naturgegenstände selbst erscheinen als die abgeschiedenen ahnherrn des hauses oder als deren geschöpfe, und alle naturerscheinungen sind die epiphanien der liebe oder des grimms der verstorbenen. die seelentheorie macht eine klare auffassung der stellung des menschen in der natur unmöglich. für den Indogermanen ist im gegensatz zu den beiden dem seelencult ergebenden racen (Mongolen und Semiten) die natur das göttliche und alles sein einer gesetzmäßigen notwendigkeit unterworfen. mit ächt indogermanischer romantik vertieft sich der forscher der neuzeit in das leben der kleinsten celle, in die schwächste regung des grofsen kräftespiels: die alte indogermanische naturverehrung ist nur eine andere seite derselben sache, eine der race eigenartige neigung zu religiöser erkenntnis. der Mongole und Semite hat ebenso in naturverehrung gelebt, wie der Indogermane auch um seelencult gewust hat, aber nur beim Indogermanen ist die naturverehrung zu ihrer vollen blüte gekommen. die naturmythologie ist an ein volk mit ackerbau und viehzucht geknüpft, gehört also einer zeit an, in der die eigenart des volkes bereits voll ausgeprägt; die seelenverehrung dagegen ist die religion des jägerlebens, der ausbreitungsperiode. beide religionsformen sind bis auf die innerste wurzel gebunden an des volkes lebensäußerung. die mythologie ist erscheinungsform für land und volk. was man bisher als vergleichende mythologie betrieben und empfohlen hat, verliert somit jede begründung. das hoch entwickelte nvolk verschwindet, die erschlossene unreligion, die man im Rig-Veda widerfinden wollte, verschwindet, und die art und weise wie man bisher aus dem Rig-Veda die mythologien der übrigen Indogermanen erläutern wollte, gehört nach V. in die nebelwelt leerer träume und illusionen. gerade die verschie denheit zwischen Rig-Veda, Avesta, Homer, Edda bildet die richtschnur für unser studium¹. auf die formulierung der linguistischen verwantschaftsfragen (s. cxviii) haben die ansichten des verf. gleichfalls in diesem skeptischen sinne gewürkt.

Vodskovs programm erweckt grofse hoffnungen. ich kann den verf. nur ermutigen, mit consequenz, unbekümmert um die herrschende tradition seine ideen zu verfolgen. ich zweifle nicht, dass

¹ vgl. jetzt hierzu Hillebrandt's soeben erschienene Vedische mythologie I (Breslau 1891); von den älteren darlegungen Gruppes scheint V. nichts bekannt geworden zu sein.

wir seinen forschungen schöne resultate zu verdanken haben werden.

Um diese prognose zu begründen, folgen wir noch unserm autor in die behandlung eines einzelnen problems, das sofort klarstellen wird, auf welchem wege seine anschauungen sich gebildet haben.

Aufmerksamen lesern wird es nicht entgangen sein, dass Rydberg in seinen *Undersökningar i germanisk mythologi* gelegentlich sein urteil in einzelfragen hat bestimmen lassen von den resultaten einer in Deutschland leider zu wenig geschätzten wissenschaft. im vorliegenden heft ist dies in weit umfassenderem mafe geschehen, ja die archäologie bildet die achse des systems, mit dem wir uns beschäftigen. darin sehe ich vor allem die bedeutung der publication. wol möchte man wünschen, dass durch vorbilder wie Hennings Deutsche runendenkmäler in germanistischen fachkreisen ein mehr als nebensächliches interesse an der archäologie geweckt werde¹, aber es ist zu bezweifeln, ob wir mit den hilfsmitteln unserer deutschen museen werden erfolgreich arbeiten können. wie arm und lückenhaft sind sie für die germanische urgeschichte! der reichthum an römischen industriegegenständen entschädigt uns nicht, denn es ist gerade die von den fremden befruchtete einheimische industrie, aus der wir das wichtigste für die urgeschichte lernen. wol sind die schätze der museen von Kopenhagen, Stockholm, Kristiania, Bergen zum teil in musterhaften abbildungen zugänglich. aber wenn es von einer wissenschaft gilt, dass sie nur durch den augenschein überzeugt, so ist es die archäologische. im grofsen und ganzen werden wir also auf die arbeiten skandinavischer fachgenossen angewiesen sein.

Die frage, um die es sich dreht, deren bedeutung man mit der zeit immer mehr einsehen wird, ist kurz diese. was für eine vergangenheit hat das volk, dem wir die wundersamen denkmäler germanischer mythologie verdanken? sind es gebäude fremder stilform, die in ein barbarisches land aus dem boden der heimat versetzt wurden, nur einzelnen in ihrer gesamtwirkung verständlich, dem volke im ganzen so fremdartig wie die statuetten römischer gottheiten oder die inschriften römischer weihgeschenke, die in Skandinavien ans licht gekommen sind? oder aber sind die schöpfungen einer herrlichen dichtergabe das schlussglied einer langen, langen entwicklungsreihe, die von den einfachsten regungen ornamentalen kunstsinnnes und kunstbetriebes stetig fortschreitend in regem contact mit den errungenschaften der nachbarvölker so ganz und gar dem volke angehört wie das kunstvolle schwert oder die prächtige fibula aus dem hausrat

¹ eingedenk der worte Müllenhoffs, dass 'die erste notwendige und wichtigste aufgabe der deutschen altertumskunde unstreitig der rein philologischen forschung zufällt' und 'dass ein zusammenhängendes sprachstudium allein die rechte wissenschaftliche basis für den deutschen altertumforscher abgibt'. (DA I², xxviii. Anz. vii 209.)

einer nordischen familie? und noch bedeutungsvoller wird die archäologie speciell für die germanische religionsgeschichte, wenn sie berufen sein sollte, ungeahnten aufschluss über die glaubensvorstellungen fernster zeiträume zu bieten. mag das misstrauen gegen ihre resultate in vielen fällen begründet sein, vielfach beruht es nur darauf, dass man, ohne die gegenstände mit eigenen augen gesehen zu haben, sich ein überkluges urteil erlaubt. unter allen umständen sind wir verpflichtet, nicht länger leeren speculationen und systematisierungen zu huldigen, wo wir mit tatsachen rechnen müssen; unter allen umständen ist für die aufgaben der urgeschichte die archäologie eine führerin, deren geleite nicht durch ahnungsvolle einfälle ersetzt werden kann.

Im zusammenhang mit den anschauungen V.s möge man mir gestatten, mit wenigen worten hier wenigstens einen punct zu besprechen, für den wir vollständige sicherheit der aufstellung zu gewinnen vermögen. wie lange sitzen die Skandinavier in ihrem meerumschlungenen lande? während die gerätschaften aus stein, horn, knochen (von einzelnen versprengten abgesehen) sich bis zum 59 breiteregrad finden, reicht die bronze in Schweden bis zum 62, in Norwegen bis zum 66 breiteregrad und um 2 grade nördlicher in Schweden, um 3 grade nördlicher in Norwegen das eisen. man wird diesen sachverhalt doch am wahrscheinlichsten so aufzufassen haben, dass mit dem culturfortschritt auch die besiedelung gröfsere ausdehnung angenommen hat. nach heifsem, heftig geführtem streit ist jetzt wol als feststehend zu betrachten, dass wir während der sog. steinzeit im norden zwei culturschichten zu trennen haben. die eine ist repräsentiert durch die kjokkenmøddinger mit den in ihnen zerstreuten primitiven gerätschaften, die andere durch die grab- und markfunde mit ganz neuen, eleganten waffenformen, ausgezeichneten handwerkszeugen und deren schlichter ornamentik. die auffassung, welche von Japetus Steenstrup, Zink ua. vertreten wird, dass die gesamtheit der steinfunde nur eine cultur eines und desselben volkes darstelle, kann ich mir nicht zu eigen machen. diese auffassung steht und fällt mit der annahme Steenstrups, dass die haustiere erst in der bronzeit nach dem norden gebracht worden seien. dem widerstreiten nicht blofs knochenfunde aus der schwedischen steinzeit, sondern auch die neuesten zoologischen untersuchungen dänischer funde (vergl. Aarb. 1888, 261. 310. 1889, 193. 329). in den kjokkenmøddinger ist bis jetzt kein haustier nachgewiesen. die geniale entdeckung Steenstrups, dass sich von den tierskeletten nur diejenigen knochen oder knochenteile vorgefunden haben, welche der hund schon, lässt die frage ungelöst, ob der hund schon damals haustier gewesen. die bevölkerung der kjokkenmøddingperiode war nach Steenstrup ein aussässiges jäger- und fischervolk und zwar zur zeit der kiefernwälder Dänemarks (später durch eichen, noch später durch die jetzigen buchen abgelöst), als renn- und elentier

schon nicht mehr im lande waren. die bevölkerung des jüngeren steinalters hat als zahme haustiere sicher den hund, das rind, die ziege, das schaf, das schwein und das pferd besessen. dass die Indogermanen träger dieses culturfortschrittes gewesen sind, ist meines erachtens eine der gesichertsten tatsachen archäologischer forschung (über das kjokkenmoddingvolk ist nichts mehr festzustellen). es war bereits ein grosfer gewinn für V.s darlegungen, mit dieser tatsache rechnen zu können; er stellt die gegengründe gegen die frühere einwanderungstheorie s. cxxxvii zusammen. die beweisführung für die positive annahme hat er nicht angetreten. für deutsche leser wird es sich empfehlen, dieselbe hier nachzuholen.

V. nimmt (s. cxv) für das steinaltervolk überhaupt indogermanischen ursprung an, weist ausdrücklich die annahme einer tiefen kluft zwischen älterer und jüngerer steinzeit von sich (s. cxxxviii), tritt für continuität und identität der bevölkerung ein (s. cxliii). war es etwa ein neues volk, das nach Europa mit dem christentum einwanderte und die heidnischen bewohner zersprengte, war es ein neues volk, das mit der reformation, mit den technischen erfindungen, mit der industriellen entwicklung der neueren zeit auftrat? so fragt V. ohne zu beachten, dass der analogieschluss wegen totaler verschiedenheit der prämissen nichts beweist. vielleicht gelingt es der zukunft, den schroffen gegensatz der älteren und jüngeren steinzeitkultur in ähnliche übergangsphasen aufzulösen, wie solche den eintritt der bronze und den des eisens begleiten. vorerst sind wir davon noch sehr weit entfernt. ein klarer zusammenhang der typologischen formen ist heute nur vom jüngeren steinalter an durch bronze- und eisenzeit zu verfolgen. die kjokkenmoddingfunde lassen sich in die typologischen reihen nicht einordnen. diese continuität der typen durch lange zeiträume hindurch ist eines der gewichtigsten zeugnisse für die continuität der bevölkerung. seitdem Montelius und Zink die identität der Scandinavier der bronzezeit mit denen des jüngeren steinalters ausgesprochen, hat langsam aber entscheidend die alte lehre von der einwanderung ihre bekennen eingebüsst, und kaum einer der erfahrenen gelehrten, die heute an der spitze der archäologischen forschung stehn, zweifelt noch an der richtigkeit dieser folgenschweren tatsache.

Eine der überraschendsten erscheinungen in den gräbern der jüngeren steinzeit ist die sehr beträchtliche menge von bernstein, die den leichen zur letzten ruhestätte mitgegeben worden ist. in den gräbern der bronzezeit fehlt der bernstein gänzlich oder tritt nur noch in ganz ärmlicher dürftigkeit zu tage. nun sind aber die bernsteinfunde des steinalters vorzugsweise in den ganggräbern, spärlicher in den steinkisten angetroffen worden, wie Montelius erkannt hat. die steinkisten lösen noch während der steinzeit die ganggräber ab, sind aber auch in der bronze-

zeit noch üblich. das zurücktreten des bernsteins in der schlussperiode des steinalters (wie in der bronzezeit) hat begreiflicherweise seinen grund in dem zu jener zeit erkannten tauschwert des bernsteins, der jetzt im weltverkehr exportiert wird und auf dem rückwege den Nordgermanen die bronze gebracht hat, jenes prachtvolle metall, das, wie wir wissen, bereits in einer fertigen mischung nach dem norden gekommen ist. der bernsteinhandel hat die Germanen Nordeuropas zum ersten mal mit der cultur des südens in berührung gebracht (Müllenhoff DA 1212). die bronze ist der tauschgegenstand des südens für den bernstein der Nordseeanwohner. wir erkennen aus dem allmählichen abnehmen des bernsteins in den gräbern, wie das volk den wert der einheimischen ware schätzen lernt und nicht länger in verschwenderischem luxus den verstorbenen mit unter den boden legt. wie absurd wäre es, wo wir so viel natürliche absicht und zusammenhang erblicken, einen künstlichen riss eintreten zu lassen! nicht mit der bronze, sondern bereits vor ihrem auftreten macht sich der anbruch der metallzeit bemerkbar. wir umgehen jegliche absurdität nur unter der annahme, dass ein und dieselbe bevölkerung das ihrige zu dem culturfortschritt beigetragen hat. dazu kommen die exacten beweisgründe. Virchow hat den erhaltenen 'altnordischen' schädelformen des späteren steinalters eine untersuchung gewidmet (Archiv für anthropologie iv 55 ff) und auf grund seiner messungen sich dafür ausgesprochen, dass die heutigen Scandinaavier in directer descendenz von dem volke der jüngeren steinzeit abstammen. auch Noreen hat sich in diesem sinne geäußert (vgl. Grundriss der germ. philol. 1418).

Ist erst die identität der bevölkerung im jüngeren steinalter und derjenigen der bronzezeit anerkannt, so handelt es sich nur noch um die frage, ob das broncevolk indogermanisch gewesen? dafür hat uns erfreulicherweise die jüngstvergangene zeit den exacten beweis erbracht, an dem jeder zögernde zweifel vollends scheitern wird. man kennt die grofsartigen, unschätzbaren funde aus der dänischen bronzezeit, die uns mit ihren in eichkisten wolverwahrten, durch die erhaltende eichsäure wenigstens bis auf reste geretteten, vollständig bekleideten, auf tierhäuten ruhenden leichen männlichen und weiblichen geschlechts über die bestattungsgebräuche, ja selbst über das tägliche leben der grauesten vorzeit einigen aufschluss gewähren. die leichenreste sind vor kurzem in Kopenhagen von sachverständigen untersucht worden (Undersøgelser af archaeologisk materiale udført i prof. Steins laboratorium. Aarb. 1891, 97 ff). es interessiert uns hier nicht die analyse der kleidungsstücke, die in kunstvoller weise aus schwarzer und weifser schafwolle mit einem einschlag von tierbaaren hergestellt sind, es steht mit unserer frage nicht im zusammenhang, wie sorgfältig das haarnetz geflochten ist, in welchem die haare der frau getragen worden sind, dagegen hat

die chemische untersuchung der haare selbst wichtige resultate ergeben. wir besitzen noch das kopfhaar aus 6 eichsärgen, welche der frühperiode der broncezeit angehören. das haar sieht heute gleichmäßig schwarz aus; teils unter einwirkung der eichsäure, teils durch die eindringenden erdstoffe hat die ursprüngliche farbe sich dem auge entzogen und nur der sorgfältigsten chemischen auswaschung ist es gelungen, die fremden auflagerungen zu beseitigen und die ursprüngliche farbe blofszulegen.

Alle 6 proben haben ursprüngliches blond ergeben, in wechselnden nuancen, die eine heller, die andere dunkler. damit ist die blonde race in Skandinavien nicht blofs für die beginnende broncezeit, sondern nach dem früher beigebrachten bereits für die ausgehende steinzeit als sesshaft erwiesen. die gesamte culturwissenschaft wird in zukunft damit zu rechnen haben, dass die errungenschaften der skandinavischen stämme nur als resultate einer langen, stetigen entwicklung am heimatorte selbst aufgefasst und dargestellt werden dürfen. es ist nicht blofs für die sprach- und religionsgeschichte von eminentem wert, einen zeitraum von c. 3000 jahren zu berücksichtigen, den das volk hinter sich hatte, welches vor nunmehr c. 1000 jahren auf den schauplatz der weltgeschichte getreten ist.

Sophus Müller hat der letztgenannten abhandlung worte beigefügt, die keines commentars, wol aber der aufforderung bedürfen, die kostbare errungenschaft mit allem eifer nutzbar zu machen: es waren gut bewaffnete kriegsleute und reich geschmückte frauen germanischen stammes, die in dänischen hügeln zur zeit Homers etwa ums jahr 1000 v. Chr. beigelegt worden sind. es war ein volk, das von vielzucht gelebt, ackerbau getrieben, sich nicht in tierhäute, sondern in gute wolltracht mit bestimmtem schnitt — eine ächte nationaltracht — gekleidet hat. es hat mit meisterschaft verstanden, die aus weiter ferne eingeführten metalle zu bearbeiten und mit einer eigentümlichen, schönen, stilmäßigen ornamentik zu schmücken. — eröffnet sich nicht von dieser höhe der kunst und industrie ein weiter blick für die altertumskunde? kein zweig derselben wird sich so viel davon versprechen dürfen als die religionsgeschichte. Vodskov möge die erste arbeit tun. er hebt mit nachdruck hervor, dass seine methode die historische sein soll. folglich wird seine aufgabe sein, die religiösen vorstellungen der Nordgermanen aus dem zusammenhang ihrer inneren und äußeren geschichte zu erläutern, die totalität unserer überlieferung auf ihren religiösen gehalt zu prüfen. er wird sich dabei zu hüten haben, von vornherein mit begriffen wie sjæledyrkelse und naturdyrkelse auf den plan zu treten und die sich ergebenden categorien in ein hergebrachtes schema zu zwingen.

Über den ahnencult wird sich nichts befriedigendes sagen lassen, so lange nicht die altgermanische aristokratie, sowol was ihre lebensäußerung als ihre sociale stellung betrifft, aufgehell

ist. bei historikern wie Sars und Fustel de Coulanges wird V. geistvolle andeutungen finden. wenn es ihm gelingt, aus Rohdes Psyche nicht blofs den gang, sondern auch die sicherheit der forschung zu lernen, wird ihm bei seinem sehr zeitgemäfs gewählten thema der erfolg sicher sein.

Marburg i. H., sept. 1891.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

Die pluralbildungen der indogermanischen neutra. von JOHANNES SCHMIDT. Weimar, HBöhlau, 1889. viii und 457 ss. 8^o. — 12 m.

Schmidts arbeiten haben alle ein scharfes profil, sie haben character. hätte es ihm gefallen, seine 'Pluralbildungen' ohne namen erscheinen zu lassen, so hätte doch jeder nur einigermaßen kundige gesagt: das ist ein werk Johannes Schmidts und niemandes sonst.

Es ist in der linguistik, wenigstens innerhalb der bekannten erklärungsprincipien, noch immer leicht einfälle zu haben — wer hat sie denn nicht? allerdings wird man jetzt bald damit zu rande gekommen sein, wenn nicht etwas principiell neues gefunden wird. ich kenne aber niemand, der seinen eigenen einfällen so feindlich gegenübersteht als Sch. er spricht nicht leicht, bevor er den beweis erbringen zu können glaubt. so ist er mehrfach zu kurz gekommen. mit der möglichkeit des beweises beginnt bei ihm das vertrauen zu einer idee. dann führt er sie aber auch mit allen gaben des geistes und seiner gewaltigen gelehrsamkeit durch. so kommt es, dass er ganze bücher auf einer idee aufgebaut hat, früher den vocalismus und jetzt die 'pluralbildungen'. der faden, an dem das einzelne im 'vocalismus' aufgereiht war, hat nicht gehalten, aber die perlen bleiben und werden noch oft in neuer fassung erscheinen.

Sein jetziges buch wird in allem wesentlichen dauern. darüber ist man schon einig. ich stelle es, mit der kleinen schrift über die urheimat der Indogermanen, neben Sch.s bedeutendsten fund, neben die 'wellentheorie'.

Was Sch. in den Pluralbildungen beweisen will, lässt sich mit wenigen worten sagen. er will nachweisen, dass der nom. acc. pl. n. seiner form und bildung nach ein singular, ein collectiver singular ist. indogerm. **jugā* ist ein sing. und verhält sich zu **jugom* wie 'gejöche' zu 'joch'. es ist also **jugā* 'die joche' ein femin. genau so wie *φρᾶτῆρᾱ* 'die brüderschaft' (neben ai. *bhrātrām* n.) und wie die wörter der *ū*-decl. des latein., der *ō*-decl. des german. usw. manchmal steht auch noch ein singular fem. gen. neben dem neutrum einer andern sprache. so stehn nebeneinander *ἱδανῆ* und ai. *svādanam*; *gloria* und *cravasyām*; *νεῖρον* und *νεροῖ*; *mendum* und *menda*, ai. *mindī* 'körperlicher fehler'; *labium* und *labea* usw. Sch. beweist ferner, dass neben

der neutralen pluralbildung aller stämme die entsprechende feminine singularbildung vorhanden und ihre identität somit klar ist. den bestand der ursprache an nom. acc. plur. neutr. teilt Sch. in zwei gruppen. 'die erste fügt ein suffix-*a* an; sie umfasst die *o*-, *i*-, *u*-stämme. die zweite bildet den plural suffixlos durch dehnung des letzten vocals; sie scheint sich ursprünglich über alle consonantischen stämme erstreckt zu haben. jede der beiden bildungen ist identisch mit einer bildung des nom. sg. fem. der betreffenden stämme.' Sch. s. 37.

Der hauptteil des buches ist nun diesem nachweise gewidmet. hier soll vorzüglich das germanische berücksichtigt werden, entsprechend dem character des anzeigers.

1. pluralbildung. *o*-stämme: $\ddot{o} + \ddot{a}$ gibt \ddot{u} . got. *juka* = lat. *juga*, asl. *iga* usw. — *i*-stämme: ursprüngliches $i + a$ ist nach Sch. griech. *ια*, überall sonst \bar{i} ; $\tau\rho\acute{\iota}\alpha$ ved. *trī*, lat. *trī-ginta*, air. *trī*, lit. *trī-likā*, dazu ahd. *dhri* Isid. die entsprechende fem. bildung liegt in $\eta\rho\acute{\epsilon}\rho\omicron\nu\sigma\alpha$, *bhārantī*, *genetrī-cs*, *frijondi*, lit. *vėžanti*, abg. *vežasti* vor. — *u*-stämme: ursprüngliches $u + a$ entspricht nach Sch. griech. *υα* oder *Ϝα*, sonst \bar{u} . so also ist $\pi\omicron\lambda\lambda\acute{\alpha}$ = ved. *purū*, $\delta\acute{\alpha}\zeta\rho\nu\alpha$ = *açrū*. ahd. *fihū* hat keine alte form erhalten; es ist eine analogieform wie $\acute{\alpha}\sigma\tau\epsilon\alpha$. dann beweist Sch., dass es auch fem. auf *ua*, \bar{u} gegeben hat. ein excurs handelt von den fem. stämmen auf \bar{i} und *ia*, \bar{u} und *ua*. die \bar{i} -, \bar{u} -stämme haben einst \bar{is} , \bar{us} im nom. sg., die *ia*, *ua*-stämme aber \bar{i} , \bar{u} . von nom. auf \bar{is} führt Sch. aus dem germ. an: an. *kýr*, an. *ær*; an. *mær*. nom. auf \bar{i} repräsentiert got. *mavi* (*manjōs*). ein nom. auf \bar{us} war einst *qairnus*; aus den nom. auf \bar{u} wurden solche auf $v\bar{u}$.

2. pluralbildung: *u*-stämme. im vedischen plurale auf \bar{u} fast nur bei den *man*-stämmen, also *nāmā* (aus *-mā-n*). so auch im asl.: *ime* = **imēn* = *nāmā*, aber singularisch verwendet. die übrigen sprachen haben die alte pluralbildung ebenfalls besessen, sie aber durchweg singularisch und mit männlichem geschlechte gebraucht (Sch. s. 90); vgl. *sthāma* n. zu $\sigma\tau\acute{\iota}\mu\omicron\nu\omega\nu$ m., $\tau\acute{\epsilon}\rho\mu\alpha$ lat. *termen* neben $\tau\acute{\epsilon}\rho\mu\omega\nu$, lat. *termo* etc. im germ. sind alle alten neutra auf *mu* masculina geworden (s. 92): got. *hlīuma*, ahd. *samo*, an. *liōmi*, ags. *sealma*, ags. *nama*. nur im got. ist *namō* neutr. geblieben. wenn aber die nom. acc. pl. ntr. auf $m\bar{o}[n]$ ursprünglich fem. sing. collectiva gewesen sind, woher kommt es, dass dieselben, wo sie in singul. function begegnen, fast immer als masculina auftreten? diesen widerspruch sucht Sch. s. 95 ff zu lösen.

Einer der schönsten abschnitte des buches ist die s. 106 heginnde abhandlung über den 'nom. sing. der neutr. *u*-stämme im germanischen.' nur drei nom. dieser bildung sind gemein-germanisch, nämlich die entsprechongen von auge, ohr, herz. aus vorgerman. zeit sind nur drei oder vier neutr. *u*-stämme ererbt: *augins*, *ausins*, *vatin*s. dazu vielleicht die benennung des

herzens (Sch. s. 108). davon hiefs *vatins* im nom. **vatar* wie ahd. *wazar*, ἰδωσ zeigen. die drei übrigen waren ursprünglich einsilbig: *hairtó* — ai. *hŷd*, *cord*, ζῆρ; *ausó* — air. *ó*, *aus-cultare*; *augó* — ἑλίχ-ωπ-εσ, πρῶσ-ωπ-ορ. solche alte einsilb. neutra haben im gen. oft den *n*-stamm. im nom. dagegen tritt häufig ein *i* an: ai. *hŷd-i*, abg. *srŷdŷ-ce*, ahd. *herzi-suht*; lit. *ausi-s*, lat. *auri-s*, ahd. *ōri*; ai. *aksh-i*, lit. *akšis*, ahd. *augiwis*, got. *and-augi-ba*. diese stämme erscheinen aber auch noch mit einer andern erweiterung, nämlich mit *ā* (Sch. s. 117): ai. *hŷd* — abg. *srēda* 'mitte' (aus **serda*); air. *ó* — *óπi*. es kann also germ. ein dem *óπi* entsprechender nom. **oungā*, ein dem *srēda* entsprechender **hertā* die alten nom. **ougi*, **herti* bei seite geschoben haben. die beiden **oungā*, **hertā* wurden dann um *n* vermehrt, entweder von den cas. obl. her, oder im zusammenhange mit andern erweiterungen (ai. *vidhāvā*, got. *viduvōn*) s. 119. die drei worte *augó*, *ausó*, *hairtó* sind der grundstock aller schwachen neutra geworden. die pluralische verwendung vom ahd. *auga*, *herza* erklärt sich daraus, dass auch *wort* sowol 'verbum' als 'verba' bezeichnen konnte.

s-stämme. die neutra mit nom. auf *-os* bildeten den plur. auf *ōs*, welcher im altbaktrischen und angelsächsischen als plur. erhalten ist, sonst als sing. fungiert (s. 135): ai. *sáhas*, ags. *sige*, plur. ab. *hasāo* (= *-ās*), ags. *sigor*. dieser plural auf *ōs* ist identisch mit dem nom. sing. der fem. *s*-stämme, z. b. *ushūs ŷŷós auwōr-a*. über die verhältnisse des german. Sch. s. 149. ags. *lomb*, *cealf* flectieren im sing. wie neutrale *o*-stämme (*lombes*, *lombe*). der nom. pl. lautet north. *lombor*, *calfur*. 'lanum' ist ursprünglich *s*-stamm, wie finn. *lambas* zeigt, und *cealf* ist βερέφος. Sch. erkennt in der endung *-or*, *-ur* des pl. das idg. *-ōs* wider und erklärt die schwierigkeiten s. 150 f. einen weitem nom. pl. auf *-ōs* erkennt Sch. in ags. *dōgor* (sing. *s*-stamm in got. *Dagistheus* usw.), zu dem sing. *s*-stamm, der in ai. *áhas* vorliegt. dieses *-or* ging dann auch in den sing. über: *brodor*, *salor*. an sich, sagt Sch., wäre es nicht unmöglich, dass *sige* sich zu *sigor* verhielte wie ai. *támas*, *avas*: *tamas-á-m*, *avas-á-m*, allein bei den sing. und plur. zugleich gebrauchten *lombor*, *dogor* sei diese möglichkeit ausgeschlossen. die schwierigen und nicht klaren verhältnisse des ahd. bespricht Sch. s. 152 ff.

nt-stämme. die ursprüngliche bildung des plur. neutr. auf *-ōnt* ist blofs im lit. und alth. erhalten, im ind. um *i* erweitert: *-ānti*. diese neutra auf *-ōnt* sind die einzigen, welchen keine entsprechenden fem. zur seite stehn. Sch. erklärt das s. 168 f.

r-stämme. die neutralen *r*-stämme haben verschiedene nom.-bildungen s. 172. mehrfach erscheint ein *-t*, zb. ai. *yákŷt*, ἡπαρ; darüber s. 178 ff. dieses *-t* erscheint auch bei andern stämmen (z. b. γάλακ-τ-), war aber nach ausweis des ai. auf nom. acc. sg. beschränkt. im germ. scheint *aluf* 'bier' hierherzugehören. in demselben casus, wo also beim pronomen *d* auftritt (got. *þat-a*, ai. *tád*),

erscheint beim nomen ein *t*. beim nomen finden wir *d* in **sāl-d* gen. **salnēs* salz (s. 182). der richtige nom. pl. neutr. eines dreigeschlechtigen *r*-stammes liegt in ai. *catvāri* vor. im got. fielen m. *catvāras* und. n. *catvāri* in *fidvōr* zusammen. aus dem neutr. *fidvōri* erklärt Sch. die flexion *fidvōrim*. idg. nom. pl. n. **kētvōri* setzt ein **kētvōr* voraus (s. 192). dieses *-ōr* verhält sich zu nom. sg. *-r*, *-r-t* wie *-mōn*: *-m₂n* usw. solche alte plurale sind ἵδωρ, σζῶρ. man vergleiche τέξμαρ: τέξμωρ = τέξμα: τέξμων. — s. 198 ff werden die germ. stammgestalten besprochen. von dem idg. nom. *-rt* ist keine spur erhalten. nur der nom. auf *-er* (wie ai. *ūdhar*, *uber*) ist in mehreren wörtern noch nachweisbar: an. *ædr*; an. *lifr*, ahd. *lebera*; ags. *tifer*, ahd. *zebar* na. sodann bleiben einige wörter, welche die dem *-ωρ* entsprechende collective nominativbildung erhalten haben. so ist die urgerm. flexion von 'wasser' **vatōr*, **vatenas*; ags. *sumor* 'sommer' kann = **s₂mōr* sein usw. man beachte, dass **vatōr*, **s₂mōr* in der endung mit dem fem. *svasā*, *soror*, lit. *sesū* stimmt.

Wie die einsilbigen neutra den plural in der ursprache gebildet haben, darüber ist noch keine sichere auskunft zu gewinnen (s. 219).

3. pluralbildung: der nom. fügt ein *i* an (s. 227 ff); für das german. kommt hier nur der stamm *fidvōri-* in betracht, der das *i* aus dem nom. verschleppt zu haben scheint.

Der grundidee wird wol nicht widersprochen werden. auch Brugmann hat Morph. unters. v 60 f erklärt, dass er dem gedanken, das *ā* des nom. acc. pl. der neutra mit dem *ā* des femin. sing. zu identificieren, sympathisch gegenüberstehe und dass 'die gesante von Schmidt jetzt auf breitester grundlage aufgebaute theorie des ursprungs der neutralen pluralbildungen aus singularischen formen anzufechten' ihm ferne läge. Brugmann bezweifelt nur, 'ob wir das recht haben, alle nom. acc. plur. für ursprüngliche collective singulare zu erklären'. er erklärt nicht zu begreifen, wieso ursprachlich zu dem nom. (acc.) sing. **jugā* die echt pluralisch gebildeten **jugōm*, **jugoisu* haben entstehen können, statt der alten singularischen casus. 'ich frage daher, ob es nicht von anfang an wirkliche nom. acc. plur. ntr. gegeben hatte. . . .' er meint, die *i*- und *u*-stämme und gewisse consonantische hätten einen plural auf *ə* gebildet, wobei die *i*-stämme aus *i + ə* ein *ī*, die *u*-stämme aus *u + ə* ein *ū* gezeitigt hätten. B. denkt also daran, dass etwa **okiə* **okī* 'die augen' gen. **okiōm* zu **jugā* ein **jugōm* herbeigeführt hätten (Brugmann Grundr. II 652). die annahme scheint mir ganz überflüssig — ganz abgesehen von streitfragen, die da hereinspielen —, denn sobald **jugā* als plural zu **jugom* = 'die joche' gefühlt wurde, stellte sich von selbst nach gen. masc. **vīrōm* 'der männer' **jugōm* ein, wie **vīresjo* und **jugesjo* usw. ja schon übereinstimmten. hätte Brugmann recht, dann verlöre Sch.'s werk er-

hebblich; denn es ist nicht ohne bedeutung, ob ursprünglich alle nom. pl. ntr. singulare waren oder nicht. ich halte an Sch.'s meinung fest. Schmidt hat offenbar so viel getan, als die wissenschaft in einem solchen falle überhaupt zu tun in der lage ist; er hat eben gezeigt, dass dieselbe mischung von nom. acc. sing. und sonstigen pluralischen casus sich auch sonst auf idg. sprachgebiet in historischen zeiten herausgebildet hat.

Schmidts buch gehört zu den anregendsten der ganzen sprachwissenschaftlichen litteratur. es wird gewis die forschung in nachhaltiger weise beeinflussen. von dem, was ich dazu bemerken möchte, sei nur wenig hier kurz dargelegt.

In einer frage hat Sch. halt gemacht, wo man — wenn ich nicht irre — doch einen kleinen schritt weitergehn kann, ohne den boden zu verlieren. wenn die neutr. plur. der *o*-stämme eigentlich sing. auf *-ā* waren, so fragt es sich, woher dann die die gleichheit vom nom. und acc. im plur. des neutr. kommt, also nom. acc. **jugā*, wo man doch nom. **jugā*, acc. **jugām* erwarten sollte. Sch. antwortet, die gleichheit von nom. acc. sing. **jugom* habe es bewirkt, dass nom. **jugā* auch als acc. verwendet wurde (s. 35 f). das ist wol möglich. ich halte es aber auch für denkbar, dass im acc. sing. der fem. *ā*-stämme schon in uralten zeiten ein sandhi *-ām*: *-ā* bestand und das verhältnis von sing. nom. **jugom*: acc. **jugom* auch im plural nom. **jugā*: acc. **jugā* zur allein herrschaft brachte, während die anderen accus. sing. auf *-m* der sandhi form auf *-ām* im singular in den meisten fällen zum siege über *-ā* verhalfen.

Eine solche deutung steht vollkommen im zusammenhange mit Sch.'s eigenen meinungen; denn er sagt s. 217: 'auslautendes *-ōr*, *-ōn* haben schon in der ursprache, wenn kein vocal folgte, ihr *n* und *r* verloren' (vgl. auch s. 236). denselben sandhi wird er wol auch für *-ām* zugestehn. dieser ist jetzt auch von Collitz, Bezzenbergers Beitr. 17, 1 ff im hinblick auf andere fälle behauptet worden. so viel ich sehe, besteht eine möglichkeit für die annahme der sandhi form *-ā* (neben *-ām*) im accus. sing. vor allem lassen sich gewisse erscheinungen des german. so deuten. das gotische hat im nom. und acc. sing. *giba*. man erklärt *giba* als alte nominativform, die auf den accus. übertragen ist, denn germ. **geβc̄n* hätte got. **gibō* ergeben. Brugmann Grdr. II 547 sagt: 'vielleicht war der lautgesetzliche zusammenfall der beiden casus in *þó* etc. erst anlass, dass der nom. *giba* auch als acc. gebraucht wurde.' dabei ist *þó* als versehen zu streichen und *hvó*, *hvó-h*, *ainó-hun* einzusetzen. ich denke, gerade *só*: *þó*, *hvó*: *hvó* hätten nicht *giba*: *giba* erzeugt, sondern **gibó*: **gibó*. im an. ist beim nomen der nom. und acc. gleich (*voċk*), während das adj. noch trennt *spōk*: *spaka*, wenigstens ist dies der zustand der litteratursprache (Noreen in Pauls Grdr. I 491).

Dem germ. diesen sandhi noch zuzumuten, wird um so

eher statthaft sein, da sich doch auch sonst noch spuren erhalten haben. Kluge führt wenigstens Grundr. 1385 got. *hana*, an. *hane* auf urgerm. **chanē*, ahd. *hano*, ags. *hona* auf **chanēn* zurück. dass auch die fem. *n*-stämme im nom. sg. *-ō* : *-ōn* hatten, darauf weist doch schon der zahlreiche übertritt der *ī*-stämme zu den *ōn*-stämmen: *vidua viduō*, *dingua tuggō* usw. — der RV hat noch zwei spuren eines accus. auf *-ā*. vii 96, 1 heisst es [*a*]suryā nadinām sāravatīm. so hat der text. Bollensen hat für asuryā asuryām lesen wollen (vgl. Lanman Noun-inflection s. 357). dann vii 19, 5: çatamāviveshīr wird erklärt çatamām (nämlich puram) āviveshīs. hier ist also ein accus. auf *-ā* zusammengefloßen mit folgendem vocal. ebenso werden sich wol auch sonst noch spuren des *ā* finden lassen. —

Schmidt bespricht s. 69 an. *kīr* und identificiert es mit ai. *gāvi-* fem. zu *gāūs* wie in Kuhus Zs. 25, 17, denn *gāūs* wäre zu **kōr* geworden wie *nāūs* zu an. *nōr*. dabei muss aber die möglichkeit offengehalten werden, dass an. *nōr* auf eine grundform ohne *u* zurückgeht.

Altind. *gāūs* wird mit *βοῦς* immer dazu verwendet, um die erhaltung des *u* nach *ō* vor *s* in idg. zeit zu behaupten, sodass man dorisch *βῶς* als analogiebildung nach *βῶν* erklärt und umgekehrt attisch *βοῦν* als analogie nach *βοῦς*. so GMeyer 2§ 322. dagegen ist Brugmann Griech. gramm.² s. 115 im sinne meiner früheren ausführungen geneigt, eine idg. nebenform **gōs* anzunehmen. es ist ein verdienst von Solmsen (Kuhus Zs. 29, 358) und Wiedemann (Das litauische präteritum s. 40) es ausgesprochen zu haben, dass von *βοῦς βοός* ein anderes wort nicht getrennt werden darf, nämlich *πούς ποδός*. das letztere hat jetzt verschiedene erklärungen gefunden. für Wiedemann ist *πούς* eine analogieform nach *βοῦς*, was ganz gut möglich ist wegen der formellen gleichheit der gen. *ποδός* und *βοφός*, aber doch sein bedenkliches hat, weil **πῶς* mit dem diphthonge von *βοῦς* wol auch die betonung übernommen hätte. eine andere erklärung, der ich den vorzug gebe, hat Solmsen aao. veröffentlicht. er nimmt an, dass das geschlossene *ō* von *ποδός* das offene *ō* des alten **πῶς* zu einem geschlossenen *ō* gemacht habe, aus dem dann in richtiger entwicklung *πούς* werden musste. und so möchte ich auch die ionischen accus. von *ōi*-stämmen wie *Ἀρτεμοῦν Δημοῦν* usw. (GMeyer, Griech. gramm.² s. 324) erklären.

Dagegen kann man nicht daran denken, dass etwa auch *βοῦς* so zu erklären ist (nämlich aus **βῶς* mit geschlossenem *ō* nach dem *ō* des gen.); denn *βοῦς βοῦν* sind schon seit der mitte des 5 jhs. mit *ou* belegt (Meisterhans Gramm. der att. inschr.² s. 49), haben also gewis diphthongisches *ou* gehabt. nach Wackernagel (Kuhus Zs. 29, 141) heisst der acc. im attischen dieser zeit noch *βῶν*, was möglich ist, da ein *βον* aus d. j. 439 v. Chr. überliefert ist. Wiedemann hält **βῶς* für die entwicklung eines noch urgriech. **bōus*,

worin ihm nicht viele gelehrte werden beistimmen können. ich halte es noch immer für möglich, dass das urgriech. von den 2 alten formen **gōs* und **gōus* nur die erste besafs und dass *βοῖς* erst daraus durch einwirkung von gen. **βοφός*, loc. **βοφι*, voc. **βοῦ* sich entwickelt hat. was Hoffmann Die griech. dialecte I 146. 147 über *βοῖς*, *ποις* sagt, ist leider nicht geeignet, die frage zu fördern. ganz neuerdings hat Bloomfield. American journal of philol. XII 2 erklärt, dass er ebensowenig wie Brugmann von der erklärang von *ποις*, die Solmsen gegeben, befriedigt sei. das einzige, was man diesem einwenden kann, ist. dass sonst ein verhältnis von nom. *ω*: gen. *ō* nirgend zu *ov*: *o* geführt hat, vgl. die part. -*ων*: -*οντος*, die fem. -*ων*: -*οιος*, die masc. -*ων*: -*ωτος*. aber hier lag eben die analogie von *βοῖς*: *βοφός* zu weit ab, die bei *πῶς*: *ποδοῖς* wegen der einsilbigkeit und der gleichheit der gen.-bildung sehr nahe lag. Bloomfield meint, *πῶς* sei durch *ὀδοῖς* veranlasst, beide seien körperteile. das princip dieser erklärang ist gewis richtig; ob es aber in dem fate richtig angewendet ist, das ist mir sehr zweifelhaft. dass auge und ohr sich beeinflussen, ist begreiflich, also germ. **auγō[n]* aus **ayō[n]* nach **auzō[n]*, weil beide in häufig gebrauchten redensarten zu allen zeiten verbunden waren, aber 'zahn' und 'fufs'? —

Unter den elementen, welche im nom. sg. neutr. an den stamm antreten, erscheint auch ein *-t*; vgl. ai. *çákr-t*, *ásr-t*, *yákr-t*, worüber Schmidt an verschiedenen orten handelt. dieses *-t* ist auf den nom. acc. sing. der neutra beschränkt, die obliquen casus zeigen andere bildung. ich glaube, es finden sich hinweise, dass es eine flexion gegeben, welche *t* gerade in den obliquen casus zeigte, während die starken casus anders gebildet waren, rein vocalisch oder auf *n*. dieses *t* ist nicht auf das neutrum beschränkt. gemeinsam ist beiden flexionen das princip, dass die starken casus mittelst anderer stammbildungsuffixe gebildet werden als die schwachen.

Bekannt ist aus dem ai. das sogenannte wurzeldeterminativ *-t*; vgl. Lindner Altindische nominalbildung s. 27. es erscheint bei der suffixlosen nominalbildung nach *i*, *u*, *r* der wurzel (vgl. *dyāus* gegen *dyūt* f. 'glanz') und ist nicht auf die composition beschränkt (*dyūt* f.; davon der RV acc. *dyūtam dyutā*, ferner die verbale *vidyūt*, *a-*, *sudyūt*; *sasrūt* zu *sru*, *didyūt* f. neben *didyū* m.). von wurzeln auf *n* sind solche bildungen im arischen nicht zahlreich; das altbaktr. hat *açgatō* gen. wol zu w. *gam* 'gehn' (vgl. Justi Handbuch § 229), das ai. *adhva-gāt* und vielleicht *vahāt* fem. 'strom', *sravat* f. dass. (Lanman Noun-inflexion s. 466), wenn gleich es nicht sicher ist, dass ihr *a* letzter silbe *ṅ* ist. vgl. auch Brugmann Grdr. II 365 ff.

Dieses *t* muss ursprünglich auf die obliquen casus beschränkt gewesen sein.

Eine flexion **i-t-s*, gen. *i-t-és*, vgl. lat. *com-es*, *-it-is*, spricht unseren

erkenntnissen hohn: ein nom. **-it-s* kann nicht ursprünglich sein¹, aus der composition kann die vocalreduction auch nicht kommen, denn im ai. haben gerade immer die zweiten glieder den accent (*nī-yūt*, *īshu-bhýt*) und behalten ihn auch auf dieser silbe. man muss also annehmen, dass hier das ursprüngliche verhältnis verändert wurde. genetiv **-it-as* muss aus **-it-ās* entstanden sein, und der nom. acc. muss eine andere vocalstufe gehabt haben oder war überhaupt ganz anders gebildet. dass *t* immer nur an die reducierte wurzel antritt, muss sich davon herschreiben, dass das *t* ursprünglich nur bei suffixbetonung erschien, dh. den obliquen casus zugehörte. dadurch entfernt es sich sofort von dem *t* von *çikr-t*, ἴπαι-ος, welches gerade vom nom. sing. ausgeht. dass die starken casus ohne das *t*, rein vocalisch gebildet waren, darauf scheint verschiedenes hinzuweisen.

t tritt nämlich auch an suffixales *i* an. so liegt neben ai. *harit* 'falb' das adj. *hāri* mit wurzelbetonung. bemerkenswert ist, dass *harit* sich im RV niemals im nom. acc. sg. findet, wofür *hāritas*, *-am* verwendet wird, am häufigsten aber *hāris*, *hārim*. neben *yoshit* f. (RV acc. *yoshitam*) findet sich *yōshā* f. (belegt RV nom. sg. *yōshā*, acc. *-ām*, dual. *-e*, nom. pl. *-ās*) und *yōshan* (RV nom. pl. *yōshanas*). dazu noch *yōshanā* fem. und *yōshinā*. so viel ich sehe, liefse sich dieser auffallende formenreichtum leicht erklären, wenn man von einer flexion **yōshā[i]* gen. **yōshitas* ausgehn dürfte. nom. *yōshā* gab dann veranlassung zur entstehung eines Stammes *yōshā-* und *yōshan-*.

Ich finde nur spuren von bereits gemein idg. *it-*, *ut-*, *id-*, *ud-* stämmen. zb. ai. *-it-*, lat. *com-it-*. dagegen scheinen jene stämme überall in beziehung mit vocalischen *i-*, *u-* stämmen zu steln.

Ganz äußerlich betrachtet besteht zwischen *ὄνομα ὀνόματος* und *μέλι μέλιτος* vollkommene übereinstimmung. man nimmt nun an, dass beide nominative ein *t* verloren haben. diese annahme ist aber durchaus nicht notwendig. *mel mellis* ist nach der wahrscheinlichsten deutung aus **mel-i*, **mel-nes* entstanden (Sch. s. 248). *mellis* verhält sich also zu *μέλιτος* genau so wie *nominis* zu *ὀνόματος*. got. *miliþ* setzt einen stamm **melido* voraus (Kluge in Pauls Grdr. I 389). dabei scheint aber das germ. einen vocalischen stamm (und nom.) **meli* gekannt zu haben, der in abd. *mili-tou*, ags. *mele-deáw* 'mehltau' vorliegt. *μέλι* (vgl. auch die composita mit *μέλι-* neben *μέλιτο-*, welche jünger sind), lat. *mel*, westgerm. **meli*, air. *míl* scheinen es mir wahrscheinlich zu machen, dass der nom. einfach **meli* anzusetzen ist. aber auch **melit-* wird durch die übereinstimmung von *μέλιτος*, got. *miliþ*, wozu mit stammabstufung *βλίτιω* (= **mlit-jō*), als alt erwiesen, so dass lat. *mellis* zurücksteln muss. ich halte es also für möglich, dass der nom. acc. **meli* hiefs und dass mehrere oder alle obliquen casus

¹ ebenso wenig wie nom. auf *-is*, *-ūs*, deren *i*, *u* Kretschmer Kuhns Zs. 31, 325 aus einer progressiven wirkung des idg. accents erklärt.

**melit-* oder **mlit-* enthielten. so komme ich Ficks ansatz: nom. **meli*, gen. **melitos* r⁴ 516 ziemlich nahe, nur erkläre ich das *t* nicht aus einem ablativ-suffix *-tos*. habe ich aber μέλι: μέλιτος so richtig erklärt, dann kann auch ὀνόματος mit seinem *t* keine spezifisch griech. entwicklung sein, sondern muss seine wurzel in uralten flexionsverhältnissen haben.

Lat. *fel*, *fellis* dürfte **feli* **felnis* sein; **feli* = ai. *hári*. neben wurzelbetontem *hári* hat der RV *harít*. das slav. zeigt žlūtī ‘ξανθός’, das lit. *tulzīs* f. ‘galle’, was wol = **zultis* ist und nur ein lehnwort aus asl. *zľūtī* sein kann, das dieselbe bedeutung gehabt haben muss, während man gewöhnlich *zľučī* sagte, denn sonst müsste man lit. **ziltis* erwarten. widerum sind vocalische formen und wurzelbetonung, *t*-formen und suffixbetonung vereint; *fel*, *hári*, aber *žlūtī* (aus **ghlt-*), *harít* (vielleicht auch aus **harít-*). vgl. **μέλι* aber **μλιτ-ζώ*, βλιτιω.

An einer andern stelle habe ich darauf hingewiesen, (WSB cxxv 3), dass *θέμις* mit allen seinen formen der obliquen casus aus einem alten neutrum **θέμ-ι-ς*, gen. **θέμινος* (vgl. *θέμα*), **θέμιτος* hervorgeht. dann finden wir schon aus verhältnismäßig alten zeiten:

nom. μέλι-ι	lat. * <i>fel(i)</i>	<i>θέμ-ι-(ς)</i>
gen. * <i>mel-n-es</i>	* <i>fel-n-es</i>	<i>θέμι(ι)ος</i>
u. μέλιτ-ος	u. <i>harítas</i> ,	u. <i>θέμιτος</i>

Das ags. hat nom. *ealu*, gen. dat. *ealod* (vgl. Platt, Beitr. 9, 368 f). das scheint direct einer flexion μέλι μέλιτος, ὄνομα ὀνόματος zu entsprechen. es wäre auch möglich, dass der schein nicht trägt und wir von einem sehr alten **alī*, **alūtes* auszugehen hätten. Schmidt meint s. 180, der germ. stamm **aluθ-* (ags. *ealod*, an. *ǫldr* n. ‘gelage’) könne sich zu ags. *ealu*, an. *ǫl* ntr., aprss. *alu* ntr., lit. *alūs* (masc.), abg. *olū* (masc.) verhalten wie lat. *pecud-* zu idg. **peku*. daneben sei aber auch möglich, dass *alu-* in allen diesen sprachen aus nom. **alu-t* entstanden sei. dass lit. *alūs*, abg. *olū* aus einem neutr. **alu-t* entspringen, ist mir gar nicht wahrscheinlich. für mich ist *alū-s* eine neutrale form mit dem *s* von εὐθύ-ς (neben εὐθύ), ebensowie *szirdis* gegen ai. *hrđ-i*. auch an. *ǫl* dat. *ǫlvi* setzt einen voc. nom. **alu* voraus. ich halte es also für möglich, dass ags. *ealu*, gen. *ealod* ganz dem ursprünglichen verhältnisse entspricht. vgl. auch Schmidt 251.

Lat. *caput* ist das einzige neutrum, welches mit auslautendem *t* überliefert ist¹. das wort ist noch immer ziemlich rätselhaft. got. *haubiþ*² an. *hofud* zeigen *-it*: *-ut*. augensehentlich gehört ai. *kapála* m. ‘hirschale’, ags. *heafela*, *hafola* m. ‘kopf’ dazu. ein vocalischer stamm **kapu* ist nicht nachzuweisen.

Es ist möglich, dass die europäische bezeichnung des hirsches

¹ über lat. auslaut. *t* Brugmann Grdr. I 506, Bezenberger in seinen Beitr. 15, 177 und Schmidt s. 178. 249.

² Hat *haubiþ* sein *au* etwa von *ausó*, *augó* erhalten?

(Schrader Sprachvergl. und urgesch.² 361) in den starken casus vocalisch, in den schwachen *t*-stamm war. dies ist gewis so, wenn lat. *cervus* und germ. **χέρut* auf ein gemeinsames paradigma zurückführen. nachzuweisen ist das allerdings nicht. man müste eine flexion **kerus*, **kerutes* annehmen, und lat. *cervos* müste erst daraus entstanden sein. hier einige formen für 'horn, spitze, haupt' und die damit in zusammenhang stehenden *t*-, *d*-, *dh*-stämme. das thema ist ein abstufendes ursprünglich einsillbiges neutrum **ker*, **kor*, **kʀ* (vgl. WSB cxxv 16).

**ker-u* lat. *cer-v-os*, germ. **χer-ut-*, ahd. *hiruz*, ags. *heorot*.

**kʀ-u* vgl. ἀντιζού, ἄντι-ζους

**kor-u* ζόρουδος 'die haubenlerche', ζόρους -ιθός, acc. ζόρουθα und ζόρουν 'helm', bei Eur. auch 'kopf'.

**ker-n-* vgl. ζέρας } germ. **χίren-θ-is n.*, **χrun-d-ts*
 **kʀ-n-* vgl. ai. *çiras*, got. *hauru* } 'rind' Kluge wb. s. v.

**kʀ-n-u-* vgl. lat. *cornu* ahd. *hornuz*. anders Kluge s. v. 'hornisse'.

**kʀ-s-* im ai. *çīrsh-án*, lat. *crāb-ro* (= **crās-ro*), asl. *srŭša*.

**kʀ-s-n-* in asl. *srŭšenŭ*, lit. *szīrszone*, *szīrszū* 'wespe' und viel- leicht in ahd. *hornuz*, wenn dieses = got. **haurznuts*.

vgl. JDanielsson Gramm. und etym. stud. i 30; Johansson Kuhns Zs. 30, 347 ff; Schmidt Neutra pass. auch Brugmann Grundr. II 353 erklärt, dass ζόρουδος und germ. **χέρut-* sich sehr nahe stünden. Kluge hat wegen des verhältnisses von *hauru* und ai. *çīnga* an ahd. *mana* 'mähne' und dän. *manke*, an ahd. *scina* 'schiene' und ahd. *scinco* erinnert (Festgrufs an Böhthlingk s. 60).

Schmidt lässt s. 155 ff die bisherigen erklärungen von ὀνόματος revue passieren und verwirft sie samt und sonders. er ist der meinung, dass zu ὄνομα nach dem neutr. nom. des partic. **φέρα* (jünger *φέρον*) = ai. *bhārat*, **φέρατος* ein ὀνόματος gebildet wurde. meiner meinung steht die von Fick am nächsten; dieser leitet (Bezzenbergers Beitr. 5, 183) das *τ* aus einem ablativsuffix **-tos* (vgl. ἐξ-τός, ἐν-τός) her, kurz, er sucht nach einer indogermanischen quelle des *t*. Sch. fragt s. 190 dagegen, warum es alsdann kein **ποιματος*, **ἄζματος* gibt? dieser einwand ist sehr berechtigt. es ist in der tat möglich, dass die bildung der obliquen casus mit *t* zuerst dem neutrum zukam, nur möchte ich den dental nicht für spezifisch griechisch halten, sondern, wie gesagt, seinen ursprünglichen sitz in den eigentümlich gebildeten idg. casus obliqui suchen. eine erklärung davon zu geben, bin ich aufser stande.

Osthoff hat einmal die meinung ausgesprochen, dass die consonantischen stämme im idg. samt und sonders den nom. sing. durch dehnung des letzten vocals bildeten. seitdem man *-ēr*, *-ēn* usw. im nom. der *r*-, *n*-stämme usw. nicht mehr aus er-

satzdehnung erklärt (im gymnasium leider fast noch immer), ist allerdings von vornherein auch gegen die dehnung des letzten vocals bei den andern consonant. stämmen nichts einzuwenden. ich glaube aber darauf hinweisen zu sollen, dass für die Osthoff'sche annahme so gut wie gar nichts und dass die bildung des genetivs direct dagegen spricht, denn genetive wie *oi-s*, *ou-s*, *or-s*, *on-s* (dh. bloßes *s* mit vorhergehender mittlerer stammstufe) finden sich auch nur bei halbvocalischen stämmen, sogar nicht einmal bei *s*-stämmen (an ai. *ushás* = **ushás-s* kann ich nicht glauben), worin ich mich Bartholomae Indogermanisch ss s. 77 anschliesse. ich denke, ein ai. gen. *didyót* zu nom. *didyút* erklärt sich — nach Bartholomae — ganz befriedigend aus der analogie gen. *mṛtyós* zu nom. *mṛtyús*. — auch Brugmann hat sich im Grdr. II 536 über die bildung des nominativs conson. stämme geäußert. er findet zwei möglichkeiten: entweder gab es neben den formen auf *ts* von allem anfang an asigmatische, oder es war unter bestimmten satzphonetischen verhältnissen das *s* von *-ts* geschwunden. das letztere lässt sich hören und scheint mir das beste, was in dieser frage bis jetzt überhaupt gesagt wurde.

Seit Osthoff setzen viele germ. nominative **χαλῆθ* 'held', **mēnōθ* 'monat', **nepōt* 'nelfe' an (Kluge auch nom. **pōd* 'fuß', wo Brugmann **pōt* oder **pōts* ansetzen würde). vgl. James Platt Beitr. 9, 368; Brugmann Grdr. II 369. aber von keinem einzigen der drei genaunten wörter scheint es mir erwiesen zu sein, dass sie im nom. sg. überhaupt das *t* hatten. es scheinen hier reste von heteroklitischen bildungen vorzuliegen, die allerdings nicht bekannt sind.

Die germ. wörter für 'held' sind: ags. *hæle*, *i*-decl.; daneben *hæled*, das nach der *o*-declin. geht, aber im nom. acc. pl. consonantisch ist; vgl. nom. pl. *hæled* Beov. 52. 2248. 2259. 3143; alts. *helith*; ahd. *helid*; an. *halr*, *i*-decl., *hōldr* (aus **haluþr*). das germ. hat also einen *i*-stamm **χali-* sowie einen *t*-stamm **χaliθ-*, der noch in spuren conson. flexion überliefert ist; daneben auch **χaluθ-* (über *i* und *u* bei *t*-suffixen Kluge, Stammbildungslehre § 29). ags. *hæle* sowie an. *halr* können auf germ. **χalts* zurückgeführt werden, und dann besteht die möglichkeit einer flexion nom. **χalts*, gen. **χaltθos* wie *hāris*: **haritas* (belegt *haritā* instr.) im Rigveda. zuletzt hat Kretschmer, Kuhns Zs. 31, 459 anm. über *hæle* gehandelt. er zieht die nominative der böotischen koseformen auf *ει* (= gemeingr. *ι*) zur erklärang heran. 'jene böotischen namenbildungen sind auch den andern griech. dialecten nicht fremd und erscheinen hier durchweg als *t*-stämme.' ein altes **Μενηιτ*, **Μενηιτος* musste böot. im nom. *Μενει* ergeben¹. wie **Μενηιτ* sei german. **mēnōt*, **nepōt*,

¹ zu den böotischen koseformen vergleiche man Schmidt s. 353 anm.

**χάλεθ* gebildet. für das german. ist aber damit gar nichts gewonnen. erstens ist *Μενει* durchaus kein sicheres analogon eines nomin. auf *-ετ*, denn *Μενει* kann (wie *Τιμοκλειτ*, *Τυθει* usw., vgl. Meister 1160) aus **Μενης* und dieses aus **Μενιτ-ς* entstanden sein. die analogie trifft aber auch sonst nicht zu, denn die german. wörter sind nur *i-*, *it-* (*ut-*)stämme, keine *ετ-*stämme. Kluge hat Wb. 4 s. 138 zu 'held' ir. *calath*, bret. *calet* 'hart' gezogen. die keltischen namen (nom. *Caletes*, acc. *Caletos*, *Κάλετοι*, *Κάλεται*, *Caletus*) scheinen allerdings von einem thema **kalet-* auszugehen, dem *ζέλης -ητος* 'renner' sehr nahe stünde. das german. ist aber damit höchstens wurzelverwant.

Wie man nom. **χάλεθ* ansetzt, so nimmt man auch einen nom. **népōt* an, und Jellinek Zur erklärung der german. flexion s. 60 ff hat daraus weitgehende schlüsse gezogen¹. aber **népōt* ist nirgendwo belegt, denn ai. *nápāt* ist aus **napāts* entstanden, worauf ab. *napāo* (vgl. *ameretāç* = **tāt-s!*) aps. *napā* nicht hinzuweisen scheinen². da die vedische flexion stark *nápāt*, schwach *naptṛ* war, und ab. *napāo*, *nafedhro* damit stimmt, so könnte diese stammverteilung schon arisch sein. auch lat. *nepōs* kann aus **nepōts* hergeleitet werden. Leumann hat Festgrufs an Böhlingk s. 77 mit anschluss an Pāṇini **népōt* aus **ne-pōt* 'unbeschützt' erklärt. die wurzel ist dann *pō* 'schützen, hüten', und dann eröffnet sich eine neue möglichkeit. dann können ab. *napāo*, aps. *napā*, lat. *nepōs* aus **nepōs* = **ne-pō-s* entstanden sein, dh. der nom. braucht gar kein *t* gehabt zu haben. idg. **né-pōs*, 'der, der keinen schützer hat' stellt sich dann zu ai. *gō-pās* 'hirt'. möglich auch, dass der älteste nominativ **né-pō* lautete und dass das *s* erst vom einsilbigen worte **pōs* 'der schützer' eingeführt wurde. der voc. von ab. *napāo* heisst *napō*. auch dieser metaplasmus spricht dafür, dass nom. *napāo* aus *-ās* entstanden ist; zu diesem *-ās* bildete man nach analogie der geschlechtigen *s*-stämme voc. *-as* (*ō*). von **népō* ist dann der german. form beizukommen. ein **népō* fiel im germ. mit **gomō* zusammen, der nebenform von **gomōn*. dann entstand auch **nepōn*, woraus es sich erklärt, dass das wort im germ. überall *n*-stamm ist. in den obliquen casus mag der dental schon seit alter zeit sitzen. ich halte es für möglich, dass die indogerm. flexion diese gestalt zeigte:

nom. **né-pō* (aber **pō-s*)
gen. *ne-pāt-es*.

daraus sind alle bildungen sehr leicht zu erklären: im ai. wurde

¹ Jellinek aao. nimmt an, dass im urgerm. dental nach langem vocal noch erhalten war, eine annahme, die mir schon wegen got. *vili* = lat. **velit*, *velit* kaum glaublich erscheint.

² aus **napāts* wäre aps. und ab. **napās* zu erwarten; vgl. Bartholomae Idg. ss, s. 62 anm.

daraus **na-pāt*, gen. **naptas*, woraus *naptur*, acc. *napātam*. von einem acc. **nepōtm* ist auch für das lat. und das lit. *nepotis* auszugehen. an einen nom. *nēpō* denkt auch Fick 1⁴ 96.

Ähnlich wie *nepōs*, -*ōtis* könnte es sich mit latein. *sacerdōs* -*ōtis* verhalten. -*dōs* könnte identisch sein mit ai. *dōs* m. 'geber' RV vi 16, 26, das vielleicht aus **dō(u)s* zu erklären ist, wonach dann dat. *dē* nach analogie gebildet wäre. ai. *dās* hat die bedeutung 'geber' und 'gabe' wie lat. **sacro-dōs* neben *dōs* f. 'mitgift'; da aber letzteres fem. ist, so wird man *dōs* nom. f. wol am besten aus **dōtis* (vgl. *δοσις*) erklären.

Auch der ansatz eines nom. **mēnōt* scheint mir nicht genügend begründet. lit. *mėnū* ist der form nach *n*-nom. gerade so wie got. *mēna*, ahd. *māno*. die formen mit einem dental sind ai. *mādbhis*, got. *mēnōþ-*, lit. *menutėles*. über die erklärungs dieses *t* ist noch streit unter den forschern. nach Schmidt, Kuhns Zs. 26, 317 ff ist *t* aus *s* vor *s* entstanden, eine ansicht, der sehr lebhaft widersprochen wurde, zuletzt von Bartholomae Idg. ss, s. 1 ff. nach *mėnū*, *menutėles* würde man gerne einen lit. nom. **mēnōt* ansetzen und aus derselben germ. form got. *mēna* usw. ableiten. woher aber der stamm *mēnes-* der obliquen casus? die annahme einer flexion **mēnōt*, gen. **mēneses* hat wenig einleuchtendes. wenn man schon auf der notwendigkeit eines ursprachlichen paradigmas besteht, dann könnte man am ehesten an ein **mēnōs* **mēnōtes* denken. mit **mēnōs* müste dann **mēnes*, **mēns*, **mēs* zusammenhängen, mit **mēnōt* das **mēt* von ai. *mādbhis*, dessen *d* allerdings nach Bartholomae lautgesetzlich aus *s* entstanden sein soll. vielleicht ist also **mēnōs* die urform von got. *mēna* und lit. *mėnū*. welche veränderungen aber mit **mēnōs* vorgegangen sind, um es in die analogie der *n*-stämmen zu bringen, ist nicht zu sagen¹.

Schmidt streift die frage über das idg. ss s. 157 anm. man weiß, dass er, wie eben erwähnt, ein idg. lautgesetz annimmt für den wandel von *s* zu *t* vor *s*. so erklärt er die formen mit *t* bei *s*-stämmen, also ai. *vidvātsu*, *εἰδοίτος*, got. *veitvōds*; ai. *ushādbhis*; germ. *aust-*; ai. *mādbhis*, got. *mēnōþ-*: *s* sei vor dem *su* des plural-locativs zu *t* geworden (vgl. s. 350). dass dieser wandel ein doppelt gesprochenes *s-s* voraussetzt, habe ich Zs. f. d. österr. gymn. 1888 s. 145 bemerkt. ebenso spricht sich Bartholomae aao. s. 12 aus. widerlegt wird dadurch Sch.s meinung nicht. — von Schmidt, der alle fälle aus einem gemeinsamen princip zu erklären bestrebt war, unterscheidet sich Bartholomae, der die fälle trennt: ai. *mādbhis* *ushādbhis* seien lautgesetzlich (*s* wird vor med. und med. asp., aber nicht vor *d*, *dh* zu *d*); *vidvātsu* **εἰδοισι* sei analogie nach den -*vent*-stämmen; germ. *austana* und *austara* haben suffixales *t*; *mēnōþ-* sei ein neben-

¹ auch WStreitberg kommt zu demselben resultate wie ich, nämlich übertragung der ganzen endung von *akmā* auf *menū*; vgl. Idg. forschungen I 276.

stamm von **mēnōs*. — von Bartholomae ist wider Brugmann wesentlich verschieden. er nimmt für die erklärung des part. perf. neben dem *-ves* ein gleichbedeutendes *-vet* an, vgl. Griech. gramm.² s. 113, Grdr. II 412. er sagt an letzter stelle: 'wie wir das comparationssuffix *-jes-* als eine weiterbildung von *-jo-* auf-fassen und neben *-jes-* auch *-jen-* in comparativischer function annehmen, so betrachte ich *-ues-* als erweiterung von *-uo-* und nehme neben ihm ein gleichbedeutendes *-uet-* an'.

Zwischen Bartholomae und Sch. besteht kein principieller gegensatz, und es muss wol entschieden werden, ob Bartholomae's lautgesetz richtig ist oder nicht. aber zwischen Sch. und Brugmann besteht ein principieller gegensatz: Sch. denkt an ein lautgesetz, Brugmann gibt alle hoffnung auf und denkt an bereits grundsprachliche verschiedenheit. man wird es sehr begreiflich finden, dass Sch. seinen gedanken festhält; denn der strengen erforschung auch der verborgensten lautlichen wü- r kungen verdankt die wissenschaft ihre heutige bedeutung. aber Brugmann's standpunct zu negieren ist ebenfalls unmöglich; hier muss die weitere entwicklung der wissenschaft entscheiden. zu- dem hat auch Sch. in dieser frage schwerlich schon sein letztes wort gesprochen.

In einer andern streitigen frage möchte ich mich unbedingt für Sch. erklären. seine regel vom schwunde des *n* nach langem vocal (*ā*, *ē*, *ō*) vor auslautendem *s* scheint mir vollkommen den tatsachen zu entsprechen, trotz Brugmann Grdr. I 190 f. II 389. 583 und Johansson GGA 1890 s. 740, wozu Brugmann II 672 zu vergleichen ist. —

Nachtrag: erst nach abschluss der anzeige sehe ich, dass Bartholomae Indogerm. Forsch. I 194 auf *hāris*: *haritas* aufmerk- sam gemacht und *yóshā* auf einen *i*-stamm bezogen hat. seiner identification des *t* von *haritas* mit dem von *ἵππαι* kann ich nicht zustimmen.

Wien, sept. 1891.

RUDOLF MERINGER.

Über die sprache der Ostgoten in Italien von FERDINAND WREDE. Strafsburg, KJTrübner 1891. QF 6S. VIII u. 208 ss. 8^o.—4 m.*

Die in den stürmen der völkerwanderung untergegangenen oststämme, in der blüte ihrer jugend dahingerafft, haben nicht zeit und ruhe gefunden, eine schriftlitteratur zu entwickeln, so sehr auch ihre fähigkeit dazu durch die vorhandenen gotischen reste gewährleistet wird. die deutsche grammatik hat dies schwer zu beklagen, denn ihr entgeht nun trotz der erhaltenen über- bleibsel die sichere und umfassende kenntnis der reinsten und vollendetsten form, in der der germanische sprachgeist sich ver-

*[vgl. Littbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 10 (ThvGrienberger).]

körpert. um so mehr haben wir die pflicht, alle noch erreichbaren sprachreste der ostvölker, und wären sie noch so unscheinbar, aufzusuchen und sorgfältig zu durchforschen. mit der absicht einer solchen sammlung trug sich Holtzmann (vorrede zur grammatik 1870), aber er ist darüber gestorben. ein leichtes wäre es für Müllenhoff gewesen, ein ostgermanisches namenbuch zusammen zu stellen (ich brauche hier ostgermanisch immer mit ausschluss des nordischen), denn seine arbeiten zeigen, dass er sich eine umfassende sammlung des in betracht kommenden materials angelegt hatte, aber freilich zu andern zwecken und ohne die rechte freude an der sprachlichen seite dieser reste. dass der suchende fast ausschliesslich auf namen, und zwar auf personennamen, zu rechnen hat, braucht nicht erst gesagt zu werden. am meisten sind deren von den Westgoten in Spanien übrig. die concilienacten und die von Hübner herausgegebenen *Inscriptiones Hispaniae Christianae* (1871) liefern eine nicht unbeträchtliche ansbeute, die freilich durch die gröstenteils noch unveröffentlichten schenkungsurkunden der spanischen klöster weit übertroffen werden möchte. auch ostgotische namen sind ziemlich zahlreich vorhanden. weniger haben die Wandalen und die übrigen Gotenvölker hinterlassen.

Diese nicht sehr umfangreichen sprachreste zu sammeln und zu bearbeiten ist eine so dankbare und verhältnismässig leichte aufgabe, dass man den verfasser der vorliegenden schrift um die wahl seines gegenstandes beneiden möchte. weniger allerdings um die art, wie er ihn behandelt. denn anstatt den gesamten ostgermanischen vorrat uns mit einem male vorzulegen, in alphabetischer aufstellung, mit kurzen bemerkungen über ursprung und bedeutung jedes namens, soweit man nachkommen kann (was bei weitem nicht überall möglich ist), hat er es vorgezogen, die einzelnen volksstämme gesondert zu behandeln, und anstatt den nachdruck auf diejenigen grammatischen und lexikalischen erscheinungen zu legen, in denen sich die einheit der oststämme documentiert (und sie stellt sich in der namengebung mit besonderer deutlichkeit dar), müht er sich ab, die etwa vorhandenen dialectischen unterschiede der einzelnen Gotenvölker heraus zu klauben und ist unsäglich glücklich über ein paar winzige fündchen (wie die contraction der diphthonge bei den Ostgoten in Italien und den abfall des nominativ -s), die ihm auf dem gebiete der lautlehre, diesem lediglich vorbereitenden und untergeordneten teile des weiten, reichen felde der grammatik, gelungen sind. auf dergleichen dinge kann man ja wol den beobachtenden blick nebenbei auch mit hinlenken, aber verglichen mit dem weitausgreifenden interesse, das die namen sonst nach allen seiten hin erregen, sind sie von ganz nebensächlicher bedeutung.

Ja wenn nur Wrede sich die geforderte sammlung sämtlicher ostgermanischer personennamen wenigstens zu seinem eigenen

gebrauche angelegt hätte! aber davon ist gar keine rede, und er hat keine ahnung davon, dass dies die unerlässliche erste und hauptsächliche vorarbeit für eine untersuchung sein muss, wie er sie uns nun schon zum zweiten male ohne sie vorlegt. denn die einzelnen namen oder ihre compositionsglieder wiederholen sich großenteils bei den verschiedenen Gotenvölkern, und da die überlieferung oft schwankt, so ist es natürlich von der größten Wichtigkeit, alles vorhandene belegmaterial übersichtlich bei einander zu haben. erst dann wird ein sicheres urteil über die oft sehr zerstörte form und die correcte schreibung möglich. man sollte meinen, dass dies zu dem kritischen abc der namenkunde gehöre.

Aber nicht einmal die ostgotischen namen sind vollständig gesammelt. die in betracht kommenden teile des CHL hat der verfasser nicht ausgebeutet, und warum? weil er das enorm wichtige material ohne die 'schmerzlich vermissten' indices (s. 17) nicht zu heben im stande ist! sein hochgradiger abscheu vor ausgaben ohne verzeichnisse bricht auch auf s. 6 und 29 hervor, wo er sich vor den indexlosen folianten Mansis entsetzt. als ob nicht die westgotischen namen der concilienacten längst von Dahn und nach ihm von Bezzenberger (*a*-reihe der got. spr. s. 7 ff) gesammelt wären! danach ist es nicht zu verwundern, dass die wichtigen publicationen der società Romana di storia patria unbenutzt geblieben sind. unter ihnen ragt namentlich das unendlich reichhaltige Registrum Farfense hervor, von dem freilich leider der erste band noch aussteht (Il regesto di Farfà ed. Giorgi e Balzani Rom 1879 ff). zwar kommt dieses unschätzbare quellenwerk vorwiegend der kunde langobardischer sprache zu gute, aber unter den zahllosen alten prächtigen namen befinden sich auch gotische, die sich durch den lautstand verraten. namentlich characterisieren sie sich durch den schwachen männlichen nominativ auf *-a*, wo das langobardische mit den übrigen westgermanischen sprachen *-o* hat. ich nenne nur beispielsweise *Nefila* nr 153 a. 792; *Tinca locipositus castris Viterbii* nr 92 a. 775; *Leunia* nr 24 a. 749; *Hernia* nr 23 a. 749; *Guala* nr 45 a. 761 di. *Uuala*; *Trocta*, *Trotta* nr 156. 111 a. 793. 776 di. *Drohta*; *Maurica* nr 50. 55 a. 762. 764 wol gotisch trotz des uncontractierten diphthongs; *Barbula* (*Hisemundum filium cuiusdam Barbulani*) nr 52 a. 763 (vgl. ahd. *Barbo*, nhd. *Barbe*); *Mimpula* (genitiv *cuiusdam Mimpulani* neben *Mimpulae*) nr 55. 130 a. 764. 775; *Pimpula* wahrscheinlich in *Mimpula* zu bessern nr 106 a. 777. eine Gotin scheint *Merula* zu sein, die witwe eines *Agio*, nr 28 a. 750. aber auch auf ausgaben mit indices hat W. verzichtet. so ist es ihm entgangen, dass in den listen italienischer klöster, die in den von Piper herausgegebenen verbrüderungsbüchern stehn, eine reihe von gotischen namen vorkommen. dem verzeichnis von Novalesse (Piper s. 166 f) entnehme ich zb.

*Gadiri*x, *Asinarius*, *Eldisclus*, *Uuala*, um nur ein paar sichere zu nennen; in einer andern liste, die wahrscheinlich aus Bobbio stammt (Piper s. 65 ff), list man *Totila*, *Uuilia*; Piper s. 221 finden sich die namen *Trasmerus*, *Fredemer*, *Riginir*, und so wird der aufmerksam suchende noch manches gotische oder burgundische restchen ausgraben können. sehr reich wird hier die ausbeute allerdings nicht sein, soviel ich sehe. gut wäre es gewesen, wenn W. den abschluss seiner schrift vertagt hätte, bis das jetzt vorliegende erste heft der von Mommsen bearbeiteten kleinen chroniken erschienen war. einzelne bogen des Cassiodor waren ihm zugänglich, er hätte auch das übrige abwarten sollen. so hat er sich eine reihe interessanter namen entgehen lassen, von denen ich die folgenden nenne, ohne zu behaupten, dass ihre träger durchweg Ostgoten gewesen wären: *Alica regalis*, Gotenführer zur zeit Constantins, s. 10 (ahd. *Alicho* Förstem. 63); *Ariarici regis filius* als geisel bei Constantiu, ebenda; *Salia* consul a. 348, s. 61. 63. 236 (alts. *Sello* Förstem. 1067, nhd. *Selle*); *Ariutheus* consul a. 372, s. 63. 242 (got. **Ariufius* = ahd. *Arindeo* Förstem. 118); *Merobaudes* consul a. 377, s. 63. 242, Förstem. 909; *Ricomeres*, *Richomeres*, consul a. 384, s. 244. 297; *Fravius* oder *Fravitus*, consul a. 401, s. 64. 246. 299 (ersteres stellt sich zu *frauja*, letzteres wäre got. **fraweits* rächer, vgl. *fraweit* rache); *Rumoridus*, consul a. 403, s. 64 (auch sonst belegt, Förstem. 747), natürlich zu *rüms*; *Vara* consul a. 456, s. 304. 64 (vgl. ahd. *Uuerio* Meichelb. nr 343, zu unterscheiden von *Vera* concil. Tolet. a. 693); *Gaiso* consul a. 351, s. 69 (got. **Gaiza* = ahd. *Géro*); *Gildo* getötet 398, Förstem. 464 (der endung nach kein Gote, = nhd. *Gilde*); *Dagalafus* consul a. 366, s. 295, aber s. 296^b steht *Gadalaifus*, und diese form wird auch durch die verderbnisse *Gadaifus* s. 247 und *Galafus* s. 295^b vorausgesetzt; *Accila* und *Trasila*, die mörder des Aetius a. 455, s. 303 (*Accila*, wofür *Acula* concil. Tolet. 681, = ahd. *Eccilo Echilo*, nur durch das entsprechende femininum vertreten, Förstem. 12); *Remistus patricius* ermordet 456 (verhält sich zu *rimis* wie burg. *Uualesta* Wackernagel Kl. schr. 3, 380 zu *walis*, *Segestes* ahd. *Sigost* zu *sigis*, *sigor*); *Gundobadus patricius factus* a. 472, s. 306; *Bravila* oder *Brachila*, *vir nobilis*, von Odoaker getötet a. 477, s. 310 (= got. **Brahwila* zu *braihwan* = mhd. *brehen* 'strahlen', vgl. ahd. *Brachio* Förstem. 279); *Adaric*, gegner Odoakers, besiegt und mit mutter und bruder getötet a. 477, s. 310; *Fenua rex Rugorum adversum regem Eru-lorum Odoachrem bellum movet* a. 487, s. 313; *Levila*, *Libila magister militum Odoacris* getötet a. 491, s. 318; *Thela* sohn des Odoaker a. 493, s. 320; a. 534 stirbt *Athalaricus*, könig wird *Deodatus* und vertreibt die königin-mutter *Malasintha*, s. 333, di. natürlich *Amalasintha*; a. 539 *mortui sunt Alaricus rex et Theodatus rex et levatus est Guitigis rex et Bilisarius intravit Romam* s. 334 (got. **Bilisharjis* = ahd. *Biliheri*, das nur zufällig fehlt);

542? *levatus est Vadua rex* s. 334, in der gleichen schreibung auch zu a. 549, gemeint ist *Badua*, das in diesem falle als eine art kurzform zu *Baduila* aufzufassen ist (nicht umgekehrt, wie W. s. 137 will), falls nicht *Vadua* etwa ein übername sein sollte = altn. *vōdvi* 'muskel', ahd. *wado* 'wade', vgl. *Uuamba*.

Die methode, wie den altdeutschen eigennamen ihre geheimnisse abzulassen sind, haben uns Jacob Grimm und Müllenhoff gelehrt. Des letzteren classische abhandlung *Zur runenlehre* list man immer von neuem mit nutzen und vergnügen. Wrede hat seine großen vorbilder mit fleiß und verständnis und nicht ohne kritik benutzt. auch eigenes ist ihm hie und da wol geglückt. aber was für versehen und falsche grundanschauungen laufen doch wider unter! da sollen die Goten, wenn ich den verf. recht verstehe, noch keine koseformen mit doppelconsonanz wie *Ibba* besitzen oder sie wenigstens nicht 'zur aufzeichnung verwant haben' (s. S1), als ob nicht diese bildungen indogermanisch wären! (Fick *Die griech. personennamen* s. i. ix.) da werden die deminutiva oder patronymika (beides deckt sich im grunde) auf *-ila* wie *Gudila* fortwährend als 'secundäre hypokorismen' bezeichnet, als ob irgend bewiesen wäre oder bewiesen werden könnte, dass sie einen 'primären hypokorismus' voraussetzen! so gut *magula* unmittelbar auf *magu-*, *barnilô* auf *barne-* zurückführt, wird doch *Wulfila* direct auf *wulfe-* oder eine composition davon bezogen werden dürfen. da wird die unart romanischer schreiber, gewisse consonanten, namentlich *l*, zu verdoppeln (wie in *Atilla*) durch das ganze buch durch mit fürchterlicher consequenz als 'hypokoristische consonantendehnung' bezeichnet! zb. bekommt *Uuitiges* neben *Uuitigis* s. 95 die anmerkung: 'gelegentliches *tt* ist hypokoristisch'. wahrscheinlich ist dann auch das falsche *tt* in dem *uuitimo* (kaufpreis für die frau) der lex Burg. hypokoristisch, von zahllosen andern ähnlichen irrungen zu schweigen.

Ich teile nun mit, was ich zu des verfassers ausführungen im einzelnen zu bemerken habe, lobend, tadelnd und ergänzend.

S. 60. *Ereleuva Hereleuva*. mit recht verfiht W. gegen Müllenhoff den germanischen ursprung dieses namens. richtig ist auch die vergleichende heranziehung des Rugers *Erarius* = **Eraharjis*. aber mit *hairus* kann der erste bestandteil nichts zu thun haben, weil dann *u* oder *o* in der compositionsnaht zu erwarten wäre, und das adjectiv, welches ahd. *hēr* lautet, ist zur namenbildung vielleicht nirgends¹, sicher aber nicht im ostgermanischen (einschließlich des nordischen) verwendet worden. ich dachte anfangs, man könne das erste *e* für lang nehmen und *ère-* zusammenhalten mit ahd. *ār-* in *Aarperht*, *Aarfrid* (beide im alten Salzburger Verbrüderungsbuche, s. Karajans index), *Aarhart* Meichelb. nr 487

¹ ahd. *Haero* Meichelb. 4 a. 759 hat neben sich *Haiso* Piper Libr. confrat. i 230, 23; altwestfränk. *Hairibertus*, *Hairioolfus* Piper aao. s. 453^b können unorganisches *h* haben, oder **Haizi-* sich mit altgall. *Coisi-s* (Bezenb. Beitr. 11, 114) = sabin. *curis* 'lanze' decken.

a. S25, *Aarperit* Piper Lib. confr. II 116, 10, *Aarolf* Förstem. 116, mit erhaltenem themavocal *Aava-had* Salzburger verbrüderungsbuch 68, 1 ed. Herzberg-Fränk. aber dieses *ava-* scheint urgerm. \approx zu haben, da im ahd. *äs(a)-* daneben liegt (*Aasperht*, *Aasfrid*, *Aashilt*, *Aasmar*, *Aasni*, alle in Salzb. verbr.), das von *ans* 'gott' fernzuhalten ist. das got. *ere-* lässt sich, so viel ich sehe, im bereiche des bekannten altgermanischen wortschatzes nur an ahd. *ero* 'erde' mit einiger wahrscheinlichkeit anknüpfen, indem man darin eine bildung erblickt, wie ahd. *Erdbirg* Dronke Cod. Fuld. 147 a. 797, *Erdulf* Pip. I 332, 13, oder, mit mittelvocal, wie in dem *eratha* des Ker. glossars, *Erodo-lenus*, *Erodoinus* Pip. II 40, 5. 41, 10 (langobardisch aus Novalesse), mit anlautendem *h* (vgl. die variante *Hereleuva* und ahd. *herda* neben *erda*) in *Herod-höh* Dronke nr 539, *Herold* Pip. II 139, 15, *Heredrich* Lacombl. I nr 169 a. 1033.

S. 64. *Amalaberga* mit der nebenform *Amalabirga* hätte eine untersuchung erfordert, ob der zweite bestandteil des namens im gotischen zu den *-ā-* oder zu den *-jā-*stämmen (classe *bandi*) gehört. W. setzt, ohne viel zu fragen, das erstere voraus. er hätte sich dabei auf die namenliste des klosters Faremoutiers (diöcese Meaux) bei Piper Libr. confr. s. 152 stützen können. in dieser westfränkischen namenreihe, die in latinisierter form überliefert ist, wird consequenter als in andern quellen zwischen *-ā-* und *-jā-*stämmen geschieden, indem die ersteren auf *-a*, die letzteren aber auf *-is* ausgehn. es wird geschrieben *Rôdhildis*, *Madelgardis*, *Erchantrûdis*, *Stabelindis*, *Kêrsindis*, *Adalgudis* (vgl. hierzu Förstem. 529), aber *Bertrâda*, *Folchramma*, *Uuandreuuolda*, *Framberta*, und, was uns hier am meisten interessiert, durchstehend *-berga*: *Leutberga*, *Aimberga*, *Gamalberga*, *Oodalberga*. Ähnlich liegen die verhältnisse auch im Polypt. Irmin. und überhaupt wie es scheint in den westfränkischen quellen. im hochdeutschen aber, besonders im bairischen, ist es anders, wie aus der übersicht bei Förstem. s. 262f hervorgeht. da werden diese namen nach der *jā-*declination flectiert, und das zweite glied der zusammensetzung lautet *-birg*, *-piric* aus **-birgi* = got. **bairgi*, **bairgjôs*, zb. *Ellaupiric* Meichelb. nr 277 a. 784—810; *Heripirc* ebd. 540 a. S29; *Chuuipiric*, *Amalpiric*, *Kundpiric*, *Adalpiric* (lauter mancipia) ebd. 1018 a. 926—938; *Drudpiric*, *Gauuipirc*, *Mahalpiric*, Salzb. verbr.; *Fridubirg* Dronke Cod. Fuld. nr 103 a. 792; *Ivniubiric* Pip. I 127, 7. die latinisierung *-birgis* ist selten, gewöhnlich wird a angehängt: *Sigibirga et filia ejus Fridobirga* Zeuss Trad. Wizenh. nr 16 a. 730; *Isaubirga* Wartm. nr 350 a. S39; *Tagabirga*, *Unicbirga* aus Rieds Regensb. urkunden bei Förstem.; *Hildibirga* Trad. Lanresham. bei Förstemann. dadurch tritt nun aber auch die gotische form *Amalabirga* in ein anderes licht, und es erhebt sich die oben gestellte frage, die, wie ich meine, mit hülfe des nordischen zu gunsten der *jā-*stämme zu entscheiden

ist. vgl. Gramm. 2, 462 neudr. übrigens ist das wort **birgi* 'schutz' nicht auf namen beschränkt. um nur auf die ahd. verhältnisse mit einem worte einzugehn, so finden wir hier *halspirc* gl. K. 212, 1 = R (dagegen Ra *halsperc*); *giringelotu halspirga* (nomiu. sing.) Gl. I 401, 9 (Cm. 6217); plural *halspiriga monilia* Rb I 618, 39. ferner *manabirga latera* ('äußere wand' Luther, der sinn ist 'schützendes gitter') Gl. I 297, 9 (Pb 2). sodann *beimbirega ocrea* (sing. oder plur.) Gl. I 407, 35 (Sg. 292) = *beimbirga* Pt. (ebenda) = *beimbirga ocreas* Gl. I 401, 13 = *bembirga* I 297, 26 (Pb 2). auch bei *heriberga* kommen formen mit *i* vor.

S. 73. *Bauto* oder *Baudo*. wenn der verf. die schöne abhandlung JGrimms über diesen namen gekannt hätte (Kuhns Zs. 1, 434 = Kl. schr. 7, 351 ff), so würde er sich wol gehütet haben, ihn fremden ursprungs zu zeihen.

S. 76. das von W. citierte ahd. *durs* existiert nicht. die ahd. form lautet *duris*, gen. *durises*, = mhd. *dürs*, *türs*, alem. *dürsch*. zu den bei Graff 5, 228 aufgeführten belegen kommen hinzu: *orcus duris* Gl. II 681, 44; *Ditis durisis* Gl. II 677, 62; *deas deosque hazsesa thuresa* Gl. II 492, 15; *cyclopum duriso* Gl. II 695, 52. weiteres Müllenhoff Zs. 12, 405 f und JGrimm Nachträge zur mythol. s. 151. dem ahd. *duris* steht im angels. *dyrs* gegenüber, mit unregelmäßiger synkope, die aus den flectierten formen stammen wird (vgl. *byrs scalprum* Corp. 1795 neben regelrechtem *byris* Epin.-Erf., Sweet s. 94 f). Wrede hält das ags. *dyrs* für eine 'secundäre ja-bildung', wovon natürlich gar keine rede sein kann, denn da müste das wort ja **dyrse* lauten. es ist ein alter s-stamm nach art von got. *rimis* (dat. *rimisa*) *agis* (*agisis*, *agisa*), denen bekanntlich andere mit *z* gegenüberstehn (got. *hatis*, *hatiza*, *hatizē*, *hatizōn*; *riqis*, *riqizis*, *riqiza*), die im westgermanischen durch s-losen nominativ und *r* in den flectierten casus characterisiert sind. was die etymologie betrifft, so ist die von W. wie es scheint gebilligte zusammenstellung (sein stil ist oft so unbeholfen, dass es sich nur erraten lässt, was er meint) mit *gadars* und *Ἰρασός* selbstverständlich undenkbar. vielmehr verhält sich *thur-is* 'der starke' nebst altn. *þora* 'mut haben', und den alten namen *Thuringi*, *Ermunduri*, *Thura* (fem.) Pip. II 166, 11, *Thurinbraht* Dronke Cod. Fuld. nr 242 a. 807, zu altn. *þrúdr*, ahd. *drūt* 'stark' genau so wie *δόρυ* zu *δοῦς* *trūn*, *γόνυ* zu *knūn*, lit. *drūtas* 'fest', ahd. *trūt* 'lieb', eigentlich 'fest anhänglich', zu skr. *dhārāyati* 'halten', *hlūt* 'laut' zu *hellan* 'tönen', *brūt* 'junge frau', als die zum gebären bestimmte, zu *beran*.

S. 78. die beiden in Boethius Consol. philos. vorkommenden Gotennamen *Trigguilla* und *Conigastus* sind merkwürdiger weise auch in die glossen aus SPeter im Schwarzwalde übergegangen, s. 404^b der ausgabe von Holder Germ. bd. 22. mit unrecht will W. den *Traguila* (varianten *Traguilla*, *Tranguila*, *Tranuila*) bei Gregor. Tur. III 31 mit diesem *Trigguilla* namensgleich machen.

Traggwila ist ein ganz richtiger gotischer name, der als femininum auch inschriftlich vorkommt (Hübner nr 222), in einer schreibung, die unter einfluss des lateinischen *tranquillus* steht: *cum filia Trāquilla, sacra virgine*.

S. 80. *Mammo* kann schon deshalb nicht zu *mammó* 'fleisch' gehören, weil der name auch im langobardischen (Piper II 71, 22) und althochdeutschen vorkommt (*Mammîn-dorf* Förstem. 2, 1048), wo dieses speciell gotische wort fehlt. mir scheint *Manmo* zu ahd. *mammunti* 'mild, sanft, leutselig' zu gehören und also eine sog. kurzform zu den mit *Manth-* beginnenden vollnamen (denn *mammunti* geht auf *manthmundi* zurück) darzustellen. oder soll man es lieber als übernamen im sinne von 'stammer' fassen und zu ahd. *mammalôn* 'balbutire' ziehen? man vergleiche was unten über *Μόρρας* bemerkt wird. — *Ibba* ist eine namensform von sehr hohem alter, denn sie kehrt in ahd. *Ibbo*, *Ippo* Förstem. 769 wider.

S. 81. *Gattila* ist ganz falsch aufgefasst. mit *gatils* hat es nicht das mindeste zu schaffen, denn die *geminata* ist ganz in der ordnung, und *-ila* ist wie sonst überall ableitungssilbe. das lehrt das ahd. *Gatho*, *Gaddo*, *Gatto* (Förstem. 455. Dronke Cod. Fuld. nr 151 a. 798. Pip. Libri confr. I 260, 5 und öfter) mit hinreichender deutlichkeit. die grundform des ahd. namens ist **Gappô*, woraus die belegten formen hervorgehn wie *etho*, *eddo*, *ettes-* aus got. *aipþau*. in der gotischen namensform ist also *tt* nur vertretung für *þþ*, wie in den von Müllenhoff Zs. 23, 5 ff besprochenen analogen fällen. neben den angeführten formen kennen die ahd. quellen auch die umgelauteten *Geddo*, *Geto*, d. i. nhd. *Goethe*.

S. 82. *Hunimund*. um zu einer erklärung des ersten teiles zu gelangen, schlägt W. zwei wege ein, die ich beide für irreführend halte. zwar die heranziehung des altn. *húnn* ist richtig. aber die bedeutung des wortes ist falsch gefasst. nicht 'junger bär', sondern 'bär' im allgemeinen, und zwar im sinne des starken tieres *zaz' ξξοχίην*, ist der ursprüngliche sinn, vgl. Egilss. 414^b. denn *hū-nū-* ist auf das nächste verwant mit zd. *çū-ra-* 'stark', skr. *çū-ra* 'held', gr. *τὸ ζῦρος* 'kraft', *ζῦριος* 'mächtig'. im altgall. erscheint ein namenbildendes *cuno-* 'hoch, groß' (Glück Namen bei Cäsar s. 10 f), das wahrscheinlich ebenfalls zu dieser sippe gehört. das altgerm. substantiv *hū-ni-* bedeutet also einfach 'stärke, kraft', und *Hunimund* ist einer, der durch seine stärke schutz verleiht. man darf bei den versuchen, die alten mannesnamen zu deuten, nie vergessen, dass sie zu einem großen teile im germanischen heldenalter ausgeprägt sind. diese große zeit, die eintrat, als das Germanentum mit den süd- und westnachbarn in kriegerische berührung kam, spiegelt sich in ihnen lebhaft wider. wir sind bekanntlich im stande, aus den namen allein den umfang der tugenden zu ermessen, die unser altertum am manne sowol als an der frau am höchsten schätzte, und es zeigt sich, dass dies beim manne kriegerische eigenschaften waren und

dass er sein ideal in dem helden erblickte. auch die frauennamen lassen erkennen, dass sie in einer kampfesfrohen zeit entstanden sind. walkürische eigenschaften sind es vorwiegend, die ihren ethischen gehalt bilden. vgl. Müllenhoff Zur ruenenlehre s. 44 f.

S. 83. *Conigastus* will W. auf *kuoni* 'kühn' beziehen. aber dieses adjectiv wird nur ags. in einigem umfange zur namenbildung verwendet, im hochd. ist *Konrad* das einzige mir bekannte beispiel, und ostgermanische scheinen ganz zu fehlen. desto häufiger sind hier die composita mit *kuni*: westgot. *Cunindus* concil. Tolet. a. 653. 658. 693, *Cuniefrendus* conc. Tolet. a. 652, *Cuniemundus*, Förstem. 315, gepid. *Cunimundus*, burgund. *Coniericus* Wackernagel Kl. schr. 3, 396. das letzte beispiel belegt auch den übergang von *u* in *o* vor *n*, für den ich weiterhin auf *Monis* Hübner nr 212 und *Monefonsus* (di. *Munifuns*) conc. Tolet. a. 653. 658 verweise. den sinn der in hohes altertum hinaufreichenden namen auf *-gast* (das älteste deutsche beispiel *Halidegastes* stammt aus dem 3 jh.) hat RHildebrand DWB iv 1, 1458 schön dargelegt. *gast* ersetzt in namen das zu diesem zwecke wenig in gebrauch gekommene *wrakja*, *wrekkio* und bedeutet den an der spitze einer gefolgschaft in die fremde ziehenden und heldentaten verrichtenden vornehmen jüngling. von dieser sitte weiß schon Cäsar vi 23 zu erzählen. im epos ist Siegfried, 'der herrliche *gast*' (Nib. 977 Bartsch), das bekannteste beispiel. da nun *kunja-* in namen 'nobilis, principalis, regalis' bedeutet (vgl. ags. *cynehelm* 'diadem'), so liegt in *Cunigast* der sinn 'fürstlicher recke, fürstlicher held'. wenn auch die Slaven *gostǔ* in namen verwenden (Fick Griech. personenn. s. cu. ccvii), so ist anzunehmen, dass sie damit nur das fremde, ostgermanische vorbild äusserlich nachgeahmt haben.

S. 83 f. das schwanken der überlieferung zwischen *Ôdoin* und *Ôdoind* hätte ich nach einem bekannten kritischen grundsatz lieber zu gunsten der zweiten form als der selteneren entschieden. wenn W. das wort *windo-* in namen etwa noch nicht kennen sollte, so verweise ich ihn auf *Ascovindus civis Arvernus* Gregor. Tur. iv 16; *Adovindus* Förstem. 135; *Ariovindus* Chronic. min. ed. Mommsen s. 246; *Egiuaint* Salzbr. verbr. 21, 14 ed. Herzbr.-Fränkel. Meichelb. nr 207 (a. 784—810). Iuvav. nr 126 a. 927; *Ostuvind* Dronke Cod. Fuld. nr 292 a. 813. auch in frauennamen: *carta Trudavindae* Trad. Wiz. nr 44 a. 702; *Dasovinda*, *Ôdeluindis* Förstem. 1143. 983. vielleicht darf man dieses wort, das sonst in den germanischen sprachen nicht mehr vorzukommen scheint, zusammenstellen mit dem aus dem keltischen ortsnamen *Vindobona* bekannten *vindo-* 'weiß, glänzend', das auch im altgallischen zur bildung von personennamen dient (Glück Namen bei Cäsar s. 73). der *Uvindo* des Salzbr. verbr. (108, 25 Herzbr.) hätte dann sein genaues ebenbild in dem bei Glück nachgewiesenen altgall. *Vindo*. hinsichtlich der bedeutung wäre an *berht* zu erinnern.

S. 85. trotz des *Segisvultus* (consul a. 437) Chron. min. s. 246 würde ich mit W. die im Lib. pontif. für einen mann ostgotischer abkunft überlieferte form *Sigivuldus* beibehalten, weil das nordische die form ohne s für das ostgermanische sichert (Vgl. 527^a). auch das westgermanische kannte ursprünglich die doppelheit, wie außer *Segestes* und *Sigost* Graff 6, 132 die ahd. formen *Sigur* Förstem. 1087 = ags. *sigor* 'sieg', *Sigiro* Wartm. nr 552 a. 870 und *ubarsigirón* 'triumphare' beweisen. aber gerade diese formen mit *r* zeigen, dass nach dem eintritt des westgermanischen auslautsgesetzes, das *z* tilgte, ein *sigis* nicht mehr möglich war, und daraus folgt, dass die in historischer zeit vorkommenden namen mit *Sigis-* samt und sonders ostgermanischer herkunft sein müssen, wie schon Müllenhoff Zs. 23, 173, wenn auch zweifelnd, annahm. wie das nebeneinanderbestehn von *sigiz-* und *sigi-* im urgermanischen zu erklären sei, ist eine schwierige frage, die indes durch Streitberg Beitr. 15, 505 ihrer lösung näher geführt worden ist. seine hypothese würde noch besser begründet sein, wenn er gezeigt hätte, dass *z* ausser vor *m* auch noch vor andern consonanten der assimilation oder dem ausfall unterliegt. denn die paar fälle, wo *m* folgt, scheinen mir nicht auszureichen, um die *s*-lose form in ihrer großen ausdehnung zu rechtfertigen.

S. 87. *Wiljarip*, vgl. s. 144 *Williant*. das innere *ja*, *je* ist für die gotischen sprachen charakteristisch, vgl. westgot. *Uuili-fonsus*, *Uuiliedeus* concil. Tolet. a. 688; burgund. *Viliaric* Wackernagel Kl. schr. 3, 414. Goten oder Burgunden müssen auch sein *Uuilgefredo* Pip. n 295, 28 und *Uuilgericus* Pip. n 354, 34 (*g=j*), obwol sie insassen westfränkischer klöster sind. bei Förstem. 1307 ff findet man ferner *Viliafredus*, *Uuilgefridus*, *Uuillierich*. ob der *Uuilgerad* des cod. Lauresham. auch hierher gehört, darf bezweifelt werden. im westgerm. entwickelt sich *wilja-* regelrecht zu *willia-*, *wille-*, *willa-*, daher ahd. *Uuillapato*, *Uuillaperht*, *Uuillapurc*, *Uuillahelm*. soweit ist alles im klaren. nun findet sich aber nicht nur im ahd., wo sie ganz gewöhnlich ist, sondern, wie aus W. s. 88 zu ersehen ist, auch im gotischen die nebenform *Wili-* (*Wiligis*, *Wilitancus* usw.). um diese zu erklären nimmt W., ohne sich viel kopfzerbrechens zu machen, einen 'reductionsprocess' der compositionsnaht an, der bisher unter die gotischen lautgesetze leider noch keine aufnahme gefunden hat. dieser seltsame 'reductionsprocess' müste übrigens schon urgerm. eingetreten sein, denn die form *Wili-* ist, vielleicht mit ausnahme des angelsächsischen, allen einzelsprachen gemeinsam (altn. *Vilhjálmr* = ahd. *Uuilihelm*). im altn. ist *vil* n. neben *vili* m. = *willio* auch als appellativ gebräuchlich. dieses *vil* hat das aussehen eines *ja*-stammes, ich bezweifele aber nicht, dass es wie *pil* 'getäfel' = ahd. *thili*, *dil* Graff 5, 133 (alem. *tili* 'fußboden, zimmerdecke' Winteler 68) und *fyl* 'fohlen' = ahd. *fuli* ursprünglich neutraler *i*-stamm gewesen ist und dem ahd. *wili-* genau

entspricht. auch das angels. scheint das wort besessen zu haben. wenigstens verzeichnet Sievers § 263, 2 einen *i*-stamm *gewile* 'wille' zweifelhaften geschlechts. von ältester zeit her haben also die beiden formen *wili* n. und *wilja, willeo* m. nebeneinander bestanden und sind beide zur namenbildung verwendet worden. wenn im ahd. auch *Wila-* und *Willi-* auftreten, so sind diese formen als compromissbildungen leicht begreiflich. diese kleine und einfache untersuchung hätte aber W. nicht dem recensenten überlassen sollen. freilich, den umfang und die schwierigkeit der zahlreichen einzelfragen, auf die ihn sein gegenstand führt, richtig zu ermessen, ist er nur selten im stande.

S. 92. *Asinarius*. so heisst auch ein abt von Novalese Pip. II 40, 4 und ein westgotischer abgesanter an Karl den grossen im Praeceptum pro Hispanis a. 812 bei Boretius Capitul. 1, 169. auch sonst führen ihn einige personen, s. Förstem. 129. zunächst steht durch diese belege, von denen W. nichts erwähnt, fest, dass der gedanke einer änderung in **Asniarius* und die beziehung auf *asneis* abzuweisen ist. wenn man erwägt, dass in der späteren entwicklung der gotischen sprachen *n* vor *s* sich stark verflüchtigt hat (vgl. westgot. *-fus* für *-funs* in *Atanefus* concil. Tolet. a. 651, *Adelphus* a. 693 und umgekehrt *Transamundus, Gensericus*), so wird es erlaubt sein, *Asinarius* auf got. **Ansinarijs* zurückzuführen. den zweiten bestandteil halte ich für identisch mit ahd. *nari-* in zahlreichen namen, die Förstemann 953 verzeichnet (nachzutragen zb. *Neripreht* Wartm. nr 191. 532; *Nerisuwind* Dronke Cod. Fuld. nr 228; *Neriuuard* Crecelius Collect. 2^a, 20). man zieht dieses *nari-* zwar gewöhnlich zu *nasjan*. aber daneben liegt mit höherer vocalstufe *nōri-* in *Nōrigaudus, Nōriheri, Nuoring* Förstem. 965, und dieser ablaut ist der reihe des verbs *nesan*, soviel ich sehe, fremd. dagegen steht nichts im wege, *narja-* zusammenzustellen mit skr. *narya- ἀνδρείος* zu *nara- ἀνίη*, wozu weiterhin sabin. *nero* 'tapfer' (bekanntlich auch als name verwendet), *nerio* 'tapferkeit' und, mit der vocalstufe des oben erwähnten *nōri-*, lit. *nōras* 'wille, begierde' gehört, sodann mit suffix *-to-* weitergebildet altgall. *nerto-* 'kraft' in *Nertomārus, Ēsunertus, Cobnertus* Glück s. 81, Kauffmann Beitr. 16, 226 = germ. *northo-* in *Nordapertus* Pip. II 88, 35, *Nordegario* Zeufs Trad. Wiz. nr 263 a. 763, *Nordmār* (das sich mit gall. *Nertomarus* genau deckt) usw. (Förstem. 966), daneben mit anderer vocalstufe *Nardabert, Nardolf* usw. Förstem. 952. danach läge in *Asinarius* die gleiche bedeutung wie in *Ansbold, Ansheri*, etwa 'gottesheld', vgl. gr. *Θεάτωρ, Θεοσθένης, Λιόνιζος*. nach dieser erörterung darf ich wol über den von W. zwar verworfenen, aber doch mit ernster miene vorgebrachten einfall, dass der name zu *asinus*, got. *asilus* gehören könne, mit schweigen hinweggehn.

S. 93. der seltsame name *Tzitta* kann nicht zu *zitze* gehören (W. hätte diesen einfall schon aus gründen des geschmackes unter-

drücken sollen), da sein *tt* nach ausweis von *Didto* Pip. II 167, 20 (Murbach), *Didto* ebd. 171, 19 für *þþ* stehn muss und *tz*, wie v. Grienberger erkannt hat, nur das gotische *þ* wiedergeben soll.

S. 96. dass des Jordanis schreibung *Mathesuentha* die richtige ist, hätte aus Förstem. 919 gelernt werden können, wo der name noch anderweitig in dieser form nachgewiesen ist. namentlich fallen die drei belege aus den Lorscher schenkungsurkunden ins gewicht. übrigens ist der erste bestandteil doch auch sonst häufig genug, so dass seine form vollkommen feststeht; s. Förstemann. die kurzform *Matto* darf natürlich nicht irre machen, denn diese steht ja für **Maþþo* nach bekannter regel. auch der ursprung dieses **maþo-* ist vollkommen klar, denn es entspricht dem altgall. *matu-* 'gut' ziemlich genau (*Matugenia* uä. Fick Personennamen LXXXIV nach Windisch). die altgall. kurzform *Matto* belegt Glück s. 56. zur bedeutung vgl. die namen mit *Wisu-* und *Awi-* (*Avirammus* 'glücksrabe' Pip. I 47, 17.) wenn das zweite compositionsglied ein adjectivum ist, wird in *maþa-* wol nur die superlativische steigerung desselben ausgedrückt sein. anstatt die keltischen deutungen Starks zu wiederholen, der von der sache wenig oder gar nichts verstand, hätte W. gut getan, die ausgezeichnete schrift Glücks häufiger zu citieren. aus ihr lernen wir vor allem das eine, dass die altgermanische namengebung von der altkeltischen in einem gewissen abhängigkeitsverhältnisse stehn muss, denn es wiederholen sich fort und fort auf beiden seiten die gleichen compositionselemente. wer der nehmende, wer der gebende war, lässt sich nicht in jedem einzelnen falle mehr bestimmen. die beeinflussung wird wechselseitig gewesen sein, doch sind allerdings die Kelten durch den besitz der älteren cultur im vorzug. wenn man den blick, mehr als bisher gesehn ist, auf diese interessanten beziehungen richtet, werden sich auch kriterien finden lassen. die lautverschiebung ist dazu nicht zu gebrauchen, denn diese entlehnungen liegen jenseits derselben. aber wenn ein namenbildendes element auf dem einen sprachgebiete als lebendiges wort im gebrauche ist, während es auf dem andern gänzlich fehlt, wie etwa dieses *matu-*, so ist damit allerdings eine richtschnur für die beurteilung gegeben.

S. 97. dass die namen wie *Optarit* Förstem. 1210 zu got. *uſta* 'oft', *auſtō* 'vielleicht' gehören sollen, wie W. auf die autorität Grimms hin annimmt, will mir nicht in den kopf. mit der bedeutung, die diese adverbien nun einmal haben, ist bei namen nichts anzufangen. eher ist *uſta-* eine parallelbildung zu dem von Müllenhoff Zs. 9, 130 nachgewiesenen *ubja-*, das in bezug auf einen helden etwa die bedeutung des mhd. *höchgemuot* gehabt haben muss. dieses *uſta-*, *oſta-* könnte das *to-*particip zu ahd. mhd. *úffen* 'emporheben, erhöhen' sein, so dass *uſta-* dieselbe bedeutungsentwicklung durchgemacht hätte, wie lat. *elatus*. die bildungsweise wäre wie bei *waúrhts*, *baúhts*.

S. 100. wenn Prokops *Μαγζία* wirklich ein gotisches *Markja* meint, so wäre damit der nachweis geliefert, dass wort und begriff des *marchio*, wie er namentlich bei den Langobarden in Italien entwickelt ist, auch den Ostgoten bekannt gewesen ist; vgl. Ducange. der altbairische name *Marcheo* Förstem. 913 wird auf langobardischen einfluss, der sich auch sonst bemerkbar macht, zurückzuführen sein. bedauerlich ist, mit wie unsicherer hand W. an diesem so einfach verständlichen namen herumtastet.

S. 104. wer *Μόρρα* mit ahd. *Mauro*, *Moro* zusammenbringen will, muss erst beweisen, dass diejenige art von 'hypokoristischer consonantendehnung', die dabei vorausgesetzt wird, wirklich vorhanden ist. so lange dies nicht geschehn ist, ziehe ich vor, diesen namen mit ahd. *Marro* Förstem. 905 zu vergleichen, das ich als übernamen fasse und zu nhd. *marren* 'knurren' ziehe. das got. *Μόρρα* verhält sich zu ahd. *Marro*, wie unser *murren* zu jenem *marren*. neben der hohen poesie, die allerdings vorwiegt, tragen eben auch der witz und der scherz und der spott und nicht zum wenigsten auch die trockne alltagsprosa ihr teil zur altgermanischen namenbildung bei. übrigens haben die namen mit *Maur-* Förstem. 924 nichts mit dem volke der Mauren zu tun (denn ein teil dieser namen lässt sich als urgermanisch erweisen), wie aus Möller Altengl. volksepos s. 29 zu lernen war.

S. 105. die wunderlichen sprünge, die W. macht, um den namen *Οῦραϊας* zu erklären, sind alle zu kurz. es fällt ihm nicht ein, dass griech. *Οῦ-* auch = got. *W* sein könnte. der name würde bei Wulfila **Wragja* lauten und bedeutet etwa einen, der einem andern übles nachredet; denn das wort kann nur zu *wrohs* und seiner sippe gehören. [jetzt so auch v. Grienberger, dessen recension mir bei abfassung der meinigen noch nicht vorlag]. das ahd. *Ragjo* Förstem. 1007 wird damit unmittelbar identisch sein, da durch die übereinstimmung des altn. *Ragi* die zugehörigkeit der ahd. form zu *hragén* 'eminere' ausgeschlossen ist.

S. 108. *Theudanus* wäre, wenn bewährt, entweder zu beurteilen wie *Fagilanus* Pip. II 9, 1 di. *Fagila*, *Suinthilanus rex* Hübner nr. 161 di. *Suinthila*, *Silvanus* Wackernagel Kl. schr. 3, 335 f di. *Silva* = ahd. *Selbo*; dann würde es dem ahd. *Dioto* gleich sein. oder man nimmt es als das got. *þiudans* mit der gewöhnlichen lateinischen endung und identifiziert es mit ahd. *Deotan* Förstem. 163. die von Wrede versuchte beziehung auf *ano* 'ahnherr' liegt völlig aufserhalb des in namen möglichen und denkbaren. — *Umbisvo* zu einem nominativ *Umbisvus*. ich möchte über den seltsamen namen nicht aburteilen, aber doch an den *Pisua* Salzbr. verbr. 89, 21 Herzbr. erinnern, vgl. Förstem. 264. 264. der erste bestandteil könnte in *uni-* = *hūni-* zu bessern sein. das so gewonnene **Hūni-bisva-* liefse sich ohne erhebliche schwierigkeit an die sippe des ahd. *bīsa* 'sturm aus norden' Graff 3, 216 anschließen.

S. 111. man hat keine berechtigung, *Unscila* von den übrigen namen auf *-ila* gegen die überlieferung loszutrennen. wie der name zu deuten sei, ist eine ganz andere frage. wenn *wunsc* in namen nicht gar so dürftig vertreten wäre (doch scheint *ahd. Sigivunsc* gesichert zu sein, *Mythol.* 3,55), so würde ich vorschlagen *Wunskila* zu lesen. — *Boio*. wie in aller welt sollen die Ostgoten zu den Bojern kommen? wenn Wrede die von ihm citierte stelle bei Müllenhoff DA 2,190 anm. aufmerksam gelesen hätte, so hätte er das richtige daraus lernen können. *Bôjo*, auch in sächs. mundarten in dieser form vorhanden (Förstem. 273), geht auf **Bauja* zurück = ags. *Beôwa* (vgl. *streôwian* = got. *straujan*, *eôwestre* = *awistr*, *meôwle* = *mawilô* Sievers § 73, 1) und würde oberdeutsch-fränkisch *Bouwo* lauten. wegen der altsächsischen lautform halte man sich an *frôjo* = got. *frauja*, *dôjan* = fries. *dêia* aus **daujan*, genit. *hógias* zu 'heu' = got. *haujis*, *ôja* 'aue' = got. **aujâ*- in Ortsnamen wie *Mulen-ôje*, *Uuelan-âja*, *Brédan-âja* bei Heinzel Niederfr. geschäftsspr. 26, *gôja* 'gau' in *Telgôja Telgôge* Heinzel aao. = got. **gaujâ*- fem.; auch *strôidun* Hel. 3674 C beruht auf dem präsens *strôjan* = ags. *strégan*, got. *straujan*. früher habe ich diese altsächsischen formen misverstanden (Beitr. 9,533 f.). **Bauja* ist also kurzform zu einem **Bawiwulf* oder *Baujulf* = ags. *Beôwulf*.

S. 114. *Aloisus* ist gut deutsch = *Alauis* P. n 192, 15; vgl. *Ansois*, *Arois*, *Berois*, *Erlois*, *Fulcois*, *Ermois* usw. bei Förstem. 1329.

S. 121. *Tufa* = *Tôfa* ist ein gut deutscher und wahrscheinlich sehr alter name, denn ihn kennt sowol der Norden (*Tôfi* m. and *Tôfa* f. frequent old Danish and Swedish propre names Vigf. 638) als auch der Westen (*Tofi* P. n 362, 15 westfränk. aus Lyon, vgl. *Zoppo* Goldast). das wort kann zu altn. *teffa* 'hindern, aufhalten', *tof* 'hinderung' (= got. **tafa*) gezogen werden im sinne von *ahd. Lezzio* (*suma heri lezzidun* Merseb. spruch), wenn man nicht vorzieht, es mit 'opferer' zu übersetzen und zu altn. *tafn* zu stellen. jedesfalls hat die angebliche rätselhaftigkeit der namensform ihren grund nur in W.s mangelhaftem wissen.

S. 125. zu *Neudi*, das richtig erklärt ist, hätte noch auf *Niudhart* Pip. n 158, 17 (Kempten) verwiesen werden können.

S. 126. *Oppa* ist so sicher deutsch als nur ein name sein kann. was wird auch damit gewonnen, dass man die haltlose, ja absurde behauptung eines des keltischen fast ganz unkundigen gelehrten wiederholt, es liege eine 'keltische bildung' vor? *Oppa* heisst ein Westgote, der das concil. Tolet. a. 683 mit unterzeichnete; eine grabinschrift bei Hübner nr 123 beginnt *Haec cava saxa Oppilani continent membra*; ein jahrhundert früher führt den gleichen namen (schreibungen *Oppila*, *Oppilla*, *Opilla*) ein westgotischer gesanter bei Gregor. Turon. vi 40, und je einen *Oppo* finden wir im 8. jh. in Fulda und in Murbach

(Förstemann 971. Pip. n 172, 12). und da soll der name entlehnt sein, bloss weil sich seiner erklärang einige schwierigkeiten entgegenstellen! als ob es nicht eine ganze anzahl sehr guter deutscher namen gäbe, die zu deuten bisher noch nicht gelungen ist! dass *o* auf *au* zurückgeht, scheint allerdings altbair. *Aopi*, *Ōpi* zu beweisen. da nun ahd. *au* vor labialen nicht contrahiert wird, so muss ein vollname zu grunde liegen, dessen erstes glied auf eine dentalis ausging. ob dies nun *Aud-* oder *Aun-* oder irgend ein anderes wort gewesen ist, können und brauchen wir nicht zu entscheiden. es genügt uns festzustellen, dass der in rede stehude kurzname echt und alt ist, ja dass nichts hindert, ihn bereits der sog. urgermanischen zeit zuzuschreiben.

S. 127. die unglückselige keltomanie Starks, auf dessen worte Wrede schwört, gibt auch dem guten gotischen namen *Costula* jenen falschen fremden stempel. für den einsichtigen genügt eine verweisung auf Förstemann 322, dessen *Custolus* (Pip. i 188, 28) langobardischen ursprung hat und aus *Custolo* vielleicht erst vom copisten der liste falsch latinisiert ist. wer indes an dem 'gleichmäfsigen *o*' der beiden ostgotischen belege anstofs nimmt, kann es ja auf *au* zurückführen, mit der höheren vocalstufe, die dieser wurzel von rechts wegen zukommt.

S. 128. von allen namen, die mit *Liuii-* beginnen, gehört kein einziger zu *liubs*, denn dieses adjectiv ist ein *a*-stamm. *Liuiirit* nebst *Liuiigild* (*Liuiigildus* Hübner nr 76), *Liuaa*, *Liuiihho*, sowie *Leuwolf*, *Leuodruth*, *Leuëra* (Wackernagel Kl. schr. 3, 404), *Leogisil*, *Leogisus* (Pip. n 58, 12), *Leomères*, *Leutheus* (Pip. n 80, 15), *Lievine* (Pip. n 220, 4) und eine reihe anderer namen (man sehe Förstemann, wo sie aber zum grösten theile ganz misverstanden sind) enthalten ein wort *Lewa-*, *Liwi-*, das etwa die bedeutung von *Fridu-* gehabt haben mufs, denn Otrfrids *liuiit* (3 sg.), *leuuein* heifst 'gnädig, günstig sein', und altn. *ljónar heita feir menn er ganga um sáttir manna* Egilss. 526 (vgl. afries. *liana* Richth. 1164). diese erklärang wird dadurch bestätigt, dass die eben belegte weiterbildung mit dem *n*-suffix auch in den namen vorkommt: *Leonichildis*, *Leonardus*, *Leonastis*, *Liomburg*, *Leuina* (Hübner nr 243 = ahd. *Leona*), *Leon*, *Lienung* Pip. n 36, 34. nahe verwant ist das ahd. *liuni* 'fere' Gl. i 153, 22.

S. 135. den gotischen *Tótilla* mit den altgallischen namen wie *Toutillus*, *Toutio*, *Toutiorix* usw. (Glück 64 f) zusammenzubringen, ist schon deshalb unmöglich, weil diese ja den germanischen mit *Thiuda-* entsprechen, wie längst feststeht. zwar darin scheint W. das richtige gesehn zu haben, dass *Tótilla* auf **Tautila* zurückzuführen sei, aber deswegen brauchen wir noch lange nicht von der deutung JGrimms Zs. 6, 540 abzugehen, im gegenteil, nun wird sie erst recht plausibel, denn Grimm hat den lautwert des *o* in den von ihm verglichenen worten falsch beurteilt. **Tautila* = ahd. *Zószolo* Salzbr. verbr. 58, 8 Herzbr.

(vgl. mit tiefstufe ags. *Tota* = ahd. *Zuzzo*) gehört zu ags. *totian* 'hervorragend wie ein horn' Eitlm. 512, altn. *túta* f. 'a teat-like prominence' Vigf. und außerdem zwergrname, was sehr zu beachten ist, *tútna* 'to be blown up', *tútr* 'zwerger' Egilss. 826, *tota* f. 'a teat or teat-like protuberance' Vigf.; daraus ergibt sich für *Tótilla* der sinn 'kleiner, dicker kerl'. nichts kann klarer sein, als dass dies ein übername ist, und W.s versuch, vielmehr *Badwila* als solchen zu erweisen, fällt in sich zusammen, ganz abgesehen von dem kuriosen grunde, den er s. 137 dafür beibringt: 'es müsste auffallen, in dem jüngeren zunamen *Tótilla* eine etymologische schwierigkeit vor sich zu haben, während das ältere *Badwila* an sich schon eine hypokoristische und dabei etymologisch klare benennung repräsentiert'.

S. 137. *Blêda* braucht nicht der terra ignota des himmischen zugewiesen zu werden, sondern kann im sinne von 'aufgeblasener mensch', also wiederum als übername, zu ahd. *blâen* gehören, vgl. ahd. *Blâdin*, *Blâdardus*, *Blâdastes*, *Blâdovîldis* usw. Förstem. 210.

S. 141. unter den namen der beiden gotischen urkunden werden wider zwei auf Starks autorität hin ihres germanischen heimatrechtes gewaltsam und widerrechtlich beraubt, um in die keltische fremde ausgewiesen zu werden. das ist zuerst *Mimmulus*, der durch langob. *Mimmico* Pip. n 301, 30 und hinsichtlich seiner bildungselemente durch westgot. *Mummulus* oder *Mumulus* conc. Tolet. a. 683 und *Mumulus* conc. Bracar. a. 675 aufklärung empfängt (**Mimmuls* in der bedeutung von **Mumuls* nicht sehr verschieden). und dann der grunddeutsche *Hosbat*, di. *Ósbath*, über dessen ersten bestandteil Müllenhoff Zs. 10, 171 f nachzulesen ist (zu seiner sammlung ist natürlich jetzt mancherlei nachzutragen); vgl. *Asbadus magister militum* Chron. minor. ed. Mommsen s. 337.

S. 143. auch *Malatheus* soll in seinem ersten teile keltisch sein. es ist um aus der haut zu fahren. dann sind wahrscheinlich auch die bei Förstemann s. 900 angeführten *Malaricus* (ein Friese *Matorix* schon Tac. Ann. xii 54), *Malovendus* (oder *Mallovendus*, ein Marse Annal. n 25), *Malabald*, *Malolt*, *Malo* usw. Kelten. was *Mala-* bedeutet, sind wir nicht verpflichtet zu wissen. ich denke, so viel wie *amala-*, mit dem es wechselt (vgl. oben s. 46), also etwa 'energisch, stark, ausdauernd'; es wird zu *μόλις, μαλερός, μάλογ* *ἄριος*, *emolumentum*, *móles* (Fick 2, 188) gehören.

S. 145. *Ἰνδοουλφ* ist ganz richtig und nicht zu ändern, s. Förstem. 780. — wenn Procop einen mann namens *Γόαρ* ausdrücklich als Goten bezeichnet, so werden wir ihn nicht den Alanen überlassen. als ob die stolzen Goten so geneigt gewesen wären, ihren kindern barbarennamen beizulegen! *Góar* ist **Góharjus*, **Gójaharjis* zu *gawi*, *gaujis*, vgl. bei Förstem. 507 *Goericus*, *Gosvînth* (neben *Goisvînta*). auch der *Aspar* Müllenhoffs (*primus patriciorum et Gothorum genere clarus* Jord. 45) ist mir als

alanisch noch zweifelhaft, obwol hier allerdings die beziehung auf *aċpa* nahe liegt. an welches persische wort will übrigens W. sein alanisches *Goar* anknüpfen? er teilt uns das resultat seiner forschung leider nicht mit. auch der consul des jahres 434, der den gleichen namen führt (*Aspare et Ariorindo* [consulibus] Chron. minor. ed. Mommsen s. 246^b), ist doch wol ein Germane, und der name liefse sich durch altu. *espa* 'reizen, erzürnen, aufregen' ganz gut deuten. [die germanische herkunft des namens wird aufser zweifel gesetzt durch awestfr. *Asperulfus* Pip. n 254, 19; vgl. Priscian 5, 13 bei Holder Altelt. sprachsch. 172, der den namen mit andern auf -ar für 'barbarisch' erklärt.]

S. 147. *Riggo* ist richtig und vollkommen klar und ist von 'keltischer lautgebung' unberührt. es genügt auf Förstem. 1015 und auf den hier in Basel üblichen namen *Riggenbach* zu verweisen. von *reiks* und *Riccimér* usw. ist dieser name nebst andern wie *Rigobaldus*, *Rigobertus*, *Rigoberga*, *Rigniu*, *Rigoldus*, *Rigovéra*, *Rigulfus* selbstverständlich zu trennen. — *Blidin* besteht, so wie es überliefert ist, völlig zu recht, vgl. Förstem. 267.

S. 148. *Theia*. da das *th* durch die gesamte numismatische überlieferung feststeht und auch vereinzelt in handschriften vorkommt, so haben wir uns daran zu halten. die nebenform *Thela* wird aufserdem bestätigt durch Chron. minor. ed. Mommsen s. 320 ad ann. 493: *igitur coactus Odoacar dedit filium suum Thelanem obsidem Theoderico accepta fide securum se esse de sanguine*. dass *Thela* und *Theia* verschiedene namen sein sollen, ist mir bei der großen ähnlichkeit der beiden formen sehr unwahrscheinlich. es wird beiden ein **Thailja* zu grunde liegen und die doppelform wird sich aus einer flexion **Thēja*, **Thēlins* erklären; zwischen *i* und *j* wurde *l* verdrängt. vgl. *Thailina* Förstem. 330, *Thilo* Dronke Cod. Fuld. nr 124. was dieser stamm bedeutet, weifs ich freilich nicht.

S. 154. *Faffo* würde got. **Fafa* sein, vgl. Hübner nr 149: *aula quam Fafila condidit cum Froiliuba conjuge*. auch der *Fabigaudus* Förstem. 403 wird dazu gehören.

S. 156. dass *Gurdimeri* in *Gundmeri* zu bessern sei, ist mir im Hinblick auf *Gordogangus* Förstem. 727 zweifelhaft.

S. 156. *Riccitan* hätte ein wort der erklärung erfordert. ich weifs nicht, ob W. darüber im klaren ist, dass die mit *Ricci-Rec(c)i-* anfangenden gotischen namen wie *Reccared*, *Reccesuinth*, *Recimirus* conc. Tolet. a. 646 (*Rechimerus* Chron. minor. s. 247 cons. a. 459), *Riccifrida* (W. s. 158), *Recchiarinus*, *Recaulfus*, *Riccila* oder *Recila* mit *reiks*, *richi* in keinerlei beziehung stehn. denn woher sollte die geminata kommen? und wie liefse sich *e* für *i* rechtfertigen? diese ganze sippe gehört vielmehr zu *riquis* mit der nebenform **requa-*. das ergibt die gleichung *Richiro* Förstem. 1039 = got. *Riquira* (l. *Riquisa*?), conc. Tolet. a. 652 und die altertümliche variante *Requisindus* conc. Tolet. a. 693 neben

Reccesuindus. die namen mögen einen uns nicht mehr erkennbaren mythologischen bezug enthalten; vgl. *Nibulung*.

Auf die behandlung der namen folgt eine grammatik, die etwas besser geraten ist, obwol auch sie nicht wenig veranlassung zu ausstellungen gibt. diese fehler sind aber weniger bedenklich, weil sie jeder sieht, der grammatische schulung besitzt, und daran fehlt es heutigen tages nicht. die namen dagegen, diese unschätzbare erbschaft unserer vorzeit, diese unerschöpfliche quelle für die kenntnis unseres herlichen altertums sind trotz Grimm und Müllenhoff dilettanten und anfängern in die hände gefallen, die uns das kostbare gut mit läppischer hand verwüsten. möge diese reension das ihrige dazu beitragen, dass künftige arbeiter auf diesem gebiete sich das ziel höher stecken und mit besserem rüstzeuge an ihre aufgabe herantreten.

Basel, 29. october 1891.

RUDOLF KÜGEL.

Tirolische namenforschungen von CHRISTIAN SCHNELLER; orts- und personen-namen des Lagertales in Südtirol, mit einem anhang und einer kartenskizze. Innsbruck, Wagner, 1890. xiv u. 373 ss. 8°. *

Über ortsnamen und ortsnamenforschung mit besonderer rücksicht auf Kärnten. vortrag im kärntnerischen geschichtsvereine von AVJAKSCH, archivär des vereins. Klagenfurt, FvKleinmayr, 1891. 44 ss. 8°. — 1 m.

Zur namen- und volkskunde der alpen. zugleich ein beiträg zur geschichte Baiern-Österreichs. von A. PRINZINGER d. A. mit 2 tafeln. München ThAckermann 1890. vi u. 72 ss. 8°. — 1,80 m.

Schneller spricht den grundsatz aus, dass in ortsnamenforschung vorzugsweise ersprieffliches geleistet werden könne, wenn dieselbe auf ein kleines gebiet begrenzt, dieses jedoch bis in alle einzelheiten untersucht werde.

Seine orts- und personennamen des Lagertales, verwaltungsgebiet Rovereto mit 42 gemeinden und 60 000 seelen, beruhen auf sammlungen aus der gegenwart, sowie auf urkunden und enthalten in 2 teilen 1) die localnamen, 2) die personennamen, von den wenigen inschriftlichen aus der Römerzeit an bis zum beginne des 15 jhs. mit vergleichung der zugehörigen modernen geschlechtsnamen. ein anhang trägt untersuchungen über einzelnes nach, wovon der abschnitt über Pergine und die zumeist nordtirolischen ortsnamen auf *-ens* besonders genannt sein soll. 4 register und ein kärntchen des Lagertales beschliessen das werk. der umfang des behandelten stoffes ist bedeutend, ich finde 1401 orts- und 1873 personennamen im index. das buch ist in den einzelnen abschnitten lexicalisch angelegt und sollte nach der absicht des verf. 'eine art von idioticon werden, dessen wortvorrat zum teile bis in die fernsten jahrhunderte zurückreicht'.

* [vgl. Zs. f. östr. gymn. 1891 s. 55 f. (WMeyer-Lübke) — Zs. d. vereins f. volkskunde 1891 s. 222 (FStolz). — DLZ 1891 nr 45 (WMeyer-Lübke).]

Über seine etymologischen ergebnisse äußert sich S. mit liebenswürdiger bescheidenheit. die angabe der urkundlichen quellen ist im einzelnen falle aus practischen gründen zumeist unterlassen. vielleicht doch nicht ganz mit recht. jedesfalls hätte der verf. durch einen ausführlichen bericht über die benutzten quellen entschädigen können; denn nach dem wenigen, was s. xiii—xiv darüber gesagt ist, wird es kaum möglich erscheinen, einer von dem verf. behaupteten urkundlichen form nachzugehen.

Die hauptmasse der ortsnamen ist romanisch; doch ist zu verschiedenen zeiten in die bevölkerung des Lagertales deutsches volkstum eingeschmolzen worden, zuerst langobardisches, dann bairisches, offenbar in widerholten schüben, und demgemäß ist die zahl der ursprünglich germanischen oder nachträglich aus romanischen appellativen deutschen ursprunges gebildeten namen recht ansehnlich. es ergeben sich 3 gruppen. zur ersten, der langobardischen, gehört zweifellos nur der name des Lagertales selbst, bei Paulus Diaconus, Hist. Lang. iii 9 *comes Langobardorum de Lagare Ragilo nomine*, während für eine anzahl anderer langobardischer ursprung allerdings gemutmaßt, nicht aber bewiesen werden kann. zur zweiten gruppe, die im althochdeutschen wurzelt, gehört eine reihe vorzugsweise am rechten ufer der Etsch zwischen Mori, Ala und Avio auftretender namen mit älterem lautstande, für welche die *Teutisci* der Veroneser urkunde v. j. 845 (S. s. 234—5) herangezogen werden können, wogegen die in derselben urkunde genannten *Langobardi* sicher schon Romanen sind. zur dritten gruppe mit jüngerem character gehören jene, welche späterer deutscher besiedlung vom 13 jh. an ihren ursprung verdanken und bis in das vorige jh. herauf im deutschen munde sich lebendig erhielten. diese jüngeren namen finden sich im gegensatze zur zweiten gruppe hauptsächlich am linken ufer der Etsch in Folgaria, Terragnol, Vallarsa, Noriglio in offenbarem zusammenhange mit den großen verzeichnissen von flurnamen, welche S. aus eben diesen genden gesammelt hat.

Diese verzeichnisse bilden den eigentlichen hauptanteil deutscher namen in dem vorliegenden werke. sie stehn auferhalb der alphabetischen reihe, sind nicht in den index aufgenommen und bieten s. 60—65: 307 nummern aus Folgaria, s. 79—80: 45 nummern aus Garniga, s. 105—107: 106 nummern aus Noriglio, s. 169—174: 321 nummern aus Terragnol, s. 187—188: 117 nummern aus Trambileno, s. 202—213: 517 nummern aus Vallarsa. als quelle dienten dem verf. eigene sammlungen, sowie ältere italienisch geschriebene steuerkataster und amtsschriften vom ende des vorigen jhs. der dialect dieser flurnamen, welche mit 68 nummern aus Recoaro nahezu anderthalb tausend erreichen, ist so ziemlich einheitlich und fällt nicht auferhalb des rahmens der übrigen tirolischen dialecte, er ist ein dialect letzter hand dh. vom stande der volks-

sprache des vorigen jhs., hat im vocabular viele beziehungen zu dem sog. cimbrischen der sette und tredici comuni und würde eine besondere darstellung wol verdienen. dass er oft durch romanische zunge beeinflusst, zum mindesten durch die hand romanischer schreiber gegangen ist, lässt sich an vielen orthographischen besonderheiten erweisen. es erscheint anziehend, die vocalverhältnisse auf mhd. lautstand bezogen kurz zu entwerfen. *a* erscheint als *a* und *o*, selten als *u*, ebenso *ā*; *i* constant als *i*, *i* durchwegs als *ai*. *u* ist durch *u* und *o* vertreten, *ū* constant *au* oder *ao*. die vocale *e*, *ē*, *o* erscheinen als *e* und *o*, haben aber zuweilen die neigung zur diphthongierung, deren resultat hier *ou* dort *ei* ist. außerdem werden *e* und *o* vor *r* gelegentlich zu *a*. *æ* ist durch *a* reflectiert, *ō* diphthongiert durch *oa* und *ua* mit den orthographischen varianten *oe* und *ue*. umlaut der vocale *o* und *u* ist meistens nicht zu constatieren. wo er mit sicherheit nachzuweisen ist, finde ich *ō* und *oe* durch *e*, *ū* durch *i*, *iū* durch *ai* vertreten. von den diphthongen ist *ei* regelmäsig zu *oa* oder *ua* geworden, abermals mit den orthographischen varianten *oē* und *ue*; daneben findet sich, offenbar unter romanischem einflusse, die monophthongierung *o* vor nasalis. einmal nur sehe ich *a* für *ei* in *alghestoēn* neben *olghestoēn* eingetreten. *iū* kommt mitunter als *eu* vor, viel häufiger jedoch als *au*, auch *ao* oder *ou*, einigemale monophthongiert zu *o* in *crozbech*. junge vertretung für *eu* ist ein übrigens nicht häufiges *ai*. *ou* ergibt *ou*, *au* auch *o* und *a*, *uo* spaltet sich in zwei reihen *ue* auch *oa* *oē* und *oi* *ui*.

Außerdem ist zu bemerken: auslautende nasalis ist oft unterdrückt, anlautendes *b* immer durch *p*, *w* durch *b* widergegeben. characteristica romanischer herkunft sind *gh* vor hellen vocalen und auslautend für *g*, *s* für *sch* im auslaute und inlaute, *z* für deutsches *s*, *c* für *z* und *z*, aber auch für *s*; romanisch ist ferner die gelegentliche apocope vom *h* und die assimilation *pf* zu *ff*, ferner die mouillierung von *n* und *l* in *prugnele* neben *prunnele* und *stedelgie* neben *stedile*, *stedele*, weiter in *podelgie*, *setelgie*, *stichelgie*, worin S. s. 202 fälschlich das diminutivsuffix *-chen* zu erkennen glaubt. als diminutivsuffixe erscheinen *-li*: *ghetterle*, *engherle*, *ghertile*, *chlenle* und *-lin*: *aubela*, *bezzlerla*, *eichila* (**eckelin*), *engherla*, *gruebla*, *eimla* (**ebenlin*), und die letzteren bilden, wie im dialecte des Unterinntals und Zillertals, den plural auf *-lar*: *greblar*, *cleflar*, *couflar*, *rautlar*, *stuandlar* mit dem neutralen pluralsuffixe *-er*, also *-lar* gleichsam *-lin-er*. interessant ist endlich die verwendung der präposition *gan* zur ortsbestimmung *kan der Aua*, *ka der El*, *ka der Faucht*, *ka der Hulb* neben *in der Gam* und *auf der Gann*. die etymologischen erklärungen, welche S. diesen flurnamen beifügt, sind meistens richtig, nur weniges ist zurückzuweisen, wie *Aupruch*, welches nicht 'aufbruch' sondern 'naubruch' 'neubruch' mit apocopiertem *n* ist, oder *Naighe pletz*, was gewis nicht 'nahe plätze' sondern nur 'neue bletze' mhd.

blez stn. 'streifen landes' sein kann; doch muss ich verzichten darüber noch weiteres zu bemerken. von den deutschen ortsnamen jüngeren characters, welche bei S. innerhalb der alphabetischen reihe stehn, notiere ich ungenau zu Folgaria 16, Vallarsa 9, Terragnol S, Noriglio 2, außerdem noch 10 zerstreut an beiden ufern der Etsch. es sind zumeist familiennamen wie *Baisi*, *Maureri*, *Sbabi*, *Filzi*, *Nagheli*, *Foxi*, *Staineri* ua., aber auch bezeichnungen topographischen details wie *Cherte*, *Clam*, *Streva*, *Gatter*, *Rom* (*rôn* < *roan*). weit mehr als diese aber interessieren die namen älterer abstammung, zu welchen mitunter einiges zu sagen ist.

Ala, so schon S14, später auch *Alla*, ist überzeugend erklärt aus ahd. *halla*. — *Aranconum* 1275 zu ital. *ranco*, span. *rancon* 'krümmung', ahd. *ranc*, hat prothetisches *a* wie *Asiago*, deutsch *Sleghe* aus mhd. *slac* stn. 'holzschatz, urbar gemachte waldstelle' in den 7 communi. — *Arlanch* kann wol *Harilunc* sein. — *Avio*, ma. *Avi*, urkundl. S45 *Aui* ist sicher ahd. **awi* 'au', aber allerdings sind die *Aviones* des Tacitus dabei völlig aus dem spiele zu lassen. — anziehend ist *Baito* als sehr verbreitetes appellativ für feld-, wald- und berghütten, sing. *bait*, *baita*, friaul. *baite* und *uaite*, mlat. *guaita* < *wahta*, vgl. *heriwahta* 'statio'; anlautendes *b* und *u* sind differente entwicklungen und ahd. *gabüid* stn. 'habitatulum' hat mit *baita* gewis nichts zu thun. — *Montebaldo* 1163 ist sicher adj. composition mit *baldo* 'grofs', vgl. ital. *baldo* 'kühn', und deutsches *wald* 'silva' war dabei nicht in erwägung zu ziehen. — sehr wichtig ist *Bazoëra*, flur bei Mori, S45 *Launulfus et Johannes de Baouariüs*, 1195 *de Baçoare*, 1256 *de Baçoara* und *Bazaira*, 1338 *Boçoera*, denn diese bezeichnung bewahrt den Baiernamen in seiner ältesten gestalt. es ist beachtenswert, dass das *j* in *Baouariüs* = *Baiovariös* nur orthographisch unterdrückt sein kann, denn die form *Baçoare*, welche auf assibiliertem *j* beruht, wie in *Coandole* 1225 'juglandulae' ua. bei Schneller, war nicht möglich, wenn das *j* im volksmunde verschwunden gewesen wäre. — *Pocaldo* dürfte wol eher 'bockwald' als 'huchwald' sein oder aber ein personennamen wie *Truffaldus* in Avio 1315 zu ital. *truffa* oder *Barufaldus* de Clusole zu ital. *baruffa* S. s. 236. — beliebtes ortsassellativ und in mannigfachen formen überliefert ist *Braide*, so auch bei Mori 1205 *loco Braide*, 1350 *campanea que dicitur brayda* aus ahd. *breiti* swf. 'latitudo', *gabreiti* stn. 'area, ager'. dass aber der *monte Brione*, schon im 12. jh. *mons Brioni*, aus **braidone* zu erklären sei, möchte ich bezweifeln. — umdeutung ist *Castelberto*, albe und bergspitze, 1188 *Castelberpus* < mlat. *guerpus* 'desertus', vgl. ahd. *äwerf* 'abortivus'. — *Cesoïno*, ma. *Zesoïm*, 1028 *Cisiuino* kann deutscher personennamen sein, freilich nicht **Zeizwin*, aber **Sisüwin*; auch *Cosmajom* albe, 1319 *posta Gosmagnoni* scheint personennamen aus deutschem *Gözman*, romanisiert *Gosmagnon*, worin die mouillierung des *n* sich verhält wie in *pruguele* = *prunnele*. sicher sind wol *Enguiso*,

1323 *Enguisium* und *Garuino*, 1259 *Garugno* zu den personen-namen *Inguis* und *Garuin*. — hübsch ist weiter *Ghiffa* zu langobard. *uuifa*, *guiffare*, *uuifare*, *Löbbie* ans ma. *löbbia* 'casaccia' ital. *loggia*, mhd. *loube* und *Païs*, flur, 1256 *a Pays* zu *paisare* 'beitzen' mhd. *beize* stf. 'falkenjagd'. — was *Péalda*, albe und berg, *monte Pialda bassa*, 1485 *apud Piardam* betrifft, so kann ich aus der erklärung, die Boërio zu venez. *piarda* s. f. gibt, und aus der tatsache, dass zu Vicenza der raum zwischen den stadtnauern und dem Bachiglione *le piarde* heisst, nur den schluss ziehen, dass ahd. **piwarida* < *biverjan* 'prohibere, defendere' die bedeutung 'befestigtes flussufer' oder 'damm' gehabt habe, wovon die bezeichnung der albe und des berges in irgend einer weise ausgehen muss. — wider sehr verbreitet sind die ortsappellativa *Piönt*, 1259 *de Pionto*, in loco *Pionti* aus ahd. *piunta* 'ager septus' und *Postäl*, 1279 *de Prostallo*, zu mhd. *burcstal* stn. — *El Pipel* kommt in der nähe alter burgen vor. fünf fälle bei S.: 1505 in *contrata Pipali*, *prea de Pipel*, 1454 *al Pipel*, 1340 bei Mori *corona de Sosignalo seu Pipergili quae est magnum fortalitiun*. die erklärung S.s ist richtig und nur darin verfehlt, dass er die form *pipel* aus **pipergile* verkürzt sein lässt. *pipel* ist vielmehr einfaches *piperg* mhd. **biberc* mit *l* für *r* und abfall des *g*, genau wie in mlatt. *belfredus* gegen mhd. *bercvrit*. *piperg* bedeutet gleich *biburg* ein vorwerk, worauf auch *Sosignalo* = *so Signalo*, ital. *segnale* 'fahne auf wachttürmen', zu beziehen ist. — *Sticotta*, aufsteigende häuserzeile in Rovereto, ist wol eher ableitung von ahd. *stic* 'semita, callis', *stiga* 'ascensus' als kürzung aus *lasticotta*, und der berg *Stif*, *Stivo* ist weder mit *stips* noch mit *stüf*, sondern besser mit ahd. *stif* 'durus, rigidus' zusammenzubringen.

Es liegt nicht eigentlich im plane dieser besprechung auf den romanischen anteil der arbeit S.s einzugehen, doch mögen einige puncte berührt werden, die mir bei der lectüre auffielen. *Caigola*, felsenschlucht, ist offenbar **cavicula* zu ital. *cava* 'höhle'. die merkwürdigen formen des 14 und 15 jh. für *Casteljunch* können mit deutschem 'kunkellehen' nichts zu thun haben, sondern sind auf diminutiva **castellionchio*, **castronchio*, **castrignonchio*, **castrignoglio* zu reduciren. das suffix *-eno* *-ena* s. 67 entspringt wol ma. aus *īna* und für das suffix *-īga* ist wenigstens, was *Garnīga*, 1242 *Gargniga* spr. *garnjīga* anbetrifft, die herkunft von *-iācum* mit zwischenformen **-iāga*, **-iēga* wahrscheinlich genug. an die flurnamen *Tierno* (tilia), *Noarna* (nux), *Vicérno* (vicia) und *Zérna* (acer) schließt sich genau *Pioverna*, wozu auch *Pluvèr* in Friaul, das auf einen baumnamen **plovèr*, metathetisch aus **pōblo*, lat. *pōpulus*, wie *plubicus* < *plöveghe* zurückgehen mag. *Slacca*, klamm, ma. *slacca* 'radfährte', ist ja allerdings deutschen ursprungs **slaccha* zu *slagan*, aber *ad mansum yslachi* v. j. 1472 ist sicher nicht = *isan-slaga* sondern hat romanische prothese, somit = **eslacco*. das *-st*-suffix in *Lagustel*, *Carestel*, *Pradistell*,

Negristelus ist keineswegs umbildung aus *-icello*, sondern selbständig und kann bei *Lagustel* auf lat. *lacustris* beruhn. warum *Vallis Neblus* nicht nebeltal sein solle, ist nicht einzusehn, gänzlich verfehlt ist S.s deutung aus deutschem *ebene* dim. *ebele*. *Visègn* flur, 1285 *Vissen*, ist wol **vicineus*.

Auf die personennamen des *Lagertales* einzugehn, muss ich mir versagen. am anziehendsten in diesem zweiten teile des verdienstvollen werkes ist wol der abschnitt 'neutalische namen', in welchem uns die schöpferische kraft der volkssprache in lebendiger fälle entgegentritt.

Lesenswert, wenn auch ohne eigene philologische verdienste, ist die studie von A. v. Jaksch, welche über allgemein methodisches der ortsnamenforschung recht vernünftige gedanken entwickelt und eine gedrängte übersicht der ortsnamen Kärntens nach historischen und nationalen gesichtspuncten geordnet in fließendem und geschmackvollem vortrage entrollt. da der verf. so gescheit war, in etymologischen dingen Miklosich und andern leuten, die etwas davon verstehn, den vortritt zu lassen, so ist wenig zu tadeln. wo er auf eigenen beinen steht, äufsert sich freilich eine grofse unsicherheit, doch die eine oder andere etymologie ist auch ihm gelungen. interessant sind die aufschlüsse, welche wir J. über die ebenso dreisten als unsinnigen neuslovenischen ortsnamenfälschungen in Kärnten verdauen. hochachtung vor der wissenschaft und klarheit des ausdrucks zeichnen die schrift vorteilhaft aus.

Allerdings auch lesenswert, aber nur als curiosum, sonst wertlos, wie alle übrigen hervorbringungen des verfassers, die mit naiver aufdringlichkeit auf der letzten seite verzeichnet sind, ist die vorliegende schrift Prinzingers. der verf. hat es in 35 jahren mühseliger versuche nicht verstanden mit der grofsen gemeinde wissenschaftlicher sprachforschung, die er bissig und verbohrt als 'die schule' zu bezeichnen pflegt, einen leidlichen modus vivendi zu finden, und alle errungenschaften derselben sind für ihn unfruchtbar geblieben.

P. versteht ein wenig von den süddeutschen dialecten der gegenwart, sowie von topographischen gegenständen, aber von der zeitlichen entfaltung der sprachen, von geschichtlicher entwicklung und folge hat er keinerlei begriffe, und in grammatischen angelegenheiten fehlt ihm das abc. demgemäfs sind seine resultate durchweg unrettbare fehlgeburten, und wenn sich ja in der bunten anhäufung von halbverstandenen und unverstandenen mitunter eine bemerkung findet, die man unterschreiben kann, so ist ihre zahl doch nicht so grofs, um ein heft von 71 seiten, geschweige denn eine durch ein menschenalter fruchtlos fortgesetzte production zu rechtfertigen. mögen diese zeilen derselben ein epilog sein.

Salzburg, sept. 1891.

THEODOR VON GRIENBERGER.

A. F. D. A. XVIII.

Le poème et la légende des Nibelungen par H. LICHTENBERGER, docteur ès lettres, maître de conférences à la faculté des lettres de Nancy. Paris, Hachette et cie, 1891. 442 s. gr. 8°.

In der einleitung führt Lichtenberger den wenig vorbereiteten leser vorsichtig und geschickt in den kreis seiner arbeit. er sagt ihm, das Nibelungenlied sei ein werk aus dem ende des 12. jhs.; er zeigt, wie es im allgemeinen das gepräge dieser zeit trage und doch auf viel älterem grunde ruhe; er wirft die frage auf, ob man überhaupt nach einem verfasser fragen dürfe, lenkt den blick auch auf andere erzeugnisse der volkstümlichen epik und macht dann durch eine ausführliche inhaltsangabe des Nibelungenliedes, die hier und da schon auf zusammenhangslosigkeit und verschiedenheit der darstellung hinweist, den leser mit dem gegenstand seiner untersuchung einigermaßen bekannt. darauf berichtet er über die wissenschaftlichen arbeiten, erst über die untersuchungen Lachmanns und seiner schule, dann über die seiner gegner, und formuliert schliesslich (s. 60 f) sein eigenes thema. die untersuchung der hss. und alle rein formellen fragen scheidet er aus (nur gelegentlich führt er den abweichenden text von C an, den er richtig als jüngere bearbeitung beurteilt); seine aufgabe sieht L. in der untersuchung des stoffes: 'Étude et le classement des matériaux dont est construit le Nibelungenlied: tel est l'objet de notre travail'. das Nibelungenlied sei die poetische erzählung der sage von Siegfried und den burgundischen königen; man müsse also untersuchen, wie diese sage sich gestaltet habe, welche teile alt, welche motive neu hinzugekommen seien. damit aber sei die arbeit nicht getan. auch die sittlichen anschauungen, die in der sage ausgedrückt seien, hätten ihre geschichte. 'les jongleurs autrichiens ont hérité de leurs prédécesseurs ou emprunté à leurs contemporains non pas seulement des récits mais encore une philosophie pratique, une conception de la vie: on trouve dans le Nibelungenlied un certain idéal du roi, du héros, de la femme, et des formules épiques pour exprimer ces diverses conceptions. ces idées morales ont leur histoire comme la légende elle-même et il peut être curieux de voir comment elles se sont formées': der verfasser hebt hervor, wie eine solche untersuchung ausserhalb des kreises der streitenden parteien liege, aber doch zu resultaten führen müsse, welche ein urteil über die verschiedenen ansichten gestatten: 'sans présenter une hypothèse nouvelle sur cette question, sans prétendre donner une solution définitive, nous pourrions, faisant en quelque sorte la somme de nos observations partielles, voir de quel côté penche la balance, du côté de Lachmann ou de Bartsch; dans quelle mesure le Nibelungenlied est une oeuvre individuelle, dans quelle mesure il est le produit naturel de l'activité combinée des jong-

leurs autrichiens'. zweimal kommt L. in zusammenhängender betrachtung auf diesen punct zurück. s. 316—324 gibt er eine kritik der Lachmannschen theorie, s. 405—411 stellt er in einem schlussworte seine eigenen ansichten zusammen.

Die entwicklung der sage hat sich nach seiner ansicht bis ans ende des 12. jhs. in einzelnen liedern vollzogen, aber schon lange vor der redaction unseres Nib. waren die verschiedenen teile der sage mit einander verbunden, so dass sie zwar nicht ein zusammenhängendes gedicht bildeten, aber doch eine ziemlich feste kette von aventiuren, in welcher ein lied, das eine neue situation oder eine neue person einführte, naturgemäfs seinen platz fand. die hauptscenen: Siegfriids ankunft in Worms, die sage der Brünbild, der tod Siegfriids, die reise der Burgunden ins Hunenland, ihre ankunft bei Etzel, Ortliebs tod, dann die verschiedenen phasen des kampfes bildeten den inhalt verschiedener lieder, die bestimmt waren, einzeln gesungen zu werden und doch auf einander zu folgen. von demselben liede konnten verschiedene varianten existieren; manche sprossen auch als fortsetzungen oder verbindungsstücke aus andern hervor. so bildete sich eine wachsende masse von liedern, die mannigfache und wechselnde verbindungen unter sich eingiengen und je nach dem geschmack der spielleute zu wechselnden gruppen zusammentraten. in diesem zustand blieb der volksgesang auch noch unter den starken einflüssen, welche das veränderte leben in der zweiten hälfte des 12. jhs. herbeiführte; neue personen wurden damals aufgenommen: Danwart, Rumolt, Liudeger und Liudegast, Hunolt und Sindolt, auch Pilgrim von Passau; alte gestalten, Siegfrid und Gunther, wurden mehr oder weniger verändert, die rolle Ruedegers dem geiste des rittertums gemäfs entwickelt, lange schilderungen und höfische beschreibungen angefertigt. so lagen am ende des 12. jhs. auf ziemlich engem gebiet zwischen Passau und Wien die materialien bereit; es war nur noch übrig, die lieder oder liedergruppen, die das repertoire der österreichischen spielleute bildeten, zu verbinden und aufzuzeichnen. die aufgabe war nicht eben schwer, die einzelnen teile waren in mehr oder weniger befriedigender manier behandelt, gewisse lieder schon mit einander verbunden; der redactor brauchte nur noch die lieder oder liedgruppen, welche in die sammlung aufgenommen werden sollten, auszuwählen, dh. anfang und ende des gedichtes zu bestimmen, sie aneinander zu passen, nach sprache und vers auszufeilen, allzu starke widersprüche zu verwischen, ein- und austritt der handelnden personen vorzubereiten, ihnen hier und da einen kleinen anteil an der handlung zu geben, um sie fester mit dem ganzen zu verbinden.

Im ganzen steht L. also auf dem boden der Lachmannschen schule; das Nibelungenlied ist wirklich eine vereinigung selb-

ständiger lieder, nur dass die allmähliche entwicklung dieser lieder und die wenn auch geringe arbeit des redactors es nach seiner ansicht unmöglich macht, das ursprüngliche wider herzustellen. L. setzt für die zweite hälfte des 12. jhs. im Donaulal eine überaus kräftige entwicklung des volksepos voraus. viele spielleute pflegten den volksgesang; mit ziemlicher freiheit gestalteten sie das erbe der vorzeit um, ohne dass die ideale einheit dadurch verloren gegangen wäre. denn derselbe zeitgeist und geschmack leitete ihre tätigkeit, und was der eine ersonnen, bestimmte den andern. der redactor aber gehörte nicht mehr zu ihrer zunft, arbeitete jedesfalls nicht in dem alten geiste. sein ziel war, das, was er vorfand, zusammenfassend aufzuschreiben, vielleicht für einen einzelnen herren, vielleicht für ein allgemeineres publicum, für die spielleute selbst und die steigende zahl von lesern und namentlich leserinnen. auf keinen fall dachte er daran, ein neues und originales werk zu liefern. in seinem interesse lag es vielmehr, möglichst treu die lieder zu erhalten. die frage, ob diese lieder schon in Nibelungenstrophen abgefasst waren, berührt L. nicht: er scheint es aber vorauszusetzen.

Mit diesen ansichten wird vielleicht mancher sich einverstanden erklären; aber jeden muss es überraschen, dass unser verfasser meint (s. 391), sie ergäben sich als das resultat seiner arbeit. freilich urteilt er ganz richtig, dass eine geschichte der sage, der moralischen anschauungen und der mittel der darstellung uns zu einem puncte führen müssen, von dem wir über den ursprung des Nibelungenliedes mit ziemlicher sicherheit urteilen können; nur hat er die untersuchung nicht auf diesen punct gebracht; sie hätte teils mit umfassenderem material, teils mit gröfserer genauigkeit geführt werden müssen. über die mittel der darstellung, die epischen formeln finden sich nur ein paar unerhebliche bemerkungen. den moralischen anschauungen und typischen gestalten sind mehrere capitel gewidmet (s. 325 bis 392): 'die sitten im Nibelungenlied, der könig, der held, die frau', aber das hohe ziel, das L. in der einleitung bezeichnet, ist auch hier durchaus nicht erreicht, kaum verfolgt. er stellt den Nibelungen die spielmannsgedichte von Salman und Morolt, Orendel, Oswald, könig Rother gegenüber; es fehlt nicht an richtigen und ansprechenden bemerkungen, und die vergleichung ist wol geeignet, die eigentümlichkeit der Nibelungendichtung hervortreten zu lassen. aber eine historische entwicklung der sittlichen anschauungen ist damit offenbar nicht erreicht, auch nicht durch die paar anführungen aus Tacitus und dem Ruodlieb. L. hätte überhaupt wol besser getan, wenn er diese aufgabe gar nicht versucht und sich darauf beschränkt hätte, die verschiedenen überlieferungen der Nibelungensage sorgfältig zu vergleichen; gelegenheit zu feinen und fruchtbaren beobachtungen hätte nicht gefehlt.

Am ausführlichsten und gründlichsten ist der erste teil, die geschichte der sage, behandelt, s. 62—315. die wichtigsten quellen sind herangezogen und s. 65 ff kurz besprochen. dass Nornagests þátrr und die dänischen volkslieder bei seite gelassen sind, ist m.e. nicht zu tadeln, denn für die beschränkte aufgabe, die geschichte der Nibelungensage nur soweit zu verfolgen, als sie für das lied in betracht kommt, sind sie entbehrlich. wären nur die andern quellen sorgfältiger geprüft und benutzt! alle, selbst die ältesten, sind ja verhältnismässig jung; alle setzen eine lange entwicklung der sage, allmähliches wachstum, verbreitung und verästelung voraus. schon die lieder der Edda zeigen, dass selbst in einem beschränkten gebiete verschiedene variationen neben einander bestanden, ebenso ist es in der Thidrekssaga, der Völungasaga, dem Nibelungenlied. nicht die einzelnen aufzeichnungen an sich, sondern erst ihre vergleichung und kritische sonderung gewähren eine anschauung von den mannigfachen formen, welche die sage im laufe der zeiten und in verschiedenen gegendern angenommen hat. das ist der stoff, aus dem die geschichte der sage gestaltet werden muss. aber solchen sorgfältigen untersuchungen geht der verf. aus dem wege. selbst wo die mannigfaltigkeit der überlieferung deutlich zu tage tritt, verdeckt er sie lieber und gibt seinen inhaltsangaben ein einheitlicheres gepräge. er scheint gar zu besorgt, seinen lesern durch gründlichkeit lästig zu werden, mag keine ansprüche an ihre aufmerksamkeit, noch weniger an ihr nachdenken stellen und unterhält sie lieber mit gemeinplätzen, zuweilen auch da, wo sie mit der sache gar nichts zu tun haben, wie in jener schilderung der spielleute auf s. 399f.

Den weg, welchen L. eingeschlagen hat, halte ich für sehr lohnend, und mehr als einmal habe ich ihn im laufe der jahre durchmessen, bald streckenweise bald in seiner ganzen länge. einiges was ich dabei beobachtet und bedacht habe, möge mir erlaubt sein, hier auszuführen oder anzudeuten, teils um mein urteil über das vorliegende buch zu begründen, namentlich aber, weil ich die gelegenheit benutzen möchte, offen zu bekunden, wie sehr im laufe der zeit meine ansichten über die Nibelungen und ähnliche mhd. gedichte sich geändert haben. das ziel, nach welchem ich strebte, ist dasselbe geblieben. die herkunft und bedeutung der sage, ihre ausbreitung und ausbildung, der ursprung des gedichtes, das verhältnis der hss. usw. interessiert mich nur in zweiter linie, nur insofern es in betracht kommt für das verständnis des überlieferten; dies war und ist mir die hauptsache; aber ich habe eingesehen, dass der weg, auf dem ich es zu erreichen suchte, nicht zum ziele führt. ich glaubte, aus der dichtung selbst alle mittel zu ihrem verständnis schöpfen zu können. indem ich das auge über gebühr anstrengte, die spuren verschiedenen ursprungs und aufgehobenen zusammenhanges in den einzelnen strophen zu entdecken, übersah ich

die verbindungen, die in unserer überlieferung vorhanden sind. ich übersah oder würdigte nicht gehörig, dass selbst da, wo verschiedene schichten der erfindung wahrnehmbar sind, diese schichtung viel älter sein kann als unsere dichtung, indem in werken dieser art trotz mancher umgestaltung alte mängel weiter bestehen können. so zerstückelte ich das gedicht in kleinste teilchen und führte aus dem willkürlich gewonnenen stoff verwegene constructionen auf, welche die überlieferung erklären sollten. die basis aber dieses ganzen würens war die von vielen und auch von unserm verf. geteilte annahme einer überaus reichen production. viele bearbeitungen derselben sage sollten etwa gleichzeitig und neben einander ins leben getreten sein, um dann gleich wider bearbeitet, mit einander verbunden und wider bearbeitet zu werden. nicht durch plötzliche erleuchtung, sondern in langem, ehrlichem kampf bin ich allmählich zu der überzeugung gekommen, dass die voraussetzung unbaltbar, das zutrauen in die überspannte und einseitig geübte methode ungerechtfertigt war. aber die alten probleme haben ihren reiz nicht verloren, und die hoffnung sie gelöst zu sehen ist nicht geschwunden; sie wird sich um so eher erfüllen, je weiter die ansicht dringt, dass hier überhaupt noch probleme zu lösen sind. eine zeit lang schien es, als ob es die hauptaufgabe der wissenschaft sei, mit allen mitteln der dialectik Lachmanns theorien zu bekämpfen oder zu verteidigen. jetzt wird es wol nur noch wenige geben, die sich bei ihr beruhigen, aber auch nur wenige, welche gegen die eigentümlichen schwierigkeiten der überlieferung, die sie zu erklären unternahm, ihr auge verschließen und mit der art erklärung, wie sie Bartsch gegeben hat, zufrieden sein möchten. doch zur sache!

Sigrdrifa-Brünhild. die ansicht, dass die Sigrdrifa der Edda, die Siegfried nach dem kampf mit dem drachen aus ihrem schlaf erweckt, und Brünhild, die er später für Gunther erwirbt, zwei ursprünglich ganz verschiedene personen seien, hat schon frühe ihre vertreter gefunden; am entschiedensten und consequentesten durchgebildet ist sie von Golther in den Studien zur germanischen sagengeschichte (Abh. der k. bayr. akad. 18, abt. 2), und ihm hat L., ohne eine selbständige begründung zu versuchen, sich wesentlich angeschlossen. die Sigrdrifasage, meint Golther, sei ursprünglich eine selbständige sage gewesen, der Dornröschensmythus, die durch ihre verbindung mit der Nibelungensage ihren alten abschluss, die vermählung des helden mit der schlafenden jungfrau, habe verlieren müssen. erst in der spätesten zeit, erst um 1230, sei die identificierung der Sigrdrifa mit Brünhild erfolgt; bis dahin hätte die episode noch keinen einfluss auf die weitere entwicklung der handlung gewonnen; nachdem Sigurd die schlafende jungfrau erlöst und runen von ihr gelernt hätte, sei er fortgeritten und beide hätten sich nie wiedergesehn. die deutsche sage habe diese erweiterung überhaupt nicht gekannt;

in der Thidreksaga sei c. 168 eine erfindung des sagaschreibers, veranlasst durch den wunsch, den nordischen und deutschen bericht zu verschmelzen (Germ. 34, 278); das Nibelungenlied wisse überhaupt nichts von einer früheren begegnung, es habe die ursprüngliche form am treuesten bewahrt. auf die nordische gestalt der sage aber habe das märchen stark eingewirkt. nur Sigdrifa sei eine walküre gewesen, die von Odin in schlaf versenkt und mit einem flammenwall umgeben sei, weil sie seinem willen ungehorsam dem Agnar sieg verliehen hatte. auf Brünhild seien diese mythischen attribute erst später übertragen, sie sei ursprünglich nur ein heldenweib, eine tapfere schildmagd gewesen, nicht durch den flammenritt, sondern wie im Nibelungenliede durch kämpfe sei sie ursprünglich gewonnen. — in der überlieferung findet dieser künstliche hypothesenbau keine gehörige stütze, und unerschüttert steht die alte ansicht, wonach Sigdrifa, Sieglfrids schicksalbestimmte braut, und Gunthers gemahlin Brünhild dieselbe person sind. der nachweis, dass in unserem Nibelungenliede nichts auf eine frühere bekanntschaft zwischen Siegfried und Brünhild hindeute, ist weder durch Zarneke noch durch Golther erbracht. mögen auch einzelne stellen sich anders deuten lassen: die schöne scene namentlich, wo Brünhild am hochzeitstage, da sie Kriemhild an der seite Siegfrieds sieht, tränen vergießt, erklärt sich nur daraus, dass sie ihn liebt, ihn als ihren rechtmäßigen gatten ansieht, der ihr durch eine andere entzogen ist. vergebens müht sich auch L. s. 168 f ab, eine andere deutung zu gewinnen. die behauptung, dass c. 168 der Thids. vom sagaschreiber erfunden sei, ist ganz unbegründet. wenn in der Sn. E. Brynhild, als Gunnar kommt um sie zu werben, von neuem eingeführt wird, so erklärt sich das aus der entstehungsweise des werkes, dem ja einzelne, von verschiedenen verfassern herrührende, selbständige lieder zu grunde liegen; dass der verf. Brünhild für eine andere person gehalten habe als die erlöste jungfrau, folgt daraus mit nichten. was in den verhältnissen der Brünhild und Sigdrifa übereinstimmt, ist nicht von dieser auf jene übertragen, sondern ihr eigenstes wesen; was darin abweicht, erklärt sich daraus, dass in der nordischen überlieferung verschiedene versionen derselben sage neben einander liegen, eine ältere, in welcher Sigurd die jungfrau auf der einsamen felsenhöhe des Hindarfjall schlummernd hinter dem flammenwall findet, und eine jüngere, in welcher er sie als pflegetochter Heimirs im hohen turngemach aufsucht. der anfang der älteren version ist in Fafnismal und Sigdrifumal erhalten, die Völs. stellte beide nebeneinander, und die Gripisspa zeigt, dass beide auch in der liedersammlung einst vorkamen; denn Golthers annahme, dass Grip. ursprünglich nur bis str. 18 gereicht habe (Stud. s. 445), ist wider durch nichts begründet. ob auch der doppelname der Brünhild mit dieser teilung der überlieferung zusammenhängt, mag

dahin gestellt bleiben; Sigdrifa kann, wie Sijmons jüngst ausgeführt hat (Zs. f. d. ph. 24, 16 f), sehr wol aus einem poetischen nomen appellativum zum eigennamen geworden sein. — Sijmons hat in dem erwähnten aufsatz die ansichten Golthers einer gründlichen kritik unterzogen; in vielen puncten pflichte ich ihm bei, in andern nicht, namentlich nicht in seinem wichtigsten resultat, dass im norden zwei hauptformen der Brünhildensage existiert hätten, nach deren einer Sigurd die schlafende valkyrie durch den flammenritt erweckt und sich verlobt, während er nach der andern sie auf dieselbe weise für Gunther erworben hätte. die verlobung und die erwerbung für Gunther sind nicht verschiedene formen, sondern verschiedene acte derselben sage. im Nib. ist die verlobung vergessen; die möglichkeit, dass auch im norden eine version existierte, welche sich ohne dieselbe behelf, soll nicht bestritten werden; jedesfalls wäre aber diese form als jünger anzusehn.

Die ästhetischen gründe, aus denen Golther und Sijmons sich streuben eine sagenform gelten zu lassen, in welcher Siegfried, ehe er Brünhild für Gunther erwirbt, sich mit ihr verlobt hätte, kommen für mich nicht in betracht; denn trotz allen rationalistischen angriffen halte ich noch an dem alten glauben fest, dass die Siegfried-Brünhildensage auf mythischem grunde ruht. naturvorgänge, für welche menschliche motive und sittliches urteil nicht gelten, spiegeln sich in ihrem geschick wider; erst allmählich und nur annähernd löst die dichtung die aufgabe, die mythischen anschauungen in die verhältnisse des menschenlebens hinüber zu führen. die auf einsamer felsenhöhe schlummernde jungfrau ist die sonne; der flammenwall, der sie umgibt, die morgenröte; Siegfried der junge tag. ihm ist es vom schicksal bestimmt, den zauberschlaf zu brechen. wenn die zeit gekommen ist, steigt er hinauf; die morgenröte verschwindet vor seinem glanze; er weckt die jungfrau, strahlend hebt sich die sonne von ihrem lager und begrüßt freudig die ganze natur. aber licht und schatten sind unlösbar verbunden; der tag wandelt fortschreitend sich von selbst in nacht. wenn am abend die sonne aufs lager sinkt und sich wider mit ihrem flammenwall, jetzt der abendröte umgibt, naht der tag von neuem, aber nicht mehr in der jugendlichen gestalt des morgens, um sie dem schlummer zu entreißen, sondern in der dunkeln hülle Gunthers, um an ihrer seite zu ruhen. der tag ist zur nacht geworden (gestaltentausch), der flammenwall verschwindet, tag und sonne gleiten in das reich der finsternis hinab. — so gehören beide teile der sage zusammen; dass Siegfried zweimal zur Sigdrifa kommt, ist in ihrer ursprünglichen bedeutung begründet, nicht eine folge ungeschickter widerholung. auch darf die verschiedenheit in der darstellung der beiden begebnungen nicht übersehn werden: nur das erste mal weckt Siegfried die jungfrau aus ihrem schlaf, nur das zweite mal ruht er an ihrer seite.

Als Siegfrid die Sigdrifa gefunden, tauschen sie heilige Liebesschwüre. die lücke im cod. R. hat uns zwar den schluss der Sigdrifamal geraubt, und eine zeit lang galt es als erwiesen, dass diese dichtung nicht zu einem verlobnis geführt haben könne. aber wer die knappen auseinandersetzungen Müllenhoffs in der Altertumskunde v 160 f wol erwägt (vgl. Sijmons aao. s. 18 f), wird nicht mehr zweifeln, dass die angabe der Völs. c. 21 der alten sage entspricht. warum Siegfrid trotzdem die jungfrau verlässt, fand zunächst vermutlich keine erklärang; 'dem wandernden zeigt das schicksal den weg'. änderungen waren die folge. die Thids. lässt in c. 168 diese scheinbar unnütze verlobung unerwähnt, obwol noch ganz deutlich hervortritt, dass Sigurd als der erwartete, vom schicksal bestimmte held kommt, und die saga an einer späteren, vielleicht auf einem andern liede beruhenden stelle (c. 227) die verlobung ausdrücklich anerkennt. das Nibelungenlied hat die ganze scene fallen lassen. eine motivierung hat die jüngere nordische sage gefunden. als Sigurd die Brünhild in Heimirs turm gefunden, erklärt sie zwar auch, ihm mehr zu lieben als irgend einen andern, aber ihre hand will sie ihm nicht reichen: 'nicht ist das beschieden, dass wir beisammen wohnen; ich bin schildmagd und trage den helm bei heerkönigen, und ihnen will ich zur hilfe werden, und nicht ist mir leid zu streiten'. dem entsprechend wird sie nachher, als Gunnar um sie wirbt, (Völs. c. 29. Sig. sk. 34f) durch ihre verwanten, ihren vater Budli oder ihren bruder Atli gezwungen, diesem vorsatz zu entsagen. nach der ältern version hat Odin es über die Sigdrifa verhängt, schon ehe sie Sigurd gesehn hat, sich zu vermählen; in der jüngeren üben die verwanten, die an seine stelle getreten sind, ihren zwang erst später bei der werbung Gunnars aus.

So lange die mythische anschauung lebendig war, konnte Sigdrifa nicht als walküre angesehen werden; aber diese umbildung gehört wol schon der ältesten periode der sagengeschichte an. schon am schluss der Fafn., in den reden der vögel, wird sie als schlachtenjungfrau bezeichnet, die prosa der Sigdr. erklärt aus ihrem leben als walküre den bann des schlafes, den Sigurd von ihr nimmt, und in übereinstimmung damit steht die rede der Brünhild in Helr. 8 f. aber wol zu beachten ist, dass nach dieser ältern nordischen version ihr walkürengewerbe abgeschlossen ist, wo sie mit Sigurd zusammentrifft. die jüngere version ist auf der gewiesenen bahn weiter fortgeschritten; hier treibt Brünhild ihr wesen als schlachtenjungfrau noch, als Sigurd sie findet und Gunnar um sie wirbt. als dieser ihren vater und bruder mit krieg überzieht, um die hand der Brünhild zu erzwingen, erklärt sie sich bereit, selbst das land zu verteidigen und häuptling zu sein über ein dritteil des heeres (Völs. c. 29; vgl. Sig. sk. 38). aber so bestimmt der walkürencharacter der Brünhild hervorgehoben ist, so weifs doch weder die ältere noch

die jüngere nordische version von einem kampf der jungfrau mit ihrem freier oder gatten. je näher es gelegen hätte, die walküre als kämpferin gegen Gunther einzuführen, um so sicherer wird man daraus, das es nicht geschieht, schliefen dürfen, dass die nordische überlieferung in dieser beziehung das ursprüngliche bewahrt hat. erst die deutsche sage hat durch die einföhrung der kampfspiele und der nächtlichen scene im ehgemach das ziel, auf welches die der Sigdrifa längst zuerteilte lebensstellung hinwies, erreicht und zugleich der sage einen wesentlich andern, auch das folgende beeinflussenden zusammenhang gegeben. — die spiele kennt nur das Nibelungenlied, den kampf im ehgemach auch die Thidrekssaga; vermutlich ist er älter. darauf deutet nicht nur die weitere verbreitung dieser scene, sondern auch ihr inhalt. die alte überlieferung erzählte, dass Sigurd, als er in Gunnars gestalt die flammen durchritten, das lager der Brünhild besteigt. warum er das tut, da er sie doch für seinen blutsfreund erwirbt, wird nicht gesagt, die sage hat, ohne eine erklärung zu versuchen, ein altes mythisches bild festgehalten. jüngere dichtung wollte das rätsel lösen. wenn Sigurd neben Brünhild liegt, muss Gunnar ihn damit beauftragt haben; der grund war, dass Brünhild ihn selbst nicht duldet und er die ungeschwächte jungfrau nicht bemeistern konnte. so war alles klar. dieser kampf im ehgemach entwickelt sich also unmittelbar aus einer situation der alten überlieferung; die kampfspiele des Nib. scheinen erst dem jüngeren durch die scene im ehgemach gewonnenen boden entsprossen zu sein (vgl. L. 157). wenn Brünhild sich gegen ihren eheherrn streubte und im kampf ihre jungfrauschaft zu behaupten suchte, so führte eine naheliegende consequenz dazu, sie gleich bei der werbung in diesen kampf eintreten zu lassen. so wurden also die kampfspiele erfunden, vielleicht um der scene im ehgemach voranzugehn, wahrscheinlicher um in edler dichtung die burleske scene durch eine würdigere erföndung zu ersetzen¹.

Indem so die dichtung nach einem festern zusammenhang strebte, streifte sie zugleich die wunderbaren mythischen attribute ab. der valfrözi war vielleicht schon in einem zweige der nor-

¹ von untergeordneter bedeutung ist die frage, ob Siegfried der Brünhild das magdtum nahm oder nicht (L. s. 155. 172). die nordische überlieferung lässt es sich sehr angelegen sein, die reinheit des verhältnisses zu betonen; auch im Nib. geht Brünhild als jungfrau aus dem nächtlichen kampf hervor, dagegen in der Thids. besteht ihre unterwerfung gerade darin, dass sie zum weibe gemacht wird. die älteste sage liefs diesen punct vermutlich unerörtert, die situation liefs keinen zweifel, und die Thids. hat sie richtig gedeutet. aber schon früh mag man die frage aufgeworfen und um das ideal des unschuldig leidenden helden rein zu erhalten, in dem sinne der nordischen überlieferung und des Nib. beantwortet haben. wenn es eine dichtung gegeben hat, in der Siegfried die Brünhild nur in kampfspielen überwand, so setzt diese selbstverständlich voraus, dass Brünhild ihrem gemahl als jungfrau übergeben wurde.

dischen überlieferung aufgegeben, in der deutschen fehlt er ganz; doch ist die alte voraussetzung, welche die göttliche Brünhild den beziehungen zur menschlichen gesellschaft entrückt, im Nib. noch nicht spurlos erloschen, indem es den wohnsitz der königin in das ferne, sagenhafte Island verlegt. der gestaltentausch (*hamaskipti*) ist in der Thids. durch misverständnis oder umdeutung zu einem kleidertausch geworden, im Nib. willkürlicher durch die der zwergsage entlehnte tarnkappe ersetzt. diese tarnkappe ist eine der jüngsten änderungen, jünger als die kampfspiele. denn obwol maler versucht haben die scene zu gestalten: ein kampf, in welchem Gunther die gebärden, der verborgene Siegfried die handlungen ausführt, lässt sich nicht vorstellen; nur unter der voraussetzung des alten gestaltentausches wird die scene lebendig.

Von ihrem ursprünglichen gehalt hat sich die sage im Nib. erheblich entfernt; gröfser erscheint der abstand zwischen der sage und der darstellung, die sie im liede erhalten hat. obwol Brünhild noch immer eine gestalt ist, die weit das menschliche mafs überragt, hat sie und alle personen neben ihr es sich doch gefallen lassen müssen, in die engen formen des ritterlichen lebens gezwängt zu werden. L. hat diesen punct s. 162 (vgl. s. 142) ausgeführt und urteilt, wenn auch mit übertriebenen ausdrücken, nicht unrichtig: 'rien de plus comique par instants que ce mélange de brutalité et de sentimentalité, que cette courtoisie chevaleresque attribuée aux acteurs d'un drame encore sauvage et barbare'. — neben der *hövischeit* der personen fällt der äufserer glanz ins auge, mit dem der dichter hier mehr als anderswo prunkt. das arme Island gilt ihm als ein gesegnetes land mit reichen dörfern und städten. in geräumiger burg mit weiten hallen und prächtigen marmorsälen haust die königin einem glänzenden hofstaat gebietend. Siegfried weifs, dass man an ihrem hof großes gewicht auf prachtvolle ausstattung legt, und so erscheinen denn auch in Worms vor der abreise ganz besonders sorgfältige vorbereitungen geboten. die ausführung im einzelnen ist jedesfalls das werk unsers dichters; aber unverkennbar wies ihm schon die überlieferung den weg. dieselbe neigung, Brünhild mit strahlendem reichthum zu umgeben, zeigt sich auch in der jüngeren nordischen version, die in der Völs. c. 23 f aufgenommen ist. als Sigurd sie im turm besucht, heifst es: 'das zimmer war behangen mit kostbaren umbängen und der ganze fußboden mit teppichen belegt'; und als Gudrun sie besucht: 'ihre halle war mit gold geschmückt', 'ihr saal war innen mit bildern geschmückt und reich mit silber verziert, und teppiche waren unter ihre füße gebreitet'. in den wohnungen Heimirs, Budlis und Giukis wird solcher kostbarkeiten nicht gedacht; bei der Brünhild hat die sage die wunder ihrer ursprünglichen umgebung durch wunderbaren reichthum ersetzt; das flammende gold ist an die stelle des flammenden feuers getreten; vgl. Völs. c. 27: 'sie fanden den

saal und das feuer und sahen da eine von gold strahlende burg und aufsen umher brannte ein feuer'. aber wie bei Siegfriids brautfahrt die königliche macht des jungen helden verschwindet, sobald er nach Worms kommt, so tritt auch hier der pomp zurück, wo die personen in tätigkeit treten. in der alten sage, wo alle verhältnisse einfach und altertümlich sind, ist es ganz natürlich, dass als teilnehmer auf der reise neben Gunnar nur Högni und Sigurd genannt werden. dagegen dass Gunther in unserem Nibelungenliede, wo er über hunderte von hofleuten und viel tausend mannen gebietet, nur selbviert die fahrt antritt und Siegfrid selbst die ruderstange ergreift, um das schifflein den Rhein hinabzuführen, das erklärt sich nur aus älterer vorlage, von der die dichtung sich nicht allzuweit entfernen sollte. zu den drei alten fahrtgenossen ist nur noch einer hinzugekommen, Dancwart, und der dichter hat sich redlich bemüht, ihm und seinem bruder Hagen teil an einer handlung zu geben, für die sie nicht in betracht kamen. — wunderlich und trotz den ausführungen L.s (s. 164 f) unverständlich ist, warum Siegfrid in Island als Gunthers dienstmann auftritt und ausdrücklich als solcher vor Brünhild bezeichnet werden will. auch hier kommt die alte vorlage zum durchbruch. der dichter lässt den helden als maske vornehmen, was ursprünglich seine eigene gestalt war, er macht den jungen könig vor Brünhild zum dienstmann, weil auf dem glauben der Brünhild, dass er das sei, die weitere entwicklung der handlung beruht, s. u.

Die vermählung. ein wichtiger punct, den L. unbeachtet gelassen hat, ist der folgende. in den Nibelungen findet die vermählung Siegfriids und Gunthers gleichzeitig statt, ebenso in der Gripisspa; in der ganzen übrigen überlieferung erhält Siegfrid die hand der Kriemhild, ehe die fahrt zur Brünhild unternommen wird. wenn man von der mythischen bedeutung ausgeht, möchte man die erste darstellung für ursprünglich halten; in der sage scheint aber die andere älter zu sein, jedesfalls ist sie weiter verbreitet und auch für die vorlage des Nib. voraussetzen. die art wie Nib. 559 f die verlobung Siegfriids in scene gesetzt wird, ist höchst seltsam. eben ist Gunther im begriff, sich mit seiner gemahlin zu tische zu setzen, da tritt ihm Siegfrid in den weg und mahnt ihn an seine versprechungen. Gunther lässt sogleich das mädchen kommen, die verlobung wird vollzogen und die gäste können nun ihren appetit befriedigen. Lachmann hat den anstofs zu heben gesucht, indem er das lied mit der verlobung schliefst, str. 571 für unecht erklärt und mit 572 ein neues lied beginnt. aber wer möchte glauben, dass zufällig das eine lied mit der absicht zu speisen geschlossen, das andere mit der erfüllung der absicht begonnen habe. offenbar hatte der dichter von str. 559 f die scene, die er von str. 572 an schildert, schon im ange, und wenn der natürliche zusammen-

hang durch die verlobung so wunderlich unterbrochen wird, so ist das nur so zu verstehen, dass sie ursprünglich nicht in diesen zusammenhang gehörte. ebenso deutlich ist aus dem Nib. selbst zu erkennen, wo sie ehemals ihren platz hatte. zweimal, am schlusse der vierten und der fünften aventiure (257 f. 319 f) will Siegfried Worms und den hof Gunthers verlassen, ohne erkennbaren grund und in auffallendem widerspruch zu seiner hauptabsicht, Kriemhild zu erwerben. offenbar macht sich hier die alte vorlage geltend, in welcher Siegfried gar nicht in der absicht die königstochter zu erwerben gekommen war. wanderlust und tatendrang trieben den jungen recken weiter, und die könige suchten ihn zurückzuhalten. L. hat das richtig hervorgehoben; aber wenn er seine darlegung schließt: 'Enfin, comme dans la légende du Nord, les rois burgondes cherchent à retenir le héros parmi eux en lui montrant leur soeur', so dürfen die letzten worte jedesfalls nicht auf die ältere dichtung bezogen werden. der bloße anblick und freundliche grufs der dame konnte erst im galanten zeitalter als eine würdige auszeichnung des helden angesehen werden, in der vorlage des Nib. wurde Siegfried dadurch zurückgehalten, dass ihm das mädchen selbst zu teil wurde. also hier fand die vermählung vor der fahrt nach Island statt; die höfische scene, in welcher Siegfried die ehre und das glück hat, der königlichen jungfrau vorgestellt zu werden, ist eine erfindung desselben dichters, der die vermählung hinaus-schob. dass die vermählungsscene in der vorlage an anderer stelle stand, zeigt endlich noch ihr verlauf. unser dichter hat sich mühe gegeben zu zeigen, wie die neigung zu Siegfried auch in Kriemhild keimt und wächst; mit innigem verlangen schaut sie unbemerkt auf den helden, wie er sich unter den andern auf dem hofe bewegt und in ritterlichen übungen hervortut; bei dem siegesfeste kommt ihre liebe deutlich zum ausdruck. was hier richtig und gut ausgeführt ist, wird in der verlobungsscene wider zu nichte, indem Kriemhild, noch ehe sie weifs, wem sie verlobt werden soll, ihre zustimmung gibt (566 f). diese wendung stammt aus der alten tradition.

Die umstellung der verlobungsscene steht nun weiter im engsten zusammenhang mit dem gesamten plan, den abweichend von der ältern überlieferung das Nibelungenlied in seinem ersten teile verfolgt. in der nordischen und der niederdeutschen Thids. sind Siegfried und Brünhild die hauptpersonen; mit Siegfried und seinen jugendthaten beginnt die erzählung, dann wird die erwerbung der Brünhild für Gunther die hauptsache. Gudrun tritt ganz zurück; sie ist nur das mittel, durch welches die Giukunge den mächtigen helden ihrem geschlecht und reich gewinnen. im Nib. dagegen rückt sie in den vordergrund. über den hof in Worms orientiert uns der dichter zuerst, dann führt er die jungfrau neben ihrer mutter ein und leitet durch ihren traum zu Siegfried

über. die liebe der schönen königstochter zu erwerben, wird gleich als das ziel seines strebens bezeichnet; für die hilfe im Sachsenkriege empfängt er den lohn sie begrüßen zu dürfen, für den beistand auf der fahrt nach Island erhält er sie zum weibe. in der alten überlieferung schliesst die erwerbung der Brünhild sich ohne engere verbindung an Siegfrids aufenthalt bei den söhnen Ginkis, im Nibelungenlied ist sie zu einer episode im liebeswerben Siegfrids um Kriemhild herabgedrückt. das gefüge der dichtung ist hierdurch fester geworden, freilich hat die änderung auch manchen misstand herbeigeführt.

Schlimmer als in der erzählung von Siegfrids verlobung machen sich die folgen der umgestaltung in der gleich folgenden scene (572 f) geltend. Brünhild weint, und als grund ihrer tränen gibt sie an, Kriemhild mit einem eigenmann Gunthers vermählt zu sehn. über die ursprüngliche bedeutung der scene kann, wie schon bemerkt, kein zweifel sein. die angabe der Brünhild war nur vorwand; nicht der schmerz um die misheirat der schwägerin, sondern der schmerz, den geliebten mann an der seite einer andern zu sehn, presste ihr die thränen aus. die dichtung beruhte auf den voraussetzungen, die in der nordischen überlieferung lebendig geblieben sind, die aber der verf. des Nibelungenliedes nicht mehr kannte. nach seinem bericht vermutet zwar Brünhild noch, dass Siegfrid gekommen sei, um ihre minne zu erwerben (395), aber als den geliebten, den ihr vom schicksal bestimmten freier, erwartet sie ihn nicht mehr; gleich abweisend steht sie ihm und allen andern männern gegenüber. dass Siegfrid Brünhild, sie ihn liebe, davon findet sich im Nib. keine spur mehr, und ganz richtig führt L. s. 162. 170 aus, dass Brünhild, nachdem sie einmal unter das ehejoch gebeugt ist, als gemahlin Gunthers ganz zufrieden sei. auch ihr verhältnis zu Kriemhild ist zunächst ganz freundschaftlich, wiederholt (746. 755) versichert der dichter, dass Brünhild ihre schwägerin mit aufrichtiger freude empfangen habe. nur eins kränkt sie, die mesalliance. was ursprünglich vorwand war, ist zum wirklichen grunde geworden, rangstolz an die stelle der unglücklichen liebe getreten (vgl. L. 169), eine für das höfische epos von den Nibelungen charakteristische wendung. aber das ist nicht der einzige schaden, den diese schöne scene erlitten hat. als Brünhild zu wissen verlangt, warum Gunther die schwester dem eigenholden gegeben habe, bittet der könig sie zunächst, nicht in ihm zu dringen; als sie dann aber in ihren klagen fortfährt, sagt er, Siegfrid sei ein ebenbürtiger mächtiger könig. warum gibt er diese antwort nicht gleich? warum bleibt sie ganz ohne erfolg? aus keinem andern grunde, als weil die dichtung auf einer vorlage beruht, in welcher Siegfrid wirklich Gunthers dienstmann war, und weil die fortsetzung der dichtung verlangt, dass Brünhild bei diesem glauben bleibe. die erste abwehrende antwort

des königs stammt aus der alten dichtung, die folgenden strophen sollen die jüngere erfindung, nach der Siegfrid könig Siegmunds sohn und thronerbe in Niederland ist, zur geltung bringen, dürfen es aber doch nicht, weil sonst der faden der erzählung zerreißen würde. wir begreifen, warum Siegfrid in Island Gunthers ross führt und seinen genossen einschärft, ihn als untertanen zu bezeichnen, wir sehn aber zugleich, wie schwer die dichtung durch die standeserhöhung Siegfrids geschädigt ist. auf einer willkürlichen angabe Siegfrids und auf einer irrthümlichen vorstellung der Brünhild, die so leicht zu heben gewesen wäre, beruht die entwicklung der handlung.

Streit der königinnen. der streit der königinnen wird auf dem ganzen gebiet wesentlich übereinstimmend erzählt, und deshalb mag L. ihn nicht genauer betrachtet haben. aber gerade die übereinstimmung in den grundzügen lässt den eigentümlichen character der oberdeutschen dichtung scharf hervortreten. das ausgebildete höfische leben mit seinen ritterlichen spielen, dem prunk der gewänder, den großen gefolgschaften bildet auch für diese scene den hintergrund. während in der nord. sage der streit der beiden frauen allein beim einsamen bade statt findet, in der Thids. wenigstens noch in der stille des frauen-gemachs, ist er hier in die öffentlichkeit verlegt. die wirkung, die der vorwurf der Kriemhild haben muss, wird dadurch gesteigert. ferner ist zu bemerken, dass Kriemhild wie in unserer ganzen dichtung so auch in dieser scene mehr als in der alten überlieferung in den vordergrund tritt. in der nordischen sage führt der herausfordernde stolz der Brünhild die enthüllung herbei, in unserer dichtung geht die handlung von einem allerdings unschuldigen wort der Kriemhild aus; sie wird dann die eigentlich handelnde; sie erzwingt sich den vortritt und sucht sich für ihre beleidigung die gelegenheit aus, wo sie am schwersten treffen musste. Brünhild erscheint in dieser scene wesentlich leidend (L. s. 172). auch die schöne steigerung, welche der dichter dem vorgang gibt, ist wol zu beachten. mit einem freundschaftlichen gespräch, das aufs natürlichste an die ritterlichen spiele, denen die damen zusehn. anknüpft, beginnt er und führt zunächst zu der erklärung der Kriemhild, sie werde beim kirchgang ihre gleich hohe würde dartun. dann erfolgt, weislich aufgespart, vor dem besuch der kirche der tödtliche vorwurf und endlich nach dem gottesdienst der beweis. so gehört die scene, was den kunstvollen aufbau betrifft, zu den schönsten des Nibelungenliedes. leider entspricht der abschluss nicht dem beginn. er konnte nicht gelingen, weil die natürlichen voraussetzungen vom dichter aufgegeben waren.

In der nord. überlieferung war es genug, dass Gudrun den ring vorwies; denn Brünhild wuste, dass sie diesen ring dem manne gegeben hatte, der ihr hinter dem flammenwall genaht

war; sie weiß jetzt, dass es Sigurd war, der zuerst neben ihr geruht hatte. in derselben weise konnte die Thids. den ringwechsel benutzen, denn auch sie hat ihn als zeichen der vermählung beibehalten, obwol er sich an die gewaltsame unterwerfung nicht eben gut anschließt. aber was kann im zusammenhang unserer dichtung der ring beweisen, da Siegfried ihn der Brünhild heimlich vom finger gezogen hat? mit recht erwidert sie, der ring sei ihr gestohlen. an der darstellung der Thids. mag der dichter mit recht anstofs genommen haben, er durfte ihr um so weniger folgen, als er Siegfried den beischlaf gar nicht vollziehen liefs, er änderte also, ohne die folgen ängstlich zu bedenken. dem ring hat er den gürtel hinzugefügt; er tut so, als wenn dies beweismittel unwiderleglich wäre; aber in wärklichkeit gilt von dem gürtel dasselbe wie vom ringe, und von rechtswegen sollte nun nachgeforscht werden, wie Kriemhild in den besitz der beiden stücke gekommen ist. selbstverständlich geschieht das nicht; der dichter läst den streit der königinnen da aufhören, wo er in der alten überlieferung aufhörte, aber nach den voraussetzungen seines werkes nicht aufhören durfte. — eine eigentümliche zutat unsers gedichtes ist dann noch der schwur Siegfrieds. der wunsch, an der unschuld des helden nicht den mindesten zweifel zu lassen, hat die scene ins leben gerufen; ein vorteil für die dichtung ist sie nicht. zwar mag sie es einigermaßen verhüllen, dass Gunthers nachforschungen nicht auf den punct gelenkt wurden, auf den es eigentlich ankam; aber für den weitem verlauf bleibt sie erfolglos, ja sie schädigt ihn. denn nachdem sich Siegfried durch einen eid gereinigt hat — die jesuitisch-vorsichtige auslegung L.s s. 155 f verdient keinen glauben — ist eigentlich jeder grund, auf seinem morde zu bestehn fortgefallen. es ist begreiflich, dass die dichtung hier (str. 806 f) unklar wird, die situation vertrug keine klarheit. — schliesslich sei noch hervorgehoben, dass die bedeutung der scene in den verschiedenen versionen sehr verschieden ist. in einer version, in welcher Brünhild den helden, der ihren flammenwall durchritten, als den ihr gebührenden gemahl ansieht, hat sie keinen andern zweck, als sie über die vorgänge bei ihrer werbung aufzuklären; der tod Siegfrieds ist eine folge des betrugs. in der deutschen dichtung, wo ihr Siegfried nicht mehr wert ist als Gunther, wird der tod Siegfrieds lediglich durch die haderscene veranlasst; die ehrenkränkung ist es, die gerächt wird. die scene ist hier also für den zusammenhang des ganzen viel wichtiger¹.

Siegfrieds tod. der mord Siegfrieds wird im Nib. durch

¹ im norden scheint sogar eine version der sage entstanden zu sein, welche sich ohne diese wärksame scene behaff. am deutlichsten liegt sie in der Sig. sk. 6—12 vor; sie gehört zu einer sage, in der Brünhild gelobt hatte, sich keinem andern als Siegfried zu vermählen und durch ihre verwanten gezwungen war, Gunther die hand zu reichen.

eine sonst unbekannte episode vorbereitet, in der Hagen auf listige weise erforscht, wo Siegfried verwundbar ist. L. s. 184 spendet dieser scene, wie mir scheint, übermäßiges lob. sie ist weitläufig und in mehr als einer beziehung unwahrscheinlich. den zweck des dichters, Hagens bosheit hell zu beleuchten und das loos der Kriemhild, das ohnehin schon tragisch genug ist, noch jammervoller zu machen, kann man nicht grade unverständig nennen, aber wenn ihn der dichter nicht auf andere weise zu erreichen wuste, hätte er ihn besser gar nicht verfolgt.

Eher kann man L. in der anerkennung der folgenden aventure beipflichten, obwol auch hier nicht jeder seine superlative (s. 20 f und 186) wird gelten lassen: 'on a dit et répété que ce lied était le chef-d'œuvre de la poésie épique du moyen âge en Allemagne; contenons-nous d'affirmer qu'il est en tout cas la plus belle partie du Nibelungenlied'. vorzüge und mängel mischen sich ähnlich wie in der erzählung vom streit der königinnen. in den grundzügen stimmt das lied wider mit der Thids. überein; aber was dort einfach und schlicht berichtet wird, ist im Nib. zu einem großen prunkvollen gemälde ausgestaltet. der dichter schildert uns eine prächtige hofjagd. mit großem gefolge von jägern und hunden sind die helden ausgezogen, haben speisevorräte und wein vorausgeschickt, köche und küchengerät. ein lager wird aufgeschlagen, die warten bestellt, tal und wald ertönen von fröhlichem jagdlärm; weit schallende hornsignale rufen die jäger zur königlichen tafel; auf wagen wird die masse der erbeuteten tiere fortgeschafft. die handlung aber bleibt auf die drei alten helden beschränkt; selbst die brüder Gernot und Giselher werden zurückgelassen. — Siegfried muss als der tüchtigste die andern überragen; das hebt schon die Thids. hervor: 'Jung Sigurd war von ihnen der vorderste, jetzt und jedesmal'; aber ganz anders zeichnet ihn der dichter des Nibelungenliedes aus. in der Thids. zieht Hagen vor allem die aufmerksamkeit auf sich; im Nib. Siegfried. die vorbereitungen, die Hagen trifft, um seiner tat sicher zu sein, werden in der Thids. ausführlich geschildert; im Nib. nur kurz und episodisch erwähnt (str. 908). während der sagaschreiber uns erzählt, wie Hagen sich von Brünhild verabschiedet, gibt der dichter uns eine rührende abschiedsscene zwischen Kriemhild und Siegfried. noch deutlicher tritt seine absicht hervor, als die jagd beginnt. Hagens vorschlag, die genossen sollten gesondert jagen, damit sich zeige, wer der geschickteste sei, hat für die entwicklung der handlung gar keine bedeutung; der dichter sucht nur ein mittel, die aufmerksamkeit des zuhörers ganz dem helden zuzuwenden. während Gunther und Hagen sich im dunkel des waldes verlieren, begleiten wir Siegfried auf seinem pirschgang, bis das signal ihn zum lager des königs zurück ruft; und gleich findet der dichter neue mittel, seinen zweck noch weiter zu verfolgen. er slicht die episode

vom bären ein, eine mit großer lebendigkeit ausgeführte scene, aus der Siegfrieds kraft und gewandtheit ebenso wie seine lebensfrische heiterkeit hervorleuchten. und in diese scene hinein hat er dann noch das detaillierte gemälde des helden gelegt, wie er hoch zu ross, im schmucken jagdgewand, die jagdbeute am sattel dem lager zureitet. auch die Thidreks- und Völsungasaga schildern in einem merkwürdigen capitel Siegfrieds persönlichkeit, wie viel kunstreicher aber ist in unserm liede die schilderung in die erzählung verwoben! Siegfried direct mit seinen gegnern zu vergleichen bietet dann endlich der wettlauf gelegenheit, aus dem er trotz des vorsprunges, den er den andern gönnt, und obwol er seine waffen trägt, als sieger hervorgeht. dieser wettlauf offenbart dann noch eine andere seite Siegfrieds. nicht nur durch stärke und schnelligkeit, auch durch feines benehmen zeichnet er sich aus. er war der erste an der quelle, er hätte den durst löschen können, noch ehe Gunther und Hagen zur stelle waren, aber der wolgezogene mann überlässt dem könig den ersten trunk und wird so ein opfer seiner tugend. geschickt und wirkungsvoll hat der dichter die ganze heldengestalt in ihrer heiteren lebenswürdigkeit und achtung gebietenden kraft uns noch einmal vors auge gestellt, ehe ihn der heimtückische todesstreich trifft. anderseits ist aber nicht zu verkennen, dass ihn der eifer öfters über das rechte mafs geführt hat und es ihm nicht überall gelungen ist, die neuen erfindungen mit dem alt überlieferten in einklang zu setzen. in der alten tradition bestand die jagd in der erlegung eines ebers. der dichter hat sie beibehalten, und die wendung, die er str. SS2,3.4 braucht, zeigt noch, dass in seiner quelle die erlegung des tieres das ende der jagd war; die worte entsprechen der alten situation, aber in den zusammenhang seiner dichtung passen sie nicht mehr. da hier die helden einzeln jagen, muss die jagd auf geheifs des königs geschlossen werden; der dichter wendet sich daher in str. SS3 zu den jagdgenossen und lässt dann den definitiven schluss der jagd durch hornsignal verkünden; so erklärt sich die mangelhafte gedankenentwicklung in diesen stropfen. viel bedenklicher ist, was der dichter (oder ein interpolator?) vorher zur verherlichung des helden erzählt hat. was soll die eberjagd noch wirken, nachdem Siegfried schon einen löwen, ein *halbswouol*, einen hüffel, einen elch und vier auerochsen erlegt hat? die bärenjagd ferner ist eine hübsche scene, aber nicht ihr ende. Siegfried holt das fliehende tier ein und erschlägt es. gewis eine anerkennenswerte leistung, aber die bewunderung, die ihm dafür zu teil wird, hatte er doch in höherem mafe vorher verdient; denn schwieriger war es ohne frage, den lebendigen bären zu fangen und zu binden, als ihn mit dem schwert zu töten¹. dass die helden

¹ in dem abschluss der scene hat dem dichter offenbar die alte eberjagd zum muster gedient. wie Siegfried den von zahllosen hunden verfolgten

zur quelle gehn und dort ihren durst löschen, ist in der schlichten darstellung der Thids. natürlich; nicht so im Nib. da hier für ein opulentes gastmahl gesorgt war und die herren ordentlich zu tische gehn, musste der mangel des trunkes besonders motiviert werden. der dichter tut dies, indem er erzählt, Hagen habe in vorberechnender arglist den wein in den Spessart geschickt; ein schwächlicher einfall, der den gang zur quelle doch nicht genügend begründet. man hätte ja einen knecht schicken können, um wasser zu holen. dass Siegfrid der schnellste war im lauf, zeigte die alte überlieferung in der verfolgung des ebers, unsere dichtung in der verfolgung des bären, die jener nachgebildet ist. es ist keine glückliche erfindung, dass unmittelbar nach dieser scene Hagen einen wettkampf vorschlägt. was Siegfrid leisten konnte, hatte er ja eben gezeigt. auch in der erzählung von Siegfrids tod hält der dichter nicht überall maß. dass Hagen Siegfrids waffen bei seite trägt, ist eine kleinliche erfindung, und dadurch, dass Siegfrid seinen schild auf Hagen zertrümmert, gewinnt die scene nicht an würde. die tat bleibt bedeutungslos und ist nachher vergessen. wie in der Thids. erkennt in dem Nib. str. 953 Kriemhild an dem unversehrten schilde, dass Siegfrid nicht im kampf gefallen ist. der abschluss der scene ist ohne frage schön gedacht, wenngleich das sterben des helden vielleicht zu lange dauert und seiner reden zu viel ist. in der herben Thids. gibt er nur dem bewusstsein der eignen kraft und der verachtung seiner mörder ausdrück; im Nib. denkt er an weib und kind. damit kehrt die dichtung zu den gedanken der einleitung, dem sorgenvollen abschied von Kriemhild zurück, und die ganze aventure rundet sich vortrefflich ab.

Die nordische sage führt den tod Siegfrids bekanntlich auf andere weise herbei. bald erzählt sie, er sei im bette ermordet, bald auf der heimreise vom thing; den mord auf der jagd bezeichnet ein prosasatz der Liederreda als speciell deutsche überlieferung. aber auch die deutsche sage muss geschwankt und den bettod gekannt haben; das zeigt der weitere verlauf der handlung. nach der Thids. c. 348 tragen nämlich Gunnar und Högni den leichnam hinauf in das gemach der Grimhild und werfen ihn der schlafenden in den schofs: eine scene von rohester wildheit! milder stellt sich der vorgang im Nib. dar, indem die leiche vor der tür der Kriemhild niedergesetzt wird. aber auch davor entsetzt sich der dichter noch mit recht, da er sich anschickt, die geschichte zu erzählen, str. 944. man kann zweifeln, welche der beiden darstellungen älter ist. ich ent-

tären einholt und erlegt, so wurde ursprünglich der eber erschossen; man vergleiche die Thids. dass in dieser Hagen den eber tötet, ist nur ein versehen des sagaschreibers: Sigurd gewann den jagdpreis. das verlangt die öconomie der dichtung und setzt auch das schlusswort Hagens voraus. Sigurd hatte den eber erlegt, des höhern erfolges rühmt sich Hagen.

scheide mich für die Thids., und dafür spricht das gewöhnliche verhältnis der beiden quellen. doch könnte man auch annehmen, der bericht der saga sei unter dem einfluss der nord. überlieferung geändert, und ein zeichen für die änderung in der auffallenden angabe finden, dass die tür der Grimhild verschlossen war und erst gewaltsam geöffnet werden musste. auf die entscheidung kommt hier nicht viel an; alt ist jedenfalls der zug, dass der leichnam gebracht wird, während Kriemhild schläft, so dass sie plötzlich und unvorbereitet dem grässlichen anblick ausgesetzt wird, und auf diese wendung wäre die sage kaum gekommen, wenn sie übereinstimmend den mord in den wald verlegt hätte (vgl. L. s. 191 anm.). den versuchen, eine form der sage zu ersinnen, aus der sowol die nordische als die deutsche überlieferung geflossen seien (Golther s. 476 f. Germ. 34,268), kann ich keinen sonderlichen wert beimessen¹.

Die bestattung. der aventiure *'wie Sifrit beclaget und begraben wirt'* hat L. nur wenige worte gewidmet (191 f). sie beruht zum grösten teil auf junger erfindung und gehört gewis nicht zu den anziehendsten partien des Nib., ist aber doch für den beurteiler der dichtung nicht uninteressant. in der nord. sage teilt sich nach Siegfriids tode das interesse zwischen den beiden frauen, die ihn geliebt haben. die Sig. sk. gibt ein ergreifendes bild von dem ende der Brynhild. lebend hat sie sich des geliebten nicht erfreuen können, so will sie im tode mit ihm vereint sein. aus liebe hat sie seinen tod verlangt, aus liebe legt sie hand an sich selbst, und hinter dem flammenwall, der aus dem scheiterhaufen emporlodert, ruht sie an seiner seite, wie einst hinter dem vaflogi auf Hindarfjall. die deutsche sage muss diesen schönen abschluss entbehren, weil sie das motiv der liebe aufgegeben hat. in ihr kann Brünhild, nachdem ihre ehre gerächt ist, überhaupt nicht mehr interessieren; sie versinkt in vergessenheit, und die teilnahme der dichter und zuhörer concentrirt sich auf ihre nebenbuhlerin.

Zu der nord. überlieferung zeigt das Nib. keine beziehungen;

¹ eher wird man aus der Thids. und dem Nib. auf gewisse variationen der deutschen sage schliessen dürfen. die erzählung der Thids. scheint auf eine sage hinzudeuten, nach welcher der mord nicht an der quelle stattfand, sondern da, wo der eber erlegt war. denn wenn die Thids. schildert, wie die helden das tier zerlegen und ausweiden, so war damit schon die situation gegeben, die Hagen brauchte; Siegfriid hatte die waffen bei seite gelegt, er kniete über dem eber und konnte so von Hagen ebenso leicht erstochen werden als nachher, wo er sich zum trunk bückt. ferner stimmen Thids. und Nib. darin überein, dass Sigurd nicht zur jagd angefordert wird, auch darin, dass die helden nicht zusammen ausziehen. in der Thids. kommt Hagen später, aufgehalten durch eine unterredung mit Brünhild — sie ist überflüssig in ihrem jetzigen zusammenhang —, im Nib. Siegfriid (str. 871), weil er erst abschied nimmt von seiner gemahlin. gab es eine ältere version, in der die helden zufällig im walde zusammen trafen? die mörder konnten um so eher hoffen, dass ihre untat würde verborgen bleiben.

zur Thids. steht es in ähnlichem verhältnis wie in den vorangehenden teilen. was dort kurz angedeutet ist: 'Grimhild rief ihre mannen und liefs die leiche jung Sigurds nehmen und gar herlich bestatten' ist hier als ein weitläufiges gemälde mit allen farben, über die der künstler verfügte, ausgeführt. der schmerz der witwe, der in den Eddaliedern sich in die einsamkeit des waldes flüchtet oder in der stillen kammer laut wird, dringt hier in die öffentlichkeit. ein großes fürstliches leichenbegängnis wird nach dem geschmacke des 13 jhs. geschildert, und in diese schilderung sind dann die reste der alten sage verwoben.

Die änderungen waren zum teil durch die voraussetzungen der dichtung geboten. Siegfrid und Kriemhild lebten nicht mehr wie in der alten sage als angehörige im hause Gunthers, sie sind als gäste in Worms. der vater Siegmund hatte sie begleitet, und tausend Nibelunge hatte Siegfrid als gefolge mit sich gebracht. sie konnten bei der totenfeier nicht unberücksichtigt bleiben. genau genommen, hätten diese personen der ganzen handlung eine andere richtung geben müssen. denn da Siegfrid nicht allein zur jagd geritten war, konnte füglich der mord nicht bis zum anbruch des folgenden tages verborgen bleiben. die jagdgenossen hätten, wenn sie die königin nicht wecken wollten, es doch jedesfalls ihren gesellen mitgeteilt, die tat hätte schon in der nacht ruchbar werden müssen. diese consequenz zog aber der dichter nicht. er wollte die alte wirksame scene, dass Kriemhild zuerst den tod des gatten wahr nimmt, nicht fallen lassen. erst auf ihr geheifs werden die ahnungslosen mannen Siegfrids und der könig Siegmund herbeigeholt. in breiter ausführung schildert der dichter, wie sie geweckt werden, das schreckliche nicht glauben wollen, bestürzt herbeieilen und die untat rächen wollen. es ist keine löbliche wendung, dass es Kriemhild ist, welche durch verständige vorstellungen die mannen von übereilem beschluss abhalten muss, jedesfalls aber zweckmäfsig, dass der dichter zunächst diese gäste abtut; denn dadurch wird der boden für einen ruhigen und ungestörten verlauf der folgenden scene bereitet, in der Hagen und Gunther auftreten. in der Thids. ist diese scene die hauptsache, die erwähnung des leichenbegängnisses wird kurz angehängt; in den Nib. ist sie umgekehrt zu einer epise in den leichenfeierlichkeiten geworden. nun hat der dichter zwar dadurch, dass er einen localwechsel eintreten lässt und die begegnung mit den mordgesellen in die geweihten räume des münsters verlegt, nach möglichkeit dafür gesorgt, dass sie sich kräftig von dem vorhergehenden abhebt; aber die schöne wirkung der gedrängten erzählung in der Thids. erreicht er doch nicht. sinnend betrachtet da Kriemhild den erschlagenen: 'übel dünken mich deine wunden, wo empfiengest du sie? hier steht dein goldbeschlagener schild heil, und nicht ist er zerhauen, und dein helm ist nirgend zerbrochen; wie

wurdest du so wund? du must ermordet sein. wüste ich, wer das getan hat, so möchte ihm das vergolten werden? da antwortete Högni: 'nicht ward er ermordet; wir jagten einen wilden eber, und dieser wilde eber versetzte ihm die todeswunde'. da antwortete Grimhild: 'derselbe wilde eber bist du gewesen, Högni, und kein anderer mann'. und nun weinte sie bitterlich. erst der zweifel, dann das leugnen, endlich die sicher treffende überzeugung: mit festen schritten rückt die handlung vorwärts. im Nib. ist der inhalt der scene verteilt und umgemodelt. die erwägungen der Kriemhild werden schon str. 953 dargestellt, in matteren zügen als in der Thids.; an stelle des ebers sind schwächer getreten; statt Hagens tritt Gunther in den vordergrund; endlich wird noch ein gottesurteil angerufen. den eber mag der dichter aufgegeben haben, weil diese ausrede Hagens ihm unwahrscheinlich dünkte; dass sie alt ist in der sage, darauf deutet aber str. 864, der traum der Kriemhild. die wichtigere abweichung, dass Gunther die lügenhafte entschuldigung vorbringt, ist eine folge des characters, den unsere dichtung Hagen gegeben hat; mit dem furcht- und rücksichtslosen wesen des mannes vertrat sich die ausrede nicht (vgl. str. 912). aber leider wird durch diese beteiligung Gunthers das scharfe ziel der Thids. verfehlt. Hagen ist der mörder; ihm muss die antwort der Kriemhild treffen. das bahrrecht wird ohne wirkung geübt; es veranlasst nicht einmal die mörder, ihre schuld zu gestehn; nicht das gottesurteil, sondern die stimme des herzens bezeichnet sie der Kriemhild. abgeschwächt wird endlich die wirkung der scene noch dadurch, dass Kriemhild schon vorher, gleich beim anblick der leiche, ihrer überzeugung den bestimmtesten ausdruck gegeben hat (str. 951,4). an sich ist das sehr begreiflich, fast notwendig im zusammenhang unsrer dichtung; denn da Kriemhild kurz vorher dem Hagen verraten hat, wo Siegfried verwundbar sei, muss sie ja gleich auf den gedanken kommen, dass er ihn erstochen hat. aber diese natürliche entwicklung passte nicht zu der alten überlieferung, die der dichter doch auch nicht aufgeben wollte. daher muss Kriemhild wider irre werden und wiederholt aussprechen, sie kenne den mörder nicht (str. 953. 965). so liegen auch hier das alte und neue in ungeschiedenem kampf. — mit der begegnung zwischen Kriemhild und Hagen ist der poetisch bedeutende gehalt der aventiure erschöpft; nachher werden noch die übrigen verwanten eingeführt, die brüder Gernot und Giselher, erst später Uote, wie gewöhnlich in unserer dichtung, ohne den der mutter gebührenden platz zu erhalten. dann kommen die großen feierlichkeiten: aufbahrung, leichenwachen, seelenmessen, fromme und mildtätige spenden und von allen seiten herbeiströmendes volk. die hauptperson in dieser masse nicht verschwinden zu lassen, forderte starke mittel, der dichter hat sie nicht gespart.

Wenn schon in dieser aventiure die anwesenheit könig Siegmunds und seiner mannen lästig wird, so noch viel mehr in der folgenden *'wie Sigemund wider ze lande fuor'*. er ladet Kriemhild ein, ihm zu folgen, aber vergebens. in der alten sage war es begreiflich, dass sie bei ihren brüdern blieb. so schweres leid ihr widerfahren war, sie blieb im vaterhause, weil sie kein anderes heim hatte. das Nibelungenlied hält an dieser tatsache fest, aber wie unnatürlich erscheint sie hier! schon längst hatte sie als königin an Siegfriids seite in Niederland gelebt; ein sohn, dem man nach den angaben unserer dichtung ein alter von neun jahren geben darf, wächst ihr dort heran; könig Siegmund und die mannen laden sie dringend ein, auf ihren thron zurück zu kehren: sie aber gibt reich und kind auf, um bei den verwanten zu bleiben, die ihr das größte herzleid angetan haben. diesen entschluss genügend zu motivieren, konnte nicht gelingen.

Mit dieser aventiure erreicht der erste teil unserer dichtung seinen abschluss. che wir L. zur betrachtung des andern folgen, blicken wir noch einmal zurück.

Der erste teil des Nibelungenliedes. eine der folgeschwersten abweichungen von der alten überlieferung ist die veränderte lebensstellung Siegfriids: der landlose recke, als der er ursprünglich an Gunthers hof gekommen war, bleibt natürlich auch nach der vermählung dort, im Nib. kehrt der königssohn ebenso natürlich zu seinen eltern zurück und muss erst durch eine einladung wider nach Worms geführt werden, weil er dort den tod erlitt. so wurde eine reihe von scenen nötig, die der alten dichtung fehlten: der abschied des jungen paares aus Worms, sein empfang in Niederland, die gesantschaft des markgrafen Gere nach Norwegen ins Nibelungenland, die ankunft und der empfang der gäste in Worms; lauter scenen, die ohne selbständiges interesse nur der verbindung dienen und in ihrer breiten leere die grofsartigen gebiete der alten sage wie öde landstrecken umlagern. der einfluss der neuen erfindung reicht aber weiter, sie hat das alte gefüge, ohne es vernichten zu können, gelockert und gestört. schon in den ersten aventiuren, als Siegfrid in Worms ankommt und den könig zum kampf herausfordert, tritt der alte recke wider auf den plan, und alles, was dann von seinem leben und seiner tätigkeit erzählt wird, wurzelt in dem alten boden. tatsächlich erscheint Siegfrid in Gunthers dienst, wenn er auch noch als selbständiger könig gilt. auf der fahrt nach Island sieht sich der dichter genötigt, noch einen schritt weiter zur alten überlieferung zurück zu kehren. Siegfrid wird der Brünhild als Gunthers dienstmann vorgestellt, und indem Brünhild — sie allein von allen! — in diesem wahne befangen bleibt, wird die entwicklung der handlung im alten gleise, die haderscene und Siegfriids mord, erzwungen. mit diesen änderungen hängt weiter die einföhrung der doppelhochzeit eng zusammen; denn da Sieg-

frid in der neuen dichtung, nachdem er den zweck seiner reise erreicht hatte, zurückkehrte, musste die vermählung hinausgeschoben werden, bis Brünhild gewonnen war; die stelle, wo sie ursprünglich gestanden hatte, wurde vermutlich gleichzeitig durch eine neue scene ersetzt. endlich gehört hierher auch noch die unglückliche rolle, die könig Siegmund bei den letzten ereignissen spielt. seine gemahlin lässt der dichter sterben, bald nachdem Siegfrid die braut heimgeführt hat; warum lässt er ihr den alten könig nicht folgen und müht sich ab, ihn in so wenig befriedigender weise an der handlung zu beteiligen? er hatte grund dazu. nachdem Siegfrid zum könig gemacht war, war es die pflicht seiner mannen, den tod ihres herren zu rächen. der dichter erkennt die moralische notwendigkeit nachdrücklich an, da er aber von einer solchen rache nichts zu erzählen wuste, musste er auf andere weise versuchen, der erzählung auch nach dieser seite hin einen abschluss zu geben. dazu dient ihm könig Siegmund; voll schmerz und ingrimm verlässt er Worms und erklärt, dass die treulosen Burgunden ihn nie widersehn sollen.

So erstrecken sich tief greifende und in sich eng zusammenhängende änderungen über den ganzen ersten teil unsers liedes, und die consequenz, mit welcher die umgestaltung des alten stoffes durchgeführt ist, lässt meines erachtens keinen zweifel, dass sie das überlegte werk eines dichters ist. wenn also das Nibelungenlied aus einzelnen liedern zusammengesetzt wäre, so müssten diese lieder doch auf einem einheitlichen werk beruhen und die verschiedenen verfasser in seltsamer übereinstimmung mit unkenntnis oder misachtung der älteren sage sich ganz diesem werk angeschlossen haben. leistet man auf diese überaus unwahrscheinliche annahme verzicht, so bleibt nur die möglichkeit, dass ein dichter diesen teil unsers Nibelungenliedes verfasst hat, sei es dass er die erwähnte umformung des stoffes selbst vornahm oder dass er sie in seiner vorlage fand. viel älter als unser Nibelungenlied war diese umformung schwerlich; jedesfalls nicht, wenn die scene, in der Siegfrid durch den anblick der Kriemhild belohnt wird, von anfang an zu ihr gehörte; denn diese wendung kann vor dem zeitalter des minnedienstes kaum erdacht sein.

Eine andere frage von allgemeiner bedeutung ist, ob unser Nibelungenlied auf volkverbreiteter sage oder auf einem literarischen denkmal beruht. einigen aufschluss hierüber gibt die erwägung, dass dem verfasser oder auch schon seinem gewährsmann nicht die sage in gleich reichen und reinen quellen zutloss. was Siegfrid erlebt hat, ehe er nach Worms kommt, ist im Nibelungenlied entweder übergangen oder episodisch behandelt. sein kampf mit dem drachen wird einigemal kurz erwähnt; die erwerbung des hortens, ursprünglich eine folge des kampfes, wird in einer unklar erzählten episode berichtet, die auf einer verwitterten, will-

kürlich umgestalteten sage beruht (s. u.); von der erziehung des helden bei Regin — der name ist ursprünglich nom. appell. wie Sigdrifa — oder seinem jüngern stellvertreter Mimir weifs das lied gar nichts; die begegnung mit der Sigdrifa ist so ganz vergessen, dass die andeutungen der vorlage nicht einmal mehr verstanden sind. dagegen für den folgenden teil von der verbindung Siegfriids mit Gunther an bis zu seinem tode liegt der dichtung augenscheinlich eine reiche, wol zusammenhangende überlieferung zu grunde. diese ungleichheit setzt für die verschiedenen teile der sage eine verschiedene art der überlieferung voraus, und ich wüste mir diese nicht anders vorzustellen als so, dass für den zweiten teil, mittelbar oder unmittelbar, ein literarisches denkmal, eine schriftliche aufzeichnung oder eine wol ausgeführte dichtung zu grunde liegt, während der erste auf sage im engeren sinne, auf ungebundener, schwanker und unsicherer überlieferung von mund zu mund beruht, die nur weniges treu erhalten hatte. bei dem publicum des verfassers im allgemeinen eine bessere kenntnis vorauszusetzen, wäre ungereimt. in dem teile Deutschlands und in dem teile der gesellschaft, für den der verfasser sein werk ausführte, hatte sich also keine lebendige und umfassende kenntnis der Nibelungensage erhalten, und aus diesem verhältnis erklärt sich denn auch die tief greifende änderung, welche sie erlitten hat. die unkenntnis gestattete und forderte neue erfindungen; das schöpferische talent des dichters fand um so freieren spielraum, je weniger es durch kenntnis der überlieferung gehemmt und gezügelt wurde.

Eine spur der grundlage, auf der das Nibelungenlied beruht, finden wir im 25 cap. der Völsungasaga. im eingang dieses merkwürdigen capitels orientiert uns der erzähler über die beiden geschlechter der Giunkunge und Budlunge, dann erzählt er träume der Gudrun, in denen das schreckliche verhängnis dieser geschlechter vorher verkündet wird. das capitel war ursprünglich jedenfalls nicht für die stelle bestimmt, die es in der überlieferung einnimmt. vorher nämlich wird die zweite begegnung Siegfriids mit Brünhild in Heimirs turm, nachher Siegfriids abschied von dem hofe Heimirs erzählt; der faden der erzählung wird also durch c. 25, das auch ganz selbständig anhebt, als ob eine neue saga begönne, augenscheinlich unterbrochen. ich meine natürlich nicht, dass das cap. in der Völs. interpoliert sei, sondern nur, dass verschiedene versionen in einander geschoben sind. ebenso klar ist, dass in cap. 25 selbst zwei parallele berichte mit einander verbunden sind. zuerst erzählt Gudrun ihren mägden, ihr habe geträumt, dass sie einen schönen habicht mit goldenen federn auf der hand hielte; nichts sei ihr lieber gewesen als dieser habicht, und all ihr gut hätte sie für ihn lassen mögen. eine der frauen deutet, dass ein königssohn um sie werben und ihre ganze liebe gewinnen werde. obwol der traum nur gutes

verspricht, wird er doch als etwas schreckhaftes eingeleitet. untroh sitzt Gudrun in ihrer kammer; als sie gefragt wird, antwortet sie, ein schlimmer traum habe sie in harm versetzt, und auf die glückliche deutung erwidert sie: 'Das ängstigt mich, dass ich nicht weifs, wer er ist, und wir wollen Brünhild besuchen, sie wird es wissen'. der Brünhild aber erzählt sie nun keineswegs diesen traum, sie erzählt ihr zunächst überhaupt gar nichts, sondern sitzt wortkarg, wie vorher unter ihren mägden, jetzt im saal der Brünhild. Brünhild fordert sie zu munterer unterhaltung auf, sie reden von kühnen helden, das gespräch kommt auf Sigurd, endlich auf den traum. Gudrun erzählt, ihr habe geträumt, wie sie mehrere zusammen aus der kammer giengen und einen hirsch mit goldenen haaren gesehn hätten, der alle andern tiere weit überragte. ihr sei es gelungen ihn zu ergreifen, aber Brünhild habe ihn vor ihren knieen erschossen; 'das war mir ein so grosfer harm, dass ich ihn kaum zu ertragen vermochte; sodann gabst du mir einen jungen wolf, der beträufelte mich mit dem blute meiner brüder'. Brynhild antwortete: 'Ich will auslegen, wie es darnach ergehn wird: zu euch wird Sigurd kommen, den ich mir zum manne erkor, Grimhild gibt ihm truggemischten met, der uns allen zu grossem streite kommt; du wirst ihn besitzen und schnell verlieren; du wirst den könig Atli nehmen; verlieren wirst du deine brüder, und dann wirst du Atli erschlagen'. — offenbar waren die beiden träume ursprünglich nicht dazu bestimmt nebeneinander zu stehn. die erzählung vom hirsch bildet die eigentliche grundlage der Völs., sie bestimmt die situation und die einleitung des capitels; lose und ziemlich ungeschickt damit verbunden ist der traum vom habicht. beide aber müssen einst zur einleitung der ereignisse gedient haben, welche sie bedeuten; der traum vom habicht zur einleitung von Sigurds verbindung mit den Giukungen und seiner vermählung mit Gudrun, der traum vom hirsch zur einleitung der ganzen sage bis zu ihrem tragischen ausgang.

Dem traum vom habicht nächst verwant ist nun der traum der Kriemhild im Nib., nur reicht er weiter bis zu Siegfriids tod. das verhältnis zwischen lied und saga ist hier merkwürdig. für die saga würde augenscheinlich der erweiterte traum viel besser passen, weil er durch den hinweis auf den mord Siegfriids allein zu der trüben stimmung passt, die von anfang an Gudrun beherrscht; für das Nibelungenlied würde sich umgekehrt die kürzere form besser eignen; denn in auffallender weise lässt die mitter Uote in ihrer deutung den schluss des traumes ganz aufser auge und spricht in heiter scherzendem tone nur von der macht der minne. aus diesem misverhältnis ist sicher zu schliessen, dass der verf. der saga nur den kürzeren, der dichter des Nib. nur den längeren traum kannte. es setzt also das Nib. eine dichtung voraus, welche in ähnlicher weise eingeleitet wie es

selbst, die ereignisse von Siegfrieds ankunft in Worms bis zu seinem tode umfasste, die thaten seiner jugend aber höchstens andeutungsweise und episodisch erzählte. die frage, ob diese vorlage ein einheitliches werk eines dichters war, ist damit nicht entschieden. denn wie ein nordischer sänger die Gripisspa als einleitung zu den alten liedern der Edda dichtete, ohne diese selbst verfasst zu haben, so hätte ein anderer die erzählung vom traum als einleitung zu ältern vorhandenen liedern dichten können. jedesfalls aber muss schon vor unserem Nibelungenlied der stoff der sage in der bezeichneten abgrenzung zu einer ideellen einheit zusammengefasst, der plan, dem unsere dichtung in ihrem ersten theile folgt, in seinen grundzügen vorhanden gewesen sein.

Der schatz. während Lichtenberger für den ersten teil der Nibelungensage die mythische grundlage zwar nicht in abrede stellt, aber doch mit sehr skeptischen augen betrachtet und nirgends zur erklärang der dichtung zu benutzen wagt, erkennt er für den zweiten teil unbedenklich die gemeine ansicht an, nach welcher die vernichtung des Burgundenreiches durch die Hunnen und die sage vom morde Attilas durch ein weib namens Hildiko die grundlage bilden sollen. nun ist ja nicht zu verkennen, dass mit dem Etzel unserer dichtung der historische Attila gemeint ist, und dass die namen der Burgunden und ihrer könige nicht aus zufall mit der geschichte übereinstimmen können, aber dass unsere sage aus der geschichte erwachsen sei, davon kann ich mich nicht überzeugen. wäre es der fall, so müsste man erwarten, dass neben Gunther seine brüder im vordergrunde der handlung stünden; aber Gernot ist noch in der jüngsten gestalt der sage eine ziemlich entbehrliche person und Giselhars charakteristische rolle kann nicht älter sein als die aufnahme Rüdigers in die sage. das gefüge der sage lässt keinen zweifel, dass ursprünglich neben Gunther nur ein held stand, der sicher nicht historische Hagen. beide müssen gleich alt sein; denn nicht die habgier Atli, nicht der untergang Gunthers, sondern das verhalten Gunthers und Hagens zu einander und zu Atli bilden den kernpunct des interesses. um den hort zu gewinnen hat Atli die Niflunga in sein reich gelockt und gefangen gesetzt. indem er Gunnar die freiheit verspricht, hofft er ihm den schatz abzwingen zu können. aber dieser opfert lieber Högnis leben und das eigne; er verlangt, ehe er auskunft gibt, Högnis herz zu sehn, und als der hartmutige den tod erlitten, erklärt er, der schatz werde nun für alle zeiten in den fluten des Rheines verborgen bleiben. so ist Atli überlistet. wie diese sage aus den erwähnten historischen ereignissen hätte hervorgehn können, ist mir unverständlich. was in unserer überlieferung mit der geschichte übereinstimmt, erscheint als spätere zutat; der hort, um den es sich handelte, war ursprünglich nicht das reich der

Burgunden, sondern der ungeprägte goldschatz der natur, speciell das gold im Rhein.

Eine ähnliche sage ist Siegfriids drachenkampf. ich bezweifle zwar nicht, dass der drache einst das symbol des winters war, aber damit sind andere vorstellungen verschmolzen. in unserer überlieferung erscheint der schatz des drachen als das gold, welches im sande, im bette der flüsse und in den bergen ruht; der drache ist ein geläufiges bild für den geschlängelten flusslauf. nicht aus eigenem antrieb ist Siegfriid zum kampf gezogen; Regin, der geschickte schmied, hat ihn angetrieben, und dieser trachtet nicht sowol nach dem tode des drachen als nach seinem golde, dessen er für seine kunst bedarf. die Gnitaeide, auf welcher Fafnir liegt, ist ein goldfeld; staub der Gnitaeide (*málmr Gnitaeidar*) ist ein poetischer ausdruck für das gold. auf der spur des drachens reitet Sigurd zu seiner behausung und findet da unten in die erde gegraben den hort, dh. der lauf des flusses führt zur quelle in die geheime tiefe der erde, wo der unerschöpfliche hort ruht.

In der Nibelungensage sind die beiden schatzsagen miteinander verbunden, indem der hort Siegfriids mit dem horte, den Atli den Niflungen abzunehmen sucht, identificiert ist. doch lässt die art der verbindung noch deutlich erkennen, dass die teile einst selbständig gewesen sind. wir fassen zunächst ins auge, was unsere quellen über die erwerbung des horters durch Gunther und Hagen berichten; ihre angaben sind wenig befriedigend, teils dürftig, teils unsicher und widersprechend. in den Eddaliedern wird nirgends ausdrücklich erwähnt, dass Gunnar und Högni nach Sigurds tode sich seines gutes bemächtigt hätten. die Gudr. II, in der man es erwarten sollte, schweigt, ebenso die Völs. c. 32; sie erzählen von der versöhnung der geschwister und der werbung Atlis, aber nichts vom schatz. von den nordischen quellen erwähnt nur die Sn. E. die erwerbung des horters. 'Gunnar und Högni' heisst es ganz kurz, 'nahmen Fafnirs erbe und Andvaranaut und beherschten nun die leute'. die versenkung des schatzes berichtet sie an späterer stelle, wo die Giukung der einladung Atlis folgen: 'ehe sie aber von hause fuhren, verbargen sie das gold, Fafnirs erbe, im Rhein, und ward das gold niemals seitdem gefunden'. — die Thids. erzählt weder die versöhnung der geschwister, noch die erwerbung des schatzes; doch nimmt sie im weiteren verlauf an, dass Gunnar und Högni den schatz Sigurds an sich genommen haben. der verf. lässt es sich sogar sehr angelegen sein, die einzelnen bestandteile dieses schatzes zu registrieren (c. 359): 'erstens das gold, welches er dem drachen wegnahm, demnächst das, was er auf heerfahrten gewann, und drittens das, was sein vater, könig Siegmund, besessen hatte'. nach der der Thids. eigentümlichen fortsetzung liegt dieser schatz in einem berge, in Sigisfrods keller, zu dem

Hagen den schlüssel hat. — ausführlichere berichte gibt das Nibelungenlied, aber in auffallend unklarer und zusammenhangsloser erzählung. die erwerbung des schatzes ist nach Siegfriods tode Hagens hauptziel. um es zu erreichen, müssen sich die brüder mit ihrer schwester versöhnen; sie verzeiht ihnen und gestattet den schatz aus Nibelungenland nach Worms zu führen. jedoch kommen die brüder, obwol dies der zweck der versöhnung gewesen war, zunächst nicht in den besitz des schatzes, sondern Kriemhild behält ihn, und erst als Hagen sieht, dass sie schädlichen gebrauch davon macht, bemächtigt er sich des schlüssels. weiter benutzt er dann die abwesenheit seiner herren, den schatz in den Rhein zu versenken. warum er das tut, bleibt ebenso unerklärt wie in der Sn. E., fällt aber in der ausführlichen erzählung des liedes viel mehr auf als in dem knappen auszug der Edda. auf jeden fall sollte man glauben, dass der schatz nun geborgen sei. aber als Kriemhild die heimat verlässt, um Etzel vermählt zu werden, stellt sich plötzlich heraus, dass sie doch noch über einen teil desselben verfügt. von neuem tritt ihr Hagen entgegen und hindert sie, ihn mitzunehmen. auf das unklare verhalten der könige gegenüber ihrem manne will ich nicht weiter eingehn; man sieht leicht, dass dem dichter verschiedene berichte vorlagen, die er nicht recht zur einheit unter sich und mit andern voraussetzungen seiner dichtung zu verbinden wuste; vgl. L. s. 101.

So weichen also die verschiedenen quellen in ihren angaben von einander ab. nach dem ersten bericht im Nibelungenliede fand der raub bald nach dem tode Siegfriods statt, nach dem zweiten, als Kriemhild das land verlies, nach der Sn. E. noch später, ehe die Nibelungen der einladung Atlis folgten. nach der Thids. und Nib. 1072 hat Hagen den schlüssel zum schatze, derselbe muss also in einem berge, einem keller, einer kammer liegen, nach Sn. E. und Nib. 1077 hat er ihn in den Rhein geworfen. was nun diese letzte divergenz betrifft, so ist offenbar die angabe der Sn. E. und Nib. 1077 echter und ursprünglicher, die andere ist erfunden, weil es ungereimt schien, den kostbaren schatz in das wasser zu senken. dass die sage aber zu dieser unerklärten und unerklärlichen annahme kam, hat seinen grund lediglich in den voraussetzungen der zweiten schatzsage. der hort, den Atli gewinnen will, ruhte nach uralter und fester tradition im Rhein; in den Rhein also musste der von Siegfried erworbene hort versenkt werden, wenn jener andere mit ihm identisch sein sollte. wann und warum das geschah, kümmert die sage zunächst nur wenig; sie liefs sich mit der tatsache genügen und überliefs es der jüngeren zeit festere zusammenhänge herzustellen, eine aufgabe, die sie auf verschiedene weise aber ohne befriedigenden erfolg versucht hat. die ganze geschichte, wie Hagen und Gunther den schatz an sich bringen,

erscheint hiernach als ein mittel, die Siegfriidsage mit der sage vom untergang der Nibelungen zu verbinden; die verbindung ist jünger als das verbundene, die teile älter als das ganze.

Zu demselben resultat kommt man, wenn man die entwicklung der handlung in den alten teilen der sage prüft. man kann deren drei unterscheiden: 1. Siegfriids jugend (seine erziehung durch Regin und den kampf mit dem drachen), 2. seine verbindung mit den Nibelungen, 3. den untergang der Nibelungen. in jedem sind änderungen wahrzunehmen, welche die rücksicht auf die andern bewürkt hat. wie sehr der letzte teil unter dem einfluss des vorhergehenden umgestaltet ist, indem er neben dem alten motiv der habgier das der rache für Siegfriids tod aufnahm, ohne es doch zu voller herrschaft bringen zu können, ist allgemein bekannt¹. aber umgekehrt hat der letzte teil auch auf das vorhergehende gewürkt. in dem zweiten teil unserer sage hat der schatz nur ganz untergeordnete bedeutung, sowol für Siegfriid als für die Nibelungen. zwar sagt Brünhild in der Völs. gelegentlich, sie gönne der Gudrun nicht den besitz des grofsen schatzes, und in den erwägungen der brüder, ob sie Siegfriid töten sollen, kommt auch der schatz in betracht; aber er fällt keineswegs so schwer ins gewicht, wie man nach dem letzten teile der sage erwarten müste, wo Gunther und Hagen selbst das leben lieber lassen als sich von dem horte trennen wollen. Siegfriid fällt nicht sowol, weil sie sein gut begehren, sondern weil Brünhild es will, und sie will es nicht aus kummer, dass sie Fafnirs gold nicht besitzt, sondern weil ihr der vom schicksal bestimmte gatte nicht zu teil geworden ist. der schatz ist überall nur nebenmotiv, das nachträglich aus rücksicht auf den dritten teil hinzugefügt ist und die alten einfachen zusammenhänge trübt und verdunkelt. — am meisten hat es sich die nord. sage angelegen sein lassen, den schatz zur geltung zu bringen. schon in ihren ältesten quellen weist sie nachdrücklich auf die verhängnisvolle bedeutung des goldes, namentlich des ringes Andvaranaut hin, der allen seinen besitzern verderblich werden soll. sie hat dadurch ein motiv gewonnen, das die ganze sage durchzieht, scheinbar ein leitmotiv, aber nur scheinbar, denn in wahrheit bestimmt es die handlung nicht. die deutsche sage erkennt offen an, dass der schatz für den zweiten teil gleichgiltig ist;

¹ im Nibelungenlied wükt im allgemeinen das motiv der rache; aber das ältere der habgier behauptet sich daneben und tritt namentlich im schluss der dichtung unverhüllt hervor. doch ist auch hier, abgesehn von der rollenverteilung, eine charakteristische abweichung von der nordischen überlieferung wahrzunehmen. in dieser verlangt Gunnar den tod Högnis, um sicher zu sein, dass nun keiner dem verhassten feinde das geheimnis des schatzes verraten kann; im Nib. verlangt Hagen den tod Gunthers nicht; er veranlasst ihn nur, weil er treu dem gegebenen wort den schatz nicht verraten will. der dämonische geiz, welcher das eigene und das leben des blutsfreundes hingibt, ist den helden des Nib. fremd.

im Nib. wird er, als Siegfried ihn erworben hat, wider in den berg gebracht und der obhut Albrichs übergeben; im Siegfriedsliede versenkt Siegfried selbst ihn in den Rhein, denn, heisst es ganz richtig: *der schatz was im unmaere*. die Thids. hat ihn sogar in dem ersten teil fallen lassen; sie erzählt den drachenkampf, aber dass Siegfried einen schatz erworben hatte, dessen gedenkt sie erst im dritten teile, wo die sage vom untergang der Nibelunge berichtet werden soll.

Endlich ist noch die eigentümliche erzählung des Nib. zu erwägen, nach welcher Siegfried den schatz nicht vom drachen, sondern von Nibelung und Schilbung, den söhnen könig Nibelungs, gewinnt. in den grundzügen stimmt die sage mit der nordtradition überein: zwei brüder hadern um die väterliche erbschaft, Siegfried wird zur hilfe gerufen, erschlägt beide und bemächtigt sich ihres hortcs. aber in der ausführung ist die deutsche sage ganz selbständig vorgegangen: die fabelhaften wesen, zwerge und drache, sind durch menschen ersetzt, und da es königssöhne sind, fällt dem helden aufser dem schatz auch ein reich zu¹. merkwürdiger als diese rationalistische umwandlung ist die wahl des namens Nibelung. den Nibelungen nimmt Siegfried den schatz ab, Nibelunge heissen aber auch die spätern besitzer, Gunther und Hagen. im grunde mögen nun wirklich die mächte, welche Siegfried bewältigt, und die, mit welchen Atli ringt, identisch sein. aber in der sage werden sie nie und nirgends als identisch behandelt, nur durch eine verschiebung kann derselbe name für beide hinein gekommen sein. ursprünglich kam er ohne frage den letzten besitzern zu. 'Nibelunge hort' ist der uralte, von der nordischen wie von der deutschen überlieferung anerkannte name für den schatz im Rhein, für den schatz, nach dem Atli strebt, und daraus ergibt sich von selbst, dass die besitzer des hortcs, Gunther und Hagen, Nibelunge waren. den anlass ihren namen auf die ersten besitzer, die Siegfried tötet, zu übertragen gab aber offenbar die identificierung der beiden schätze. nachdem man angenommen hatte, dass Siegfried den schatz erwarb, welcher Nibelungenhort hiefs, kam man zu der weitem annahme, dass die leute, denen er ihn abnahm, Nibelunge waren. doch kann diese verschiebung nur in einer gegend eingetreten sein, in der der name Nibelunge zwar an dem hort haftete, aber nicht mehr für Gunther und Hagen gebräuchlich war, sei es, dass man sie überhaupt nicht mit einem gemeinsamen namen nannte, oder Gibichunge, wie in der nordischen sage, oder Burgunden, wie im Nibelungenliede². sehr alt ist diese form der sage gewis

¹ der kampf mit Alberich, der im Nib. als anhang folgt, mag einst eine selbständige erzählung von der erwerbung des hortcs gewesen sein; s. Lichtenb. s. 90 f.

² L. s. 90. 96 möchte annehmen, dass die ursprünglichen besitzer des schatzes, Andvari und seine race, Nibelungen geheissen hätten und dass mit dem schatz der name auf die mythischen und historischen personen im

nicht, aber doch älter als das Nibelungenlied, dessen unklarer, im einzelnen nicht verständlicher bericht auf ältere tradition hinweist.

Also zwei traditionen lagen vor: eine jüngere, nach welcher Nibelunge die leute waren, denen Siegfried den schatz abnahm, und die ältere, nach welcher Gunther und Hagen den namen führten. in unserm Nib. stehn beide nebeneinander. Nibelunge sind zunächst die untertanen der könige Schilbung und Nibelung; dann als Siegfried ihr reich gewonnen hat, die mannen Siegfrieds, ja dieser selbst wird, ganz im widerspruch zu seiner lichtnatur, *von Nibelunge lant* genannt; dagegen heissen Gunther und die seinen in dem ersten gröfseren teil des gedichtes nur Burgunden, erst gegen ende wird der name *Nibelunge* für sie zugelassen. man pflegt diesen auffallenden wechsel als eine folge von der erwerbung des hortos anzusehn, der hort habe dem besitzer den namen gegeben. aber diese ansicht wird nirgends in unserer dichtung ausgesprochen, sie dünkt mich auch an und für sich unwahrscheinlich, und der gebrauch des namens *Nibelunge* für die Burgunden fällt mit der schatzerwerbung nicht zusammen. der schatz ist schon vor str. 1053 in ihren besitz übergegangen, den namen *Nibelunge* erhalten sie zum ersten mal str. 1466; str. 1463 werden Burgunden und Nibelungen noch geschieden. auch die annahme, dass das Nibelungenlied aus einzelnen liedern verschiedener verfasser zusammengesetzt sei, würde die erscheinung nicht genügend erklären; denn welcher merkwürdige zufall sollte es gefügt haben, dass alle verfasser der ersten lieder für Gunther und seine leute nur den namen Burgunden, die späteren daneben den namen Nibelungen gebraucht hätten? im gegenteil, die eigentümliche consequenz in der anwendung der namen spricht gegen die liedertheorie. dagegen verträgt sie sich wol mit der annahme eines dichters, der den anfangs beobachteten gebrauch später fallen liefs, sei es, dass er in diesem letzten teil einer andern quelle folgte oder anderer überlieferung nachgab.

Der untergang der Nibelunge in ober- und niederdeutscher sage. die sage vom untergang der Nibelunge hat sich in Deutschland viel üppiger entfaltet als das vorhergehnde. während die taten Jung-Siegfrieds in unserem Nibelungenliede fast vergessen sind und der folgende abschnitt, Siegfrieds verbindung mit den Nibelungen, in den grundzügen mit der nord. überlieferung übereinstimmt, ist der letzte teil wesentlich umgestaltet und bereichert; die rollen sind anders verteilt, die motive verändert, die handlung weit ausgesponnen und neue personen eingeführt, die namentlich in der oberdeutschen dichtung die alten helden

zweiten und dritten teil übertragen sei. aber weder Andvari noch Fafnir und Regin werden irgendwo Nibelungen genannt, und für Gunther und Hagen gilt der name am entschiedensten grade in dem angeblich historischen teile der dichtung; hier braucht ihn sogar das Nibelungenlied.

in den hintergrund drängen. man vergleiche die warme und ausführliche darstellung, welche die dichtung dem geschick Rüdigers und dem untergang der Amelunge widmet, mit dem kurzen bericht über den tod Gunthers und Hagens. einigen einblick in die geschichte dieser entwicklung gewährt die Thidreks-saga. Busch hat in seiner abhandlung über die ursprünglichen lieder vom ende der Nibelungen (Halle 1882) dargelegt, dass in der Thids. verschiedene sagenversionen contaminirt sind. wie weit der versuch der scheidung im einzelnen gelungen ist und gelingen kann, ist hier nicht zu untersuchen; seine grundanschauung ist jedesfalls richtig. nur mit hilfe dieser hypothese lässt sich der gang der handlung einigermaßen begreifen, namentlich auch die höchst zweckwidrige anlage der Thids., dass Gunnar gleich zu anfang des kampfes gefangen wird, während alle andern helden erst am folgenden tage ihrem geschick erliegen. im baumgarten ist der streit ausgebrochen, die Nibelunge behaupten den kampfplatz, aber bald sieht Hagen ein, dass damit wenig gewonnen ist. denn da sie den geschossen der feinde ausgesetzt sind, ohne ihnen selbst erheblich schaden zu können, ist klar, dass sie schließlich unterliegen müssen. durch eine bresche in der westseite des gartens dem wol verwahrten eingangstor gegenüber macht Hagen also mit einer schar einen ausfall. es gelingt ihm auch das freie zu gewinnen, doch bald wirft sich ihm eine übermacht der Hunnen entgegen, seine begleiter werden zurückgedrängt, er selbst muss deckung suchen, eilt zu einer halle hinauf und stemmt seinen rücken wider die tür (c. 382). als Gunnar Högvis gefahr merkt, will er ihm zur hilfe, wird aber, als er aus dem garten dringt, vom herzog Osid gefangen und in den wurmgarten geworfen (c. 383). zu dem, was hier folgen sollte und ursprünglich sicher gefolgt ist, kommt die sage erst in c. 387. zunächst erzählt sie ergebnislose dinge. die Niflunge suchen den tod ihres königs zu rächen, aber bald sinkt die nacht nieder, und ihr bemühen, den kampf fortzusetzen, ist vergeblich. die Hunnen ziehen sich in ihre häuser zurück, neue scharen strömen vom lande in die stadt, die entscheidenden ereignisse erfolgen erst am nächsten tage. Blödel wird von Gernot erschlagen, darauf führt Rüdiger seine mannen zur schlacht (c. 386). hier bricht der faden ab. die saga lässt Rüdiger aus den augen, um sich zu Iring und Hagen zu wenden. eine verbindung zwischen den beiden abschnitten fehlt. Rüdigers eingreifen war durch den tod Blödels motiviert; die tat Irings dagegen hat mit dem vorhergehenden nichts zu tun; er greift auf bitten seiner königin ein. um so genauer aber schließt sich die scene an die umstände, die bei Gunnars gefangennahme obwalteten. gerade so wie dort steht Hagen auch hier wider an der tür des saales (nur dass es diesmal heißt, er habe sie erbrochen) und wehrt sich mannhaft. in dieser stellung greift Iring ihn an und büßt

seine ritterliche dienstwilligkeit mit dem tode. erst nachdem diese scene ihren abschluss gefunden, kommt Rüdiger wider an die reihe; er fällt gegen Giselher; sein tod ist für Dietrich der anlass die waffen zu erheben und das ende herbeizuführen. so weist die verschlingung der handlung deutlich auf die verbindung zweier versionen: was von Gunnar und Osid, von Hagen und Iring erzählt wird, gehörte der einen, der fall Blödels und Rüdigers und Dietrichs auftreten der andern an. — welchen abschluss die Osid-dichtung nahm, ist nur zu vermuten. sicher wurde Hagen nicht von Iring erschlagen, aber andererseits ist auch anzunehmen, dass die wunde, die Iring ihm beibringt, nicht so gleichgiltig war, wie sie es in unserer jetzigen überlieferung, in der Hagen noch weitere kämpfe bestehn muss, geworden ist. in den Nib. 1988 versetzt Iring ihm einen kopfhieb, in der Thids. c. 387 schlägt er ihm ein stück aus dem schenkel 'wie das gröste stück, das für den kessel gehauen wird'. war Hagen durch diese wunde der fähigkeit beraubt, den kampf nach belieben fortzusetzen? konnte er sich vielleicht nicht mehr von dem orte bewegen, an dem er sich gerade befand? und folgte nun etwa der saalbrand? ich habe früher, in meinen Beiträgen zur erklärungs- und geschichte des Nibelungenliedes die ansicht zu begründen gesucht, dass es einmal eine bearbeitung der Nibelungensage gegeben haben müsse, welche mit dem saalbrände schloss. andere haben die hypothese wahrscheinlich gefunden, und Busch hat schon die vermutung hinzugefügt, dass dieser saalbrand derselben dichtung angehört habe, in welcher Iring seinen platz hatte; denn sowol im Nib. als in der Thids. schließt der saalbrand, wengleich in anderer folge, sich an das abenteuer mit Iring an. wie es sich damit verhalten haben mag: jedesfalls bot eine dichtung, die gleich mit der gefangennahme Gunthers begann, für andere helden und einzelkämpfe keinen raum; nachdem Gunther bezwungen ist, muss die bewältigung Hagens folgen; so ist es in der nordischen überlieferung, so auch wider im Nibelungenlied und so war es auch in der dichtung, die der Thids. zu grunde liegt. wie die nordische sage beschränkte sie sich also noch auf die beiden alten haupthelden, Gunther und Hagen, deren gegner Osid und Iring sind.

Vorher kommen Osid und Iring in der Thids. nur je bei einer gelegenheit vor. Iring 'der ritter der Kriemhild, der über die andern ritter gehot' (c. 378), empfängt von ihr den auftrag, den im Nib. Blödel übernimmt, die knechte zu überfallen und den eingang des gartens zu besetzen. wie der held sich des auftrages erledigt, erzählt die saga nicht, doch vergisst sie nicht zu erwähnen, dass er ihn ausgeführt hat und die Nibelunge verhindert, den garten durch das tor zu verlassen (c. 379). dass c. 378, die unterhandlungen zwischen Kriemhild und Iring, wider den zusammenhang der erzählung unterbricht und zwar in auffallendster

weise, kann in der contaminirten erzählung nicht überraschen, doch darf man darin nicht einen beweis der contamination sehn. es ist nämlich zu bezweifeln, ob dieser überfall der knechte ebenso alt ist wie der kampf Irings gegen Hagen. im Nib. hat er zwar entscheidende bedeutung gewonnen, insofern er den ganzen streit veranlasst; aber das ist sicher jüngere entwicklung (s. u.); in der Thids. ist er nur eine vorsichtsmaßregel ohne wesentliche folgen. er kann also später hinzugefügt und die unterbrechung der handlung durch c. 378 die folge der interpolation sein.

Osid wirbt c. 356 f für Etzel um die hand der Kriemhild. das geschäft verläuft ohne schwierigkeit; verpflichtungen wie Rüdiger in dem Nib. braucht er nicht einzugehn. erst wo er Gunnar gefangen nimmt, wird er wider erwähnt, später nicht mehr. dass ein so hervorragender mann, der verwante und vertraute könig Attilas, bei keiner andern gelegenheit vorkommt, nicht bei den empfangsfeierlichkeiten und nicht beim gastmahl, ist ein zeichen, dass verhältnismäßig wenig von dem inhalt der Thids. aus dieser quelle geschöpft ist. wie sie sich auf die beiden haupthelden beschränkte, stand sie wol auch sonst in knapper fassung der nord. sage näher als der Thids. und dem Nib. doch lässt sich einiges mit ziemlicher sicherheit dieser quelle zuweisen, namentlich die interessanten angaben, welche den kampf in Susat localisieren. gerade für die beiden ereignisse, die wir als zusammengehörig erkannt haben, werden ganz bestimmte örtlichkeiten angegeben. der turm, in den Gunnar geworfen wurde, steht mitten in Susa, und der steinwall, an dem Iring zu tode getroffen niedersinkt, heißt Iringswall bis auf diesen tag (Btr. 9, 456 f). dass der baumgarten, der noch heute der Niflungelomgarten heißt, als schauplatz des kampfes auch in solchen capiteln der sage vorkommt, die mit Iring und Osid nichts zu tun haben, kann nicht verwundern.

Wie die localisierung so weisen die personen der helden Osid und Iring nach Niederdeutschland; man wird also diese form als die altniederdeutsche, dagegen die andere, in der Rüdiger und Dietrich auftraten, als die oberdeutsche ansehen dürfen. in der Thids. treten die beiden bestandteile noch deutlich auseinander; ob im Nib. eine ähnliche mischung stattgefunden hat, wird nachher erörtert werden.

Rüdiger und Dietrich. die helden, welche die niederdeutsche sage aufgenommen hat, sind ziemlich dürftig ausgestattete personen, die kein sonderliches interesse in auspruch nehmen. viel mehr hat die oberdeutsche dichtung für ihre lieblinge getan; insbesondere gehört Rüdiger zu den anziehendsten und wichtigsten gestalten. eben darum aber war es auch schwerer für ihn in der sage einen platz zu gewinnen. noch die späte überlieferung, namentlich die Thids. lässt deutlich erkennen, dass wesentliche teile als jüngere erweiterungen hinzugekommen und seine rolle

auf kosten anderer personen ausgebildet ist. das erstere ergibt sich, wenn man die erzählung vom besuch der Nibelungen in Bechelaren prüft. nachdem die Thids. ziemlich übereinstimmend mit dem Nib. Hagens begegnung mit den meerfrauen und dem fährmann Elsungs erzählt hat, fährt sie in c. 366 fort, dass die Nibelungen, schon ehe Hagen zurückkam, ein kleines schiff gefunden und mit ihm die überfahrt versucht hätten. aber sobald sie vom lande abgestofsen wären, habe es sich mit wasser gefüllt, sei umgeschlagen und mit not seien sie wider an das land gekommen. nun brachte Hagen das grofse schiff und führte sie über; doch nahe am lande schlug auch dieses schiff um, so dass alle ganz nass wurden. offenbar liegen hier wider zwei verschiedene versionen vor. die eine berichtet ganz einfach, dass die Nibelungen, als sie an das wasser kamen, ein schiff fanden und auf ihm hinüberfahren, die andere hat das ereignis ausgeführt und interessanter gemacht; Hagen muss das schiff erst suchen und mit gewalt gewinnen. durch die bezeichnung des fergen als eines Elsungsmannes weist diese zweite version bestimmt auf Baiern als das local der handlung, sie gehört also der oberdeutschen dichtung an und setzt auch den folgenden besuch in Rüdigers mark voraus, bildete mithin einen teil der version, in der Rüdiger seine stelle gefunden hatte. die andere kann der Osid-dichtung angehört haben (darauf kommt hier nichts an), jedesfalls ist sie die ältere; beiden gemeinsam aber ist, dass das schiff umschlägt und die überfahrenden durchnässt werden, ein alter zug, der für die weitere entwicklung der handlung nicht gleichgiltig war. nämlich in Bechelaren sowol als in Etzelenburg kommen die Nibelungen mit nassen kleidern an, an beiden orten sind deshalb grofse feuer angezündet, an denen sie sich trocknen, ehe sie zum gastmahl gehn, und bei dieser gelegenheit bemerkt das eine mal die markgräfin, das andere mal Kriemhild, dass die helden unter ihren kleidern rüstungen tragen. bedeutung konnte die scene nur an der zweiten stelle haben; erst im feindlichen lande hatte die vorsicht zweck, und nur für die absichten der Kriemhild war es wesentlich, dass sie die waffen entdeckte. die wahrnehmung der markgräfin dagegen bleibt ganz ergebnislos, und wunderlich genug lässt der erzähler sie die anmerkung daran knüpfen, dass Kriemhild noch immer den tod jung Sigurds beweine. offenbar ist die erste scene nur eine nachbildung der zweiten und ihre widerholung nur die folge jüngerer sagenentwicklung. der besuch beim markgrafen war der alten sage unbekannt, die fahrt über das wasser führte in das reich der Kriemhild, die unheilvollen vorzeichen giengen dem unheilvollen kampf unmitelbar voran. der interpolator, welcher die heitere episode in Bechelaren einfügte, behielt den unfall auf der reise bei und mit ihm auch die folge, das trocknen der gewänder und die entdeckung der rüstungen. er wiederholte sie

dann an ihrer ursprünglichen stelle, musste aber, um sie dort verständlich zu machen, einen neuen anlass erfinden, der sich leicht in dem regenwetter bot: 'Und den tag als sie nach Susa ritten, war nasses wetter und starker wind, und alle Niflunge waren nun nass und ihre kleider' (c. 371). im Nibelungenlied sind diese störenden reste allmählichen wachstums beseitigt. die helden fallen nicht mehr in das wasser¹ und tragen ihre rüstung offen. aber eine scene weist auch noch im Nib. auf die alte verbindung. nach der überfahrt treffen die Nibelungen den grenzhüter Eckewart. in unserer dichtung liegt er auf Rüdigers mark und nennt Rüdiger seinen herren; in str. 1582 jedoch wird er noch einmal als *Kriemhilde man* bezeichnet. da bricht das alte verhältnis durch; den zugang zum reiche der Kriemhilde bewachte Eckewart ursprünglich, dort fanden sie ihn, nachdem sie den fluss überschritten hatten; erst durch die interpolation vom besuch in Bechelaren ist Eckewart zum diener Rüdigers geworden.

Dass ein teil von Rüdigers rolle anders besetzt war, zeigt der schluss des Nibelungenliedes. ich habe in den Beiträgen auseinander gesetzt, dass die art, in der Dietrich das ende des kampfes herbeiführt, den einleitenden ereignissen widerspricht. wenn er Hagen und Gunther der Kriemhild ausliefert und sie vorher bittet sich ihm zu ergeben, er wolle für ihre sicherheit und rückkehr sorgen, so kann es nicht der schmerz um den tod seines freundes Rüdiger und den verlust seiner mannen gewesen sein, was ihn in den kampf trieb. der schluss des Nib. setzt voraus, dass in der ältern sage Dietrich auf bitten und im auftrage der Kriemhild den kampf übernommen hatte². dem verhältnis Dietrichs zu Etzel entsprach eine solche rolle durchaus. aus dem eignen reiche vertrieben war er zu den Hunnen gekommen und freundlich von Etzel aufgenommen. was er hatte, verdankte er diesem, was er hoffen konnte, hieng von der gunst des königs ab. obwol in höchst ehrenvoller stellung, war er doch von ihm abhängig, und so war es geboten, dass er den wunschen seiner gemahlin nachkam. durch den eintritt Rüdigers ist diese natürliche einleitung des entscheidungskampfes verloren. Rüdiger ist zum teil in die rolle Dietrichs eingetreten und für die beteiligung Dietrichs in dem tode des markgrafen ein neues motiv gefunden. was Dietrich wirklich war, ein *ellender man*, wird nun auch von Rüdiger angenommen (jüngere dichtung erfand ihm eine heimat in Arabien); was er besafs, verdankte er dem könig, und wie früher Dietrich, wird jetzt er von Etzel und seiner gemahlin mit bitten bestürmt und an die bewaise hoher gunst gemahnt. ja, auch der conflict, den Rüdiger zu bestehn hat, war vermutlich in der alten rolle Dietrichs schon vorgebildet. denn die sage nimmt an, dass auch Dietrich den Nibelungen befreundet

¹ nur der cappellan wird von Hagen in den fluss geworfen.

² Lichtenberger s. 307 lehnt diese ansicht ab.

ist, und die art, wie er mit ihnen unterhandelt, zeigt deutlich, dass er ihnen wolwill und nur notgedrungen zum kampf schreitet. neu hinzugekommen sind nur zwei den conflict verschärfende momente: Rüdigers persönliche verpflichtung gegen Kriemhild und die verwantschaftliche verbindung mit den Burgunden. das erste dieser momente kommt in der Thids. nicht vor und scheint, wie L. s. 348 (vgl. s. 303) gut ausführt, verhältnismäßig jung zu sein. es liegt also die vermutung nahe, dass Rüdiger nicht gleich mit seiner ganzen rolle in die dichtung eingetreten ist und sich anfangs mit einem bescheideneren anteil an der handlung begnügen musste. ich will den wert dieser vermutung nicht erörtern, durch die Thids. wird sie jedenfalls nicht erwiesen. denn da sie an der werbung Osids festhält, hatte sie sich der gelegenheit, engere beziehungen zwischen Kriemhild und Rüdiger anzuknüpfen, begeben.

Dietrich und Eckewart. wie Rüdiger in die stelle eingerückt ist, die früher Dietrich inne gehabt hatte, so hat auch Dietrich functionen eines älteren helden übernommen. in unserer jetzigen überlieferung, sowol in der Thids. als im liede, werden die Nibelungen zweimal gewarnt, erst von Eckewart, dann von Dietrich von Bern. wie es scheint, hat es aber auch einmal eine version gegeben, in der Eckewart fehlte; denn in der Thids. c. 375 heisst es ausdrücklich: 'und da war Thidrek der erste mann, der die Niflung gewarnt hat'. mit recht hebt L. s. 266 hervor, dass der erzähler diese notiz, die in widerspruch mit der saga steht, nicht würde hinzugefügt haben, wenn er sie nicht in einer älteren version gefunden hätte. aber die ansicht L.'s, dass diese version überhaupt die älteste gewesen und die rolle des warners erst später auf Eckewart übertragen sei, als dieser mit Rüdiger in die Nibelungensage aufgenommen wurde, vermag ich nicht zu teilen. die begegnung mit Eckewart ist, wie wir gesehn haben, älter als der besuch in Bechelaren, und der bericht, der manches seltsame und unverständliche enthält, wurzelt jedesfalls tief in alter sage. umgekehrt ist es gewesen. ursprünglich war es Eckewart, der die Nibelungen warnte, natürlich nicht als sie Rüdigers mark betreten, sondern im reich der Kriemhild selbst; später, vermutlich erst nachdem der besuch in Bechelaren die alten verhältnisse verschoben hatte, ist die rolle auf Dietrich übertragen. ja es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass es einst eine version gab, in der Eckewart viel grössere bedeutung hatte und zu Kriemhild in ähnlichem verhältnis stand, wie die Iring, Rüdiger und Dietrich. die wunderliche person des markgrafen Eckewart, der im ersten teile unsers liedes als der treuste diener der Kriemhild erscheint und sie ins exil begleitet, würde auf diesem grunde beruhen.

Blödel und Iring. Blödel ist in der Thids. eine ziemlich gleichgiltige und wenig beachtete person. bei dem ersten gast-

mahl c. 374 wird er garnicht erwähnt, bei dem zweiten c. 377 nachträglich ganz am schluss; c. 375 gibt er seinem herren auskunft über Hagen und Volker, c. 376 lehnt er den antrag der königin die Nibelunge anzugreifen ab, weil er dem willen des königs nicht zuwider handeln will, c. 386 fällt er als der erste der hunnischen helden gegen Gernoz. mehr interessiert er im Nibelungenliede, weil er hier di knechte der Burgunden in der herberge überfällt. es ist ihm also ein teil der rolle zugefallen, welche in der niederdeutschen überlieferung Iring hat, und obwol die tat in den beiden quellen auf verschiedene helden übertragen ist, zeigen sie doch in der unterhandlung der Kriemhild mit ihnen so grofse übereinstimmung, dass man eine enge verwantschaft zwischen ihnen annehmen muss. ich halte die angabe der niederdeutschen sage für das ursprüngliche (L. s. 282 umgekehrt); denn offenbar ist es natürlicher, dass Iring, der besondere ritter der Kriemhild, sich zuerst bereit finden lässt, ihren plänen zu dienen, als wenn sich der bruder des königs durch das versprechen einer mark und eines schönen weibes dafür gewinnen lässt. dass Blödel durch Dankwart erschlagen wird, ist jedesfalls junge erfindung, denn Dankwart gehört bekanntlich zu den jüngsten helden der sage. was die oberdeutsche sage etwa früher von Blödel zu erzählen hatte, können wir nicht wissen; die angaben der Thids. machen nicht den eindruck des ursprünglichen.

Verhältnis der ober- und niederdeutschen bearbeitung. es ist vorhin gezeigt, dass in der Thids. eine nieder- und oberdeutsche version der sage verbunden sind. in welchem ursprungsverhältnis stehn sie? waren sie unabhängig von einander auf demselben boden der sage erwachsen? an sich wäre das nicht unwahrscheinlich. denn die alte sage erzählte zwar, dass Gunther und Hagen gefangen werden, aber nicht von wem. der anlass neue personen einzuführen, lag also nahe, und die aufgabe konnte in verschiedenen gebieten selbständig gelöst werden. in Niederdeutschland führte man Iring und Osid, in Oberdeutschland Dietrich und Rüdiger ein, hier wie dort allbekannte helden. doch wenn man die ober- und niederdeutschen helden vergleicht, wird man sich nicht gern bei dieser annahme beruhigen; sie zeigen nämlich eine verwantschaft, die nicht wol zufällig sein kann. in der niederd. sage wirbt Osid, in der oberd. Rüdiger um Kriemhild, und in dieser rolle des werbers concurrieren die beiden auch schon, als Etzel um seine erste gemahlin Helche oder Osbirin, wie sie anderwärts heifst, wirbt, die tochter Oserichs, namen, an welche Osid merkwürdig anklingt. Iring und Dietrich aber, die zur letzten entscheidung berufen werden, haben gemein, dass sie beide nicht Hunnen und mannen Etzels, sondern fremde an seinem hofe sind, deutsche helden. diese übereinstimmungen deuten wol darauf hin, dass eine der beiden versionen nach dem muster der anderen geschaffen ist, oder dass

sie in ihrer entwicklung aufeinander eingewürkt haben. bei Blödel ergab sich, dass für seine tätigkeit in den Nibelungen ein teil der rolle Irings das vorbild war, doch folgt daraus nicht, dass Dietrich und Rüdiger in demselben verhältnis zu Iring und Osid stehn. ob sich über diesen punct überhaupt klarheit gewinnen lässt, mag dahingestellt bleiben, und so ist auch vorläufig nicht zu entscheiden, wie Iring in die oberdeutsche dichtung gekommen ist. hat die oberd. sage sich selbständig neben der niederd. entwickelt, so müsste er durch eine ähnliche contamination in sie aufgenommen sein wie Rüdiger und Dietrich in die niederd. sage. ist sie aber eine umbildung der niederdeutschen, so könnte er in dieser umbildung von anfang an seine stelle behauptet haben.

Das local. sehr auffallende schwierigkeiten erwachsen der dichtung durch das local, besonders im Nibelungenliede treten sie störend hervor und am meisten in der einleitenden scene, in der Etzels sohn Ortlieb oder Aldrian erschlagen wird. zunächst ein wort über den inhalt und die bedeutung der scene. in der Thids. veranlasst Kriemhild, während sie mit Etzel und allen helden beim festmahl sitzt, ihren sohn hinzugehn und Hagen ins gesicht zu schlagen. Hagen erwidert mit dem todesstreich; alle mannen greifen zu den waffen. die furchtbare scene ist ein ersatz für die alte noch schrecklichere sage, nach welcher Kriemhild, um ihre brüder an Atli zu rächen, die eignen kinder schlachtet und dem gatten als speise vorsetzt. das opfer des Kindes ist also alt, aber in der deutschen sage in einen ganz neuen zusammenhang gesetzt. unverständlich ist die erfingung nicht. vergebens hat Kriemhild Atli zu bestimmen gesucht, seine schwäger zu töten; auch Dietrich und Blödel haben sich ihren wünschen widersetzt; so entschliefst sie sich das kind hinzugeben; denn nachdem der sohn des königs erschlagen ist, war der kampf selbstverständlich. einigermassen verdunkelt aber wird die bedeutung der scene durch den überfall der knechte; denn wenn Kriemhild in ihrem ritter Iring ein williges werkzeug ihrer rache findet, fehlt zu ihrem entschluss den sohn zu opfern die rechte nötigung. wir haben hier ein deutliches zeichen, dass der überfall der knechte ein jüngerer element der sage ist. — im Nib. ist die scene erheblich geändert. der überfall der knechte, der in der Thids. nur untergeordnete bedeutung hat, ist hier zum ausgangspunct des kampfes geworden. während die herschaften bei tische sitzen, geht Blödel hin, um sein blutiges werk auszuführen. Dankwart entkommt, bringt die kunde zum herrensaal, der kampf bricht aus, und als sein erstes opfer fällt Ortlieb. der junge königssohn wird nicht mehr zu einer argen ungezogenheit angestiftet, und die mutter hat durchaus nicht mehr die absicht ihr kind zu opfern, obwol es auch im Nibelungenliede noch heisst, sie habe das kind hineinführen lassen, weil der streit auf andere weise nicht erhoben werden konnte. die dichtung

ist milder und höfischer geworden, aber was den zusammenhang und plan betrifft, gewis nicht besser. denn warum Hagen vor allen andern das unschuldige kind erschlägt und seinen erzieher, da der zögling doch nichts ungezogenes getan hatte, bleibt unmotiviert. ganz unbegreiflich aber wird die weitere entwicklung der handlung. in der Thids. ist es schon etwas auffallend, dass aus dem erbitterten streit Etzel und Kriemhild und alle namhaften helden der Hunnen unversehrt entkommen; doch kann man es sich hier einigermaßen vorstellen, weil der ausgang des baumgartens von Iring bewacht wird; aber im liede hüten Dankwart und Volker die tür, so dass Kriemhild und Etzel nur mit ausdrücklicher, unter den obwaltenden verhältnissen aber unbegreiflicher erlaubnis der Nibelungen abziehen können.

Das resultat dieses einleitenden kampfes ist in beiden überlieferungen, dass die Nibelungen den platz behaupten, in der Thids. den baumgarten, im Nib. den saal. die localitäten der Thids. sind der altniederdeutschen überlieferung ganz entsprechend. da zuerst Gunnar, später Hagen überwältigt wird, kam es zunächst darauf an, die beiden helden zu sondern. auf einfache und wol motivierte weise wird das herbeigeführt. Hagen macht einen ausfall und gewinnt eine neue stellung an der tür einer halle, Gunther wird, als er ihm folgen will, gefangen. vor der halle findet dann der kampff mit Iring statt. auch die erweiterte dichtung fügt sich gut in diesen plan. nachdem die Niflunge den baumgarten verlassen haben, werden die strafszen der stadt der schauplatz des hin und herwogenden kampfes; so war es leicht die einzelnen führer und ihre scharen ins gefecht zu bringen und den tod finden zu lassen. nur der schluss nimmt eine etwas willkürliche wendung, indem die wenigen helden, die nach dem fall des markgrafen noch übrig sind, sich zu Hagen in die halle zurückziehen und dort von Hildebrand und Dietrich bewältigt werden. — viel ungünstiger ist das verhältnis zwischen ort und handlung im Nib. hier bleiben die helden und ihre gefolgschaften von anfang bis zu ende in der halle, in der der streit ausgebrochen war, und die folge davon ist, dass die mannen Etzels eigentlich nur mit Hagen, der auch hier an der tür zu stehn pflegt, handgemein werden konnten, oder dass Hagen ihnen den zutritt gestatten muss. vor dem kampff gegen Rüdiger zieht er sich zurück in anerkennung der großherzigen gesinnung, die der markgraf gegen ihn an den tag legt, und sein geselle Volker folgt seinem beispiel. aber die großherzigkeit, die der dichter, um sein ziel zu erreichen, den markgrafen üben lässt, übersteigt das maß, und für die könige lagen mindestens ebenso gute gründe vor, den kampff zu vermeiden als für Hagen und den spielmann; ganz unmotiviert aber bleibt, warum die beiden, wenn sie schon Rüdiger aus dem wege gehn wollten, seinen 500 mannen die gleiche schonung zu teil werden lassen. ähnliche misstände

widerholen sich nachher, wo die Amelunge eingelassen werden. nur in dem kampf mit Iring erscheint der eingang zur halle als ein natürlicher und angemessener schauplatz der handlung. aus diesem alten bestandteil der sage stammt denn auch jedesfalls die scenerie, die in der oberdeutschen überlieferung die einzige geworden ist und unter ihrem einfluss auch in den schluss der Thids. eingedrungen ist. den nächsten anlass aber den localwechsel aufzugeben gab vermutlich der umstand, dass die gefangenahme Gmthers, in der er ursprünglich begründet war, aufgeschoben und ebenso wie die Hagens dem Berner vorbehalten wurde. der so gewonnene schauplatz wurde dann in der folgezeit fest gehalten, so ungeeignet er auch für die große zahl der helden und die bereicherte handlung war. für Hagen aber erwuchs vielleicht erst aus dieser stellung die rolle des vorkämpfers und wächters der Nibelunge.

Junge scenen. in dem, was von der ankunft der Nibelunge im Hunnenlande erzählt wird, zeigen Nibelungenlied und Thidreks saga große übereinstimmung, weniger im zusammenhang als in den einzelnen abschnitten und wendungen. wie Kriemhild ihre brüder empfängt, nach dem schatz fragt, Dietrich warnt, Etzel sich nach Hagen erkundigt, mit den gästen zu tische sitzt, in diesen scenen berühren sich die beiden überlieferungen sehr nahe, zum teil stimmen sie wörtlich überein. dann aber finden wir im Nib. einige besonders wirksame, mit sichtlicher liebe ausgeführte scenen: wie Kriemhild eine schar Hunnen gegen Hagen und Volker führt, die nachtwache der beiden helden, den kirchgang und die turnierspiele am folgenden morgen, die aristie Dankwarts. diese scenen gehören der jüngsten schicht der sagenentwicklung an, weder in der Thids. noch sonstwo finden wir sie wider, nur die letzte hat nachweislich ältere überlieferung, den überfall der knechte und den tod Ortliebs, benutzt, aber, wie wir gesehn haben, in ganz freier weise und nur als mittel, das eigentliche ziel ist der preis Dankwarts. die vier scenen verfolgen den übereinstimmenden zweck, den jüngeren helden Volker und Dankwart, die im laufe der zeit dem alten Hagen als freund und bruder zur seite gestellt sind, teil an der handlung zu gewähren. in der ersten steht Hagen noch im vordergrund, er fordert den spielmann auf, mit ihm auf der bank gegenüber dem saal der königin platz zu nehmen und sie in feindseliger haltung zu erwarten; das hauptinteresse bleibt in der ganzen scene ihm zugewant, wie es der inhalt verlangt. aber in einigen versen wird Volkers bedeutung stark betont: str. 1737, 4 kehren die Hunnen um, weil sie vom tiedler den tod fürchten, und str. 1706 (die sich allerdings ausscheiden lässt) nennt Kriemhild ihn gar stärker als Hagen. in der zweiten scene tritt er mehr hervor. Hagen behält zwar die ehre, dass er sich zuerst zum wachtdienst meldet, dann aber rückt Volker in den vordergrund. er erfreut

die einschlummernden durch seine kunst, er sieht zuerst die feindlichen scharen und will an sie; er straft sie mit gerechten vorwürfen, wie er sie schon am abend, als sie zum schlafgemach giengen, zurückgescheucht hatte. Hagen muss sich in dieser scene mit der zweiten rolle begnügen. in ganz ähnlichem verhältnis stehn die beiden freunde in der dritten scene. Hagen leitet die handlung ein; wie er sich zuerst bereit erklärt hatte, die wache zu übernehmen, so fordert er hier seine herren auf, die rüstung anzulegen; er ist es, der dem könig Etzel auf seine verwunderte frage antwortet; aber dann übernimmt Volker die führung. er kann die zeit nicht erwarten, dass der kampf ausbricht, und als die Hunnen den angriff nicht eröffnen, sticht er einen von ihnen zu boden. in der vierten scene endlich kommt Dankwart an die reihe. von ihm ist bisher verhältnismäßig wenig gemeldet, um so grofsartiger sind die leistungen, die er hier vollbringt; seine heldenhafte stärke und tapferkeit lässt alles andere hinter sich. Dankwart ist hier also die hauptperson, aber gegen ende der scene gesellt der dichter seinen liebbling, den spielmann, zu ihm und spendet diesem schliesslich in einer reihe von strophen ungemessenes lob. auch Hagen wird bedacht; er behält eine gewisse leitende stellung, indem er das commando im kampf führt und Volker abschickt, seinem bruder die tür hüten zu helfen. so schliessen sich diese scenen augenscheinlich in derselben bahn eng aneinander an. Dankwart und Volker zu liebe sind sie erfunden, neben ihnen steht Hagen, die könige bleiben in diesem vorspiel bei seite.

Entsprechende absicht zeigt der dichter in der auswahl der feinde. die alten helden Iring, Rüdiger und Dietrich, die fremden an Etzels hofe, betätigen sich hier noch nicht; der kampf fällt den Hunnen, den eigentlichen untertanen Etzels, zu, und nicht ungeschickt wird dann diese sonderung am schluss der vierten scene benutzt, um wenigstens einigermaßen zu motivieren, dass alle aufser den Hunnen den saal verlassen dürfen. diese Hunnen aber behandelt die dichtung mit offenbarer animosität und gering-schätzung.

Eine andere eigentümlichkeit hängt hiermit eng zusammen. in der alten sage waren die Nibelunge auf die verteidigung angewiesen. sie gehn ihrem verhängnis zwar nicht ungewarnt und in fester entschlossenheit entgegen, aber die rolle des angreifers fiel Etzel oder seiner gemahlin zu; die Nibelunge brauchten nichts zu tun, um den kampf herbeizuführen. in unsern vier scenen ist ihnen eine andere stellung angewiesen; trotzig und herausfordernd treten sie auf. Hagen hat gar keinen grund, sich dem saal der Kriemhilde gegenüber niederzulassen, als sie zu ärgern und zu reizen. der spielmann möchte schon in der nacht über die Hunnen herfallen, nur Hagens vorsicht hält ihn zurück. beim kirchgang stellen sich die beiden freunde der

königin in beleidigender weise in den weg. der vornehme Hunne, den Volker ersticht, büßt nur den übermut des spielmanns; und endlich erschlägt Hagen Etzels sohn, obwol das kind ihm nichts getan und der könig seinen gästen gegenüber eine schier ungläubliche langmut an den tag gelegt hat. die abwartende zurückhaltung der helden gefiel dem dichter nicht; er wuste, dass die teilnahme der zuhörer sich lieber dem tätigen als dem leidenden helden zuwendet, und gestaltete in diesem sinne seine scene. dem entspricht auch, dass im Nib. abweichend von der Thids. die Nibelungen ihren saal und den zugang dazu beherrschen. in der Thids. sehn sie sich bedrängt und suchen mit sorge das freie zu gewinnen; im Nib. sind sie herren der situation, die feinde stehn bange in der ferne und lassen sich selbst durch übermütige scheltworte nicht zum angriff verleiten. bis zum kampf mit Iring hält diese kecke stimmung vor; dann schlägt sie plötzlich und unmotiviert um.

So zweifle ich nicht, dass diese vier scenen von demselben dichter entworfen sind. von gleichem wert sind sie freilich nicht; die vorletzte ist schwächer als die drei andern, und in der ersten, die sich mit einer ähnlichen auf älterer vorlage beruhenden vergleichen lässt, zeigt sich die kunst des dichters am vorteilhaftesten. schon ehe Kriemhild die Hunnen gegen Hagen und Volker führt, hat eine begegnung zwischen ihr und Hagen stattgefunden. aber an dieser ersten stelle spielt sich die handlung in wenigen strophen ab, sie bildet nur einen teil in der begrüßung der brüder; hier ist sie zum gegenstand einer selbständigen, breit ausgeführten scene gemacht. dort heist es kurz: 'die schöne Kriemhild gieng mit ihrem gesinde, die Nibelunge mit falschem mut zu begrüßen'; hier wird geschildert, wie sie, die krone auf dem haupt, von der treppe ihres saales hinabsteigt und an der spitze der bewaffneten über den hof den männern entgegengeht, wie Hagen das schwert über die beine legt und Volker seine waffen an sich zieht. vortrefflich wird dann ausgeführt, wie die Hunnen, die so bereitwillig der aufforderung ihrer herrin entsprochen hatten, von furcht und zagen ergriffen werden und sich bange zurückziehn¹. ohne frage gehört die scene in ihrer leben-

¹ die ansicht, die ich früher hegte, dass die beiden scenen erst nachträglich von einem contaminator zusammengefügt seien, ist unhaltbar. sie decken sich zwar zum teil, doch waren sie augenscheinlich von anfang an dazu bestimmt, neben einander zu stehn. die erste dient nur dazu, die gesinnung der hauptpersonen aus licht zu stellen, in der andern führt die gesinnung schon zu taten. dort steht Kriemhild allein Hagen gegenüber, hier sollen ihre mannen aus Hagens mund das zeugnis seiner schuld vernehmen. von den beiden motiven, dem verlangen nach dem schatz und der trauer um Siegfriids mord, kommt dort lediglich das erste, hier nur das andere zur verwendung, in der jüngeren nur das jüngere, das allmählich zum hauptmotiv geworden war. so fügen sich die beiden scenen zu einander. die verschiedenheit in der darstellung erklärt sich aus ihrem verschiedenen verhältnis zur überlieferung. die erste beruht wesentlich auf alter sage, in

digen anschaulichkeit zu den anziehendsten theilen des liedes, und dasselbe gilt von der zweiten und vierten. aber neben der virtuosität in der ausführung des einzelnen macht sich eine auffallende gleichgiltigkeit gegen zusammenhang und motivierung geltend. nur weil der dichter das bedürfnis hat, eine besondere begegnung zwischen Hagen und Kriemhild zu veranstalten, sondern sich die beiden helden von ihren herren ab, und diese müssen geduldig auf dem hofe warten, bis er fertig ist. auch die nachtwache Hagens und Volkers wird durch eine jähe wendung herbeigeführt; denn die art wie Giselher str. 1765 seine besorgnis ausspricht, befremdet nach der ungetrübt heiteren scene, die unmittelbar vorangeht. in die ärgsten unwahrscheinlichkeiten aber verwickelt sich, wie wir gesehn haben, der dichter in der letzten scene. auf eine würksame aufsenseite war sein augenmerk mehr gerichtet als auf feste innere fügung. in der natur der volkstümlichen epik findet diese art der kunstübung ihre erklärung und entschuldigung. entwicklung und wachstum der sage führten von selbst zu lockerem zusammenhang und verschiedenartiger ausbildung einzelner theile. die dichter, die aus ihren vorträgen ein gewerbe machten, waren ebenso daran gewöhnt wie das publicum, das sich an ihrem vortrage erfreute. so sind consequent und einheitlich durchgeführte werke hier weder zu erwarten, noch irgendwo überliefert.

Aber wie sehr auch die aufmerksamkeit der dichter und zuhörer auf die einzelnen scenen gerichtet sein mochte, im hintergrunde der arbeit und des genusses stand doch immer das ganze, und der sänger, der die dichtung um eine neue scene bereicherte, wird auch, der eine mehr, der andere weniger, dafür gesorgt haben, dass dieselbe nicht unvorbereitet eintrat. auch für unsere vier scenen lässt sich diese vorbereitende sorge im Nib. nicht vermissen. zuerst ist hier die stelle zu erwähnen, wo Kriemhild von Etzel empfangen wird. dem könige voraus eilen die hunnischen reiterscharen, dann kommen Hawart, Irnfried und Iring mit ihren mannen, ferner Blödel, endlich der könig selbst und herr Dietrich mit allen seinen gesellen; augenscheinlich eine reihenfolge nach rang und wert. es ist dieselbe ordnung, die nachher in den kämpfen beobachtet wird, Dietrich zuletzt, Iring

der andern hat ein jüngerer dichter ihr eine variation zur seite gestellt, und für die ausführung der eignen erfindung hat er seine ganze kunst zusammen genommen. — auch das ist zu beachten, dass der verfasser seine kenntnis guter sitte an den tag legen will. in der ersten scene begegnen rohe worte: *ich bringe in den liuvel* antwortet Hagen auf die frage, was er mitbringe, und Dietrich schilt die königin ein teufelsweib; dergleichen kommt in der zweiten scene nicht vor; was höfischer anstand verlangt, wird beachtet, wenn auch nicht befolgt, und es ist bezeichnend, dass der dichter den spielmann darauf hinweisen lässt. er fordert Hagen zu ehrerbietigem grufs auf, denn darauf habe die königin anspruch und ihnen selbst gereiche es zur ehre. das ist dieselbe gesinnung, die sich in der umgestaltung der scene von Ortliebs tode kund tut.

in der mitte, die Hunnen zuerst, nur dass Blödel hier als Etzels bruder unmittelbar vor diesem genannt wird (übrigens erklärt Lachmann die strophe für unecht). als die führer der reitervölker aber werden Ramunc, Gibeke und Hornboge genannt, helden, die in älteren zeugnissen nicht vorkommen und auch im Nib. nur noch einmal, eben in einer unserer vier jungen scenen, erwähnt werden. — deutlichere beziehungen nimmt man bald nachher wahr. als die Nibelunge gegen Hagens rat die reise ins Hunnenland beschlossen haben, stand Hagen ärgerlich auf 'und gieng hinein in die halle zu seinem blutsfreunde Folker, und sprach zu ihm: du wirst mit uns ins Hunnenland fahren wollen, wie könig Gunnar nun auf Grimhilds botschaft beschlossen hat, und mit uns sollen alle unsere mannen fahren und sich nun schleunig wappnen und rüsten; aber die allein dürfen fahren, die zu streiten wagen'. so erzählt die Thids. c. 361. im Nib. entsprechen str. 1415—1417. aber unser dichter hat den späteren ereignissen gemäfs geändert. da in seiner dichtung auch Dankwart berufen war, eine rolle zu spielen, wollte er ihn in dieser einleitenden scene nicht übergehn. Hagen wendet sich nicht mehr an seinen freund Volker, sondern an den bruder Dankwart; Volker, der edle spielmann, kommt dann erst in den folgenden stropfen. beachtenswert ist auch die art, wie der dichter ihn einführt. erwähnt ist er früher schon hier und da, hier aber wird er zum ersten mal als spielmann bezeichnet, und in einer ganzen strophe (1417) belehrt der dichter seine zubörer, wie sie das zu verstehn haben. so sind wir vorbereitet und berechtigt von diesen drei mannen der burgundischen könige auch weiterhin zu hören. — auf der reise werden sie nicht vergessen. die ältere überlieferung erzählte von Hagens begegnung mit den meerweibern, dem fährmann, dem wächter Eckewart; andere helden neben ihm kamen nicht vor. im Nib. finden wir eine neue scene: die reise durchs Baierland und den kampf mit Else und Gelfrat, durch welche Volker und Dankwart gelegenheit finden sich hervorzutun. auch bei dem besuch in Bechelaren spielen sie ihre rolle. während in der Thids. der markgraf und seine frau in der stille der kammer die verlobung ihrer tochter verabreden, regt im Nib. der heitere Volker die heirat an, und zum abschied tritt er als spielmann auf und empfängt spielmanns lohn, sieben goldringe. Dankwart aber, der marschall, macht sich breit durch seine sorge für das gesinde (str. 1598 f. 1627 f), stellen, durch welche der dichter zugleich verrät, dass ihm auch die gunst dieser leute nicht gleichgiltig war (vgl. str. 1674 und L. s. 282 f). alles das erscheint als vorbereitung zu den vier glänzenden scenen, die den alt überlieferten kämpfen mit Iring, Rüdiger und Dietrich vorangehn. mit diesen scenen ist das ziel erreicht. die dichtung lässt Volker und Dankwart nicht ganz fallen, aber sie verrät kein interesse mehr an ihnen, namentlich nicht mehr an Dankwart.

Volker erhält noch einmal eine gute und charakteristische verwendung in dem wortwechsel mit Wolfhart (str. 2202 f), der ganz mit derselben frische und lebendigkeit ausgeführt ist wie die vier hauptscenen; Dankwart wird nur mit mühe weitergeschleppt.

So erstreckt sich der einfluss dieser vier jungen scenen über den zweiten teil des Nibelungenliedes, und sie bekunden für diesen, ähnlich wie die Siegmundsscenen für den ersten, dass er nicht aus einzelnen liedern verschiedener verfasser zusammengefügt ist. freilich mag man zugeben, dass dieses zeugnis doch weniger sicher ist. denn die consequente durchführung eines planes, der die alte überlieferung offenbar schwer schädigte, schließt die annahme mehrerer verfasser sicherer aus, als die zweckmäßige vorbereitung an und für sich guter erfindungen.

Ich breche hier ab und fasse nur noch kurz mein urteil über das vorliegende werk zusammen. die forschung ist dadurch meines erachtens wenig gefördert; dagegen scheint es durch die stäte rücksicht auf die ältere sage wol geeignet, das verständnis für volkstümliche epik zu wecken und in weiteren kreisen zu verbreiten. lesern, die sich für unsere ältere litteratur interessieren, ohne zeit oder neigung zu eingehendem studium zu haben, sei es bestens empfohlen.

Bonn, d. 25. october 1891.

WILMANS.

Der bilderkreis zum Wälschen gaste des Thomasin von Zerclaere. nach den vorhandenen handschriften untersucht und beschrieben von ADOLF VON OECHELHÄUSER. mit 8 tafeln. Heidelberg, GKoester, 1890. 86 ss. u. 5 bll. 4^o. — 15 m.*

Die hier angezeigte schrift beansprucht das interesse der germanisten wie dasjenige der kunsthistoriker.

Der Wälsche gast des Thomasin von Zerclaere, domherrn von Aquileja, welcher von 1215 auf 1216 sein lehrgedicht verfasste und vor 1238 starb, ist bekanntlich durch HRückert (Quedlinburg 1852) zum erstenmale auf grund von 12 hss. und bruchstücken herausgegeben worden. seither hatte man noch eine Eichstädter hs. (Pertz Archiv 9, 559) und ein Pesther fragment (Zs. 26, 151)** geglaubt nachweisen zu können; indessen ist die angebliche Eichstädter hs. wol identisch mit einer schon Rückert bekannten Ulmer (j. Münchener). Öchelhäuser ist in der lage gewesen, zwei neue zeugen aufzuweisen: eine pergamenths., die 1882 aus der sammlung des herzogs von Hamilton nach Berlin kam, dort bis 1888 aufbewahrt wurde und zu denjenigen codd. gehörte, welche das kupferstichcabinet einem für die damalige preussische

* [vgl. Centralbl. f. bibliotheksw. viii 11 ff (KBurdach).]

** [dazu treten jetzt noch die Wolfenbüttler pergamentbruchstücke Zs. 32, 106. R.]

regierung nichts weniger als ehrenvollen machtworte zufolge wider verkaufen musste; sie prangte in einem der letzten Quaritsch'schen kataloge für den preis von £ 450. eine zweite hs. (papiercod.) besitzt die Karlsruher hof- und landesbibliothek; dieselbe stammt aus SPeter im Schwarzwalde. von diesen 14 codd. sind zehn illuminiert, und mit den illustrationen derselben beschäftigt sich Ö.s schrift speciell, während sie die philologische seite nur insofern berücksichtigt, als es das interesse der kunsthistorischen kritik gebot. höchst belehrend und interessant ist nun das aus dem vergleichenden studium dieser illuminierten codd. gewonnene resultat, dass bei sämtlichen mss. eine strenge übereinstimmung in der zahl, reihenfolge und anordnung der illustrationen vorhanden und dass als gemeinsamer ausgangspunct eine verloren gegangene hs. anzusehen ist. der nachweis dieser tatsachen ist s. 15—72 auf die eingehendste und sorgfältigste weise geführt. so konnte festgestellt werden, dass 1. die auswahl und reihenfolge der bilder in allen hss. dieselbe ist (auch die illustrationslücken der Karlsruher papierhs. stimmen dazu); 2. dass die übereinstimmung der bilder in den verschiedenen hss. sich nicht nur in der allgemeinen anordnung der figuren und gegenstände, sondern auch bis in die einzelheiten hinein verfolgen lässt; 3. dass die beischriften und schriftzettel der bilder in allen hss. gleichlautend sind.

Diese ergebnisse sind nach verschiedenen seiten beachtenswert. 'in bezug auf die textkritik', bemerkt der verf. am schlusse seiner abhandlung, 'bedarf es nur einer erinnerung an das S1 bild, wo die vergleichsweise angeführte eule auch in den mss. abgebildet erscheint, welche aus unverstand des vergleiches das wort *iule* in *unwille* oder *spot* verwandelt haben und daher zur darstellung einer eule keine veranlassung hatten. die lesart *iule* kann somit, trotzdem die älteste und beste hs. die lesart *unwille* aufweist, unbedingt als die ursprüngliche bezeichnet werden, ein resultat, zu dem Rückert auf anderm wege, nämlich durch seine sprachlichen untersuchungen, gleichfalls gekommen ist. aber auch für die bestimmung der zeitlichen und örtlichen herkunft ist die aus der vergleichenden bilderkritik gewonnene feststellung der abhängigkeit der hss. von einander von großer wichtigkeit. die constatierung des verwantschaftsgrades der bildersfolgen zweier hss. kann schliesslich auch die textliche verwantschaft aufklären, sodass die vorstehenden untersuchungen der philologischen kritik wol auch bei aufstellung eines stammbaumes aller hss. des Wälschen gastes bestimmte anhaltspuncte darzubieten geeignet sein werden'.

Die dankenswerte untersuchung, die Ö. dem bilderkreise zum 'Wälschen gast' zugewendet hat, gibt indessen veranlassung zu einer weitem betrachtung.

Philologen, historiker, archäologen, kunsthistoriker haben,

namentlich was die hinterlassenschaft des mittelalters anlangt, bisher meistens ihre arbeit jeder für sich geleistet, ohne sich sonderlich um den nachbar zu kümmern; schon aus dem grunde, weil die vereinigung der erforderlichen kenntnisse und fähigkeiten kaum in dem einen oder andern forschler platz griff. unser 'erster historiker' ist gleich ein schlagendes beispiel dieser einseitigkeit. Leopold vRanke hat sein ganzes leben hindurch mit den monumenten keine nähere fühlung gehabt. wie sehr er sein eigenstes werk dadurch geschädigt, muss jetzt jedem leser der 'Weltgeschichte' sich aufdrängen. die darstellungen unserer mittelalterlichen, bezw. christlichen kunstgeschichte wimmeln von torheiten. weil ihre verfasser von den anschauungen, lehren, bräuchen, welche jene zeiten beherrschten, keine oder nur sehr oberflächliche kenntnis besitzen. jetzt, wo man seit den letzten jahrzehnten angefangen hat, die gesamte schriftliche wie monumentale hinterlassenschaft der vergangenheit in urkundensammlungen und kunsttopographien festzulegen, stellt sich erst recht die unhaltbarkeit des früheren verfahrens heraus, und es zeigt sich auf schritt und tritt die notwendigkeit, das studium der schriftlichen urkunden mit dem der monumentalen zu verbinden, will man ein abgerundetes und gesichertes bild der vergangenheit und ihrer cultur gewinnen. man wird ohne zweifel erwidern, dass das binsenwahrheiten sind, die sich von selbst verstehn und die bereits längst in der behandlung der culturgeschichte zum durchbruch gekommen sind. in wärklichkeit ist das nur zum teil wahr. das eindringen der kunsthistoriker in die litteratur, das der philologen in das gebiet der kunst besteht tatsächlich meist nur in einer oberflächlichen kenntnisnahme von gewissen allgemein bekannten oder leicht ersichtlichen tatsachen; noch öfter nur in erörterungen allgemeiner natur und von sachlich wenig fördernder verschwommenheit. soll ich bemühungen nennen, die mir von wärklichem erfolg begleitet erscheinen, so möchte ich auf die arbeiten ASpringers, HGrimms, EMüntz zur geschichte der renaissance hinweisen. die aufgabe aber, welche mir für das mittelalter vorzuliegen scheint, liegt m.e. wesentlich darin, dass an den wanderungen und wandelungen der form und der formen wanderung und wandlung der ideen aufzuweisen ist. Anton Springers untersuchungen über die illustrationen der psalter- und genesishandschriften haben in dieser hinsicht bahnbrechend gewürkt. Giovanni de' Rossis großes inschriftenwerk hat, namentlich im zweiten bande, durch feststellung und vergleichung des durch ganz Europa verbreiteten epigraphischen und epigrammatischen materials für das erste jahrtausend unserer zeitrechnung eine für gewisse partien der mittelalterlichen culturgeschichte und kunst höchst wichtige grundlage geschaffen, wie sich denn überhaupt mehr und mehr herausstellt, dass die bisher so vernachlässigten inschriften des mittelalters ein nicht zu unterschätzender wegweiser

sind für die verbreitung von ideen, namentlich in jenen jahrhunderten, wo die schriftliche überlieferung nur spärlich und fragmentarisch ist. die verschleppung und nachbildung der inschriften wird weiter zu einem mächtigen hilfsmittel, um die filiation der kunstvorstellungen zu erkennen. in derselben richtung aber sind die bilderhandschriften vom allergrösten wert. in all diese dinge wird man erst volle einsicht gewinnen, wenn wie für die litteratur, so nun auch für die verschiedensten zweige der kunstübung und der epigraphik, numismatik usw. vollständige und zuverlässige publicationen bezw. monumentale urkundenbücher vorliegen. die jetzt in beinahe allen deutschen staaten mit eifer und meist mit erfreulichstem erfolg eingeleitete hier und da schon durchgeführte inventarisierung der kunstdenkmäler war der erste und notwendigste schritt in dieser richtung. ihm werden andere folgen müssen. ich denke dabei zunächst an beschreibende verzeichnisse der bilderhandschriften, an epigraphische urkundenbücher, wie ich ein solches in diesem augenblick für die Rheinlande herausgebe, endlich an systematische veröfentlichung der älteren wandmalereien, bildwerke usw. mit anderen worten: es muss für das monumentale gebiet ganz das nämliche unternommen werden, wie für die litterarischen quellen der nationalen geschichte, und unsern 'Monumenta Germaniae' mit ihren Scriptorum, Legum, Epistolarum usw. muss eine zweite serie von monumentalen quellenpublicationen zur seite gestellt werden. der gedanke ist, in anderer form, bereits vor mehreren jahren durch den verdienten director unsers germanischen nationalmuseums, von Essenwein, angeregt worden; die damals in Berlin unterbreiteten vorschläge bewegten sich indessen in einem zu weiten rahmen und forderten geldmittel, deren höhe erschreckend wirkte, sodass der ganze plan als undurchführbar zurückgelegt wurde. richtig verstanden, richtig angefasst, in weiser beschränkung ist aber das unternehmen durchzuführen. was wir einstweilen tun, sind vorarbeiten dazu, und die beschreibung und untersuchung der Heidelb. hss., welcher sich prof. vÖchelhäuser unterzogen und welche ihn auch auf die heute hier angezeigte arbeit geführt hat, ist als ein schöner und dankenswerter beitrag zu dieser topographie und statistik der monumente dankbarst zu begrüßen.

Freiburg i. B.

FRANZ XAVER KRAUS.

Die deutschen volkslieder vom dr Faust, von ALEXANDER TILLE. Halle a. S., MNiemeyer, 1890. VIII und 207 ss. 8°. — 5 m.*

Die liste der excès de zèle, die jüngst den deutschen Faustforschern von einem französischen mitforscher nachgesagt worden

* [vgl. GGA 1890 nr 26 (JMinor). — Lit. centr. 1891 nr 32 (C).]

sind, hat sich um eine bedeutende nummer vermehrt: T.s buch über die deutschen volkslieder vom drFaust steht selbst in der deutschen forschung so vereinzelt, dass es einer recht aus ihrer mitte erwachsenen kritik den anlass gab, unserer wissenschaft zur umkehr zu raten. dieser rat erschien um so dringlicher, als T.s arbeit dort für eine vorzüglich geführte untersuchung erklärt wurde, von der nur gutes gesagt werden könnte; sie sei trotzdem zu verwerfen, weil der ästhetische wert ihres gegenstandes gleich null sei und die Faustsage auch stofflich keine einwirkung von dieser seite erfahren habe. zur abwehr des ersten teiles dieser begründung genügt ein hinweis auf das urteil Goethes; die zustimmung zum zweiten teil wird davon abhängen, ob man das in ihm anerkannte ergebnis von T.s untersuchungen für sicher ansieht. um hierüber zu einem urteil zu gelangen, genügt es allerdings nicht, wenn man den T.schen wunderbau aus scheuer ferne anstaunt. beim ersten lesen des buches wird durch eine biedere breitspurigkeit, die sich schwerfällig schritt für schritt hinschleppt, durch eine pedantische penibilität, die für jede kleinigkeit ihre brillengläser dreimal putzt, jeder verdacht, der hier und da luftige constructionen wittert, schon im keime erstickt. aber schon bei der zweiten besteigung dieses 'Eiffelturmes von conjecturen und reconstructionen' merkt man, wie er in seinen fugen kracht; und klopft man mit dem kritischen hammer daran, so klingt es überall brüchig; am ende bedarf es keiner Simsonskräfte, um den ganzen bau niederzulegen.

Die einleitung (s. 1—11) will einen überblick über geschichte und gegenstand der forschung geben. der bescheidene ruhmes-titel eines geschichtsschreibers dieser kleinen wissenschaft muss T. versagt werden, da er die ganze darstellung zur einkleidung eines löbchens misbraucht, dessen annahme der adressat als ab-gesagter feind 'litterarischen humbugs' gewis verweigern wird; denn in Creizenachs anspruchlosen zusammenstellungen von parallelen, die auf jede schlussfolgerung ausdrücklich verzichten, kann um so weniger ein höhepunkt der forschung erblickt werden, als deren wirkliche grundlage erst mehrere jahre später durch die veröfentlichungen von Schlossar, Jettles und Engel gegeben wurde. auch in der umgrenzung seines arbeitsgebietes ist T. unglücklich, wie sich bei den einzelnen nrr wird zeigen lassen.

Die erste hälfte des buches beschäftigt sich mit dem eigentlichen volksliede vom drFaust, das in zwei fassungen, die auch inhaltlich sich wesentlich unterscheiden, überliefert ist: in einer kurzen durch Arnim und Brentano im Wunderhorn; in einer langen auf vier verschiedenen blattdrucken, die von den eben genannten drei forschern veröflicht wurden. im ersten abschnitt (15—39) behandelt T. die überlieferung der längeren fassung. wenn man T.s beschreibungen der drucke als peinlich sorgfältig gerühmt hat, so würde dieses urteil nur dann auf zustimmung rechnen können,

wenn man zu dem 'peinlich' hinzusetzen wollte: für den gesunden philologenverstand. mag es noch hingehn, wenn neben den dimensionen des druckes auch die des blattes auf millimeter angegeben werden, wenn zwischen 'dünnem, weißem, rauhen' und 'glattem, starkem, etwas ins gelbliche scheinendem weißem' papier unterschieden wird; wenn jedoch die ängstlich aufgespürten längsriefen und der rahmen eines holzschnittes auf den zehnten teil eines millimeters ausgemessen werden, so ist der boden der philologie verlassen und ein gebiet betreten, in dessen wappen sich mit der lupe, die T. wenigstens bildlich gern verwendet, das instrument kreuzen muss, mit dem T. diese messungen ausgeführt hat. überflüssig wie die besprochenen übertreibungen ist die titel, seitenanfänge und -schlüsse anführende beschreibung eines druckes, von dem im anhang ein neudruck von facsimile-artiger treue gegeben wird; überflüssig die durch buchstabenaus-zählung geführte erwägung der frage, ob auf einem verlorenen blatt die aus einem andern druck zu ergänzende geschichte platz gehabt hätte, da doch diese ganze correctorenweisheit durch die annahme eines wechsels in der schriftart (vgl. s. 35 f) umzustofsen ist; überflüssig endlich die vorführung der '31 abweichungen vom original', die Engel sich hat zu schulden kommen lassen: aus dem erwähnten neudruck konnte das jeder leser, der sich für die fortschritte als solche interessiert, selbst herausfinden.

Zur sache wendet sich T. erst mit dem versuch, den druck A auf grund der mundartlichen formen örtlich und zeitlich festzulegen. ganz abgesehn von dem principiellen einwand, den sich T. selbst macht, dass nämlich eigentümlichkeiten des druckes eben so gut aus einer vorlage wie aus der heimat zu erklären sind, ist gegen seine darstellung der vorwurf zu erheben, dass er über das beweisbare hinausgeht, wenn er nicht auf Oberdeutschland im allgemeinen, sondern auf Tirol im besonderen schließt¹. für die bestimmung der zeit des druckes weist T. auf die zusammenstellung Fausts mit dem marschall von Luxemburg in der letzten strophe hin, die er auf die 1733 erschienenen Gespräche im reiche der toten zurückführen möchte. eher kann er aus seinen beobachtungen über das auftreten des kommas, vorausgesetzt, dass sein beobachtungsmaterial umfangreich genug war, einen schluss ziehen. er kommt aber bei alledem nicht viel über Engels datierung hinaus.

Ganz haltlos ist örtliche und zeitliche datierung des druckes B, der nur in einem abdruck nach einer nunmehr verlorenen abschrift von Jeitteles erhalten ist. nachdem T. auch diesem druck Tirol und die umliegenden genden zur heimat bestimmt

¹ dabei sind seine localisierungen der beobachteten eigentümlichkeiten nicht einmal immer richtig: die form *Comedi* aus der nähe der italienischen grenze, 'jenseits derer das wort ja *comedia* lantet', herleiten zu wollen, kann doch nur jemand einfallen, der keine ahnung davon hat, dass es sich um eine in ganz Deutschland seit jahrhunderten gewöhnliche form handelt.

hat, stellt er zur zeitlichen festlegung die orthographische modernisierung von B gegen A dar. wenn nun T. selbst einsieht, es sei bei den anführungen aus B zu beachten, dass sie sich nicht auf den originaldruck stützen, so ist nicht erklärlich, weshalb er A Jettles so gut wie zehn nicht auch hundert modernisierungen zutraute, da doch dessen abschrift eine so ungenaue ist, dass sie nicht einmal den titel vollständig wiedergibt. T. setzt dann B auf grund des orthographischen befundes, der höchst wahrscheinlich eine bei der abschrift entstandene mischung von alter und neuester schreibung darstellt, mit wenig bedenken in die jahre 1750—1760. mit demselben recht kann man Münchs modernisierten Hutten etwa ins jahr 1600 setzen.

Bei der beschreibung des druckes C, der im original erhalten ist, kann T. wider all seine künste spielen lassen: 'das papier ist stark, von grauer farbe, mit bläulichen fasern durchzogen und hat kein wasserzeichen. schmale aber deutliche querriefen durchziehen es, und die ebenfalls gut erkennbaren längsriefen sind 2,5 cm von einander entfernt. das blatt ist jetzt 16,8 cm hoch und 10,4 cm breit. einst war es jedoch über einen cm höher. dies ergibt sich daraus, dass das innere doppelblatt oben scharf über dem druck beschnitten ist und unten einen 2,7 cm breiten rand hat'. wem stünde nun das blatt nicht vor augen? allerdings die hauptsache, die allein der erwähnung wert ist, fehlt: die breite und höhe des druckes. letztere lässt sich freilich durch ein subtractionsexempel allenfalls noch erschließen: $16,8 - 2,7 = 14,1$; auf genauigkeit bis auf die zehntelmillimeter muss für dieses mal mit T. verzichtet werden. die entstehungszeit von C sucht T. durch eine lange untersuchung über das vorher ausführlich beschriebene titelbild zu bestimmen; da sie ohne ergebnis verläuft, misst er das alter des druckes an dem später besprochenen Faustlied m, das in der gleichen druckerei entstanden ist, mit folgenden gründen: 'das papier von i C ist älter als das von m. die farbe (grau mit feinen bläulichen fasern) ist bei beiden gleich, aber das von i C ist stärker und rauher'; 'die lettern von i C sind gröfser und älter als die von m, wenigstens im allgemeinen'; 'dazu kommt weiterhin, dass i C noch die einzelnen verse nicht absetzt, während m dies bereits tut'. der zweite satz mit seinen folgerungen ist unverständlich; hinsichtlich der andern ist zu bemerken, dass es auch heute fortlaufend gesetzte hederdrucke und recht starke und rauhe papiersorten gibt.

Für den druck D, der nur in einem von Schlossar besorgten neudruck erhalten ist, wagt T. die ortsbestimmung nicht mehr nach den mundartlichen formen vorzunehmen, da er nachgerade erkennt, dass sie allen drucken, wahrscheinlich aus der vorlage, anhaften, und verfällt nun auf das noch schlechtere auskunftsmittel, vom fundort auf den druckort zu schliessen, dh. von Admont auf Steiermark¹. gegen die datierung aus dem ortho-

graphischen bestand auf die zeit um 1830 gilt der gleiche einwand wie bei dem Jeitteleschen druck.

Nachdem T. in dieser weise die überlieferung der vier drucke behandelt hat, wendet er sich zur untersuchung ihres verwandtschaftsverhältnisses (s. 39—47). man wird T. zugeben können, dass A und B nahe mit einander verwant sind. wenn er sich aber für $A > B$ gegen $B > A$ entscheidet, weil er ein einziges e, durch das eine beträchtliche reimverwirrung veranlasst wird, nicht auf rechnung von Jeitteles setzen will, so wird man um so mehr betonen müssen, dass die übrigen vier von T. als bedeutsam herangezogenen varianten sich eben so gut für $B > A$ verwerthen lassen. gegen die ansetzung $B > A$ darf T. seine daterung nicht geltend machen, da sie sich gerade für B als gänzlich haltlos erwiesen hat. während man nun weiter T. in der annahme, dass C und D zu A gehören und dass weder $C > D$ noch $D > C$ anzunehmen ist, unbedenklich zustimmen kann, wird man doch um die drei gemeinsamen varianten von C und D gegen A nicht ohne ansetzung einer verlorenen vorlage für CD herumkommen. ich möchte also T.s bild \overbrace{BCD}^A folgenden stammbaum gegenüberstellen: $B > A > Z > CD$.

Dieser erste stammbaum bezeichnet bei T. die stelle, wo er, mit den milden worten des anfangs erwähnten kritiklers zu sprechen, schon auf eine minder sichere basis gerät: er unternimmt 'die widerherstellung des (relativ) ursprünglichen textes von r' (s. 47—50). T. glaubt die selbstgestellte aufgabe dadurch zu lösen, dass er das lied nach einer gewissen idealen norm von reim, metrik und orthographie säuberlich durchcorrigiert. in seiner sünden blüte zeigt sich dies verfahren bei dem letzten puncte, indem teils nach orthographischen regeln der gegenwart, teils nach der mehrzahl der fälle im gedichte selbst eine anachronistische normalisierung unbarmerzig durchgeführt wird. gerade hier lässt sich am klarsten erkennen, wie verfehlt diese auch in fragen der höheren kritik verwendete methode ist, die als 'methode der idealen forderung' gekennzeichnet werden darf: man stellt an den längst verstummen dichter ideale forderungen, die er bei lebzeiten niemals hätte befriedigen können, und bestreitet sie dann

¹ wenn T. zur angeblichen bestätigung seiner vermuthung anführt, dass die änderung *gshorn* zu *geschworn*, die sich in D wie in C befindet, nur im Oberösterreichisch-Steirischen erklärlich ist, wo man *scheren* = 'quälen' nicht mehr verstanden haben soll, so ist darauf hinzuweisen, dass C wie D sogar das verb *scheren* selbst S, 4 richtig bewahrt haben. dazu kommt, dass gerade diese eigentümlichkeit auf eine gemeinsame vorlage zurückzuführen ist, die trotz T. später angenommen werden muss. dass übrigens ein schwanken zwischen *schwören* und *scheren* auch ohne mundartlichen einfluss sehr nahe liegt, zeigt Zarneke *Narrenschiff* cxxv^b.

aus seiner tasche, die man ihm zuvor mildtätig aus eigenen mitteln gefüllt hat, um ihn nicht insolvent erscheinen zu lassen.

Nach einer kurzen, von den 'besserungen' des vorigen abschnittes beeinflussten darstellung des stropfen- und versbaues von 1 (s. 50—53) beginnt 'die vorgeschichte des liedes 1' (s. 53—63). zunächst sucht T. 'formelle spuren einer älteren gestalt'. die letzte strophe (nr 21), die durch eine überfülle von auf tacten und senkungen sowie durch abweichende rechtschreibung schwer belastet erscheint, lässt T. als erstes opfer fallen. die urteilsgründe sind teils schwach teils gefälscht: die metrische überlastung erklärt sich vollkommen aus der fülle des in der letzten strophe unterzubringenden stoffes. wenn ferner die formen *Schrocken* und *Stucken* angeführt werden, so bemerkt T. (s. 23) selbst, dass auch 19, 2 *Stuck* steht; die eine form *Schrocken* kann dann um so weniger beweisen, als sie auch als druckfehler zu erklären ist. 'zweimal *Teuffel*, während sonst das ganze lied die schreibung *Teufel* hat': 'sonst' dh. zweimal, eine wirklich sehr auffallende erscheinung bei dem orthographischen zustande dieses liedes! aus metrischen gründen werden auch die str. 14—16 verdächtigt. dazu kommt für str. 14: '*Luft* als f. gebraucht, während es sonst (dh. zweimal) im ganzen liede m. ist'. der gedanke an einen druckfehler liegt natürlich weit ferner als der an 'eine spätere einschiebung'. in peinlichen anklagezustand werden die str. 16—18 versetzt wegen des reimüberflusses der ungeraden kurzzeilen und der stümperhaften reimerei der geraden: 'derselbe mann wird beide auffälligkeiten zugleich schwerlich geschaffen haben'; folglich ist eine 'zerzerrung' anzunehmen. bei alledem ist noch die kleinigkeit unbeachtet geblieben, dass es sich bei dem 'reimüberfluss' zumeist um rührende reime handelt, mithin um eine erscheinung, die der 'stümperhaften reimerei' nicht entgegengesetzt, sondern als dichterisches armutszeugnis eng verwant ist. ohne sich auf genauere fixierung des idealistischen bildes, auf das er hinzielt, erst einzulassen, setzt er das verhör fort und findet weiter die stropfen 5—7 höchst verdächtig, weil sie sämtlich in den zweiten hälften an den geraden stellen *Freud*: — *eit* reimen. eine 'breitzerrung' wird auch hier zu hille genommen. 'nun ist es ja allerdings sehr wol möglich, dass der verfasser eines liedes, dem sonst leicht reime zu gebote stehn, einmal doch nicht gleich einen solchen zur verfügung hat und, um sich nicht stören zu lassen, sich selbst ausschreibt'. warum diese möglichkeit nicht auch bis zum dritten falle ausgedehnt werden könnte, bleibt um so unklarer, als der dichter des liedes ein guter versifex doch nur von T.s idealisierenden gnaden ist: str. 16—18 und 5—7 zeigen eben einen dichter, dem reime durchaus nicht leicht zu gebote stehn. wenn T. endlich den umstand, dass die ausgänge von 5, 7 und 6, 5 sich reimen, dazu benutzt, um die betreffenden verspaare zu einer halbstrophe zusammenzuführen, so macht er

einen einspruch überflüssig durch die versicherung, dass er selbst 'keinerlei bürgschaft übernehmen möchte'. nachdem T. dann auch str. 12, die formell und inhaltlich der idealen forderung nicht genügt, als 'sehr verdächtig' um eine halbe strophe gekürzt hat, ist sein besserungsdurst gestillt, und eine schon vor das tribunal beschiedene stelle wird frei gelassen: 'möglich ist die beeinflussung natürlich, aber für mit irgend welcher wahrscheinlichkeit erwiesen darf man sie nicht halten'.

Noch unbarmherziger wird T., sobald er über die 'entwicklung der handlung in A und ihre mängel' zu gerichte sitzt. schlägt ihm auch einmal das gewissen: 'mit der forderung einer kunstdarstellung darf man an das lied nicht herantreten', so räumt er doch gerade von da an um so rücksichtsloser mit dem 'verdächtigen' auf. das gesetzbuch, auf das die urteile sich gründen, ist wider jenes bewährte breviarium logico-aestheticum für den durch die dichtung reisenden philologen, handbüchlein zur restauration alter litteraturdenkmäler. hätte er sich doch lieber bemüht, den dichter an seinen eigenen absichten zu messen, wie sie in einem von ihm allerdings nicht benutzten teile der dichtung klar ausgedrückt sind, im titel nämlich, in dem es heist, dass von Fausts tyrannischer herrschaft über die geister erzählt werden solle. hiernach ist nicht nur die haltung des liedes im allgemeinen, sondern vor allem diejenige der hauptgeschichte zu beurteilen, wie sich noch zeigen wird. unbewusst dieses grundsatzes wandelt T. durch den garten der dichtung, und vor seinem mutig geschwungenen ästhetischen masstab fallen die verse wie die mohnköpfe. 'die bunte längere einleitung' lässt er, obgleich sie als anspruchslose aneinanderreihung verschiedener quälereien der teufel dem ideal höheren balladenstils 'nicht ganz angemessen' erscheint, noch durchgehn. aber schon die zehnte strophe, mit der die ausführliche erzählung von Fausts gröster quälerei des teufels beginnt, macht T.s verdacht rege: statt Faust ans reue nach Jerusalem reisen zu lassen, genügt dem liede 'ein ganz nichtiger grund' zur motivierung, Fausts unbeliedigte neugierde; statt der 40 000 geister, die er früher einmal citiert, beruft er zur reise 2000 geister; endlich schliefst die strophe mit einem flickvers. 'ich stehe darum nicht an, str. 10 für eine einschubung zu halten, obwol ich mir bewusst bin, dass ich einen tatsächlichen beweis dafür nicht zu erbringen vermag'. in str. 11 spricht der teufel vom kreuzestod Christi: 'auffällig!' in str. 12 rät er von dem bilde ab, ehe es noch Faust ausdrücklich begehrt hat: 'seltsam!' in str. 13 warnt der teufel Faust vor dem furchtbaren anblick: 'etwas komisch!' kommen diese strophen vorläufig noch mit solchem kopfschütteln durch, so geht es str. 14—17 ans leben. aber wo T. am schärfsten richtet, verurteilt er sich selbst. wenn er behauptet, durch str. 14 werde die erzählung unterbrochen, so muss er sich schon die belehrung gefallen lassen, dass die

erzählung hier einfach fortfährt mit der rückreise von Jerusalem nach Mailand und dass die disputation eben den in str. 13 behandelten vorwurf, die möglichkeit der göttlichen verzeihung, zum inhalt hat. 'etwas komisch' wirkt T., wenn er das verhalten der geister str. 14 zu dreist, dagegen str. 17 den teufel zu gefügig findet; wenn ihm ferner str. 16 die beschäftigung Auerhahns nicht genügt, der nichts weiter zu tun habe, als aus Portugal drei ellen leinwand und einige töpfchen farbe zu holen, die 'töpfchen' sind übrigens lediglich ein sächsisches phantasiestückchen von T., das hier um so weniger passt, als es sich um farben handelt, die erst gerieben werden müssen (str. 17). im folgenden ist T. nicht damit zufrieden, dass der teufel auf ein einfaches '*jetzt must du mahlen*' sich an die arbeit macht, während doch hier mindestens 'eine einzige halbstrophe oder höchstens drei halbstrophen' am platze wären; und nun erklärt er ganz bestimmt: 'ich kann dies alles (str. 14—17, 4) für nichts weiter ansehen, als für zusammenhangloses beiwerk, für das einschiebsel eines mannes, der die sachen aufbauschen und etwas abenteuerlicher machen wollte. dass sein aufputz diesen eindruck wirklich machte, werden wir unter II sehen'. und mit diesen letzten worten enthüllt T. endlich das so lange verborgene ziel seiner intrigue: es gilt ihm, scheinbar ohne rücksicht auf das Wunderhornlied II diejenigen teile von I zu discreditieren, die bei der vergleichung mit II schwierigkeiten machen können. so erklären sich denn die ausstellungen und umdichtungen T.s in str. 19. in I erklärt der teufel, nachdem er das Christusbild gemalt hat, dem in schrecken davorstehenden Faust, eins könne er nicht malen, nämlich die überschrift. die absicht des dichters ist klar: er erzählt eine qualerei des teufels, der gegenüber sich dieser ohnmächtig erklärt, wie etwa str. 8 die geister offen um ihre freiheit bitten. T. aber, der selbst dem teufel ins herz sieht, weifs, dass jener Faust heimlich übertölpeln will und dieser zuerst den fehler ausspricht. in I steht von all dem nichts, nur in II; und wir müssen uns gefallen lassen, dass nun der dichter T. str. 19, 5—8 'reconstruiert'. ein schwieriges problem, das scheinbar von gröster bedeutung für die entwicklung der Faustsage ist, beschäftigt T. zum schluss: 'str. 20 mit ihrer gutgemeinten ermahnung gibt allerdings einen ganz guten äufseren abschluss. aber auch nur einen äufsern. Fausts tod wäre dann mit keinem wort erwähnt. . . es ist nicht zu glauben, dass ein episches Faustlied geschlossen haben sollte, ohne des todes Fausts erwähnung zu tun'. so stünde auch der kritiker, der diesem letzten satze nur beistimmen kann, vor einem unlösbaren problem, wenn er nicht mit einem besseren gedächtnis als der verfasser begabt wäre: nach dem muster jenes längst für mythisch erklärten deutschen gelehrten, der die brille sucht, die ihm auf der nase sitzt, macht sich T. sorgen um einen teil des liedes, den er

selbst wenige seiten vorher in die tasche gesteckt hat: str. 21 enthält die schmerzlich vermisste erwahrung von Fausts tod und hollenpein. so hat T. selbst die satire auf seine methode geschrieben.

Kürzer und einfacher behandelt T. jene fassung des volksliedes, die, in dem abdruck des Wunderhorns von 1806, bis vor einem jahrzehnt die einzige bekannte war. gleich im ersten abschnitt über die ‘Überlieferung’ (s. 64—76) beginnen die ‘reconstructionen’; denn aus den von Birlinger überlieferten bemerkungen LErks, der die, höchst wahrscheinlich handschriftliche, vorlage im Arnimschen nachlass mit den Wunderhorndruck verglichen hat, geht hervor, dass dieser durchaus nicht treu ist. nachdem also T. Erks mitteilungen über die vorlage und deren varianten, sowie die sünden des Scheible-Engelschen abdrucks verzeichnet und selbst eine vollständige widerholung der Wunderhornfassung gegeben hat, wendet er sich zur ‘widerherstellung von V, der vorlage Arnims und Brentanos’. auf der schwachen grundlage: ‘wie im nächsten abschnitt noch ausführlicher gezeigt werden wird, haben bei weitem die meisten zeilen vier hebungen. diese haben also (?) auch hier als mass zu gelten’ errichtet T. ein prokrustesbett für solche verse, die das mass nicht haben. allerdings bleibt ein wildwachsener vers wie 54 stehen, weil jede Änderung selbst unserm meistersangerlichen merker hier als ‘gewaltsamkeit’ erscheint, aber im ganzen verhilft er dem lied doch zu ‘vernünftigen versen’: leider fehlt der nachweis, dass der dichter des Wunderhornliedes nicht etwa seine verse, wie sie überliefert sind, für ‘vernünftig’ gehalten haben kann. die wunderlichste leistung dieses abschnittes aber gründet sich auf den schluss folgender bemerkung LErks: ‘die quelle ist ein fliegendes blatt (um 1763 aus Cöln): *Funff schöne neue weltliche Lieder. Gedruckt in diesem Jahr.* darin steht es als drittes und trägt die Überschrift: *die unglückliche Gehorsamkeit des Doctor Faust.* es ist in dreizehn meist achtzeilige stropfen eingeteilt’. welch ein verlockendes ziel für den reconstructeur, diese stropfen zu ermitteln! denn das steht ihm natürlich fest, dass nicht achtzeilige absätze, sondern stropfen von acht versen gemeint sein müssen. hieran lässt sich T. auch dadurch nicht irre machen, dass seine langwierigen berechnungen schliefslich jämmerlich scheitern: er erhält neben sieben stropfen von 4—7 versen nur sechs von 8 versen, und das sind doch nicht die ‘meisten’. T. erklärt nunmehr die angabe Erks für ungenau, statt endlich einzusehn, dass der ausdruck ‘meist achtzeilige stropfen’ gerade für den liederdruck des 18 jhs. ein durchaus logischer begriff ist, der allerdings im modernen breviarium nicht steht. über all seinen messungen und berechnungen kommt T. gar nicht zu der frage, inwieweit etwa Arnim und Brentano bereits in ihrer handschrift, die ja keine genaue abschrift zu sein braucht, ihre vielumstrittenen restaurationskunste, die dann wider in den abweichungen der hs.

gegen den druck bemerkbar sind, in anwendung gebracht haben; und diese frage ist gewis für eine untersuchung, die durch eine vorliegende dichtung hindurch immer zu der dichtung an sich vordringen will, von der größten bedeutung.

Nachdem T. alsdann 'reimweise und stropfenbau' (s. 76—78) seines 'hergestellten' textes 'unter die lupe genommen' hat, erhebt er sich in dem abschnitt 'sachliche besserungen und erklärungen des textes von V' (s. 78—80) auf den flügeln der methode der idealen forderung zu jener höheren kritischen stellung, von der aus so und so viele puncte jeglicher dichtung verwerflich erscheinen. gerade die schlimmste nummer der von T. aufgestellten sündenliste ist am leichtesten zu beseitigen: wenn T. wegen des 'handgreiflichen unsinns' von vers 53 (*wieviel und abzumahlen*) V besonders schelten zu müssen glaubt, so hat er vergessen, dass es sich hier um eine aus der hs. überlieferte variante handelt, die leicht auf einer verlesung von *und* statt *nur* beruhen kann. aber gerade auf eine so leichte erklärang und ein nachgehendes verständnis der aufgespurten stellen kam es T. wol weniger an als auf die erregung des allgemeinen eindrucks, dass im bestande Wunderhorn allerlei faul sei, um so das rechte präludium für den letzten teil zu gewinnen: hier werden 1 und 2 im feuer T.scher kritik verbrannt, damit sich aus ihrer asche der phönix Ψ erhebe.

Dass 2 originaldichtung sei, lehnt T. wegen der ungleichmäßigkeiten der ausführung ab (s. 81 f) und sucht nun nach der vorlage von 2. diese in 1 zu erblicken, hindert T. der umstand, dass in der von 1 abweichenden zweiten hälfte von 2 sich stümperhafte und 'markige' verse gegenüberstehen, und ferner eine reihe erscheinungen (des guten geistes, des engels und des Venusbildes) neu eingeführt sind, die T. so wenig für das geistige eigentum des verfassers von 2 halten kann, dass er sie ihm nicht einmal dann zutraut, wenn jener sie aus einem der volksschauspiele entlehnt hätte: nur der nachahmung einer epischen vorlage hält er ihn für fähig, und diesem vorläufig körperlosen gespenst, der gemeinsamen vorlage von 1 und 2, gibt er den namen Ψ . mit staunenswerter leichtigkeit dringt T. zur erkenntnis der tendenzen vor, die aus dem einen Ψ so verschiedene schöpfungen wie 1 und 2 entwickelt haben: 2 ist eine schlechte aufzeichnung 'des gehörten Ψ '; 1 dagegen eine planmäßige bearbeitung und zwar aus religiösen gründen, über die T. leider jegliche aufklärung versagt. in seiner annahme, der verfassers von 1 habe die Helena wie Widman religiöser bedenken wegen ausgestoßen, täuscht er sich jedesfalls um so mehr, als in Ψ nach ausweis von 2 gar nicht von Helena, sondern von einem Venusbilde gesprochen werden muss.

Ehe wir uns in das fabelhafte dritte reich Ψ begeben, wenden wir uns einem wege zur lösung des problems zu, an dem wir mit T. soeben vorübergegangen sind: der vergleichung mit dem

volksschauspiel. T. selbst weist darauf hin, dass sich in verschiedenen fassungen desselben die gleiche entwicklung der handlung bietet wie in dem von I abweichenden zweiten teil von II, dass ferner der von Erk überlieferte titel von II deutlichen anklang an die titel mehrerer im 18 jh. bekannter fassungen des volksschauspiels zeigt: denn statt des von Erk gegebenen 'unglückliche Gehorsamkeit' ist sicher 'unglückliche Gelehrsamkeit' zu lesen. aber die schatten seiner vorurteile, die im dämmerlicht der allgemeinheit auch auf den leser einigen eindruck machen, vertreiben T. von der schwelle des rechten weges. ihn weiter zu verfolgen, gibt der nächste abschnitt von T.s untersuchung, 'I, II und Kr' (s. 87—92), erwünschten anlass: während T. hier vergeblich nach einer stütze für seine *Ψ*-hypothese sucht, erweist sich der von mir erwählte weg schon hier als der richtige. meine these lautet: II ist aus I abgeleitet unter einfluss des volksschauspiels, das — füge ich gleich hinzu — die scenen von dem bilde Christi seinerseits in dramatischer umformung aus I entlehnt hat. damit ist erklärt, wie in den selbständigen zweiten teil von II aufer schwachen stücken auch die von T. als tüchtig anerkannten partien geraten sind; damit erklärt sich ferner der für das volkslied durchaus unpassende titel von II, das so wenig wie I das thema der 'unglücklichen gelehrsamkeit' behandelt; aus dem drama sind herzuleiten die neuen elemente: der gute geist, der engel und das Venusbild; aus dem drama ist endlich der dramatisch polyphone aufbau des schlusses zu begreifen, der in auffallender und verwirrender weise die epischen eingänge vermissen lässt: der verf. von II hat sich eben darauf beschränkt, die einzelnen dialogstücke des dramas aneinanderzureihen. da ich später auf diese frage noch zurückkommen muss, so kann ich mich hier mit der allgemeinen skizzierung begnügen. in dem von Kralik 1884 veröffentlichten puppenspiel vom dr Faust finden sich 8 verse, deren verwantschaft mit I und II ins auge fällt, so dass in einem *Ψ*-gläubigen sofort die hoffnung erweckt wird, in ihnen einen rest des verlorenen echten ringes zu besitzen. doch der prophet von *Ψ* selbst hält die verse nicht für echt, sondern für eine zusammenschweifung aus I und II. für die beziehung zu II führt T. die parallelen an:

II	Kr
<i>Doktor Faust, thu dich bekehren, Weil du Zeit hast noch ein Stund, Gott will dir ja jetzt mittheilen Die ewge wahre Huld.</i>	<i>Doctor Faust, du sollst dich bekehren, Denn du hast die höchste Zeit! Gott wird dir ja wiederum geben Und dir schenken die Seligkeit.</i>
alsdann springt T. zu v.7—8 über und gibt zunächst folgende parallele:	
II	Kr
<i>dafs du nicht fehlst an dem Titul und dem heiligen Numen sein.</i>	<i>Gib nur Acht, dafs du ihm nicht fehlst Und dafs du ihm sein Titelschreibst</i>

eine anlehnung an 1 nimmt T. nicht an, weil dort auch im beginn der nächsten strophe nicht vom *Titel* die rede sei; T. verschweigt, dass er zwei stropfen weiter deutlich genannt und dass durch das *Gib Acht* der zusammenhang mit 1 vollends unzweifelhaft wird. dieser wird außerdem noch durch eine von T. übersehene parallele zu vers 5—6 bestätigt, die auch in 1 dem *Gib Acht* unmittelbar vorangeht:

1	Kr
<i>Faustussagtjetzt must du mahlen.</i>	<i>Lafs du dir ein Bildnis abmalen:</i>
<i>Christum recht am H. Creutz</i>	<i>Christus wie so er für uns starb.</i>
<i>wie er gestorben ist dazumahlen.</i>	

Nachdem sich für die letzten vier verse ein so verändertes bild ergeben hat, wenden wir uns zu den ersten vier zeilen zurück, um zu untersuchen, ob diese wirklich aus 11 abgeleitet werden müssen. die erscheinung, dass ein puppenspieler sich seine verse aus zwei verschiedenen schwer zugänglichen fassungen zusammengebraut haben soll, ist doch mehr als 'eigentümlich'. man sucht zunächst in der puppenspieltradition selbst nach einem vorbild, und in der tat findet man ähnliche verse, von einem genius oder engel gesprochen, in den von T. herangezogenen handschriftlichen fassungen AKollmanns; T. selbst hat auf die quelle dieser verse hingewiesen, auf ein lyrisches volkslied von drFaust, das kein anderes ist als dasjenige, das auf den fliegenden blättern mit 1 zusammen erscheint. kommt hierzu noch, dass die beiden verse, die bei Kr. als 9—10 folgen, genau zum schluss dieses liedes (v) stimmen:

v	Kr
<i>Ach weh Fauste, geh in Dich,</i>	<i>Ach, wehe, Faust! wehe dir!</i>
<i>Deine Seel erbarmet mich.</i>	<i>Deine arme Seel' erbarmet, er-</i> <i>barmet mir.</i>

so wird man auch die ersten vier verse von Kr auf den blattdruck zurückführen, in dem es, und zwar unmittelbar vor dem eben citierten schluss, heisst:

Lafs nur deinen Hochmut fallen
Und bekehre dich zur Zeit,
sonst wird dich der Himmel strafen
Und ergreifen grechte Waffen.

ferner in einer frühern strophe:

dannoch kannst du Gnad noch finden,
Wann bey Zeiten dich bekehrst
Und von Gott die Gnad begehrt.

die auffallende übereinstimmung von Kr mit dem Wunderhorndrucke ist einfach und folgerichtig dadurch zu erklären, dass dieser von demselben volkschauspiel beeinflusst ist, aus dem mittelbar oder unmittelbar Kr fließt, das natürlich auch den blattdruck 1 selbst nicht benutzt hat. dass die mahnung zur bekehrung in dieser form alt ist, lehrt ein blick auf die älteste,

wenn auch am meisten bearbeitete, fassung der bildscene, das vor das Wunderhorn fallende Tiroler spiel; hier sagt Faust selbst zu sich: *O Fauste! geh in dich, weil du noch gute Zeit.* — der gedankenstrich bei Zingerle scheint eine lücke der auswahl anzudeuten; sonst würde sich die parallele vielleicht noch weiter verfolgen lassen. ein weiterer beweis dafür, dass die verse in Kraliks Faust, in dem bereits aus andern gründen von RMWerner (Anz. xm 79) altertümliche züge anerkannt worden sind, auf älterer puppenspieltradition beruhen, ist aus der nächstverwandten dichtung, dem Don Juan, zu erbringen. in den puppenspielen vom Don Juan findet sich wie in Mozarts oper gegen schluss eine scene, in der der sünder zur reue gemahnt wird, und zwar durch den geist des von ihm ermordeten mannes. eine ausnahme bildet nur die von Scheible Kloster in 725 ff veröffentlichte Strafsburger fassung, in der ein engel den bekehrungsversuch anstellt und zwar, ebenfalls im gegensatz zu den übrigen spielen, in versen: *Don Juan, dich bekehre, Weil es noch heute heifst, Dass der Himmel dir gewähre Einen guten frommen Geist* usw. (s. 758). diese verse bilden eine genaue parallele zu denen in Kraliks Faust und sind als entlehnung aus einem Faustspiel dadurch kenntlich, dass sie der in diesem gewöhnlichen figur des engels in den mund gelegt werden. zum mindesten also haben sich schon zu beginn der vierziger jahre diese verse, die heute nur noch Kraliks fassung bietet, im Faustspiel befunden.

Das zutrauen zu der kritischen kraft T.s ist bereits aufs tiefste gesunken, und doch kommen wir jetzt erst zu dem teil, in dem die grösten anforderungen an sie gestellt werden: 'P, die gemeinsame vorlage von r und n' (92—102). man steht heute diesen constructiven experimenten nicht mehr mit der hoffnungsfreudigen sicherheit gegenüber wie zur zeit der anfänge unserer wissenschaft. das 'unmöglich nach form oder inhalt' hat sich tatsächlich zu oft als möglich erwiesen, als dass man noch so züversichtlich wie früher damit arbeiten möchte. argumente, die einst zum nachweis verschiedener dichter dienten, galten später als beweis verschiedener abfassungszeit und reichen heute kaum noch dafür aus. an die heroenzeit unserer wissenschaft gemahnt T.s unternehmen, aus den beiden vorhandenen fassungen das 'ursprüngliche' volkslied zu erschließen. über die sorge, 'ob das ohne gewalttätigkeiten, ja ob es überhaupt möglich ist', hebt ihn das vertrauen auf seine richtige erkenntnis der tendenzen der beiden lieder leicht hinweg: seine behauptungen hierüber, die er in den allgemeinen andeutungen dieser stelle wie immer sicherer ausspricht als bei der einzelbetrachtung, sind ihm das sprungbrett, von dem er sich zur höhe seiner constructionskünste aufschwingt. einmal bei dieser arbeit springt er alsbald von dem P zu dem noch höheren Ω auf, in dem die bösen zerrungen von r, die gegen seine berechnungen auch n enthält, getilgt werden. so-

dann fährt er in beneidenswerter sicherheit mit der arbeit an Ψ fort. selbst die culturgeschichte muss ihm einen stützpunkt gewähren. bei I 7, 5 bez. II 3, 3 befindet er sich im zweifel, ob *Schiefs-Scheiben zu Strafsburg liefs aufrichten* oder *Und zu Strafsburg schofs er nach der Schieben* das ursprünglichere ist, und entscheidet sich für das letztere, denn 'scheiben gab es ja offenbar genug, da das dortige vogelschießen weit berühmt war'. dieses lapidare sätzlein würde in seiner grofsartigen wirkung durch einen zusatz der kritik nur beeinträchtigt werden.

Str. 8—10 in I fliegen über bord, denn 'sie haben in II keinerlei entsprechung und scheinen dem inhalt nach zusatz zu sein'. und nun kommt T. zum hauptgegenstand aller verhandlungen, zur bildscene. ohne auf eine allgemeine erörterung ihrer verschiedenen stellung in den beiden liedern einzugehn, stürzt er sich auf str. 11, verwirft zuerst deren erste hälfte in I , dann auch in II und construirt endlich ein wunderliches halbströphchen, an dem er selbst keinen geschmack findet. auch die zweite hälfte der strophe passt ihm wegen der mahnung des teufels nicht, obgleich sie doch in I und II gleichmäfsig vorkommt und der teufel im puppenspiel und im Christlich Meynenden eine ganz ähnliche rolle (vgl. meine ausgabe s. 11. 25 f) spielt. 'für I 12 und 13, 1—4 findet sich in II wider keine entsprechung und ihrem etwas kindischen inhalt nach können diese stücke in Ψ recht gut gefehlt haben'. weshalb? sind denn stets die ersten dichter die besten, und bringen nur die späteren die schlechten stellen hinein? die jetzt so eifrig betriebene geschichtsschreibung der poetischen motive lehrt oft genug das gegenteil; und die mahnung, zum helden der tragödie weder einen ganz guten noch einen ganz bösen menschen zu wählen, sollte auch bei den traurigen philologendichtungen beachtet werden.

Irgend ein böser geist, in diesem falle der 'schöpfer der fassung I ' genannt, hat mit strophe 14 den spiegelklaren fluss von Ψ getrübt; denn dass in einer dichtung für eine einzige tatsache, Fausts wunsch nach Christi bildnis, zwei motive angeführt werden, erstens Fausts reise nach Jerusalem, zweitens das erscheinen des bildes am himmel, beweist für T. das hineinragen dunkler mächte: das zweite motiv verdankt nachträglicher einfügung sein dasein. poetischer experimentalpsychologie, die an modernen objecten geschult ist, wird es wahrscheinlicher sein, dass ein dichter, vielleicht aus bewustem streben nach verstärkung des motives, sich wiederholt, als dass ein zweiter dichter seinen affen spielt. gegen die hinrichtung von str. 15 ist schon einspruch erhoben worden (s. 120 f). nachdem T. bei str. 16 in argen zweifeln stecken geblieben ist, operiert er bei str. 19 um so kecker drauf los: allerdings gesteht er auch hier ein, dass seine construction durch die reimverhältnisse unmöglich gemacht wird wozu also die spielerei? noch einige solche zusammenbraungen

von I und II zur erzielung von \mathcal{P} muss man über sich ergehen lassen; dann steigt dieses selbst in der 'alten' gestalt aus dem hexenkessel, wenigstens zur hälfte: mit den kecken hammer-schlägen seiner vermutungen und behauptungen hat er die beiden alten denkmäler derart zu staub zermalmt, dass es ihm nicht mehr schwer werden kann, unter anwendung einiger wässeriger zusätze eigener phantasie ein neues kunstwerk zu kneten.

In einem kleinen abschnitt, der nochmals Ω , die vorlage von \mathcal{P} (s. 102f) charakterisiert, errichtet er dann als krönung seines baues den vollständigen stammbaum des volksliedes; ihm den unsrigen gegenüberzusetzen, müssen wir uns versparen, bis wir stellung zum letzten abschnitt genommen haben, der 'die quellen von I und II' (s. 103—130) behandelt. in dessen erster hälfte wird nämlich das verhältnis zwischen den beiden volksliedern und den fünf volksschauspielen, die die scene von dem bilde Christi enthalten, untersucht. es ist wol mehr die furcht vor einem unerwünschten ergebnis als die unfähigkeit, eine untersuchung recht zu organisieren, die T. zu seinen seltsamen und unruhigen kreuz- und quersprüngen veranlasst, über deren zwecklosigkeit er sich vergebens durch das monoton wiederholte 'jedesfalls gab das puppenspiel den anstofs' nä. hinwegzuteuschen sucht. der kritische leser merkt an der ganzen haltung dieses abschnittes, dass T. es dunkel ahnt, das schauspiel sei die schlinge. so tritt er nach einem ausführlichen referat über die fünf verschiedenen fassungen des spiels sofort in die verhandlung der frage ein, ohne auch nur daran zu denken, zunächst jene fassungen, ohne rücksicht auf die lieder, unter einander zu ordnen. die versuche, die T. weiterhin auf grund eines kleinen einzelnen zuges macht (malen-holen), sind gänzlich verfehlt. Kr (Kralik) und Cz (das czechische spiel) sind einander ihrem ganzen aufbau nach so ähnlich, dass man sie auf einen gemeinsamen vorgänger zurückführen muss, der dann auch ua. die bildscene schon gehabt hätte. für Sw (Schwiegerling) und R (Rosenkranz) hat Bielschowsky in seinem Brieger programm den zusammenhang ganz unzweifelhaft erwiesen; ein gelegentlicher einwand von T. (s. 130) erledigt sich dadurch, dass die von ihm aufgestochene kleinigkeit in dem sehr kurzen bericht von Rosenkranz auf ungenauigkeit beruhen kann. T (das tiroler spiel) steht allein. wieviel stufen zwischen dem volksschauspiel, das die bildscene zuerst hatte, und den drei gruppen anzunehmen sind, kann nicht einmal vermutet werden. jedesfalls sind, wie auch T. bemerkt, die volksschauspiele unter einander näher verwant als jedes derselben mit den liedern.

Nachdem T. gezeigt hat, dass weder I noch II sämtliche motive aufweisen, die T enthält, stellt er die frage: sind die scenen in dem Faustdrama aus Ω (\mathcal{P}) entstanden oder umgekehrt? die unklaren erwägungen und vermutungen, aus denen dieser feste kern herausgeschält ist, gipfeln in der antwort: wenn man

$\Omega >$ volksschauspiel annehme, so bleibe wider die frage offen, woher Ω stamme; und Ω könne nur wider aus dem volksschauspiel stammen, weil nur dieses eine scene habe, die ihrem gedanken wie ihrem rahmen nach unsrer bildscene aufserordentlich nahe komme. das ist für T. der weisheit letzter schluss. dem negativ gegenüberzutreten ist überflüssig, da er seine belenchtung durch die positive betrachtung erhält, zu der ich mich nun wende.

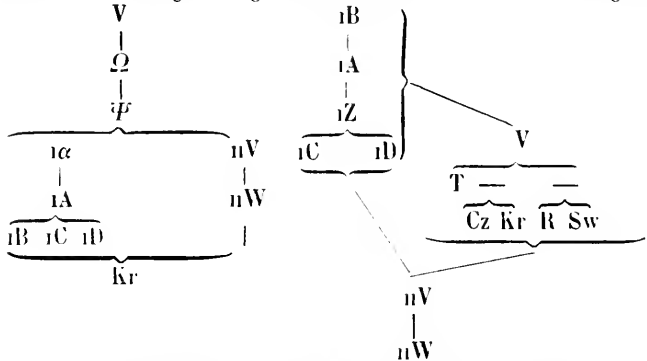
1, II und die fünf spiele bzw. ihr archetypus bilden den gegenstand der untersuchung. 1 fällt in die erste hälfte des vorigen jhs., II in die zweite, desgleichen T, das älteste stück der volksschauspiele. auf grund der chronologie kommen 1 die urheberrechte zu, und hiergegen spricht kein innerer grund; zweifelhaft bleibt noch, ob $\Pi >$ V (volksschauspiel) oder $V >$ Π anzunehmen ist. Π ist eine umgestaltung von 1, und man wird eine solche schon a priori am besten durch fremden einfluss, in diesem falle eine dramatische umgestaltung von 1, erklärt finden. diese thesen über die entwicklungsgeschichte von 1, II und V will ich erweisen im anschluss an die drei dichtungen und vor allem unter berücksichtigung der aporien T.s, die sich natürlich bei mir heben müssen.

Lied 1 gibt die scene, in der Faust von Mephisto das bild Christi verlangt, als eine der plackereien des teufels durch Faust. der dichter hat diese gröste quälerei sehr geschickt an das ende seiner geschichten gestellt, da er in ihrem rückschlag auf Faust, dem auftreten der reuempfindung, einen inneren abschluss findet.

An dieses beim epiker nur leise angedeutete motiv knüpft nun der dramatiker an, der in dem zu bearbeitenden stoff, dem alten volksschauspiel, eine solche scene der reue schon besitzt: von sorgen um seine seligkeit ergriffen, wendet sich Faust in reuem gebet zu gott, wird aber vom teufel durch ein schönes weib der hölle zurückgewonnen. welcher dramatiker sollte nun, wenn er das lied 1 kennen lernt, nicht auf den gedanken kommen, der repräsentantin des bösen princips, zumeist Helena, eine sinnliche verkörperung der reuegedanken gegenüberzustellen, so dass nunmehr auf der einen seite Mephisto und Helena, auf der andern der genius und der crucifixus um Faust streiten. die scene wird dramatisch weiter ausgebeutet, indem des teufels einfaches geständnis der ohnmacht zu dem effectvollen motiv umgestaltet wird, dass er Faust die lösung des pactes anbietet. der beste beweis dafür, dass die bildscene im volksschauspiel eine nachträgliche verstärkung der alten reuescene bedeutet, die ihren ausgang von einer disputation mit dem teufel über die seligkeit nimmt, liegt in der tatsache, dass sich in zwei fassungen, nämlich Kr and T, diese fragescene noch neben der bildscene findet. durch die entwicklung vom epos zum drama erklärt es sich auch am besten, dass wir dort das malen, hier das holen

des bildes finden: während der epiker gar keine veranlassung hatte, etwa aus dem hollen einer dramatischen vorlage ein malen zu machen, ist es aus rein bühnentechnischen gründen sehr begreiflich, dass der dramtiker die schwierige malerei der vorlage zu einem hollen vereinfachte.

Schon oben wurde gezeigt, wie der ganze zweite teil von II, der von I so sehr abweicht, überall inhaltlich und formell den einfluss des dramas verrät: in der übernahme von alten bestandteilen des dramas (genius, engel, Helena), in der dramatischen umformung der motive, wie sie eben besprochen worden ist, endlich im titel und dem dramatisch polyphonen und episch überstürzten schluss. dass sich die entwicklung des tragelaphen II von I über V vollzogen hat, wird auch durch die analoge erscheinung äusserst wahrscheinlich gemacht, dass die bekehrungsverse von II eine entlehnung aus der dramatischen umgestaltung des mit I auf einem blatt gedruckten liedes V sind. so sei denn neben T.s stammbaum mein genealogischer entwurf der beiden lieder gestellt:



So entgegengesetzt diese entwicklungsgeschichte der von T. gegebenen ist, darf an seiner zustimmung doch nicht verzweifelt werden; denn gegen schluss seiner untersuchungen (s. 113) stellt er fragen auf, die seine ganze beweisführung erschüttern; er verzichtet dann allerdings auf ihre beantwortung. statt dessen gibt er eine sich über mehr als ein dutzend seiten in sanftem geplätscher ergießende aufzählung sämtlicher stellen der Faustlitteratur, in denen er parallelen zu den liedern I und II gefunden hat; resultatlos verläuft sie im sande, denn T. selbst glaubt nicht an eine benutzung litterarischer quellen.

Nachdem dieser große process, dessen acten zwei drittel des buches umfassen, zu ende gegangen ist, kommt nur noch eine reihe von bagatellsachen zur verhandlung, die übrigens in das ressort 'volkslieder' zum teil gar nicht gehören. dieser vorwurf trifft zunächst (s. 131—141) das von Engel veröffentlichte lied in 'Der Doktor Faust der war ein Mann'. der abschnitt beginnt sofort wider mit der construction zweier verlorener drucke. mag

der erste mit recht angenommen werden, so genügen zum nachweis des zweiten die angerufenen bibliographischen instanzen sämtlich nicht: wenn T. nicht mehr erweisen kann, als dass der antiquar Prandel in Wien ein fliegendes blatt, 4 bl. in 8°, o. o. u. j. mit dem titel '*Doktor Faust*' besafs, so wird er uns nicht verwehren können, an irgend eine ausgabe von lied 1 zu glauben. die nächsten seiten nimmt wider eine echt T.sche überreichliche beschreibung des blattes ein. bei der untersuchung über die druckzeit kommt er trotz langwieriger untersuchungen nicht über die bemerkung von Engel hinaus, dass der druck wegen der vorgeschriebenen melodie nicht über das letzte jahrzehnt des vorigen jhs. zurückgehn könne. wenn T. weiterhin aus dem stile des liedes wegen der anklänge an die Bürger-Höltysche balladendichtung etwa auf das jahr 1775 schliesst, so hat er das rechte getroffen; auch darin, dass er den verfassers als einen gebildeten bezeichnet. wenn T. jedoch widerum erklärt: 'sicher war er ein Oberdeutscher und zwar ein Österreicher, ein Steiermärker', so leidet er wider einmal mit seinen kritischen mitteln schiffbruch: der verfassers ist — nach der Marburger dissertation von CvKlenze Die komischen romanzen der Deutschen im 18 jh. (1891) s. 45 — der Königsberger referendar KAHerklots; das gedicht bringt die 'Preufsische blumenlese für das jahr 1781' s. 176—184 unter der überschrift 'Doctor Faust. eine akademische historisch moralische vorlesung'. bei T. folgt ein langes verhör sämtlicher litterarischen zeugen über die in diesem lied von Faust erzählten geschichten, ohne dass er zu einem andern ergebnis gelangte als im vorigen falle. hier jedoch mit unrecht: es gibt für den hauptgegenstand des gedichtes eine sehr zugängliche quelle: eben Pfitzers bearbeitung, die T. ahnungslos nennt, enthält zwar nicht innerhalb der kapitel, sondern in einer anmerkung (vgl. Düntzers ausgabe s. 161 f) die traubengeschichte; eben daher entlehnte ja auch Goethe. Übrigens spricht Herklots widerholt ausdrücklich von 'unserm autor'.

An den schluss der epischen volkslieder vom dr Faust stellt T. (s. 142-144) einen nekrolog, den ihm Kasperl in Kr hält; aber diese lose reimerei von 'knüppelversen', die nicht einmal mit den tatsachen des stückes zusammenhängt, könnte selbst dann nicht hierher gehören, wenn ihre motive so alt wären wie T. in unkenntnis der wirklichen quelle annimmt. die meiste sorge bereiten ihm die beiden verse:

*Du brachtest deinen Vater um
Mit ein' Pistolenschuss, bum bum,*

weil er zwar mit einem sturzbad von stellen dienen kann, in denen der alte Faust als geist oder in person auftritt, jedoch keine dichtung kennt, in der dieser auf die angegebene weise ums leben kommt. sofort schwingt T. sich zu constructionen auf: die verse seien der rest einer ausgefallenen scene, die er mit Engel für

alt hält, der pistolenschuss in Kr sei sehr junge zutat, 'wesentlich im hibblick auf die tragische wirkung des bum bum gewählt'. nun ist aber die unmittelbare quelle genau nachzuweisen in einer dichtung, die T. zweimal ahnungslos citiert: Klingemanns Faust. dies drama, das wie in ganz Deutschland so auch in Wien mit beifall aufgeführt wurde, enthält im 5 act eine scene, in der Faust mit seinem vater ringt, der ihn mit einem pistol bedroht. 'im ringen mit dem alten geht das pistol, das Faust gefasst hat, los', 'dieser stürzt getroffen zu boden und er stirbt' (s. 159). auf diese quelle des hauptmotivs gehn auch die übrigen motive zurück: *Diese hiefs Helene Und that dir gar so bene. O, die trug ein rosarosarofarbnes Kleid, die Ärmel waren furchtbar weit.* wenn T. meint, die Helene sei aus Goethes Faust entlehnt, weil sie in dem puppenspiel eine zu untergeordnete rolle spiele, so ist wider auf Klingemann hinzuweisen, in dem das weib buchstäblich 'Helene' heift. auch für die tracht wird er quelle sein 'der fremde hebt langsam den schleier von der schlummernden (Helene), die in ein feuerfarbenes idealisches gewand gekleidet . . .' (s. 100). hier-nach wird man auch das letzte motiv:

Du verliebest deine Gretel

Und hängtst dich zu einem andern Mädel

auf Klingemann zurückführen, wo Faust tatsächlich sein weib um der Helene willen verläßt; bei der mündlichen tradition ist das Goethische Gretel für das Käthel Klingemanns eingetreten. durch diese aufdeckung der quelle wird zugleich der character der reimerei enthüllt: sie ist eine parodistische kritik des kunst-dramas seitens des concurrierenden puppenspiels¹.

Auf die lyrischen Faustlieder wird stimmungsvoll unter an-wendung einer reihe metaphern von frühling, sommer und herbst auf deren entwickelungsgeschichte übergegangen. in einem allge-meinen abschnitt (s. 146—153) wird ihre stellung im volksschau-spiel und auch die zeit ihres ersten auftretens zu bestimmen gesucht. das einzige lyrische Faustlied, dem man den character als volkslied unbedenklich zubilligen kann, ist lied v, das schon mehrfach als genosse von I auf dem fliegenden blatt genannt wurde. in dem abschnitt 'überlieferung' (s. 154—165) behandelt T. seine form auf den fliegenden blättern, alsdann die verschiedenen fassungen in den puppenspielen und ihren genealogischen zusammenhang; endlich zählt er einzelne bruchstücke des liedes aus puppenspielen auf, hierbei mit falschem urteil auch die s. 126 erwähnte stelle aus T; dagegen übergeht er die vier bekehrungsverse von Kr, die, wie s. 125 gezeigt wurde, sich aus v entwickelt haben; beweisend für unsere auffassung ist der, auch von T. s. 179 erwähnte, um-stand, dass sich wie in Kr. an die bekehrungsverse, so in den

¹ seine beweis dafür, 'dass diese blume aus österreichischer rute ent-sprungen ist', schließt T. mit dem seltsamen satz: 'mit dem worte span-fakel (= fackel aus spätnen [!]) scheint mir spanferkel [!] gemeint zu sein, da man diese tiere ja nuzerteilt über dem offenen herdfeuer zu schmoren pflegt'.

puppenspielen an v Fausts erwachen schliefst. über 'alter und ursprung' (s. 165—169) führt T. aus, dass v als comödienlied entstanden und durch lösung von der ursprungsstelle zum volkslied geworden sei. entsprechend der früher (s. 153) ausgesprochenen ansicht, dass durch die Wiener bearbeitung die arien eingeführt seien, führt er auch v auf diese von Creizenach beschriebene umwälzung zurück. anhangsweise wird dann eine anecdote besprochen (s. 169—171), die auf den fliegenden blättern i und v beigegeben erscheint; trotz völligem versagen aller aus den Faustdramen herbeigezerrten beweisstellen wird breitspurig die, allerdings mit einem kurzen 'natürlich ist eben so möglich' zurückgenommene, behauptung aufgestellt, dass auch diese anecdote auf das volkschauspiel zurückgehe.

Die besprechung der Neuberschen arie (s. 172—175) gehört kaum in diesen zusammenhang. eher scheinen mit rücksicht auf ein zeugnis aus dem vorigen jh. und zahlreiche trümmer in den puppenspielen die beiden unter vii (s. 176—177) besprochenen verse als rest eines volksliedes in betracht zu kommen. völlig haltlos ist T.s zuversichtliche vermutung, dass dies lied identisch sei mit der Neuber-Schröderschen Helena-arie: aus dem 'judicatus es' können sich sehr wol verschiedene arien entwickelt haben. bei den unter viii (s. 178) besprochenen versen des Lübkeschen Faust hat T., ebenso wie bei dem unter ix (s. 179) nur noch kurz angeführten Kr, natürlich nicht bemerkt, dass es sich nur um eine umformung von v handelt.

Den unter x begangenen irrtum hat T. selbst VJL iv 192 berichtigt. — in xi (s. 181—187) beschäftigt er sich mit dem in verschiedenen puppenspielen erhaltenen gebet Fausts '*Zuvor in Purpurkleiderpracht*', obgleich er selbst im zweifel ist, 'ob es als eigentliches volksfaustlied zu betrachten ist' (s. 181), ja, 'ob es überhaupt ursprünglich ein Faustlied ist' (s. 187). in seiner darstellung des handschriftenverhältnisses hätte T., wenn er sie einmal unternahm, vollständiger und ausführlicher verfahren müssen. trotz bedrohlicher ansätze verzichtet T. auf jegliche reconstruction.

Aber noch einmal vernehmen wir das rauschen idealen flügel-schlages in der letzten nummer xii (s. 188) bei der behandlung der 14 verse aus dem Wiepkingschen Faust. T. scheint ganz übersehn zu haben, dass Engel in seiner einleitung (Puppenspiele viii 4) auf den Wiepkingschen Don Juan hinweist, in dem sich dieselben verse als erste hälfte einer längeren reimerei finden. Engels vermutung, dass es sich um eine übertragung der verse aus dem Don Juan in den Faust handle, lässt sich dadurch stützen, dass die letzten scenen dieses Faust auf dem kirchhof spielen: wenn sich auch eine kirchhofscene in Fauststücken findet, die von der gestalt Fausts des vaters wissen, so ist sie doch bei dieser bearbeitung unmittelbar aus dem einfluss der allbekannten Don Juanscene abzuleiten. T. aber wittert in den 14 versen 2

strophen, indem er zwei reimveränderungen in v. 5 und 9 vornimmt und dann v. 1—10 als erste strophe ansetzt, sodann in v. 13 wider etwas umstellt: — ‘es fehlten dann in str. 2 noch 6 verse, die wie vers 5—10 gereimt sein müsten’, so hätte man auch die zweite strophe. diese construction, auf grund deren T. einen ihm selbst unbekanntem gesangbuchvers als quelle annimmt, erinnert denn doch stark an gewisse scherze aus den anfängen etymologischer forschung, da man die wandlungen der formen mit naiver brutalität construierte.

Berlin, juni 1891.

SIEGFRIED SZAMATÓLSKI.

Die linde, ein deutscher baum von OTTO LOHR. Spandau, Schob, 1889. VIII und 22 ss. 8°. — 0,60 m.

Die deutsche lindenpoesie vom oberl. dr EMIL PLAUMANN. wiss. beil. z. progr. des k. gymm. zu Danzig, ostern 1890 (progr. nr 29). Danzig, AMüller, 1890. 47 ss. 4°.

Dass das verlockende gebiet der litterarhistorischen baumonographien bisher brach lag, fällt bei der unsunne wissenschaftlicher hilfsarbeiter auf; nun ist die linde im laufe eines jahres gar der gegenstand zweier arbeiten geworden.

Lohr, der sich auf dem umschlage seines büchleins als verfasser von vier erzählungen ‘Aus dem eckstübchen’ ankündigt, ist augenscheinlich kein philolog; seine arbeit ist einer dame gewidmet, sein zweck ist zu beweisen, ‘dass wir Deutsche mindestens mit dem gleichen rechte die linde als unsern nationalbaum beanspruchen dürfen wie die Tschechen’. diesen zweck will er erreichen ‘durch rechtskräftige zeugenaussagen deutscher sänger und dichter’. nach einem blick auf den eihencultus der freiheitssänger schickt er sogleich den satz voraus: ‘stellt die eiche die gewaltige stärke, die kriegerische seite des deutschen volkes dar, so verkörpert die linde seine gemütswelt, die friedliche seite’. der mythologische teil (s. 1 f) wird kurz abgemacht, orts- und familiennamen nach Simrock; zu den kobolden, elfen und sagenhaften kämpfen unter der linde werden die bekannten stellen aus Nib. Ortn. Woldf. angeführt. im deutschen volkslied wird deutlich, dass ‘das ganze leben, denken und fühlen des deutschen volkes’ mit der linde verknüpft ist (s. 3), und ‘in dieser erkenntnis haben die deutschen dichter aller zeiten die linde gefeiert’. hieran schließt sich die quellensammlung, von deren einteilung ich eine übersicht gebe: linde in der nähe menschlicher wohnungen; in der ritterburg; daselbst als wahrzeichen vergangener zeit; bei der hütte, dem vaterhaus; linde an einer quelle, bei seen und weihern; dorflinde, und zwar beim frühlingsstanz, im herbst; podium in der linde; als städte, ‘welche ausdrücklich ihrer linde halber die dichter rühmen’, werden (s. 12) genannt Berlin (Heine, es fehlte nur noch, dass L. das berüchtigte gedicht ‘Blamier mich

nicht, mein schönes kind' heranzog), Leipzig (Arndt, Schenkendorf), Münster (Hamerling); gerichtslinde; neun besonders alte linden werden namhaft gemacht (s. 13). die belege der linde 'als tempel der liebe' werden in nicht gerade geschmackvoller weise in ein liebes- und wanderleben zusammengeschweifst (s. 13—20)¹; endlich die linde auf grab und kirchhof; zum beschluss wird das quod erat demonstrandum nochmals mit zwei citaten (Hauff, Heine) coloriert, und hinter dem schluss häuft eine fusnote weiteres wüstes material.

Lohrs heftchen erschien gerade, als EPlumann 'seine abhandlung, die seit mehr denn jahresfrist fertig lag, zum drucke noch einer revision unterzog'. P. fügt hinzu, dass es sich 'in gedanken und belegen teilweise mit seiner abhandlung nahe berühre'. in der tat zu einem recht grosen teile. — ausführliche citate aus Masius, durchwürkt mit ganzen gedichten von Dreves, Eichendorff und stellen aus Wiley, FDahn, Schenkendorf, Claudius, Wolff, Schiller, Homer, über den wald und seine bänne und über deren eindruck auf das menschliche fühlen und denken eröffnen P.s arbeit. die linde selbst soll, neben Masius — höchst unpassend — durch Geibels Waldgespräch characterisiert werden. im allgemeinen wird behauptet, dass die dichter des mittelalters, zumal die minnedichter, der linde oft gedenken, 'und von den neueren wandten dann besonders die Göttinger dichter und Goethe, und weiter auch andere freunde der natur derselben wider ihre liebe zu; auch das volkslied hat ihrer nicht vergessen. dass sie aber inzwischen auch nicht ganz an interesse verloren, ersieht man zb. aus MOpitz' (citat aus Zlatna). hiermit stürzen wir aus dem strom der einleitenden citate in die citate der abhandlung, die P. nach folgenden abteilungen ordnet: wechsel der jahreszeiten, frühling mit frühlingsfreude und liebe, herbst mit liebestrauer und liebestrost; als lindenstädte werden genannt (s. 16) Leipzig, Wien (! Geibel), Lindau (Geibel, Wolff), Münster; die linde beim einsamen waldbrunnen, schatten, vogelgesang (P. fügt seinen citaten zartfühlend hinzu: 'leider fand der treffliche Siegfried dann selbst an einem solchen waldbrunnen einen gewaltsamen tod'); in der nachbarschaft von burgen; dorflinde mit spiel und tanz, in genuss und entsagung; ernstes denken unter der linde (s. 30 Schiller); gerichtslinde (FWWeber); — liebesfreund und -leid (aus Trist. waren schon s. 11 die verse 534—600, nun werden noch vv. 16701—16764, 16875—16899, 17170—17190, 17351—17397 im urtext nach Massmann und in der übersetzung von

¹ citiert sind durcheinander: Salis, Lingg, Veldeke, DvEist, Hagedorn, GKeller, FrSchlegel, Matthisson, Walth. v. d. V. (in mehrfacher beziehung unrichtig), Uhland, WMüller, Hamerling, Geibel, Heine, Lessing, Chamisso, AWSchlegel, Scheffel, Assing, Zedlitz, Goethe, Schiller, Geibel, Heine, Freiligrath, ChrEvKleist, Prutz, Schereuberg, Ebert, volkslied, Gerok, Hauff, LSeeger, Lödl, Honcamp, Karl Siebel und — last not least s. 16 ein viertrophiges gedicht von hrn Lohr selbst.

Hertz angeführt), steldichein, mädchenlehen, liebesgenuss und entsagen, mahnung zur beständigkeit, liebesorakel, eifersucht, scheiden und widersehn ua.; — linde bei tod und grab; linde als nachbarin anderer stätten; sie weist zum jenseits; himmelslinde (volkslied) — und zum beschluss ein citat aus JGJacobi. —

Ich habe mich darauf beschränkt, durch nackte inhaltsangabe den fachgenossen einen einblick in die beiden schriftchen, deren titel lockt, zu verschaffen. P. geht wesentlich über L. hinaus, indem er die mhd. litteratur, speciell Wolfram, Gottfried, Wirnt und die minnesänger (nach vdlHagens sammlung, selbst Walther und Neidhart werden daraus citiert) in den kreis seiner sammlungen zieht und so in der tat der interpretation gewisser Wolfram- und Waltherstellen ein breiteres fundament gibt, als Wilmanns (Leben Walthers anm. 384) und die mhd. wörterbücher getan haben. im übrigen decken sich beide arbeiten nach dem umfang der darin enthaltenen ideen und citate wesentlich; wir werden P. so wenig einen vorwurf daraus machen, dass er dichter wie Honcamp, Lödl, Siebel unter seinen citaten nicht aufzuweisen hat, als wir L. der nachlässigkeit zeihen, weil er Franzos, Eckstein ua. nicht heranzog. auf ergänzung und berichtigung der einzelheiten lasse ich mich nicht ein; denn die bedenken, die erhoben werden müssen, sind so principieller art, dass es nichts hülfе am zeuge zu flicken.

Wozu dienen denn diese mit so viel mühe vor uns aufgestapelten lesefrüchte? sie sagen uns, was jeder weifs, der deutsches leben, deutsche poesie nur oberflächlich kennt, dass die linde in vielen dichtungen vorkommt — nach dem ersten hundert belege schenken wir dem sammler die übrigen. führt die untersuchung einer erscheinung nicht weiter und tiefer, so steht das resultat in keinem verhältnis zur mühe. den wellen und strömungen des naturgeföhls im volke nachzuspüren, die charakteristische neigung einzelner epochen und individuen aufzudecken und zu begründen, das typische vom individuellen zu scheiden, die tatsächlichen ursachen des typischen herauszuschälen — wo ist der leiseste ansatz dazu? wenn P. irgend einmal nach einem grunde fragt, so ist es sicher nur, weil er ein citat zur beantwortung bereit hat¹. mit blöden citatensammlungen will ich auch beweisen, dass man in Deutschland die reben auf ulmen zieht, dass mürthen, lorbeern, palmen, cedern, cypressen deutsche bäume sind und dass jede beliebige stadt eine 'lindenstadt' ist. nein, aus diesen arbeiten ahnen wir noch nicht einmal, um welche probleme es sich handelt.

Um das problem herauszubilden, ist zuerst die tatsache zu

¹ so zb. s. 42: 'Und warum nun ist gerade die linde der baum der liebe? der dichter sagt es uns: Heine xn 156'; folgen 3 strophen des gedichtes 'Mondscheintrunkne lindenblüten', in welchem Heine sich das spiel erlaubt, den grund in der herzform des lindenblattes zu linden, eine entdeckung, die er später in der Romantischen schule, bei besprechung von Des knaben wunderhorn, auch in prosa wiederholt.

exemplifizieren, dass in einigen sprachen die linde typisch gebraucht wird. für die mhd. lyrik und das volksepos sind stellen genug zusammengebracht; die citate aus dem kunstsepos beweisen nichts, wenn man nicht die quelle vergleicht. wir haben aber einige — und sie werden hoffentlich vermehrt werden können — die durch diese vergleihung doppeltes gewicht erhalten. Chev. a. lion 350 *Onbre li fet li plus biax arbres c'onques poist former Nature* übersetzt Hartmann Iw. 572 *des schirmet im ein linde, das nie man schæner gesach*; die scene vor dem schlosshof zu Munleun, Aliscans hs. A s. 71, spielt unter einem *olivier*, Wolfram Wh. 127, 2 macht *ölbaum unde linde* daraus, weil ihm der schatten-träger im schlosshof eine linde ist; der sterbende Vivianz liegt unter *un arbre* (Aliscans s. 13. 22), Wolfram Wh. 49, S. 60, 15 schafft sich eine ihm angemessenere situation, Vivianz stirbt beim quell im schatten der linde. ungeachtet aller quellenfragen sind auch folgende stellen zu bemerken: Chrest. Percey. 4609 *Une puciele sous i kaisne* neben Parz. 249, 14 *vor im üf einer linden saz ein magt*; Percey. 6295 *s'est sous i kaisne descendu* neben Parz. 352, 27 *ein linde und ölbourne unten . . stuont*. vgl. auch Parz. 162, S. 185, 28, wo Chrestien nichts hat, und Parz. 432, 10. — ein ähnlicher fall aus dem 15 jh. verdient auch beachtung:

*Margaret was buryed in the lower chaucel,
and William in the higher,
out of her brest there sprang a rose
and out of his a briar*

(Fair Margaret and sweet William, Percy Reliques Lond. 1869 s. 448)

übersetzt Herder in einer zeit, wo der eichencultus sich seinem höhepunct nähert: *Aus ihrer Brust eine ros' entsprang, aus seiner entsprang eine linde* (Stimmen d. völker vi). warum hat er geändert? und warum gerade eine linde?

Ein anderes mittel, um typen zu constatieren, gibt das volkslied an die hand. von dem allbekanntem weitverbreiteten 'Es stand eine linde im tiefen tal, war oben breit und unten schmal' gibt Erk Liederh. 1^a eine abweichende lesart, die aus dem ende des 17 jhs. und aus der mitte des 18 jhs. belegt ist. da finden wir nun: 1^c *darauf [auf der linde] du sitzt frau nachtigall das kleine waldvögelein vor dem wald . . .*; 3^a *Er nahm sein rösslein wol beim zaum, er band's wol an ein lindenbaum*; 7^c *Dort oben bei jener linden so breit darbei schwur er mir einen eid*. drei vorstellungen, die sich in der allgemeinen form des gedichts nicht finden und die doch seit dem 12 jh. vielfach belegt sind: ist nun die gemeine lesart die ältere, so beweist die variante, dass jene drei typen um 1700 noch lebten und also an der gestaltung des flüssigen volksliedes teil nahmen, ist sie die jüngere, so beweist ihre fassung das aussterben, dh. das historischwerden jener typen; als solche können sie dann von volkstümelnden, histori-

sierenden dichtern beliebig gebraucht werden¹. hat man das vorhandensein gewisser typen vorläufig constatiert, so wird sich folgende aufgabe ergeben: 1) die historische botanik und topographie der linde (bodenbedingungen, vorkommen, anpflanzung, individualität usw.); 2) die urkundlichen berührungspunkte der linde mit dem menschen (als quellen werden die wissenschaftliche litteratur, chroniken, platzbeschreibungen, weistümer, rechtsaltertümer, aber auch malerei [Teniers, Ruysdael] usw. gelten); 3) die mythologie; 4) das typisch-poetische vorkommen der linde nach häufigkeit und art, zeitlich und örtlich festzustellen; aus diesen vier philologisch-historischen aufgaben wird sich weiter die kritische ergebnisse, den causalnexus zwischen 1. 2. 3. einerseits und 4. andererseits aufzudecken und zu dem etwaigen grundtypus vorzudringen.

Sind wir für den ersten punct auf die hilfe einer andern wissenschaft angewiesen, so fordern die übrigen um so dringender philologische bearbeitung. eine umfassende sammlung, scharfe sichtung und feinsinnige benützung der familien- und ortsnamen² wird gewis zu den vorläufigen notizen bei Grimm RA ua. (vgl. Mannhardt Baumcultus s. 53) neue resultate bringen; selbstverständlich sind auch die mit andern baumnamen zusammengesetzten orts- und familiennamen zu vergleichen³. aus urkunden usw. müssen sich lindenbrunnen, dorflinden, burglinden, vohmlinden uä. und darauf bezügliche angaben in großer anzahl finden; einige wichtige belege gibt JWWolf Beiträge z. deutschen mythologie (1852) I 168 f. wünschenswert wäre ferner eine lindenstatistik. Schaubach hat für vermauerte linden (Beitr. 14, 162) mittelst gedruckter fragebogen aus den beiden meiningischen kreisen das material gesammelt; wenn so das große heer der lebenden und in der überlieferung lebenden linden, zumal der als individuen hervorstechenden, mit allen näheren bestimmungen, etwa sich daran knüpfenden erinnerungen und sagen inventarisiert werden könnte, so würde eine reiche grundlage für wichtige forschungen geschaffen. eindringlich genug hat Mannhardt Baumcultus s. 53 f. 189 aufgefordert, die dorflinde einmal ernsthaft zu behandeln. und es dürfte hohe zeit sein; mancher gefallene dorf patriarch wird durch schnellwachsende kastanienbäume, mancher lindenquell durch wasserleitung ersetzt. ich erinnere mich auf wanderungen in der umgegend von Karlsruhe 'lindenplatz' bei der kirche und 'lindenbrunnen' auf mäfsiger anhöhe beim dorf und ähnliche namen ohne linden gefunden zu haben. welche länder aufser Deutschland in betracht zu ziehen sind, steht dahin, sicher

¹ vgl. auch die varianten zum mährchen vom Machandelbaum, Panzer Beitrag z. deutschen mythologie 1855 II s. 171.

² auch bauernhöfe und plätze: *zeven linden* auf einem gut bei Utrecht; *Neunlinden* eine spitze des kaiserstuhls; *zu den hohen linden* — jetzt Hohenlinden Germ. 33, 387.

³ vorläufig ist zu benutzen die zusammenstellung bei vBerg Gesch. d. deutschen wälder (Dresden 1871) s. 143 ff.

Holland, wo *de linde van het dorp* ebenso heimisch ist. auch für die gerichts- und wehlinde werden wir reicheres material erwarten dürfen, als Grimm RA 196 f, Weist. (gegen sechzig stellen) und Heyne im DWb. geben; auch notizen wie folgende aus dem jahre 1742 in Raheners Chronik des dörflein Querlequitsch sind lehrreich: 'Über die dabei [dem gemeindehaus] stehende linde aber, worunter die bauern ordentlich zusammenkommen, bezeugt er eine herzliche freude, weil sie ihn auf die geschichte der alten abgöttischen linden, und die gewohnheit unter freyem himmel gerichte zu halten, durch eine natürliche ordnung bringt. er handelt diese materie mit vieler belesenheit ab, und ich habe davon einige neuere schriften gesehen, welche es ihm nicht gleich tun'. über die 'vermauerten' und 'geleiteten' linden ist neuerdings material beigebracht worden (Beitr. 14, 162ff. 15, 218ff), doch wäre weiteres erwünscht; neben den von Scheffel Fr. Avent. s. 228 gegebenen belegen mache ich noch auf eine zeitgenössische illustration von Murat auf der linde bei Wachau aufmerksam, die in der Illust. zeitung 20 oct. 1888 reproducirt ist. von der bildenden kunst ist überhaupt mancher beitrage zu erwarten; Goethe hat in 'Ruysdael als dichter' n auch gerade für die linde gelehrt, diese art litterarischer urkunden zu lesen. für die mythologie der linde, die der altmeister so vernachlässigt hat (Myth.³ nachträge zu s. 618), besitzen wir in Mannhardts werk ein unschätzbare fundament; aber gerade er deckt auch auf, wie viel noch zu geschehen hat¹.

Soll nun das typisch-poetische vorkommen der linde untersucht werden, so wird vor allem bestimmt werden müssen, welche litteraturen, in welcher zeitlichen umgrenzung, in betracht kommen. neben der deutschen die niederländische in ihrem ganzen umfange; in wie weit aber die nordische, die tschechische und welche anderen? auch ist zu berücksichtigen, welche länder und litteraturen die linde zwar kennen, aber nicht typisch gebrauchen, und welche bäume dann ihre stelle vertreten (*jeux sous l'ormel* usw.). bei der zeitlichen begrenzung innerhalb der deutschen litteratur wird einmal das auf- und abwogen des natursinnes, ferner aber und vor allem die concurrenz der eiche² den gang bestimmen. in der natur der sache liegt, dass die typen nicht aller orten gleichmäfsig leben und absterben. es geht nicht an, mit P., einfach fünf jahrhunderte überspringend, 'ältere' und 'moderne' dichter

¹ einiges brachte schon JWWolf Beiträge zur d. myth. 1 168 ff bei, dann Perger Deutsche pflanzensagen (Stuttg. 1864) und Montaus Die deutschen volksfeste (Iserlohn 1854). HReling und JBohnhorst Unsre pflanzen nach ihren deutschen volksnamen, ihrer stellung in mythologie und volksglauben usw. (Gotha 1882) ist mir noch nicht zugänglich gewesen. über Sloet De planten in het germaansche volksgelooft ('s Gravenhage 1890) vgl. Littbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 8.

² hoffentlich erfüllt dr Wagler sein versprechen, baldigst die fortsetzung seiner tiefgehenden abhandlung 'Die eiche in alter und neuer zeit' (progr. d. gymn. zu Wurzen, ostern 1891) folgen zu lassen.

einander gegenüberzustellen und das volkslied als fledermaus zwischen beiden flattern zu lassen. wir haben typen, die bis auf unsre zeit in lebendigem volksgebrauch leben, andere haben sich da und dort länger erhalten als anderswo; formeln überleben die gebräuche; altertümelnde, volkstümelnde dichter affectieren damit. so erhalten citate erst ihren wert, wenn die individualität des dichters bestimmt ist. während wir zb. noch bei Matthisson und Salis urkundliches material für den tanz um die linde finden, ist es für den Berliner romantiker Tieck negativ characteristisch, wenn er in seinem Runenberg 1802 schildert: *'Er verliefs die kirche, verweilte unter einer grofsen linde und dankte gott; . . . die jungen burschen richteten auf dem platze im dorfe, der von jungen bäumen umgeben war, alles zu ihrer herbstlichen festlichkeit ein'*. und so werden auch die citate aus den modernsten butzenscheibendichtern nur mit besonderer vorsicht zu benutzen sein. der typus des pferdanbindens musste mit dem schlosshof, der schlosslinde historisch werden; er kann nur in bewuster anlehnung an das volkslied weiterleben (Bürger Lied von der treue). das häufig wiederkehrende motiv des behaglichen, beschaulichen sitzens unter den linden vor dem hause ist dagegen natürlich aus dem frischen leben genommen; wie poetisch dies motiv selbst in der einfachen historischen darstellung empfunden wird, zeigt zb. eine bekannte stelle in Weisses selbstbiographie (Leipzig 1806 s. 220), die geradezu ein lyrisches bild mit typischer linde gibt.

Auch der terminus a quo gewisser typen bietet der speciell litterarhistorischen forschung noch stoff. wurzeln einige motive, wie der tanz um die dorflinde, ohne zweifel in uralten germanischen gebräuchen, so sind bei andern zweifel erhoben worden. Marold vermutet nämlich (Zs. f. d. ph. 23, 24), dass das motiv des schattenspendens aus der gelehrten dichtung bzw. vagantenpoesie, indirect aus der antiken dichtung stamme. ich halte es freilich für ganz undenkbar, dass gerade die schattenspendende linde, die mit unserer selbständigen litteratur im volks- und kunstpos, im volks- und kunstlied auftritt und sich bis heute in ihr erhalten hat, eine entlehnung sein soll. ein innerer grund liegt nicht vor; der Germane ist im sommer des schattens mindestens so bedürftig, wie der Mediterrane; abgesehen von den dorf- und brunnenlinden pflanzen noch jetzt der Holländer, der Westfale dichte lindenwände vor ihre häuser, die alle räume mehr als vernünftig vor der sonne schützen. und wo ist denn der lindenumschattete quell bei den alten, bei den gelehrten? wenn es germanisch ist, dass im schatten der linde getanzt wird, so wird es wol auch germanisch sein, dass man im schatten der linde ausruht und liebe geniefst. die stellen, wo linden in den Amatoria der Carm. Bur. vorkommen, zeigen gerade echt deutsches localcolorit¹. und da wir nun doch die dorflinde mit frühlings-

¹ reigen 108: *Late pandit tilia frondes ramos folia, thymus est sub*

reigen in der wirklichkeit und den lindenschatten im ältesten volksepos und volkslied haben, stimmt es da nicht vortrefflich zu dem, was wir sonst von Dietmar, Walther, Wolfram, Neidhart wissen, dass gerade sie auch hierin echt deutsche volksmotive, Wolfram selbst gegen seine quelle, gestaltet haben?

Gehn wir auf den poetisch-typischen gebrauch der linde, wie er aus älterer zeit überliefert ist, selbst ein, so zeigt sich, dass sogar hier das gebiet von Lohr und Plaumann noch nicht einmal vollständig abgesteckt ist. es ist zu unterscheiden die linde draussen als repräsentant des cultivierten waldes und die linde als naturschönheit in der nähe menschlicher wohnung; draussen: ruheplatz (Krone 11629 ff, Wolfd. B 425 ff, volksl. Uhl. 74^b 74^c 76^c 123^b), als kampfplatz (Bit. 10005, Nib. 845, Uhl. 123^a), jagd (Uhl. 101, Böhme 441), tod (Wolfram), mord (Nib., Böhme 16 = Hor. belg. II 104, Böhme 34, Uhl. 74. 90. 95. 123), grab (Uhl. 97, Böhme 69, 18, Hor. belg. II 7 = Böhme s. 74), speciell grab des ermordeten (Rein. I 453, im Reinke Vos I 5 kein baum; HSachs ed. Goed. I s. 35, Hor. belg. II 5); zauberlinde (linde von Garten Wolfd. B 350 ff; Keller Heldb. 466, 20; Iw. 572 wird die situation der linde von Garten angenähert, indem statt 'baum' 'linde' gesetzt wird). — die linde beim ort: die typische situation auf dem anger bei der quelle mit vögeln, speciell der nachtigall, schattenspendend (die stellen bei Walther, Johannsd. ua. sind bekannt; dazu Uhl. 15. 164. 239; Hor. belg. II 4 v. anm.), im burghof schattenspendend zum pferdanbinden (Parz. 162. 185. 352. 432. Wh. 127, 2; Wigal. 1478 ff. 8474. 9992, vgl. 7099; volksl. Böhme 110, 6. Uhl. 17^b 76^a 89), im garten ebenso (Wigal. 4075); die linde als maßstab für jahres- und tageszeit: frühling (Veld. MSF 62, 27; *l. und buochen* 66, 7; Dietm. 33, 17. 39, 34; Carm. Bur. s. o.; Neidh. 7, 15. 15, 34. 18, 10. 25, 14. 27, 8. 28, 10. s. 123 [zu 25, 21]. xxxvi 10; Böhme 158. 159. 161, 2. 449, 2); herbst und winter (MSF 4, 1; Dietm. 37, 19; Veld. 64, 27; Hadloub s. 38; Neidh. 35, 3. 38, 12. 42, 34. s. 111 [zu 14, 17]. 46, 31. 62, 36. XLVII 15); am morgen (Dietm. 34, 3. 39, 20); maibaum (Mannhardt 165. 187 ff); reien (Laur. 740—9. 900 ff; Neidh. 8, 26. 10, 32. 11, 6. 20, 9. 21, 5. 136, 5. XXI 17; und schatten 6, 15; schatten und jahreszeit 20, 5. s. 127 [zu 27, 14]. 46, 31. 62, 36; und festplatz XXI 8. XXXVI 20. LIV 35. 187, 13; festplatz XIX 10; die übrigen minnes. bei Plaumann; volksl. Böhme 450, Uhl. 245);

ca viridi cum gramine, in qua fit chorea. patet et in gramine iocundo rivus murmurare, locus est festivus; venit cum temperie susurrat tempestivus. 34: *Ecce chorus virginum tempore vernali . . . júbilo semoto, fronde pansa tiliæ Cypridis in voto.* 114: *. . . et sub tiliæ ad choreas venereas salit mater, inter eas sua filia.* und der liebesgenuss, 57: *Dum prius inculta coleret virgulta æstas jam adulta hieme sepulta vidi viridi Phylidem sub tiliæ;* und der refrain in 146: *Hoy et oe maledicantur tiliæ juxta viam positæ!* daselbst auch der typische eingang '*iz stät ein linde wolgetân non proeul a via*'. gerade der schatten wird hier übrigens bei den lindn nicht erwähnt, sondern immer allgemein den bäumen zugeschrieben (37, 6. 43, 1 usw.).

kranz flechten (Dietm. 39, 33; volksl. Böhme 437, 12. Uhl. 104; vgl. Neidh. xvi 18 hs. B); steldichein (Walth. 39, 11; Lanz. 4661 ff; volksl. Böhme 122; Uhl. 89. 90^ab. 116); andre liebesscenen (Walewijn 3032; Böhme 54. 67. 116); linde als vertraute (volksl. Böhme 175—177; Uhl. 27); als sinnbild der menschlichen, weiblichen schönheit¹ (Zs. 7, 321 ff; vgl. Mannhardt s. 8 anm. 3; holl. ist die linde einer der wenigen bäume, die fem. sind); formelhafter eingang ohne zusammenhang mit dem inhalt: *es steht ein lind in jenem tal* Böhme 39. 166; *drei laub auf einer linde blühn* Böhme 174 (Uhl. 26). hier sei endlich noch eine stelle in Pleiers Meleranz (436 ff) erwähnt, die, an sich eigentümlich genug, auch ein neuer beleg der geleiteten linde ist (Beitr. 15, 218 ff): *'enmitten in dem anger sach er einen boum stân, des nam war der junge man, daz was ein diu schænste linde. ich wæn daz ieman vinde einen boum alsö wünneclich; sie was geleitet umbe sich die este gebogen uf das gras. swer under der linden was, dem mocht der liechten sunnen schin mit ir licht kein schade sin'*. darunter befindet sich ein bad, das für eine dame eingerichtet schien; in zwei silbernen röhren wird von *zwein brunnen* das wasser *meisterlich dahin geleitet*.

In diesen rahmen etwa wird sich der ältere typische gebrauch der linde einfügen lassen, und es wird die aufgabe sein, das leben dieser typen weiterhin zu verfolgen.

Neben solchen formeln ziehen individuelle empfindungen und betrachtungen über die linde durch die litteratur, in denen sich dichter der verschiedensten zeiten berühren können, und die doch immer aufs neue ursprünglich sind. da wird es

¹ es wird allgemein angenommen und findet sich in allen mir bekannten modernen bearbeitungen der Philemon- und Baucissage (Hagedorn n 169; Voss; Lafontaine; Dryden Misc. poems 1716 s. 112 verwandelt beide in eibenbäume (*yews*), ebenso scheint es Swift 'Baucis and Philemon, a poem on the ever lamented loss of the two Yew-trees in the Parish of Chilthorne'; Earl of Rochester ist mir eben nicht zugänglich), dass der mann zur eiche und die frau zur linde wurde; die quelle Ovid Metam. viii 620 ff sagt das nicht ausdrücklich, v. 620 *liliae contermina quercus* liefse mindestens ebensogut die umgekehrte deutung zu; an der allgemeinen übereinstimmung der auffassung sind gewis nicht nur die verschiedenen lateinischen endungen der beiden wörter, sondern auch ebensolche empfindungen der bearbeitenden dichter schuld, wie sie der mhd. dichter Zs. 7. 321. 380 ausdrückt. Herders schöne sinnige übertragung des Daphnemythus auf eine schöne Elsässerin aus Zabern, die zur heiligen linde wird, eine der schönsten, aber unbeachtet gebliebenen blüten der 'deutschen lindenpoesie', ist aus derselben empfindung entsprossen. dagegen ist es von keiner dichterischen bedeutung, wenn der unzufriedene Agenor in JASchlegels Unzufriedenem, unter andern auch (im dritten gesange) in eine linde verwandelt wird; nicht der character des helden, sondern die folgenden unter dem baume sich abspielenden scenen haben diese wahl bestimmt. ebenso individuell, nicht typisch, ist das tiefempfundene gedicht Schubarts 'Die linde', worin er sich mit dem baume vergleicht, die bewuste congenialität des liebenden weibes mit der linde zeigt dagegen Nautchens Lieblingslinde (Göckingk Gedichte zweier liebenden 1777 s. 82; vgl. s. 99. 74).

nötig sein, jede epoche, jede litterarische richtung, jeden dichter auf den grad und die art ihres naturempfindens zu prüfen. eine solche untersuchung wird uns zugleich in den stand setzen, das typische vom individuellen zu scheiden; dabei müssen natürlich die andern bäume ebenso sorgfältig gehucht werden wie die linde, das vorkommen ebenso wie das nichtvorkommen. ich hoffe, eigene zusammenstellungen und resultate auf diesem gebiete nächstens vorlegen zu können.

Tiel i. Holland.

ERNST KOSSMANN.

LITTERATURNOTIZEN.

Dr PLACID GENELIN, Unsere höfischen epen und ihre quellen. Innsbruck, HSchwick, 1891. 115 ss. gr. 8^o. 1,50 m.* — auf verhältnismäßig engem raum wird hier ein sehr umfängliches thema abgehandelt, leider sehr oberflächlich, wesentlich auf grund einer einseitig ausgewählten, teilweise veralteten litteratur. über die Artussage meint sich der verf. durch San Marte, über Hartmanns von Aue dichterischen character durch Gervinus, über die Gralsage durch Birch-Hirschfeld hinreichend unterrichtet: davon dass über des letztgenannten ansichten auch GParis ablehnend geurteilt hat, weiß er offenbar nichts. von Eraclius kennt er nur Massmanns ausgabe, die neueren arbeiten über das Rolandslied sind ihm unbekannt. Türlins Willehalm ist zwischen 1250 und 1250 gedichtet: Suchier nimmt, wie es s. 38 heißt, dafür eine französische quelle an. die ungenauigkeit geht bis in die 'litterarischen behelfe', mit denen das buch beginnt. Müllenhoff wird s. 81 Müllendorf genannt; zahlreiche andere versehn können ja druckfehler sein. hie und da werden die alten dichtungen selbst angeführt; aber was der verf. dann vorbringt, entnimmt er ebenfalls z. t. seinen gewährsmännern. so spricht er s. 34 Jonckbloet Guillaume d'Orange II 221 nach, dass Wolfram aus dem franz. *a termes* 'zur festgesetzten zeit' einen ortsnamen *Termes* gemacht habe: er lässt sich durch Jonckbloets zusatz: '*comparez cependant la variante v. 4373*' nicht irre machen, welcher die behauptung, dass Wolfram seine quelle misverstanden habe, wesentlich aufhebt: ein ortsnamen *Termes* erscheint übrigens auch v. 2088, und er ist auch jetzt noch in Frankreich nicht selten. s. 65 wird behauptet, der name Gaschier hänge mit *gächer* = verderben zusammen: aber *gächer* bedeutet eigentlich wässern, besonders mörtel aumachen, und davon kann doch der eigennamen des helden nicht wol abgeleitet sein. s. 28 wird *épieux* mit 'schwerter' übersetzt und die französische quelle deshalb in gegensatz zu Konrads Rolandslied gestellt, wo von lanzen die rede sei: *épieu* ist aber franz. lehnwort aus dem deutschen spiefs. s. 9 erscheint ein plural *trouvers*. s. 18 wird *ré* 'bahre' als fremdwort bezeichnet. E. MARTIN.

* [vgl. Zs. f. d. östr. gymn. 1891 s. 938 (FKhull).]

Studien zu Hans Sachs I. Hans Sachs und die heldensage von CARL DRESCHER. (sonderabdruck aus Acta Germanica II 3). Berlin, Mayer & Müller, 1891. VII u. 105 ss. 8°. 3 m. — Drescher hat sich die aufgabe gestellt, die beziehungen zwischen Hans Sachs und der deutschen heldensage aufzudecken, zu zeigen, in welchen fassungen dem meistersänger die sagen vorgelegen haben und in welcher weise er seine quellen ausgenutzt hat. wenn D. auch nicht alle fragen beantwortet hat, die auf diesem gebiet aufgeworfen werden könnten, so haben die hübschen ergebnisse seiner schrift doch unsere kenntnis von der quellengeschichte Hans Sachsischer dichtungen erfreulich bereichert. D. hat nicht blofs das material zu seiner enger umgrenzten aufgabe fleifsig durchforscht, sondern Hans Sachsens dichterische tätigkeit überhaupt ins auge gefasst; so hat er über den eigentlichen rahmen seiner arbeit hinaus gelegentlich feine beobachtungen allgemeiner natur gemacht (s. 16. 22. 35 ua.) und bisher unbekannte beziehungen zwischen Hans Sachs und Sebastian Brant ua. nachgewiesen. aus D.s untersuchungen ersehn wir, dass Hans Sachs zur heldensage kein inneres verhältnis hat. er kennt gar nicht die höchsten leistungen der deutschen sage, sondern nur spätere fassungen aus der sinkenden zeit epischer dichtung, teilweise nur indirecte überlieferungen. er behandelt die sagen nicht um ihrer selbst willen, sie sind ihm nur stoffquellen, wie andere, die er gelegentlich unter dem moralischen gesichtspunct und in seiner auch sonst ausgeübten poetischen technik verwendet. für seine 'Tragedia, der hürnen Seufrid' dienten ihm das 'Lied vom hürnen Seifrid' und der grofse Rosengarten des heldenbuches als quellen. Dietrich von Bern, könig Laurin, Ecke und andre gestalten der heldensage erwähnt Hans Sachs nur gelegentlich, der treue Eckhart hingegen, den er seinen moralischen zwecken leicht dienstbar machen konnte, wird ihm zu einer vertrauten gestalt. er tritt in verschiedenen rollen auf, in der regel ist er zu einem allegorischen begriff abgeschwächt oder die poetische maske des dichters selbst, so in dem gesprächsliede zwischen Germania und Eckhart, das D. im anhang zum ersten male nach der handschrift des dichters abdruckt. verwertung der langobardischen sage tritt bei Hans Sachs öfter ein. die hypothese, die D. im anchluss daran über die entstehung der sage von der königin Theodolinde in einem inhaltreichen excurs darlegt, scheint mir sehr ansprechend.

Der vorliegenden schrift sollen weitere untersuchungen über bearbeitungen antiker und romanischer quellen durch Hans Sachs folgen. diese müsten, — was bei einer erstlingsarbeit schwer zu verlangen ist — knapper gehalten werden, sonst würde ein dutzend hefte vom umfang des eben besprochenen zur erledigung des gegenstandes kaum genügen. ein teil dieser arbeit wurde — was zum schluss erwähnt werden mag — in der dissertation eines

Amerikaners (Archib. Mac Mechan The relation of Hans Sachs to the Decameron, Halifax 1889) bereits geleistet.

Prag.

ADOLF HAUFFEN.

Christian Hofman von Hofmanswaldau. ein beitrage zur litteraturgeschichte des siebzehnten jahrhunderts von dr JOSEF ETLINGER. Halle a. S., MNiemeyer, 1891. ix und 130 ss. 8°. 2,50 m.* — bewundert viel von seinen zeitgenossen und viel gescholten von der nachwelt, so stand Hofmanswaldau bisher in der geschichte der deutschen litteratur da. E. bemüht sich mit gutem erfolg, ihm gerechter zu werden, indem er den einfluss des auslandes, besonders Marinos und mehr noch seiner nachfolger, auf Hofmans dichtungen feststellt. sehr zu billigen ist es, dass dabei die ausdehnung der monographie der bedeutung des gegenstandes entspricht und sich nicht in so weitschweifige untersuchungen verliert, wie sie kürzlich Jellinek im vierten bande der Vierteljahrschrift an Hofmanswaldaus heldenbriefen angestellt hat. das resultat ist, dass manche verrirung des schlesischen Marino sich durch die litterarische mode entschuldigen lässt, ja, dass sie mittelbar sogar durch die bereicherung der deutschen sprache und den heilsamen protest, den sie später hervorrief, nutzen stiftete.

E.s arbeit ruht auf guten grundlagen; eins nur fällt auf. um möglichst einfache und starke beweisegründe für seine behauptungen zu haben, teilt er gelegentlich nur die regel mit und verschweigt die ausnahme. es ist das ein gefährliches princip, wenn es auch im vorliegenden falle keinen erheblichen schaden tut. zwei beispiele mögen hier platz finden. man hat ein recht, zu betonen, dass im Getreuen schäfer, dem ersten werke H.s, welches marinistische wendungen aufweist, sich äußerlich in der stillosen vermengung der versmaße eine abwendung von den reinen opitzianischen formen kundgibt, zweifellos veranlasst durch das italienische original. aber man darf doch im hervorkehren dieses charakteristischen merkmals nicht so weit gehn zu sagen: 'eine strengere ausnahme von dieser ungehenden willkür machen allein die chöre oder 'reihen' der actschlüsse'. grofse partien des stückes sind vielmehr noch in alexandrinern abgefasst, strafieren banes sogar als wir sie später bei H. finden. und wenn irgendwo, so zeigt sich hier, dass der dichter ein ohr für die contrastwirkung verschiedenartiger rhythmien hatte. denn er wendet, gleichsam zur beruhigung, den alexandriener nur in geschlossenen erzählungen und monologen, sowie in der elegischen unterredung zweier greise, oder aber dem antithetischen character des verses gemäß in der stichomythie an. — ein andres mal bemüht sich E., für die abfassung der heldenbriefe den Engländer Drayton als H.s vorbild nachzuweisen, gewis mit recht. als wichtigstes argument gilt ihm, dass bei beiden dichtern die briefschreibenden liebenden 'durchgängig' ungleichen standes sind.

* [vgl. Beil. z. allg. ztg. 1891 nr 186 (WKawerau).]

das trifft nun für H. so unbedingt nicht zu, denn zwischen dem grafen von Gleichen und seinen zwei frauen, zwischen Ludwig von Thüringen und der gemahlin Friedrichs II von Sachsen uam. besteht doch kein standesunterschied. die folge der verkennung solcher ausnahmen ist aber, dass E. einseitig die übereinstimmung mit dem englischen vorbild im auge hat und sich den rückblick auf die heroiden des Ovid verbaut, die nun zu wenig gewürdigt werden.

Im stil ist E. hie und da von modernen Hofmanswaldaus beeinflusst, doch list sich seine arbeit angenehm.

Hamburg.

ALBERT KÖSTER.

KLEINE MITTEILUNGEN.

VORSICHT MIT HANS FOLZ! der name *Folz* (*Follz*), *Volz* (*Voltz*) gehört, wie er noch heute besonders in der letztern schreibung in Südwestdeutschland verbreitet ist¹, auch im ausgehenden ma. keineswegs zu den seltenen familiennamen. so lassen sich in der Heidelberger matrikel (ed. Töpke) allein drei zeitgenossen des Nürnberger poeten nachweisen, die auch den gleichen vornamen führen: 1447 *Johannes Voltz de Sancto Goware cler. dyoc. Mogunt.* (i 254), 1471 *Johannes Folcz de Haulbrunna* (l. *Haylbrunna*) *cler. Erbpol. dyoc.* (i 333),

1496 *Johannes Foltz de Stetten prope Schweyger dyoc. Wormac.* (i 420)

Max Herrmann hat also in jedem falle recht getau, die Anz. xv 146 angenommene identität des dichters mit dem unterzeichner einer von ihm aufgefundenen Würzburger klag- und fehdeacte nachträglich (oben s. 18 anm.) als recht zweifelhaft zu bezeichnen. kaum aber war es nötig oder vorsichtig, diesen Würzburger *Hanns Voltz* alsbald wider mit einem *Hans Woltz* gleicher herkunft gleichzusetzen: die unterschritten wenigstens, welche einerseits *Wilhelm, Weyser*, anderseits *Voltz, Vrban* bieten, geben der annahme, dass hier *V* die schreibung für *W* sei, keine stütze. SCH.

VERKÜRZTE ARTIKELFORMEN NACH PRÄPOSITIONEN IM ÄLTERN NEUHOCHDEUTSCHEN. die von ESchmidt Anz. xvii 345 f angeführten fälle betreffen zwei erscheinungen, die leicht zu unterscheiden sind und von denen die eine auch heute noch wenig eingeschränkt vorkommt, während die andere, in der heutigen sprache (wol auch in mundarten) nicht mehr nachweisbar, sehr auffallend und schwer zu erklären ist. bei jener handelt es sich nur darum, welche präpositionen enklise des artikels zulassen; bei dieser scheint zugleich eine seltsame unregelmäßigkeit der form des verkürzten artikels vorzuliegen, dativ sing. statt plural, besonders *zum* statt *zun* aus *zu den*.

Die ältere sprache, mittelhochdeutsch und älteres neuhochdeutsch, war in der enklise weniger beschränkt, indem diese auch im plural üblich war: *bin* 'bei den', *zen* 'zu den', auch (ob-

¹ familiennamen aus eigennamen mit *Folz*-, kose- und lallformen dazu scheinen am Mittelrhein, in der Pfalz und im Main- und Neckargebiet überhaupt häufiger als anderwärts: es ist wol nicht ganz zufall, dass Volker der fiedler von Alzei, Haus Folz von Worms, Franz Bopp von Mainz stammt.

wol in der edlern sprache seltner) nach consonantischem auslaut der präp.: *ufem* 'auf dem', *undern* 'unter den', was heute nur bei *von* und *in* mit sing. gangbar ist; *umben* 'um den' kann direct aus *umbe den* erklärt werden. belege aus dem ältern nhd. findet man DWB II 975. der grund der spätern einschränkung mag theils lautliche härte der verbindung gewesen sein (besonders bei *aufen*, weil sich spirans weniger leicht als liquida bei *unterm* mit nasal verbindet), theils undeutlichkeit bzw. zweideutigkeit der zusammengezogenen form. das letztere wird der grund gewesen sein, warum Gottsched *an* für *an den*, *in* für *in den* verwarf; aber Goethe setzt (freilich im volkstümlichen ton der ballade) '*in armen*' für *in den* (Erkönig, während in der ersten strophe der sing. mit vollem artikel steht). ob bei '*in stand setzen*, *in angriff nehmen*' udgl. der artikel weggelassen oder mit der präp. verschmolzen sei (*in'n* für *in den*), ist schwer zu entscheiden; bei '*in händen haben*' ist ohne zweifel das letztere anzunehmen¹. in mundarten kann zweideutigkeit durch andere umstände ausgeschlossen sein. wo zb., wie in den schweizerischen, auslautendes *n* (wenigstens vor consonantischem anlaut des folgenden wortes) immer abfällt, ist *a'n* (für 'an den') deutlich verschieden von *a* ('an' ohne artikel). dabei ist noch bemerkenswert, dass in der mundart von Bern enklise des fem. sing. nicht bloß bei *zu* stattfindet, sondern auch *bi'r* 'bei der' gesprochen und in der kanzleisprache sogar geschrieben wird; vgl. '*bei'r nacht*' (Uhland volksl.); *i'r* 'in der' kommt wol nur in der umgangssprache vor, *a'r* 'an der' auch in dieser nur selten; den ostschweizerischen maa. sind diese enklisen fremd.

Was die zweite erscheinung betrifft, die scheinbare oder wirkliche verwechslung der form des casus mit der des numerus, so können, und müssen wahrscheinlich, mehrere umstände als mögliche ursachen des seltsamen gebrauchs in anschlag gebracht werden; einzelne fälle bleiben auch dann rätselhaft, abgesehen von denen, wo schon ESchmidt singulare auffassung des subst. bei *zum* möglich gefunden hat.

1. *m* für *n* in *zum*, *im* kann in einzelnen fällen aus rein lautlicher ursache eingetreten sein. wenn nämlich auf das *n* ein labialer anlaut folgte, so wurde in der nachlässigen aussprache des täglichen verkehrs der dentale nasal durch assimilation an folgende labiale muta oder spirans in den labialen umgesetzt, und was so gesprochen wurde, drang dann auch in die schrift, zunächst in briefen und schriftstücken von privater art. so konnten schreibungen entstehen wie *zum füßen*, *im verdacht* und ohne präposition, was ja für den fraglichen punct keinen unterschied macht, *dem beinen*. wer sich selbst oder andere genauer beobachtet hat, wird bestätigen, dass wirklich im gespräch so articuliert wird. auch *zum waffen*, *im wolken* (neben

¹ [der alt- und mittelhochdeutsche sprachgebrauch entscheidet anders, als hier lediglich vom neuhochdeutschen aus vermutet wird. SCH.]

zum und *in*) wird eher so zu erklären sein als aus nachwirkung der alten formen *das waffen*, *das wolken*.

2. die von Gottsched richtig bemerkte tatsache, dass im mittel- und niederdeutschen, besonders aber im obersächsischen, zb. gerade in Leipzig, in der flexion der adjectiva und pronomina auslautendes *m* mit *n* vertauscht, also scheinbar accusativ statt dativ gesetzt wird, ist von ESchmidt mit *dem mann* (für *den*), *von keinen* (für *keinem*) belegt; man vgl. noch *bei en kürschner* (für *bei dem*) bei Schuppius DWB. aao. dieser gebrauch konnte dazu führen, dass man auch umgekehrt *m* für *n* setzen zu dürfen glaubte, weil entweder das bewusstsein des unterschiedes der *m*- und *n*-formen überhaupt geschwunden war, oder — wenn es fort-dauerte und man aus der reinen schriftsprache die richtige form wol kannte — weil man an einem ort gut machen wollte, was man am andern fehlte, ein verfahren, das zu mauchen ähnlichen, auf halb unbewusten falschen schlüssen beruhenden laut- und formbildungen geführt hat.

3. rein syntaktisch lässt sich erklären das *zum* in wirtshaus-schilden und häusernamen, wie *Zum drei rosen*, indem man entweder den singularbegriff 'haus' dabei mitdachte oder gedankenlos der analogie der vielen namen folgte, bei denen das *zum* mit einem richtigen dat. sing. verbunden ist.

Wir kommen zu dem schluss: die aus 1 nicht zu erklären den fälle: *zum göttern*, *sternen*, *kindern*, *beim göttern*, *jungfern*, *lust am schaf und flur*, *bis im tod* udgl. müssen, wenn nicht direct und allein aus 2, aus mitwirkung von 1 und 3, also aus einem zusammenwürken aller drei factoren nach mechanischer analogie erklärt werden.

Zürich, weihnacht 1891.

L. TOBLER.

Am 13 december 1891 starb zu Berlin GUSTAV VON LOEPER, 69 jahre alt; am 22 december 1891 entschlief zu Reichenberg in Böhmen im 36 lebensjahre der gymnasialprofessor dr JOHANN KNIESCHEK, der durch heranziehung alttschechischer übersetzungen die deutsche literaturgeschichte des ma.s vielfach aufgehellt hat; am 29. januar 1892 verschied in Strafsburg BERNHARD TEN BRINK im 52 lebensjahre.

Prof. dr EDUARD SIEVERS in Halle folgte einem rufe nach Leipzig; an seiner stelle wurde zum ordinarius in Halle der bisherige aufser-ordentliche professor dr KONRAD BURDACH ernannt. prof. dr ALOIS BRANDL in Göttingen hat einen ruf nach Strafsburg angenommen. die bairische regierung hat den aufserordentlichen professor dr OSKAR BRENNER in München als ordinarius nach Würzburg versetzt. — an der univ. Zürich habilitierte sich für deutsche philologie dr EDUARD HOFFMANN, an der univ. Halle dr SIEGMAR SCHULTZE, an der univ. Wien für nordische sprachen und algerm. dialecte dr FERD. DETTER, an der univ. Heidelberg dr BERNH. KAHLE; dagegen erwies sich die im vorigen hefte über dr Th. Odinga gebrachte nachricht insofern als ungenau, als dr Th. Odinga sich am polytechnikum in Zürich habilitiert hat.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XVIII, 2. 3 JULI 1892

SCHRIFTEN ZUR ALTERTUMSKUNDE.

Handbuch der waffenkunde. das waffenwesen in seiner historischen entwicklung vom beginn des mittelalters bis zum ende des 15 jahrhunderts. von WENDELIN BOEHEIM, custos der waffensammlung des österreichischen kaiserhauses. mit 662 abbildungen nach zeichnungen von Anton Kaiser und vielen waffenschmiedemarken. Leipzig, Seemann, 1890. viii und 694 ss. 8°. — 13,20 m.*

Zur waffen- und schiffskunde des deutschen mittelalters bis um das jahr 1200. eine culturgeschichtliche untersuchung auf grund der ältesten deutschen volkstümlichen und geistlichen dichtungen. von dr HEINRICH SCHRÖDER. Kieler diss. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1890. 46 ss. 8°. — 1,60 m.**

Das germanische nationalmuseum in Nürnberg von FRANZ FRIEDRICH LEITSCHUH. illustrationen nach photographien von Christoph Müller. [Bayrische bibliothek, begründet und herausgegeben von Karl von Reinhardtstöttner und Karl Trautmann. 9 band.] Bamberg, Buchner, 1890. 98 ss. 8°. — 1,40 m.

Mitteilungen der Niederlausitzer gesellschaft für anthropologie und altertumskunde. herausgegeben im auftrage des vorstandes. 2 band, 1. 2. 3 heft. Guben, AKönig, 1892. 274 ss. 8° und 3 tafeln abbildungen.

Sammlung von vorträgen, gehalten im Mannheimer altertumsverein. dritte serie. Mannheim, Löffler, 1891. 35, 64, 36 und 46 ss. 8° und eine tafel. — 1,50 m.

Das handbuch der waffenkunde von Boenheim, das einen teil von Seemanns kunstgewerblichen handbüchern bildet, ist das werk eines mannes, dessen name in seinem fache einen sehr guten klang hat. es gibt in einer einleitung die entwicklung des waffenwesens in ihren grundzügen, dann eine genaue schilderung der schutzwaffen (helm, harnischkragen, armzeug, handschuhe, harnischbrust und -rücken, beinzeug, gesamtharnisch, schild, pferdezeug und pferdeharnisch, sporen), der angriffswaffen (blanke, stangen-, schlag-, fernwaffen, bajonett, mit beigefügter schilderung der fahne und des feldspiels) und der turnierwaffen; ferner bemerkungen für freunde und sammler von waffen über beurteilung der echtheit und des wertes, aufstellung und erhaltung, endlich eine übersichtliche darstellung über kunst und technik im waffenschmiedewesen und über die hervorragenden waffensammlungen. für den, der sich mit der historischen seite der allgemeinen waffen-

* [vgl. DLZ 1891 nr 5 (CGurlitt).]

** [vgl. Zs. f. d. phil. 24 s. 122 ff (AEBerger). — DLZ 1891 nr 39 (MBaltzer).]

kunde beschäftigt und sich über die verhältnisse des abendlandes und des orientes unterrichten will, ist Boeheims buch unzweifelhaft von wert; der deutsche philolog wird nicht den gleichen nutzen daraus ziehen, weil er den begriff der waffenkunde tiefer fasst und fassen muss. bei allem guten, was in hinsicht auf genauigkeit und anschaulichkeit der schilderung von dem werke gesagt werden kann (nicht gleiches lob können wir allen abbildungen spenden), leidet es doch an zwei fehlern, die es trotz allen technischen kenntnissen des verf. in das gebiet der dilettantenarbeiten verweisen: an dem mangel einer philologischen, allgemein historischen und culturhistorischen schulung des verf. und an einer lückenhaften und äusserlichen auffassung des themas. es entschuldigt dabei nicht, dass Boeheims buch diese mängel mit den meisten derartigen, bisher in Deutschland erschienenen teilt. was würden wir von einem classischen archäologen sagen, wenn ihm geschichte und culturgeschichte der Griechen und Römer nur oberflächlich, ihre sprache aber gar nicht bekannt wäre? in einer ähnlichen lage aber zeigt sich B. in bezug auf das deutsche altertum. die gelegentlichen geschichtlichen und culturgeschichtlichen bemerkungen, die in dem buche verstreut sind, sind oft recht bedenklich — gleich was er auf den ersten 3 seiten über völkerwanderung, völker und stämme sagt, ebenso die schöne notiz über Thors 'eisernen hammer' möchte wol niemand von uns geschrieben haben —, und das, was die sprache und ihre denkmäler zur kenntnis der deutschen waffen in so reicher weise darbieten, das kann der verf. sich für sein thema nicht zu nutze machen, weil seine unkenntnis in sprachlichen dingen so sehr groß ist. er macht zwar nicht ganz selten den versuch, sprachdenkmäler für seine darstellung heranzuziehen, er citiert den Beowulf, den Wigalois, die Limburger chronik ua., wie aber, das möge ein beispiel erläutern: s. 233 'das kurzschwert im Beowulf wird breitsax genannt', was sich nur auf Beow. 1546 beziehen kann: *hyre seaxe geteáh, brád ond brúnecg*, wo also von einer technischen bezeichnung des sachsens keine rede ist. und wenn er in der vorrede hervorhebt, dass er den nachdruck auf eine strenge terminologie gelegt habe, so ist diese leider oft eine solche, wie sie den alten waffennamen gar nicht entspricht, sondern von allerlei sammlern nach zufälligen, oft verlesenen aufzeichnungen jüngerer zeughausinventare und ähnlicher zusammenstellungen gemacht ist, deren barbarische formen in dem B.schen werke wie in ähnlichen ohne alle kritik herübergenommen werden. so zeigt sich s. 132 eine *isenhuse*, s. 249. 261 ein *bidenhander* für *beden-, beidenhänder*, großes schwert (beide formen bei S Franck), s. 281 ein *dëgen*, welche bezeichnung schon im 12 jh. vorkommen soll ua. s. 356 steht: 'im 13 jh. wurde der schleuderer gemeiniglich mit dem namen '*eslingur*' (engl. *slinger*) bezeichnet'. wie der verf. auf eine solche form gekommen ist, ist mir ein rätsel; im

ahd. heißt der schlenderer *slingari*, *slengare*, spätmhd. kommt *slengerer*, *slenkerer*, *slenkner* auf. s. 139. 295 befindet sich die notiz, der ritterliche gürtel werde im deutschen *dupsing* genannt, wozu ich absolut nichts zu sagen weiß; der name des alten *lendeniers* (auch *lender* 'ventrale' Diefenbach 611³) erscheint stets (s. 113 uö.) in der schreibung *lentner*, und s. 292, nachdem gesagt worden ist, dass deggen wahrscheinlich vom fränkischen *daga* hergeleitet sei, wird vom dolche behauptet, er habe 'in der erinnerung an die alten gottesgerichte' im 14 jh. den namen *gnadgott*, eine übersetzung des italienischen *misericordia* erhalten, wozu es s. 293 weiter heißt, im deutschen sei das wort *gnadenstos* für den gebrauch der waffe entstanden. nach diesen proben sprachlicher schulung, die sich ohne alle mühe vermehren ließen, ist es ohne weiteres klar, warum in dem buche eine heranziehung sprachlicher quellen, so weit sie überhaupt versucht ist, nicht gelingen konnte; welche lücken und schiefeiten dadurch der darstellung erwachsen, brauche ich hier nicht auseinander zu setzen. sonderbar bei diesem mangel des verf., der ihm doch selbst wol bewusst sein muss, ist der drang, in sprachlichen dingen doch mit zu sprechen; s. 402 steht allen ernstes zu lesen, dass der deutsche name *armrust* (so schreibt nämlich der verf. immer für armbrust) sich aus den worten *arm* und *rüstung* zusammen setze und somit ursprünglich eine 'armrüstung' bedeutete. und nach s. 130 soll sich 'vielleicht' die sage vom 'hörnen Siegfried' aus hornbelegten harnischen erklären, wie sie eine schar im heere Heinrichs v 1115 getragen habe.

Aber nicht bloß an derlei nichtwissen krankt das B.sche buch; ich habe schon oben auf die rein äußerliche auffassung des themas hingewiesen und möchte das noch mit zwei worten erläutern. es ist viel von form, material, herstellung und verzierung der waffen die rede; aber das intimere verhältnis der waffe zum mann wird immer nur gelegentlich und beiläufig behandelt. mit andern worten: wer sich nach der B.schen waffenkunde (allerdings auch nach anderen früher erschienenen) eine vorstellung machen will von der wirksamkeit der angriffs-, von der schutzkräftigkeit der deutschen deckungswaffe, wer sich darüber unterrichten will, welche angriffs- und welche verteidigungsart die waffe ermöglicht, wie weit sie sie fördert oder hindert, kurz wie weit sie dem ideal der bewaffnung in der frühern zeit sich nähert oder davon fern bleibt, der findet für seine wissbegierde in diesem buche nichts. und doch ist diese seite der waffenkunde die, welche sie erst zu einer wissenschaft macht, und das buch, das sie nicht eingehend berücksichtigt, steht wissenschaftlich nicht höher als das münzbuch, welches nur die prägung beschreibt, und das briefmarkenalbum. auch wird der waffenkunde, wenn man ihr eine solche aufgabe zuweist, damit nichts neues zugemutet: Essenwein hat in nicht weniger als 20 abhandlungen:

Beiträge aus dem germanischen museum zur geschichte der bewaffnung im mittelalter, erschienen im Anzeiger für kunde deutscher vorzeit 1880—1882, diesen weg der behandlung bereits eingeschlagen und kostbare notizen über mafs, gewicht, sowie treff- und verteidigungsfähigkeit deutscher waffen gegeben. was können wir uns für eine andere vorstellung von einem schwerte machen, wenn davon mitgeteilt werden: das gewicht, die gesamt-länge, die länge der klinge, die breite der klinge an der wurzel, die länge des griffs und der parierstange; wie anders schauen wir gegenstände der rüstung an, wenn uns mafse und gewicht der einzelnen stücke sorgfältig vor augen gestellt sind. B. hat diese art Essenweins, die befruchtend auf die ganze waffenkunde würkt, nicht einschlagen wollen; er ist in den alten bequemen pfaden der sammler und dilettanten weiter gewandelt. wir werden auf eine wahrhaft wissenschaftliche deutsche waffenkunde, die auch das psychologische moment des alten geraden und langen, ehrlichen deutschen hiebswertes gegenüber den stich- und schlitzwaffen andrer völker, gegenüber auch dem krummschwerte der Orientalen und Slaven, genügend hervorhebt, noch warten müssen.

Noch eins möchte ich bemerken. s. 123 und 390 sind zwei reliefdarstellungen von einem goldgefäfs aus dem schatze von Nagy Szent-Miklós, 5 jh., in abbildung (nicht sehr gut) mitgeteilt, die eine einen geharnischten ritter zu pferde mit einem gefangenen zu fusse, die andere einen berittenen bogenschützen zeigend. B. hält das gefäfs für eine sarmatische arbeit und bezeichnet daher die reiter als sarmatische. es würde hier zu weit führen, die gründe darzulegen, aus denen wir dieser ansicht des bestimmtesten entgegen treten müssen: die arbeit ist vielmehr gotisch, wie auch eine charakteristische verzierung des gefäfses über den reiterfiguren fast genau auf dem denkmal des Theoderich in Ravenna widerkehrt; und wenn B. s. 501 sich über die fahne, die der eine reiter hält (viereckig und oberhalb in zwei wimpel geschnitten), wundert, weil sie so sehr der späteren deutschen lehensfahne ähnelt, so hebt sich eben diese verwunderung durch den deutschen character der arbeit. wir haben nicht soviel denk-mäler der kunst der alten Goten übrig, dass wir das wenige auch noch mit den herren Sarmaten teilen sollten.

Das schriftchen von Schröder ist eine fleifsige und sorgfältige zusammenstellung von belegen aus den deutschen geistlichen und volkstümlichen dichtungen, die noch keinen französischen einfluss zeigen, der zeit von ca. 1100 (Exodus) bis ca. 1217 (Kudrun), für die deutsche waffen- und schiffskunde nützlich, und bringt in 3 teilen zeugnisse bei: 1 zur bewaffnung des ritters, 2 zur art und rüstung des rosses, und 3 zur schiffskunde. durch die arbeit wird unsere waffen- und schiffskunde in mehreren, wenn auch nicht gerade wesentlichen puncten berichtigt, der verf. hat diese selbst am schluss der arbeit einzeln aufgeführt.

Das büchelchen von Leitschuh orientiert vortrefflich über die geschichte und einrichtung des germanischen museums in Nürnberg und ist um so zuverlässiger, als der verf. zur zeit, als er es schrieb, dort angestellt war und die sammlungen täglich vor augen und unter den händen hatte. allen denjenigen, die an der anstalt, welche leider jetzt durch Essenweins abgang der festen wissenschaftlichen hand entbehrt und einer ungewissen zukunft entgegengieht, ein tieferes interesse nehmen, kann die kleine schrift warm empfohlen werden. sehr wirkungsvolle illustrationen und zwei grundrisse unterstützen die darstellung.

Von den Mitteilungen der Niederlausitzer gesellschaft für anthropologie und altertumskunde erregt wol das geringste interesse der deutschen philologen der vorgeschichtliche teil, meist schilderungen von gräber- und urnenfeldern nach aufgrabungen enthaltend; wichtig dagegen ist die abteilung sage und brauch, welche kinderspiele und kinderreime, lieder, segen, gebräuche, erzählungen aus der dortigen gegend bringt, und die abteilung geschichte, in welcher namentlich auf einen aufsatz von CLiersch in Guben: Nachrichten über tracht und sitten der Slaven und Germanen aus dem 6 jahrhundert n. Chr. aufmerksam gemacht werden muss. dieser aufsatz bringt auszüge aus der schrift des Byzantiners Mauritius (nach der vermutung des alten herausgebers Scheffer späteren oströmischen kaisers von 582—602), von denen namentlich die über ausrüstung und kampfwaise einzelner Germanenvölker hochinteressant und sehr wenig bekannt sind.

Von der sammlung von vorträgen gehalten im Mannheimer altertumsverein interessieren uns am meisten die beiden von major Seubert: Mannheim vor 150 jahren, und Mannheims erste blütezeit unter Carl Theodor, die uns frisch und lebendig geschriebene, auf den vortrag für ein gemischtes publicum berechnete culturbilder des vorigen jahrhunderts liefern. gern hätten wir nur etwas mehr noch von den damaligen Mannheimer kunst-instituten vernommen.

Göttingen im März 1892.

M. HEYNE.

Das höfische leben zur zeit der minnesinger von dr ALWIN SCHULTZ, prof. der kunstgeschichte an der k. k. deutschen univ. zu Prag. zweite vermehrte und verbesserte auflage. Leipzig, SHirzel, 1889. gr. 8°. bd. I mit 176 holzschnitten, xvi und 688 ss. — bd. II mit 196 holzschnitten, 504 ss. — 30 m.*

Die seit dem ersten erscheinen des Höfischen lebens verflossenen jahre hat Schultz fleißig benützt, um sein werk zu vervollkommen. der erste band ist von 520 auf 688, der zweite von 463 auf 504 seiten angewachsen. dazu trug aller-

* [vgl. Zs. f. d. phil. 24, 371 ff 524 ff (JMeier). — DLZ 1891 nr 50 (MHeyne).]

dings die erhebliche vermehrung der illustrationen nicht unwesentlich bei, da bd. I 64, bd. II 60 neue holzschnitte einverleibt wurden. wir sind Sch. besonders dafür dankbar, dass er dieselben nicht lediglich andern werken entnahm oder nach photographien anfertigen liefs, sondern auch neues material aus bilderhss. sammelte und uns vorlegt. die auswahl der illustrationen ist im allgemeinen recht zweckmäfsig, wenschon in einzelnen fällen eine änderung erwünscht sein muss. so würden im I cap. andre burgansichten vorzuziehen sein. die abbildung von Fleckenstein und wol auch die von Wildenberg entspricht nicht ganz der wirklichkeit; ebenso sähe ich statt des siegels der stadt Rochester s. 14 lieber eine der zahlreichen wasserburgen abgebildet. die grundrisse sollten erkennen lassen, welche bauten der ursprünglichen anlage, welche späteren bauperioden angehören, wodurch sie eigentlich erst instructiv werden. Sch. macht s. 7 anm. darauf aufmerksam, dass es schwierig sei, brauchbare aufnahmen herzustellen, noch schwieriger aus den vorhandenen ruinen das alter des baues festzustellen. gewis! aber wir haben doch noch andere hilfsmittel als etwa vorhandene zierformen, um die zeit des aufbaues zu bestimmen. zunächst sei daran erinnert, dass das jus muniendi keineswegs immer freigegeben, sondern die bewilligung des landesherrn erforderlich war, um eine befestigung, eine burg bauen, widerherstellen, ja selbst erweitern zu dürfen. zu diesen urkunden kommen verträge, baucontracte, testamente, rechnungsbücher, inventare ua., quellen, die uns nicht selten weit exactere aufschlüsse geben als der bau an sich. mit ihrer hilfe können wir dann am objecte selbst fruchtbringende nachforschungen anstellen. bei diesen haben wir nicht blofs auf stil und technik — steinart, lagerung der steine, mörtel, verputz usw. — sondern auf viele andere dinge, deren erörterung zu weit ablenken würde, zu achten. bedauerlicher weise lässt man es bei beschreibung derartiger denkmäler in der regel an der nötigen genauigkeit mangeln, unscheinbare aber unter umständen wichtige details bleiben unberücksichtigt.

Für den text sind die inzwischen erschienenen einschlägigen werke, specialuntersuchungen und ausgaben, soweit Sch. deren habhaft werden konnte, benützt und auch die recensionen der ersten ausgabe, wenn auch nicht ganz nach gebühr, zu rate gezogen worden. so sehr das werk durch die fortgesetzten studien des verf. gewonnen hat, so bleibt natürlich doch manche lücke, vieles bedarf noch der klarstellung oder genauerer bestimmung, wie sie teilweise nur durch den zufluss neuer quellen möglich sein wird. aber nicht durchweg trägt der mangel solcher quellen die schuld, sondern vielfach gerade das von Sch. herangezogene umfangliche material. die grenzen sind zu weit gesteckt, um allen einzelheiten gleiche aufmerksamkeit schenken zu können und sich so zu orientieren, dass es möglich wäre, klare und naturwahre bilder

zu schaffen. wenn auch nicht zu leugnen ist, dass der französische einfluss weitgreifend und mächtig gewesen ist, so darf man doch nicht annehmen, alle nationalen eigentümlichkeiten seien ihm zum opfer gefallen. diesen eindruck bekommen wir aber bei der lectüre des buches, in dem deutsche, französische, englische und andere quellen als gleichwertig behandelt werden und verhältnismässig selten verschiedenheit der culturverhältnisse constatirt wird. es hätte mehr beachtet werden sollen, dass der nicht blofs durch fürstliche heiraten, sondern auch durch verkehr und handel beförderte französische cultureinfluss allmählich gegen osten vordrang und romanische lebensführung selbst die höfischen kreise nicht vollkommen beherrschte, da ja das alltagsleben entschieden ein anderes gepräge trug als das festtägliche, wo ceremoniell und prunk mehr zur geltung kamen; die historischen quellen geben dafür genugsam zeugnis. aufserdem darf für den osten Deutschlands die einwirkung der slavischen nachbarschaft nicht unterschätzt werden, am wenigsten in gebieten, wo die bevölkerung mit slavischen elementen durchsetzt war. von welcher bedeutung im süden die hochentwickelte, blühende cultur Italiens gewesen, braucht nicht auseinander gesetzt zu werden. es sei nur daran erinnert, dass die dortigen allzeit bewunderten schöpfungen der baukunst für die ausbildung der deutschen architectur, nicht allein der kirchlichen, sondern auch der profanen, maßgebend waren; nach Italien hauptsächlich weist ebenso die ganze entwicklung des fortificationswesens, der aufschwung, den der burgenbau besonders unter Friedrich I¹ genommen hat und der sich auch in den dichtungen jener zeit widerspiegelt, wie die oft gewürdigten einwirkungen des orientes, dessen erzeugnisse vornehmlich durch den ausgebreiteten handel der oberitalischen städte (Venedig, Pisa, Genua) unsern ländern und sogar dem norden Deutschlands zugeführt wurden. nächstdem muss erwogen werden, dass, auch abgesehen von den fremden einflüssen, die deutsche cultur nicht überall auf derselben stufe stand, dass nationale und locale unterschiede sicher noch schärfer hervortraten als in der gegenwart. 1 321 macht Sch. unter hinweis auf Berthold von Regensburg 1 250 auf die verschiedenheit der trachten in Süd- und Norddeutschland aufmerksam; diese verschiedenheiten erstreckten sich aber nach demselben prediger auch auf die sitten und, setzen wir hinzu, gebräuche, die als altererbtes gut, allerdings meist auf das landvolk eingeschränkt, bis auf unsere tage sich bewahrt haben; sie betreffen die art und weise der unterhaltung (spiel, tanz und musik), die nahrungsmittel und deren zubereitung, die rechtsgewohnheiten, den hausbau usw. derartige untersuchungen und

¹ Rahewin sagt, er habe bei der erneuerung der pfalzen und heiligen gebäude so grofse freigebigkeit und pracht gezeigt, dass das ganze reich nicht aufhören werde, das geschenk und das gedächtnis eines so grofsen kaisers beständig in ehren zu halten.

beobachtungen machen die arbeit allerdings viel mühsamer, und ich gestehe gerne zu, dass eine darstellung nach den angedeuteten gesichtspuncten vorläufig nur unvollkommen ausfallen kann; immerhin hätte in dieser hinsicht mehr geschehen können, zumal sich schon bei oberflächlich vergleichender betrachtung unterschiede aufdrängen. doch wurde nicht nur darauf zu wenig rücksicht genommen. Sch. ist zu sehr geneigt zu verallgemeinern, ein beleg genügt ihm, um zu sagen: 'gewöhnlich', 'in der regel' uä.¹ unter umständen ist man hierzu berechtigt, bei genauerer umschau liefsen sich auch die zeugnisse für dies und jenes vermehren, zumal wenn man sich nicht ängstlich auf die quellen der behandelten periode beschränkt, und das ist auch insofern vorteilhaft, als wir dann unterrichtet werden, wie weit die alten verhältnisse bestehn blieben oder sich änderten. durch rückblicke auf die vorausgehenden jahrhunderte würde die darstellung sehr gewonnen haben, es würden zudem verschiedene irrthümer aus dem wege geräumt worden sein. Sch. hätte überhaupt nicht auf gedichte das hauptgewicht legen sollen; zuweilen befremdet es geradezu, nicht näherliegendes verwertet zu finden. s. 49 ff, wo über gartencultur gehandelt wird, musste doch zunächst das Capitulare de villis, das pflanzenverzeichnis auf dem alten St. Galler grundriss, der Hortulus des Rabanus Maurus usw. herangezogen werden, denn die daselbst verzeichneten gewächse bildeten, wie schon Kerner nachgewiesen hat, durchs ganze mittelalter den hauptbestand der gärten. dass die cultur, wie überhaupt die ganze vegetation, bis zu einem gewissen grade variiert, ist selbstverständlich; eine wesentliche bereicherung erfuhr die flora aber erst seit den zeiten der großen entdeckungsfahrten, also seit dem beginne der neuzeit. s. 78 ff verdienen die inventare, die über hauseinrichtung den besten aufschluss geben, besondere beachtung; auch manche rathbücher enthalten brauchbares. s. 201 ff kommen in erster linie die arzneibücher in betracht. s. 223 wären statt der provençalischen Diätetik besser die im mittelalter sehr verbreiteten *Secreta secretorum*² zu benützen gewesen. s. 382 ff erscheinen die kochbücher zu wenig verwertet. s. 386 läge es

¹ s. 23: die fugen wurden mit mörtel verstrichen, mit blei vergossen. s. 29: deshalb sollten sie (die türme) die doppelte höhe der mauer haben. s. 30: gedeckt waren die türme meist mit bleiplatten. s. 151: bis zum zweiten jahre wurde das kind von der amme gestillt. s. 162: die kinder safsen während der schulstunden auf der erde. s. 170: über die jungen leute, die am hofe sich aufhielten, wurde von dem kämmerer buch geführt. s. 276: die rinke ist bei einfachen gürteln aus glas. s. 460: wer den hirsch erlegte, hatte das recht, von einer der anwesenden damen einen kuss zu verlangen ua.

² s. Toischer Aristotelis heimlichkeit, jahresber. des staatsgymn. in Wiener-Neustadt 1882 und Die altdeutschen bearbeitungen der pseudoaristotelischen *Secreta secretorum*, jahresber. des staatsgymn. zu Prag-Neustadt 1884; RFörster *De Aristotelis quae feruntur Secretis secretorum* 1885 und desselben mittheilungen im Centr. f. bibl. vi h. 1 und 2.

näher, die deutschen urbare zu rate zu ziehen als nach des Matazone de Calignano Dit sur les vilains zu greifen usw.

Sch. liefs sich von der überzeugung leiten, dass die angaben der dichter unbedingt glaubwürdig seien: was sie schildern, haben sie gesehen oder sich beschreiben lassen. dieser ansicht vermag ich mich nicht ganz anzuschließen. bekanntlich basieren unsere höfischen dichtungen großenteils auf romanischen vorlagen, andre sind nach lateinischen quellen gearbeitet, und dies abhängigkeitsverhältnis ist nicht aufser acht zu lassen, da der dichter gewis nicht nur das, was mit seinen erfahrungen harmonierte, beibehalten hat. sind ja doch die meisten dieser producte auf unterhaltung berechnet, und da musste das aufsergewöhnliche, das phantastische, wundersame auf das publicum gröfsern reiz ausüben als das seinen anschauungen naheliegende. ich verweise beispielsweise auf die schilderungen in der Historia de preliis und im briefe des presbyter Johannes, die unbedenklich nacherzählt wurden, nicht weil derartige märchenhafte pracht im abendlande zu finden war, sondern weil sie dem dichter für eine ihm unbekannte welt glaubhaft erschien. dies streben, ganz absonderliches zu bieten, zeigt sich in vieler hinsicht. glaubte man doch selbst die vorlagen als aus weiter ferne stammend bezeichnen zu müssen, um das interesse zu steigern; und wenn der schauplatz der ereignisse in fernen ländern war, konnte man unbedenklich der phantasie freien spielraum gewähren oder nach gutdünken und möglichkeit fremdländische verhältnisse in die darstellung einbeziehen. vor dem kritischen blicke der zeitgenossen brauchte man sich nicht zu scheuen, selbst geschichtschreiber nahmen ja keinen anstand, die werke der alten zu plündern; unsere sache ist es aber, an den quellen kritik zu üben, uns nicht blindem glauben hinzugeben, sondern den prüfstein anderwärts gewonener erkenntnis anzusetzen. dadurch, dass Sch. sich zu sehr auf die dichtungen verließ und diese doch auch nicht systematisch ausbeutete, wurde die darstellung oft einseitig und auch lückenhaft. so erfährt der leser s. 49 nur, dass in der vorburg aufser den wirtschaftsgebäuden auch die wohnungen der knechte und dienstleute untergebracht wurden, nichts aber über deren einrichtung, wie auch von der anlage der bauernhäuser nirgends die rede ist. ziemlich mager ist der abschnitt über die kindererziehung (s. 152 ff) ausgefallen. s. 302 wünschten wir über farbenzusammenstellung bei kleidern, s. 421 ff über tischordnung, s. 506 über handel mehr zu erfahren. s. 487 ff geben Wolfers reiserechnungen, itinerarien und andere geschichtsquellen wertvolles material an die hand, wodurch wir über mittelalterliches reisen weit besser orientiert werden. s. 542 wäre es am platze gewesen, aufser dem scheidenschlagen noch andrer volkstümlicher spiele zu gedenken. s. 544 ist die über den tanz handelnde litteratur zu wenig berücksichtigt, s. 578 der abschied zu kurz abgetan; wenigstens

hätten die üblichen abschiedsworte, reisesegen und zu Gertrudenminne und Johannessegen die abhandlungen von KHofmann und JZingerle angeführt werden sollen. u SS ff würde mancher leser Sch. dankbar sein, wenn er auf gewisse heraldische fragen näher eingegangen wäre oder doch die litteratur verzeichnet hätte. s. 223 ff drängen sich mancherlei fragen auf: wie verhielt es sich mit der wehrverfassung, mit der heerbanbspflicht und den verpflichtungen der einzelnen kriegler, welche rolle spielten fußvolk und reiterei, welche normen galten für die führung des heeres und seiner abteilungen? in welcher weise erfolgte die aufstellung der treffen und welchen einfluss übten die kreuzzüge auf die entwicklung des heerwesens?

Im übrigen beschränke ich mich auf folgende bemerkungen:

Band 1 s. 21 hätten *letze*, *schranken* etc. auseinander gehalten werden sollen; wir haben darunter nicht lediglich verhaue oder pallisaden zu verstehn, wie auch *gründel* nicht blofs der das tor des aufsenwerkes schließende riegel ist. — s. 23 lesen wir, dass die ringmauern auch mit dem namen *singeln* bezeichnet wurden, wofür nicht viele belege beigebracht werden dürften. — s. 34 passt die ann. 3 citierte stelle aus Herzog Ernst nicht, da dort von riegeln die rede ist. — s. 41 möchten wir über vorkurgen mehr erfahren. — s. 42. die erklärung des *bercovrit* als holzturm hat nicht erst GKöhler gegeben, wir finden sie schon bei Krieg Militärarchitectur s. 236. — s. 47 hätten auch die wendeltreppen erwähnung verdient. — s. 50 ist die vermutung, dass man in jener zeit noch nicht gefüllte rosen züchtete, abzuweisen. — s. 51 passt die ann. 3 aus der erzählung Diu nahtegal mitgeteilte stelle nicht, da wir es da mit keiner gartenlaube zu tun haben. — s. 55. der rost diente zum braten. — s. 58 streiche ann. 3. — s. 59 könnte über *loube* noch einiges bemerkt werden. — s. 64. mit der hergebrachten interpretation von Nib. 2015 ist nichts anzufangen. die löcher, durch welche das blut floss, waren dazu da, um nötigen falles hölzerne vorbauten (erker, umgänge) herstellen zu können; durch sie wurden die tragbalken gesteckt, während die vorspringenden *riegelsteine* ihnen zur unterlage, zur stütze dienten. ausführlicher handle ich anderswo darüber. — s. 70 waren die in manchen gegenden noch sehr gebräuchlichen hölzernen fenstergitter anzuführen. ann. 2 au Helbling zu verweisen, ist unpassend, da dies gedicht ja nicht dem 12 jh. angehört. — s. 72 ist nur von kachelöfen die rede, obwol die gemauerten im frühern mittelalter vorherrschen. — s. 74 unter *brücke* und *büne* haben wir gewöhnlich nicht eine estrade zu verstehn; in diesem sinne können auch die aus Wigalois und Konr. Troj. citierten stellen nicht als belege dienen. — s. 76. abgesehen davon, dass *ruc-*, *sper-* und *stuollachen* identificiert werden, muss in abrede gestellt werden, dass die umhänge in der regel an gestellen aufgehängt wurden. — s. 81.

der gebrauch der stühle war nicht so selten, wie angenommen wird; selbst für bauernhäuser lassen sie sich nachweisen. — s. 88. *phulwe* scheint irrtümlich als überbett, das erst ende des mittelalters in gebrauch kam, aufgefasst zu sein. — s. 89 fällt die bemerkung auf: merkwürdig contrastiert mit dieser pracht, dass man noch gegen ende des 12 jhs. auf einem unterbett von stroh schläft. als ob der strohsack im laufe des mittelalters abgekommene wäre!

S. 105 hätten wir über *lade*, *schrin* und derartige behältnisse gerne genauern aufschluss erhalten. — s. 106 gehört die anm. 6 notierte stelle aus dem König von Odenwald nicht hieher, denn der *zagel* diente als handhabe, um die türe auf- und zuzumachen. — s. 108. dass *line* nicht ein balcon ist, habe ich Zs. 33, 107 ff nachgewiesen. — s. 110 gewinnt der leser von den söllern keine rechte anschauung. der ausdruck hatte im ma. ebenso verschiedene bedeutungen wie heutzutage in der volkssprache. — s. 111 wird gesagt, man habe die capelle dahin verlegt, wo sich gerade ein schicklicher platz fand. warum finden wir dieselbe aber in vielen burgen gerade über dem haupteingang im torhause oder -turme? das beruht sicher nicht auf zufall. — s. 141. die lage der verwitweten frau war, wie die rechtsquellen lehren, nicht so trostlos, wie sie hier dargestellt wird. — s. 143 anm. 8 hat Sch. die stelle in den Spanier predigten misverstanden. unter *wisöt* haben wir nicht weihbrunn, sondern geschenke, wie sie in manchen gegenden noch jetzt gegeben werden, zu verstehen. sie bestehn vornehmlich in hühnern, eiern, butter und brot; in urbaren gehören auch gänse, kitze und lämmer zum *wisöt*. — s. 147. von der taufe erwachsener findet sich eine interessante schildering in Herbords Vita des bischofs Otto v. Bamberg II 16, s. 27. 37. — s. 148. Cecilia 725 wird das taufgewand erst am achten tage abgenommen. — s. 149 liefse sich über namengebung verschiedenes bemerken; auch, ob es gepflogenheit war, dem knaben einen paten, dem mädchen eine patin zu bestellen, wäre etwa noch zu berühren (vgl. zb. Wigal. 37, 25). — s. 152. über kinderpflege s. auch Konr. Troj. 6070 ff. Milst. Gen. 110, 15. Kudr. 198. Wigal. 35, 38 ff. über die sitte, das kind bis zum 7 jahre in mütterlicher obhut zu lassen, s. Weinhold DFr. I 106 anm. 2. — die kinderspiele bedürften ab und zu einer erläuterung. s. 154 werden auf grund einer unklaren stelle im Renner kugelspiele erwähnt. 'zu denen sie gruben an den strafszen sich aushöhlten', was indes, von Hugo auch ganz anderswo vermerkt, an sich ein vergnügen des Kindes bildet und mit den kugelspielen nicht combinirt werden darf. — s. 155 heifst es, die kinder hätten sich auch mit schweinsblasen vergnügt; die citierte stelle *mit ströwe bläst man bläsen wit* wird aber wol besagen: mit strohröhrchen bläst man seifenblasen. — dass der unterricht mit dem 7 jahre seinen anfang nahm, dazu sei noch auf den Schwängern mönch 14 und

Barl. 23, 12 verwiesen. Alexius (A 16S ff) wurde im alter von 7 jahren mit den büchern bekannt gemacht, mit 12 jahren verließ er die schule und lernte nun ritterschaft, bis zum 20 jahre blieb er an des kaisers hof, dann sollte er heiraten. das 12jährige mönchlein kam schon mit 6 jahren ins kloster, wo es singen und lesen lernte. für die schulbildung waren die männer übrigens häufig nicht sehr eingenommen. Alexius F 92 ff ist die mutter darauf bedacht, dass der sohn die schrift lerne, der vater sträubt sich dagegen, denn *lere krenket kintheit unt nimet in fröude unde kraft*, eine ansicht, die auch anderwärts ausgesprochen wird. — s. 157. die kenntnis des lateinischen, deren sich auch frauen rühmen konnten, eignete man sich häufig in den klosterschulen an, die laienkindern auch zugänglich waren, ohne dass man sie für den geistlichen stand bestimmte; über ihre einrichtung hätte das nötigste mitgeteilt werden sollen. griechisch verstanden wenige, RvEms sagt im Barl. 402, 2S *nû lebet der lûte niht ze vil, die kriechisch kunnen verstân; wær ez in kriecheschem gelân, ich wære wol, sô wære dîz mære der Kriechen mære* usw. — s. 160 f scheint mir der bloße hinweis auf Wattenbachs bekanntes buch, neben dem auch Rockingers schrift über bairisches schriftwesen zu berücksichtigen wäre, unzulänglich. — s. 166 wäre neben dem steinwerfen auch das steinstofsen zu nennen.

S. 227. dampfbäder waren lange vor dem 13 jh. gebräuchlich. — s. 231 vermutet Sch. mit unrecht, dass neben den glasspiegeln metallspiegel nicht mehr üblich waren; außerdem fragen wir, ob es neben den hand- auch wandspiegel gegeben habe. — zu dem über tracht und schmuck der frauen handelnden abschnitte (s. 236 ff) wird man gut tun, Weinholds darstellung heranzuziehen. — s. 292 scheint mir die anm. 1 gegebene erklärung von *bruochseckel* zutreffend.

S. 360 ff. Sch. nimmt an, man habe nur zwei mahlzeiten, die eine am frühen morgen (*prandium*), die andere (*cena*) am späten nachmittag eingenommen; zwischen beide falle ein kleiner imbiss (*antecena* oder *merenda*). dafür wie für die zeit lässt sich indes keine allgemein gültige regel aufstellen, und auch die angaben der quellen divergieren beträchtlich. unzweifelhaft herrschten auch dazumal in verschiedenen ländern verschiedene sitten. s. 360 citiert Sch. Johannes de Janua Cath., hat aber übersehen, dass hier dem *prandium* (in tertia) noch ein anderer imbiss, das *jentaculum* (in mane) vorhergeht, di. bei den Römern der morgenimbiss, im mittelalter das frühstück (*vruoimbiz*), dessen zeit sich nach dem aufstehu richtete. sehr häufig finden wir eine förmliche mahlzeit nach der messe erwähnt, es fragt sich also, wann diese gelesen wurde. zu behaupten, dass dies im mittelalter gewöhnlich um 9 uhr der fall war, geht nicht an, denn oft genug wird von einer frühmesse bei tagesanbruch berichtet; doch hat man zwischen dieser und dem später stattfindenden feierlichen

gottesdienst zu unterscheiden, an welchen sich das diner anschloss. diese alte sitte hat sich in einigen gegenden Tirols und wol auch anderwärts beim landvolk erhalten, so dass an sonn- und festtagen das mittagsmahl unmittelbar nach dem gottesdienst, gegen 10 uhr eingenommen wird, während an gewöhnlichen wochentagen um 11 uhr gegessen wird. wie die zeit war auch der speisezettel landschaftlich und bei den verschiedenen ständen verschieden. für die bauerliche kost dürfen wir jetzigen brauch heranziehen; hierin hat sich wenig verändert. — s. 370 sagt Sch., jeder gast erhielt eine serviette. ich möchte das mit Weinhold bezweifeln, wenigstens ist *twעהе* in Türl. Wilh. (s. anm. 5) kaum so zu fassen. ich glaube, dass vor dem gaste noch ein kleineres tuch ausgebreitet wurde, um die zuweilen kostbaren tischtücher vor verunreinigung besser zu schützen. diesen brauch beweist, allerdings für das 15 jh., ein bild (*diu fräzheit*) in der Innsbrucker Rennerhandschrift. wir sehen da ein schmales tuch (*vürleg* in inventaren dieser zeit) in form unserer handtücher vor dem essenden über das tischtuch gebreitet und darauf den speisepapf. was das tafelerät anlangt, sind Sch.s angaben hier und da zu berichtigen; aufer den salzfässern sind noch pfefferbütsen zu verzeichnen. löffel und gabeln gehörten ursprünglich zum küchengerät; jene haben die form der kelle oder gatze noch in nachmittelalterlicher zeit bewahrt, diese beim mahle zu benutzen war noch im 17 jh. nicht überall in Deutschland üblich. beide, besonders aber die messer, wurden in futteralen aufbewahrt (s. zb. Fontes rer. Austr. 36, 147). wenn Sch. äufsert, dass der bauer damals wahrscheinlich aus hölzernen oder irdenen schüsseln als, ist das zweideutig. gewöhnlich afsen diese leute wie jetzt noch aus der schüssel oder pfaune, in der das gericht aufgetragen wurde (s. zb. Neidh. xxxv 12. HMS III 300 b). irdene geschirre scheinen nicht allzeit und überall gleichmäfsig im gebrauch gewesen zu sein. jedesfalls ist auffallend, dass in zahlreichen inventaren Tirolischer burgen aus dem 15 jh. nur holz- und metallgefäße begegnen. glasierung führte nach den größern Colmarer jahrbüchern im Elsass ein zu Schlettstadt 1283 verstorbener töpfer ein. über die verwendung s. Kreuziger 2492 und dazu Gl. II 411, 65. 778, 44. eine bemalte schüssel wird HMS III 310 a erwähnt. — s. 376 ff. neben den kannen sind krüge (s. ua. Schlägel 246 ff; HMS III 310; Fontes 36, 123; Gl. I 408, 9) und flaschen (aus leder, holz, zinn, eisen) zu nennen, von trinkgefäßen auferdem noch *stouf* und *angster*, gleichfalls aus verschiedenem material. *kopf* und *napf* unterscheiden sich nicht so sehr durch den deckel als dadurch, dass ersterer einen fuß hat, letzterer nicht (s. DFr. II 105. HMS III 311 a). becher und schalen, besonders wenn sie kostbar waren, wurden ebenfalls in futteralen aufbewahrt. — s. 381 bemerkt Sch., dass trinkschiffe damals nur in Frankreich und Eugland üblich gewesen

seien, wogegen indes Gl. II 705, 16 *cymbium drancscif* spricht. — s. 353 ff. was hier über nahrungsmittel gesagt wird, bedarf der vervollständigung, teilweise auch der berichtigung. besonders spärlich werden wir über die bauernkost unterrichtet; aber auch die der herren könnte ausführlicher behandelt sein, zumal es keineswegs an nachrichten fehlt und selbst aus den dichtungen reichliches material zu gewinnen ist. s. 353 anm. 7 wäre etwa noch das ausführliche verzeichnis HMS III 310 f beizufügen; in dem Hadlaubs ist, nebenbei bemerkt, *kappen* nicht in *krappen* zu ändern. — s. 356. pfauen haben allzeit als schwer verdaulich gegolten. schon in der Diätetik des Anthimus wird empfohlen, ältere tiere 5—6 tage, jüngere 1—2 vor dem kochen zu schlachten, und HSachs lässt im fastnachtsspiele von einem bösen weib die magd zu dem sein herzwel klagenden gesellen sagen: *Ir habt viel leicht ein Pfawen gessen.* — s. 357 vermissen wir beim wildpret gemsen, steinböcke, füchse, luchse und aufer andern gröfsern tieren auch das eichkätzchen. — s. 359. verschiedene fische werden genannt Ruodl. XIII 36. — s. 392. über den gebrauch von gewürzen ist ua. aus Flückigers Pharmakognosie des pflanzenreiches mannigfache belehrung zu schöpfen. zur erzählung vom Pfefferland siehe den brief des presbyters Johannes c. 24 ff. — s. 393 bezweifelt Sch. mit unrecht, dass gemüse auch auf die tafeln der grofsen gekommen sei. — s. 394 f. den brotarten ist aufer derbbrot der brotring beizufügen: Gl. I 293, 40 *tortam protrinck* — 332, 6 *crustulam rinck* — an andrer stelle *colliridam panis dicitur. prezidella rinck. at quam nos stodonem dicimus.* sicherlich bestanden bereits im ma. für die brotformen besondere locale unterschiede. — s. 397. als dessert waren neben andern früchten die erdbeeren sehr beliebt; die jahrbücher von SJacob zu Lüttich melden z. j. 1107, herzog Gottfried v. Brabant habe im genannten jahre zur weihnachtszeit solche auf seinem tische gehabt. — s. 405. die behandlung des weines scheint nach den erhaltenen allerdings dem spätern mittelalter entstammenden anweisungen nicht allerorten gleich gewesen zu sein. gebrannter wein war wahrscheinlich bereits im 13 jh. bekannt. — s. 415. beim waschen der hände sehen wir hier und dort eine gewisse rangordnung festgehalten: Freib. Trist. 605 ff nehmen zuerst die frauen, voran Isot, dann die männer, zuerst die fürstlichen ranges, das wasser, bevor man sich zu tische setzt (vgl. s. 417); s. Lohengr. 925 ff. — s. 420 ff befriedigen die wenigen angaben über die tischordnung nicht; auch darf nicht gradweg gesagt werden, der fürst speiste an einem besondern auf einer estrade erhöhten tisch allein oder mit seiner gemahlin (s. zb. Canonicus v. Wysshrad z. j. 1135).

S. 452 ff. über die jagd des grofsen wildes im ma. vgl. Germ. 29, 110 ff. — s. 458. beliebt war in den gebirgländern die gemsjagd (s. HMS II 386 a), bei der im spätern mittelalter auch hunde

(s. Sinnacher Beiträge zur gesch. der b. kirche Säben und Brixen VII 142) und netze (Inventar des forstmeisteramtes zu Innsbruck v. j. 1485) verwendet wurden. — s. 471. um die wölfe zu fangen, liefs nach den jährbüchern von Prag z. j. 1268 könig Otakar in den dörfern gruben graben, auf welche eine gans oder ein schweinchen gesetzt wurde (s. anm. 4). — s. 474. zu den falckenarten s. Zs. 27, 50 ff. — s. 487. interessant ist, dass bereits in jenen zeiten wegmarkierungen vorkamen (s. Herbords Vita des bischofs Otto v. Bamberg II 11). — s. 488. das gepäck wurde vorwiegend auf saumtieren nachgeführt, denn für karren oder wagen waren die wege häufig zu schlecht (s. Chron. slav. I 3). — s. 492 bezweifelt Sch., dass es goldene und silberne sätzel gegeben habe, doch berichten die gröfsern jährbücher von Altaich z. j. 1042, Luitpold von Baiern habe nebst einem trefflichen pferde einen sattel von aufsergewöhnlicher schwere, ganz aus gold und silber gewürkt, erhalten. — s. 500. nicht nur das reitzzeug erhielt edlen metallschmuck, es wurden die pferde ab und zu sogar mit silbernen hufeisen beschlagen. — s. 511. welche rolle als kaufleute die juden schon damals spielten, wie unternehmend sie waren, illustriert wol am besten die tatsache, dass selbst kirchenfürsten trotz der allgemeinen abneigung ihnen besondere privilegien verliehen. — s. 519 oder 524 hätte wol auch der hospize gedacht werden können. — s. 525. ein pilgerstab, in welchem ein schwert verborgen ist, befindet sich noch im schlosse Valer auf dem Nonsberge (Tirol).

S. 557. *holre bläsen* begegnet auch Bit. 8660 und Frauend. 82, 7; 165, 25 heifst es *Dar näch ein holrbläser stuoc einen sumber meisterlich genuoc.* beachtenswert ist, dass die holerpfeife auch sonst neben der trommel genannt — schwegler und trommler zogen noch 1809 mit den Tiroler landstürmern ins feld —, aber nur von bairischen und österreichischen dichtern erwähnt wird. beide instrumente waren in der kirche verpönt (s. Colm. ML 46, 80). — s. 561. eine orgel nach griechischem muster finden wir in der gröfsern Vita Ludwigs des frommen cap. 40 erwähnt, den preis einer für den Prager dom hergestellten verzeichnen die jährbücher v. Prag z. j. 1255. — s. 562 *rottumbes* neben *pusûn* und *tampûr* auch Lohengr. 4573, wozu bemerkt sei, dass nicht nur hier, sondern auch in Ludwigs kreuzfahrt und im j. Tit. dies instrument speciell den Sarrazenen zugeteilt wird, wie es ja auch den Orientalen entlehnt wurde. — *bunge* ist identisch mit *bûke*, mit dem einen wie mit dem andern ausdruck wird 'tympanum' übersetzt.

S. 563 wäre über lectüre und deren beschaffung (kauf, entlehnung, copierung) das wichtigste mitzuteilen. — s. 575. dass die belohnung der fahrenden nicht immer so glänzend war, ist zb. aus Wolfgers reiserechnungen zu ersehen. — zu s. 643 ff sei auf Loserths abhandlung über die krönungsordnung der böhmischen könige im Archiv f. östr. gesch. 54, 9 ff verwiesen.

Band n. s. 11 ff. vor allem ist die behauptung, dass der ritter selbst in friedenszeiten das schwert selten ablegte, einzuschränken. hinsichtlich des *cingulum militare* darf man wol bezweifeln, dass die weiße farbe für den rittergurt charakteristisch war, schon weil auf bildern oftmals auch braun und schwarz begegnet. da fällt außerdem nicht selten der mangel eines wehrgehänges auf, das schwert hält der krieger in der hand, auch wo es sich nicht um kampfszenen handelt, und das scheint mir der beachtung wert, wie die form des gurtes, ob er quer über die schultern läuft oder um die mitte des leibes geschlungen ist. neben den gewöhnlichen geraden schwertklingen wären auch gekrümmte zu nennen. sehr spitze schwerter, mit denen in der schlacht am Hasenbühl die pferde der in den ersten reihen kämpfenden Baiern getötet wurden, bezeichnet die Regensburger fortsetzung der jahrbücher Hermanns v. Altaich als eine neue art waffen. die klinge, in den altdeutschen dichtungen öfters als *brün* bezeichnet, wurde auch mit eingeschlifenen ornamenten geziert; die schwertklinge könig Rogers von Apulien trug nach den jahrbüchern von Pöhlde die inschrift *Appulus et Calaber, Siculus mihi servit et Afer*. welch wuchtige hiebe mit den langen breiten schwertern ausgeführt werden konnten, ersehen wir aus manchem berichte der mittelalterlichen chronisten. dabei konnte die ausstattung dieser waffe immer noch prunkvoll sein. Richard von England trug an seidenem wehrgehänge ein schwert mit goldenem griffe und kunstvoll gearbeiteter, mit silber beschlagener scheide (Wilken Gesch. d. kreuzz. 4, 210). der preis variierte sehr. zb. werden Wolfgers reiserechnungen s. 21 für zwei schwerter 81 denare, s. 27 für eines 20 solidi, s. 30 10 talente und 2 sol. veron. notiert. — s. 18. die in verschiedenen formen und größen vorkommenden dolche und messer hätten durch abbildungen veranschaulicht werden sollen. diese waffen für nicht ritterlich zu halten, ist unbegründet. Ortnit trägt nach str. 162, 1 *mezzer unde swert*; Wolfd. A 75, 2 heist es *näch walthischem site nam er ein mezzer an die hant*, und wie oft sehen wir sie nicht auf mittelalterlichen bildwerken! dolche wurden gelegentlich auch vergiftet (s. Canonicus v. Wysselrad z. j. 1130). das als *misericorde* genannte messer muss von beträchtlicher länge gewesen sein: Neidh. 91, 25 *daz gêt hinden verre dan unde ist kopherrôt*; hält man hierzu (34) *die er ûf ein rippe stach mit dem selben mezzer, daz gie hinden ûz der scheide* (vgl. damit 239, 79), so ergibt sich, dass die scheide am untern ende ohne metallbeslag gedacht ist, und aus dem defecte derselben dürfen wir vielleicht schliessen, das messer sei ohne parierstange und stark zugespitzt gewesen. führte man schwert und misericorde, so wurde jenes an der linken, diese an der rechten seite getragen (Helbl. 1 316 ff). des Waltharius *semispatha* darf indes nicht den dolchen zugezählt werden (s. 18 anm. 7). — s. 19. die *gnippe* ist kein einschlag-

messer, sondern ein einschneidiges, breites messer, wie solches die bauern noch im spätern ma. neben der gurttasche zu tragen pflegten. — s. 21. bei den stangenwaffen vermissen wir den spiels, der mit der lanze nicht identisch ist. die s. 25 anm. 13 aus Strickers Karl angeführte stelle hätte mehr beachtung verdient, wie auch die verbreitung des wortes in den altdutschen dichtungen. der schaft war in der regel rund (Rol. 97, 24 auf achteckige stangen zu deuten, scheint mir bedenklich) und von verschiedener länge. dass selbst bei turnieren bald kürzere, bald längere spere zur hand genommen wurden, ersieht man z. b. aus UvLichtensteins schilderungen. Frauend. 491, 9 bietet m. e. auch einen beleg für die verwendung der speerscheiben, denn die erklär. Lexers im Wb. will mir nicht einleuchten. — s. 25. das an der lanze befestigte banner reichte durchaus nicht immer bis zum handgriff herab. — s. 30 ff. den unterschied von *brünne* und *halsberc* in dieser periode festzustellen, dürfte schwer fallen. schon in den ahd. glossen stehn beide ausdrücke nebeneinander (z. b. i 401, 3 *lorica amata ringelohitiv halsperge vel pruni*; ii 730, 41 *lorica prunna halsperga*), und so darf man sich nicht wundern, dass in den mhd. dichtungen die bezeichnungen für ein und dasselbe rüstungsstück wechseln. ursprünglich verstand man unter *brünne* jedesfalls den aus leder oder starkem stoff mit aufgehefteten metallplatten, spangen, schuppen oder ringen gefertigten brustpanzer. um den davon ungedeckten oberteil des körpers und den hals zu schützen, trat der *halsberc* hinzu, welcher, die bewegung weniger zu hindern, leichter gehalten wurde. derselbe konnte nun entweder von der brünne gesondert, zum ringhemd verlängert oder an dieser befestigt und bei gleicher technik mit ihr vereinigt werden, in welchem falle die identification beider sich leicht erklärt. daneben blieb die eigentliche brünne (*lorica*, thorax) im gebrauch, doch entwickelte sie sich mehr und mehr zum widerstandsfähigern plattenpanzer. ich verweise dazu auf Virg. 321, 4 *het ich an mir die brünje mîn und daz dâ bi ze reht sol sîn die liechten stahelringe*. im Schwanritter 1028 ff wird erzählt, dass der schild des helden gespalten wurde, so dass das schwert durch *halsberc* und durch *platten* bis auf das *spalier* drang und dadurch, dass der schlag niederhalb des schildriemens erfolgte, der verlust des armes verhütet wurde. aus dieser darstellung erhellt zugleich, dass das hier unter *halsberc* und *platten* getragene *spalier* nicht besonders die schultern deckte (s. 39), wie es nach v. 118 ff und andern stellen auch nicht zur rüstung gehört, sondern als kleidungsstück, in der form wol dem scapulier der mönche entsprechend, zu betrachten ist. — was s. 33 ff über die rüstung weiter mitgeteilt wird, ist mit vorsicht anzunehmen. wären die ritter so von oben bis unten ausgepolstert und mit all dem erwähnten rüstzeug beladen gewesen, so hätten sie sich nur schwerfällig bewegen und kaum lange kampftüchtig bleiben können. wir

finden aber auch schwerlich irgendwo eine derartige beschreibung oder zusammenstellung, und die in verschiedenen quellen namhaft gemachten stücke einfach zusammenzufügen, geht doch nicht an. zum vergleiche verweise ich auf die allerdings dem anfang des 14 jhs. entstammenden verzeichnisse der arma domini Fontes 36, 144 und 146. ähnlich verfährt Sch. s. 50 bei den kopfbedeckungen. nach ihm soll der kopf zunächst mit einer gepolsterten mütze bedeckt, darüber das *hersenier* gezogen, darauf ein eisenhütlein, dann eine filzmütze und endlich der helm gesetzt worden sein, wogegen schon die zahlreichen darstellungen von kriegern sprechen, die blofs mit ringkappen oder eisenhauben ausgerüstet erscheinen. um richtig zu urteilen, darf auch der bedeutungswechsel der in frage kommenden ausdrücke nicht aufser acht gelassen werden. unter *helmhuot*, *huot* haben wir zb. nicht immer die unter dem helm getragene eisenhaube, sondern häufig den helm zu verstehn. Erec 6987 kann *hüetelin* nur das hersenier sein, denn eine eisenhaube verhüllte das gesicht keinesfalls so, dass man eine person nicht zu erkennen vermochte; man müste etwa annehmen, dass an derselben wie an der s. 50 abgebildeten cervelliere das ringgeflecht befestigt war. — wie *huot* hat auch *hûbe* verschiedene bedeutung; *beckenhûbe* begegnet erst bei spätern dichtern des 13 jhs. — s. 57. dafür, dass das *kursit* unter dem waffenrock getragen wurde, kann die anm. 4 citierte stelle nicht als beleg gelten, weil *kuret* = *kurrît* (vgl. s. 49 anm. 2) ist. — s. 73. die helmzierden mögen zwar häufig aus holz, teilweise aus pergament hergestellt worden sein, doch bestanden sie sicher auch aus metall, wie auferdem natürliche hörner und geweihe dazu benützt wurden. so kämpfte 1187 vor Tyrus ein spanischer ritter *supra galeam habens cervina cornua pro cimero*. — s. 78. die helme wurden nicht gewöhnlich mit seidenschnüren, sondern mit riemen und ketten festgebunden. — s. 97. den schild verdeckte man unter umständen, um unerkannt zu bleiben. — s. 101. für die mode, die pferdedecken mit schellen zu behängen, ist Chron. Slav. I 11 von interesse, wo ein bei der belagerung von Anico (am Hellespont) vor den stadtmauern sich abspielender zweikampf beschrieben wird. der von den belagerten anerkorene kämpfer safs nämlich *in equo falerato, cuius operimento filia principis inseruerat tintinnabula plurima, tum pro ostentatione, tum equi alterius fugatione. providerat autem hoc dux Godefridus obturatis auribus equi cognati sui lana et pice*. die sitte, reit- und rüstzeug sowie kleider mit schellen zu behängen, woran die südländer teilweise noch jetzt gefallen finden, ist ohne zweifel den orientalen entlehnt. — s. 117. *de tabula rotunda sive foresta* berichten ua. die Königsaal- geschichtsquellen cap. vii. darnach wurde 1319 könig Johann von Böhmen von der jungen ritterschaft gebeten, ein solches spiel zu veranstalten: *edicite itaque tabulam rotundam regis scilicet Arthusii curiam et gloriam*

ex hac reportabitis perpetuis temporibus memorandum. der könig willfahrte ihrem wunsche, die vorbereitungen zum feste wurden getroffen: *sed de lateris nobilibus penitus nullus venit!* — s. 133. vor dem turniere eine messe zu hören wird ausdrücklich als ritterliche gewohnheit bezeichnet.

S. 199. zu den bogen, die selbst nach einföhrung der feuerbüchsen noch als kriegswaffe erscheinen, wurde vorzüglich eibenholz verwendet; daher die im spätern mittelalter ganz gewöhnliche bezeichnung 'eiben'. — s. 201. erwähnenswert sind noch pfeile mit zwei spitzen; zu den flügeln am schafte brauchte man nicht blofs federn, sondern auch holz und leder. vergifteter pfeile bedienten sich vorzüglich die völker des ostens und zwar nicht nur im kriege, sondern auch auf der jagd (s. Chron. Slav. I 3. Otto v. Freising Chron. VII 25). die köcher waren in der regel aus holz oder leder. zu dem könig v. Odenwald I 189 vorkommenden ausdrücke *zerf* verweise ich auf die Fontes 36 publizierten inventare, in welchen er oft begegnet: zb. s. 75 I *zerif cum telis paganicis*; s. 147 II *pharetras sufferatas sine cerif*, VI pfeiltaschen *cum sagittis et cerif*; s. 148 XII *pfaretre et totidem cerif*; mit einem erklärenden beisatze s. 109 XI *zerf, videlicet cingulos cum pharetris*. — die s. 203 besprochene armbrust ist die sogenannte *stegereifarmbrust*, aufser der noch die *krap-, rücke- und waggarmbrust* anzuföhren wären. — s. 217. die rüstung des gemeinen mannes war sicher mehr oder weniger einfach, Fontes 36, 106 und 110 werden übereinstimmend *torax, eysenhüt, clipeus cum lancea* als *arma villici* aufgezählt. — s. 221. die frage, wie sich die zu einem heere gehörenden krieger erkannten, scheint mir nicht schwer zu beantworten. wenn nicht aus bewaffung, kleidung, kriegsmusik, bannern udgl. zu ersehen war, ob man es mit freunden oder feinden zu tun habe, so gab doch das losungswort, der schlachtruf hierüber aufklärung (vgl. zb. Brunos Sachsenkrieg cap. 97); auch wurden zuweilen gewisse abzeichen getragen: nach der Colmarer chronik führten in der schlacht auf dem Marchfelde Rudolfs krieger ein weifses, die des Böhmenkönigs ein grünes kreuz. — s. 242. zu den hier verzeichneten mafsregeln s. Rahewin Gesta Frid. III 35, welche angaben allerdings teilweise Jos. Flavius entnommen sind. — s. 248 f. von einem colossalen zelte, das könig Heinrich II von England spendete, berichtet Rahewin Gesta Frid. III 7, von einem andern, einem geschenke des königs von Ungarn, welches drei lastwagen kaum fortzuschaffen vermochten, die Annal. Colon. max. z. j. 1190; die jährbücher Otakars z. j. 1264 erwähnen ein wie eine kirche hergerichtetes zelt, das von verschiedenfarbigem tuche wie von backsteinlagen bedeckt war; nach Chron. Slav. I 9 schenkte sultan Aseddin Kilidscharslan dem herzog Heinrich ua. *sex domos filtrinas secundum morem terre illius et sex camelos, qui eas ferrent*. — s. 293. Strickers behauptung, der sieger müsse drei tage auf

dem schlachtfelde bleiben, ist, wie historische zeugnisse beweisen, nicht aus der luft gegriffen. — s. 305. zur steierischen reimchronik tritt der bericht in den jahrbüchern Otakars z. j. 1271 ergänzend hinzu: eine unermessliche menge gold und silber, silberne becher und schüsselfn, wertvolle teppiche und andere kostbarkeiten, der ornat der königlichen capelle, waffen und pferde sollen von Rudolfs leuten erbeutet worden sein. — s. 316 ff. hinsichtlich der schiffe ist wol in betracht zu ziehen, dass die fahrzeuge der verschiedensten nationen das mittelmeer durchsegelten und deren benennungen variieren, ohne dass daraus immer auf verschiedene bauart und einrichtung geschlossen werden darf. schiffe von so enormer gröfse, wie sie der von Richards flotte eroberte Dromon besafs, waren sicherlich auch später noch sehr selten. Olaus' Historiae de gentibus septentrionalibus x 3 berichten: *una navis bellica Gostani regis Suetiae tantae magnitudinis erat, ut mille armatos naucerosque trecentos, qui optimi bellatores sunt, emittere posset, worauf es weiter heifst Preterea idem rex primus usum biremium, trivarium ac quadrivarium circa annos domini 1540 in mari Gothico ac Suetico manu artificum Venetorum stipendio conductorum introduxit.* die Venetianer haben also selbst im norden den schiffbau gefördert. — der im Itinerarium regis Ricardi beschriebene dreimaster wird von andern schrifstellern als *buscia magna* bezeichnet (Wilken Gesch. d. kreuzz. 4, 328). — s. 319. zur beschreibung einer seereise von Venedig nach Beirut s. Krauses bemerkungen Zs. 25, 182 ff. — s. 321. RvEms erzählt Alex. 9026 ff, dass bei der belagerung von Tyrus je zwei *galinen* zusammengebunden und zum schutze der schützen und wurfmaschinen darauf tullen errichtet, am vordertheile anderer schiffe aber mit eisen beschlagene bäume (widder) angebracht wurden, was um so beachtenswerter ist, als seine quelle nichts entsprechendes bietet. — s. 326. zu ann. 3 s. Wackernagel Kl. schr. 1 82. — s. 327. die *esnecka* scheint im baue der *kocke* sehr ähnlich gewesen zu sein. Chron. Ursperg s. 58 werden die truppen der kreuzfahrer *navibus rotundis, quae hisnachiae dicuntur*, nach Acon gebracht. in der im Brem.-niedersächs. wb. 4, 893 angezogenen urkunde vom j. 1361 erscheinen *kogghen unde snikken* neben einander, und zwar sollen 6 k. und 6 sn. mit 600 mann besetzt sein, wonach auf das schiff 50 kämen. damit stimmt die angabe Chron. Lyvon. xix 11 überein: *emerunt coggonem, munientes eum in circuitu tamquam castrum et locantes in eo viros quinquaginta cum balistis et armis.* da finden sich auferdem häufig die bezeichnungen *piraticae* und *cymbi* (= minores naves). — s. 328. zu den kleinen schiffen gehören auch *asch* (wol ein ausgehöhlter eschenbaum), *schalte* und *weidelinc*. zerlegbare schiffe werden schon früh erwähnt, so in der gröfsern vita Ludwigs des frommen, nach der solche, in vier teile zerlegbar, für den zug nach Spanien (810)

angefertigt wurden. — s. 360. die beschreibung des taucherapparates im Roman d'Alexandre ist der quelle entnommen und geht auf Pseudokallisthenes zurück. — s. 372. dass gerade am Niederrhein und in den Niederlanden die leute in der kunst des minierens am erfahrensten waren, möchte ich nicht behaupten. am tauglichsten hiezu waren überhaupt die bergleute, und unter diesen ragten insbesondere die sächsischen, welche sogar nach Tirol berufen wurden, hervor. als könig Wenzel 1249 die Prager burg belagerte, liefs er zum minengraben arbeiter aus den bergwerken zu Iglau kommen. — s. 375. nach der chronik von SPeter zu Erfurt wurde der *triboc* zuerst 1212 bei der belagerung von Langensalza gebraucht. — s. 401. bei den geschossen kam es nicht blofs auf die gröfse, sondern auch auf die festigkeit des materials an: bei der belagerung von Ptolemais verwante könig Richard aus Sicilien mitgebrachte *silices marini et lapides limpidissimi, quorum ictibus nihil potuit resistere, quin quassaretur vel in pulverem minueretur* (GVinis auf III 7). — s. 436. zur abwehr der belagerer stellten die Cremenser auf den wegen rings um den wall ua. mausfallenähnliche maschinen auf, in welchen viele der angreifer hängen blieben (Rahewin Gesta Frid. IV 67).

Graz im nov. 1891.

OSWALD VON ZINGERLE.

Indogermanische forschungen. zeitschrift für indogermanische sprach- und altertumskunde, herausgegeben von KARL BRUGMANN und WILHELM STREITBERG. mit dem beiblatt: Anzeiger für indogermanische sprach- und altertumskunde, redigiert von WILHELM STREITBERG. — I band, 1 und 2 heft. Strafsburg, KJFrübner, 1891. 194 ss. gr. 8^o. — bd. I epl. 16 m.

Es ist ein erfreuliches zeichen der wachsenden teilnahme an der vergleichenden erforschung der indogermanischen sprachen, dass neben der Kuhnschen Zeitschrift und Bezzenbergers Beiträgen das bedürfnis einer dritten zeitschrift für indogermanische sprachwissenschaft sich geltend macht. wir können dem neuen unternehmen keinen besseren wunsch auf den weg geben, als dass es ihm gelingen möge, den beiden älteren schwestern ebenbürtig zu werden, in ebenso umfassender und erfolgreicher weise wie sie zur förderung der vergleichenden sprachwissenschaft beizutragen. einstweilen heifsen wir den anfang, welcher eine reihe aueregender grammatischer aufsätze und etymologischer beiträge enthält, herzlich willkommen.

Den germanistischen leser werden aus den beiden vorliegenden heften insbesondere zwei aufsätze interessieren: derjenige Hermann Hirts 'Vom schleifenden und gestofsenen ton in den indogermanischen sprachen' (erster teil, s. 1—42) und die deutsche bearbeitung der schrift Noreens 'Om språkriktighet' von Arwid Johansson (s. 95—157). beide geben zu einigen orientierenden und kritischen bemerkungen anlass.

Die erkenntnis, dass der unterschied zwischen schleifender und gestofsener betonung auf die ursprache zurückgehe, verdanken wir Bezenberger, der diese annahme auf zwei accent-, bzw. lautgesetze gegründet hat. nach Bezenbergers erstem gesetze (BB 7, 66 ff., vgl. ebd. 10, 204 und 15, 298) entspricht in betonten endsilben der unterschied zwischen acut und circumflex im griechischen dem unterschiede zwischen gestofsener und schleifender betonung im litauischen, zb. griech. $\tau\iota\mu\acute{\iota}$, $\tau\iota\mu\bar{\iota}\varsigma$: lit. *meryá*, *meryôs*. nach seinem zweiten gesetze (GGA 1887 s. 415 anm.) kann im altindischen verkürzung auslautender betonter längen nur da eintreten, wo im griechischen der acut steht und sog. 'metrische zerdehnung' (bei der der lange vocal für das metrum als zweisilbig gilt) nur in solchen endsilben, denen im griechischen eine circumflectierte länge zur seite steht¹. nächst diesen grundlegenden aufstellungen Bezenbergers kommt für unsere frage besonders in betracht FHanssens aufsatz 'Der griechische circumflex stammt aus der ursprache' (KZ 27, 612—617, vgl. ebd. 28, 216). Hanssen kommt in bezug auf das griechische und das litauische im wesentlichen zu denselben resultaten wie Bezenberger. er sucht aber außerdem das gotische in den kreis der sprachen zu ziehen, welche für den unterschied der beiden accentarten in langen endsilben zeugen, indem er das gesetz aufstellt, dass vocalische längen in den endsilben mehrsilbiger wörter got. verkürzt werden, wenn sie den acut haben, dagegen lang bleiben, wenn sie circumflectiert sind. wichtig ist für die frage außerdem das von Leskien — vor Bezenberger und Hanssen — gefundene gesetz (Archiv f. slav. phil. 5, 188 ff), wonach ursprünglich lange vocale und diphthonge in betonten endsilben mehrsilbiger wörter im litauischen bei gestofsener betonung verkürzt werden, bei schleifender betonung lang bleiben. — unter diesen umständen durfte die annahme, dass der wechsel zwischen gestofsener und schleifender betonung (oder acut und circumflex) in langen endsilben mehrsilbiger wörter aus der ursprache stammt, zwar auch bisher schon als gesichert gelten. eine neue behandlung der ganzen frage aber war trotzdem sehr wünschenswert. denn es bleiben zunächst eine reihe von unregelmäßigkeiten, auf die z.t. schon Bezenberger und Hanssen hingewiesen haben. sodann sind Hanssens aufstellungen für das germanische bis jetzt meist in zweifel gezogen; nur eine erneute untersuchung des germanischen, die aufser dem gotischen auch die übrigen altgermanischen sprachen heranzieht, kann der un-

¹ auf letztere theorie hat — was Hirt entgangen zu sein scheint — Pischel in seinen Vedischen studien I 185 und 192 f. zustimmend bezug genommen. ('eine von diesen gesichtspuncten aus unternommene gründliche untersuchung aller fälle wird wichtige resultate ergeben' bemerkt er s. 193.) Pischel teilt auch mit, dass Sievers unabhängig von Bezenberger zu derselben auffassung der zerdehnung gelangt sei.

sicherheit abhelfen. Hirt wird die resultate, zu denen er für das germanische gelangt ist, erst späterhin eingehend und im zusammenhange erörtern. in dem bis jetzt veröffentlichten ersten teile seiner arbeit prüft er zunächst (s. 1—9) die anhaltspunkte, welche das griechische, litauische und altindische für den accentunterschied gewähren. dann wird (s. 9 ff) der ursprung der schleifenden betonung und im zusammenhange damit die bildung des instrumental sing. (s. 13 ff) untersucht. die schleifende betonung wird zurückgeführt auf 1) contraction zweier silben, 2) ausfall eines ausl. vocals hinter langer silbe, 3) schwund eines nasals nach langem vocal. endlich beschäftigt sich H. noch mit den endungen des loc. sing. (s. 27 ff) sowie des nom. pl. der pronomina und des nom. du. der feminina (s. 31—42). man wird hie und da anlass zum widerspruche finden. im ganzen aber geht Hirt bei seiner untersuchung besonnen zu werke¹.

Die bearbeitung der schrift Noreens 'Über sprachrichtigkeit' umfasst mehr als 60 seiten. die frage, die darin behandelt wird, kann auf allgemeines interesse rechnen. aber schwerlich wird der von N. befürwortete standpunct allgemeine zustimmung finden. eine ausführliche kritik würde eine besondere abhandlung erfordern, hier ist nur für ein paar kurze hinweise und anmerkungen raum. N. unterscheidet in der frage der sprachrichtigkeit drei standpuncte. 1) den ersten nennt er den 'litterargeschichtlichen'. seine vertreter suchen die norm für die regelung des heutigen sprachgebrauchs in einer vergangenen sprachperiode. in der verwerfung dieses standpunctes, den man auch den 'antiquarischen' nennen könnte, bin ich mit N. einverstanden. übrigens darf man m.e. darin nicht so weit gehn, dass man die ergebnisse der historischen grammatik als für die praxis gleichgiltig betrachtet. ich sträube mich nur gegen die versuche, die entwicklung der sprache an der hand der histor. grammatik systematisch zurückzuschrauben. 2) ein zweiter standpunct wird als der 'naturgeschichtliche' bezeichnet. seine anhänger halten sich an das tatsächlich vorhandene, indem sie die gesprochene sprache als norm anerkennen. N. nennt als vertreter dieser richtung zunächst solche gelehrten, welche die sprachwissenschaft zu den naturwissenschaften rechneten. aber man braucht, um die bestehende norm in der sprache als bindend zu betrachten, nicht Schleichers ansicht von der stellung der sprachwissenschaft zu teilen. ich halte zb. die sprachwissenschaft für eine geistes-

¹ inzwischen ist die fortsetzung des Hirtschen aufsatzes im 3 hefte der Indogerm. forschungen erschienen. sie veranlasst mich zu der bemerkung, dass obiges urteil nur für den ersten teil der arbeit Hirts gilt, in welchem er die aufstellungen Bezenbergers weiter ausführt. mit der behandlung, die der verf. im fortgange seiner untersuchung dem germanischen auslaute hat zu teil werden lassen, kann ich mich nicht in demselben mafe einverstanden erklären (correcturnote).

wissenschaft, stehe aber in der frage der sprachrichtigkeit auf dem angeblich naturwissenschaftlichen, besser 'natürlichen' oder 'normalen' standpunct, nach welchem das lebende geschlecht der in der sprache allmählich festgesetzten norm zu folgen, sie als giltig und richtig anzuerkennen hat. eine sprachform ist wie eine münze, ein mafs, eine briefmarke als gangbares verkehrsmittel hinzunehmen. ein unterschied besteht nur in so fern, als die genannten verkehrsmittel vom staate normiert werden, während in der sprache wie in der mode die gesamtheit sich allmählich darüber einigt, was 'correct' oder 'richtig' ist. der mafsstab ist hier ein conventioneller, nicht ein absoluter, auch nicht ein individueller. 3) N. sucht dem gegenüber nach einem 'vernünftigen princip' für die sprachrichtigkeit. er nennt seinen standpunct den 'rationalen'. mir scheint er eher den namen 'rationalistisch' oder 'vernünftelnd' zu verdienen. es liegt ja im wesen des rationalismus, dass er die in der geschichte herrschende vernunft oder, wie man sie auch nennen könnte, die der allmählichen entwicklung innehaftende natürliche vernunft verkennt und an ihre stelle auf künstlichem wege ein angeblich 'vernünftigeres' princip zu setzen sucht. es ist für den rationalismus ferner charakteristisch, dass er geneigt ist, der 'verständigkeit' und 'verständlichkeit' alle andern rücksichten zu opfern und von diesem principe aus tatsachen als unverständlich oder missverständlich hinzustellen, die in ihrem wirklichen zusammenhange voll berechtigt und wol verständlich sind. als allgemeine regel stellt der verf. auf: 'am besten ist, was vom jeweiligen publicum am exactesten und schnellsten verstanden und vom vortragenden am leichtesten hervorgebracht werden kann' oder 'am besten ist die sprachform, die mit der erforderlichen deutlichkeit möglichst grofse einfachheit verbindet' (s. 115 f). das klingt ganz unverfänglich. aber man sehe nun, wie s. 121 das wort *ungeschlacht* verworfen wird, weil es auf *schlachten* bezogen werde, oder *weiland* an stelle von *vormals* als wenig angebracht bezeichnet wird, da es in folge des nebensatzes auf dem *a* leicht als zusammensetzung mit *land* aufgefasst werden könne. und wie weit wird man mit dem principe der blofsen 'einfachheit' und 'deutlichkeit' in der beurteilung der poetischen sprache kommen? der verf. (bearbeiter) wird in dem wortschatze unsrer dichter manchem ausdrücke begegnen, der noch wenig abgegriffen ist und in etymologischer hinsicht hinter *ungeschlacht* an deutlichkeit zurück steht, ohne dass ein dichter an ihm anstofs nähme. so wenig, wie ich N.s allgemeines princip für ausreichend halte, um den gebrauch der worte zu regeln, so wenig kann ich mich mit der anwendung dieses principes auf die regelung der flexion befreunden. nach s. 118 f wären plurale wie *stiefeln*, *singern*, *ärmeln*, *stacheln*, *flügeln* richtiger als die üblichen formen ohne *-n*. 'Über *Buddhas aposteln*' soll ein richtigerer titel sein als 'Über *Buddhas apostel*'. bei den

pluralen auf einfaches *-er*, *-el* fehle die bezeichnung des pluralen. man wird erwidern, dass dies ja bei den wörtern auf *-el* und *-er* überhaupt die regel sei; aber der verf. (bearbeiter) hofft von der zukunft auch die ausbildung von formen wie *bürgern* und *pfarren*. vermutlich wird er auch den neutren wie *wasser* und *feuer* künftig im plural ein *-n* wünschen. motiviert wird die vorgeschlagene verbesserung der sprache damit, dass in einer wendung wie *'bring mir papas stiefel'* oder *'sie flickt Ottos ärmel'* nicht zu entscheiden sei, ob es sich um einen oder mehrere stiefel, ärmel handle. ich möchte diesen sätzen ein paar ähnliche an die seite stellen, zb. *'ich habe des nachbars knaben gesehen'*, *'ich höre des hauptmanns burschen kommen'*, *'sie fahren in des fischers nachen'*, *'man hört des circusbesitzers affen heulen'*, *'rufe des vaters dienstmädchen'*. auch hier bleiben zweifel, ob ein oder mehrere knaben, burschen usw. gemeint sind. wenn wir uns die gleichheit der endung des accus. sing. und plur. bei den *n*-stämmen müssen gefallen lassen — und für diese wird kein heilmittel vorgeschlagen —, können wir sie nicht auch bei den *el*- und *er*-stämmen dulden? ob es sich in *papas falle* um einen oder mehre stiefel handelt und bei *Otto* um einen oder beide ärmel, werden ja die dabei beteiligten in der regel wissen, ohne dass es besonders gesagt wird; soll es ausgedrückt werden, so wird sich das leicht bewerkstelligen lassen, zb. *'sie flickt den ärmel Ottos'* oder *'die ärmel Ottos'*. die fälle, in denen ein missverständnis dieser art möglich ist, sind äußerst selten. es ist dazu nötig, dass das substantivum als object gebraucht und nicht vom artikel oder von einem adjectiv begleitet wird. mir scheint der sprachgebrauch ganz im rechte zu sein, wenn er es nicht für nötig hält, den plural der substantive durchweg vom singular in der endung zu scheiden. es erscheint mir auch zb. nicht als ein erheblicher mangel der lateinischen sprache, dass bei wörtern wie *res* und *dies* der nom. sing. seiner form nach mit dem uom. und acc. plur. zusammenfällt. — ob der verf. (übersetzer) seinem principe der einfachheit und deutlichkeit selbst durchweg treu geblieben ist, zb. bei den mundartlichen wörtern, die er zur aufnahme in die schriftsprache empfiehlt, will ich nicht weiter untersuchen. nur eine bemerkung möchte ich mir noch gestatten. N. glaubt, dass der standpunct, den er in der frage der sprachrichtigkeit einnimmt, sich mit den principien der junggrammatischen schule berühre. möglich, dass er bis zu einem gewissen grade recht hat, obwol, wie er selbst angibt, zb. Paul und Osthoff nicht seinen, sondern eher den nach seiner bezeichnung *'naturwissenschaftlichen'* standpunct vertreten haben. noch näher aber scheinen mir seine reformbestrebungen mit den anschauungen verwant zu sein, denen das volapük seine entstehung und verbreitung verdankt. hier wie dort die überzeugung, dass die sprache ein kunstproduct sei, dass wir im stande seien und das recht haben, uns eine bessere sprache zu machen als die,

welche uns als ergebnis einer geschichtlichen entwicklung vorliegt. derartige bestrebungen pflegen ja von zeit zu zeit immer wider aufzutauchen, freilich auch nach einiger zeit immer wider unterzugehen. dass sie sich in unsern tagen mit besonderem nachdruck geltend machen, ist nicht zu verwundern. es zeigt sich darin die natürliche gegenströmung gegen die ehrfurcht vor den geschichtlichen schöpfungen des volksgeistes, welche männer wie Herder, Grimm, Müllenhoff uns einzulösen gesucht haben.

Aufser den beiden genannten abhandlungen fällt in das gebiet des germanischen noch ein kurzer artikel von Brugmann 'Lat. *velimus* got. *wileima* und ags. *eard*' (s. 81). B. lässt das *i* in got. *wiljau* (mittlere statt schwache wurzelstufe) als übertragung aus einem präsens ²**uel-(i)jō* = ahd. *willu*. in bezug auf ags. *eard* macht er geltend, dass es möglich sei, diese form als medialen injunctiv zu fassen und in dem ausl. *d* den rest der personalendung *-thēs* zu sehen. — endlich ist Brugmanns zusammenstellung des ahd. *scrīntu* 'berste, springe auf' mit dem gleichbedeutenden lit. *skėrdžiu* (s. 176) und Wiedemanns vergleichung des got. *hrōt* 'dach' mit aslov. *kryti* 'decken' (s. 194) zu verzeichnen.

Die übrigen aufsätze können hier nur ihrem titel nach erwähnt werden: Brugmann und Streitberg Zu Franz Bopps hundertjährigem geburtstage (s. v ff); R Schmidt Zur keltischen grammatik (s. 43 ff); W Streitberg Betonte nasalis sonans (s. 52 ff); E Maass ³*Ἰρις* (s. 157 ff); K Brugmann Etymologisches (s. 171 ff); Ch Bartholomae Arica 1 (s. 175 ff).

Bryn Mawr, Pa. 22 oct. 1891.

HERMANN COLLITZ.

Die hauptprobleme der indogermanischen lautlehre seit Schleicher. von FRITZ BECHTEL. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1891. x und 414 ss. — 9 m.*

Das buch stellt sich nach dem vorworte ein zweifaches ziel. es soll zunächst 'über die wichtigsten umgestaltungen bericht erstatten, die das von Schleicher entworfene system des gemeinindogermanischen lautbestandes seit dem erscheinen des compendiums erfahren hat. es soll zeigen, welche probleme aufgeworfen, auf welchem wege und wie weit sie gelöst seien'. aber das buch soll auch 'da, wo die lösung noch nicht gelungen ist, den versuch machen, sie der lösung auf eigene verantwortung hin näher zu führen. es vereinigt also historisch-kritische darstellung mit selbständiger untersuchung'.

Die stellung der ersten aufgabe war ein äußerst glücklicher gedanke: wenn irgendwo kann man hier von einem 'dringenden bedürfnisse' reden. die lebhafteste bewegung der geister auf dem gebiete der vergleichenden sprachforschung seit Schleicher hat eine solche hochflut von ideen und theorien hervorgebracht, dass

*[vgl. Revue crit. 1892 nr 4 (Vilenty).]

einem jeden, der dieser entwicklung nicht ganz fremd und teilnahmlos gegenübersteht, der wunsch kommen muss, über die hier eingeschlagenen wege orientiert zu werden. freilich ist die aufgabe nicht leicht: nur wer selbst am ziele steht, kann die zum ziele führenden wege von den irr- und holzwegen unterscheiden und beschreiben. das trifft für den verf. unsers buches zu: jeder unbefangene muss einräumen, dass er durchaus auf der höhe der forschung steht, insbesondere ist rühmend hervorzuheben, dass er fast durchweg mit einem kritisch wol gesichteten etymologischen materiale wirtschaftet. wie jede historische arbeit erfordert auch die vorliegende sittliche eigenschaften: es gilt hier unbeirrt durch den streit der schulen und parteien sine ira et studio jedem das seine zuzuweisen. B. ist dieser forderung gerecht geworden, er hat sich und mit erfolg 'bemüht, jede idee, die für das verständnis eines größeren kreises von erscheinungen fruchtbar geworden ist, bis zu der stelle zu verfolgen, wo sie zum ersten male hervorbricht'. bei diesem bemühen ist denn manches zu tage gekommen, was auch dem fachmann neu sein wird, ich wenigstens gestehe gern, über die chronologie mancher der besprochenen ideen erst durch B.s buch aufgeklärt zu sein. gewis war es oft nicht leicht, den widerstreit der ansprüche auszugleichen, und allen wird es B. nicht recht gemacht haben; doch hält sich gesinnung und darstellung in einer so vornehmen höhe und ruhe, dass er vor den üblichen vulgären anklaffereien gesichert sein wird.

Wenn B. zugestanden ist, dass er an dem zur zeit erreichten ziele steht, so liegt darin schon die möglichkeit ausgedrückt, die ziele selbsttätig weiter zu stecken; denn nur von dem letzterreichten, wenn auch immer nur vorläufigen ziele aus kann sich der blick, wie nach rückwärts, so auch nach vorwärts richten: vom berge Nebo aus entwirren sich rückwärts die wege durch die wüste, geht vorwärts der blick in irgend ein gelobtes land.

Im verhältnis zur bedeutung der probleme und der von B. aufgestellten neuen sätze sind es nur wenige bemerkungen, auf die ich mich hier beschränken muss. ich fürchte mit ihnen nicht gegen die interessen dieses Anz.s zu verstossen; denn alles, was sich auf den wiederaufbau der vorstufen des deutschums bezieht, hat eine tiefer gründende deutsche philologie ebenfalls in den kreis ihrer betrachtung zu ziehen.

Das erste cap. (s. 10—73) beschreibt die wege, welche zu der erkenntnis geführt haben, dass die vocaltrias *e, o, a* bereits der ursprache angehört. der nachweis des *e* wurde durch das Collitzsche palatalgesetz erbracht; wie das *o* gefunden wurde, ist s. 65 f dargestellt. mit recht wird s. 55 f die schon von Schleicher herrührende gleichsetzung von skr. *ā* mit dem griechischen *o* verworfen. bei der polemik gegen die gleichung skr. *dātāvam*: *δάτωρα* hätte die richtige entsprechung skr. *sthātāvas*: *μῆστωρες* erwähnt werden müssen.

S. 73—97 werden 'die steigerungen' abgehandelt. gegen die Grimm-Schleichersche erklärung der vermeintlichen steigerungen auf dynamischem wege, dh. durch ein dem grundvocal vorgeschobenes *a*, *á* (s. 75. 83), hätte sich der gegenbeweis noch durch eine nahe liegende betrachtung verstärken lassen. wenn nämlich *ei* und *eu* (wie statt des überwundenen *ai* und *au* anzusetzen) wirklich aus *e + i*, *e + u*, dh. durch einen secundären vortritt von *e* vor *i* und *u* entstanden wären, so müsten die reflexe der gunavocale *ei*, *eu* in allen sprachen so lauten, wie die nachweislich aus dem vortritt von *e* entstandenen *e + i*, *e + u*. einen solchen vortritt von *e* vor *i* und *u* haben wir in dem augment der mit *i* und *u* anlautenden verbalstämme. nun aber heist es skr. bekanntlich *iv*: *áivata*, *unátti*: *áunot*, also mit *ái*, *áu* statt der zu erwartenden *e*, *o* (= *ai*, *au*). im griechischen gibt das vorstehende augment mit *ε* und *υ* nicht *εi* und *ευ*, sondern verschmilzt mit *i* und *v* zu deren längen \bar{i} und \bar{v} : *ιξετο*: *ιξέσθαι*, *ἴφρινα*: *ἴφραινω*. so erklärt sich auch die differenz zwischen skr. *ṛhóti* und *ṛhṛvṛsi*. hier ist nicht etwa das \bar{v} der starken form dem \bar{v} der schwachen angeglichen, sondern \bar{v} ist der richtige griechische reflex eines durch den secundären vortritt von *é* verstärkten *v*, während bei dem gleichen vorgange im sanskrit in *ṛhóti á + u* > *o* wird. diese betrachtung schließt einen vollgiltigen beweis für die richtigkeit der auffassung Saussures ein, welcher uns lehrte, skr. *vṛhómi* aus *váru* durch einfügung einer hochbetonten silbe *ná* abzuleiten, also in *vṛ-ná-u-mi* aufzulösen. aus der differenz von skr. *o* und griech. \bar{v} in skr. *ṛhómi*: *ṛhṛvṛmu* geht übrigens mit gewisheit hervor, dass man zur zeit der idg. spracheinheit noch mit silbentrennung *ṛhṛ-umi* sprach, wie auch skr. *áivata*, *áunos* neben *ιξετο*, *ἴφρινα* auf getrennte aussprache des augments vor *i* und *u* hinweist. auf die gunalehre angewandt lehrt unsere betrachtung, dass bei der dynamischen auffassung der gunavocale *ei*, *eu* als durch vortritt von *e* vor *i* und *u* entstanden, dem skr. *e* und *o* im griech. nicht *εi* und *ευ*, sondern \bar{i} und \bar{v} gegenüber liegen würden. man müste sonst schon in ganz willkürlicher weise annehmen, aus *é-i* und *é-u* habe sich zuerst wie in *ιξετο*, *ṛhṛvṛsi* \bar{i} und \bar{v} und daraus erst *εi* und *ευ* entwickelt, was schon durch die bewahrung von \bar{i} und \bar{v} in *ιξετο*, *ἴφρινα*, *ṛhṛvṛmu* widerlegt wird.

S. 98—154 handeln von der 'vocalschwächung'. die beiden hier auftretenden formen, reduction und ausstofsung des vocals der in den vorton gertickten silbe stellt B. mit recht unter den gesamtbegriff 'schwächung'. wie es scheint, hat man bisher das gebiet des 'schwundes' zu weit ausgedehnt: gewisse erscheinungen, wie der vocalvorschlag des griech. zb. in *ἀ-γρέσθαι*, *ἀ-νδρωῶν*, *ἐ-γρέσθαι*, *ὀ-φλεῖν* sind zu wenig in betracht gezogen. jüngerer entstehung können diese vorschläge nicht sein, da sie nachweislich ursprünglich nur vor solchen silben sich

finden, welche ihren vocal durch den folgenden hochton verloren haben.

Die frage, wie derselbe hochton bald ausstofsung, bald reduction bewirken konnte, ist sehr schwierig. B. zieht 'die natur der laute, die den so schwächenden vocal umgehen, und die satzbetonung' (s. 105) heran. beides mit recht, doch bleibt die wärkung der satzbetonung immerhin zweifelhaft, weil keine sätze der ursprache erhalten sind. sehr ansprechend ist B.s versuch, den gedanken von Paul, den nach ihm für das germanische geltenden satz, 'es können nicht zwei auf einander folgende silben ganz gleiche tonhöhe oder gleiches tongewicht haben', auf die ursprache zu übertragen und daraus das nebeneinander von schwächung und schwund zu erklären. freilich sind wir auch hier wider darauf angewiesen, aus lautlichen erscheinungen auf die betonung der ursprache zurückzuschließen. der accent ist leider ein sehr mannigfaltig sich bekundendes wesen: nicht einmal die beiden scheinbar scharf geschiedenen arten, der expiratorische oder hauchaccent und der musicalische schließen sich aus; wie wir ja im hochdeutschen neben dem herrschenden hauchaccente musicalische betonung im nachton der zusammensetzung und im singenden aufwärts gehenden tone der frage haben. wenn Pauls betonungsgesetz richtig ist, so ist es ebenfalls als musicalisch zu denken, denn der reine hauchaccent kennt nur herren und knechte. nicht zu vergessen ist auch der 'wertaccent', welcher die betonung nach der logischen bedeutung abstuft, die das wort im satze hat. in einem satze wie: *'denn ein gott hat jedem seine bahn vorgezeichnet'* stehn die wörter auf vier verschiednen tonstufen: auf der ersten 'gott', auf der zweiten und dritten 'vorgezeichnet', 'jedem' und 'bahn' auf der dritten und die übrigen wörter auf einer vierten und tiefsten stufe. auch dieser wertaccent kann den vocal dienender wörter herabdrücken bis zur ausstofsung: es heisst *'ein gott'*, engl. *one*, bairisch *oan*, aber *ein* in *'ein gött'* ist nur noch *ēn* oder gar *ŋ* (engl. *a*). doch solche betrachtungen können hier nicht licht schaffen; danken wir also dem verf., dass er die frage, warum hier reduction und dort schwund erscheine, als vorläufig unlösbar zurückweist¹.

Sehr bedeutend ist der inhalt von s. 114—143. hier stellt B. den satz auf: 'wenn die verbindungen $\acute{e} + m$, $\acute{e} + n$, $\acute{e} + r$,

¹ s. 108 wird in einer note Thurneysens 'vocalisches z' verworfen. der ausdruck mag beanstandet werden, wie die graphische darstellung als \tilde{z} , aber in der form \tilde{z} würde sich nichts gegen den ansatz einwenden lassen. wie leicht ein *s* vor stummlauten sich mit stimmton verbindend zur more wird, zeigt lit. *isztuba* aus *stube* und neupers. *sita-dan* nā. freilich bietet nur das griechische eine gröfsere zahl so zu deutender formen, und auch diese lassen an sich. wie B. richtig bemerkt, eine andere deutung zu, doch bleibt immer noch zu erwägen, ob man ursprachlich wegen skr. *edhi*: zend *zdī*, ἴσθι 'sei' nicht doch statt *zdhi* eine grundform $\tilde{z}dhi$ anzusetzen habe; vgl. auch lat. *sumus*.

$\acute{e} + l$, von denen wir annehmen wollen, sie seien im inlaute des wortes enthalten, in den vorton gelangen, so werden sie in der grundsprache durch folgende ersetzt:

1. folgt auf m, n, r, l ein vocal, a) durch m, n, r, l ; oder b) durch die verbindung eines schwachen vocals mit jenen consonanten.

ii. folgt auf m, n, r, l ein consonant, durch die verbindung eines schwachen vocals mit jenen consonanten'.

den schwachen vocal, von dem hier die rede ist, definiert B. als rest des betonten vocals. seine auffassung weicht von der herrschenden darin ab, dass diese mit selbstlautenden m, n, r, l operiert, deren stimmton sie in den einzelsprachen zum vollen vocale sich entfalten lässt.

In der nun folgenden ausführung hat B. durch eine glückliche combination der erscheinungsformen der in rede stehenden schwächungen unwiderleglich dargetan, dass in der tat schwache vocale, nicht selbstlautende consonanten für die ursprache anzunehmen seien. nun liegt ja freilich schon in der bezeichnung 'selbstlautende consonanten', di. mitlaute, ein innerer widerspruch, und es werden manche forscher, wenn sie sich zum ausdrücke der fraglichen laute der zeichen m, n, r, l (oder ähnlich) bedienten, sich im grunde immer schon die consonanten mit stimmton verbunden gedacht haben, da wenigstens nach meinem, freilich wenig lautphysiologisch gebildeten, dafürhalten es nicht jedermann, ja vielleicht niemandem, gegeben ist, in einer verbindung wie *trté* das r rein consonantisch hervorzubringen; ein r ohne stimmton wäre nur ein, allerdings noch hörbares, vibrieren der zunge oder ein kratzen im halse, welches von den vocalbegleiteten silben der umgebung ganz entfremdet wäre; ein solches r stünde dann etwa auf einer stufe mit den schnalzlauten der Hottentotten. gegen die annahme silbenbildender consonanten führt B. besonders das Germanische ins feld (s. 131 f), worauf ich mich zu verweisen begnüge. B. fasst das resultat seiner untersuchung in den zeichen $\acute{a}m, \acute{á}n, \acute{á}r, \acute{á}l$ zusammen. diese bezeichnung der fraglichen laute euthält einen fortschritt gegen m, n, r, l , in so fern sie klar und deutlich ausspricht, dass mit m, n, r, l ein vocal, wenn auch ein schwacher verbunden war. dagegen bot auch die ältere bezeichnung ihre vorteile. während sie freilich im dunkel liefs, ob überhaupt ein vocal beigemischt war, liefs sie doch bei annahme eines vocalzusatzes dem leser freie hand, sich die beimischung dieses vocalzusatzes näher auszumalen.

Wenn wir einmal darauf ausgehn, mit B. den vocalzuschlag zum graphischen ausdrück zu bringen, so müssen wir notgedrungen noch einen schritt weiter gehn. wie B. selbst genügend nachweist, lassen die von ihm mit $\acute{á}m$ usw. bezeichneten lautverbindungen eine metathese zu, es sei nur an skr. *krimis* = lit. *kirmis*,

καρδία : *καρδία*, lat. *cor* : *gravis* und an an. *strodinn* : *serda* erinnert. wir dürfen hieraus mit sicherheit schließen, dass die fähigkeit zu solcher metathese von *am*, *an*, *ar*, *al* schon in der ursprache den fraglichen lauten eigen war, und werden so, wenn wir auch diese eigenart derselben graphisch ausdrücken wollen, genötigt, die zeichen *amə*, *anə*, *arə*, *alə* zu wählen. dass wir mit dieser bezeichnung wirklich annähernd die ursprüngliche aussprache dieser laute treffen oder doch nicht unangemessen ausdrücken, dafür spricht einerseits das zend, welches das *r* des sanskrit bekanntlich durch *ere* wiedergibt; sodann lässt sich dafür auch die angabe eines indischen grammatikers geltend machen, die Benfey in Orient und occident III 32 anführt. danach bestünde der *r*-vocal aus $\frac{1}{4}a + \frac{1}{2}r + \frac{1}{4}a$. die wunderliche bruchrechnung erklärt sich daraus, dass die summe nicht mehr als 1, nämlich eine more betragen darf. setzen wir hier statt $\frac{1}{4}a$ den schwächsten vocal, also B.s *a*, so wird deutlichst gelehrt, dass das *r* vorn und hinten vocalisch umgeben, gleichsam vocalisch umflossen sei, woraus sich denn die verschiebbarkeit von *ar* zu *rə* völlig erklärt. festzuhalten haben wir nur, dass diese lautverbindungen *arə* usw. in summa nur eine more bilden, was ja auch in einer nicht quantifizierenden sprache gerade keine schwierigkeit machen kann.

Aber auch bei dem ausdrücke *amə* usw. können wir nicht stehn bleiben, wenn wir einmal die unbestimmte bezeichnung *m*, *n*, *r*, *l* aufgeben, von der das sprichwort gilt 'im dunkeln ist gut munkeln'. nach den zusammenstellungen, welche B. s. 115, 130 und sonst gibt und welche sich leicht vermehren ließen, ist es evident, dass der mit nasalen und liquiden verbundene schwache vocal sowol hell als dunkel gefärbt vorkommt. man vergleiche nur skr. *kuru* und *crtāti*, skr. *hatá* = zend. *jata* und *ἀρῆϊ-φασος*, lat. *certus*, *tertius* neben *cor*, lit. *kirmis* : slav. *črŭvi* 'wurm' und lit. *gŭlkczoju*, skr. *glūkū*; im germanischen ist die dunkle färbung (also *um*, *un*, *ur*, *ul*) vorherrschend, doch vielleicht nicht alleingiltig, wenn das *i* in got. *filaus* und sonst als schwacher vocal aufzufassen ist. wir müssen also den geschwächten silben notwendig schon ursprachlich neben *amə*, *anə*, *arə*, *alə* auch die lautgestalten *ömö*, *önö*, *örö*, *ölö* zuweisen. da fragt sich denn freilich, nach welchem principe die hellen und die dunkeln formen verteilt waren. hier haben wir vor allen die sprachen zu befragen, die beide weisen in vollerm umfange neben einander besitzen, also sanskrit und griechisch. das griechische hat sogar auf den ersten blick fünf formen: mit *α*, *ο*, *υ* und mit *ε* und *ι*; doch lassen sich die beiden reihen ebenfalls auf zwei urformen, die mit *ō* und die mit *ǝ* zurückführen, wie B. selbst angibt. auf die wahl der hellen oder dunkeln form wirken mehrere momente ein; zunächst die angleichung an die starke form wie zb. in *βροτός* : *μορτός* = skr. *marta*, *εὔφοροι* : *εὔφορονες*, *φορεσι* (neben

dorisch $\varphi\rho\alpha\sigma\acute{\iota}$): $\varphi\rho\acute{\epsilon}\nu\epsilon\varsigma$ usw. ferner kann die natur der umgebenden laute einfluss üben und zwar dissimilierend, wie in $\acute{\epsilon}\mathcal{F}\acute{\epsilon}\mathcal{F}\acute{\iota}\pi\omicron\nu$ ($\acute{\iota}$ zwischen labialen), oder assimilierend, wie in $\beta\acute{\upsilon}\tau\tau\omicron\varsigma$: got. $qifnu$. diesen assimilierenden einfluss zeigt die wichtigste und bereits der ursprache zuzuweisende einwirkung des folgenden vocals auf die klangfarbe des vorhergehenden geschwächten vocals, also ein vorgang analog der hübschen weise des oskischen in $potere\acute{i}$, $potoros$, $potara$ ¹. diese betrachtungen sollen hier nicht weiter verfolgt werden, um so mehr, als sie für das germanische, welches sich systematisch fast durchaus auf die dunkle vocalform beschränkt hat, wenig ertrag versprechen; mir kam es nur darauf an, die consequenzen zu ziehen, welche B.s bruch mit der sonantentheorie notwendig mit sich bringt. — nun fragt sich freilich, woher denn die eigenartige weise eines vocalischen vor- und nachschlages in $\acute{\alpha}\rho\acute{\alpha}$: $\acute{\alpha}\rho\acute{\omicron}$ usw. entstanden, wie sie zu erklären sei. wir wissen heut zu tage, dass in allen hierher gehörigen fällen die starke betonte form das prius ist, dass also bei der erklärang der schwachen form von der starken auszugehen ist. wir müssen demnach das vocalische umschlossenein des consonanten in der geschwächten form ursprünglich auch für die starke form voraussetzen, und zwar sowol, wo ein vocal, als auch da, wo jetzt ein consonant folgt. wie also $t\acute{\alpha}\rho\acute{\alpha}$ auf eine vollform $t\acute{\epsilon}\rho\acute{\alpha}$, so geht $d\acute{\alpha}\rho\acute{\alpha}\epsilon$ auf eine einstige vollform $d\acute{\epsilon}\rho\acute{\alpha}\epsilon$ (vgl. skr. $dr\acute{a}kshy\acute{a}mi$, $drash\acute{t}um$: $dud\acute{a}r\acute{c}a$) zurück, in der das $\acute{\alpha}$ hinter dem hochton, wenn es keine silbe mehr bildete, doch immerhin dem r als minimalvocal folgte. es tritt auch hier wider die fruchtbarkeit des gedankens hervor, dass die 'wurzel' oder das 'einfache wort' (von etwaiger weiterer auflösbarkeit abgesehen) ursprünglich aus zwei moren bestanden habe und bei seiner erweiterung durch eine neue more (wie in $d\acute{\epsilon}\rho\acute{\alpha}\epsilon$ durch $-\epsilon$) später wider zu zwei moren zusammengezogen wurde ($d\acute{\epsilon}\rho\acute{\epsilon}\epsilon$ - aus $d\acute{\epsilon}\rho\acute{\epsilon}\epsilon$).

Die darstellung der 'schwächung der verbindungen ei , eu ' ist gegründeten bedenken ausgesetzt. nicht zwar die aufdeckung des tatsächlichen, welche in jedem betracht tadellos ist, wol aber die deutung des vorganges, durch den 'die ersetzung der diphthonge ei und eu durch i und u vor sich gegangen ist'. B. verwirft die zuerst aufgestellte erklärang, mit dem weiterrücken des accents sei e gefallen, die doch für den

¹ so wükt zb. folgendes u in skr. $turu$: $t\acute{a}ru$, $\acute{u}r\acute{h}óti$: $v\acute{a}ru$, $kuru$ und altpeers. $akunau$ s; ebenso griech. $\acute{\alpha}\rho\upsilon\upsilon\mu\iota$, $\acute{\alpha}\lambda\lambda\upsilon\mu\iota$, $\sigma\acute{\iota}\sigma\tau\omicron\rho\upsilon\mu\iota$. skr. $v\acute{r}h\acute{o}mi$, $st\acute{r}h\acute{o}mi$ widerspricht nicht, da die starke form, wie oben gezeigt wurde, $v\acute{r}h\acute{o}-u-mi$ lautete, dessen \acute{v} rückwüktend den hellen laut bedingen konnte, wie \acute{v} (= skr. \acute{u}) in skr. $c\acute{r}t\acute{a}ti$. so erklären sich auch $\pi\acute{\iota}\lambda\eta\rho\mu\iota$, $\kappa\acute{\iota}\rho\eta\rho\mu\iota$, $\sigma\acute{\alpha}\lambda\delta\eta\rho\mu\iota$ und lat. $cerno$, $sterno$ durch die wüktung der in $n\acute{a}$ = $n\acute{e}-a$ liegenden \acute{v} , während $\mu\acute{\alpha}\rho\upsilon\upsilon\alpha\mu\iota$, $\pi\omicron\sigma\upsilon\rho\acute{\alpha}\mu\epsilon\upsilon$ durch das α der schwachen form bedingt werden. in $\mathcal{F}\rho\acute{\iota}\zeta\alpha$ und andern wükt vielleicht das folgende i (j), vielleicht auch in $\mathcal{F}\rho\acute{\epsilon}\zeta\omega$, wenn ϵ hier nicht durch die vollformen $\mathcal{F}\acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\omega$, $\mathcal{F}\acute{\iota}\rho\acute{\zeta}\alpha\iota$ herbeigeführt ist.

practischen gebrauch sich empfiehlt. B. sieht in der hypothese Kögels, dass der übergang von *ei* und *eu* 'durch die mittelstufe \bar{i} und \bar{u} ' erfolgt sei, die möglichkeit einer lösung des rätsels. aber diese vorausgesetzte mittelstufe \bar{i} , \bar{u} ist doch kaum irgendwo mit sicherheit nachzuweisen. die vielberufenen germ. verba, die nach got. *lūkan*, an. *sūga*, *sūpa* flectieren, helfen uns hier nicht weiter. mag auch 'die zugehörigkeit ihres \acute{u} zur *eu*-reihe gesichert sein', so ist die deutung dieses ihres \acute{u} desto weniger gesichert. *sū-gan* und *sū-pan*, wie lat. *sū-gere*, weisen deutlich auf das primäre verb, welches im skr. *su* 'auspressen' erhalten ist. dieses aber flectiert im präsens *sunóti*, was nach Saussures glänzender entdeckung auf *su-u* : *savu* zurückgeht; das \acute{u} ist also zunächst aus *su-u* entstanden, wie es in skr. *sunóti* di. *su-né-u-ti* vorliegt. noch weniger kann man sich auf *nū* 'nun' im verhältnis zu *névo-s* 'neu' berufen. warum nicht auf die basis *névā*, welche in $\nu\epsilon\mathcal{F}\alpha\text{-}\rho\acute{o}\varsigma$, armenisch *nor* erscheint und sehr wol schon der ursprache angehört haben kann? vgl. skr. *nūram*, das sich zu *névā-ro-s* verhalten würde wie skr. *çūra* zu *çavira*. übrigens könnte in *nū*, *tū* neben *nu*, *tu* auch dehnung der einsilbler vorliegen; auf jeden fall können weder die germanischen verba *lūkan*, *sūgan* usw. noch die vieldeutigen *nū*, *tū* zum beweis einer mittelstufe \bar{u} zwischen *eu* und *u* verwendet werden.

Zur deutung der fraglichen *i* und *u* muss ein anderer weg eingeschlagen werden, indem vor allem das problem selbst anders formuliert wird. man hat nicht zu fragen, 'wie sind *i* und *u* aus den diphthongen *ei* und *eu* geschwächt', sondern 'wie sind die vocale *i* und *u* aus den vollvocalischen verbindungen *ej*, *ev* (und *je*, *ve*) hervorgegangen' und weiter hin 'wie sind dann durch einwirkung der so entstandenen vocalkürzen *i* und *u* die diphthonge *ei* und *eu* aus *ej*, *ev* geworden'? diese fassung der frage wird allein der jetzt errungenen erkenntnis gerecht, dass die *gunastufe* durchaus die ursprüngliche ist und dass demnach *i* und *u* gar keine grundvocale waren, weder für sich, noch als zweite elemente im diphthonge, sondern durchaus erst aus der verbindung von *j* und *v* mit vollvocal durch vortonige schwächung hervorgegangen sind. von diesem standpunct aus muss auch geleugnet werden, dass die ansetzung von \bar{i} und \bar{u} innerhalb der starken formen irgend wie zur erklärang der angeblich daraus hervorgegangenen *i* und *u* von nutzen sein könnte. es mag ja angemessen sein, bei einem schwanken zwischen *i* und *j*, *u* und *v* mit Sievers zeichen anzuwenden, 'die ebenso sehr die identität jener laute mit den uns unter dem begriffe 'vocale' geläufigen hervortreten lassen, wie eine verwechselung mit den nahe verwanten stimmhaften palatalen und labialen spiranten ausschliesen' (s. 145); es mag selbst schon in der ursprache fälle geben, wo man zwischen dem ansatze von *i*, *u* und *j*, *v* schwanken kann; ursprünglich sind *i* und *u* von den vollformen fern zu halten und auf die geschwächten

formen beschränkt. versuchen wir jetzt dem inneren vorgange etwas näher zu treten, wodurch (zunächst vor vocalen) *téje* zu *tié*, *téve* zu *tué* wird. hier kann allerdings von bloßer ausstofsung des *e* vor *j*, *v* nicht die rede sein, diese würde *tjé*, *tvé* ergeben. *i* und *j*, *u* und *v* lassen sich überhaupt nicht schlechtweg gleichsetzen: damit *j* und *v* zu *i* und *u* 'vocalisiert' werden, muss zu dem consonantischen elemente ein vocalisches hinzutreten, und in diesem werden wir den rest des vocals der vollform *ej* und *ev* erkennen dürfen. ob man freilich auf grund dieser anschauung *tié*, *tué* oder *tijé*, *tüvé* anzusetzen habe, scheint eine noch offene frage.

Wie aber verhält sich *λιπεῖν* zu *λείπω* und *u* zu *eu* in analogen fällen? müssen wir hier nicht von *ei* in *λείγω* ausgehn? dann müsten wir schon ausstofsung des *e* annehmen, was ja aber B. nicht will; sonst vermissen wir den vocalrest des *é* in der geschwächten form. gehn wir dagegen von *lejgo* aus, so bleibt in *liqé* ein solcher rest, welcher die kraft hat, *j* in *i* zu verwandeln. das *i* der schwachen form könnte dann auch die umgestaltung von *ej* der starken form zu *éi* bewürkt haben; noch besser legen wir auch hier die ursprünglich zweisilbige wurzelform *leje* zu grunde und setzen *lejəgo-* an: daraus wird ebenso regelrecht *leiqo* hervorgehn können, indem *ja* nicht (wie *je*) zum vollständigen vocal *i*, sondern zu dem jedesfalls schwächern, dienenden *i* als dem zweiten elemente des diphthongs *ei* wird. — dasselbe gilt für *eu*.

Der abschnitt s. 155—181 behandelt die 'dehnung'. B. zeigt hier, 'dass neben der absteigenden bewegung der vocale innerhalb der *e*-reihe auch eine aufsteigende bewegung zur geltung gelange, das wurzelhafte *e* sowol in seiner ursprünglichen gestalt wie in der ablautform *o* dehnung erfahren habe'. der nachweis ist sehr wol geführt und sämtliche dehnungsherde sind genügend bezeichnet. zunächst im verb. der ablaut *e*: *é* wird s. 157 ff in drei formen des aorists constatiert¹, dehnung von *e* zu *ó* weist B. im starken perfect nach (s. 165), auf welches auch präsentien wie *πλώω*, *τρώω* zurückgeführt werden; ich würde auch die germanischen perfecta wie *fór* hierherstellen, die man doch nicht alle auf aoriststämme mit *é* (wie *tai-tók* auf *tékan*) zurückführen kann. auch die arischen causativa, wie die dehnen-den intensiva *διλέομαι*, lat. *déleo*, *τρωπάω* werden mit recht herangezogen: enthalten sie *é*, so gehören sie dem systeme des aorists, enthalten sie *ó*, dem des perfects an, wie germ. *fórjan*, nhd. *führen*, zum perfect *fór* gehört. im nomen ist die dehnung wesentlich auf einige einsilbler, sog. wurzelnomina, beschränkt. B. führt als ursprachliche belege *nēr* 'mann', *stēr* 'stern', *zhērd*: *çērd* 'herz', *rēs* 'könig' und mit *ó*: *dvór*: *dhvór* 'tür', *vóq* 'stimme'

¹ besonders interessant ist die beziehung der dehnclassse des litauischen auf den unthematischen dehnaorist des sanskrit.

und *nóbh* 'wolke' an, mit *é* und *ó* nebeneinander: *péd* : *pód* 'fuß'. die dehnung hat hier ursprünglich nur in den einsilbigen formen ihren sitz; wollte man die mehrsilbigen kurzvocalischen formen von den einsilbigen dehnformen ableiten, so würde man den ablautvocal *a* erhalten, also *Ῥαπί* (nicht *Ῥοπί*) zu lat. *vóx*, und lat. *pades* und *πάδες* 'füße', wie lat. *canum*, das wirklich von *cvón* = *cvón* aus gebildet ist. es hängt also die dehnung eng mit der einsilbigkeit zusammen, was für die deutung wol zu beachten ist. auf diese verzichtet B. gegen die von mir versuchte herleitung der typen *tér* : *tér-* aus *téra*, die sich wesentlich mit der theorie Möllers berührt, wendet B. ein, derselbe accent könne in *téro*, *tére*, *térü* und *téra* nicht verschiedene wirkungen ausüben. aber der accent keiner sprache ist einheitlich, der hochton insbesondere stuft sich nach dem werte der worte im satze und dem gewichte der folgenden silbe gar vielfach ab, und wie früher schon erwähnt, können hauchaccent und musicalischer accent sehr wol neben einander bestehn, wie nach Bezenberger ja auch der gestofsene und der geschliffene ton beide in der sprache vorhanden waren. sind nicht oben von B. selbst sowol *dré* als *dərə* beide aus der wirkung des vortons gedeutet?

Die einsilbigen formen ohne dehnung, welche B. aus den arischen sprachen beibringt (s. 180), beweisen nichts, sobald sie sich aus zweisilbigen zusammengezogen denken lassen: skr. *svár* = *suar*, zend *qéng* = *suans*, skr. *dyós* = *diaus*, selbst skr. *gós* ist als *ga-us*, *gavus* zu denken, und so bleibt nicht viel übrig.

B. selbst führt am schlusse des abschnitts ein moment an, welches in meinen augen auf das allerdeutlichste für meine deutung von *tér* aus *téra* spricht. 'wenn auch keine der beiden theorien' (von Möller und mir) 'das rätsel löst', heißt es s. 181, 'so enthalten doch beide vielleicht einen gedanken, der die lösung fördert: den gedanken nämlich, dass die länge zwei kürzen in sich vereinigt'. er belegt aus neunordischen dialecten an der hand von Kocks accentuntersuchungen, dass dort zuweilen 'der vocal der endsilbe in der weise schwinde, dass sein accent auf den vorhergehenden vocal übergehe; dieser trage in folge davon zwei accente — wodurch der vocal gewissermaßen geminiert zu sein scheine'. wie nun, wenn es gelänge, in einem oder mehren der bereits ursprachlich gedehnten einsilbler die andeutung einer solchen quasi-geminierung des vocals nachzuweisen? ich glaube, fälle der art zu kennen. der germanische mag den vortritt haben. got. *reiks* = germ. *rik-* ist in seinem verhalten zu lat. *rēx*, skr. *rājan* abnorm. die annahme, dass ein ursprüngliches *z* auf die vocalfarbe gewürkt, ist bei der durchgängigen umwandlung des ursprachlichen *z* in *g* der Westeuropäer unwahrscheinlich und nur ein dürtiger notbehelf. dagegen würde ein *rēg* ganz natürlich lat. *rég-* und germanisch *riik-* = *rik-* ergeben. — *zīq* wurde von B. zweifellos richtig zu skr.

hārdi, lett. *seĩ da*, ksl. *srěda*, lit. *szirdis*, lat. *cor* gestellt. nach analogie des nord. *brūnn* aus *brīnnā* müsste der vocal in *zĩq* etwa *zεεq* 'gewissermaßen geminiert' gelantet haben, und es liegt sehr nahe, dass diese quasi-geminierung dialectisch zur wĩrklichen vocalverdoppelung gelangte. diese ist nun wĩrklich, graphisch und metrisch, im attischen *zεαq* berliefert, das Aristoph. Acharner v. 5 ∞ gemessen wird und bis jetzt wenigstens weder von den alten noch von den neuern in seiner identitāt mit dem homerischen *zĩq* bezweifelt ist. auch altpreufs. *seyr* 'herz' lāsst sich als *sẽir* (aus *sẽird*) deuten. — sollte sich nicht so auch das rātselhalte ionisch-attische *πoύς* neben dem dorischen *πoύς* erklāren, nāmlich aus *πoδδoς*, woraus dor. *πoύς*, ion. *πoύς* (mit unechtem diphthong *ov*) werden musste? — aus dem griechischen lāsst sich noch manches hierherziehen, wie *Φέαq*: *Φĩq*, *στροϋς* (*στρουθoς*): lit. *strazdas*, *βροϋξ*, *ovθαq* (= *v-vθq*): skr. *ũdhar*, aber 'graeca sunt, non leguntur'. auch in lat. *fũr* = *qĩq* (zu *fero qĩq*) muss die modulation eine andere gewesen sein, als in *flō-s* zu germ. *blō-jan*.

Eine andere deutung von *πoύς* gibt freilich Bloomfield in seiner abhandlung 'On adaptation of suffixes in congeneric classes of substantives'. er nimmt an, *πoύς* habe sich in dieser seiner aus *πoδ-* nicht erklārbaren nominativform nach *oδoύς* 'zahn' gerichtet, also die benennung eines kōrpertheils nach der eines anderen. hiergegen ist einzuwenden, dass zwar die bezeichnungen von hand und fuß, aug und ohr, arm und bein wol auf einander wĩrken konnten, weil man sie hāufig verbindet und verbunden denkt, dagegen besteht zwischen 'fuß und zahn' keine nāhere beziehung, sie sind in wahrheit nicht 'congeneric'. von diesem vereinzelt misgriffe abgesehn, enthālt Bloomfields aufsatz einen āußerst glũcklichen gedanken, einen ersten versuch, eine analogiewĩrkung, die meist in entsetzlich geistloser weise gehandhabt wird, auf ein im seelenleben begrũndetes kũnstlerisches bestreben zurũckzufũhren, nāmlich das als verbunden oder als āhnlich gedachte auch lautlich āhnlich zu gestalten. wie ich meine, ist das princip noch weiter, über die gleiche oder āhnliche suffigierung hin auszuweihen, und so habe ich es in der 4 aufl. meines Vergleichenden wörterbuchs als 'reimbildung' aufgefasst und mōchte, da die beispiele hierfũr aao. ganz zerstreut liegen, fũr dieses princip, das auch im germanischen wĩrksam ist, hier einige belege bringen.

So erklāren sich die bei Ariern und Europāern im anlaut nicht stimmenden: europ. *cerd* und ar. *zhyd*, *γένυς*, got. *kinnus*: skr. *hānu*, *θύρα* und skr. *dur*. hier ist nicht die eine form aus der andern. sondern neben der andern entstanden, so dass die eine als vorzeichnung fũr die andere, an eine andere verbale basis angelehnte diene; welche form, ob die europāische oder die arische das muster ist, bleibt freilich ungewis. — das holz hieß bereits ursprachlich *gẽru*, *dẽru* und *svẽru*. neben *sũs* 'schwein' entstand bei den Europāern *qyũs* in *σϋς*, lett. *zũ-ka* (engl. *hog*?). es

reimen sich ferner die präpositionen *poti* und *proti*, skr. *cvas* 'morgen': ursprachlich *zhyes* 'gestern', *brechen* lat. *frango* und skr. *bhaj*, altirisch *bong*, *svēns* und *mēns* 'sonne und mond', *ἄρσην* und skr. *vṛṣān*, lat. *arduus* und *φορτφόρος* skr. *ūrdhva*, lat. *velle* neben *ἐθέλω* und *δέλλομαι* = *βούλομαι*.

Hier und da ist es rein unmöglich, eine wortform zu erklären, wenn man sie nicht als nachzeichnung nach einem älteren vorbilde auffasst. so wird *ἕδωρ* erst dann begreiflich, wenn man erkennt, dass es dem alten worte für 'wasser' *ūōr* (skr. *vār*, *utr*) reimweis nachgeformt ist. auch gegensätze liebte man reimend zu formen, wie zb. lat. *magister*: *minister* und lat. *pējus*: skr. *preyas* 'lieber'.

Auch auf germanischem gebiete sind vielfach (außer dem hier heimischen anreime) alte reimbildungen nachzuweisen. so ist got. *vairms* 'wurm' (*ῥόμιος*) dem älteren *qrmis* 'wurm' nachgebildet; an. *konungr* 'könig' stimmt in der bildung mit *Ἔναξ*; deutsch 'laus' ist nach 'maus', dem bereits ursprachlichen ungeziefer gebildet, auch im plural gehn beide noch einträchtig nebeneinander her: läuse: mäuse, engl. *lice*: *mice*; ahd. *winistar* 'link' ist ganz offenbar dem lat. *sinister* nachgebildet (oder umgekehrt), in der endung entspricht auch *ἀρίστερος*. gleich suffigiert sind got. *sun-na*, *mē-na*, *stair-nō* 'sonne, mond und sterne' die himmelslichter, und neben dem *elch* kennt das Nibelungenlied den grimmen *schelch*.

In dem 6 cap. (s. 190—238), welches die belege der *e*, *a*, *o* enthält, scheidet B. mit recht die ursprünglich auslautenden von den aus zweisilbigen stämmen erwachsenen längen. für die letzteren legt B. die glänzende theorie Saussures zu grunde, welche ich in den GGA weiter zu führen versucht habe. hienach beruht die typen *trē*, *trā*, *trō* auf älteren *tēre*, *tērā*, *tēro*, und zwar werden *e* und *o* im skr. durch *a*, dagegen *ā* durch skr. *i* repräsentiert.

Auf der scharfen scheidung dieser nachtonigen kürzen beruht das verständnis gar mancher bildungen; B. hat sie in löblicher weise auseinander gehalten; doch hätte er, um misverständnisse zu vermeiden, s. 191 *γενε-τίς* nicht neben skr. *jani-tar*, s. 193 *φέρε-τρον* nicht neben skr. *bhari-tra* stellen sollen, da ja nach seiner eigenen meinung dem skr. *jani-*: *γενα-*, *bhari-*: *φερα-* entsprechen würden. im übrigen ist die darstellung so klar und eingehend, dass sie sicher dazu beitragen wird, der auffassung Saussures zum endlichen siege zu verhelfen. — einen wesentlichen fortschritt bezeichnet es, wenn B. s. 209 ff die reflexe des hochtonigen *trā* (aus *tērā*) nicht in einem skr. *tī* oder *tīr*, sondern in einem mit *trā* gleichlautenden und gleichgebildeten skr. *trā* sieht. hier wird alles verständlich, wenn man einmal bedenkt, dass skr. *ī* ursprünglich *a*-laut war und dass, wie der anhänger der Saussureschen grundtheorie sagen wird, durch den auf das *ā* in *tērā* fallenden hoch-

ton ein tontragendes *é* dem vocal (in *trá*) beigemischt wird; *é* + *ã* aber gibt bekanntlich auch im skr. *á* in *práti* : *pári*. — über das verhältnis von skr. *játa* zu lat. *gnátus* und got. *knóds* usw. wollen wir nicht streiten, es ist sehr wol möglich, dass B. und Bezenberger (s. 225 f) recht haben, wenn sie hier ganz verschiedene bildungen sehen, und in der tat kann man ja lat. *gnátus*, got. *knóds* mit lat. *plétus*: skr. *prátá* zu *pele-* 'füllen' ganz parallel setzen. die arischen formen deutet B. übrigens wesentlich wie Saussure, mit dem einzigen unterschiede, dass er nicht von *m*, *n*, *r*, *l*, sondern von *am*, *an*, *ar*, *al* ausgeht; während also Saussure zb. skr. *pártá* als *p̄tá* auffasst, gibt B. ihm den lautwert *p̄rtá*. — s. 236 bezweifelt B. die Saussuresche theorie der längen. vielleicht genügt die bloße möglichkeit, durch diese theorie nahezu die gesamte bewegung der längen unter einen gesichtspunct zu bringen, derselben die alten anhänger zu erhalten und neue zuzuführen. mangel an urteil wird man solchem vorurteil nicht vorwerfen können.

S. 241 glaubt B. den ablaut *η* : *α* auch bei ursprünglich auslautendem *η* nachweisen zu können, aber *πάσσω* und *χατέω* werden doch zunächst auf *πίτεια*, *χίτος*, *ἀμφισβατέω* auf *βã* zurückgehn (*βουβίτις* gehört zu lit. *gelis* 'trift'); *μησάμενοι* stammt von *μήδομαι*, *μαίομαι* gehört zu *μαι-μάω*, att. *πᾶσθαι* hat neben dem gemeingriech. *πιῖσθαι* keinen wert, und in *ἀμάω* wirkt die auf griechischem boden gewonnene zweisilbigkeit; so bleibt fast nichts übrig. — s. 263 wird lat. *vágio* mit Fröhde richtig got. *vórgan* 'rufen' gleichgesetzt. wo bleiben wir dann aber mit *Ἔαχος*, *Ἔαχέω* = *ἰχέω*? dies erkennt man passend im got. *svóggjan* nd. 'schwögen'. die kürzung von *á* zu *a* haben wir in *ἀμφι-Ἔαχῦτα* und im lit. *svagėti* 'lönen'.

Das 8. cap. behandelt die diphthonge mit langem ersten componenten, welche vornehmlich durch Joh. Schmidts eingehende forschungen so vielfach in ein neues licht gerückt sind.

Doch eilen wir zum schlusse und werfen nur noch einen flüchtigen blick auf die beiden letzten capitul.

Bei entwicklung der lehre von den gutturalen hätte B. wol besser getan, mit der abhandlung Bezenbergers einen neuen abschnitt in der geschichte der erkenntnis dieser laute zu statuieren. durch Bezenbergers ansetzung ursprachlicher *k-* und *q-*laute neben der *ç-*reihe fallen, beiläufig bemerkt, die widersprüche gegen das sonst durchgreifende lautgesetz der ursprache, dass die beiden silben im radicaltheile der ursprünglich immer mehrsilbigen wörter nicht mit lauten desselben organs anlauten: so ist zb. skr. *glocati*: an. *plökka*, nhd. *pflücken* nicht als *gleukó* noch als *gvleuqo*, sondern als *gvleukó* anzusetzen. s. 237 lässt sich ein sehr hübsches beispiel zum wechsel des palatalen *τ* mit *π* hinzufügen, nämlich *περιτελλομένων* zu *περιπλομένων ἐνιαυτῶν*; gleichen stammes ist *περίπολος*.

Das letzte cap. endlich weist nach, dass das *l* bereits der ursprache angehörte. hierbei bleibt nur die frage, ob das sanskrit in seinen vereinzelt *l* wie in *lih* 'lecken' das alte *l* bewahrt habe. vielleicht ist schon gemeinarisch der unterschied zwischen *r* und *l* ausgeglichen gewesen, in der weise, dass ein (in manchen afrikanischen sprachen wirklich vorkommender) mittellaut entstand, der bei den Eranern sich zum *r* fixierte, in Indien sich dialectisch nach westen und osten als *r* und *l* auseinander legte. vergleicht man skr. *lump*: lat. *rumpo* und hört man, dass im osten, im Gangeslande, der könig 'lájá' hiefs, was ich Oldenbergs Buddha s. 65 entnehme, so wird man auch *lih* neben *rih* usw. entsprechend zu beurteilen geneigt sein. Fortunatovs regel kann sehr wol hierneben bestehn, falls man annimmt, dass die entstehung der cerebralen durch einfluss von *r* und *l* schon gemeinarisch ist, wofür sich altpers. *akunauš* = skr. *ākṛṇot* geltend machen liefse.

Das buch leistet, so muss man nach genauer durchmusterung sagen, durchaus, was es verspricht: es gibt nicht nur eine geschichte der die vergleichende sprachwissenschaft seit Schleicher beschäftigenden probleme, sondern führt sie auch vielfach selbständig der lösung näher und darf daher sowol den fachgenossen als auch allen, welche sich für die entwicklung der vergleichenden sprachforschung irgendwie interessieren, aufs angelegentlichste empfohlen werden.

Hildesheim, 20 jan. 1892.

A. FICK.

Zum geschlechtswechsel der lehn- und fremdwörter im hochdeutschen. programm-aufsatz zum jahresbericht der communal-oberrealschule in Leitmeritz vom jahre 1890 von J. BLUMER. Leitmeritz, im selbstverlage des verfassers, 1890. 8°. 82 ss. 1,50 m. — desgl. II teil. programm-aufsatz . . . vom jahre 1891 . . . 1891. 8°. 68 und 1 ss. — 1,50 m.

Die vorliegende schrift bietet einen beitrag zu zwei in neuerer zeit in behandlung genommenen themen grammatischer forschung: dem vom schicksal der fremdwörter im germanischen und deutschen und dem vom grammatischen geschlecht. in den arbeiten über die lautlichen schicksale der fremdwörter von Franz (Die lateinisch-romanischen elemente im abd.), Pogatscher (QF 64) und Kluge (Pauls Grundriss I 305 ff) wird das problem des geschlechtswandels nur gestreift; in des referenten schriftchen 'Zum wechsel des nominalgeschlechts im deutschen I' (Straßburg 1889), das B. nicht kennt, obgleich es sich mit dem seinigen mannigfach berührt, waren die fremdwörter vor der hand absichtlich übergangen, desgleichen fürs ags. bei vFleischhacker Transactions of the Philological Society 1880—1890 part III. in ähnlicher weise ist die lücke auf romanistischem gebiet unausgefüllt geblieben. was Mackel Die germanischen elemente in der franz.

und provenz. sprache (Franz. stud. VI heft 1) in dieser hinsicht bietet, ist dürftig. HSachs 'Geschlechtswechsel im französischen r' (Frankfurt a. O. 1886, Gött. diss.) sagt gar nichts über die fremdwörter, und Armbruster 'Geschlechtswandel im französischen' (Karlsruhe 1888) beruht ganz auf Mackel. so liefert Blumer den ersten und sehr dankenswerten beitrug zur füllung dieser merklichen lücke. nur WWackernagel hatte hier vorgearbeitet.

Von den beiden teilen seiner arbeit: Genuswechsel nach der bedeutung und Genuswechsel nach der form ist der zweite etwas kurz weggekommen. das ist bedauerlich, insofern der genuswechsel nach der form bei weitem sicherer und klarer zu fixieren ist. man darf es vielleicht als eine regel hinstellen, dass in allen fällen, wo die form irgend einen wenn auch schwachen anhalt bietet, dieser für das grammatische geschlecht bedeutsam wird. mit der beeinflussung durch begriffsverwante ist es wesentlich unsicherer bestellt. im weitesten umfange muss sie consequenterweise die modernisierte fassung der Grimmschen ansicht über das grammatische geschlecht annehmen, der sich Blumer offenbar zuneigt; die bekannte abhandlung Brugmanns scheint ihm ebenfalls entgangen zu sein. den entgegengesetzten standpunct vertritt Armbruster, der sich mit aller entschiedenheit gegen sie ausspricht: 'die form gibt den ausschlag für den geschlechtswechsel' (s. 49f). referent, dem bei der abfassung seiner schrift Armbrusters arbeit noch nicht vorlag, bekennt sich nach wie vor zu einem vermittelnden standpunct. B.s schrift kann als widerlegung der Armbrusterschen auffassung gelten. die fremdwörter sind in jeder sprache etwas so völlig neues, dass auch die schwächsten associationen gewählt werden, um irgendwo anzuknüpfen; in dieser hinsicht sind sie äußerst instructiv. geschlechtswandel nach synonymen wird man gerade bei fremdwörtern durch die ganze deutsche sprachgeschichte zugeben müssen, auch in fällen, die nicht so klar liegen wie: *das lex Huene, die ridiculus mus, dem plebs trotzen* (ahd. *demo plebe*). dass man in B.s schrift nur wenig absolut sicheres findet, liegt in der natur der sache. wenn freilich für ahd. *choloro* (I 15) ein 'ohne zweifel vorhandener (männlicher) ausdruck gleicher bedeutung' aus der luft gegriffen wird, oder wenn es bei *assel* (I 21) heisst, es sei feminin 'wahrscheinlich nach einem entsprechenden deutschen ausdrücke', so kann man das nicht mehr erklären nennen. und das ist bedauerlich; denn gerade weil so vieles zweifelhaft ist, sähe man das unsichere gern von dem relativ gesicherten scharf geschieden.

Ein recht beträchtlicher teil der im ersten abschnitt behandelten wörter hätte von rechts wegen nur in den zweiten teil gehört. hier ist lediglich wiederholt, zwar alles wesentliche, aber doch nur kurz und nicht so übersichtlich, wie man wünschte. es wäre besser gewesen, nicht nach den fremdsprachlichen suf-

fixen zu ordnen, sondern nach den deutschen, denen sie sich anpassen. zb. überschaut man die pluralisierten bildungen nicht recht, wörter, die den plural als (femininen) singular verwendeten: *termite*, *auster*, *conchyliæ* usw., oder die zum häufiger gebrauchten plural einen neuen singular schufen: *pfoste*, *möbel* (f. bei Lessing), *acte*, *hymne*, *mythe* usw. ebenso nicht die einflüsse gewisser deutscher endungen, die zu dem einen oder andern geschlecht neigten, zb. -ig (-ich): *rettich*, *lattich*, *pforsich*; *käfig* (cavea), *wirzich* *wirsig* *wirsing* (<**wirzia* = lat. *viridia*), *odermenig* (*agrimonia*); *hederich* (*hederacea*) ua.; -an: *enzian* (*gentiana*), *baldrrian* (*valeriana*), *majoran*, *tulipan*, *altan* ua.; -er: *rhabarber* *rhabarbar*, *pfesser*, *puder*, *alabaster*, *zucker*; *weiher*, *weiler*, *söller*, *keller*, *kandelaber* ua. der einfluss der reinwörter — wenigstens *flanke* fem. nach *lanke* — ist gar nicht zusammenfassend erwogen.

Durch die begriffsklassen im ersten teil wird der anschein erweckt, als böten sie wirklich zusammengehöriges. das ist nur zum teil der fall. die namen der bäume, pflanzen, früchte, gewürze, mineralien beeinflussen sich offenbar gegenseitig in ihrem geschlecht. auch *der lack*, *der terpentin*, *der mastix*, *der firnis* (dazu *der gummi*, vgl. *der leim*) gehören zusammen. aber capitel wie 'das haus und seine bestandteile; andere baulichkeiten'; 'kirchen, kirchliche bestandteile, geräte, ceremonien'; 'kleidungsstücke, verzierung derselben, schmuckgegenstände' usw. enthalten gänzlich heterogene dinge. — indessen lässt sich nicht leugnen, dass alles, was vom rein grammatischen standpunct (der für die beurteilung offenbar der zunächst gegebene ist) als fehler erscheint, von anderer seite betrachtet, vielleicht lob verdient. dem verfasser ist unter der hand eine nach begriffen geordnete, äußerst reichhaltige sammlung von fremdwörtern entstanden, die mir für culturhistorische zwecke sehr benutzbar und bequem erscheint.

Im einzelnen lässt sich über manches rechten; das ist ja nicht anders möglich bei einer arbeit, die naturgemäfs nichts abschliessendes, sondern material zu erneuter forschung bietet; dass aber das material mit grossem fleifs zusammengestellt und besonnen behandelt ist, dies lob wird man dem verf. nicht vorenthalten können. — irreführend ist der mehrfach verwendete ausdruck 'grammatischer wechsel' (= 'grammatischer wechsel des schwachen m. und f. im plural' i 47).

Berlin, 1 october 1891.

VICTOR MICHELS.

Das verbum reflexivum und die superlative im westnordischen. ein beitrage zur nordischen grammatik von FRIEDRICH SPECHT. (Acta Germanica III 1). Berlin, Mayer und Müller, 1891. 55 ss. 8^o — 1.50 m.*

An der hand der handschriften werden zunächst die schicksale der medialendung *sc* in der isländischen und altnorwegischen [vgl. Litbl. f. germ. und rom. phil. 1892 nr 2 (BKable).]

sprache untersucht. das *sc*-suffix entwickelt sich im isländischen frühzeitig zu *zc*: der anstofs dazu gieng von den formen aus, in denen lautgesetzlich ein *zc* entstand, also von formen der 2 plur., 2 sg. prt. ind. starker verba, des part. prt. und bei starken verben, die *t*, *d*, *nn*, *ll* als wurzelauslaut haben, noch von einigen andern formen. um 1320 ist der sieg des blofsen *z* auf der ganzen linie entschieden: einen festen stützpunkt finden diese *c*-losen formen an der mit dem nachgestellten pronomem der 2^o pers. sg. versehenen 2 pers. sg., deren endung mit dem *þú* > *stu* (*zstu*) verschmilzt; auch da, wo mit *þ*, *t*, *s* oder *h* anlautende enklitiken und ähnliche worte folgen, zeigt sich schon in alten handschriften die neigung, das *c* abzuwerfen. die entwicklung der superlativendung *st* > *zt* > *z* geht der des medialsuffixes parallel. im medium wie im superlativ gieng in der folge *z* in *zt* über, und um das jahr 1450 haben beide die endung *st* angenommen: das schluss-*t* der medialformen auf *zt* verdankt seine einföhrung der einwörkung der endung *zt* des superlativs und der 2 sg. prt. ind. act. starker verben mit dentalstämmen (ein *léztu* kann activisch und medial aufgefasst werden). die endung *st* aber ist nach *r*, *l*, *n*, *þ* sowol im superlativ wie im medium nicht durch *z*, *zt* hindurchgegangen, sondern direct aus *s(c)* entstanden und hat von dieser stellung aus das ganze gebiet widererobert. — von den norwegischen hss. zeigt *sc* als durchgehende reflexivendung nur der noch dem 12 jh. angehörige Cod. Am. 655 ix. das norwegische *c* verschwand schon in der 2 hälfte des 13 jhs.; herrschend ist *zt* neben *st* geworden. jedoch liegen die verhältnisse zeitlich nicht so klar wie im isländischen; es kreuzen sich im 13 jh. die bewegungen auf verdrängung des *s* durch *z* und auf vernichtung des *c* resp. ersetzung desselben durch *t*; die *t*-losen endungen (*z*, *s*) scheinen nicht älter zu sein als die mit *t* (*zt*, *st*): diesem sachverhalt gegenüber scheint es S. geboten, das *t* als directe fortsetzung des *c*, aus dem es unter gewissen bedingungen entwickelt ist, zu erklären. durch ostnordischen einfluss ist in der schriftsprache seit 1450 *s* als endung des verbum reflexivum die regel geworden; in der volkssprache hat sich *st* neben *s* bis auf den heutigen tag erhalten.

Für die 1 pers. sing. refl. ist im isländischen die endung *mc* die ältere; das St. Hb. zb. hat 12 *mc*, 2 *m*, kein *msc*. die endung *msc* statt *mc* ist eine folge des übergewichtes der aufser der 1 sg. allgemein gültigen formen auf *sc*; die vereinzelt *c*-losen formen (*þykkjom*) sind genau so entstanden wie die oben behandelten. nachdem nun einmal *sc* in die endung der 1 sg. eingedrungen, musste diese entsprechend den wandlungen des *sc* in den übrigen personen umgeformt werden (*umsz*, *umzt*, *umst*). für die 1 sg. conj. refl. kann *imk* (*emk*) bis herab auf Eluc. II nicht belegt werden; dagegen treten die völligen angleichungen

der 1 pers. sg. refl. an die 2. 3 sg. refl. (*ek þóttiz*) anfänglich vorwiegend im conjunctiv auf und sind wol zur unterscheidung desselben vom indicativ geschaffen worden. — norwegisch macht sich die beeinflussung der 1 sg. refl. durch die übrigen reflexivformen noch bedeutender und früher fühlbar. die zu frühest belegte endung ist *mc*, *msc* begegnet gar nicht, dagegen wol *mz(t)*; herrschend werden aber bald die nasallosen formen, die entsprechend den übrigen reflexivformen \approx (*sz*) $\approx t$ (*zst*) *st* geschrieben werden; von 1450 an *s* wie oben.

Für die 1 pers. plur. refl. deuten die isländischen hss. die endung *msc* als die ältere an. *msc* bot durch sein *s* dem vordringenden \approx willkommenen anhalt, festen fuß zu fassen ($mz > nzt > nst$), während *mc* im engen anschluss an die 1 sg. refl., der es entstammte, ihm noch eine zeitlang widerstand. — norwegisch lassen sich aus den ältesten hss. 1 pers. pl. refl. nicht belegen; im norw. Hom. aber bilden die formen auf *msc* (*msc.* *mz*, *mzt*) schon die minderheit. in der folgezeit gleicht sich die 1. plur. refl. in derselben weise wie die 1 sg. refl. völlig den übrigen personen an.

Was die entstehung der 1 sg. refl. (*bjódomc*) betrifft, so schließt sich S. im wesentlichen den ausführungen Wiséns an (**bjódu* = ahd. *biutu* + *m[i]k*; *fórumk* ist analogisch gebildet); diese form ist gewis die älteste der medialformen und wahrscheinlich vor 700 entstanden. dagegen erheischt die 3 sg. ind. refl. schon jüngere activformen (*fersk* beruht nicht auf **fariþ*: *bariutþ*, Stenstoften). in der 2 sg. refl. sieht S. eine regelmässige bildung: **fariR* (**ferR*) + *þ[i]k* $>$ *fersk* (*fórtsk* beruht auf analogie) durch übergang von *R* + *þ* $>$ *R* + *s*, wo die annäherung des *þ* an das *R* durch die vorhandenen *Rs* der 3 pers. befördert sein mag. betreffs der 3 pers. plur. ist die möglichkeit ins auge zu fassen, dass *sc* schon etwa um 700 an die noch mit nasal versehenen activformen trat und *n* vor *s* untergieng: bei dieser annahme würden sich die altnordischen nasallosen 3 pers. plur. conj. act. (isl. norw. *fari*: aschw. *farin*) als übertragungen aus der 3 plur. conj. refl. erklären. die 2 plur. refl. ist eine spätere bildung, die durch anhängung des nunmehr als medialendung angesehenen *sc* gebildet ist: *farid*, *farit* + *sc* = *farisc*. auf dieser stufe der entwicklung wird auch die 1 plur. sich nicht mehr mit der unbequemen umschreibung durch *oss* begnügt, sondern an die fertigen activformen das *sc* der übrigen medialformen angehängt haben.

Der hauptmangel der bisherigen erörterungen über den ursprung des nordischen mediums scheint mir darin zu bestehn, dass zwar die hss. chronologisch untersucht, nicht aber die ältere poetische litteratur auf data und desiderata geprüft wurde. bevor dies nicht gescheln, kann über die chronologie der formen nichts sicheres behauptet werden. nehmen wir beispielsweise die Edda.

so fällt gleich auf, dass belege für die 1 pers. plur. refl. vollständig fehlen, während die 1 pers. dual. refl. durch *mælomc* (Valpr.), *komumc* (Skirn.), *finnumc* (Harb.), *hittomc* (Helg. Hjörv.) und *skiljomc* (Gripiss.) vertreten ist; von diesen haben *mælomc*, *hittomc* und *skiljomc* adhortative, *komumc* und *finnumc* futurische bedeutung. wie man sieht, haben alle diese wörter die endung *-omc*, die mit dem in der Edda nahezu ausnahmslosen suffix *-omc* der 1 pers. sing. refl. übereinstimmt. vergleichen wir hiermit die tatsache, dass Hamdismal str. 2S [*hv*]ottumc und *gordumc* nur = [*hv*]ottu okkr, *gordu okkr* sein kann — vgl. *er vid á braut vágum* in derselben strophe —, so scheint die existenz einer besonderen medialen dualform der 1 pers. auf *-omc* (= *om* + *[*o*]kk = got. *ugk*) nicht wol bezweifelt werden zu können, und zwar scheint nach ausweis der Edda und, so viel ich sehe, auch der älteren skaldenpoesie diese form älter zu sein als die 1 pers. plur. refl. dies ergebnis wirft, so glaube ich, auf einige bisher unklare erscheinungen neues licht.

Einmal kann dadurch eine plausible erklärung des gegenseitigen verhältnisses der endungen *-omc* und *-omsc* der 1 pers. plur. refl. gegeben werden. wie wir eben sahen, ist Specht zu dem schluss gelangt, dass *-omsc* die ältere endung sei: 'die belege aus den isl. hss. geben diese annahme an die hand, die norw. sprechen nicht dagegen' (s. 44). mir scheint es, dass das durch S. herbeigebrachte material diese behauptung nicht ganz rechtfertigt. isländisch: Am. 237 zeigt *fýsomsc*, *minnomsc*; in RM. und Cd 1812, 4^o fehlen 1 perss. pl. refl.; Am. 674A (Eluc.) hat zweimal *scommomsc*; St. H. bringt 40 *msc*, 34 *mc*, 1 *m*; der Physiol. hat *fýromsc*; Am. 677, 4^o: 14 *mc*, 4 *msc* usw. (s. 42). norwegisch lassen sich aus den ältesten hss. 1 perss. pl. refl. nicht belegen; im norw. Hom. bilden die formen auf *msc* die minderheit, ungefähr ein drittel des gesamten materials usw. (s. 43). es lässt sich, nach meiner meinung, aus den isl. hss. nichts schliessen, da in den ältesten die betreffenden formen beinahe gar nicht vorkommen, etwas später aber *mc* ebenso zahlreich vertreten ist wie *msc*; aus den norw. hss. geht eher das gegen teil hervor von dem, was S. verfielt, da hier in der ersten zeit die formen gänzlich fehlen und später *mc* vorherrscht. ich ziehe aus dem bis jetzt dargelegten material den schluss, dass die 1 pers. plur. refl. eine jüngere form ist, zu deren bildung die sprache zwei verschiedene wege einschlug: einerseits wurde aus der 2 (3) sg. und 3 (2) plur. die endung *sc* entlehnt, andererseits wurde die dualform der 1 pers. (auf *omc*) auch für den plural verwendet. nachdem auf diese weise das sprachgefühl die auffassung von der gleichwertigkeit der endungen *mc* und *msc* gewonnen hatte, konnte letzteres suffix auch auf die 1 pers. sg. übertragen werden. — mit dieser ausführung steht es nicht im widerspruch, dass die 2 pl. med. schon in der Edda belegt ist,

obgleich nur mit verhältnismäßig wenigen beispielen: *þikkiz*, *þorðuz*, *báruz* und mit dualer bedeutung *finniz*, *vegiz* (conj.), *huggiz* (conj.). für die 2 pers. war nämlich, wie S. nachgewiesen hat, der sing. (auf *sc*) auf organischem wege gebildet, und die übertragung dieser endung auf den plural fand sodann nach der analogie der 3 pers. statt.

Ein zweiter punct, der durch obiges seine erledigung finden dürfte, ist folgender. im Arkiv f. nord. fil., S. 34 ff bespricht JThorkelsson die poetischen formen der 1 pers. sg. act. wie *rádomc* (Havam.) = *ræd ec*, *várumc* (Atlam.) = *var ec* und (aus der skaldensprache) *várum*, *lékum*, *berum*, *bárum*, *eigom* usw., mit oder ohne beigefügtes *ek*, wo aber der context überall zeigt, dass der sing. vorliegt. einige neue beispiele — von denen jedoch mindestens *logdomc* und *dyljomc* zweifelhaft sind — verzeichnet Wadstein *ibid.* s. 86. beide erklären die formen nach ahd. *salbôm*, *habém*, *gám*, as. *bidðon*, *dóm*. es wäre indessen eine so auffällige erscheinung, wenn eine bildung, die sonst den westgermanischen dialecten eigentümlich zu sein scheint und bisher immer so angesehen wurde, sich im westnordischen neben und im facultativen wechsel mit der gemeinnordischen (und gotischen) formation erhalten hätte, dass es sich wol empfiehlt, die frage zu erörtern, ob nicht eine spätere, auf westnordischem gebiete entstandene form vorliegen könne. dass dies wirklich der fall ist, scheint mir höchst wahrscheinlich. wir sahen oben, dass im medium die 1 pers. sg. mit der 1 pers. dual. zusammentrifft, beide auf *omc* ausgehend. man erwäge nun, dass die grenze zwischen dem activ und dem medium recht fließend ist, indem das reflexivum in vielen fällen nur zur hervorhebung des subjectiven momentes der handlung dient, ein punct, den Nygaard Eddasprogets syntax 1 56 f eingehender behandelt. Auch Thorkelsson liefert in seinem citierten aufsatze beispiele dafür, dass es oft schwer oder unmöglich sei mit sicherheit zu entscheiden, ob activ oder medium vorliegt; so zb. Atlam. 56: *sliks ec mest kennomc*, wo *kennomc* entweder = *kenni mér* oder = *kennom ec* ist; weiter das umschreibende *rádomc* (Arnor jarlaskald, Gunnlaug Leifsson); auch *hétomc Grímr*, *þundr* (Grímn.) lässt sich ebensowol als *ek hét mik Grímr* (vgl. *nefndisk þjór* in der Rigsþ. und Nygaard Eddaspr. synt. 1 53) wie als *hétom ek* auffassen. besondere aufmerksamkeit verdient der häufige adhortative gebrauch der 1 pers. dual., da dadurch auch eine einzelne person bezeichnet werden kann, wie in dem bekannten verse von Egil Skallagrímsson: *hoggom hjaltvönd skyggydom*, *hæfum rönd med brande*, *reygom randar mána*, *rjódom spjöll i blöde*, *stýfom Ljót af life*, *leikom sárt við bleikan*, *kyrrom kappa errenn*, *komi jarn ornum á hræ*; dieser grenzt widerum nahe an die futurische verwendung des präsens. hiernach scheint mir die folgerung nahe zu liegen, dass die activform *bjódomc* (*ec bjódom*) statt *ec bjóð* durch beein-

flussung des mediums, wo *bjōdomc* sowol 1 pers. sg. als 1 pers. dual. ist, entstanden sein wird.

Es seien schliesslich noch ein paar puncte erwähnt, wo rec. sich nicht mit dem verf. einverstanden erklären kann. die benennung medio-passiv scheint mir für das reflexivum der isl. und norw. sprache nicht recht angemessen; zwar hat sich aus dem alten medium das neuschwed. und das neudän. passiv entwickelt, allein die auffassung S.s (s. 37), dass die norw. volkssprache die passive verwendung eingebüßt habe, ist mit den tatsachen kaum in einklang zu bringen: für die Edda hat schon Nygaard Eddaspr. synt. I 57 nachgewiesen, dass die reflexiven formen so gut wie gar nicht mit passivischer bedeutung gebraucht werden. — die erklärang, die S. für das schluss-*t* der isl. medialformen *zt*, *st*, im unterschied von den gleichlautenden norw. formen, aufstellt, hat mich nicht recht zu überzeugen vermocht; es ist mir schwer gewesen. an die möglichkeit einer beeinflussung der medialendung durch den superlativ zu glauben: denn freilich verwendet nach Behaghel (Pauls Grundr. I 627) das as. im nom. sg. der comparative die endungen *-aro* und *-ara* promiscue nach dem vorbild der starken feminin-flexion, wo im gen. und dat. sg. *-ara* und *-aro* gleichwertig geworden waren — allein hier ist ein begriffliches band vorhanden, das im ersten falle fehlt¹. — den *k*-losen formen der 1. perss. refl. (*þykkjom*) und den conglutinationsformen (*erum* = *eru mér* oder *er mér*) kann nach S. (s. 39. 54) nicht der dativ *mér* zu grunde liegen, sondern sie verdanken ihre verwendung für *umk*, aus dem sie in gewissen sandhivverbindungen lautgesetzlich entstanden, dem metrischen bedürfnis, positionslänge in nebensilben zu vermeiden. der zweite teil dieses satzes, der von Wisén herrührt, ist mit den regeln der metrik geradezu unvereinbar, denn es scheint der endung *-omc* von alters her kein nebeton zuzukommen (es tritt nach formen auf *-omc* keine verkürzung des flg. fufses ein), und nur unter dieser bedingung wäre die supposition begründet. dass *stōndum* 'stat mihi', *erom* 'est mihi' usw. ältere formen sind als *stōndomc*, *eromc* hat ua. Bugge Om versene i Kormaks saga, str. 16 (Aarbøger for nord. oldk. og hist. 1889) hervorgehoben. auch für die reflexivendung *-om* lässt sich somit eine ähnliche annahme (< **omR*) nicht kurzer hand abweisen, und Noreens ansicht von der aschwed. reflexivendung *s* (< **sR*) verdiente wol eine allseitigere erwägung, als ihr s. 54 f zu teil geworden. — die darstellung, die im allgemeinen einen zuverlässigen eindruck macht, weist zwei gröbere verstöße auf: s. 48 und 49 wird (statt *fersk*) *farisk* als 3 pers. sg. ind. pres. refl. aufgeführt; s. 59 steht durchgehends *ykr* (dual.) statt *ydr* (plur.) — oder hat mit *ykr* S. einen bestimmten zweck im auge gehabt?

Christiania im october 1891.

HJALMAR FALK.

¹ siehe darüber jetzt Koek Arkiv f. nord. fil. S. 265 ff.

Laut- und flexionslehre der mundart des mittleren Zornales im Elsass. von dr HANS LIENHART. (Alsatische studien 1). Straßburg, KJTrübner, 1891. 74 ss. gr. 8°. — 2 m.

Der alemannische dialect des mittlern Zornales besitzt eine fülle urwüchsig mundartlichen sprachgutes. in flexion und syntax hat er sich, mit seinen brüdern im oberen Rheintale verglichen, vieles altertümliche bewahrt; in zahlreichen wortbildungen und redewendungen hat er productive kraft betätigt. der verfasser, seine mundart in ganzem umfange beherschend, bringt interessantes material. der lautform nach ist dieses idiom von dem altalemannischen beträchtlich weiter abgewichen als die südlichern gegenden; die lautgeschichte bietet sehr complicierte züge. leider haben weder die sprachphysiologischen noch die grammatischen kenntnisse L.s ausgereicht, ein halbwegs genügendes bild der lautentwicklung zu zeichnen. seiner methode ist von den bessern dialectarbeiten der letzten funfzehn jahre nichts zu gute gekommen.

Dass die bloßen zeichen, *l, r, f, w, j* usw. uns im dunkeln lassen, welche articulationen hier vorliegen, hat L. nicht bedacht. die beschreibung der vocale ist unklar: wie viele Deutsche sprechen in *bistum*, *gift* das gleiche *i* wie in frz. *fini*, *silice*? wie viele sprechen in den mhd. diphthongen *eu* und *äu* als ersten componenten einen 'kurzen', aber recht breit gesprochenen *ö-laut*? man sollte doch endlich mit der illusion brechen, als sei unser neuhochdeutsch eine *zovi* auch für die feinheiten der aussprache: die 'sog. tenuis-media-frage' (s. 18) dürfte nachgerade für die meisten sprachbellissenen ihre lösung gefunden haben; nur hätte sich L. nicht Kräuter zum führer wählen sollen! so hat er auch Kräuters höchst unpractische transscription übernommen: sie macht den vocalstand fast unleserlich; im consonantismus führt der grundsatz, die lenes *b, d, g* mit den fortiszeichen widerzugeben, zu verkehrten auffassungen: zb. mhd. *d* ist 'zu *t* geworden' *tāz dach*, *lōtā laden* (vielmehr: die alte lenis *d* ist erhalten); mhd. *t* ist 'als solches erhalten' (vielmehr: die alte fortis *t* ist zur lenis geschwächt). als curiosum sei noch erwähnt, dass L. s. 17 die 'liquiden' seiner ma. (zu welchen er auch die nasale rechnet!) als 'unzweifelhaft tonlos' bezeichnet.

Bei der beschreibung des lautwandels spielen die ausdrücke 'meist', 'namentlich', 'in mehreren fällen', 'sporadisch' eine große rolle. und um in diesen chaotischen angaben das spontane vom combinatorischen, das lautmechanische vom analogischen zu trennen, dazu erhält der leser bei weitem nicht ausreichendes belegmaterial. solche formulierungen wie s. 29 o. leisten unglaubliches in methodeloser unklarheit.

L. geht ganz unbetangen in der pseudohistorischen weise vor, dass er den worten seiner mundart die entsprechenden worte des mhd. wörterbuches entgegen stellt und jene von diesen her-

leitet. es war unerlässlich, dass er sich den altalemannischen laut- und formenstand klar machte und diesen als basis seiner ableitungen aufstellte. Weinholds buch und die vielen darstellungen lebender alem. mundarten hätten ihm das nötige an die hand gegeben. nur ein paar beispiele: s. 8. *śmertsə* und wol auch *śervə* haben altes *i*; *kiksə* hat altes *i*; *fürt*, *wülük*, *kültə* ua. haben im alem. altes *u*; s. 9. *térfo*, *fěxtə* haben altes *ö*; die vorsilbe *ur-* hat altes *û*; s. 12. *frent* geht auf gemeinaleman. *frünt* zurück; s. 20. *fərheijə*, *peijəl* aus *verhien*, *bihel* hatten nie inlaut. *g* und durften nur auf s. 10 eingereiht werden; s. 21. anlaut. *ph* ist nicht erst aus *p* 'geworden', sondern gehört einer andern schicht von lehnwörtern an; s. 26. *nāmə*, *šāmə*, *tsāmə* haben altes *mm*; s. 31. es gibt bekanntlich zwei verschiedene umlauts-e! an dem *é* der mundart ist das mhd. unschuldig, es gibt das primäre umlauts-e wider, *a* das secundäre; s. 33. *hūmf* geht auf altes *hampf*, *hamf* zurück; s. 37. in den altalem. formen *lān*, *mūen* ist *z* nicht 'ausgefallen', sondern es sind neubildungen zu der 2 sing. *lāst*, (*< lāzist*), *muost*.

Dieses gänzliche ignorieren der schwestermundarten hat den großen übelstand verschuldet, dass fortwährend die speciell mundartlichen lautprocesse der letzten jahrhunderte mit den viel ältern gemeinalemannischen entwickelungen wirr durcheinander geworfen werden. in dem 'rückblick' s. 16 f waren die qualitativen veränderungen der vocale in mindestens fünf processe zu zerlegen:

1) in den diphthongen (mhd.) *ei*, *ou*, *öü* werden die geschlossenen ersten componenten offen (vgl. Hoffmann Vocalismus v. Basel-stadt § 13);

2) *i*, *û*, *ü* vor vocal werden zu *ei*, *ou*, *öü* (mit geschlossenem ersten componenten, also mit den diphthongen unter 1) nicht zusammenfallend);

3) *ö* und *ü* werden entlabialisiert;

4) die geschlossenen *u*-vocale erhalten die palatale affection: *û* > *ü*, *ue* > *üe*, auch *ou* (= mhd. *ou*) > *öü*, *ou* (= mhd. *û* vor voc.) > *ü*.

5) *ô* (= mhd. *ô* und = mhd. *â*) > *û*; *â* (= mhd. *a*, in *tsâl*, *häs* usw.) > *ô*; *a* > *â*; *ē* (= mhd. *ē* und *â*) > *a*; *e* (= mhd. *e*) > *ê*; *i* (= mhd. *i*, *ü*) > *e*; dh. alle diese vocale werden eine stufe offener.

Die drei ersten dieser processe sind dem ganzen niederalemannischen gebiete gemeinsam; die zwei letzten haben beschränkteres gebiet und sind weit später. eine schwierigkeit, die ich nicht zu heben vermag, liegt in der relativen chronologie von 2) und 3). antevocalisches *û* hat nämlich in der Zorntaler ma. das gleiche product ergeben wie antevocalisches *ü* (= *öü*), während es in andern mundarten vielmehr mit antevoc. *i* zusammenfällt. das scheint vorauszusetzen, dass beim eintritt dieser partiellen

diphthongierung mhd. *iu* noch nicht entlabialisiert war. aber warum hat sich später das *öü* < *iu* vor voc. der lippenentrundung entzogen?

Die französischen lehnworte weisen auf ein eindringen zwischen 3) und 4), da zwar franz. *u* = *ü* die lippenrundung beibehalten hat, franz. *ou* = *u* dagegen mit dem angestammten *u* zu *ü* verschoben wurde.

Ich mache aufmerksam auf den lautwandel *kw* > *tsw* in *tswal* 'quelle', *tswak* nld. *kweek* (s. 22; dagegen *kwatšal* 'zwetschge') und auf das eigentümliche *wät* 'was' s. 65.

Viel verworrenheit ist in L.s darstellung des vocalstandes gekommen dadurch, dass er von dem qualitativen lautwandel den quantitativen nicht lostrennte. bei den quantitativgesetzten sodann (s. 25 ff) war vor allem die frage zu stellen: wo sind dehnung und kürzung spontan entstanden bzw. durch den satzton bedingt, — wo sind benachbarte consonanten im spiele? der sonderstellung, welche (mhd.) *i* und *û* auf dem ganzen niederalem. sprachgebiete einnehmen, ist nicht genügend rechnung getragen.

Es ist sehr zu wünschen, dass der verfasser sich in einem lehrbuch der sprachphysiologie und in etlichen alemannischen dialectarbeiten umsehe, ehe er das studium der geographie der untermundarten im Elsass (s. 3) in angriff nimmt.

Basel, 4 september 1891.

A. HEUSLER.

Untersuchungen über die syntax der concessivsätze im alt- und mittelhochdeutschen mit besonderer rücksicht auf Wolframs Parzival. von OTTO MENSING. Kieler diss. Kiel, HFieneke, 1891. (Leipzig, Gföck in comm.) 52 ss. 8°. — 2 m.*

Die concessivsätze im Nibelungenliede und in der Gudrun mit vergleichung der übrigen mittelhochdeutschen volksepen. von HERMANN KUHLMANN, Kieler diss. Kiel, CSchaidt, 1891. (Leipzig, Gföck in comm.) 60 ss. 8°. — 1,50 m.**

Beide Kieler dissertationen sind unter Erdmanns einfluss entstanden, beide behandeln dasselbe bisher vernachlässigte syntaktische gebiet, nämlich die syntax der concessivsätze, nur Mensing in umfassenderer weise, indem er vom ahd. ausgeht und die untersuchung bis ins mhd. fortführt, hier die fälle im Parzival genau verzeichnet, aber auch alle wichtigeren dichter und prosaiker berücksichtigt, während Kuhlmann in ausgesprochenem anschluss an seinen vorgänger nur die concessivsätze in der mhd. volksepeik heranzieht und durch deren genaue darstellung die untersuchung Meusings ergänzt und berichtigt; beide arbeiten machen ihrem urheber und den verfassern volle ehre, und die in beiden zu tage tretende sorgfalt im sammeln und besonnenheit im verwenden des einschlägigen materials verdient dankbare anerkennung. zumal

* [vgl. Zs. f. d. phil. 24, 260 ff (HWunderlich).]

** [vgl. Zs. f. d. phil. 24, 405 f (HWunderlich).]

durch Mensings weiter ausgreifende arbeit dürften die hauptpunkte der syntax der concessivsätze im ahd. und mhd. ins reine gebracht sein und nur in nebensachen durch specialuntersuchungen, die sich auf bestimmte autoren oder litterarische gattungen beschränken, dafür aber ihr material vollständig verarbeiten, wie dies bei der Kuhlmannschen arbeit der fall ist, gelegentliche correcturen erfahren.

Mensings schrift eröffnen aufer einigen notizen über die vorarbeiten und über die autoren, denen die belege entnommen sind, allgemeine bemerkungen über satzform und modus der concessivsätze, gegen welche sich nur der methodische einwurf erheben liefse, dass hier manche resultate der späteren untersuchung vorweggenommen sind. in cap. 2 werden die conjunctionslosen concessivsätze behandelt, cap. 3—5 *doch*, *swer* mit seinen ableitungen, vor allem *swie*, dann *al* und *aleine* als concessivpartikeln im haupt- und nebensatz, in cap. 6 wird die concessive geltung formell anders eingeleiteter nebensätze, so der conditional- (*ob*), causal-, comparativ- und relativsätze, und der concessive gebrauch von *und* besprochen, worauf zum schluss in cap. 7 die gewonnenen resultate übersichtlich zusammengefasst sind; zuerst wird das aufkommen und verschwinden der concessiven conjunctionen im verlauf der ahd. und mhd. sprachperiode verfolgt, auch gelegentlich ihre verbreitung nach dialecten bestimmt (so wird *al* und *aleine* als specifisch nd. und md. nachgewiesen¹), hin und wider werden auch die ahd. verhältnisse ins auge gefasst, während freilich die übergangszeit zum nhd. auferhalb des rahmens der untersuchung steht; den abschluss bildet die feststellung des gebrauches der concessivpartikeln nach denkmälern und autoren. es ergibt sich da zb., dass Hartmann in seinen ersten schriften *swie* wol bevorzugt, aber *doch* auch noch gebraucht, während sich dieses aus Gregor, dem armen Heinrich und dem Iwein nicht mehr belegen lässt, worauf übrigens schon Haupt zu Erec 942 aufmerksam gemacht hat. offenbar war concessives *doch* schon im absterben begriffen, und da der dichter seine sprache der höfischen anzubequemen bestrebt war, die *swie* bevorzugte, mied er *doch* in seinen späteren werken. dadurch wird auch ein terminus für den endgültigen sieg des *swie* über *doch* gewonnen: ende des 12., anfang des 13. jhs. war der kampf entschieden. *swie* selbst aber behauptete seine stellung als rein concessive conjunction nicht lange; M. 3 § 82 bemerkt, dass rein concessives *swie* bei Hermann von Fritzlar nicht mehr vorkommt. wol aber kann ich es bei David v. Augsburg nachweisen:

¹ M. citiert auch einen fall von conc. *alleine* bei Nic. v. Strafsburg (Myst. i 301, 28); ich trage nach 291, 11 *Kristus hatte disen selben willen, daz er gelebet hête, alleine er nie dar uf beleip einen ougenblick.* Nic. hat sich einige zeit in Köln aufgehalten, daher vielleicht diese vereinzelt conc. *alleine*.

Myst. 1 326, 25 *swie* aber niemen mit worten künne also collectichen . . keine tugent gelēren . . als diu ülungē des heiligen geistes, sō helfent sie doch . . . — *swie* — doch mit ind. finde ich Myst. 1 391, 10.

Sorgfältig werden die gebrauchswesen und bedeutungen der einzelnen partikeln geschieden, wodurch der oft schwankende gebrauch des modus, auf den wie auf wort- und satzstellung stets bedacht genommen wird, genauere umgrenzung und leichtere erklärung findet; s. *swie* § 70 f. die belege sind sorgfältig citiert, wenn auch in ihnen wie im texte druckfehler unterlaufen, die sich aber leicht verbessern lassen¹. sehr zu loben ist es, dass auf den einfluss des reimes gebührendes gewicht gelegt wird; dass ein guter dichter sich durch den reim kaum zu einem falschen modus werde verleiten lassen, wird niemand bestreiten; wo ihm aber nur halbwegs die wahl offen steht, wird er sich jedesfalls für den zu vers und reim besser passenden modus entscheiden. und dass minder gewante dichter dem reime selbst die sprachrichtigkeit opfern, lässt sich oft genug nachweisen. wie sehr wird vor allem die wortstellung durch diese äußerlichen rücksichten beeinflusst! darum empfiehlt es sich, syntaktische regeln vor allem aus prosaikern abzuleiten, um den wahren sprachgebrauch kennen zu lernen. ist man aber auf dichter angewiesen, so muss man die im reime stehenden formen unbeachtet lassen und als völlig beweiskräftig nur jene heranziehen, die außerhalb des reimes stehn. es hat dies verfahren für die feststellung des modus bei *swie*, ferner bei *doch* (§ 51) die besten dienste geleistet. auch die vorläufige ausscheidung der conjunctive, die etwa durch die conjunctivheischende form des hauptsatzes allein schon hervorgerufen sein können, zeugt von der vorsichtigen methode M.s.

Die litteratur ist vollständig benutzt; um so mehr staune ich, dass sich M. Cordes Zusammengesetzten satz bei Nicolaus von Basel (1889) hat entgehen lassen, wo er doch Rötteken und Stolze mit erfolg benutzt hat. er hätte den zusammenstellungen bei Cordes manche details entnehmen können, besonders über hinzufügung von partikeln im haupt- und nebensatze, die dazu dienen, den concessiven character des satzverhältnisses hervorzuheben. ich notierte mir zu § 11 Cordes § 267, zu § 18 C. § 279, zu § 21 C. § 279 (s. 119), zu § 36 C. § 267 und 268; nach den hier zusammengestellten beispielen scheint Nicolaus *und doch* bei folgendem einräumenden hauptsatz öfters ungetrennt zu gebrauchen, als im entgegengesetzten fall: zu § 53 ist zu erwähnen, dass auch Cordes keinen beleg für *doch* im nebensatz beibringt. zu § 76 a. vgl. Cord. § 284: Nic. hat durchgehend nur noch *wie* statt *swie*; bei Nic. daher auch schon *wie wol* wie im nhd. C. § 284 (zu M. § 86); ebenda zwei belege für concessives *wie daz*, das bei M. fehlt. zwei weitere belege verzeichne ich aus Unser vrouwen klage 883

¹ störend ist blofs § 17, z. 3 'nebensatz' statt 'hauptsatz' gesetzt.

und S97; im folgenden hauptsätze *doch* resp. *iedoch*. über comparativsätze mit concessivem character (M. § 110) s. C. § 283 ff, über *unde* als concessivpartikel (M. § 111) s. C. § 280, zu M. § 112 'concessive relativsätze' vgl. C. § 287 ff, auch Ullsperger, Smichower progr. 1886, § 43. 44; daselbst auch reichliche belege für solche relativsätze ohne *doch* oder *joch*. nachträge bietet Cordes § 282 über causales *wan* *daz*, § 291 ff über den consecutiven character temporaler, localer und modaler nebensätze, formen, die bei M. nicht erwähnt werden, wie er denn auch die vertretung eines concessiven nebensatzes durch ein substantiv oder eine partikel (Rötteken § 33, Cordes § 295 ff; auch Erec 315. Parz. 159, 7) unbesprochen lässt. auch aus Vernalekens Syntax n 442 ff hätten einige wertvolle beobachtungen und citate gewonnen werden können.

Kuhlmanns arbeit schließt sich in anordnung und darstellung eng an die umfassendere darstellung Mensings an und sucht speciell für die mhd. volksliteratur ein bild der entwicklung des concessiven ausdrucks zu gewinnen. das lob der genauigkeit und sorgfalt, das Mensing gespendet werden muste, gilt auch dieser arbeit. nur der druck hätte besser überwacht werden sollen. besonders arg ist s. 16 die entstellung von 'invertierte wortstellung' in 'intervierte vorstellung'. durch die beschränkung auf ein eng umschriebenes gebiet ist K. in den stand gesetzt, die untersuchung ganz genau zu führen und in völlig verlässlicher weise die angaben Mensings teils zu bestätigen, teils in einzelheiten zu berichtigen. so wird M.s behauptung (s. 17), dass eine dem nhd. entsprechende wortstellung 'sei er gut oder böse' ahd. und mhd. unbekannt sei, durch drei mhd. beispiele widerlegt (K. § 8); nach M. s. 21 bedingt indicativ im disjunctiv geteilten concessivsätze invertierte wortstellung; Dietr. fl. 3400 (K. § 6) hat im selben falle wortstellung des hauptsatzes. während sonst modales *swie* entschiedene vorliebe für indicativ zeigt (M. § 85), zieht das volksepos den conj. vor (K. § 22). ich erwähne noch, dass im Biterolf, aber auch nur in diesem, sich *swie wol* als einheitliche concessive conjunction wie im nhd. vorfindet (s. K. s. 42), dass hingegen *swie sere* im volksepos noch fehlt; aber die Ortnit.-hs. A aus dem jahre 1517 ersetzt schon altes *swie* durch *swie seer* (K. s. 48).

In bequemer weise verweist K. beständig auf Mensings paragraphen. im schlussparagraph 57 wird die summe der ergebnisse gezogen und mit M.s resultatn verglichen. ich notiere, dass in der volksepek *swie* fast allein sich erhalten hat, *doch* und *al* gänzlich fehlen, dass ferner conc. *swie* im Nib.-lied weitaus, in der Gudrun in geringerem grade den indicativ bevorzugt, während in der höfischen epik nach Mensing hier der conj. das regelmäßige ist.

Sehr zu loben ist K.s stete bedachtnahme auf die lesarten

der hss., von denen die jüngeren oft schon einen andern modus aufweisen, so dass man schon aus diesen beobachtungen manchen schluss auf den zeitpunct der änderung des syntaktischen gebrauches ziehen kann. ich erwähnte schon das *swie seere* in der Ortnit-hs. A; so hat die Nib.-hs. a (aus dem 15 jh.) altes *wære* nach concess. *swie* durch *was* ersetzt, wo im mhd. präteritaler conj. noch sehr üblich war, während das nhd. ausschliesslich indicativ gebraucht. ähnliche beobachtungen bei Mensing s. 78 und 79 anm. interessant ist K.s hinweis darauf, dass in manchen fällen, abgesehen vom reim, die wahl des modus durch den gebrauch stehnder formeln beeinflusst erscheint, insofern der dichter eine ihm geläufige phrase, die meist zur versfüllung dient, zb. *swaz in geschicht*, auch dort gebraucht, wo sonst der conjunctiv gesetzt werden müste (s. 29).

Dass gelegentlich die litteraturgeschichte, häufig die textkritik aus so eingehender syntaktischer specialuntersuchung gewinn ziehen, ist bekannt. ich verweise auf die oben citierte verwendung von *swie* und *doch* bei Hartmann, weiter auf K.s beobachtung, dass in der behandlung des concessiven ausdrucks Biterolf und Klage dem Nibelungenliede und der Gudrun am nächsten stehn. in textkritischer hinsicht sei auf K.s bemerkung zu Nib. 86 s. 26 f und auf Mensing anm. s. 53 und s. 63 hingewiesen.

Da Mensing die litteratur des 14 jh. nur gelegentlich heranzieht, sei es mir erlaubt, aus meinen sammlungen einige beobachtungen über den bau der concessivsätze in zwei zeitlich zusammenfallenden texten, die gegen die mitte dieses jahrhunderts entstanden, beizusteuern. ich meine die memoiren der Adelheid Langmann, hsg. von Strauch, (zwischen 1330—44) und Hadamars v. Laber Jagd, hsg. v. Stejskal, (zw. 1335—40). vor allem fällt auf, dass die Langmann fast gar keine concessivsätze baut — ich zähle deren 5, dazu einen concessiven relativsatz mit *halt* 48, 27 —, während sie bei Laber ungemein häufig erscheinen. ich zähle 9 einfache conjunctionslose, 14 disjunctiv geteilte, 37 mit *swie*, 11 mit *ob*, je einen mit *wan* und *und daz* eingeleiteten concessivsatz, wobei ich die fast in jeder strophe vorkommenden mit *swer* oder dessen ableitungen eingeleiteten unberücksichtigt lasse. im allgemeinen überwiegt in diesen der indicativ.

Von den 9 einfachen conjunctionslosen concessivsätzen stehn 2 im indicativ, str. 12, 6 und 49, beide vor dem hauptsatz, der erste durch *ouch*, der andre durch *und . . . immer* unterstützt; die mit conjunctiv stehn teils vor 398. 549. c (s. 145), teils nach 190. 335. 416. 457. die meisten sind mit *und* eingeleitet: (49 s. ob.). 190. 398. 416. 549; im letztern falle tritt *halt* hinzu, während dies in C allein steht. — bei Adelheid 1 fall: 15, 27 voranstehend im conjunctiv mit *und* eingeleitet. die disjunctiv geteilten concessivsätze weisen alle bis auf 558 conjunctiv auf. 8

stehn nach: 10. 42. 46. 110. 152. 155. 212. 459; 5 vor: 7. 210. 278. 291 (2 mal). in bezug auf die wortstellung sind sie völlig normal gebaut; ebenso Alangmann 42, 29 (conj.). sehr beliebt sind bei Laber die mit *swie* eingeleiteten concessivsätze, während bei Adelheid nur einer erscheint, 62, 3 *wie reich er ist, so ist er doch voller minne*. hier auch schon *wie*, während Hadamar bis auf 3 stellen stets *swie* schreibt. offenbar würtkt bei Hadamar in der bevorzugung des *swie* noch die vorliebe für diese conjunction in der mhd. blüthezeit nach. was den modus betrifft, so empfiehlt es sich nach Mensings vorgang zu unterscheiden, ob *swie* 1) rein modales adverb oder 2) gradbestimmend oder 3) rein concessive conjunction ist. die fälle, wo das verb im reim steht, sind vorerst ausgeschieden. 1) 3mal ind.: 207. 484. 512; 548 steht conj., aber bei conj. im hauptsatz. — 2) 7mal ind.: 18. 179. 262. 332. 391. 467. n (s. 147); 5 mal conj.: 74. 244. 333. 394. 514. in zweien dieser nebensätze ist der conj. an sich schon gefordert. — 3) 6 mal ind.: 24. 105. 152. 211. 269. 296. — 3 mal conj.: 2. 93. r (s. 148). — in allen 3 fällen halten sich die etwa durch den reim beeinflussten modusformen die wage. 1) je ein ind.: 147 und ein conj. d (s. 145); 2) ebenso ind.: 446. conj.: 263; 3) je 4 indicativformen: 127. 230. 407. 551 und 4 conjunctivformen: 90. 115. 209. 552. 115 und 209 steht übrigens im hauptsatz ein imperativ, resp. *mac*. im allgemeinen kann man also sagen, dass der indicativ überwiegt, zumal in 1) und 3). es stimmt dies mit Mensings ergebnis s. 55 f überein. wenn aber M. nachweist, dass schon in der blüthezeit die junction 3) gegenüber 2) zurückgesetzt wird, so können wir das bei Hadamar nicht bestätigt finden; unter 2) zählen wir 14, unter 3) 17 belege. beim dichter Laber würtkte eben die tradition, während die Langmann kein einziges *swie* der dritten art in anwendung bringt; das einzige oben citierte *swie* fällt unter 2. wider ein beleg dafür, wie unsicher es ist, aus dem sprachgebrauch eines dichters regeln für die wirkliche sprache seiner zeit abzuleiten.

Sehr häufig wird *swie* durch ein *doch* im neben- oder hauptsatz gestützt. *swie wol* und *swie sêr* finden sich noch nicht. *doch* und *al* (*alleine*) kommen, wie zu erwarten stand, weder bei Hadamar noch bei Adelheid vor. dagegen erscheint *ob* nicht selten; bei Adelheid wider nur einmal: 20, 20 (im hauptsatz *doch*); bei Hadamar 10 mal, davon 6 mal aufer reim und da stets mit indicativ: 51. 228. 310. 460. 470. 563; im reim 2 mal mit ind.: 507. 524, 3 mal mit conj.: 128. 313. q (s. 148). 460 ist dem *ob ouch* beigesellt, 313 *halt*; im hauptsatz findet sich *doch* (51. 128. 310), einmal *jâ sô-ouch* (q). einmal finde ich *wan* str. 1 (s. 146): *wan sich der lip scheidet von ir, sô hât sîu doch gewalt des herzen*; einmal *und daz* 398: *und daz dî bi daz herze nieman quotes gunde und gienge dem ouch ab an sinem*

scherze, dar zuo sô solten guot gesellen swigen. aus Adelheid ist noch ein rein concessives und zu notieren SO, 9 *do wart si ser wundernt, daz er ir als gutleichen tet, und si ez ni um in verdint het.*

Wien, september 1891.

TOMANETZ.

Geschichte der christlich-lateinischen poesie bis zur mitte des 8 jahrhunderts von M. MANITIUS. Stuttgart, JG Cottas nachf., 1891. x und 518 ss. 8^o. — 12 m.

Manitius ist durch zahlreiche kleinere untersuchungen über die technik römischer dichter bekannt. emsigkeit und gutes gedächtnis haben ihn fähig gemacht, eine statistik über die ein- und vielsilbigen hexameterschlüsse anzulegen, besonders aber die abhängigkeit späterer dichter von früheren durch den nachweis der entlehnungen zu kennzeichnen. in jüngster zeit scheint er sich damit beschäftigt zu haben, die cäsur- und tiradenreime aus-zuzählen. all diese beiträge sind nicht ganz ohne nutzen, nur fehlt es ihnen an der nötigen vorsicht und an leitenden all-gemeineren gesichtspuncten. Wackernagel scheint er nicht zu kennen, WMeyer aus Speyer hat er wenigstens nicht verstanden.

Jetzt legt er eine Geschichte der christlich-lateinischen poesie bis zur mitte des 8 jhs. vor. sie ist hervorgegangen aus dem berührten studienkreis; sie trägt manches nach, was M. früher noch nicht einzeln zur sprache gebracht hatte, und darin, wenn sie einen hat, besteht ihr wert. aber es wäre besser für uns gewesen, wenn M. den rest seiner collectaneen einer zeitschrift übergeben hätte, und es wäre besser für M. gewesen, wenn wir ihn nicht jetzt auch als litterarhistoriker beurteilen müsten. denn da muss er alle kränze lassen. er forscht nicht, er redet; er gestaltet nicht, er stellt neben einander. sein buch ist nicht kritisch, nicht originell, nicht vollständig. es ist nicht tief, sondern breit. wenn wir es recht betrachten, ist es ein lesebuch für leute, die nicht latein können — in so fern also vielleicht zukunftsware —, mit verstechnischen anmerkungen für den, der gleichen witz mit mehr umsicht verbindend diese münze einst umsetzen und zum capital schlagen wird — in so fern also erst recht zukunftsware. dagegen steigen zur vergessenen ver-gangenheit herauf die kleinen litteratursammlungen am beginn jedes paragraphen: in gleicher liebe gedenken sie des seligen Leyser und des unseligen Trithemius. auch handschriften machen sie namhaft, unvollständig und meist so, dass nicht gesagt wird, welches der behandelten gedichte die hs. überliefert.

Über diesen anmerkungen und unter diesen litteratursamm-lungen baut sich das auf, was M. seine Geschichte der christlich-lateinischen poesie nennt: eine bisweilen übersetzende, selten

fehlerlose, niemals präcise angabe über den inhalt der erhaltenen werke, voran ein paar worte über das leben, hintennach ein paar über sprache, vorbilder und metrik der dichter. von zeit zu zeit sind, wie etwa bei Ebert, allgemeine abschnitte eingeschaltet, die sich auf der flachsten oberfläche halten. auch stehn, in zusammenhang damit, die paragraphen unter folgenden höheren einheiten von buch- und capitelüberschriften: i buch: Die christl.-lat. dichtung im 3 und 4 jh.: cap. 1 Die anfänge, 2 die spanischen, 3 die gallischen, 4 die italienischen dichter; ii buch: Die blütezeit im 5 jh.: 1 Gallien, 2 Italien, 3 Spanien und Afrika (hier im 5 und 6 jh.); iii buch: Der verfall vom 6 bis 8 jh.: 1 Italien und der osten, 2 Spanien und Afrika, 3 Frankreich, 4 Iren und Angelsachsen. bei dieser sinnigen einteilung fällt Prudentius vor die blüte der christl.-lat. dichtung; Ausonius wird s. 105 und Paulinus von Nola s. 258 behandelt; das eine gedicht des Laurentius im Maibinger evangeliar wird s. 379, das andere s. 481 besprochen usw.

Hier müste ich mich, wenn es sich verlohnte, auch darüber mit dem verf. auseinandersetzen, nach welchem gesichtspunct er sich sein gebiet überhaupt abgesteckt hat. bedenklich war es, als Ebert die christliche litteratur ganz aus ihrem zusammenhang mit der zeitgenössisch-heidnischen löste, bedenklicher ist es, wenn M. hier aus der christlichen litteratur nur das für sich wählt, was der form nach in rhythmus und metrum erscheint. gerade hier kann man doch ohne die heiden nicht auskommen, und gerade hier hört die form auf ein wesentliches kriterium zu sein. oder worin unterscheidet sich eine *consolatio*, eine *suasoria* in versen von einer in prosa, wodurch wird ein rhythmisches rätsel etwas anderes als eine gewöhnliche rätselfrage? aber noch mehr: auch die gedichte lässt M. weg, die von christen gedichtet nicht christliche stoffe behandeln; das geht soweit, dass bei Corippus nur die stellen ausgezogen werden, 'wo über christliche dinge gehandelt wird', und Boethius überhaupt ganz fehlt. ich sagte, des M. litteraturgeschichte wäre ein lesebuch, ich füge hinzu, dass es als lesebuch auf der grenze zum erbauungsbuch steht.

Aber weiter, innerhalb der eigentlichen christlichen litteratur in metrum und rhythmus schließt er wider ganze gebiete aus: 'große und weite gebiete' sagt er s. vi 'harren hier erst noch der bearbeitung wie zb. die hymnenpoesie. aus ihr habe ich nur das wichtigste berücksichtigt' — was ist das? —, 'besonders diejenigen stücke, deren verfasser bekannt ist. die kleinen und oft nur fragmentarisch überlieferten epitaphien, die sich in inschriftensammlungen vorfinden und demnächst in Büchlers Anthologia erscheinen werden' — auch die christlichen? —, 'sind oft als einzelerscheinung betrachtet, für die darstellung zu unbedeutend; nur die wichtigsten stücke habe ich verwertet'. der verfasser sieht also ganz klar, dass hier ein mangel vorliegt; darf

ich mir die frage erlauben, warum er sich denn nicht lieber der erforschung der von anderen noch nicht bearbeiteten gebiete hingibt, als dass er hand anlegt an eine zusammenfassende litteraturgeschichte, deren integrierendster bestandteil gerade diese gebiete sind; denn von der epitaphienpoesie weifs dies der verf. nur nicht. 'möchten die verstreuten kurzen hinweise zu baldiger untersuchung anregen'. warum will M. anregen, warum zieht er nicht vor zu arbeiten?

Er muss also wol einen zwingenden grund gehabt haben, eine litteraturgeschichte zu schreiben und gerade jetzt schon herauszugeben. er begründet sein unternehmen in folgenden sätzen (s. v), die ich einzeln bespreche:

'Die bedeutung, welche die patristischen studien heute gewonnen haben, und die vortrefflichkeit der ausgaben im Wiener Corpus und in den Monumenta Germaniae stehn me. nicht im gleichen verhältnis zur ausführlichkeit der vorhandenen litterarhistorischen darstellung der christl.-lat. poesie'. dieser satz, so einfach er scheint, enthält eine fülle von anregenden ideen. ich wähle nur einige aus: die litterarhistorische darstellung ist abhängig von guten ausgaben: man wird also die besten jedesmal der darstellung zu grunde legen müssen; geschlossene sammlungen von texten erleichtern die benutzung der materials: für das hier zu behandelnde haben wir bereits derartige sammlungen usw. wären das würrklich die ansichten des verfassers, so hätte er mit seinem buch noch lange warten können. denn die ausgaben der dichter im Wiener Corpus sind nur zum teil vortrefflich, die des Sedulius und Iuvencus sind nichts weniger. ebenso viele und ebenso viel wichtige als erschienen, fehlen noch: Prudentius, Arator, Paulinus Nolanus, Dracontius ua. M. kommt es aber auch gar nicht auf die ausgaben an; zb. das Carmen de Iona wird nicht nach Peiper, sondern nach Hartel benutzt¹; das Carmen ultimum des Paulinus nicht nach Bursian, sondern nach dem interpolierten text des Muratori²; das gedicht des Sisebut nicht nach der gereinigten ausgabe von Goetz, sondern nach dem unsinn, der bei Baehrens steht³. hier aber sind wenigstens die ausgaben, die zu benutzen gewesen wären, citiert. dies ist so M.s art, die am grellsten zu beleuchten wäre bei Damasus, wo GBde Rossis Bulletino für den verfasser nur ein aus Teuffel herübergeholt name ist. sehr vieles aber an ausgaben, bei denen Teuffel im stich lässt, kennt M. auch nicht dem namen nach. der zweite band von Rossis Inscriptiones Christianae urbis Romae ist 1888 erschienen. er gibt unzählige beiträge zum ganzen gebiet der christlich-lat. poesie und schon, weil M. dies fundamentale werk nicht kennt, ist sein 1891 erscheinendes buch tot-

¹ vgl. s. 54 zu De Iona 102 ff.

² vgl. s. 294 anm. 5.

³ v. 6 und 12 auf s. 411.

geboren. niemand, der die *Inscriptiones de Rossis* durchgearbeitet hat, wird dies urteil zu hart finden. M. kennt ferner nicht: zb. Hübners christlich-spanische inschriften, die *Isidoriana Arevalos*, die neueren ausgaben des medicinischen werkes des *Crispus*, die neue ausgabe des *Parthenius* (diese nicht, weil er zu bequem war, die sigle bei *Teuffel* zu lösen), die ausgabe des *Maihinger* gedichts von *Bartsch*, die ausgabe des *Eugenius* von *Lorenzana*, die ausgabe des *Bonifatischen* gedichts von *Laubmann*, die des *Secundinus* von *Stokes*, le *Blants Inscriptions*.

‘Eberts ausgezeichnetes werk hat gerade in der dichtung empfindliche lücken aufzuweisen’. gewis, aber je enger M. sein thema umgrenzt hat, um so tadelswerter sind seine eignen lücken. finden wird er sie, wenn er einen teil der namhaft gemachten werke durchgeht. die andern von ihm für das 6—8 jh. nicht benutzten schriftstücke hier vor ihm auszubreiten, habe ich keine veranlassung.

‘Es schien mir daher der versuch nicht überflüssig, das ganze gebiet im zusammenhang neu zu behandeln’. M.s zusammenhang ist nicht der innere der dinge, in dem diese entstanden, sondern der äußere des orts, an dem der litterarhistoriker sie zur sprache bringt. de *Rossi* gibt in seinen *Inscriptiones* nicht nur neues material in hülle und fülle, er legt es auch in der einleitung völlig präpariert vor. dort steht die entwicklungsgeschichte des metrischen christl.-lat. epitaphs, also derjenigen gattung, die in späterer zeit vielleicht am meisten anlass war, poetische form fortwährend in gebrauch zu erhalten. ebenso musste der hymnus behandelt werden, dann der christliche roman usw. auf diesem weg würden wir mit der zeit eine in sich zusammenhängende geschichte der christl.-lat. litteratur erhalten, von der sich reden ließe. aber ängstlich verschmährt der verf. gerade das, was an vorarbeiten vorhanden ist. wer die entwicklung der rhythmischen hymnen schreiben will, wird ausgehn von *WMeyers Antichrist*; nun wol, auch dies unschätzbare buch scheint M. nicht zu kennen. wer, um einen besondern fall zu wählen, bei der behandlung der poesien des *Fortunat* nicht in ermüdende breiten und schleppende widerholungen verfallen will, wird die epicedien zusammenzufassen und unter einheitliche beurteilung zu bringen haben. von dem verf. des vorliegenden buches will ich nicht verlangen, dass er die schriften von *Gercke* und *Buresch* kennt; aber wer eine geschichte der christl.-lat. poesie schreiben will, müsste der nicht aus eigenem antrieb die briefe des *Hieronymus* in die hand genommen haben? man versuche nur einmal bei M. sich durch die seiten 439—470 über *Fortunat* hindurch zu quälen.

‘Einerseits suchte ich durch eingehende analysen den geistigen gehalt der christlichen dichtung zu gewinnen’. man lasse sich nicht teuschen: diese analysen sind höchst triviale inhaltsangaben. was M. nicht versteht, umgeht und umschreibt er; was er aber

verstanden zu haben glaubt, hat er sehr oft missverstanden. flüchtigkeiten und donatschnitzer streiten sich bei ihm um den vorrang. ich wurde darauf aufmerksam, nicht weil ich von vorn herein misstrauisch die texte mit den gegebenen 'analysen' verglich, sondern weil mir die 'analysen' stellenweis so unmöglich erschienen, dass ich zu den texten griff, denen ich diese art 'geistigen gehaltenes' nicht zutraute. hier folgt einiges: Commodian sagt Instruct. I 14 v. 1 f — die verse sind rhythmisch —: *Silvanus unde deus iterum apparuit esse? Inde forte placet, eo quod bene fistula cantat? Largitur quoniam lignum?* daraus wird folgendes bei M. s. 33: 'ist Silvanus deshalb ein gott, weil die flöte schön klingt oder weil er holz spendet?' er hält also *fistula* für den nominativ. — Carmen de laudibus dei v. 86: *non <ego>, ferrato tegeter si viscera muro, Ferrea vox linguaeque forent mihi mille canenti. Munera cuncta queam vestrae pietatis obire;* M. s. 43: 'und wäre mein inneres von eisen' usw.! — Carmen de phoenice v. 37: *Ter quater ille pius inmergit corpus in undas, Ter quater e vivo gurgite libat aquam;* M. s. 46: 'er taucht zwölfmal in die wasserfluten unter und zwölfmal bringt er wasser dar'. 'wasser darbringen' statt 'trinken' ist köstlich'. — Prudentius Psychomach. v. 109: *Ecce modesta gravi stabat Patientia vultu, Per medias inmota acies variosque tumultus . . et lenta manebat.* M. s. 74: 'mit ernster miene schreitet die geduld einher'. die spitze des ganzen aber ist, dass die Patientia Christiana im gegensatz zu ihren schwestern sich nicht vom platze rührt. — Sidon. ed. Lütjoh. s. 33: '*namque ab hexametris eminentium poetarum Constantii et Secundini viciniantia altari basilicæ latera clarescunt, quos in hanc paginam admitti nostra quam maxime verecundia vetat quam suas otiositates trepidanter edentem meliorum carminum comparatio premit.*' M. s. 221: 'an den innenwänden dieser kirche befanden sich nahe am altar gedichte . . von Constantius und Secundinus, die Sidonius leider aus bescheidenheit in jenem . . briefe nicht mitteilt'. — Verecundus:

O utinam rivos meruissem flere cruoris . .

Talibus ut possem lacrimis solamen habere.

bei M. s. 404: 'o dass ich bäche von blut zu weinen hätte . . um trost für solche träumen zu haben'. — s. 392 sagt er: '(Columban) rät seinem freunde (Sethus) ab, nach laugem leben zu trachten, indem er ihm die widerwärtigkeiten des greisenalters ausmalt'. erstaunt las ich von diesem unchristlichen ratschlag, Columban aber gibt ihm auch nicht: sammle nicht schätze, sagt er, das leben ist vergänglich, und er schließt mit den worten: *Tempora sic habeas optatae longæ senectæ.*

Diese erste hauptel denk ich genügt.

'Besonderes augenmerk richtete ich dabei auf die klarstellung

¹ auch ist offenbar, wie auch bei v. 53 f desselben gedichtes, missverstanden, dass nur eine handlung in zwei versen dargestellt wird.

biographischer daten der einzelnen dichter'. davon habe ich nichts gemerkt. im gegenteil ist bei den dichtern bisweilen nicht einmal im allgemeinen angegeben, wann sie lebten. ja, bei einem, dem verfasser des *Carmen de synodo Ticinensi*, das in einem eignen abschnitt behandelt wird (s. 397 f), fehlt sogar sein name. Severus, der bischof von Malaga, ist bei M. s. 414 bischof von Cartagena; Benedict kommt nicht 659 nach Rom (s. 396), sondern 708—715 usw.

'Andererseits habe ich dem stoffe eine mehr philologische behandlungsweise gewidmet als dies bisher geschehen ist: durch allerhand angaben über den reim sowie über andere poetische formen der spätern zeit glaube ich nicht unnütze beiträge für die geschichte der lat. poesie überhaupt liefern zu können'. das was er eigentümliches hat: das aufspüren der Vorbilder — die stellenjägerei, wie wir es kurz nennen — und das auszählen der reime ist nun zwar keine philologie, aber es macht, wie ich schon sagte, einen gewissen wert des buches aus. nur scheint M., wenn ich ihn recht verstehe, selbst gemerkt zu haben, dass dies in keinem organischen zusammenhang mit der christl.-lat. poesie steht; es sind, wie er sagt, 'nicht unnütze beiträge zum gebiet der lateinischen poesie überhaupt'. als solche hätte er sie behandeln und — ich wiederhole das — an eine zeitschrift schicken sollen. wolverstanden, nachdem er sie gesichtet hätte. denn gar mancher auch davon ist vollständig unbrauchbar. ich gebe ein beispiel.

Columban sagt in einem poetischen brief (bei GFabricius s. 780 v. 59ff):

- Pulchre veridici cecinit vox talia vatis*
 60 *Tempora dinumerans aevi vitaeque caducae:* (2)
 (219) *'Omnia tempus agit, cum tempore cuncta trahuntur,* (3)
 (247) *Alternant elementa vices et temporu mutant,* (4)
 (249) *Accipiunt augmenta dies noctesque vicissim.* (5)
 (251) *Tempora sunt florum, retinet sua tempora messis.* (6)
 65 *Sic iterum spisso vestitur gramine campus.* (7)
 (259) *Tempora gaudendi, sunt tempora certe dolendi* (8)
 (220) *Tempora sunt vitae, sunt tristia tempora mortis.* (9)
Omnia dat, tollit minuitque volatile tempus. (11)
 (253) *Ver aestas autumnus hiems, redit annus in annum.* (12)
 (255) 70 *Omnia cum redeant, homini sua non redit aetas'.*
Haec sapiens omni semper reminiscitur hora
Atque domum luctus epulis praeponebat opimis.

deutlicher kann man nicht reden. Columban hat in seinen brief ein wörtliches citat¹ eingeschoben. er hebt es genau ab (*talia — haec*). es sind worte eines dichters (*vatis veridici*). der dichter hat sie gebraucht bei einer erwägung²: wie vergänglich zeit und

¹ auch sonst sind wörtliche citate in Columbans versen nicht selten. Goldast wies sie zumeist nach, ohne dass M. s. 390 und Rhein. mus. 44, 552 den vorgänger erwähnt.

² *Tempora dinumerans* Verg. Aen. vi 691.

leben sei (*Tempora — caducae*). Scaliger sagte, er wisse nicht, wer gemeint sein könne. erst zehn jahre nach seinem tode gab man die Satisfactio des Dracontius heraus. aus ihr sind die verse 61 ff, links stehn in klammern die zahlen der Satisfactio. nur 65 und 68 sind nicht wörtlich entlehnt. aber Dracontius schrieb in distichen, und um den gedanken ganz in hexametern auszuheben, hat Columban das nötige ergänzt¹. dagegen in computistischen hss. begegnet sehr häufig ein zusammenhangloses gedichtchen, das Riese Anthol. 676, Baehrens Poet. lat. min. v 349 abdruckten:

*Me legat annales cupiat qui noscere menses
Tempora dinumerans aevi vitaeque caducae;*

auf diesen zweiten vers, der = Columban 60 ist, folgen die andern verse Columbans in der reihenfolge, die ich rechts von Columbans texte durch eingeklammerte zahlen angab. mit v. (12) schließt es; es fehlt also Columban 70, doch hat es an 10 stelle einen vers aus dem anfang des Columbanischen gedichts, dort v. 7. die beiden ersten verse des gedichtchens geben schlechterdings keinen sinn: man glaubt zu einer chronologischen erörterung eingeladen zu werden, und es folgt eine moralische. der erste vers begegnet oft mit einem sehr wol zu ihm stimmenden pentameter vor einer chronologischen schrift des Beda². da gehört er hin. — also Columban hat einen vers aus Dracontius mehr als das gedichtchen, dieses einen vers aus Beda und einen aus einer andern stelle des Columban mehr als Columban. daraus folgt unwiderleglich: Columban ist ein cento aus Dracontius, das gedichtchen ein cento aus Columban. es ist characteristisch für den mangel an schärfe bei M.³, der sich mit diesen versen unter Dracontius (s. 329) und unter Columban (s. 392) beschäftigt hat, dass er nicht im staude ist, das einfache verhältnis zu begreifen und das gerade Gegenteil annimmt. — nicht besser steht es um eine andere bemerkung, die leicht zu kühnen schlüssen verführen könnte. Braulio 'citiert stellen aus Horaz, Vergil, Ovid und Terenz und zeigt kenntnis der Äsopischen fabel und Quintilians' (s. 420); aber was Braulio aus Horaz, Vergil (Juvenal), Quintilian und Äsop anführt, hat er aus Hieronymus.

Außer stellenjagd und reimzählerei will M. auch 'allerhand angaben über andere poetische formen der späten zeit' gegeben haben. er meint wol das, was er über rhythmische dichtungen

¹ nicht ausgeschlossen wäre es, dass wir auch die Satisfactio noch nicht in ursprünglicher gestalt besitzen; denn Columban v. 65 berührt sich mehr mit der fassung des Eugenius von Toledo als mit der sonderüberlieferung des Dracontius.

² vgl. Baehrens Rhein. mus. 31, 99, der aber aus Sickel Bibl. de l'école des ch. 5 série tom. III (1862) 30 und Arevalo zu berichtigen ist. auch die nachahmungen Alchvines (Poet. Carol. I 298) zeugen für die ursprünglichkeit des distichons.

³ natürlich desgleichen für die Huemers, vgl. Wiener studien VI 324.

sagt. nun, da er, wie ich sagte, W Meyers Antichrist nicht kennt, kann man sich einen ungefähren begriff davon machen. so möchte ich wol wissen, wie die *doctrin*, welcher s. 493 gehuldigt wird: '*elementa inormia Atque facta inormia*' — zu betonen sind diese verse natürlich nach dem wortaccent und nicht *élémentá inórmíá*' — sich mit der von s. 377 reimt: '*sórorum Atropos, Créavit homines*'. die zuletzt angeführten verse sind aus dem von mir Abhdlgen der bayr. ak. 1 cl. xix 2, 299 ff behandelten *παιδίζόν*. dies und O Roma nobilis (s. ebd.) bespricht M. ausführlich s. 376 f. ich fordere zu einem vergleich unserer bemerkungen auf. M. 'trägt kein bedenken', diese 'gedichte ins 6 jh. zu versetzen'. sie sind aus dem zehnten. die unkenntnis, die sich hier offenbart, ist so rührend wie der gänzliche mangel an stilgefühl; und ich würde es also bedauern, wenn M. meiner aufforderung nachkäme (oben s. 205), sich mit der rhythmischen poesie zu beschäftigen. — zum prolog der lex Salica bemerkt M. s. 436 — übrigens nicht zuerst, wie seine unvollständige litteraturangabe glauben machen könnte —: 'dass die form des prologes eine poetische ist, davon überzeugt man sich schon beim lesen, doch der vergleich mit dem volksliede auf den bischof Faro von Meaux' — eine andere unbekante gröfse — 'erhärtert das zur gewisheit. die poetische form gründet sich nämlich beiderseits auf den rhythmus, ohne doch dessen forderung der gleichen anzahl von silben einzuhalten. so ist das wesentliche bei unserm prologe der reim, der sich in gleichen zwischenräumen meist bei den gleichen redeteilen geltend macht und dadurch klar hervortritt. der inhalt der gereimten prosa' — gewis, wir haben es mit einfacher reimprosa zu tun und Bethmann-Hollwegs irrtum, der hier zuerst verse zu entdecken glaubte, ist kein anderer als der Lenormants, dem wir das Poème barbare relatif à des événements du règne de Childebart I verdanken. mit demselben recht können wir alle damalige reimprosa, und in der sind ja die meisten damaligen schriftstücke verfasst, als poesie betrachten, in die litteraturgeschichte eintragen und so drucken, wie Tailhan den Anonyme de Cordoue druckte, oder wie die den Formulae Senonenses angehängten briefe gedruckt zu werden pflegen. auch constatire ich mit einer gewissen genugtung für diese gute sache, dass Huemer (DLZ 1889 s. 55), also ein mann, der sich mit rhythmischer poesie beschäftigt hat, besagte briefe in reimprosa für rhythmus hält. Huemer wird sie bei M. vermissen; dafür findet er 'das gedicht auf Faro von Meaux' s. 473, das ich desgleichen für reimprosa halte. in diese hat Hildegarius das romanische original, wenn er eines hatte, übertragen. in keinem fall sieht man, wie das 'gedicht' in das buch des M. gehörte.

Ich gehe zum schluss einen blind herausgegriffenen abschnitt

¹ und wie sollte man *inormia* nach dem wortaccent wol anders betonen als *inórmíá*?

des M. im zusammenhang durch. mag der leser urtheilen, ob ich recht habe, dieser litteraturgeschichte ihre berechtigung abzusprechen: s. 388 ff § 7 Marcus von Montecassino. 'Trithemius p. 97. Leyser p. 184. AFabricius v 24. Baehr s. 181, anm. 6'. wozu das? steht da irgend etwas besonderes? genügte eine derartige verweisung nicht generatim? und Trithemius, sollen seine lügen verewigt werden? wozu gibt es übrigens so nützliche bücher wie Ulysse Chevalier Répertoire des sources historiques du moyen âge (Paris 1877—83 mit einem Supplément)? diese bio-bibliographie macht alle derartigen angaben überflüssig und, wenn es notwendig wäre, hätte ein verweis wie 'Chevalier s. v.' genügt. — 'handschrift: Escorial. & in 32 s. xiv'. das citat ist natürlich aus Loewe-Hartels Bibl. patr. Hispan. t 79. hätte der verf. es nur besser zu verwerthen verstanden. in dieser hs. ist nicht das gedicht des Marcus selbständig überliefert, sondern das werk des Paulus über den h. Benedict, in welches Paulus die verse des Marcus aufgenommen hat. das ist die eine art der überlieferung, wofür auf Bethmann Archiv x 325 ff zu verweisen war, der die alten hss. angibt. aus ihr kennt das gedicht Aimoin. das werkchen über den h. Benedict stellte Paulus später in die Langobardengeschichte ein, liefs aber dabei nur die verweisung und ein citat aus Marcus stehn. daher weifs die chronik von Montecassino und Adrevald von dem gedicht. daneben scheint es eine directe überlieferung zu geben, dh. also eine, die nicht aus Paulus abgeleitet ist, sondern aus dem exemplar, das Paulus benützte. sie könnte im Reginensis 1267 saec. ix (Archiv xii 315) vorliegen'. — 'ausgaben: Muratori SS. rer. Ital. iv 605. Mabillon Acta ss. t 28. Migne S0, 183'. warum nicht: Mabillon (= Migne), Muratori? und warum fehlt die princeps? — 'Sigibertus Gemblac. De vir. ill. 33. Marcus — superaddidit'. glaubt M., dass Sigebert irgend mehr von Marcus gewusst hat, als in dessen gedicht steht oder als er in der überlieferung des Paulus fand? sollte also hier ein testimonium stehn, so hätte es das des Paulus sein sollen. aber auch Paulus hat nichts gewusst, übrigens auch nichts gesagt: denn *ad eundem patrem huc veniens* (Langobardengesch. s. 68, einzelüberlieferung Archiv x 331) heisst nur 'in dies kloster kommend'. — 'der dichter Marcus, dessen herkunft und sonstige lebensumstände unbekannt sind, ist der schüler und freund Benedikts von Nursia gewesen'. das haben die hagiographen nur aus Paulus geschlossen; nichts beweist, dass Marcus zur zeit des Benedict schon gelebt hat. das gegenteil ist wahrscheinlich, sicher nur, dass er vor Paulus lebte. — 'wahrscheinlich wurde er in Montecassino mönch'. aus dem gedicht geht dies mit voller sicherheit hervor. — 'er überlebte seinen lehrer und brachte die

¹ auch Casinensis 310 saec. xii, Cas. 453 saec. xi, Cas. Comp. A saec. x enthalten nach P. Amellis gütiger auskunft 'carmen Marci poetae'; ich kann zunächst nicht feststellen, welcher überlieferung diese hss. folgen.

kurze lebensbeschreibung, welche papst Gregor im zweiten buch seiner dialoge von Benedikt gab, in verse'. dazu verleitet Sigbert. es ist aber einfach nicht wahr, wie schon Paulus sah, der ihn neben Gregor als quelle benutzt hat (*libet . . . referre quod . . . Gregorius minime descripsit*). außerdem hat Gregor nicht eine kurze lebensbeschreibung des Benedict gegeben, sondern eine lange erzählung seiner wunder, und die steht nicht im zweiten buch der dialoge, sondern füllt dies ganze buch. und auch Marcus hat keineswegs das leben Benedicts erzählen wollen. die stelle ist ein wahrer rattenkönig. — 'dies gedicht . . . das zuerst von Paulus Diakonus angeführt wird, ist erhalten'. hierzu wird die stelle aus der Langobardengeschichte statt aus der einzelüberlieferung citiert und die chronik von Montecassino statt Aimoin. — 'es besteht aus 33 distichen, die eine ziemlich sorgfältige verskunst zeigen'. dies ist ausnahmsweise richtig. dafür folgt eine inhaltsangabe des gedichts, die sich um die schwierigkeiten drückt (vgl. v. 35 f mit Paulus und v. 45 f); von dem, was Marcus sagt, unnötig abweicht (zh. v. 33) und von den größten misverständnissen entstellt wird. *Ast huc perducto scopuli cessere rubique Siccaque mirandas terra retexit aquas* gibt unser tausendkünstler wider: '(es) traten auf deinem wege die felsen vor dir zurück, dornen und dickicht verschwanden, und die flüsse nahmen einen andern lauf'. ich wage dem leser kaum ausdrücklich zu sagen, dass *huc perducto* sich nicht auf den weg Benedicts bezieht, sondern auf die zeit, als er auf Montecassino eingetroffen war, und in Montecassino ereignet sich das wunder, nicht dass die flüsse ihren lauf verändern, sondern dass der sonst wasserlose boden wunderbare gewässer entspringen liefs. — 'also', schließt M. die erzählung, 'eine verherlichung Benedikts, die, an sich genommen, ein lebendiges gedicht darstellt, die aber schon zu sehr von der wundersucht durchsetzt ist'. o weiser richter! gehörte so etwas in eine litteraturgeschichte, so war ein vergleich zwischen Gregor und Marcus anzustellen. — 'die sprache des gedichts ist nach guten mustern gebildet und hält sich von der üblichen verrohung ziemlich rein. dasselbe gilt von der prosodie, sie ist weit besser als in den wenigen anderen gedichten der zeit. vorliebe für den reim macht sich dagegen oft bemerkbar'. in der anmerkung wird als vorbild eine stelle des Sedulius citiert, auf der vorhergehenden seite eine aus Avianius. wer hätte je bezweifelt, dass Sedulius all diesen dichtern bekannt war? Avianius wird in der spätern zeit schulschriftsteller, in der frühern beweist der brocken zunächst nichts¹. — 'Marcus soll übrigens noch andere stoffe poetisch behandelt haben. Petrus Diakonus berichtet, dass Markus² ein ge-

¹ ganz gewis ist, dass die überlieferung der andern fabelsammlungen mit den Langobarden in beziehung steht. die zeugnisse sind bekannt, andere noch nicht verwertet.

² der verl. schreibt hier wie sonst abwechselnd *c* oder *k*, wie auch zb. 'sitzungsberichte' und 'abhandlungen' für ihn keinen unterschied machen.

dicht *De situ loci constructioneque coenobii Cassinensis* verfasst habe. davon scheint sich nichts mehr erhalten zu haben. vielleicht ist aber an der ganzen erzählung nichts, da Petrus oft unwarhes berichtet'. solche erörterungen, die in die anmerkungen gehörten, schwellen öfter M.s text an; hier ist aber Petrus ganz in seinem recht. seine worte *de adventu sanctissimi Benedicti ad Casinum, de situ loci constructioneque coenobii elegantissimos versus composuit* betreffen ein gedicht und bezeichnen durchaus den inhalt und gang des erhaltenen. — dagegen vermisst man eine kurze angabe über andere schriften des Marcus, von denen die hagiographen sprechen, und eine kurze erwähnung, dass sie Maximus von Saragossa und Marcus von Montecassino auf grund aller möglichen fälschungen für einen und denselben hielten. eine von diesen fälschungen wird s. 421 von M. leichtgläubig als gedicht des Braulio von Saragossa behandelt. — ich breche ab; weitere kritik ist überflüssig. nur sei schliesslich als curiosum erwähnt, dass diese geschichte der christlich-lateinischen poesie 'herrn geb. reg.-rat Wilhelm Wattenbach' von M. Manitius gewidmet wurde: dem gewissenhaftesten forser von dem naivsten dilettanten.

München, im december 1891.

LUDWIG TRAUBE.

Karolingische dichtungen untersucht von LUDWIG TRAUBE. Aedelwulf. Alcuine. Angilbert. rhythmien. (Schriften zur germanischen philologie. hsg. von dr MAX ROEDIGER. I.) Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1888. viii und 161 ss. 8°. — 5 m.

O Roma nobilis. philologische untersuchungen aus dem mittelalter von LUDWIG TRAUBE. aus den abhandlungen der k. bayer. akademie der wiss. I. cl. XIX. bd. II. abt. München, G Franz in comm., 1891. 99 ss. (s. 3—99=299—395.) mit 2 tafeln in lichtdruck. 4°. — 4 m.

Das erscheinen des zweiten werkes, welches dem ersten an innerem werte gleichsteht, an fülle anziehenden stoffs es überbietet, gibt willkommene gelegenheit, auch des ersten, das in dieser zeitschrift noch nicht besprochen worden, zu gedenken. wir führen, allen trockenen stoffes uns entschlagend, die ergebnisse der fleissigen und scharfsinnigen untersuchungen, die Traube in diesen schriften niedergelegt hat, in möglichster kürze vor, in der hoffnung, so am besten von dem hohen werte derselben eine anschauung zu geben und zur kenntnisnahme anzuregen.

Karolingische dichtungen.

1. 'man lese den Walahfridschen hortulus, im leben des heiligen Leodegarius II 412, wie nicht das sterbende kind, sondern die mutter seinetwegen mit dem tode ringt, und die erschütternde vision des Merchdeof: und man hat vielleicht alles, was sich verlohnte in den dichtern dieser zeit zu lesen, läse man nur, das warme wort eines wahren dichters zu vernehmen'. den dichter dieser vision des Merchdeof, den Angelsachsen Aethelwulf, behandelt der erste teil der schrift. Aethelwulf hat ein gedicht über

die äbte und ausgezeichneten mönche eines ungenannten klostere geschrieben (Dümmler Poet. Carol. I 583) und einem bischof Egberht gewidmet. T. erweist, dass der dichter selbst abt dieses klostere war, Egberht aber aus ihm, einem Peterkloster bei Lindisfarne, hervorgegangen und sein vorgänger gewesen ist; dadurch wird die frühere von Dümmler geteilte ansicht, dass Egberht von Lindisfarne (803—821) gemeint sei, sichergestellt; das gedicht ist bald nach dem 11 juni 803 verfasst, als ein scheidegruf des neuen abtes an seinen vorgänger. es ist das erstlingswerk des Aethelwulf, wie aus der richtigen erklärang des abschnitts XVI sich erweist, aus dem man fälschlich den hinweis auf ein anderes gedicht herausgelesen hat. es werden weiter eingehend seine vorbilder dargelegt: Cyprianus, Gallus, Aldhelm, Baeda, Alcuin; es wird gezeigt, wie er schliesslich sein eigenes vorbild geworden und bequeme ausdrücke, die er selbst ausgeprägt, zum überdruß verwendet. endlich wird die handschriftliche überlieferung aufs sorgfältigste erwogen und danach 'alle' fehler des Aethelwulfischen textes 'entweder behoben oder angedeutet'.

II. wenn wir eine vorstellung von den dichtern des karolingischen mittelalters aus den überlieferten schätzen erhalten können, so mangelte uns doch die vorstellung von dem publicum bis jetzt vollständig. 'das nicht durch den druck fixierte literaturwerk hat sein publicum zum beständigen mitarbeiter; können wir über seinen schreiber oder sammler etwas erfahren, so haben wir auch etwas von dem lesepublicum zurückgewonnen. können wir ersehen, wie man schrieb oder sammelte, so vernehmen wir den nachklang der stimme der kritik'. aus den interpolationen hören wir sie heraus; zahlreich sind sie in den werken Alcuines, dessen metrische und grammatische irrungen dazu den anstoß gaben: andere nicht leicht zu ergründende bedenken verleiteten zur umdichtung ganzer verse; in gewissen handschriften erscheinen Alcuines verse zu formeln verarbeitet. dass damals auch in schlimmerer absicht umfangreiche änderungen vorgenommen wurden, legt T. an den gedichten des codex Reginae 2078 s. IX/X dar, aus welchem Dümmler die gedichte eines Hibernicus exul und Bernowinus episcopus herausgegeben hatte (Poet. Car. I 395 ff.). es sind, wie überzeugend nachgewiesen wird, großenteils gedichte des Angilbert, die jener Bernowinus, wahrscheinlich bischof von Vienne (um 857, † 899), für seine zwecke betrügerisch verwante, und die nun erst, nachdem sie ihrem wirklichen verfasser zurückgegeben sind, ihrem inhalt nach voll gewürdigt werden können, wie z. B. das epitaph, welches Angilbert für sein eigenes grab bestimmt hat. 'mit geschärftem blick kehren wir von Angilbert zu den willkürlichen umgestaltungen zurück, welche die gedichte seines freundes Alcuin erlitten haben', und es ergibt sich die notwendigkeit, einmal die sammelausgabe seiner gedichte, von der die aus SBertin stammende handschrift,

die Duchesne benutzte, noch nicht wider aufgefunden worden ist, unaufgelöst und unvermengt mit der einzeltradition zu geben, zum andern sonderausgaben herzustellen, beide mit besonderem apparat. dieser methodische grundsatz wird an einem hervorragenden beispiele, dem gedicht an die Lindisfarner (Poet. Car. 1 229 ff), welches sowohl in der sammlung erhalten ist, wie in einer sonderüberlieferung des Harleianus 3685 s. xv, der bis auf lesefehler sich als eine abschrift der ältesten fassung erweist, durch gegenüberstellung beider texte s. 69—108 praktisch durchgeführt.

iii. aus der karolingerzeit sind zwei loblieder auf städte (Poet. Car. 1 24 und 119) erhalten, eins auf Mailand, das bald nach 738 entstanden ist, und eins auf Verona, das T. nahe an 810, das todesjahr des in ihm noch lebend gedachten Pippin, setzt: die worte *ut docet Isidorus* weisen auf den aus Paulus Diaconus interpolierten Isidor hin. beide waren erklärungen zu stadtplänen, also topographischer art¹; ihr gemeinsames vorbild war wahrscheinlich ein karolingischer rhythmus zum karolingischen stadtplane Roms², der seinerseits auf einem von Pertz bekanntgemachten kosmographischen rhythmus beruht. vom Mailänder rhythmus ist eine Veroneser hs. s. ix erhalten, die Dümmler benutzt hat; der von Verona liegt in drei abschriften einer verlorenen gegangenen hs. des Ratherius (Lobbiensis) vor, die von Mabillon, Maffei und Biancolini besorgt wurden³. aus ihnen sucht T. den alten Lobbiensis widerzugewinnen, beide rhythmien aber durch gegenseitigen vergleich mit den andern topographischen rhythmien herzustellen.

iv. zum schluss wird eine reihe rhythmischer fünfsilbler mit trochäischem schluss, die wir dem anziehenden im j. 843 vollendeten fürstenspiegel der Dhuoda verdanken (hsg. 1887 durch Bondurand), emendiert, ebenso ein nach ausweis des acrostichon *Agobardo pax sit*⁴ dem Agobardus zugehöriger rhythmus.

O Roma nobilis.

1. das lied *O Roma nobilis*, wie das in derselben handschrift (Vatic. 3227) von Niebuhr, in der Cambridger sammlung von Jaffé aufgefundene *O admirabile Veneris ydolum*, wird nach allen seiten beleuchtet, in lichtdruck nach beiden handschriften vorgeführt, in neuer recension, das zweite auch in einer genauen übersetzung gegeben. die seltene art des rhythmus ist eine nachahmung des im 9 jh. verfassten hymnus auf Zeno, den heiligen Veronas, der gleichfalls in Verona entstanden ist. dass der

¹ in der verschollenen hs. von Lobbes, die den rhythmus von Verona allein überliefert hat, fand sich unmittelbar mit diesem verbunden ein stadtplan von Verona.

² einen nachklang desselben findet T. in dem rhythmus 'O Roma nobilis'.

³ zwei andere abschriften, C und R, sind nur unvollständig bekannt.

⁴ solche acrosticha beziehen sich auf die verfasser der gedichte, nicht auf die angededeten!

dichter von 1 durch den Veroneser topographischen rhythmus beeinflusst wurde, ist von T. schon in der ersten schrift mit grund vermutet worden, und dies erste lied, in dem die beiden alten, fälschlich der Helpis zugeschriebenen Peter-Paul-hymnen anfänglich benutzt wurden (nicht umgekehrt, wie Niebuhr meinte), ist weniger ein lied zum preise der stadt Rom, als für das fest Peter und Paul bestimmt: Rom wird nur als schauplatz des martyriums der beiden apostel besungen. zwischen dem 9. und 11 jh. also sind beide in Verona entstanden, in der zeit vor und nach bischof Ratherius einer hauptstätte geistigen lebens und strebens in Italien.

n. die merkwürdige form der Vita Adalhardi des Paschasius Radbertus (nebst der ihr angehängten egloga), die schon einem mönche des 9 jh. eher ein epithalamium als ein textus historiae zu sein schien, sowie die vom verfasser selbst interpolierte gestalt des prosaischen teils erklärt T. folgendermaßen: nach Adalhards tode ward an die mit Corbie verbundenen confraternitäten ein von Radbertus verfasster rotulus herumgesendet, ein rundsreiben in pastoralem ton, mit der bitte um trost und trähnen. es kam mit den unterschritten jener confraternitäten, denen überall einige metrische zeilen zugefügt worden waren, zurück, und Radbertus gestaltete die gelegenheitsschrift zu einem litterarischen denkmal um; für seine erste niederschrift bedurfte es nur weniger einschiebungen; die metrischen unterschritten, die den eindruck eines carmen amoebaeum gemacht haben mögen, entbehrten der einheitlichen form und waren nicht frei von wiederholungen: mit feinem tacte hielt er sich darum nur an die des tochterklosters Corvei (Corbeia nova), und so erwuchs ihm in der erinnerung an die ecloga Vergils 'ein wettgesang der Corbeia vetus und Corbeia nova'.

m. der Fuldaer chronist Meginfridus Trithemii ist eine ausgeburt des Trithemius selbst; die metrischen stücke, die Trithemius ihm zu verdanken vorgibt, hat er aus Hariulfus und den Carmina Centulensia gestohlen — er wird also auch sonst 'nicht frei erfindend, sondern vorhandenes adaptierend' gefälscht haben.

iv. das gedichtchen vom Hermafroditus (*cum mea mater*) ist handschriftlich vor dem 12 jh. nicht nachweisbar. es gehört in den kreis des Hildebert. Wilhelm von Blois (in der Alda), Petrus Riga ua. haben es nachgeahmt oder beziehen sich darauf. Matthaens von Vendome nimmt ein gedicht dieses namens für sich in anspruch, das bisher noch unter seinen werken vermisst wird: es ist sicherlich dieses.

v. die von Mabillon aus einer Corbieer hs. herausgegebenen gedichte eines Angilbert auf Augustinus De doctrina Christiana, in denen könig Ludwig (Hlodoicus, Chloduicus) gepriesen wird, können chronologischer bedenken wegen nicht dem abte von Corbie gehören, von dem auch keine dichtungen bekannt sind,

sondern haben zum verfassers den Angilbert von SRiquier, den schwiegersohn Karls d. gr. zwischen den klöstern Corbie und SRiquier bestanden in damaliger zeit enge beziehungen. die geschichte der ehemals Corbieer, jetzt Petersburger Fortunathandschrift, in der sich ein gedicht des Angilbert findet, wird verfolgt; sie stammt aus SRiquier, ist aber bereits S31 aus der dortigen bibliothek nach Corbie übertragen. die äußerste grenze der entstehungszeit jener gedichte ist S10, der könig, den sie preisen, Ludwig der fromme; mit den bekannten gedichten Angilberts zeigen sie sprachliche verwantschaft. der schriftcharacter der Augustinushs. berechtigt, sie statt S80 in die zeit von 796/S10 zu setzen; auch sie stammt aus SRiquier und mag der im inventar von S31 angeführte *Augustinus de doctrina Christiana* sein. je größer die zahl der gedichte wird, die anspruch auf Angilberts namen haben, um so geringer wird die wahrscheinlichkeit, dass das große epos, von dem wir nur das bruchstück über könig Karl und papst Leo haben, ihm gehöre.

vi. Dungalii. es sind nach T. drei oder vier männer dieses namens, auf welche sich die verschiedenen nachrichten beziehen: 1) Dungal reclusus in SDenis: ihm gehören eine auseinandersetzung über die sonnenfinsternis vom j. S10, briefe, responsa gegen Claudius Taurinensis S27, verse auf briefumschlägen, die von Dümmler Poet. Car. II 664 und I 411 hsg. gedichte an bischof Hildoard (790—816), ferner die gedichte des Hibernicus exul., den schon die verf. der Hist. lit. de la F. IV 497 mit dem reclusus Dungal identificieren: die sammlung des cod. Reginae 2078, bzw. Dümmlers, wird von T. kritisch gesichtet und geordnet. von geringerer erheblichkeit sind die andern leute dieses namens, nämlich 2) Dungal, S25 von kaiser Lothar als lehrer in Pavia bestellt; er könnte der reclusus von SDenis sein, aber es lässt sich nicht erweisen. — 3) Dungal, genosse des Sedulius, verf. eines gedichtes an einen Baldo magister in Boetianischem metrum. Baldo ist der auch sonst bekannte Salzburger schreiber, Dungal also erheblich jünger als der reclusus: er gehört einer jüngeren generation der irischen emigranten an, als deren hauptvertreter wir Sedulius zu betrachten haben. — 4) Dungal, mönch von Bobbio, als geber einer reihe von handschriften im catalog von Bobbio genannt, kann, nach Gottlieb, nicht vor das 11 jh. gesetzt werden.

Die bei weitem wertvollsten abhandlungen dieses bandes (VII. VIII) gelten dem Sedulius Scottus. auch diesmal will T. nicht sein leben erzählen, 'es ist kritischer apparat, was ich gebe, nicht text'; und daraus einen kurzen auszug auch nur des hauptsächlichsten zu liefern, wäre ein ebenso unmögliches wie nutzloses beginnen. es werden zunächst die nur zt. gedruckten werke des Sedulius angeführt: die theologischen, grammatischen, der fürstenspiegel, die gedichte, die unser besonderes interesse in

anspruch nehmen (die sammlung der ehemals Cueser, jetzt Brüsseler hs., im allgemeinen chronologisch geordnet, zerlegt sich in fünf schichten), die später eingehender besprochene Cueser excerptensammlung, eine nicht erhaltene *Expositio categoriarum* (commentar zu Porphyrios Eisagoge?), eine bearbeitung der *Hermeneumata* des pseudo-Dositheus?, ein griechischer psalter. das leben des Sedulius lässt sich von 848 bis etwa 858 auf dem continent verfolgen: dann entschwindet er unsern augen, und diese richten sich auf seine irischen zeitgenossen, die für das festland die mittelsmänner einer neuen geistigen cultur wurden. die von Sedulius und seinen irischen genossen geschriebenen handschriften sind für paläographie, bibelkritik, celtologie, classische und mittelalterliche philologie von gleich hohem werte. es sind ihrer vier: die SGallener Priscianhs., die hs. der vier griechischen evangelien derselben bibliothek, der codex Boernerianus der Paulinischen briefe in Dresden, die Berner hs. 363 des Horaz u. Augustin. die am rande dieser vier hss. erwähnten personennamen ergeben zusammengestellt (s. 54 f) 'das deutlichste bild der bestehenden wechselbeziehungen und der trennenden unterschiede'; sie führen uns in den gelehrten kreis der Iren und der gönner ihrer gelehrsamkeit ein. eine besprechung der kenntnis des griechischen bei den Iren zur zeit Karls des kahlen überschaut zunächst die hilfsmittel, welche sie beim lernen und lehren dieser sprache benutzten: Dositheus, Macrobius *De differentiis et societatibus graeci latinique verbi*, ältere glossarien, interlinearversionen (zb. der *graeca* des Priscianus und Lactantius). wo *graeca* sich in lateinischen schriftstellern erhalten haben, ist das auf irischen einfluss zurückzuführen. in abhandlung viii wird dann des näheren erwiesen, dass die berühmt gewordene Cueser excerptensammlung von Sedulius selbst gröstenteils aus büchern seiner handbibliothek ausgezogen und für fremden gebrauch redigiert worden ist, und es werden vorläufige, für die überlieferungsgeschichte der einzelnen darin vertretenen schriftsteller wertvolle untersuchungen angereicht (zu Vegetius, Cicero, 'Caecilius Balbus', Valerius Maximus und Suetonius).

ix. Audradus Modicus hat, wie Gaudenzis funde in Cava beweisen, seine sämtlichen schriften in einer geschlossenen sammlung dem papste überreicht. zu ihr gehörten auch die in den *Poet. Car.* iii herausgegebenen gedichte und der *Liber revelationum*, für die die früheren annahmen T.s bestätigung gefunden haben. er teilt nun praefatio und prooemium des von Gaudenzi veröffentlichten stückes, aus dem der plan der sammlung ersichtlich ist, in gereinigter gestalt mit und gibt von den fragmenten der *Revelationes*, die bisher eine sammlung nicht gefunden haben, aber als die für Audradus und seine zeit bezeichnendsten documente seiner schriftstellerei sie wol verdienten, einen von kritischem und sachlichem commentar begleiteten abdruck.

Ich bin nicht der meinung, dass unter diesen massen von mutmassungen historischer und kritischer art nicht eine anzahl solcher sich finden werden, die sich bei eingehender prüfung als trügerisch erweisen; ich bin zumal bei den zahllosen besserungsversuchen der ersten schrift nicht in der lage stets vollen beifall zu zollen, es ist manches gesuchte, erkünstelte und gewalttätige in ihnen zu bemerken: aber was verschlägt das gegenüber den zahlreichen unbestreitbaren erfolgen, welche liebevolles versenken in diese, den meisten noch so fernstehenden erzeugnisse des mittelalters, sowie feste methode und scharfes denken erreicht hat, gegenüber dem bleibenden grosen gewinn, den im allgemeinen und besonderen die wissenschaft dem verfasser zu danken hat? es widerstrebt mir, an diesen arbeiten zu mäkeln, hier und da eine lesart aufstechen, einzelne körner dieser reichen ernte als nicht wol gediehen bezeichnen zu wollen, was ja gewis nicht schwer sein würde. wir wollen uns der reinen freude an diesen abhandlungen hingeben und dem verfasser unseren dank durch krittelei nicht beschränken. möge es ihm lange vergönnt sein rüstig weiter zu schaffen, die jüngerer durch seine anregung den mittelalterlichen studien zuzuführen, die älteren mitarbeiter durch so erfreuliche gaben zu erfrischen und am werke zu erhalten.

Breslau, im august 1891.

R. PEIPER.

Deutsche altertumskunde von KARL MÜLLENHOFF. fünfter band. zweite abteilung. Berlin, Weidmann, 1891. vii und 357—417. gr. 8°. — 2 m.*
Die Volsungasaga nach Bugges text mit einleitung und glossar herausgegeben von WILHELM RAMISCH. Berlin, Mayer und Müller 1891. xviii und 216 ss. 8°. — 3.60 m.**

Im ersten teile des 5 bandes hatte Müllenhoff bei besprechung der Skaldskaparmal (s. 186) und der gnomischen dichtung (s. 160) die heldenlieder schon kurz gestreift. auch sonst war gelegentlich auf ergebnisse seiner kritik im voraus verwiesen, so in stilistischer hinsicht auf den uralten eingang des dritten Sigurdsliedes (s. 298). einer eingehenden kritischen sonderung waren dort jedoch nur, ihrer umfangreichen gnomisch-didactischen interpolationen halber, die Sigdrifumal unterzogen (s. 161 ff): jene divinatorisch aufbauende kritik, die aus dem entsetzlichen wust der überlieferung ein kurzes, aber prächtiges altes lied herauschälte, das Müllenhoff mit recht die 'krone der heldenlieder' überhaupt nennen durfte, gibt gewissermassen das motto ab für die behandlung der in diesem zweiten teil gebotenen lieder: Regins- und Fafnismal, Brot, Sigurdarkvida hin skamma, Gudrunar-

* [vgl. Zs. f. östr. gymn. 1892 s. 41 ff (Rheinzel). — Litbl. f. germ. u. rom. philol. 1891 nr 12 (WGolther). — Anz. f. idg. sprachk. 1, 140 ff (FKauffmann).]

** [vgl. Ark. f. nord. filol. 5, 93 ff (GCederschiöld). — Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 8 (WGolther). — Lit. centr. 1892 nr 2 (-gk). — DLZ 1891 nr 42 (EKölbng).]

kvida i n m und Helreid Bryabildar. mit ihnen ist der fünfte band des großen werkes nunmehr abgeschlossen, und ein treffliches register von Ranisch erleichtert die übersicht über das ganze.

Eingebende beschäftigung mit der Müllenhoffschen kritik hat aber den herausgeber zu eigener arbeit angeregt. bei der wichtigkeit, die die Völsungasaga nicht nur für die vorgeschichte der Siegfriedssage, sondern auch für die erschließung der in der großen lücke des codex Regius untergegangenen lieder hat, dürfte eine neue handliche ausgabe von vornherein auf zustimmung rechnen, zumal die Buggesche edition im buchhandel vergriffen und so nur wenigen zugänglich ist. noch erwünschter war eine ausgabe der Nornagestsaga, weil Wilken diese in seiner jüngeren Edda nach dem schlechteren text der Flateyjarbok gibt: da sie in jeder beziehung eine ergänzung und nachlese zur Völsungasaga bietet (Zs. 23, 113), so ist es schade, dass sie Ranisch nicht nach dem Buggeschen text mit aufgenommen hat: dem anländer wäre damit jedesfalls ein großer dienst erwiesen.

Da die ausgabe in erster linie für lehrzwecke bestimmt ist und den Buggeschen text mit unbedeutenden, dem practischen bedürfnis dienenden graphischen änderungen abdruckt, so war keine veranlassung, auf die handschriftenfrage näher einzugehn. auch was die charakteristik der sage in allgemeinen und ihre stellung im einzelnen den Eddaliedern gegenüber anlangt, so genügt ein hinweis auf Sijmons' und Edzardis bekannte arbeiten, in denen der anländer das wesentliche zusammen findet. notwendig war jedoch eine genaue einföhrung in den sprachschatz und eine übersicht über die Nibelungensage überhaupt.

Dem erstern zwecke dient ein sorgfältig ausgearbeitetes glossar. R. hatte dafür in Wilkens größerem wörterbuch, noch mehr aber in Edzardis übersetzung gute vorarbeiten. für die einrichtung des glossars diente ihm das Wimmers zu seinem altnordischen lesebuch als muster. so ist es zum großen teil zugleich grammatisches hilfsmittel und commentar: bei casus- oder verbalformen, die dem anländer schwierigkeiten bereiten könnten, ist überall auf den nomin. und inf. verwiesen; wo der ausdruck nicht leicht verständlich ist, wird eine ausführliche übersetzung beigelegt ua.; auch durch angabe der entsprechenden gotischen formen gewinnt das glossar für seinen zweck an brauchbarkeit.

Nicht dasselbe lob in didactischer hinsicht kann ich der einleitung spenden. zwar die anlage ist gut. nach einer kurzen darstellung der vermutlich ältesten sagenform werden die nordischen zutaten und zuletzt die willkürlichen weiterbildungen in den jüngsten liedern besprochen. aber R. hätte sich begnügen sollen, das, was nach der bisherigen forschung als objectiv feststehend zu betrachten ist, zu geben: zweifelhaftes, wie die hypothesen über die ursprüngliche darstellungsform von Sigurds tod

(s. viii) oder den namen Sigdrifa und den namenwechsel von Gudrun und Grimhild (s. vf), zumal wenn sie ohne begründung auftreten, gehören nicht in ein buch für anländer. gegen das ende treten R.s subjective ansichten immer mehr hervor: je interessanter es mir war, seine anschauung über die merkwürdige episode des dritten Sigurdsliedes (s. xv) schon jetzt kennen zu lernen, um so weniger vermag ich einzusehn, was der anländer damit soll, der ja über die kritik jenes gedichtes noch gar keine übersicht hat.

Mit dem inhalt der einleitung bin ich zum größten teil einverstanden: er ist übrigens mit den resultaten der Müllenhoffschen forschungen so innig verwachsen, dass es, um widerholungen zu vermeiden, geboten schien, ihm bei der besprechung jenes werkes mitzubehandeln; ein principiellles eingehn auf ihn wäre schon deswegen verfrüht, weil R. zu näherer begründung seiner ansichten auf eine spätere arbeit verweist. ich kann nur den von ihm selbst geäußerten wunsch widerholen, dafs er bald die nötige muße finden möchte; nach seiner schönen abhandlung über die Hamdismal ist das beste zu erwarten: es sollte mich freuen, wenn meine ausführungen im folgenden dazu beitragen, das erscheinen seiner untersuchung zu beschleunigen.

Ich wende mich zu Müllenhoff. die resultate der von ihm geübten höheren kritik erscheinen am glänzendsten bei den Fafnismal, dem dritten Sigurdslied und der Helreid Brynhildar: ihnen widme ich zunächst eine eingehendere betrachtung.

Die Fafnismal, eine grofsartige trilogie der leidenschaft, zerfallen in drei wolgegliederte teile: die eigentlichen Fafnismal (vv. 1—22), ein gespräch Sigurds und Regins (vv. 23—31) und die weissagungen der vögel, die sogenannten Igdamal (vv. 32—44).

Der erste teil, Sigurds gespräch mit dem sterbenden Fafni, ist im ganzen schön und untadelhaft überliefert: zwar sind v. 12—15 als interpolation längst erkannt, auch hilft die Völsungasaga widerholt ergänzen und bessern (vv. 3. 18. 20): doch darf die gerade hier ziemlich getreue paraphrase derselben (vgl. Sijmons Beitr. 3, 249) nicht dazu verleiten, wie es Edzardi Germ. 23, 316 tat, v. 22 von ihrer jetzigen stelle zu entfernen. vielmehr hat hier die sage, die ja auch die worte der v. 10: *fé rápa vill fyrþa hværr é til ins eina dags* an zwei stellen (30, 56. 31, 56) bringt, redactionell geändert; denn die anerkennung des sterbenden Fafni: *'þitt varþ nú meira megen'* bildet den naturgemäfsen und notwendigen abschluss dieses abschnittes: so erkennt am ende des Ljodatal der zwerg Thjodreri die überlegene macht der götter an (Hav. 160, vgl. s. 275), und ganz analog schliesfen die Vafþrudnismal mit einer verherlichung der höheren weisheit Odins (v. 55).

Schlimmer steht es mit der überlieferung im zweiten abschnitt, wo die Völsungasaga vermutlich das ursprüngliche bewahrt. es ist interessant, hier die ansichten Edzardis Germ.

23, 316 ff und M.s zu vergleichen. beide stimmen darin überein, dass vv. 25 f und 28—30 nicht durch die jetzige prosa getrennt werden dürfen. beide erkannten ferner, dass die antwort v. 26 in der vorliegenden überlieferung eigentümlich ist, da Regin sich der täterschaft v. 25 ja gar nicht sonderlich geröhmt hat. Edzardi nahm daher zwischen v. 26 und 28 den ausfall einer strophe dieses inhalts an: geistvoll vermutete er, dass Regin an erster stelle Sigurd die schuld vorwirft, um einen grund zur blutrache zu haben, in der verlorenen visa dagegen, als dies nichts fruchtet, sich das ganze verdienst am morde beimisst. dadurch wäre das unpassende der antwort v. 26 allerdings gehoben: auch würde ein derartiges sophistisches verfahren dem character Regins vollauf entsprechen. dagegen sucht M. durch umstellung der v. 26 hinter 31 den richtigen zusammenhang herzustellen. nachdem Sigurd das in v. 25 behauptete verdienst Regins an Fafnis ermordung in v. 28 ff zurückgewiesen, bestimmt er nachträglich seinen wirklichen anteil dahin, dass ohne seinen vorwurf der feigheit die tat ungeschehen geblieben wäre: dass M. mit seiner tilgung von v. 26 das richtige getroffen, bestätigt die Völsungasaga, die ebenfalls v. 28 gleich hinter v. 25 bringt. dagegen erklärt M.s annahme ebensowenig wie die Edzardis den ausfall der v. 26 in der sage. auch erscheint mir die nachträgliche einräumung Sigurds zwar schön und gerecht, aber der situation, dem frechen Regin gegenüber, wenig angemessen: die worte der v. 30, die den *hugr* als treibende kraft schildert (vgl. v. 6: *hugr mik hvatte, hendr mér fulltýþo ok minn hvasse hjórr*) mit ihrer gnomischen ergänzung (v. 31), an deren echtheit ich mit M. nicht zweifle, schliesen das zwiegespräch vortrefflich ab. vielleicht ist v. 26 ebenso interpolation wie v. 24: die schönen worte, mit denen Regin den siegreichen Sigurd begrüßt und die in der sage noch wol gewahrt sind, haben die beiden zusätze zu einem unglücklichen wechselgespräche aufgeschwellt; die zudichtung der v. 26 aber erklärt sich leicht, da man in der überlieferten ordnung die antwort auf v. 25 vermisste; sie wurde zuerst angefügt, und dann, um den dialog zu vervollständigen, die gnomische v. 24.

Im dritten teil finden wir Sigurd mit sich allein: denn die redenden spechtweisen symbolisieren nur seine gedanken. in dieser partie hat M. nur eine strophe getilgt, und zwar mit vollem recht, v. 41. sie weist deutlich auf Gudrun, während sonst von Sigdrifa die rede ist, und verdankt der beliebten neigung zum prophezeien ihre entstehung (vgl. auch Ranisch s. xii). auch die äufere anknüpfung des einschubs erklärt sich leicht, da der interpolator offenbar v. 40, 4—8 im hinblick auf Sig. III 2 und Gudr. II 1 fälschlich auf die Gudrun bezog. nun meint freilich Sijmons, der Beitr. 3, 255 einen beabsichtigten doppelsinn in dem *visuhelmingr* annahm, neuerdings (Zs. f. d. phil. 24, 13), denselben auf Gudrun beziehen zu müssen, aber ohne stichhaltigen grund.

die bezeichnungen *mey miklo fegrsta* und *golle gödda* sind allgemeiner ausdrück für die zu werbende jungfrau (vgl. *Hljörv.* 1: *Sigrínn* . . . *meyna fegrsto* und 5: *hringom göddrar*); die schlussworte aber '*ef geta mëtter*' deuten, wie Bugge Edda 415 hervorhob, auf die vom schicksal nicht gewollte vereinigung Sigurds und Brynhilds und entsprechen genau dem '*ef eiga knétte*' Sig. II 3. in der alten streitfrage über die anzahl der redenden vögel steht M. auf Grundtvigs standpunct, der die leidenschaftlich aufreizenden *ljodahattvisur* 34. 37 f einem vogel zuwies und die *kviduhattstrophen* unter zwei andre verteilte. von den dagegen erhobenen einwänden hat eigentlich nur der von Edzardi Germ. 23, 320 einige berechtigung, nämlich dass auf diese weise der dritte vogel am schluss zwei visur spräche. doch würde das höchstens die tilgung der v. 38 nahelegen. die doppelte leidenschaftliche forderung von Fafnis tod kann natürlich auch vom dichter beabsichtigt sein: doch erwägt man, dass die strophe fast ganz tautologisch mit v. 34 ist und auch ganz gleichlautend beginnt (*hoffe skemra láte hann*), so wird man sie doch lieber als eine interpolation betrachten, die zur näheren motivierung von v. 37 hinzugefügt wurde. jedesfalls sind die übrigen *ljodahattstrophen* von den *kviduhattvisur* nicht zu trennen, zumal sie, wie M. mit recht bemerkte, schon die gleiche neigung zu gnomischem ausdrück eng verbindet: die skaldische färbung, auf die Edzardi aufmerksam machte, diente in ihnen gerade als contrastierendes kunstmittel. wenn Sijmons aao. s. 12 die vv. 32 f. 35 f. 40—44 neuerdings wider ausscheidet, um sie mit teilen der *Reginsmal* und *Sigrdrifumal* zu verbinden, und sie in dieser Verbindung als beleg für eine besondere sagenform verwertet, so hat er für das letztere lied (s. 30) selbst auf ein gewichtiges bedenken aufmerksam gemacht: was die *Reginsmal* anlangt, so weist M.s kritik dieses liedes nach, dass die von Sijmons bezeichneten strophen 13—18. 26 drei ganz verschiedenen partien angehören, den eigentlichen *Reginsmal* (v. 1—14), einem für die sage belanglosen anhang (15. 26) und der in diesen eingeschobenen gnomischen *Hnikarepisode*, die ebenfalls den wechsel beider strophformen zeigt (vv. 16—25).

M. lässt die frage, ob die besprochenen drei teile der *Fafnismal* demselben autor angehören, offen. jedesfalls geben sie in der vorliegenden fassung ein wolcomponiertes ganze ab. prologartig werden sie durch die *Reginsmal* eingeleitet, sie selbst aber weisen, gegen den schluss immer nachdrücklicher, auf die verlobungsscene der *Sigrdrifumal*. als ein ganzes scheinen die drei lieder auch im *codex Regius* betrachtet, der die schluss- und einleitungsprosa jedesmal ohne trennung überliefert. in ihnen allein führt auch Brynhild noch ihren alten mythischen namen, der sie Sigurd durchaus als ebenbürtiges wesen zur seite stellt: *Sigrdrifa*. wenn *Vigfusson* allein aus den *ljodahattvisur* der drei gedichte ein altes

Völsungenlied construierte (Cpb. I 32 ff), so ist dem nach dem obengesagten natürlich nicht beizustimmen: aber ihre echten teile, also abgesehen von der prosa Reg. 13 f. 1—9. Fafn. 1—10. 16—23. 25. 28—31. 27. 32—37. 39 f. 42—44. Sigdr. 1. 3 f. 2. 20 f mögen in der tat ein altes lied darstellen. der abwechslungsreiche stil (vgl. Zs. 23, 151) aber verleiht der ganzen dichtung etwas grofsartiges, farbenprächtiges, wie es die späteren lieder nicht wider erreichen: sie gibt uns noch ein ungefähres bild von der gestalt, in der die Nibelungensage einst nach dem norden übertragen wurde; vgl. auch Ranisch s. ix.

M.s kritik der Sigurdarkviða hin skamma, grundlegend wie im ersten teile die der Völuspa und der Havamal, gibt für die erklärung der vielbesprochenen eigentümlichen bezeichnung des liedes einen neuen und überraschenden gesichtspunct. geistvoll vermutet er, dass ein solches kurzes lied hier ähnlich verarbeitet sei wie die Völuspa hin skamma im Hyndluliede, und dass dann der für den echten kern des liedes wolpassende name ihm auch, nachdem es durch interpolationen zu seinem jetzigen umfange aufgeschwellt war, geblieben wäre. diese hypothese wird durch die kritik im einzelnen vollauf bestätigt. die einheitlichkeit des ganzen wurde nur von wenigen, wie Vigfusson Cpb. I 293 ff und Mogk Grundr. II 87 behauptet. schon Sijmons Beitr. 3, 260 nahm einen älteren kern an. als solchen bezeichnete er im wesentlichen vv. 6—52. auf dieser ansicht fusen die meisten kritiken des gedichtes, und Edzardi Germ. 23, 174 formulierte schliesslich, um die stilistischen übereinstimmungen zu erklären, die sich in allen teilen des liedes finden, seine auffassung dahin: 'ein bearbeiter des alten liedes von Sigurd und Brynhild dichtete anfang und schluss hinzu'. dagegen ergibt M.s untersuchung grade umgekehrt die ursprünglichkeit des anfangs und der schlusspartie. der rahmen des kurzen liedes ist erhalten, dagegen ist die mitte von interpolationen vollständig überwuchert, und nur vereinzelt zeugen noch altertümliche strophen von der ursprünglichen schönheit der alten dichtung. die stilistischen übereinstimmungen erklären sich aber daraus, dass die zusätze, in denen übrigens entgegen der anlage des liedes Brynhild die hauptperson ist, mit vorliebe wendungen der echten teile benutzen.

Ein merkwürdiges schicksal hat den fünf eingangsstrophen mitgespielt. nach Ettmüller sollten sie überhaupt nicht im codex Regius stehn. als später hinzugefügte catalogisierende partie wurden sie von Lünig bezeichnet. Sijmons fand ihren stil dem der eddischen lieder vollkommen zuwider. Edzardi suchte sogar nachzuweisen, dass sie aus einem andern eddischen liede ihre wendungen entlehnt hätten. die letzte behauptung steht sicher auf sehr schwachen füfsen: die Völsungasaga braucht in c. 35 und 36 die angeführten ausdrücke nicht aus dem dort zu erschliessenden liede geschöpft zu haben, sie konnte sie ihrem redactionellen ver-

fahren gemäß auch direct unserm liede entnehmen. der sprunghafte lückenreiche stil, der nur die hauptpuncte hervorhebt, findet sich auch sonst gerade in altertümlichen liedern. von den genannten kritikern scheint übrigens Sijmons Zs. f. d. phil. 24, 23 neuerdings schwankend geworden zu sein, wol im hinblick auf M.s bemerkung s. 29S. mit recht rühmt M. die einfalt und hohe laute schönheit der eingangsvisur und stellt sie in dieser hinsicht mit dem altertümlichsten der götterlieder, der *Thrymskvida*, zusammen. — der schluss des gedichtes (vv. 47, 5—8. 48 f. 51, 5—8. 53. 57. 65. 68 f. 71) bildet ein treffliches gegenstück zum anfang. er enthält die leidenschaftlichen abschiedsworte der sterbenden Brynhild, deren valkyriennatur deutlich hervorbricht. zum andenken an die furchtbare teuschung (v. 4) soll nach ihrem wunsche auch auf dem scheiterhaufen das nackte schwert zwischen ihr und Sigurd liegen (v. 68). sie denkt an den gemeinsamen einzug in Valhöll (v. 69), und in den schönen worten 'die wunden schwellen, wahres nur sagte ich, so muss ichs denn ruhen lassen' klingt das lied gewaltig aus.

Innerhalb des großen mittleren theiles verdienen zwei abschnitte besondere beachtung, die episode von Sigurds tod (v. 20—31), in der von M. noch mehrere echte stropfen nachgewiesen worden sind, und die erzählung Brynhilds von ihren jugendschicksalen (v. 34—41), die einen abweichenden in Völs. c. 29 widerkehrenden bericht über Brynhilds vermählung enthält. auf beide sei es gestattet, noch etwas genauer einzugehn.

Die ermordung Sigurds wird bekanntlich in einer einzigen halbstrophe geschildert, die W Grimm HS³ 413 besonders charakteristisch für die kurze und sprunghafte darstellung der alt-nordischen poesie nannte: 'wie unzulänglich' rief er aus, 'für epische entwicklung und doch, wie poetisch anschaulich!' diese beurteilung der strophe blieb seitdem herrschend, und man nahm an, dass der ausführliche bericht in Völs. c. 30 auf andern liedern beruhe (Hildebrand Edda s. 224) oder in ihm eine andeutung in Brot 4, mit benutzung des alten motives von Sigurds glanzängigkeit, weiter ausgesponnen sei (Sijmons Beitr. 3, 235). dagegen macht M. darauf aufmerksam, dass die kürze dieser halbstrophe in keinem verhältnis steht zur ausführlichkeit der übrigen darstellung: sie rührt offenbar von jemand her, der die im Brot vorgetragenen ereignisse nicht wiederholen wollte und sie durch diesen kurzen auszug ersetzte; dann erklärt sich die ausführliche darstellung der sage einfach dadurch, dass ihr der verdrängte ältere bericht noch vorlag. diese annahme ist um so wahrscheinlicher, weil die sage gerade in der folgenden darstellung von Sigurds rache ziemlich genau paraphrasiert. besser als die erzählung von Sigurds ermordung ist die tötung Guthorms und Gudruns und Brynhilds leidenschaftsscene erhalten: vv. 22, 4—S. 23. 29—31 zeigen durchaus altertümliches gepräge.

Bedenken aber muss man haben, ob v. 22, 1—4 und v. 24 von M. noch mit recht dem kurzen Sigurdsliede zugewiesen werden. der genannte *visuheimingr* kann gewis für v. 21 den ausdrück *óbelgjarnan* abgegeben haben, auch die bezeichnung *i sal*, nachdem vorher keine localität genannt ist, kann durch die kürzung der echten partie erst unpassend geworden sein; zu beachten ist aber, dass der *visuheimingr* ganz tautologisch mit dem folgenden (*fló til Gothorns* usw.) ist, dass er auferdem in der Völs. nicht benutzt wird. die strophe kann also auch von demselben, der v. 21 hinzufügte, verfasst sein, und die genannten unzutraglichkeiten kämen dann auf kosten des interpolators. die v. 24 aber, die M. als ziemlich gut bezeichnet, zeigt in ihrer ersten halbstrophe eine merkwürdige ähnlichkeit mit Völkv. 11, in ihrer zweiten aber mit Hamd. 7 (vgl. *es Freys vinar flaut i dreyra* und *bókr þinar fluto i vers dreyra*). sie kann daher auch dieser entlehnung aus guten stropfen ihr altertümliches ansehen verdanken. sie ist um so verdächtiger, als sie die vier visur umfassende trostrede Sigurds an Gudrun einleitete, die, wenn man sie als ganzes nimmt, denkbar töricht ist, und, wie M. hervorhebt, eher geeignet erscheint, Gudruns schmerz zu erhöhen als ihn zu lindern. ganz zusammenhanglos stehn die vv. 26 und 27 zwischen den vv. 25 und 28. in v. 26 weissagt Sigurd der Gudrun den tod ihres sohnes durch die brüder, nachdem er sie eben damit getröstet, dass diese noch am leben sind, v. 27 aber enthält in den emphatischen worten *ein veldr Brynhildir ollo bólvæ* einen wolpassenden abschluss. die umgebenden visur bestehen gemeinsam v. 5 des eingangs (vgl. *brúþr frumunga* und *grand ekke vanuk*), die erste wiederholt auferdem eine ganze langzeile der echten strophe 29.

Dies alles bestimmt mich, vv. 21, 22, 1—4, 24 f. 28, 29, 1 f einer jüngeren recension zuzuweisen, die, zunächst wol an Hamd. 7 anknüpfend, die ermordung Sigurds im bett, den schmerz der erwachenden Gudrun und die trostreden ihres gemahles schildert. dagegen fasse ich vv. 22, 5 ff. 23, 26 f. 29, 3 ff. 30, 31 als reste einer älteren dem Brot entsprechenden darstellung. Sigurd wurde unter den in Völs. c. 30 bewahrten umständen auf einer thingfahrt ermordet. tödtlich getroffen rächt er sich an Guthorm. dann gedenkt er sterbend in einer anrede seiner frau und seines jungen sohnes. den schluss seines monologs geben vv. 26 und 27, deren sinn ist: 'auch mein sohn wird meinen mördern zum opfer fallen, der sonst wie ich mit seinen öhmen zum thing geritten wäre: nach einem solchen schwestersohne aber können sie lange suchen'. als Gudrun Sigurds tod gemeldet wird, bricht sie in heftige klagen aus, und als gegenstück folgt dann Brynhilds auflachen und Gunnars verweis. wenn die Völs. 56, 50—61 Sigurd im bett ermordet werden lässt, so ist das jedesfalls eine ihrem redactionsbedürfnisse entsprungene änderung; sie musste sich

zwischen zwei versionen entscheiden und wählte naturgemäß die verbreitetere; dass ihre erzählung auf den im halbschlummer ruhenden Sigurd viel besser passen würde, hat schon Wilken aao. LVII hervorgehoben. ebenso musste das bei annahme dieser sagenform unverständliche *riþa at þinge* schwinden und machte in der paraphrase, die im übrigen den sinn richtig wiedergibt, einem '*riþa i her meþ sér*' platz.

Die merkwürdige erzählung von Brynhilds vermählung, die, vom standpunct der alten sage betrachtet, eine seltsame verwirrung der verschiedensten motive zeigt, fasst Ranisch s. xv als ein wol-zusammenhängendes stück der jüngeren sagenform, nach der Brynhild von Atli gezwungen wird, den Gunnar zu heiraten, obwol Sigurd allein ihre liebe gehört. ich stimme in der einheitlichen auffassung der vv. 35—39 vollkommen mit ihm überein. die Völs. bringt bekanntlich den abschnitt zweimal, c. 31 in einer kürzeren, c. 29 in einer ausführlicheren form: in der ersten fehlen die vv. 36—38. daraus haben Hildebrand Edda s. 227 und Edzardi Germ. 23, 176 ff geschlossen, dass sie aus einem andern liede hierhergeraten seien, das die sage an erster stelle benutzt habe. diese annahme ist aber wenig wahrscheinlich; wie vornehmlich die paraphrase von v. 39 zeigt, müste das gedicht, abgesehen von größerer ausführlichkeit, dieselben worte gebraucht haben, wie Sig. III (vgl. Bugge Edda s. 253). sie wird auch durch Sijmons' sagengeschichtliche erwägungen (Zs. f. d. phil. 24, 25) wenig gestützt. vv. 35. 39 haben mit der uralten eingangspartie, da sie bei Atli spielen, gar nichts zu tun; die hypothese, dass erst die folgenden, angeblich unechten visur das verschwinden der waberlohe verschuldet hätten, würde nur dann wahrscheinlichkeit für sich haben, wenn beide partien schlechterdings nicht zu vereinigen wären. aber der scheinbare widerspruch zwischen ihnen schwindet bei Ranischs auffassung sofort. dieser fasst *hétomk* in v. 29, was sehr wol angeht, als plusquamperfect. dann ergibt sich der sinn: 'Brynhild wollte sich nicht vermählen; sie wird aber von Atli dazu genötigt, vorher hatte sie sich jedoch Sigurd verlobt'. gemeint ist die verlobung bei Heimi in dem aus Völs. c. 23. 24 zu erschließenden liede. die abweichungen von Völs. c. 29 erklären sich dann, wie schon M. hervorhob, einfach aus der redactionstätigkeit der sage, und ebenso leichtverständlich ist es, dass diese, wenn sie an der frühern stelle vv. 26—29 zur combination der älteren und jüngeren sagenform herbeigezogen hatte, dieselben an der richtigen stelle fortliets.

Nicht einverstanden bin ich dagegen mit Ranisch, wenn er v. 29 an der überlieferten stelle beibehält: die anordnung in Völs. c. 29 zeigt auf das deutlichste, dass sie Bugge mit recht hinter v. 38 umstellte. c. 31 kann nach dem obengesagten nichts dagegen beweisen. in der hselichen stellung aber macht sich das dreifache *þjóþkonung* in zwei stropfen äußerst ungeschickt. der

ähnliche klang von 35, 5 f und 39, 9 f konnte einen schreiber gerade auf die umstellung gebracht haben. nach der transposition stehen auch die inhaltlich zusammengehörigen strophen, die sich mit Sigurd beschäftigen und Brynhilds weigerung gegen die heirat motivieren (vv. 38, 3—8. 39. 40, 1—4), wolpassend zusammen. vv. 40, 5—8 und 41, die von Edzardi und M. gleich ungünstig beurteilt werden, dienen aber wol ähnlich wie v. 34 nur zur anknüpfung der besprochenen partie an die übrigen teile des liedes. sie sind stilistisch und inhaltlich gleich ungeschickt. der vordersatz in v. 41 würde ohne Ranischs ergänzung: '*þó svelta skalk meþ Sigurpe*' überhaupt keinen sinn geben. ich glaube, man braucht nach der quelle der interpolation nicht lange zu suchen. die worte '*es minn spyrr morþfor gorva*' deuten auf die Helreid Brynhildar, der obengenannte stümperhafte satz aber entnahm sein motiv der v. 1 dieses liedes '*betr sómpe þér borþa at rekja heldr en vitja vers annarrar*'.

Vv. 34—40, 4 (Bugge) können sehr wol bruchstücke eines die jüngere sagenform repräsentierenden liedes sein. Sigurd hat in ihm Brynhild nicht geteusch, daher sind nur liebe und eifersucht für sie das motiv zur rache. die begierde nach Sigurds gold hat aber, wie Edzardi hervorhob, noch ihren guten grund. der schatz Fafnis, dessen besitz die bedingung für den gewinn der Brynhild war, galt später als ein bei der verlobung gezahlter mahl-schatz. die motive dieses abschnittes machte sich der interpolator der Sig. m zu nutze, einige, wie das der geldsucht, in ganz äußerlicher weise. daher albernheiten wie in v. 16. auch in den unsere episode nachahmenden vv. 25 f der Gudr. 1 ist dieses seiner alten bedeutung völlig entkleidete motiv noch allein verwertet. die ursprüngliche selbständigkeit der genannten partie wird aber noch unterstützt dadurch, dass, abgesehen von dem ollenbar später angehängten *helmíngr* (v. 36, 9—12), die dem interpolator eigentümlichen unarten in ihr nicht widerkehren.

Das kurze Sigurdslid, dessen anlage wir nach M.s kritik sehr wol übersehen, zeigt in der eruierten form durchaus einheitlichen character und treffliche composition. ähnlich wie in der Helgakvida Hundingsbana II und der Völundarkvida haben die eingangsstrophen altertümlicheres gepräge als die übrigen. die ersten strophen des mittelstückes scheinen planmäßig und einheitlich dem Brot nachgedichtet. mit ihrer hilfe schloss der dichter die eingangs- und schluss-scenen geschickt an einander. die kunst, mit der er die alten stücke zu einem wolgeordneten liede verband, ist aber aller bewunderung wert und erinnert an den dichter der Völundarkvida (Zs. 33, 44).

Ein ganz merkwürdiges gedicht, ein kleines cabinetstück für sich, ist die Helreid Brynhildar. mit recht nennt es Mogk Grundr. II 88 eine rein nordische pflanze späterer zeit. aber der zweck des liedes ist gewis nicht damit erschöpft, dass, wie

Sijmons Beitr. 3, 255 meinte, Brynhild wider einmal gelegenheit zur recapitulation ihrer jugendschicksale haben sollte. wenn M. betont, dass die der Brynhild entgegentreteude riesin nur eine personification ihres eigenen gewissens ist, so hat er damit den schlüssel zum richtigen verständnis der dichtung gegeben. ein psychologisches problem wird in ihr gestellt und in kunstvollster weise gelöst.

M. nahm an, dass der titel des codex Regius: *'Brynhildr reif helveg'* auf einem irrtum des redactors beruhe und dass Brynhild vielmehr mit Sigurd gemeinsam in Walhall ihren einzug halten solle, wie am schlusse des dritten Sigurdsliefs. auf den merkwürdigen umstand, dass sie zu Hel kommt, machte auch Edzardi aufmerksam. er meinte, dass in v. 2 ihr ein vorwurf deswegen gemacht wäre, da sie doch aus 'kampfland' komme und mithin nach Walhall gehöre. ich habe Zs. 31, 220 dieser erklärung von *Valland* beigestimmt, und ich glaube auch heute noch, dass mindestens ein beabsichtigter doppelsinn in dem worte liegt. das problem scheint mir in dem gedicht folgendermaßen gestellt zu sein. Brynhild hat durch ihre vermählung mit Gunnar den dem Sigurd bei der verlobung geleisteten eid gebrochen, sie ist *eifrofa*. anderseits ist sie durch ihre aufreizung die intellectuelle urheberin seines todes. die *menn meinsvara* und *morpvargar* aber haben nach der *Völuspa* (M. 24) bei der Hel die schwerste strafe zu erleiden, und auch in den heldenliedern ist die auffassung eine ähnliche, ja noch strengere, wie *Reginism.* 4 zeigt. deswegen muss sie den Helweg antreten. dagegen sind ihre vergebni mit durch die schuld anderer herbeigeführt. ihre eidbrüchigkeit durch die list der Ginkunge, die vernichtung Sigurds durch die furchtbare teuschung, der sie zum opfer gefallen und die in der klage am ende des dritten Sigurdsliefs so rührend hervortritt. schon die alte strophe Sig. III 5 hatte von ihr gesagt: *hón sér at life löst né vísse ok at aldrlage ekki grand, vamm þats vére eþa vesa hýgþe*. dies motiv wird in der Helreid benutzt und psychologisch vertieft. die selbstrechtfertigung Brynhilds aber gegenüber ihrem mahnenden gewissen wird in dem dialog mit der riesin symbolisiert. der dichter hatte dafür in den Igdamal ein altes vorbild, aber er führt ungleich dramatischer und lebendiger seine aufgabe durch.

In ihrer dramatischen gestalt steht die Helreid unter den heldenliedern einzig da. unter den götterliedern ist diese dichtform, auf die *Vigfusson* am nachdrücklichsten und eindringendsten wies, in mehreren exemplaren vertreten. der scharfsinnige kritikler irrte nur, wenn er die dahin gehörigen lieder einem verfasser zuwies. sie sind vielmehr als glücklich erhaltene typen einer entwicklungsreihe zu betrachten, die wir im ganzen noch wol überschauen. es lässt sich deutlich zeigen, wie aus den beiden ältesten vertretern dieser gattung, den noch monologischen Odins-

beispielen in den Havamal, Harbardslid und Skirnisfór nach inhalt und form emporwachsen. ersteres knüpft in motiven und wendungen an das Gunnlödlid, letzteres an die episode vom Billingsmädchen an. die Lokasenna aber, welche diese entwicklungsreihe abschließt, benutzt wider Harbardslid und Skirnisfór in vorwürfen und ausdrücken aufs ausgiebigste. ich weiß nicht, warum diese auffassung, die ähnlich auch Hirschfeld in seinem aufsatz über die Lokasenna vertrat, so mit spott überschüttet worden ist. ich weiche von Hirschfeld nur insofern ab, als ich die blüte dieser dichtgattung nicht in der Lokasenna, sondern in der Skirnisfór finde und jene nur als epigonendichtung ansehen kann. wer dies gedicht in der scenenabteilung bei Vigfusson Cph. I 110 ff list, kann doch an der möglichkeit einer dramatischen aufführung nicht zweifeln. stehn alle diese gedichte auch auf dem boden des alten mythos, so verführt doch die durchführung der ihnen zu grunde liegenden idee und das streben nach seelischer vertiefung zur umbildung oder weiterspinnung des überlieferten: der dramatisierende dichter gestaltet den in ältern liedern rein episch behandelten stoff für seine zwecke. ich habe auf derartiges für die Skirnisfór in Zs. 30, 134. 149, für das Harbardslid Zs. 31, 276 aufmerksam gemacht, und ähnliches lässt sich auch bei der Lokasenna zeigen. betrachtet man von diesem gesichtspunct aus die den übergang vom monolog zum dialog darstellende Helreid, so wird man nicht nur den aufbau des kleinen gedichtes ganz vortrefflich finden, sondern auch die scheinbaren lücken und abweichungen von der sonst überlieferten sage sich leicht aus dem obengenannten grundmotiv erklären können.

Nach den vorwürfen der riesin und einer allgemein gehaltenen entgegnung sucht Brynhild in v. 5 zuerst die schuld der eidbrüchigkeit von sich abzuwälzen. dies darf sie kurz tun; unwissend begiegt sie ihren eidbruch, alles gieng auf Grimhilds zaubertrank und die ränke der Giukunge zurück. die worte in v. 5 sind also nicht so zu verstehn, dass sie eine ankündigung des folgenden wären, denn dort ist ja zunächst von Agnar die rede, sondern sie haben den sinn: ich will dir sagen, wie dh. dass die söhne Giukis mich liebelos und eidbrüchig machten. schwerer ist die schuld bei der ermordung Sigurds. die schlechte behandlung, die sie erfahren, und die sie dazu trieb, konnte nicht ausdrücklich genug geschildert werden. entsprechend dem eingangsvorwurf: *betr sómpe þér . . . en vitja vers annarrar* wird stark und drastisch hervorgehoben, was sie durch die männer gelitten, und zwar erstens durch Agnar, zweitens durch Sigurd.

Dass Brynhild von Odin in den zauberschlaf versenkt wurde, weil sie für Agnar partei genommen, wird auch sonst erzählt. dass sie Agnar gezwungen einen eid geleistet, wird nur hier berichtet. dass nur dieser und nicht Sigurd gemeint sein kann, daran darf man mit M. nicht zweifeln. Edzardi machte aber

mit recht darauf aufmerksam, dass sonst die wegnahme der schwanhemden die walkürennatur aufhebt, nicht aber die jungfrauen, wie es hier sein müsste, zu walkürendiensten zwingt (Germ. 23, 415). das abenteuer von Brynhild und ihren schwestern ist sonst nicht bekannt. dasselbe konnte aber alter auffassung nach von jeder walküre angenommen werden. man kann daher zweifeln, ob dies abenteuer auf alter sage beruht oder ob eine nachbildung der Wieland-Alvitrepisode im ersten teil der Völundarkvida vorliegt. von den acht schwestern Brynhilds — sie selbst kann sich, da sonst immer neun walküren zusammenreiten, nicht mitzählen — ist nichts bekannt; im falle der nachbildung könnte vielleicht eine verwechslung mit den *átta vetr*, welche die walküren in der gewalt des kleiderräubers sind, vorliegen, da sonst in diesem zusammenhang drei schwanenjungfrauen auftreten. jedesfalls scheint die verknüpfung dieses motifs mit Agnar tendenziöse erfindung des dichters, um die tragik ihrer einschließung in die waberlohe zu verschlimmern. ähnlich ist die abweichung in v. 12 zu beurteilen. gemeint kann hier nur das zweite zusammensein sein, bei dem Sigurd in Gunnars gestalt kommt, da bei dem ersten nur treuschwüre getauscht wurden. im Brot und im dritten Sigurdsliede wird die dauer des keuschen beilagers nicht angegeben, dagegen in Grip. 42 und Völ. c. 27 übereinstimmend drei nächte: drei nächte ist auch zb. Heimdal-Rig immer in der Rigspula (v. 6) mit den frauen zusammen. vergegenwärtigt man sich nun die leidenschaftliche klage Brynhilds am schluss der Sig. m (*þá's vit béþe þef einu stigom ok hétom þá hjóna nafne*) und die umschreibungen des vorgangs hier und in der Gripisspa, so mag wiederum die umänderung in acht nächte dem bedürfnis entspringen sein, Brynhilds kränkung möglichst arg erscheinen zu lassen.

Hat der dichter hier seiner idee nach unwesentliche änderungen der sage vorgenommen, so konnte er anderseits momente, die für sie in ausführlicher darstellung unnötig waren, wol übergehn. die v. 5 setzte die frühere verlobung bereits voraus: der dichter durfte sie auch, wie M. mit recht hervorhob, als aus der sage bekannt ansehen: eine doppelte schilderung des zusammenseins war ohnehin in dem kurzen liede nicht angebracht. will man aber den sprung in der erzählung, der bei M.s athetese der v. 11 entstehn würde, nicht gelten lassen, so müsste man annehmen, dass diese eine strophe der ältern sagenform verdrängt habe. der interpolator hat jedesfalls eine frühere verlobung als ein von unserm liede vorausgesetztes ereignis richtig erkannt, er steht aber auf dem boden der jüngern sagenform, nach der Sigurd sich bei Heimi mit Brynhild verlobt und die in der eigentümlichen werbung Gunnars in der besprochenen partie des dritten Sigurdsliedes ihr correlat hat.

Wir haben also nach tilgung dieses einen zusatzes ein durch-

aus einheitliches, nach inhalt und form gleich vollendetes lied vor uns: schön, wie der ganze aufbau, ist der abschluss. mit den worten *sokkstu, gjggjarkyn* (versinke, du riesenweib) bringt Brynhild ihr gewissen zur ruh: froh darf sie nun mit Sigurd vereint nach Walhall ziehen.

Die Helreid Brynhildar steht somit, wie M.s kritik erweist, wenn sie auch im einzelnen kleine änderungen vornimmt, durchaus auf dem alten standpunct der sage. es ist gleich unzulässig, in ihr eine verquickung einer ältern und einer jüngern sagenform zu sehen, wie Sijmons Zs. f. d. phil. 24, 23 tut, oder einen teil der strophen aus unserm liede zu entfernen, um sie den Sigdrifumal zuzuweisen, wie es zuletzt wider von Golther (Studien zur germanischen sagengeschichte s. 38) versucht worden ist.

Die auffassung von Sijmons stützt sich auf die angeblich engere zusammengehörigkeit von v. 7 mit der von M. getilgten v. 11. dieselbe ist aber erst durch die conjecturen von Vigfusson Cpb. 1304 und Sijmons Zs. f. d. phil. 18, 111 künstlich hineingetragen. wenn letzterer bessert: *hét þar Heimer hugfullr komungr átte systor* usw., so beruht diese vermutung auf der angabe der Völs. c. 37, nach welcher Heimi, Brynhilds pflegevater, in Hlymdalir wohnt. Heimi kommt auch in der Gripisspa vor, aber diese localisierung kennt nur die spätere sage. der mythische philister und seine bankhütende tochter haben in den schalltälern nichts zu suchen. diese bezeichnen vielmehr das schlachtfeld, was aus dem zusatze Hild unter dem helme ersichtlich wird, und sind ein ähnlich fingierter name wie *Skatahundr* v. 9 und *Valland* v. 2. eine reihe ähnlicher bezeichnungen finden sich in den Helgiliedern und besonders auch in dem dramatischen Harbardsliede (vgl. Zs. 31, 240). die verbindung mit Heimi ist, wie M. sieht, ein misverständnis der spätern sage. die interpolierte v. 11 aber, die hinzugefügt wurde, um den sprung der erzählung zwischen v. 10 und 12, den sich das lied seiner anlage nach wol gestatten durfte, zu mildern, mag durch die erwähnung der Hlymdalir, wohin man Heimi später versetzte, veranlasst worden sein, die verlobung Brynhilds nach der jüngern sagenform, wonach sie bei ihrem pflegevater stattfand, einzufügen.

Golther, der in der beurteilung der Sijmonsschen auffassung mit M. im wesentlichen übereinstimmt, sucht nun anderseits die zuerst von Grundtvig vorgeschlagene, dann von Bugge und nur teilweise von Edzardi acceptierte ausscheidung der vv. 6—10 wider wahrscheinlich zu machen. die hypothese durfte er doch aber kaum als 'allgemein anerkannt' bezeichnen, da M. sie schon im ersten teil (s. 44) mit aller entschiedenheit bekämpft hatte. dieser hebt auch hier wider hervor, dass die strophen im überlieferten zusammenhange der Helreid unentbehrlich sind. dieselbe auffassung vertritt Sijmons, der überdies betont, dass die erzählung der prosa vor v. 5 der Sigdrifumal nicht in allen

zügen mit der der Helreidstrophen übereinstimmt. die kürzung der prosa in erstgenanntem liede, die ja in der oben besprochenen im kurzen Sigurdliede ihr gegenstück hat, lässt vermuten dass der inhalt beidemal sehr ähnlich war. es ist auch sehr wol möglich, dass die vv. 6—10 unsers liedes im hinblick auf die Sigdrifumal und nach ihrem muster gedichtet worden sind, wie die echte mittlere partie des dritten Sigurdliedes nach dem vordild des Brot; aber ebensowenig wie dort die episode von Sigurds tod ist hier die erzählung von Brynhilds einschließung in die waberlohe aus dem planvoll angelegten und wolgefühten kunstwerk zu trennen, zumal sie metrisch und stilistisch nichts von den übrigen strophen scheidet. —

War der erste teil des 5 bandes unter dem unmittelbaren eindruck erschienen, den die Buggesche hypothese, nach der die eddischen mythen in ihrer jetzigen form zum überwiegenden teile eine neuschöpfung der phantasievollen Vikergerzeit sein sollten, auf den meister ausübte, so sind die Buggeschen anschauungen inzwischen weiter fortgebildet und insbesondere von Golther im weitesten umfange auch auf die Nibelungensage übertragen worden. hätte M. diese untersuchungen noch selbst ediert, so hätte es an einer ähnlich scharfen polemik, wie sie die erste abteilung einleitet, kaum gefehlt: so müssen die resultate seiner kritik, deren hauptsächlichste wir im vorhergehenden zu skizzieren suchten, für sich selbst sprechen. wir haben dabei schon wiederholt einen blick auf die kritik der sage werfen müssen: es mögen nunmehr noch drei hauptpunkte der Sigurdssage, über die gerade in neuerer zeit vielfacher meinungsaustausch stattgefunden hat, auf grund seiner forschung beleuchtet werden.

Es sind dies die drei höhe- und wendepunkte des unglücklichen verhältnisses Sigurds und Brynhilds: die verlobung bei ihrer ersten begegnung, die werbung Sigurds für Gunnar, endlich die ermordung Sigurds.

Was die verlobung Brynhilds und Sigurds anlangt, so stellte Golther Studien s. 44 die behauptung auf, dass sie in den eddischen liedern nirgends überliefert wäre: nur der durch die incorrectheit der vor-Buggischen ausgaben verschuldete irrthum, dass die auf die verlobung gehenden schlussworte dem codex Regius entstammten, habe Lachmann und W Grimm zu der irrthümlichen annahme verführt. aber auch M., dem die kritische ausgabe vorlag, kam schon s. 161 zu dem ergebnis, dass jene dem ende von Völs. c. 21 zugehörigen worte den schluss des alten liedes bildeten. Sijmons, der diesem resultate beistimmt (Zs. f. d. phil. 24, 20), hält gleichwol die verlobungsscene für eine abweichende, der ursprünglichen sage nicht angehörende überlieferungsform, und ähnlich urteilt Heinzel, wenn er in seiner sonderung der verschiedenen sagengestalten der form, nach der sich Sigurd mit Brynhild verlobt, die letzte stelle zuweist (WSB

1885 s. 693). ich muss dagegen Ranisch (s. VII) beipflichten, wenn er in seiner skizzierung der vermutlich ältesten form der Nibelungensage die verlobung als einen integrierenden teil festhält.

M. nennt die Sigdrifumal, die jene scene hauptsächlich schildern, das schönste von allen heldenliedern. die von ihm kritisch herausgeschälten stropfen sind mindestens so alt und trefflich wie die der Regins- und Fafnismal. gerade die auf den in der sage bewahrten abschluss hindeutenden vv. 20 und 21 werden zb. auch von Vigfusson Cpb. I 41 zum alten Völsungenlied gerechnet. fasst man die verlobung als eine für sich stehende sagenform, so ist ein abschluss kaum zu denken; nimmt man sie als späte willkürliche erfindung, so wäre es auch sehr merkwürdig, dass ein solches für die sage belangloses nebenmotiv mit solcher vorliebe in dem aus cc. 35 und 36 der Völs. zu erschließenden liede behandelt wurde. M. hat überdies sehr anschaulich an zwei ganz parallelen stellen gezeigt, wie ursprünglich rein erotisch gemeinte worte in dem liede durch falsche auffassung anlass zu großen übrigens mit geringem verständnis für die situation hinzugefügten gnomischen zusätzen gaben (v. 5 und v. 21): an letzter stelle hat vielleicht der zusatz sogar das ursprüngliche *ist* verdrängt. jedesfalls drücken die worte *áströþ þín vil ek öll hafa svá lengi sem ek life* das verlöbniß unzweideutig aus. wollte man die unursprünglichkeit der verlobungsepisode wahrscheinlich machen, so müste man nachweisen, dass andere ältere darstellungen dieser voraussetzung direct widerstreiten.

Dies ist jedoch nicht möglich. von den drei durch Sijmons herbeigezogenen stellen ist auf Fafn. 40 ff kein gewicht mehr zu legen: auch wenn man die athetese von v. 41 nicht vornimmt, wäre die scheinbare willkürlichkeit der reihenfolge der erzählung dort nach Bugges (Edda 415) und Edzardis (Germ. 23, 323) vorgang leicht zu beseitigen. die Helreid kann ebenfalls nichts beweisen: v. 5 geht am einfachsten und natürlichsten auf die frühere verlobung; dass sie auf das in der prosa zu Sigdrifumal erwähnte gelübde Brynhilds bezogen werden sollte, ist schon deswegen unwahrscheinlich, weil in der Helreid zwar gesagt wird, dass Odin der Brynhild den zum gemahl bestimmt, der die waberlohe durchritte, nicht aber, dass sie selbst dies eidlich gelobt. die dritte stelle, die eingangsvisur des dritten Sigurdliedes, könnten freilich wegen ihres alters von entscheidendem gewicht sein, aber sie beweisen ebenfalls nichts. ich sehe davon ab, dass es *veget hafpe*, was auch Reg. 18 vor der tötung Fafnis von Sigurd gebraucht wird, in verbindung mit *Völsungr unge* ganz formelhafter natur sein kann. auch wenn man es auf den tod Fafnis bezieht, so folgt aus der nichterwähnung der verlobung nicht, dass sie dem verf. der stropfen unbekannt gewesen wäre: auch die sicher vorausgesetzte waberlohe wird mit keinem worte erwähnt. ohnehin konnten die worte: 'er hätte sie, wenn er sie hätte haben

sollen', auf die verlobung zurückdeuten. was die worte in v. 3: 'es vega kunnē' aber bedeuten, ist mindestens zweifelhaft; wenn die Buggesche erklärung oder die besserung Zupitzas (Zs. f. d. phil. 4, 446) das richtige trafe, so würden sie eher für die entgegengesetzte auffassung sprechen.

Es findet sich also keine unzweideutige beweisstelle für die unursprünglichkeit der verlobungsscene. die hauptbedenken gegen dasfrüherezusammensein schwinden, wenn man sich den mythischen hintergrund der Siegfriidsage, wie ihn Lachmann darlegte, gegenwärtig hält. dass Sigurd trotz der frühern verlobung die Brynhild für Gunnar wirbt, ist in dem mythus begründet, nach dem der lichtgott den finstern mächten der nebelwelt verfällt. dass der zaubertrank einen ungehörig intriguenhaften zug in die alte sage bringt, ist Sijmons und Golther zuzugeben, aber er bildet eben nicht die voraussetzung für die echtheit der verlobungsepisode. in den alten Sigdrifumal reicht Sigdrifa dem Sigurd einen erinnerungstrank (*míunesveig*), und ein solcher mag auch bei der verlobung mit Guðrun zu grunde liegen (vgl. auch Edzardi Völsungasaga s. LXXIV). auch Helgi und Sigrun trinken im grabhügel *dýrar veigar* (Hlund. n 46). der Siegfried ursprünglich gewis von Guðrun selbst gereichte trank wird natürlich indirect zum vergessenheitstrank für Brynhild. aber erst die spätere sage urgiert diesen begriff und bringt dadurch die intrigue hinein. zufall ist es auch nicht, dass in der Völsungasaga, wie in der nach derselben quelle gedichteten episode der Guðr. n dieser zaubertrank immer von Grimhild gereicht wird. die wol ursprünglich namenlose und ähnlich wie die *kunneg kván Nifapar* in der Völundarkvida characterisierte mutter, die ja auch in Deutschland den allgemeinen namen der heldenmutter Ute bekam, erlbe von der tochter mit dem namen auch den trank. je mehr bei der verdunkelung des mythus Sigurds handlung an Brynhild unverständlich wurde, um so eifriger musste man bedacht sein, sie zu motivieren, und so war die verwandlung in einen zaubertrank nur natürlich. ebenso verschwindet die widersinnigkeit des doppelten rittes durch die waberlohe, wenn man an den zu grunde liegenden sonnenmythus denkt, den auch Skirniför und Fiölsvinnsma voraussetzen (vgl. Müllenhoff Zs. 30, 219. Scherer Litteraturg.² 11. Sijmons Grundr. n 25). immer aufs neue erweckt am morgen oder im frühjahr der himmelsgott die sonnengöttin, um sie am abend oder im herbst sterbend zu verlieren. der widerholte tod würde in der sage nur unter der voraussetzung einer widergeburt möglich gewesen sein, die sich nicht bei Sigurd, aber bei Helgi findet. die erwerbung der jungfrau aber konnte, je nach dem bedürfnis der sage, auch doppelt geschildert werden, und es lag nahe, die vorhergehende der folgenden gegenüber als eine verlobung zu fassen. dass aber die lohe immer aufs neue durchritten werden muss, das gerade ist noch ein deutlicher nachklang des naturmythus.

Auf die deutsche sage habe ich hier nicht einzugehn. wie man aber die abhandlung Zarnckes (Ber. der sächs. gesellsch. d. wissensch. 8, 227 ff) immer wider als argument gegen die Grimm-Lachmannsche auffassung anführen kann, begreife ich nicht. Zarnckes ausführungen haben doch lediglich bestätigende, keine beweisende kraft. sie zeigen sehr schön, wie die ritterzeit des ma.s sich zwei merkwürdige züge der ihr überlieferten sage, die wilde leidenschaftlichkeit Brünhilds gegenüber Siegfried und die wegekundigkeit Siegfrieds nach ihren gesellschaftlichen sitten und anschauungen zurecht legte: ihre wahre erklärung aber finden jene züge erst aus der ältesten form der sage, die, in Sig. III 3 angedeutet, in Sigdrifamal und Hel Reid aufs klarste zu tage tritt.

Wir kommen zu dem zweiten hauptpunct, der vermählung Brynhilds und Gunnars. die s. 227 erwähnte sagenform berichtet, dass Brynhild mit gewalt zur heirat gezwungen wurde. man hielt sie daher allgemein für jünger (vgl. zb. W Grimm HS³ 432). dagegen meinte Golther (s. 44), dass diese sagenfassung die ältere sei und erst spät durch den Vaflogi verdrängt wurde. aber die beiden hauptstützen für Goltiers behauptung, die angebliche verschiedenheit von Brynhild und Sigdrifa und das nebeneinander beider sagenformen im Oddrunargrat halten bei genauerer betrachtung der quellen nicht stand.

Was den ersten punct betrifft, so sind, von der alten auffassung ausgehend, Sijmons Zs. f. d. phil. 24, 12 und Ranisch Zur kritik und metrik der Hamðismal these 1 unabhängig von einander zu der ansicht gekommen, dass erst der dichter der Gripisspa die spaltung in Sigdrifa und Brynhild vorgenommen habe. Sijmons, der dieser frage von jeher besondere aufmerksamkeit zuwante, sucht sogar durch eine neue erklärung von Fafn. 44 die doppelheit der namen zu beseitigen, indem er dort *sigdrifa* appellativisch fasst und als 'die siegspendende' erklärt. diese auffassung bereitet zwar metrisch und sprachlich keine schwierigkeiten, auch die stilistisch ähnlichen bezeichnungen in v. 43 *fólkvitr* und *horgefn* sprechen für sie, und die verschweigung des namens in der Gripisspa würde unter ihrer voraussetzung besonders verständlich: dagegen erregt sie zwei gewichtige bedenken. einmal fehlt es für ein so folgenreicheres misverständnis, wie es die prosa der Sigdrifamal durch fassung des appellativs als eigennamen verschuldet haben müste, an einem analogon: in der Völundarkvida liegt nicht, wie Sijmons annimmt, ein misverständnis vor, sondern eine absichtliche änderung des redactors. *Svanhvito* (v. 4) zeigt, dass auch *Alvitr* im gedicht als eigennamen zu fassen ist: diese beiden namen gehören ursprünglich zu *Slagfibr* und *Vólundr*. die prosa verfolgt aber, ebenso wie die v. 11, nur den zweck, zwischen der durch die interpolierte v. 15 verschuldeten doppelheit der zwei letzten wölkürennamen zu vermitteln (vgl. Zs. 33, 27). sodann aber würde die Sijmonssche erklärung den namen als rein nor-

dische erfindung voraussetzen, was mir im hinhlick auf M.s ausföhrungen (Zs. 10, 155 f) nicht statthaft erscheint. M.s zusammenstellung mit *'wig triban'* und *'frou Tribe'* erklärt den namen vortrefflieh. die doppelheit der namen ist im mythus begründet und gemeingermanisch wie ihr gegenstück *Guprön-Grímhildr*, aus der sich die verschiedene benennung von Siegfrieds gattin im norden und süden noch immer am besten erklärt. ich finde es aber nur natürlich, dass gerade in den liedern, in denen sich Sigurd mit dem ihm gleichartigen wesen verbindet oder in denen auf diese verbindung hingedeutet wird, wo also der alte lichtgottnythus noch am deutlichsten hervortritt, dh. in *Fafnis-mal* und *Sigrdrífumal*, diese bezeichnung angewandt wird. wie es sich nun aber auch mit dem namen *Sigrdrífa* verhalte, auf jeden fall ist durch Sijmons' ausföhrungen (Zs. f. d. phil. 24, 6—11) die einheitlichkeit der person definitiv erwiesen.

Nicht besser ist es um Golthers zweiten beweis bestellt. zum ausgangspunct ist eine stelle des *Oddrunargrat* (vv. 17 f) gewählt, eines liedes, das auch sonst notorisch willkürlich mit der sage verfährt (*Lüning Edda* 437 f). dass an der stelle auch nach *Bugges* auslegung nicht notwendig an die waberlohe gedacht zu werden braucht, betont Sijmons aao. s. 27 mit recht. die wahrscheinlichste annahme ist, dass der dichter nach seinem sonstigen verfahren motive, die er in andern liedern vorfand, weiter ausgesponnen hat. man vgl. *Helr.* 1: *betr somþe þér borþa at rekja* und *Oddr.* 17: *Brynhildr i búre borþa rakþe*; ferner *Sig. III* 37: *hvárt ek skylda vega eþa val fella* und *Oddr.* 18: *þá var vig veget völsko sverþe*. aber auch wenn man die stelle nach Golthers ansicht auffasst und die *Vigfussonsche* conjectur, die die waberlohe ausdröcklich hineinbringt, für einleuchtend hält, wofür allenfalls noch die letzten zeilen *unz þér vélar vísse allar* in v. 18 sprechen würden, die auf die der jüngern version sonst unbekannte teuschung hinweisen, auch dann beweist die stelle eher das gegenteil. auch in den verwanten mythen von der waberlohe hängt von dem ritt durch diese die gewinnung der jungfrau nicht allein ab (vgl. auch *Heinzel* aao. s. 695). man denke an die gestalt des wächters in *Fíölsvinnsmal* und *Skirnismál*, in letzterem gedichte außerdem an die drohungen *Skirnismál*. also auch dort werden kämpfe angedeutet. diese mussten beim verblassen des mythus naturgemäls zur hauptsache werden, und besonders bei *Brynhild*, die man sich nach der *Helreid* von einer schildburg umgeben dachte. es ergäbe sich also die reihenfolge: 1) ritt durch die waberlohe ist die bedingung für *Brynhilds* erwerbung; *Helreid*, vorausgesetzt in *Sig. III* 1—5: dem entspricht die ältere gestalt der *Skirnismál*, nach der die erwerbung der *Gerð* nach dem flammenritte auf güttlichem wege erfolgte (Zs. 31, 149); 2) ritt durch die lohe; zugleich stattfindende kämpfe: *Oddr.* 18, angedeutet und durch den runenzauber ersetzt in der jüngern

form der Skirniför; 3) werbung unter kämpfen; noch angedeutet Sig. in 37 in der alternative, die Brynhild aufstellt, ob sie nachgeben (dies muss der sinn sein) oder kämpfen solle: sonst ist die anwendung von gewalt in dieser partie auf Atli, den bruder Brynhilds, übertragen. wie man aber die stelle des Oddrunargrat deuten mag, auf jeden fall ist die genannte entwicklungsreihe die einzig naturgemäße und wird durch den parallelen vorgang in der Skirniför gesichert. in der jüngsten fortbildung Gudr. i 25 f sind die kämpfe dann ganz verschwunden.

Die deutsche sage widerspricht dieser sagenentwicklung nicht. haben die wettkämpfe, die Brünhild mit Gunther und Siegfried im Nibelungenliede vornimmt, überhaupt etwas mit den kämpfen in der nordischen sage zu tun, woran Golther selbst zweifelt (s. 57), so würden sie eben der letzte nachklang der früh neben der waberlohe auftretenden kämpfe sein. dagegen würde bei Golthers trennung von Brynhild und Sigdrifa der abschluss des nach ihm ausschließlich nordischen Sigdrifamythus völlig in der luft schweben. Golther würde zu seinen so merkwürdigen schlussfolgerungen gar nicht gelangt sein, wenn sie nicht durch seine ansicht über den walkürenmythus bedingt wären. zu welchen widersprüchen diese jedoch führt, hat Henning in seiner recension (DLZ 1890, 227 ff) genügend beleuchtet.

Nicht von so schwerwiegender bedeutung wie die beiden behandelten puncte, aber von kaum geringerem interesse ist die alte streitfrage über die älteste form von Siegfrieds ermordung. im allgemeinen wird angenommen, dass die darstellung, nach der sein tod im bette erfolgte, im norden älter sei (Sijmons Beitr. 3, 284. Edzardi Germ. 23, 335), dass dagegen die fassung, nach der er im freien erschlagen wurde, erst bei einer erneuten einwanderung der deutschen sage im 9 jh. nach dem norden gelangte (Sijmons Grundr. n 28 f). dagegen behauptete schon Bugge (Zs. f. d. phil. 7, 389), dass letztere version die ursprüngliche sei, und Golther stimmt ihm zu, indem er die ermordung im bette spät unter dem einfluss isländischer sögur entstanden sein lässt (Studien s. 86). sein daraus gegen die unursprünglichkeit der älteren nordischen quellen erhobener vorwurf wäre zutreffend, wenn ein so altes merkwürdiges lied wie das Brot, das durchaus auf dem von ihm bevorzugten sagenstandpunct steht, in der tat mit den liedern, die auf die jüngere einwanderung zurückgehen, zusammengestellt werden dürfte. dass dies nicht möglich, erkannte Ranisch, und so suchte er zwischen den beiden ansichten (s. viii) zu vermitteln, indem er annahm, dass beide fassungen schon in der deutschen sage da waren und zugleich nach dem norden kamen. dass eine spaltung schon in so früher zeit eingetreten sein sollte, ist jedoch unwahrscheinlich; auch müsste die zweite sagenform dann im süden später ganz vergessen sein, da auch Hans Sachsens darstellung zwar die ermordung während des

schlafes, aber nicht im bette bringt. ich halte mit Bugge die version, nach der Sigurd im freien ermordet wird, durchaus für die ältere, und glaube, dass dem auch die resultate der M.schen kritik nicht widersprechen.

Die prosa zum Brot und zum Nornagest unterscheidet die im Brot, in Gudr. II, und, wie ich s. 226 wahrscheinlich zu machen suchte, auch in den echten teilen der Sig. III vertretene auffassung ausdrücklich von der deutschen. als sicher steht fest, dass Sigurd nach ihr unter einem baume ermordet wurde. da nun Gudr. II, wie M. zeigt, das Brot, wo wir es controlieren können, wiederholt richtig ergänzt, so wird auch die in ihrer v. 4 zu erschließende thingfahrt, bei der Sigurd ermordet wurde und die jetzt nur noch in der prosa des liedes erwähnt wird, im liede selbst erzählt worden sein. und eben diese thingfahrt setzen dann die früher besprochenen vv. 26 f der Sig. III voraus. die auf Deutschlandweisenden bezeichnungen *á suþrvega* und *sunnan Rinar* brauchen nicht auf jüngere entlehnung zu deuten; der Rhein findet sich ja auch in der alten prosa der Reginsmal und die *ffjöll Rinar* Völkv. 14. die prosa des Brot aber betrachtet beide fassungen noch als durchaus gleichberechtigt, erst der späte Nornagestþattr registriert die ermordung im bett ausdrücklich als die verbreitetere sagenform. sie mag sich früh aus der ältern entwickelt haben, da sie nicht nur die Skalda bringt, sondern auch die nach Ranisch im 10 jh. abgefassten Hamðismal; Gudr. I und Gudruuarhvöt kommen natürlich als jüngste lieder nicht in betracht. es ist jedoch zu beachten, dass nach Bugge die Hamðismal schon jüngere elemente enthalten, auch erscheint dort die erzählung nur episodenhafte und nicht, wie im alten Brot, als hauptmotiv.

War die älteste form, wie Wilken, mir sehr wahrscheinlich, vermutet, die, dass Sigurd im halbschlummer unter einem baume erschlagen wurde, so ist diese wol auch bei der ersten einwanderung nach dem norden gekommen: das motiv wurde im deutschen Nibelungenliede und im nordischen Brot verschieden weitergebildet. dass der wald im norden fehlt, ist unwesentlich und beruht keineswegs, wie Golther meint, auf isländischer natur: denn Brot und Gudr. II sind norwegisch. indem man aber das motiv des schlafes urgierete, kam man ganz natürlich dazu, die scene nicht ins freie, sondern in Siegfriids behausung zu verlegen. —

Für die geschichte der Nibelungensage sind diese untersuchungen M.s ebenso grundlegend, wie die kritik der götterlieder im ersten teile für die mythologie; daher ist ihnen von den herausgebern mit recht ihr platz in dem großartig angelegten werke des meisters angewiesen. gegenüber der im hinflick auf die sage glänzend geübten höhern kritik ist, wie in den untersuchungen über Beowulf, was an wortkritik geboten wird, gering. eine fundgrube zb. für lexikalische zwecke, wie der

erste teil, sind diese untersuchungen nicht. doch sei hier noch ausdrücklich auf die erklärung von Gudr. II 22 aufmerksam gemacht, in der sich M. mit Edzardi Germ. 23, 339 und Rydberg (Undersökningar i germanisk mytologi I 104) begegnet und die erklärungen wie die EHMeyers (Völuspa s. 30), wonach die worte *sóuar dregra* auf das blut Christi gehn sollen, hoffentlich für immer beseitigt: in dem verse *ok sóuar dregra* muss dann hier wie im Hyndluliede (Sijmons Edda s. 189) auftact angenommen werden.

Einen blick aber lohnt es noch zu werfen auf ein ergebnis, das für die geschichte der dichterischen motive und der composition in den Eddaliedern abfällt; wer diese einmal zu schreiben unternehme, würde überall an M. anknüpfen müssen.

Ganz parallelen vorgang sehen wir bei der verwertung der beiden motive der weissagung und der klage. beide werden von jüngern liedern immer unverständiger ausgenutzt und zuletzt farcenhaft verdreht. die prophezeiung hat in den altertümlichen Fafnismal und in dem schönen schluss der Sig. II noch guten sinn: denn die kräfte der sterbenden erhöhen sich zur weissagung (RM Meyer Die altgerm. poesie s. 50); auch in den Igdamal wird dieselbe durch die prosa noch gut motiviert. in ihnen aber bringt die besprochne interpolation schon eine ganz allgemeine weissagung auf Gudrun. in größerem umfang erscheint eine solche in dem einschub am schluss der Sig. III. im zweiten Gudrunliede kehrt das motiv bereits dreimal wider: unglück für Gudrun, Gunnars und Högnis tod, Atli und seiner söhne untergang werden vorausgesagt. so versteht man, wie die prophezeiung dann in der jungen Gripisspa auf die sämtlichen schicksale Sigurds ausgedehnt wird. analog steht es mit Gudruns klage. wild schlägt sie die hände zusammen in den ältern liedern im grellen contrast zu dem auflachen Brynhilds: derselbe schroffe gegensatz in der altertümlichen Völundarkvida; worte spielen noch keine rolle. eine ausführlichere klage wird in Gudr. III ange deutet, in Gudr. II mit allen finessen ausgeführt. im ersten, jüngsten, Gudrunliede erscheinen schon mehrere klagende weiber, und, um den schmerz Gudruns zu überbieten, werden von ihnen die geschmacklosesten gründe für ihre klage angeführt. beide mal endigt so ein altes motiv in der elendesten weise. man kann wirklich beim lesen der Gripisspa und der Gudr. I kaum ernst bleiben: das letzte lied insbesondere ist ein wahres magazin unfreiwilliger komik.

Über die kunstvolle composition in der Hel Reid ist bereits gesprochen: ein lied, das ähnlich tendenziös ein naheliegendes motiv behandelt, ist das erste gedicht vom Hundingtöter. in den Regnismal heisst es von Sigurd v. 14: *sjá mon rýser rikstr und sólo; þrymr um öll lönd orlogsimo*. dies gab offenbar den vorwurf ab für jenen dichter: die schicksalsfäden lässt er hier von den nornen

spinnen, und die worte, welche ihre verheißung schildern: *þann bóþo fylke frégstan verða ok buþlunga beztan þikkja* sind zugleich das leitmotiv des wolaufgebauten liedes. nur der glückliche Helgi sollte geschildert werden, darum schließt das ganze mit einer gleichen ruhmverheißung am schlusse. des helden tragischer tod lag ganz außer dem rahmen dieses gedichtes, das Müllenhoff und Sijmons Zs. f. d. phil. 18, 112 mit recht als ein lied aus einem gusse bezeichneten, und an dessen zerreißung Detter (Ark. f. nord. fil. iv 59 ff) leider soviel scharfsinn vergebens gewant hat.

Müllenhoffs ehemalige schüler und zuhörer werden durch die vorliegenden untersuchungen, die im wesentlichen das bild der vorlesung noch reiner und ursprünglicher widerspiegeln als die für die altertumskunde von ihm selbst ausgearbeiteten des ersten teiles, lebhaft an den alten lehrer erinnert werden. manchmal ruft eine zufällige äufserung die gestalt eines hochverehrten toten wider ganz vor unser geistiges auge zurück. so ergieng es mir, als ich in der kritik der Sig. III gelegentlich der aufforderung Gunthers an Hagen: 'willst du, dass wir den fürsten um sein gut betriegen?' die leidenschaftlichen worte Müllenhoffs las: 'eine schamlose freche aufforderung, die in unvereinbarem widerspruch gegen den geist der alten dichtung und des heldentums steht'. da sah ich den altmeister vor mir: in seinem heiligen zorn der getreue Eckart altgermanischer sage und dichtung.

Berlin, Weihnachten 1891.

FELIX NIEDNER.

Zwei Fornaldarsögur (Hrólf-saga Gautrekssonar und 'Asmundarsaga kappabana) nach cod. Holm. 7, 4^{to}. herausgegeben von FERDINAND DETTER. Halle a. S., MNiemyer, 1891. LVI u. 106 ss. gr. 8^o. — 4 m.

Detter liefert uns eine kritische ausgabe zweier schon in den Fornaldarsögur Nordrlanda vorliegender sögur. dass jene ausgaben Rafns, so dankbar sie ihrer zeit begrüßt werden konnten, längst nicht mehr dem stande der wissenschaft entsprachen, ist eine anerkannte tatsache. so dürfen wir uns denn freuen, dass uns D. hier einen auf genauer kritischer erwägung beruhenden text beider sögur bringt. nach einer kurzen beschreibung der benutzten handschriften betrachtet D. das verhältnis der einzelnen zu einander und kommt zu dem resultat, dass sie in zwei gruppen zu teilen sind, in eine erweiterte und in eine unerweiterte, ursprüngliche classe. zu dieser gehört der cod. Holm. 7, 4^{to} (S), welcher der ausgabe zu grunde liegt, während Rafn sich hauptsächlich an den zur andern classe gehörigen cod. AM 590, b, c, 4^{to} chart. hielt. da jedoch S nur fragment ist, so bedarf es der fortwährenden untersuchung der andern hss. und zwar beider gruppen, um den richtigen text herauszufinden. D. hat sich dieser arbeit mit

grofser unsicht unterzogen, und er wird alleseitig auf zustimmung rechnen dürfen. er begründet in der einleitung ausführlich, warum er S seiner ausgabe zu grunde legte, zeigt uns die eigenart der verschiedenen handschriften und lässt es auch nicht an hinweisungen fehlen, wie einzelne fehler und versehen entstanden sind. schliesslich führt er uns in einem stammbaum die ganze entwicklung der hss. vor augen. einige wertlose codices sind nicht benutzt. all das gesagte gilt nur von der ersten saga. für die zweite, die Asmundarsaga, gestaltet sich die sachlage erheblich einfacher. diese ist vollständig nur in S enthalten und außerdem fragmentarisch, im wortlaut ziemlich übereinstimmend mit S, in cod. AM 586, 4^{to} membr.

In der orthographie folgt die ausgabe der handschrift S, jedoch so, dass normalisiert ist und nur immer dasselbe zeichen für denselben laut verwendet wird. so wurden beide ö-laute (o und o) mit dem gleichen zeichen ö bezeichnet und nur in wörtern wie *gera*, *erindi*, *engi* wurde die schreibung mit e durchgeführt (s. xxxiv). schreibungen wie *dreingr*, *geingi*, *mykill*, *mög*, *mig*, *kunnict* wurden mit rücksicht auf die lesbarkeit und brauchbarkeit der ausgabe für anfänger mit *drengr*, *gengi*, *mikill*, *mjök*, *mik*, *kunnigt* widergegeben (s. xxxv). man wird gewis an sich gegen dies verfahren nichts einwenden können und jene angegebene rücksicht gerne gelten lassen; aber es wäre doch zu wünschen gewesen, dass D. uns, um seine ausgabe auch für sprachliche untersuchungen brauchbar zu machen, in der einleitung statistische zusammenstellungen gegeben hätte über die tatsächliche orthographische wiedergabe der einzelnen laute in der hs.

Im zweiten teil der einleitung (s. xxxv ff) geht D. auf den inhalt der sögur ein. vom ästhetisch-litterarischen standpunct aus betrachtet sind beide ziemlich wertlos. zumal in der Hrolfs-saga finden wir eine wüste häufung von abenteuern und motiven, die vielfach auch anderswo, so besonders in der Örvar-Oddssaga, vorkommen, während die Asmundarsaga ein einheitlicheres gepräge zeigt. eine solche episode, die auch sonst begegnet, ist zb. die vom *risi* (s. 34 ff), 'eine nordische umdichtung der Polyphemgeschichte' (s. xxxvii). zu den von D. angeführten parallelen möchte ich noch das auch von Nyrop Nord. tidskr. ny række v 1851 übersehene märchen 'Sagan af Sigurdi kongssyni og Ingibjörgu systur hans' bei Arnason Þjófsögur u 348 ff hinzufügen. hier sind die kinder in die gewalt einer blinden riesin gelangt und werden gemästet. sie sind im stall, jedes an einen pflock angebunden. wie im deutschen märchen von Hänsel und Gretel wird die riesin, die sich überzeugen will, ob die kinder noch nicht fett genug zum schlachten sind, durch einen knochen geteuscht, in den sie beifst. schliesslich gelingt es dem knaben, sich zu befreien, er schlachtet zwei schweine, fährt mit

seiner schwester in die bälge und teuscht so am morgen die riesin, als sie die herde herauslässt und nachzählt. auch im deutschen märchen von Hänsel und Gretel heisst es: 'die hexen haben rote augen und können nicht weit sehen'; 'die alte, die trübe augen hatte' (Grimm nr 15). —

Das hauptinteresse haben beide sögur für uns — und dies hat wol D. hauptsächlich zu ihrer herausgabe bestimmt — durch ihre beziehungen zur ostgotischen heldensage. auf die übereinstimmung der Hrolfssaga mit der Virginal hat schon Heinzel in seiner abhandlung WSB 119, 74 gewiesen. D. wiederholt die wesentlichsten puncte. auch das Hyndlulied kannte, wie Bugge Ark. f. nord. fil. 1 251 ff gezeigt hat, schon den stoff der Hrolfssaga¹. im Hildibrand der Asmundarsaga hatte schon W Grimm HS² 259 den Hildebrand der deutschen sage erkannt. D. weist nun im einzelnen scharfsinnig nach, wie der schauplatz des kampfes zwischen Asmund und seinem bruder Hildibrand bei Coblenz gedacht wird, denn unter Maasshella sei Mosella zu verstehn, und da Asmund, um dorthin zu gelangen, an den Rhein zieht, so kann eben nur die mündung der Mosel gemeint sein. schon diese ortsangabe allein würde dazu führen, das vorbild des kampfes in der deutschen heldensage zu suchen. im norden ist nun eine verschiebung eingetreten. aus dem kampf zwischen vater und sohn wurde ein solcher zwischen zwei brüdern. an stelle Hadubrands, der vielleicht wie in der Þiðrekssaga zunächst als Alebrand bekannt war, trat der den Skandinaviern mehr mundgerechte Asmund. an diese ursprünglich deutsche sage sind dann allerlei nordische sagenmotive angefügt, so die wunderbare geschichte von den durch die zwerge Olius und Alius geschmiedeten schwertern. D. hält es für wahrscheinlich, dass von dieser zwergengeschichte die nordische umgestaltung der deutschen sage ausgieng, indem das nidingswerk, welches durch die schwerter verübt wurde, ein brudermord war. nach verknüpfung beider ursprünglich getrennter erzählungen wurden dann Hildebrand und Hadubrand zu brüdern. aus der saga vom brudermord stammen

¹ der schluss der saga: *gleði Guð þann er rituði ok sagði ok alla þá er tilklýpa einuett D. (s. ALII) an den schluss der Havamal: heill sá er kvap, heill sá er kann, njóti sá er nam, heilir þeir er hlýddu.* ähnliche schlüsse kommen öfter bei den sögur vor. es sei mir gestattet, bei dieser gelegenheit auf die endreime eines solchen hinzuweisen, die dem herausgeber Vigfusson augenscheinlich entgangen sind. am schluss der allerdings wol erst im 15 jh. niedergeschriebenen Viglundarsaga (Nord. oldskr. xxvii 47 ff) heisst es s. 91 f: . . . ok lýkr hér þessi sögu. At henni má þykja mikil gaman, geymi (gleði) eod. AM 551 a. 4^{vo}) *guð oss alla saman: lýktist svo endir at vær sém allir guði sendir: sá þessar sögur gírnist segja, hann þarf ekki löngum þegja; vær köstum allir kvölum ok mæði, ef kappar gírnast ágætt witi; sögur ok mentir ok signuð fræði ok síðan eptir sannleiks gæði. Hafi þeir þökk er hlýddu, þeir er sögunu þýddu, ok þorgeir er leirið skráði; sjálfir guð ok María þú alla núði. þeir feðgar hafa skrifat bók þessa ok bitit til guðs fyrir þeim öllum. Amen.*

vielleicht noch andere episoden wie die liebesgeschichte Asmunds und der Aesa, die freierprobe usw.

Saxo Grammaticus kannte den ganzen stoff der saga im wesentlichen in der form, wie ihn die Asmundarsaga bietet. trefflich ist D. der beweis gelungen, dass Saxo die verse am schluss der saga in derselben verderbten gestalt, in der sie uns erhalten sind, gekannt und benutzt hat.

Aus den zwergennamen *Olius* und *Alius*, die er für verderbt hält aus *Unus* und *Alius*, ferner aus dem namen des hünenkönigs *Lasinus* (= *latinus*), sowie aus der auf das lat. *Mosella* zurückgehenden form *Másshella* glaubt D. den schluss ziehen zu dürfen, dass die unmittelbare quelle unserer saga eine lateinische war wie die, auf welche sich der verfasser der Hroffssaga kraka be ruft, FAS I 10S. es mag dahin gestellt sein, ob man durch diese wenigen namensformen zu der vermuthung D.s berechtigt ist.

Berlin, im september 1891.

B. KAULE.

Der Reinhart fuchs und seine französische quelle. von dr HERMANN BÜTTNER. (Studien zu dem Roman de Renart und dem Reinhart fuchs. II heft.) Strafsburg, KJTrübner, 1891. 123 ss. gr. 8^o — 2,50 m.*

Man hat sich bisher das verhältnis des Reinhart fuchs (RF) zum Roman de Renart (RR) meist so gedacht, dass sie beide auf eine gemeinschaftliche quelle zurückgehen, welcher RF näher stehe als RR, indem sie wie jener eine einheitliche satire dargestellt habe, während sie in diesem in einer gestalt vorliege, die erst unter den händen der jongleurs dadurch entstanden sei, dass diese das übergroße gedicht zu ihren zwecken hergerichtet und in einzelne mehr oder minder satirisch gefärbte tiermärchen gleichsam zersungen hätten. man konnte sich darauf berufen, dass dieses X sich damit organisch an die älteren lateinischen tierdichtungen, RF wider daran angliedere, RR eine spätere entwicklung repräsentiere, während, wenn man sich X in der weise von RR vorstelle, man RF als eine art atavismus denken müste. man brauchte deswegen nicht zu verkennen, dass RF durchaus keine sklavische nachahmung sei, dass vor allem gewisse zusätze sicher sein eigentum seien, dass er vielleicht hier und da seine quelle misverstanden, öfters jedesfalls dieselbe gekürzt habe.

Martin in seinen 'Observations sur le roman de Renart' hat dieser ansicht eine andere entgegengestellt. nach ihm wäre X ziemlich gleich RR gewesen, nur hätten die branchen darin eine abweichende stellung gehabt. aus diesem sei nun RF nach einem bewusten plane durch allerlei umstellungen und vor allem kürzungen umgearbeitet worden. ein beweisendes beispiel einer durch RF vorgenommenen umstellung findet er (s. 110) in den abenteuern mit dem raben und der katze, welche in RF ihre plätze gewechselt hätten gegenüber RR. aber es scheint mir durchaus

* [vgl. DLZ 1892 nr 10 (EStengel.) — Lit. centr. 1892 nr 15.].

nicht sicher, dass die anordnung in RR die ursprüngliche sei: in RF ist nirgends gesagt, dass Reinhart wirklich verwundet ist (denn *geliche als er niht were wunt* v. 279 kann nicht nur heißen 'als ob er nicht verwundet wäre' sondern auch 'gleich einem, der nicht verwundet ist'), vielmehr nur, dass er dem raben gegenüber sich für verwundet ausgibt, und dies ist auch wahrscheinlich die ältere fassung, da sich verwundet oder tot zu stellen eine typische list Reinharts ist. es ist nun leicht begreiflich, wie RR dazu kommt, die angebliche wunde für eine wirkliche zu nehmen und zu ihrer erklärung das katerabenteuer vorzustellen; minder begreiflich wäre der umgekehrte vorgang, und was Büttner s. 52 ff zur stütze von Martins ansicht beibringt, scheint mir wenig einleuchtend. — mit recht hebt ferner M. (s. 107) hervor, dass 143 Schanteclers *ves lüt ir iuch disen gebür bescheiten?* durch den vorhergehenden ausruf Lanzelins *owe der hütener min* nicht genügend gerechtfertigt sei. aber derselbe vorwurf trifft schon RR II 421, wo *n' oez quel honte vos dient cil vilein* ebenso überraschend auf den ruf der bauern *vez le gorpil* folgt. RF 169 ist auch durchaus nicht so unsinnig, wie Martin aao. meint, und muss nicht durch unverünftige kürzung aus RR II 450—52 entstanden sein. R. sagt: 'verwünscht der, der schwätzt, wenn er schweigen sollte', darauf erwidert der hahn in RR: 'verwünscht der, der die augen schließt, wenn er sie offen halten sollte' dh. nicht nur du hast eine dummbheit begangen, sondern auch ich: wir gehn beide gewitzigt aus dieser geschichte hervor. die antwort des hahns in RF gibt einem ganz abweichenden gedanken ausdrück: 'freilich wäre der nicht dumm, der sich jederzeit vor schaden zu hüten wüste' dh. du hast dich nicht behütet und bist also dumm. das sind zwei gleich gute fassungen, deren keine abhängigkeit von der andern verrät: welcher die priorität gebührt, lässt sich nicht entscheiden. — unklar ist, wie sich M. die quelle des abenteuers von den betrunkenen wölfen (RF 499—550) denkt. er verweist dabei (s. 105) auf RR XIV, dürfte doch aber kaum diese branche als quelle ansehen. keinesfalls denkt er, wie Büttner s. 76 meint, an RR VI, da er s. 44 ausdrücklich von dieser branche hervorhebt, dass 'son contenu ne se retrouvant pas dans le Glichezare, elle n'appartient à coup sûr pas à l'ancien fonds du roman'.

B. hat in seiner zu besprechenden schrift die ansichten seines lehrers zu beweisen und consequent weiterzubilden versucht. störend ist es teilweise, dass er die unterschiede zwischen seiner und M.s auffassung nirgends hervorhebt, so dass man anfangs meint, dass er nur die beweis für M.s behauptungen bringe, während doch sein X eine ganz andere gestalt hat als das M.s, nämlich die im ersten hefte der gleichen 'Studien' (s. 30) angegebene reihenfolge I, II 1—842, XV, II 843 ff, III, IV, V, V³, VI, XII, VII, VIII, IX, X, XI, XVI. vielleicht aber fehlte in der vorlage

von RF bereits die branche xv (Stud. II 66). darnach ist also die umstellende tätigkeit des Glichezare bei ihm viel grösser als bei M., und es wird uns etwas schwer, uns in seine arbeitsweise hineinzuwenden. denn einerseits hätte er sich stellenweise erstaunlich eng an sein original angeschlossen, so dass er z. B. *cus* (= hahnrei) einfach aus dem französischen herübernimmt (RF 606 altes gedicht, der bearbeiter ändert; vgl. RR II 1171), andererseits hätte er keinen stein seiner vorlage auf dem andern gelassen. das können wir uns bei einem modernen bearbeiter recht gut vorstellen, der sein original erst durchlist, danach den plan seiner bearbeitung entwirft und, während er diese vornimmt, an stellen, die ihn besonders interessieren, oder die ihm aus dem gedächtnisse entfallen sind, nachschlägt und an diesen stellen dann etwa wortgetreu übersetzt: einem mittelalterlichen dichter bot das geschriebene wort noch dazu in einer fremden sprache wol solche schwierigkeit, dass man sich ein nachschlagen nur in geringem mafe denken kann. natürlich will ich hier nur eine schwierigkeit hervorgehoben, durchaus keine unmöglichkeit behauptet haben.

B.s buch gliedert sich in zwei teile, deren erster die psychologische unmöglichkeit für den verfasser des RR, sein gedicht aus einer dem RF ähnlichen, der zweite die psychologische möglichkeit für den verfasser des RF, das seine aus einer dem RR ähnlichen vorlage herauszuarbeiten nachweisen soll. dieser zweite teil scheint mir nun allerdings sehr gelungen: jeder unparteiische wird, wenn er auch die oder jene erklärang nicht genügend findet oder durch eine andere ersetzen möchte, im grossen und ganzen diese möglichkeit als erwiesen betrachten und an den feinen und geistreichen bemerkungen über aufbau und idee des RF seine freude haben. der erste teil scheint mir hingegen nicht das zu beweisen, was er beweisen soll: es sind nur einzelne kleinigkeiten, in denen RR sicher die ursprüngliche überlieferung, RF eine spätere fassung zeigt, was ja nichts verschlägt, da doch niemand RF für die vorlage von RR hält, und X dennoch RF näher stehn kann als RR, wenn auch RF sich manchmal durch misverständnisse oder nachlässigkeit zu seinem schaden davon entfernt hat. in den meisten von B. angeführten fällen, die ich hier nicht ausführlich besprechen kann, mag ebenso wol RR durch ausschmückung und verdeutlichung aus RF, wie dieses durch streben nach knappheit aus jenem hervorgegangen sein.

Solange diese unmöglichkeit nun nicht völlig sicher nachgewiesen ist, stehn sich eben zwei möglichkeiten gegenüber, und wenn wir sonst kein kriterium finden, müssen wir uns mit diesem entweder-oder begnügen. ein solches kriterium scheint mir nun aber die vergleichung mit dem niederländischen Reinaert zu bieten¹. er geht ja nur eine kleine strecke mit RF zusammen,

¹ auch Brandes hat es (Zs. 32, 24 ff) versäumt, den Reinaert zur ver-

und es sind nur kleinigkeiten, in denen er mit diesem gegen RR stimmt, aber vereinigt scheinen sie mir beweiskraft zu haben:

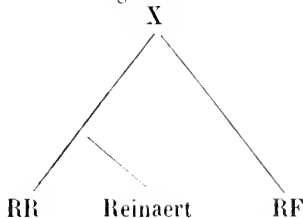
1) der dachs, seinen vetter verteidigend, führt den gedanken aus, dass man nur wegen materiellen schadens zu klagen berechtigt sei; wenn die wölfin auch nur im geringsten an ihrem leibe durch R. schaden gelitten habe, so wolle er es für ihn büßen. so RF 1407 ff. ebenso im Reinaert: die wölfin lag doch nicht krank danach, was soll man viel worte darüber verlieren? anders im RR 1 119 ff, wo in diesem zusammenhang nicht von der wölfin, sondern vom wolf die rede ist: wenn Isengrin auch nur um das geringste durch R. geschädigt worden sei, so wolle er es büßen.

2) im RF und Reinaert hält Schantecler die R. anklagende rede, und die getötete wird ausdrücklich als seine tochter dargestellt — im RR hält Pinte die rede, während der hahn nur zu den füßen des königs niederkniet, und das verwandtschaftsverhältnis zu der getöteten wird nicht bezeichnet.

3) der befehl des königs vigilie zu singen wird im RF und Reinaert in indirecter, im RR 1 398 ff in directer rede erteilt.

4) RR 737 ff wird einfach gesagt, das Tybert gerne sich des botendienstes geweigert hätte, es aber nicht zu tun wagte — in RF und Reinaert weigert er sich wirklich, der könig (Reinaert) oder Randolt der hirsch an seiner stelle (RF) weist die weigerung zurück, worauf sich der kater mit einem stofsseufzer fügt. drei reden in gleicher reihenfolge hinter einander, während in RR nur ebenso viele zeilen, die den unwillen des boten knapp erwähnen.

Gegenüber diesen wenigen fällen, in denen Reinaert mit RF stimmt, stehn eine ganze reihe, in denen er zu RR gegen RF, und ebenso viele, in denen RF zu RR gegen Reinaert stimmt. Willem hat wol mit besonderer freiheit seine quelle benutzt, auch RF hat sich nicht sklavisch an dieselbe gebunden: so ist es denn schwer einen stammbaum aufzustellen. am wahrscheinlichsten ist mir noch der folgende:



Volkstümliche grundlage wird jedesfalls für die besondere gleichung heranzuziehen. wenn er dies nicht unterlassen hätte, würde er bemerkt haben, dass viele jener stilistischen übereinstimmungen (44 unter 105), die ihn zur annahme gleichen verfassers für den Reinke und jene andern niederdeutschen gedichte bringen, sich schon in dieser vorlage des Reinke finden, also nichts beweisen können.

veranlassung der krankheit des löwen anzunehmen sein. ich kenne allerdings nur ein ähnliches tiermärchen, welches Vonbun (Beitr. zur deutschen mythol. gesammelt in Churrätien s. 114) aus dem Montavoner tale in Vorarlberg berichtet: ein fuchs hat heimkehrend seine höhle von einem haarigen, grauslichen *fengg* (dasselbe wesen ungefähr, das man anderwärts *schrätel* nennt) besetzt gefunden. umsonst ruft er den bären und den wolf zu hülfe: sie werden beide in die flucht geschlagen. endlich wendet er sich an die ameise, die sich 'in den krausen haaren von des fenggen hinterquartier postiert' und ihm durch krabbeln und beißen den aufenthalt so unbehaglich macht, dass er es vorzieht, die wohnung zu räumen.

Mit den programmen von JLange ('Les rapports du roman de Renart au poème allemand de Henri le Gleissner. Neumark 1887' und 'Heinrich des Gleissners Reinhart und der roman de Renart in ihren beziehungen zu einander. zweiter teil. Neumark 1889') hätte sich B. jedesfalls auseinandersetzen sollen. man wird sehr viel gewagtes, aber doch auch manches beachtenswerte darin finden.

Baden im Aargau 22. 9. 91.

S. SINGER.

NEUERE SCHRIFTEN ZUR ARTHUR- UND GRALSAGE.

- 1) H.ZIMMER über: Alfred Nutt, Studies on the legend of the holy Grail with especial reference to the hypothesis of its Celtic origin, London 1888. (GGA 1890 s. 488—528).
- 2) ders. über: Histoire littéraire de la France. Tome xxx. Paris 1888 (ebd. s. 785—832).
- 3) ders. Bretonische elemente in der Arthursage des Gottfried von Monmouth (Zeitschrift für französische sprache und litteratur 12, 231—256).
- 4) ders. Beiträge zur namenforschung in den altfranzösischen Arthurepen (ebd. 13, 1—117).
- 5) Studies in the Arthurian legend by J.Rny's. London, HFrowde, 1890. viii u. 411 ss. — 12 sh. 6 d.*
- 6) Über die französischen gralromane von RICHARD HEINZEL. Wien, FTempsky in comm., 1891 (Denkschriften der kais. akademie der wissenschaften in Wien. phil.-hist. classe xl). 196 ss. gr. 4^o. — 10 m.**

Unter den hier genannten schriften verdienen die Zimmers um so mehr eine besprechung vor den germanistischen fachgenossen, als sie in zeitschriften erschienen sind, welche teils der allgemeinen kritik teils einem andern zweige der philologie dienen, so dass ihre bedeutung für die deutsche philologie leicht übersehen werden könnte.

Die erste dieser abhandlungen stimmt im ganzen der von Nutt ua., auch von dem referenten vertretenen ansicht zu, 'dass der Arthursagenkreis und auch die Parzivalsage in den grundelementen keltischen oder vielmehr kymrisch-bretonischen ur-

* [vgl. DLZ 1891 nr 44 (WGolther).]

** [vgl. Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1892 nr 2 (WGolther).]

sprungs' sei; nur gegen die benutzung neuerer volkserzählungen zum beweis dieser ansicht wendet sie sich und spricht überhaupt nur den mit der sprache der älteren bretonischen und walisischen litteraturdenkmäler vertrauten das volle recht zu, über ursprung und entwicklung der sage endgiltig zu entscheiden. einer in der anmerkung zu s. 520 in aussicht gestellten und gewis hochwillkommenen zusammenfassenden übersetzung des wichtigsten irischen sagenmaterials mit einer geschichte der irischen sage und ihrer beziehung zu der litteratur des ma.s gehören wol einige mitteilungen auf s. 516 ff an, welche teile der Arthursage als bereits der ältesten heldensage der Iren, der Cuchullinsage, angehörig erweisen: das wunderswert Arthurs, Caliburn, Keis glühende heldenkraft, die tafelrunde, ja selbst Parzivals fern vom hofe verlebte jugendgeschichte. zu dieser letztgenannten sage hatte Nutt bereits parallelen aus der Cuchullinsage angezogen (Studies on the legend of the holy Grail s. 152 ff). auf die fülle der sonst von Zimmer für die geschichte der sage beigebrachten einzelheiten kann ich hier wie im folgenden nicht eingehn.

Die 2, ebenfalls als anzeige verfasste studie Z.s bekämpft die von GParis ausgesprochene annahme, dass eine vorstufe der französischen Artusepen in den *lais bretons* zu suchen sei, welche walisische sänger an den höfen Englands und Frankreichs vorgetragen hätten. überzeugend legt Z. dar, dass die Waliser bis ins 12 jh. gegen die Engländer, selbst als diese von den Normannen bereits unterworfen worden waren, durchaus feindliche gesinnungen hegten und einen solchen verkehr nicht gepflegt haben können; dass dagegen die Normannen und Bretonen seit dem 10 jh. vielfach innig verbunden waren, so dass die letzteren an der eroberung Englands teil nahmen. auch die namen der Arthursagenhelden sind bretonisch, nicht walisisch. nur die von der Arthursage ursprünglich getrennte Tristansage sei allerdings durch walisische und englische vorstufen zu den Franzosen gekommen. die Arthursage sei auch in Wales bekannt gewesen, habe aber hier eine andere entwicklung mehr historisierender art erhalten, die sich in Gottfrieds von Monmouth geschichtswerk abspiegele, wenn auch verzogen, willkürlich umgestellt und umgestaltet. dagegen habe sich die bretonische Arthursage nach dem muster der fränkischen Karlssage ausgebildet: daher Artus hier nicht als kämpfer, sondern als rubig waltender lehnsherr erscheine, und Keie hier einigermaßen wie Ganelon herabgezogen werde. der vortrag dieser wie der gesamten keltischen volkssage sei prosaisch gewesen außer lyrischen einschaltungen nach art der dichtung der barden (*scelid*), von denen Z. eine an die skalden gemahnende schilderung gibt. aber es ist wol nicht richtig, was er gegen GParis behauptet, dass die bretonischen sänger den gegenstand ihrer *lais* niemals aus dem Arthursagenkreis gewählt hätten: im Roman de Renart 1^b 2389 ff führt Renart, welcher,

gelb gefärbt, sich für einen jongleur Galopin aus Bretagne ausgibt, folgende gegenstände als sein repertoire an: *Ge fot savoir bon lai breton Et de Merlin et de Noton, Del roi Artu et de Tristan, Del chevrefoil, de saint Brandan.* dies zeugnis führt so ziemlich in die zeitliche nähe von Chrestiens Ivain, wenn die fortsetzung der branche 1 bald nach dieser verfasst ist, welche v. 1521 in der vermutlich ältesten lesart *Noradin* ebenso anführt, wie Chrestiens gedicht. auch ist nach Z.s 3 abhandlung s. 241 bei Giraldus Cambrensis die rede von den *cautatores* der Britonen, welche fingieren, dass *Dea quaedam phantastica scilicet Morganis dicta corpus Arthuri in insulam detulit Avaloniam ad ejus vulnera sanandum*: da ist doch wol auch erzählender, epischer gesang gemeint. vortrefflich sind Z.s nachweise über die namen der Arthurhelden: sie stammen zt. aus dem lateinischen, wie vielleicht Arthur selbst = *Artor*, Kei = *Cajus*, Peredur = *Peritor*, *Queritor*, und sicher Urien, Urbgen = *Urbigenus*, Geraint = *Gerontius*; sie weisen also auf die römische bildung der Briten zur zeit ihrer kämpfe gegen Picten, Scoten und Sachsen hin.

Die 3 abhandlung setzt die zweite fort. sie zeigt, dass die insel Avalon, die fee Morgan der walisischen sage unbekannt waren. in der anmerkung zu s. 249 wird *Avellon* als 'luftinsel' gedeutet, wie frz. *isle de voirre* = *Ynis vitrin*. der name für Glastonbury, wo man Arthurs grab suchte und fand, eine 'glasinsel' ist: beides darf man doch wol auf die jetzt Fata Morgana genannte luftspiegelung zurückführen, welche von den seefahrenden Bretonen mehr beobachtet wurde als von den Walisern in ihren bergen.

Die 4 schrift Z.s stellt eine weitere reihe von namen aus der sage geographisch und historisch fest. für Hartmanns Erec 4714 wird die überlieferte lesart *Wintwaliten* als pferdenname gegen Haupt gerechtfertigt, welcher die bei Wolfram erscheinende namensform *Gringuljeten* einsetzte; letztere dient weiter zur stütze dafür, dass Wolfram eine provenzalische bearbeitung von Chrestiens Perceval benutzte. s. 34 f wird Erecs name auf den Westgotenkönig Eoric zurückgeführt, sein reich d'Estregales als Destregales auf *dextra Gallia*, Südwestfrankreich. Erec ladet seine lehensträger nach Nantes ein; der name dieser stadt, mit dem celtischen *caer* 'burg, stadt' zusammengesetzt, liegt vor in *Carnant*, wie die heimat Erecs genannt wird. auch Lancelot, französiert aus dem fränkischen deminutiv *Lancelin* (aber mit vermittlung durch eine bretonische endung *-oc*) wird auf historische personen des 9 jhs. bezogen. die namen Ither und Nut erscheinen, wenn auch mit etwas andern formen, in bretonischen urkunden. *Cornuaille* leitet Z. aus *Cornu Galliae* ab, dem namen für den südwestlichen teil der Basse Bretagne; er sei dann auf Cornwall übertragen worden, dessen ags. name *Cornweulas* an sich die cornischen Welschen bezeichnete. auf Cornwall siedelten sich

Bretonen im gefolge Wilhelms des erobers an: ihnen schreibt es Z. zu, wenn nach einem berichte über reisen von mönchen aus Laon 1113 diese in Devonshire eine örtlichkeit, vermutlich eine felsklippe, als Arthurs stuhl und ofen (*cathedram et furnum*) gezeigt bekommen. ich möchte hier von Z. abweichen. auch im südöstlichen Wales nannte man 1188 einen zweigipfligen berg *cadair Arthur* dh. *cathedra Arthuri* (QF 42, 34). sollte auch hier eine bretonische übertragung anzunehmen sein und nicht vielmehr die vermutung platz greifen, dass, wie die Bretonen den fortlebenden Arthur auf einer insel, so die in Britannien gebliebenen Celten (denn auch in Schottland wird das von mehreren bergen erzählt) ihn im innern eines berges fortlebend sich dachten? die worte der Annales Cambriae von der schlacht bei Camlan '*in qua Arthur et Medraut corruerunt*' dürften doch wol nicht ausreichen, um den Waliser die sage vom fortleben des königs Arthur völlig abzusprechen. vortreflich stützt Z. die identificierung von *Caridol* mit Carlisle, welches allerdings bretonisch sein muss, da die Waliser Caerleon als hauptstadt von Artus nannten: er meint, Carlisle sei in die sage gekommen durch Bretonen, welche als gefolgsleute der Normannen 1091 dorthin kamen; und ebenso hätten sie das heutige Cardigan (walisisch Aberteivi) in ihre sagegeographie aufgenommen, als sie das in der landschaft Keredigean angelegte schloss unter führung Gilberts 1111 besetzten. dagegen stamme, teilweise wenigstens, mehr aus dem norden Großbritanniens und aus Irland die Tristansage. Trystan ist ein Pictenname, Kanelengres wird auf **Kanoel tengres* 'Engländer aus Carlisle', Parmenie auf Bernicia zurückgeführt. Marc in Cornwall erscheint historisch in der Vita des S. Pol de Leon, Rival in Nordbretagne ebenfalls in heiligenleben um 550. der dichter Breri in der Thomasversion ist der Waliser Bledhericus, dessen Giraldus gedenkt, wie schon GParis bemerkt hat.

Während Z. bemüht ist, in der weise, wie Müllenhoff die geschichte der deutschen heldensage aufgehellt hat, durch benutzung historischer zeugnisse, insbesondere der namen in urkunden und durch grammatische untersuchungen ursprung und entwicklung der Arthur- und Gralsage zu erforschen, haben andre durch vergleichung ähnlicher sagen, die teils aus dem volksmunde unserer zeit gesammelt sind, teils auch der mythologie celtischer völker angehören, den weg zu demselben ziele zu zeigen unternommen. die erstere art der genannten quellen hat namentlich Nutt angeschlagen, dessen hier im Anz. xv 207 f besprochenen 'Studies on the legend of the holy Grail' in seinen anmerkungen zu den 'Waits and strays of Celtic tradition' (Argyllshire series II, London 1890) mehrfache fortsetzung erhalten haben. der andern art wendet sich Rhys zu in dem oben als nr 5 angeführten buche, das eine ergänzung bildet zu desselben verfassers Lectures on the origin and growth of religion as illustrated by

Celtic heathendom (London and Edinburgh 1888; auch als 'Hilbert lectures' betitelt). wie in diesem werk manches beachtenswerte auch für die deutsche mythologie sich findet — ist doch allgemein zugestanden, dass der Wodancultus der Deutschen durch den celtischen Mercurdienst beeinflusst ist —, so fehlt es auch in bezug auf die heldensage, die R. in den Studies in the Arthurian legend behandelt, nicht an wichtigen übereinstimmungen zwischen der germanischen und celtischen tradition; worüber ja auch Zimmer in dieser Zs. mehrfach gehandelt hat. aber freilich, wenn R. s. 265 die Nibelungenschlacht als *Teutonic counterpart* zu dem gemetzel zwischen Walisern und Iren bei dem besuche Brans auf Erin bezeichnet, so ist die ähnlichkeit nur eine sehr allgemeine. und wenn nun vollends innerhalb der celtischen sage selbst Peredur mit Owein, mit Gwalchmei, mit Lancelot gleichgesetzt wird und der letztgenannte selbst noch mit Tristan zusammenfallen soll (s. 154), wenn ferner Peredurs kampf mit dem roten ritter dem des Herakles gegen den nemeischen löwen (s. 156), der Oweins gegen einen menschenfressenden riesen dem siege über die lernäische schlange (s. 190) entsprechen soll, so ist das ein synkretismus, wie er seiner zeit in Deutschland von Creuzer und Mone in anwendung gebracht, den gerechten tadel Wilhelm Grimms HS¹ 336 hervorgerufen hat. so wirft auch R. die quellen willkürlich zusammen. für die gralsage benutzt er mit vorliebe die prosadarstellung von Malory, die dem 15 jh. angehört. dass Chrestien aus den sogen. Mabinogion schöpfte und durch misverständnis dieser quelle zu irrthümern kam, wird s. 110 angenommen; während doch gerade das hier aus der wälischen erzählung angeführte abenteuer Percevals, sein liebeswerben um eine kaiserin von Kristinohyl (Constantinopel) ein fremdartiger anwuchs zu sein scheint und eine verdächtige ähnlichkeit mit der Partonopiersage zeigt. über die sprachlichen deutungen kann ich nicht urtheilen; aber dass nach s. 359 Plinius an einer bekannten stelle (s. Müllenhoff DA I 413) *Morimarusa* irrthümlich als *Mare Mortuum* übersetze, indem es vielmehr ein *Mare Mortuorum* bezeichne, geht denn doch über alles glaubliche hinaus. so wird man auch die ableitung des bei Wolfram erscheinenden namens Herzeloide aus dem walisischen *arglôydes* 'lady, domina' (s. 123) nur mit mistrauen annehmen. einigen sachlichen deutungen, wie zb. dem vergleiche der schwerbrücke im Lancelot mit der in visionen irischer heiligen erwähnten übergangsstelle zur jenseitigen welt muss ich dagegen um so mehr beistimmen, als ich diese parallele bereits QF 42, 41 selbst gezogen habe¹. ansprechend

¹ die ebd. s. 42 ff geäußerte vermutung, dass Arthurs mutter und andre frauen ins totenreich entführt worden, erhält die erwünschte bestätigung durch das bei d'Arbois de Jubainville *Cercle mythol. Irlandais* s. 317 mitgeteilte: hier singt Mider, um Etáin, die Gattin Eocháids, zu verführen, ein lied, das die frauen nach der 'großen ebene' dh. ins jenseits verlockt.

ist die Vermutung s. 367 f., dass die Sage von dem auf einer fernen Insel auf einem siechbett liegenden Arthur aus der von Plutarch *De defectu oraculorum* xviii (Didots Ausgabe III 511) erwähnten Abstamme, wonach Kronos mit vielen dienern von Briareus bewacht, auf einer Insel bei Britannien schlafe und sein schlaf eben das hand sei, das ihn fessele. doch gehört diese Vorstellung vielleicht zu den antiken mythen über Kronos, welche d'Arbois de Jubainville *Le cycle mythologique Irlandais* (Cours de littérature celtique², Paris 1884) 5. 8 ff behandelt.

Im vollsten gegensatz zu Rhys Studies, welche er erst nachträglich benutzen konnte, steht Heinzel mit der oben unter nr 6 angegebenen untersuchung. H. hat für seine schrift eine überaus ausgedehnte und oft sehr wenig anziehende litteratur, zt. sogar in den handschriften durchgenommen und die einzelheiten mit einer vorzüglichen sorgfalt verzeichnet und übersichtlich geordnet. ganz besonders kommt diese sorgfalt allerdings unserer kenntnis der späteren romanischen quellen zu gute. aber auch für Wolfram ist es wichtig, dass die späteren französischen quellen bei aller grundverschiedenheit doch in einzelnen puncten mit ihm übereinstimmen: wir müssen in solchen fällen natürlich auf gemeinsame grundlagen schliessen, die freilich nicht immer zusammenhängende und nicht einmal schriftlich aufgezeichnete werke zu sein brauchen. so führt H. s. 177 aus dem roman von Perlesvans die taube an, die vom himmel eine oblate bringt, und findet, dass der graltaube Wolframs noch näher diejenige steht, welche zu ostern die lampen in der grabeskirche zu Jerusalem entzündete; dies schauspiel ist noch jetzt in Florenz zu sehen, wo der 'scoppio del carro' jedes jahr am sonnabend vor ostern statt findet: ein feuerwerkskörper in form einer taube fliegt von einem wagen aus, der von vier weissen oxen gezogen und prächtig geschmückt vor dem dome hält, an einer sehnur auf den altar und entzündet dort die lichter. eine noch nähere übereinstimmung zwischen Wolfram und einer späten französischen quelle ergibt sich aus dem von H. s. 66. 174 angeführten: in der Huthschen bearbeitung des Merlin (ed. GParis II 27 anm.) nach Malory erscheint neben dem kranken verwundeten fischerkönig Pellehan auch der alte Joseph von Arimathia, der in dem zimmer, wo die heilige lanze aufbewahrt wird, auf einem bette liegt: also wie Titurel im Parz. 240, 24.

Allein so reiche belehrung sich aus H.s sammlungen gewinnen lässt, in bezug auf den ursprung der gralsage kann ich mich durch H.s ausführungen nicht bestimmen lassen, von der schon im referat über Zimmers arbeiten angedeuteten meinung abzugehen.

H. stellt selbst in der anmerkung zu s. 23 'die lange reihe der züge' zusammen, 'durch welche die französischen Artusepen des 12 und 13 jahrhunderts auf eine andere und niedrigere

culturstufe hinweisen, als sie die höhere gesellschaft Frankreichs in dieser zeit einnahm'. auf die verwantschaft mancher sagenstücke mit der alten irischen Cuchullinsage ist oben hingewiesen worden; ein sehr deutlicher rest aus der celtischen sage ist, wie Nutt nach Kuno Meyer bemerkt (Rev. celt. xii 209), die figur der greulichen gralbotin *Kundrie la surziere*, welche mit Leborcham, der haushälterin des königs Conchobar, nahverwant ist. II. gibt sogar zu (s. 20), dass schon bei Chrestien das schwert, welches Perceval auf der gralburg vom fischerkönig erhält, 'entschieden nichts christliches an sich habe', und er findet wahrscheinlich (s. 184), dass damit auf ein in späteren darstellungen ausgesprochenes motiv 'der rache, welche der gralheld für den an einem mitglied des gralgeschlechts verübten mord nehmen soll', hingedeutet werde. vielleicht hätte er seiner auffassung gemäfs das schwert Gaweins anführen können, das zur enthaupung Johannes des täufers gedient haben soll (nach Potvin i 86), oder das schwert Davids, das Salomo auf einem schiffe ausschickte (Hucher ii 477. iii 3 f; vgl. auch iii 293 f).

II. fasst nämlich die märchenhaften züge in der gralsage als secundär auf (s. 185): das ursprüngliche sei eine legende gewesen, die sich nur mit zahlreichen motiven aus der volkssage erfüllt habe. er kann sich nicht vorstellen, dass 'nichtchristliche vorstellungen celtischer völker von den Franzosen zu einer der christlichsten sagen, ja zu einer christlichen heiligenlegende umgearbeitet' worden seien (s. 98). er lässt sich in dieser meinung auch dadurch nicht irre machen, dass, wie er selbst s. 184 anerkennt, der geistliche character der sage in den späteren darstellungen zunimmt; dass 'der geist der Quête noch ascetischer ist als der im Grand St. Graal' (s. 161) und eben 'dieser fortschritt für die spätere entstehung der Quête spricht' (s. 162). er selbst bezeichnet es s. 161 und 185 als eine lächerliche vorstellung, dass Galaad, der held der späteren quellen, den gral suchen muss, da er ja in dem hause des grals aufgewachsen ist; und doch soll nach II. Galaad und nicht Perceval der ursprüngliche gralheld gewesen sein (s. 22).

Betrachten wir diese von II. auf ihre grundlage zurückgeführte legende etwas näher. Joseph von Arimathia, den man mit dem historiker Josephus zusammen geworfen habe, soll von den Juden eingekerkert, zunächst 40 jahre bis zur zerstörung Jerusalems wunderbar sein leben gefristet haben, dann mit seiner familie nach England gezogen und dessen bekehrer geworden sein. die ihm am leben erhaltende schüssel mit dem aus Christi wunden gelassenen blut — dies ist nach II. s. 47 der ursprüngliche sinn des grals — habe ihm von anfang an nicht zugehört: s. 109. 135. der mit Josephs geschlecht in verbinding gesetzte Bron habe seinen namen erhalten durch ein misverständnis von *mulier Veronica*, was man als *femme de Bron*, zunächst 'frau aus dem orte Vron, Bron', dann

als 'gemahlin von Bron' deutete. der fisch, welcher neben dem grai für das geschlecht Josephs nahrungsspendende wunderkraft besitzt, sei aus den fischzügen des apostels Petri, aus den speise-wundern Christi entlehnt.

Zugegeben, dass einzelne stücke der legende unabhängig von der gralsage sich gebildet und längere zeit für sich bestanden haben mögen, wie auch ich mit Nutt in dem zuletzt angeführten aufsatz s. 208 annehme, so fragt es sich doch: hat diese legende als ganzes sich entwickelt, ehe Chrestien und ehe Wolfram dichteten, hat sie deren dichtungen beeinflusst?

Alle legendarischen fassungen der gralsage, die wir besitzen, sind der aufzeichnung nach jünger als Chrestien und höchstens gleichalterig mit Wolfram. und worauf ein besonderes gewicht zu legen ist, sie scheinen nie anders als in den volkssprachen existiert zu haben. eine lateinische bearbeitung, auf welche ich in diesem Anz. v SS aus der namensform *Barimacie* (= *ab Arimathia*) schloss, ist nicht nötig anzunehmen, da dieser name ja auch für sich gebildet und aus litaneien und ähnlichen quellen entnommen worden sein kann. ferner, irgend eine kirchliche billigung hat die gralsage meines wissens nicht erhalten, niemals hören wir von historischen reliquien, die auf sie zurückgeführt wurden. gerade die wirklich historischen reliquien, die verglichen werden können, stehn außerhalb der gralsage. ganz besonders der *sacro catino* in Genua, die 1101 in Caesarea erbeutete schale aus glasfluss, den man für smaragd hielt und daher ungeheuer hoch schätzte. sie wurde für die abendmahls-schüssel ausgegeben, aber als ihr hüter nicht Joseph, sondern Nicodemus genannt.

Nun gibt H. selbst die abzweigung der sage von Joseph von Arimathia aus der des Nicodemus zu; er hält s. 38 die späte interpolation in pseudo-Gauthier, einem fortsetzer Chrestiens, für besonders altertümlich dem inhalte nach, weil sie zu dem apocryphen evangelium Nicodemi näher stimmt als die andern französischen quellen. also auch hier soll das jüngste das altertümlichste sein. und doch tritt gerade bei diesen fortsetzern Chrestiens der spielmannsmäßige character besonders deutlich hervor: so die merkwürdige unterbrechung der erzählung durch das verlangen nach einem trunk wein, worüber das nähere bei HWaitz Die fortsetzungen von Chrestiens Perceval le Gallois nach den Pariser handschriften (Strafsb. diss. 1890 s. 82) zu finden ist zugleich mit dem hinweis auf ähnliche unterbrechungen in der deutschen spielmannspoese. auch geben die dichtungen und prosadarstellungen der grallegende durch ihre willkür und unkenntnis der kirchlichen überlieferung zur genüge zu erkennen, dass ihre ver-fasser eine geistliche bildung nicht besaßen, dass sie auch nicht, wie man für den fall des vorhandenseins einer älteren legende annehmen sollte, aus kirchlichen quellen schöpften. so herrscht zunächst

über form, herkunft und kraft des grales in den denkmälern der grallegende (so kann man wol die berichte bezeichnen, die Joseph von Arimathia einmischen) ein beständiges schwanken, eine völlige unsicherheit: bald ist es der abendmahlkelch, bald die abendmahlschüssel, bald die schüssel, in die Christi blut floss (QF 42, 37). Jesus wird bei Simon leprosus (so erzählt Boron) gefangen genommen: da verrät sich eine schöne kenntnis der evangelien! der gefährliche sitz an der graltafel, auf den sich nur der auserwählte, dazu bestimmte held niederlassen darf, ist bald der des treulosen apostels Judas (Hucher I 253—260), bald der von Jesus selbst eingenommene (Hucher III 199 f).

Den zug von dem gefährlichen sitz, auf welchem unwürdige von der erde verschlungen werden, leitet H. s. 103 aus dem alten testament ab: aber da ist nirgends von einem sitz die rede, und so bleibt die von mir QF 42, 37 angemerkte, von H. selbst als 'analogie' anerkannte verwantschaft mit dem ritterlichen Ehrenstein in Ulrichs Lanzelet bestehn.

Und so scheint fast durchweg, wo grallegende und gralsage (mit letzterem namen bezeichne ich die darstellungen, die Joseph von Arimathia nicht kennen) in wesentlichen dingen auseinandergehen, die gröfsere ursprünglichkeit der gralsage zuzukommen. vor allem bei dem kernpunct, dem gral selbst. über dessen bedeutung gibt schon Helinand um 1204 eine grammatisch völlig einleuchtende auskunft: als *gradalis* oder *gradale* ist der gral eine stufenweise sich verengende schüssel, mit fleischstücken besetzt, für eine gröfsere anzahl von essenden bestimmt. diese reichhaltigkeit des inhalts ist nur ein naturalistischer ausdruck für die nahrungsspendende, lebenerhaltende kraft, welche die sage dem gral beilegte. dass damit die celtische tradition von kesseln zusammenhängt, in denen getötete wider ins leben zurückgerufen wurden oder ähnliche wunder geschahen, ist gewis sehr wahrscheinlich und wenigstens das wahrscheinlichste, was man überhaupt für die anknüpfung der gralsage an ältere, an religiöse vorstellungen vorgebracht hat.

Ob auch der in der grallegende neben dem gral genannte, wunderbar nährende fisch aus celtischen sagen stammt, wie Nutt meinte, mag zweifelhaft sein. aber selbst zugestanden, dass die ableitung dieses zuges aus neutestamentlichen erzählungen gröfsere wahrscheinlichkeit besitzt, so ist damit doch nicht bewiesen, dass diese entlehnung ursprünglicher ist als die vorstellung von der gralschüssel; es ist vielmehr auffallend, wie bedeutungslos diese variante neben die andere tritt. sollte sie nicht vielleicht erfunden sein, weil man in der sage den freilich unerklärten namen des 'reichen fischers' vorfand, den man nun christlich deuten wollte? dass dieser name in der gralsage etwas rätselhaftes hat, soll nicht gelengnet werden: aber beansprucht man alle rätsel des volkglaubens auch gelöst zu sehen? wie oft kommt man da über

möglichkeiten nicht hinaus! und wäre es nicht möglich, dass die celtische sage von einem ihrer götter etwas ähnliches erzählte wie den fischfang Thors? andererseits erscheint es sehr gezwungen, wenn H. annimmt, dass sich aus dem namen 'reicher fischer' oder 'könig fischer' die vorstellung entwickelt habe, dass er krank wäre, weil er nichts anderes, nichts eines königs würdigeres tue (s. 63).

Für den auf dem siechbett gefundenen gralherrn ist es nun sicher charakteristisch, dass er so oft gefunden, aber wider verloren wird, und namentlich dass seine gäste wiederholt, nachdem sie abends in seinem schloss freundlich und prächtig von ihm empfangen worden sind, am morgen sich auf ödem feld allein finden: solche teuschungen erzählt die christliche sage doch nur von teufeln und zwar vielfach gewis auf grund heidnischer vorstellungen. zu vergleichen sind die *sjónhverfingar* in nordischen sagen. die ursprüngliche vorstellung vom *rice pesceor* scheint die zu Chrestiens Perceval hinzugefügte einleitung zu bewahren, wonach er durch nigromantie sich hundertmal verändern konnte und oft vergebens gesucht wurde: es war also eine art von Pröteus, wie er dem zauberglauben der celtischen völker zuge-
traut werden darf.

Zum siechen gralherrn gehört die blutende lanze: ihr umtragen und das wehgeschrei der umgebung wird verständlich und eindrucksvoll, wenn man annehmen darf, dass sie dem könige seine wunde beigebracht hat. die grallegende gibt der blutenden lanze eine beziehung auf die des Longinus, und diese deutung hält auch H. s. 9 für die ursprüngliche. wäre dem so, wie hätte man im 12 jh. eine andere unterscheiden können und warum hätte man nach einer andern gesucht? es ist doch wol das umgekehrte anzunehmen: die sage erzählte geheimnisvoll von einer stets blutenden lanze, deren erscheinung allgemeine trauer erweckte; da lag die deutung auf diejenige, welche die seite des gekreuzigten durchbohrte, ganz nahe. der zug des beständigen blutens gehört der christlichen reliquie nicht zu: als man die heilige lanze 1098 zu Antiochia auffand und nachträglich einer sehr genauen prüfung unterzog, ist nicht daran gedacht worden, dass sie unaufhörlich bluten sollte.

Eine angabe in der gralsage begünstigte vielleicht die übertragung: Perceval erfährt bei Chrestien 6059 f, dass durch sein unterlassen der frage nach dem gral und nach der lanze *tières en seront essillies* usw. also das land leidet mit unter dem fortbestehn der verhältnisse, auf welche das umhertragen der blutenden lanze hinweist. damit darf wol in verbindung gebracht werden das unglück und die zerstörung *de Logres li rice pais* (v. 27 der einleitung zu Chrestien). war an die lanze das unheil von Logres (*Llægr* 'England') geknüpft, so konnte schon die namenähnlichkeit auf Longinus führen.

Logres ist das reich Arthurs (v. 114 der einleitung). und so komme ich auch von dieser seite aus zurück auf eine vermutung, die ich QF 42 ausgesprochen habe, mit der ich aber nicht so glücklich war, wie doch in den meisten andern puncten, zustimmung unter den fachgenossen zu finden. der gralkönig, der reiche fischer, wäre danach Arthur selbst, aber auf dem siechbett liegend in folge der in der schlacht bei Camlan erhaltenen wunden, von seiner schwester, der fee Morgan auf eine insel gerettet und dort gepflegt.

In solcher situation wird Arthur zur zeit kaiser Heinrichs vi auf dem Ätna gefunden, nach zeugnissen, die QF 42, 32 f angeführt sind, und zu denen noch, wie H. s. 67 bemerkt, der französische roman de Floriant et de Florete hinzukommt. es möge gestattet sein, hier die beziehungen dieses gedichts zu der staufischen geschichte um 1200 in einem eingehenden excursu zu erläutern, da weder Heinzel noch GParis, der in der Romania 5, 108 von den im gedicht angeführten sicilischen örtlichkeiten gehandelt hat, auf die darin berührten historischen verhältnisse aufmerksam gemacht haben. ganz bestimmte politische ereignisse und beziehungen aus der zeit Heinrichs vi werden mit den herkömmlichen scenen der rittergedichte ähnlich gemischt, wie in unsern tagen der colportageroman die neueste tagespolitik mit fictionsen und phrasen von erprobter sensationskraft fratzenhaft verquickt. das gedicht ist von FMichel für den Roxburghe Club, Edinburgh 1873 herausgegeben worden. danach ist Mongibel, der Ätna, *le mestre chastel* von drei feen, als deren *mestresse Morgain la suer le roi Artu* genannt wird (v. 550 f). dorthin haben sie Floriant, den sohn des königs Elyadus von Sicilien, der auch Calabrien und Apulien besaß (2537), entführt, als sein vater durch einen treulosen seneschal Maragoz ermordet wurde und die königin, tochter des königs von Clauvegris, welche die liebesanträge des verräters zurückwies, sich vor ihm nach Monreal unter die obhut des getreuen Omer flüchten muste. herangewachsen zeigt Floriant ritterliche tüchtigkeit; alle überwundenen schickt er zu könig Artus, auch die königin Alemandine, die er von einem ungeheuer, Pelicans, befreit hat. er trifft den usurpator bei der belagerung von Monreal, sechs *liues* von Palerne. Maragoz hat dem kaiser von Constantinopel, Filimenis, gehuldigt, und dieser ist ihm zu hilfe gekommen. aber dessen tochter Florete, die ihren vater begleitet hat, verliebt sich in Floriant. dieser besiegt seine gegner; Maragoz wird im einzelkampf überwunden und aufgehängt. Floriant heiratet Florete und wird in Constantinopel als kaiser gekrönt. endlich nach mancherlei abenteuern, worin auch ein junger und nicht sehr lobenswerter kaiser von Rom vorkommt, wird Floriant durch einen weissen hirsch auf den berg Mongibel gelockt, wo er Morgain auf einem ruhebett findet. er darf aus ihrem palast nicht wider hinaus. aber zugleich erfährt

er *Nus hons ne puet caiens morir* S241; auch Artus wird dahin kommen, *quand il sera a mort navrez*. auf seine bitte wird Florete ebenfalls dahin gebracht. deutlich ist mit Floriant Heinrich vi gemeint, doch so, dass mit ihm sein bruder Philipp zu einer person verschmolzen ist. Heinrichs gattin, die königin Constanze, in deren namen er sich Siciliens bemächtigte, wird als mutter Floriants aufgefasst. der usurpator ist Tancred (könig von Sicilien 1190—1194); doch trägt er den namen seines admirals Margarito, der nach Deutschland geführt und geblendet wurde und den die deutschen chronisten als *maximus pirata* bezeichnen (Töche Heinrich vi s. 573 f). Tancred hatte Irene, die tochter des byzantinischen kaisers Isaac Angelos, für seinen sohn gewonnen, sie ward aber, als sie in Heinrichs gewalt geriet, mit Philipp vermählt und brachte ihm die ansprüche auf das oströmische reich zu, welche der dichter als bereits durchgeführt ansieht. der sohn Floriants, Froart, ist wol eine maske für den jungen könig Friedrich II. Alemandine lässt sich als allegorie für das deutsche reich auffassen; andere namen, wie zb. Clauvegris, bleiben freilich dunkel. der hirsch, durch den Floriant in den berg gelockt wird, deutet auf kenntnis der Dietrichsage.

Für die gralsage kommt das zeugnis in betracht, welches das gedicht für die vorstellung von Arthurs aufenthalt im Ätna ablegt. was zu dieser ansiedlung der sage führte, ist klar. einmal der umstand, dass Sicilien insel war, wie Arthur auf eine ferne insel entführt sein sollte; sodann aber und wol noch mächtiger wirksam die vulcanische eigenschaft des berges. vulcanische erscheinungen haben von jeher den gedanken an einen verkehr der unterwelt mit der lebenden menschheit wach gerufen: deshalb wurde in der antiken mythologie der lacus Avernus, ein alter krater, nahe der noch tätigen Solfatara, als eingang zur unterwelt aufgefasst. so wurde denn auch die Solfatara als stätte des grals in der deutschen sage bezeichnet (s. QF 42, 35); und noch Fischart sagt im Gargantua (cap. xxxvi s. 351 im neudruck von Alsleben): *den gral oder Venusberg besuchen und die guten tropffen besehen die das feuer im Vesuvio auffblasen* (vgl. über die entrückung Arthurs noch besonders Grimms Myth.⁴ 287 und die hier angeführten schriften, insbesondere Alex. Kaufmann, Caesarius von Heisterbach², Cöln 1862, s. 143 f). eine ähnliche geschichte, nach welcher ein adlicher jäger aus dem sprengel von Lausanne in der Alpenwildnis auf einer weiten grasreichen fläche einen an vielen wunden blutenden ritter findet, der in den kämpfen zwischen Richard Löwenherz und Philipp August grausame taten verübt hat und dafür beständig gepeinigt wird, der dann aber vor den augen des zuschauers verschwindet, erzählt Thomas Cantipratanus II 51 § 4.

Arthurs name kann nur in normannisch-staufischer zeit nach Sicilien gekommen sein und setzt eine sage von dem fortleben

des königs voraus, worauf ja auch die oben angeführten bergnamen aus Cornwall, Wales und Schottland hindeuten. freilich in den gedichten und erzählungen vom gral begegnet nirgends eine andeutung, dass der gralkönig Arthur sei. möglich also, dass die volkssage beide unberechtigt zusammenrückte; möglich aber auch, dass sie zwei vorstellungen von demselben mythischen wesen in verschiedenen umständen verbunden hielt, welche für die dichtung schon unvereinbar geworden waren, da das bild des siegreichen herschers Arthur, des musters ritterlicher könige, auch nicht durch einen schatten getrübt werden sollte von der vorstellung, die den fernentrückten, jammervoll dahinsiechenden helden umhüllte.

Unzweifelhaft deutet die geschichte der gralsage einschließ-lich der grallegende darauf hin, dass ihre grundlagen keineswegs durch eine feststehende, zusammenhängende reihe von erzählungen gebildet wurde. dass selbst Percevals sage ursprünglich für sich, ohne verbindung mit dem gral bestand, ist nach dem vorgang von WHertz ua. schon Anz. xv 208 bemerkt worden. aber noch weniger recht auf die stelle des ursprünglichen gralfinders hat Galaad, dessen namen wider ganz verschieden gedeutet wird, von GParis und Heinzel s. 134 aus hebräischen eigennamen, von Rhys Arth. leg. 166 aus dem walisischen Gwalchaved. wie letzterer, und vor ihm Nutt, möchte ich auch die namen Bran, Alan ua. in der grallegende auf bretonisch-walisische sage und geschichte zurückführen.

Den letzten grund aller dieser erzählungen zu finden wird vielleicht für immer unmöglich bleiben. der celtische leichtsinn, der die nationale geschichte und überlieferung so übel behandelt, sie bald vergessen, bald mit colossaler übertreibung lügenhaft ausgeschmückt hat, liefs wol auch die der gralsage zu grunde liegenden erzählungen in zahlreichen varianten umgehen, aus denen die willkür der nordfranzösischen dichter wählte, was ihnen brauchbar erschien, zu denen sie aber selbständig nach belieben immerfort neue erfindungen hinzufügten. diese varianten wurden natürlich nur noch zahlreicher durch die selbst neben den französischen dichtungen fortbestehenden erzählungen aus der sage in prosa (QF 42, 28).

Aber die characterzüge der Arthur- und gralsage sind celtisch. so die ritterlichkeit, die nicht erst durch die Franken nach Frankreich gebracht wurde. Mommsen in seiner Römischen geschichte kennt Vereingetorix als den wahren vertreter der ritterlichkeit, was für seine politische tätigkeit kein lob sein soll. und wenn in der zum Hildebrandslied schon oft verglichenen sage von Cuchulinn und Conlaech erzählt wird, dass der sohn *was to give way to nobody, to refuse nobody's challenge, and to tell nobody his name* (Rhys Arthurian legend 199), so hat Chrestien die gleichen grundsätze seiner helden gewis schon in seinen quellen vorgefunden.

Celtisch ist auch, wie allseitig zugestanden wird, die ritterliche auffassung der liebe, der frauendienst; celtisch die neigung zur mystik, zur askese, die gerade in der gralsage zur auknüpfung an die legende führte. in den zahlreichen nachweisen der verwanten legendenzüge hat Heinzel seine ausgedehnte belesenheit bewährt und nutzbar gemacht, und man wird dafür dankbar sein, auch wenn man seinen ansichten über das verhältnis der sagenbestandteile nicht zustimmen kann.

In jedem falle aber ist eine dritte, freilich besonders bequeme auffassung abzulehnen, welche Chrestien und seinen nachfolgern die selbständige erfindung ihrer geschichten, allenfalls mit benutzung gewisser antiker überlieferungen und etwa noch einiger bretonisch-walischer namen zuweisen möchte.

Straßburg, 6 jan. 1892.

ERNST MARTIN.

Die jüngere glosse zum Reinke de Vos, herausg. von HERMAN BRANDES. Halle a. S., MNiemeyer, 1891. LXI u. 314 ss. 8°. — 10 m.*

Das hohe ansehen, in dem der RV besonders im 16 und zu anfang des 17 jhs. gestanden hat, verdankt er nicht so sehr dem erzählungstext als vielmehr dem ausführlichen commentar, der, manchmal zu kleinen abhandlungen anschwellend, ihm zuerst in der Rostocker ausgabe von 1539 beigegeben ward. in zwölf auf-lagen bekannt und auch dem des niederdeutschen unkundigen durch die fälschlich dem professor MBeuther zugeschriebene, in der glosse freilich gröstenteils sehr abweichende hochdeutsche übersetzung von 1544 zugänglich gemacht, hatte diese Rostocker bearbeitung die erste ausgabe, Lübeck 1498 und Rostock 1517, vollständig in vergessenheit geraten lassen, so sehr, dass man wol mit sicherheit sagen kann, dass, wo in der genannten zeit der RV erwähnt wird, immer die jüngere bearbeitung gemeint ist. wie sehr sich dann der geschmack änderte und man dem gedichte selbst sein recht zukommen ließ, erhellt aus der tatsache, dass seit 1660 die glosse der Rostocker bearbeitung überhaupt nicht wider gedruckt ist, während RV nach der Lübecker bearbeitung im ganzen elf mal herausgegeben wurde, darunter nur dreimal mit der glosse. in neuerer zeit ist aber öfters auf die Rostocker glosse als auf ein werk hingewiesen worden, das eine genauere beschäftigung verdiente. eine würdigung findet man, abgesehen von gelegentlichen bemerkungen, in Bieliugs verdienstvoller arbeit: Die Reineke-fuchs-glosse in ihrer entstehung und entwicklung, 1884, programm (nr 95) des Andreas-realgymnasiums zu Berlin. jetzt erfreut uns Brandes mit einer eigenen vortrefflichen, schon in ihrem äufsern sauberen und stattlichen ausgabe.

* [vgl. GGA 1891 nr 15 (CWalther). — Arch. f. d. stud. d. neuern spr. bd. 87, s. 250 f (JBolte). — Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1892 nr 3 (KEHKrause). — Lit. centr. 1892 nr 11. — Hist. zs. 68 s. 331 f (E.Schr.).]

Im ersten abschnitt der einleitung handelt B. über den ver-
 fasser der glosse. vorher wird der ausdruck 'jüngere glosse'
 statt des bisher üblichen 'protestantische glosse' gerechtfertigt:
 die reformation hat weder den inneren noch den äußeren an-
 lass zur umgestaltung der glosse gegeben; den inneren gab viel-
 mehr die durch die zeitumstände bedingte absicht des verf., seinen
 zeitgenossen einen spiegel vorzuhalten und ihrer vorliebe für
 sprichwörter- und spruchsammlungen rechnung zu tragen, den
 äußeren der umstand, dass der ältere Reinke vergriffen war: der
 wunsch, einen evangelischen Reinke zu besitzen, war nicht allein
 maßgebend. man wird jedoch neben dem treffenderen, von B.
 gewählten ausdruck auch die althergebrachte bezeichnung beibe-
 halten dürfen: protestantisch ist die glosse doch, insofern ihr
 verf. auf dem boden der neuen lehre steht und nicht katholisch
 ist. — die grundlage für die untersuchung der verfassersfrage
 bildet die bekannte stelle aus der vom 21 märz 1595 datierten
 vorrede zu Rollenhagens Froschmeuseler; sie wird hier wider
 abgedruckt, und zwar nach der ältesten ausgabe, die an einigen
 stellen von der jüngeren abweicht; besonders erscheint der hier
 durch gesperrten druck hervorgehobene zusatz: *als wenns zuvor
 ein altes Welsch vnd Frantzösisch Buch gewesen, wies denn auch
 bald Frantzösisch gemacht* beachtenswert, da er den ver-
 fasser als einen mann von nicht gewöhnlicher kenntnis der zeitgenös-
 sischen Reinke-litteratur erscheinen lässt; gemeint sein kann nur
 das Livre de maistre Reynard von Jean Tenessax, das freilich mit
 RV nichts zu tun hat. seit der bericht von Zarncke in seiner
 grundlegenden arbeit Zur frage nach dem verfassers des Reineke
 (Zs. 9, 374 ff), deren unbestrittenes und bleibendes verdienst es
 ist, uns endlich und endgiltig von Nicolaus Baumann als verf.
 des RV befreit zu haben, in seinen wesentlichen stellen als un-
 klar und unrichtig erwiesen worden ist, hat man seine glaub-
 würdigkeit auch in nebenfragen in zweifel gezogen und so auch
 die behauptung, dass LDietz der verf. der neuen glosse sei, mit
 misstrauen angesehen. B. prüft nun alle angaben Rollenhagens,
 nachdem er zwei vorfragen erledigt hat. die erste: woher stammte
 der bericht? wird in übereinstimmung mit Lisch und Hofmeister
 dahin beantwortet, dass Peter Lindeberg in Rostock dem verf.
 des Froschmeuseler den kern des berichtes übermittelt habe.
 das ist in der tat wahrscheinlich, ein wirkliches zeugnis jedoch
 haben wir m.e. nicht; denn der dafür von B. angesprochene
 auszug aus dem 5 buche von Lindebergs Rostocker chronik, der
 unter dem titel 'Topographica Rostochii usw. descriptio' 1594
 erschien, stimmt freilich, von wenigen unbedeutenden nach-
 besserungen abgesehen, selbst im ausdruck genau zu der ausge-
 zogenen, erst nach Lindebergs tode erschienenen chronik, hat
 aber gerade die hier in betracht kommende stelle nicht. die
 zweite vorfrage beschäftigt sich damit, wie Rollenhagens bericht

entstand. Lindeberg, veranlasst durch den dem Nicolaus Baumann zugeschriebenen anteil am RV¹, spürt dem weiter nach und erfährt von einer ausgabe von 1517, zu deren verf. er nun fälschlicher weise den NBaumann macht: den druck selbst kann er nicht in händen gehabt haben, da seine angaben nur auf eine ausgabe mit der jüngern glosse passen; er kann also auch die zahl 1517 in einem drucke dieses jahres nicht verlesen haben. die falsche zahl 1522 kann auf mehrfache weise entstanden sein. entweder — und so nimmt B. an — verlas sich Rollenhagen, dem Lindeberg das ergebnis seiner nachforschungen schriftlich mitteilte, oder — und das würde auf Zarnekens vermutung hinauslaufen — hatte sich schon Lindebergs gewährsmann verlesen oder verschrieben, und diese letztere möglichkeit käme wider bei Lindeberg selbst in betracht. wie dem sei, auch Rollenhagen hat schwerlich die bearbeitung von 1517 selbst gesehen, wenigstens hat er, wie B. bereits im *Niederd. jahrbuch* xiv 1 ff nachgewiesen hat, für seinen Froschmeuseler nur eine ausgabe mit der jüngern glosse benutzt. — nachdem er sich so die wege geebnet hat, geht B. zur prüfung des Rollenhagenschen berichts über. sie bestätigt in den hauptfragen die ergebnisse von Zarnekens untersuchungen: Baumann ist nicht verf. des RV, er hat nicht eigene erfahrungen im hofleben darin zur sprache gebracht, herzog Magnus kann ihn nicht in dienst genommen haben. dagegen sind solche angaben, die für die frage nach dem verf. des RV nur untergeordnete bedeutung besitzen, richtig und werden durch andere quellen bestätigt, so im besonderen die nachricht, dass Dietz ein guter reimer und aus Speier gebürtig war. hält man damit die weitere tatsache zusammen, dass die neue glosse durchaus in der befähigung dieses mannes liegt, der neben seiner ausgedehnten geschäftlichen tätigkeit eine weitgehende litterarische wirksamkeit entfaltete, so ist kein grund vorhanden, die angabe des Rollenhagenschen berichts, dass LDietz verf. der neuen glosse sei, in zweifel zu ziehen.

Der zweite abschnitt handelt von den quellen der glosse. mit umfassender kenntnis und sicherer beherrschung der gleichzeitigen litteratur, mit ausdauerndem fleisse und der fähigkeit, auch das entlegene gleichartige zusammenzubringen, tritt B. an diese mühsame untersuchung heran und gelangt zu der überraschenden entdeckung: 'der glossator hat vom titel bis zum schlusswort nach zum größten teil vorhandenen und nachweisbaren vorlagen gearbeitet'. im verein mit den anmerkungen, die im einzelnen aufdecken, was die einleitung allgemein ausspricht, ist dies der bedeutendste und schönste abschnitt des buches. seinen vor-

¹ sollte dieser anteil, den B. s. xv kurz berührt, nicht darin bestehen können, dass ihm die bearbeitung und herausgabe des zweitältesten druckes des RV mit der ältern glosse von 1517, die doch in einigen stücken von dem ersten Lübecker druck von 1498 abweicht, übertragen wurde?

lagen gegenüber lässt der glossator keinen bestimmten grundsatz gelten: 'sklavische treue und äusserste willkür wechseln mit einander ab', einerlei ob er aus hoch- oder niederdeutschen, prosaischen oder poetischen darstellungen schöpft, ob er seine vorlage nennt oder sie verschweigt. in der benutzung der litterarischen vorgängerin wiederholt sich hier, was, soweit eine vergleichung möglich ist, bei dem Lübecker druck von 1498 der niederländischen vorlage, dem glossierten Reinaert des Hinrek van Alkmer, gegenüber beobachtet werden kann: wie dieser für die glossierung des Lübecker anonymus, so ist wiederum für den glossator Dietz die ältere glosse grundlage; 'sie gab die ecksteine für den umfangreichen bau des zweiten nd. commentators her'. verhältnismässig wenig teile waren unbrauchbar: die auslassungen erklären sich durch religiöse bedenken des jüngeren glossators oder durch seine wahrheitsliebe, die ein verschleiern von tatsachen verschmähte, oder dadurch, dass sie schon an andern stellen standen. von andern niederdeutschen und zwar von werken des Lübecker anonymus benutzt er ferner den Henselin und das Narrenschyp, ersteren vielleicht in einer jüngeren, nach dem hd. originale interpolierten, letzteres sicher nach der zweiten ausgabe (Rost. 1519). aufser ihnen, der bibel und altclassischen schriftstellern, deren citate wol in keinem falle den originaltexten entlehnt sind, weist B. nicht weniger als 20 werke von 15 zeitgenössischen autoren nach, die einzeln, nach den verfassernamen alphabetisch geordnet, besprochen werden. dabei erfährt auch die allgemeine deutsche litteraturgeschichte manche förderung, wie denn B.s mitteilungen über die benutzung von werken des JvMorsheim und des JvSchwarzenberg zu eigenen kleinen untersuchungen angewachsen sind.

Über den einfluss der Reinkeglosse auf spruchsammlungen und andere werke wird im dritten abschnitt gehandelt, zunächst über das nd. reimbüchlein, eine spruchsammlung des 16 jhs., die als zweites heft der Drucke d. ver. f. nd. sprchfschg. von WSeelmann 1885 herausgegeben worden ist. das werk besteht aus 3653 versen, die in krausem durcheinander über hundert gegenstände handeln, und ist im wesentlichen ein auszug aus der Reinkeglosse und dem nd. Narrenschyp: etwa 1000 verse nur sind unabhängig von diesen beiden werken. Seelmann verspricht uns s. viii seiner ausgabe einen nachweis der benutzten quellen; leider ist das bändchen mnd. spruchdichtungen nebst einem alle diese umfassende alphabetischen verzeichnis bis jetzt noch nicht erschienen. inzwischen füllt B. diese lücke aus, wenigstens was die benutzung der jüngeren Reinkeglosse und des Narrenschyps durch den compiler des reimbüchleins anbetrifft. wir kennen den sammler nicht; weder seine geistige veranlagung noch seine sorgfalt und gewissenhaftigkeit sind hervorragend. bis v. 1572 zieht er die Reinkeglosse in einer ganz sonderbaren weise aus, die von B. eingehend dargelegt wird. vom

nd. Narrenschyp hat er die Rostocker bearbeitung von 1519 benutzt und es für seine sammlung von anfang bis zum schluss durchgesehen: die verse 2695-3513 des reimbüchleins sind nichts als ein ununterbrochen fortschreitender auszug aus dem genannten werke. auch das Kurtzweilig reysebüchlein (Dresden 1584) hat in seinem zweiten teile, den 130 alten sprüchen, die Reinkeglosse in 22 nummern benutzt, vorzugsweise die capitelglosse zum ersten buche; herübernahme aus dem reimbüchlein ist ausgeschlossen. interessant ist endlich die stelle aus einer beschwerdeschrift über misbräuche im holzhandel, etwa vom j. 1580, aus der hervorgeht, wie weit die Reinkeglosse auch ins volk gedrungen war. dass Rollenhagen für seinen Froschmeuseler vieles der glosse entnommen hat, hatte B. bereits im Nd. jahrbuch xiv nachgewiesen.

Im letzten abschnitt der einleitung berichtet B. über sein verfahren beim neudruck. natürlich wurde der Rostocker druck von 1539 zu grunde gelegt; die randglossen sowol zur eigentlichen glosse wie zur dichtung haben unter dem texte platz gefunden. dass nur wichtigere lesarten der folgenden drucke bis 1660 berücksichtigt worden sind und von der mitteilung aller varianten abgesehen wurde, ist nur zu billigen. der neudruck ist buchstabengenau, doch sind abkürzungen aufgelöst, *i* und *j*, *u* und *v* geschieden, eigennamen mit großen anfangsbuchstaben versehen, getrennte silben desselben wortes vereinigt, statt der alten interpunction eine den heutigen grundsätzen entsprechende eingeführt und die druckfehler verbessert. hierüber sowie über die verhältnismäßig wenigen stellen, in denen eine abweichung vom originaltext geboten erschien, gibt B. genau rechenschaft.

Auf 235 seiten folgt jetzt der text der glosse. seine drucklegung ist mit außerordentlicher sorgfalt überwacht: zahlreiche stichproben, die ich an verschiedenen stellen nach dem Bremer exemplar vorgenommen habe, ergaben die vollständige zuverlässigkeit des abdruckes, und keine abweichung ward gefunden, die nicht durch B.s vorbemerkungen in der einleitung gerechtfertigt wäre. befremdet hat mich nur, dass B. es unterlassen hat, den holzschnitt auf dem titelblatt zu beschreiben, in dessen mittleren leer gelassenen raum der titel hineingedruckt wurde.

Die anmerkungen weisen im einzelnen die quellen der glosse nach, geben nähere auskunft über die benutzung des Reinkecommentars in späteren sammlungen und sind eine weitere ausführung des 2 und 3 cap. der einleitung. zeile für zeile, abschnitt für abschnitt geht B. den vorlagen nach, und seinem scharfsinn und spürsinn ist es gelungen, in der überwiegenden zahl der fälle nicht allein eine bestimmte ausgabe, sondern in dieser auch die stelle nach blatt- und zeilenzahl als vorlage für den glossator zu nennen. nur weniges hat sich seinem suchenden blick entzogen, so zb. die vorlage für die zweite vorrede des zweiten buches, 42—191, deren lat. original mir Roethe in des Erasmus

von Rotterdam schrift *De ratione conscribendi epistolas* cap. LIV (Opera, Lugd. Batav. 1703 ff 1 448 f) nachgewiesen hat; für anderes dürften überhaupt keine quellen vorgelegen haben, zb. für die glosse zu m 5, in der der verf. selbständig zu sein scheint. manchmal wird auch die quelle buchstäblich mitgeteilt, zb. zu n 1, 52—76 (fabel vom fuchs und raben) die entsprechende stelle aus Cyrills Spiegel der weisheit, sodass die art zu sehen ist, wie der glossator gearbeitet hat. doch beschränkt sich B. hierauf nicht, auch wort- und sacherklärungen, die zum verständnis notwendig sind, hat er beigegeben, und zu iv 9, 3—12 erfährt die entstehungsgeschichte des RV eine bemerkenswerte beleuchtung, indem hier nachgewiesen wird (was ich für eine andere stelle blofs vermuten konnte, vgl. Beitr. viii 50), dass der ältere glossator auch seine bearbeitung des Narrenschiffes für die Reinkeglosse verwertet hat.

Nach alle dem haben wir es in B.s inhaltreichem buch mit einer der bedeutendsten erscheinungen der Reinkelitteratur zu tun. zum schlusse kann ich hier nicht unterlassen mit dem danke für die hervorragende gabe dem wunsche ausdrück zu geben, dass dem herausgeber für seine hingebende mühe der schönste lohn erstehn möge in dem erscheinen neuer tüchtiger arbeiten über die bisher allzusehr vernachlässigte jüngere Reinkeglosse.

Neumünster.

FRIEDRICH PRIEN.

Gulielmus Gnapheus Acolastus. herausgegeben von JOHANNES BOLTE mit zwei phototypischen nachbildungen. (Lateinische litteraturdenkmäler des xv und xvi jhs., hsg. von MHERRMANN und SZAMATÓLSKI 1). Berlin, Speyer und Peters, 1891. xxvii und 84 ss. 8°. — 1,50 m.*

Das vorliegende heftchen eröffnet eine serie von neudrucken, welche die lateinische litteratur des xv und xvi jhs., insofern sie ein allgemeineres interesse beanspruchen darf, weiteren kreisen zugänglich machen sollen. gerade in neuerer zeit hat sich die forschung in vielseitiger und erspriesslicher weise diesem gebiete zugewendet, und niemand wird leugnen, dass die litteraturgeschichte hier mehr als in irgend einer anderen epoche die lateinische production zu berücksichtigen hat. wir begrüßsen deshalb dieses neue unternehmen mit befriedigung und hoffen, dass die sammlung die nötige unterstützung finden werde, um so mehr als man für die meisten dieser denkmäler ein internationales interesse erwarten darf.

* [vgl. Lit. centr. 1890 nr 47. — Archiv f. d. stud. d. neuern spr. 1891 s. 342 (RSprenger). — DLZ 1891 nr 27 (AGessler). — Revue crit. 25 nr 30 (PdeNolhac). — Zs. f. öster. gymn. 1891 s. 553 (KWotke). — Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 9 (LFränkel). — Zs. f. d. phil. 24 s. 420 (Hllostein). — Berliner phil. wochenschr. 12 nr 4.]

Dass ein drama die sammlung eröffnet, ist ganz billig, da das drama unleugbar die hauptgattung jener zeit ist. dass der Acolastus des Niederländers Gnapheus gewählt wurde, dafür braucht man sich nicht erst auf das muster der Brylingerschen sammlung zu berufen, welche übrigens auch für die auswahl der übrigen dramen, die noch zur veröffentlichung kommen sollen, einen fingerzeig abgeben möge.

Die principien, die der herausgeber für die herstellung des textes aufgestellt hat, sind im ganzen zu billigen. zu grunde gelegt ist die Antwerpener ausgabe von 1529. orthographie und interpunction sind, wie das der plan der ganzen sammlung vorschreibt, nach Brambach normalisiert; dass demzufolge ältere wortformen, die auf das muster des Plautus und Terenz zurückgehu, wie *heic*, *omneis* ua. geändert wurden, möchte ich nicht gutheissen, da sie mir für die art der nachahmung antiker muster charakteristisch erscheinen, um so weniger, da andere alte formen, so der inf. auf *-ier*, der conj. praes. *siem*, *siet* schon des metrum halber bleiben musten.

Wo B. der text verderbt schien, suchte er ihn durch vergleichung mit späteren ausgaben zu verbessern. die abweichungen von dem originale sind in fufsnoten angegeben. da mir die Antwerpener ausgabe nicht vorliegt, sondern nur die ausgaben Lips. 1534 und Colon. 1577, so kann ich über die correctheit des neudrucks nur folgendes sagen. von offenbaren druckfehlern, die sich im originale wahrscheinlich nicht vorfinden, sondern erst in diese ausgabe hineingeraten sind, habe ich nur folgende bemerkt: s. 3 v. 10 *eo* für *es* und s. 22 v. 351 *Vt sit* für *Vt fit*. — s. 5 v. 23 scheint mir das *gestibus* späterer ausgaben für *hostibus* einen besseren sinn zu geben. — das *me feras!* s. 17 v. 283, das B. in *mi foras* ändern möchte, erkläre ich mir folgendermassen: 'du mögest es tragen, di. geschehen lassen, dass ich ziehe (*proficisci*)', so dass es unserm 'lass mich' gleichkäme.

Interessant ist s. 21 v. 365 l. B. list:

Scabri rubigine

Dentes labiaque in cena situ loquuntur me famelicum.

das *in cena* gibt keinen guten sinn, spätere ausgaben (ich vermute auch B.s original, so dass auch hier nur ein lesefehler B.s vorläge) haben *incana* (= grau), und dies ist unzweifelhaft das richtige; denn die ganze stelle ist aus Ovid *Metam.* viii S02 ff entlehnt, wo es in einer beschreibung der Fames heisst:

Hirtus erat crinis; caua lumina; pallor in ore;

Labra incana situ; scabri rubigine dentes.

diese stelle lehrt auch, dass B.s nachweise benutzter stellen aus antiken autoren nicht vollständig sind. mit dem wörterbuche in der hand lässt sich in der tat noch manches aufstöbern.

Unberechtigt ist B.s änderung s. 39 v. 538 des *tetuli* in *detuli*, da die reduplicierte form bei Plautus und Terenz viel-

fach zu belegen ist. vgl. Plaut. Menaechmi II 3, v. 29, wo es in derselben verbindung erscheint:

. . . *qui huc in hanc urbem pedem
Nisi hodie, nunquam intro tetulit.*

s. 47 v. 704 ff heisst wol richtig:

Quid est

Quod te sollicitet, autem?

statt *sollicitat*; endlich s. 65 v. 956 richtig *Deplumis* statt *Deplumis*.

Voran geht eine einleitung, welche die resultate der bisherigen forschung behutsam zusammenfasst, manches detail richtig stellt, ohne wesentlich neues zu bringen. allzuviel sorgfalt scheint mir auf die bibliographie verwendet, die nicht nur sämtliche drucke und abschriften, sondern für jeden einzelnen druck auch die bibliotheken verzeichnet, wo sie zu finden sind, was bei einer solchen fülle von drucken und exemplaren kaum von wert ist. auch dürfte von den andern herausgebern schwerlich jemand lust haben oder doch im stande sein, für die späteren publicationen ähnliches zu leisten.

Auf eine bemerkung Boltes möchte ich hier näher eingehn, weil sie mir eine frage von wichtigkeit zu betreffen scheint. ich habe in meinem buche Der verlorene sohn im drama des 16 jhs. (Innsbruck 1888 s. 23) über die technik des Gnapheus folgende aufstellungen gemacht: 'Gnapheus müht sich ab, die einheit des ortes festzuhalten. II 1 spielt aber in der fremde, II 2 offenbar wider in der heimat, II 3 wider in der fremde. Gnapheus vermeidet es, auch nur an einer stelle auf diesen umstand hinzuweisen, und begnügt sich offenbar mit der äusserlichsten befolgung dieser regel, die man nur denken kann. die darstellung fand auf der bühne offenbar in der weise statt, dass etwa das nachbarhaus als das wirtshaus in der fremde gelten musste, vor dem sich nun die folgenden scenen abspielen. beweis, dass Gnapheus die einheit des ortes strenge festzuhalten beabsichtigte, ist der umstand, dass keine einzige scene sich im wirtshause selbst abspielt, sondern immer nur über die vorgänge im innern referiert wird. Macropedius brachte, wie wir sehen werden, dieser regel zu liebe die ganze darstellung des liederlichen lebens in der fremde zum opfer'. B. teilt diese ansicht nicht (s. vi). der einzige umstand, den ich dafür anführe, nämlich, dass keine scene im wirtshaus selber spiele, lasse sich besser aus der im vorwort betonten zurückhaltung erklären: *Malui pietatis respectui quam litteraturae decoro servire*. trotzdem kann ich von meiner behauptung nichts zurücknehmen, als höchstens den ausdruck 'einheit des ortes', der übrigens an der citierten stelle gehörig eingeschränkt wurde, so dass ein misverständnis nicht leicht möglich ist; für Macropedius Asotus dagegen muss unbedingt auch dieser ausdruck geltung behalten.

Die technik des dramas hat sich zu allen zeiten nach den bühnenverhältnissen gerichtet. nun sind diese ersten schul-dramen völlig decorations-, wahrscheinlich auch völlig costumlos zur darstellung gekommen. die darsteller mit dem autor an der spitze befinden sich auf einem podium. sie treten in ihrer scene vor, recitieren ihren part und begeben sich wider auf den platz zurück, um andern darstellern platz zu machen. die stücke waren eben nichts weiter als declamationsübungen. es ist begreiflich, dass bei einer solchen art der darstellung wirtshausscenen mit gelage, würfelspiel usw., die eine gewisse decoration und action verlangt hätten, wegbleiben mussten. dass dies aber so war, schliesse ich eben aus dem eigentümlichen baue der stücke, der sich nur durch diese rücksicht auf die aufführung erklären lässt. prüderie war es gewis nicht, was die dramatiker jener grobianischen zeit so sehr in schranken hielt. übrigens konnten ja auch wirtshausscenen decent dargestellt und umgekehrt über wirtshausscenen sehr indecent referiert werden. für beides haben wir beispiele.

Znaim, juli 1891.

F. SPENGLER.

Ulrichs von Hutten deutsche schriften. untersuchungen nebst einer nachlese von SIEGFRIED SZAMATÓLSKI. QF 67. Strafsburg, KJTrübner, 1891. IX und 180 ss. 8^o. — 4 m.*

Szamatólskis linderglück, ein erfolg zielbewusten suchens, das sich bereits in seinen Fauststudien bewährt hatte, hat ihn auch auf dem gebiete der Huttenforschung nicht verlassen. dem von S. angeregten freiherrn Fritz von Hutten zum Stolzenberg und S. selbst gelang es eine reihe überaus wertvoller urkunden zu entdecken, so Huttens letzte deutsche, bisher für verloren gehaltene schrift, den 'libellus in tyrannos', nämlich '*Ein gegenredt oder ausschreiben Ulrichs von Hutten widder pfaltzgraf Ludwigen Churfürsten*' und mehrere briefe von, an und über UvHutten aus der zeit des Wormser reichstages. diese funde hat S. in dem anhang der vorliegenden schrift s. 126 ff veröffentlicht und die interessanten aufschlüsse, die sie darbieten, für die biographie Huttens in trefflicher weise verwertet. in dem zweiten teil seines buches: 'Historisches' entwirft er mit hilfe dieser funde, nach fleißiger und verständiger ausbeutung der übrigen seit Strauss' großer biographie erschlossenen quellen ein neues getreueres bild von Huttens letzten lebensjahren. eine gerechtere würdigung und genauere datierung der deutschen schriften Huttens ermöglicht es S. zugleich (im gegensatz zu Strauss), zwischen ihnen und den einzelnen stufen der politischen entwicklung Huttens

* [vgl. Berliner philologische wochenschrift 11 nr 29 (Khartfelder). — Beil. zur allg. ztg. 1891 nr 53.]

die organische verbindung aufzuzeigen. ich versuche nachstehend die neuen ergebnisse des buches in einem kurzen auszug widerzugeben¹.

Gerade das schrittweise vorwärtsdrängen Huttens zum kirchlich-politischen kampf beleuchten die neuen funde. es ergibt sich (s. 54 ff), dass die sehnsucht nach einem friedlichen gelehrtenleben in einem selbstgegründeten heim Hutten länger, als es nach den bisherigen darstellungen erscheinen musste, von einem offenen revolutionären auftreten zurückhielt. wir erfahren, dass der wandermüde ritter im j. 1520, wahrscheinlich einem neuen heiratsplan zu liebe, dienst an dem bischöflichen hof zu Bamberg sucht, wo er gleichzeitig zu Johann von Schwarzenberg in litterarische beziehung tritt. ein brief Sickingens an Hutten erklärt uns jetzt des letzteren plötzlichen aufbruch nach dem Brüsseler hof des erzherzogs Ferdinand. da er sich hier in seiner hoffnung, an die spitze der nationalen bewegung treten zu können, bitter enttäuscht sieht, wird er in eine schärfere opposition gegen Rom gedrängt. im herbst 1520 tut Hutten als schriftsteller einen weiteren entscheidenden schritt auf der revolutionären bahn durch seinen öffentlichen übergang von der lateinischen zur deutschen sprache. dass dieser schritt nicht ein schlecht vorbereiteter und unvermittelter gewesen sei, zeigt S. (s. 64), indem er nachweist, dass sich Hutten seit dem jahre 1517 auf dem felde der deutschen sprache versucht habe. warum der ritter seine waffenklirrenden drohungen nicht ausführte, erfahren wir aus einigen neu entdeckten briefen (s. 82 ff. 153 ff), wonach Sickingen seinem freunde, von dem er in seinen eigenen plänen gestört wurde, die mitwirkung an dessen gewaltsamen plänen versagte und ihn, um ihn nicht dauernd in seinen burgen behüten zu müssen, dem schutze des grafen Robert von der Mark empfahl. Hutten nahm die gastfreundschaft des grafen nicht an, weil ihm dessen eigennützig beziehnngen zu Frankreich bedenklich erschienen, er wante sich vielmehr schutzfliegend an die gesamtfamilie derer von Hutten (s. 85 ff), die ihm auch durch Bernhard von Hutten für den notfall eine zufluchtsstätte oder hilfe durch einen familienkrieg zusichert.

Das weitere verhalten Huttens, der während des Wormser reichstages in seiner litterarischen tätigkeit unermüdlich dem fortgesetzten wechsel der politischen constellationen folgt, erweist nun S. (s. 92 ff) als völlig folgerichtig und characterfest. Hutten stand auf dem boden der älteren kirchenpolitischen reformationsbestrebungen. solange es ihm möglich schien, die politische und

¹ die historischen ausführungen sind etwas unübersichtlich, weil sie nicht in capitel eingeteilt sind. auch fehlen inhaltsverzeichnis und register. die begreiflichen fehler der älteren überaus verdienstvollen Hutfenforscher, wie Strauss, Böcking ua., hätte S. wol in gelinderen ausdrücken beurteilen können (zb. 'schwerer fehler' s. 63, 'arge verrirung' s. 78, 'völlig verfehlt' s. 112, 'seltsam' ua. und besonders s. 53 und 108).

pecuniäre abhängigkeit seines vaterlandes von dem papste zu brechen, ohne mit Luther das dogma der alten kirche anzugreifen, hielt Hutten zum kaiser, wendet sich an diesen in seinen vorschlägen (s. 96. 103 ua.), betont auch wiederholt, dass er von Luther in wesentlichen puncten abweiche (s. 105). sobald aber durch die verurteilung Luthers auf dem reichstag die deutsche freiheit gefährdet wurde, machte Hutten mit Luther gemeinsame sache, fiel vom kaiser ab und eröffnete mit waffengewalt den krieg gegen die römisch gesinnte geistlichkeit (s. 107). in dieser höhezeit, im sommer 1521, singt er — es ist wider eine neue glückliche datierung S.s — sein mutiges lied: *‘Ich habß gewagt mit sinnen’*. die kleinen fehden vom herbst 1521 bis zum herbst 1522 sind fortsetzungen des eröffneten pfaffenkrieges.

Huttens litterarische tätigkeit wird wider bedeutender, sobald sich ihm ein neues feld darbietet: der kampf des niederen adels und der städte gegen die übermächtigen fürsten (s. 111 ff). hierher gehört der neu entdeckte *‘libellus in tyrannos’* (s. 114 ff), den S. in den october 1522 versetzt. in diesem ausschreiben greift Hutten, von persönlichen zu allgemeinen beschwerden übergehend, im namen der ritter, der wahren beschützer des landfriedens, den kurfürsten Ludwig von der Pfalz als vertreter der land- und geldgierigen, despotischen fürsten seiner zeit in heftiger und ungerechter aber wirkungsvoller weise an.

Hat S. in diesen untersuchungen die deutschen schriften ihrem inneren wert nach in die richtige beleuchtung gerückt, so ist er (in dem ersten teil seiner schrift) dem vorurteil entgegengetreten, als sei deren stil minderwertig. zu diesem zweck vergleicht er Huttens *Vadiscus* mit dessen eigener übersetzung und mit der fast gleichzeitigen verdeutschung Varnbülers. darnach erscheint Hutten beeinflusst von der deutschen kanzlei- und kirchensprache der zeit (s. 7 ff). er gebraucht gerne bilder aus dem ritterleben (s. 10 f), er vermeidet derbere bezeichnungen (s. 11 f) und fremdwörter (einzelne fachausdrücke ausgenommen, s. 15 f) und verwendet mit vorliebe zwei- und mehrgliedrige formeln (s. 19 ff). für die abstracta der lateinischen vorlage gibt Hutten gewöhnlich ein verb, für die metrischen citate knappe reimpaare. mythologische, historische, kirchenrechtliche anspielungen versieht er, wo er sie nicht weglässt, für seine deutschen leser mit erklärenden zusätzen (s. 35 ff). der ton der polemik wird in der übertragung heftiger und eindringlicher (s. 40 ff). der satzbau ist einfach und übersichtlich, seine abhängigkeit vom latein gering, hingegen kehren eigentümlichkeiten des gesprochenen deutsch, wie zusammenfassender einschub und anakoluthe häufig wider.

Durch diese im einzelnen sehr fein abwägenden beobachtungen, zu denen gelegentlich Huttens *‘Clag und vormanung’* und Luthers sprache vergleichsweise herangezogen werden, gewinnt S. mehrere

kriterien für den Huttenschen stil, deren giltigkeit er an der Klagschrift an den kurfürsten von Sachsen (s. 46 ff) erprobt. die meisten der gewonnenen eigentümlichkeiten finden sich allerdings auch bei andern schriftstellern des 16 jahrhunderts. und ob S. berechtigt ist, auf grund der an einer Huttenschen schrift beobachteten merkmale über eine andere anonyme schrift schlechtweg, ohne vorführung von beispielen, das urteil zu fällen, 'dass sie vollkommen im Huttenschen stile geschrieben ist' (s. 72, ähnlich s. 65 und 71), darf bezweifelt werden. zu einer historischen würdigung und 'wirklichen darstellung von Huttens deutschem stil' kann man meiner ansicht nach nur vordringen durch eine consequente und umfassende stilistische untersuchung aller deutschen schriften Huttens unter heranziehung der bedeutenderen werke seiner unmittelbaren vorgänger und zeitgenossen. möge S. — er wäre der berufenste hierzu — sich bestimmen lassen, diese arbeit zu liefern.

Prag.

ADOLF HAUFFEN.

Schillers jugend- und wanderjahre in selbstbekenntnissen. von KUNO FISCHER. zweite neubearbeitete und vermehrte auflage von 'Schillers selbstbekenntnissen' (auch u. d. tit.: Schiller-schriften 1). Heidelberg, CWinter, o. j. 262 ss. 8°. — 4 m. gb. 5 m.

Die vorliegende neubearbeitung der vor 33 jahren erschienenen Selbstbekenntnisse ist von 87 seiten auf 262 gewachsen und verhält sich zu ihrer erstgestalt wie die ausführung zum entwurf. vorhandenes wurde um- und ausgearbeitet, schärfer gefasst und eingehender begründet; neues wurde eingeflickt, angehängt, vorgesetzt: alles mit geschick und stilgewantheit, so dass die nähte nur bei genauerer vergleichung sichtbar werden. der größte teil des neubaues wurde vorn angegliedert: zuerst eine übersicht über die äufseren lebensverhältnisse in Schillers jugend, welche sehr trocken ausgefallen ist; dann einige lehrreiche belege für den einfluss, welchen Helfr. Peter Sturz auf den jungen Schiller gewonnen hat. daran schliessen sich fünf ganz neue capitel mit folgenden überschriften: 1) die freundschaftsode (aus den briefen des Julius an Raphael); 2) die Lauralieder; 3) der streit in der seele des dichters; 4) bilder des todes (Leichenphantasie, Elegie auf den tod eines jünglings; Der tod in der schlacht, auf dem hochgericht [kindsmörderin]; Die schlimmen monarchen, Totenfeier am grabe Riegers); 5) der herzog Karl und Schiller.

In 1, 2 und 4 wird untersucht, wie weit diese lyrischen gedichte gefühls- und anschauungsweise des jungen Schiller offenbaren. wir haben also 'lyrische selbstbekenntnisse' vorliegen. es überrascht daher nicht wenig, am schlusse des buches ein eigenes capitel zu finden mit der überschrift 'Schillers lyrische selbstbekenntnisse', in welchem nur die Freigeisterei, Resignation, An

die freude, Die götter Griechenlands und Die künstler, also spätere lyrica Schillers besprochen werden. dieses capitel war schon in der ersten fassung des werkes vorhanden, und F. hat vergessen, dem neuen zusatz entsprechend zu ändern. überdies hat er diesem schlusscapitel noch zwei neue gedichte eingereiht: Freigeisterei und An die freude, beide wenig glücklich; denn das eine entsprang aus einer augenblicklichen und bei Schiller außergewöhnlichen stimmung, das andere ist überhaupt mehr auf allgemeine denn persönliche empfindung gegründet, höchstens ist die wahl des themas für die 'selbstbekenntnisse' beachtenswert. — das dritte der neuen capitel behandelt den widerstreit zweier weltanschauungen (der theosophie und des atheismus) in der seele des dichters und die litterarischen einflüsse aus Shakespeares Hamlet und Rousseaus Heloise, nach denen er diesen gegensätzen ausdrück gibt, ferner die tragische grundstimmung in seiner seele, die aus denselben hervorgeht. das meiste, was F. hier vorbringt, ist neu und überzeugend. das wertvollste aber von allen diesen capiteln ist das letzte: 'Der herzog Karl und Schiller'. über wenige fürsten des 18 jhs. wird mehr geschrieben und geurteilt worden sein als über Karl Eugen von Württemberg. gleichwol weiß F. neue tatsachen mitzuteilen und bekannte in neue beleuchtung zu rücken. er gibt nicht eine summarische schilderung vom leben dieses herzogs, sondern verfolgt dasselbe durch die einzelnen perioden der entwicklung hindurch und weist die jeweiligen eindrücke nach, welche dieses verschiedene sein und treiben des landesvaters auf die phantasie des jungen dichters gemacht hat.

Das folgende capitel 'Schillers dramatische selbstschilderungen' umfasst den grösten teil des alten büchleins; doch sind auch hier neue zusätze zu verzeichnen, besonders hat F. bei jedem der vier jugenddramen die entstehungsgeschichte behandelt und sich damit die anknüpfungspuncte geschaffen, um die innere entwicklung Schillers während dieser ganzen zeit zu untersuchen und darzustellen. da er die äußeren lebensverhältnisse schon früher besprochen hat, so umfasst das neue werk, wenn auch etwas sprunghaft, das ganze leben Schillers von 1759—1787 in den hauptzügen, und F. war berechtigt, demselben nunmehr den umfassenden titel: 'Schillers jugend- und wanderjahre' zu geben. jeder wird daraus mancherlei anregung und belehrung schöpfen.

Ist demnach diese neueste leistung F.s im allgemeinen alles lobes wert, so fordern doch manche stellen in wichtigen und nebensächlichen dingen stark zu widerspruch heraus. ich will nur auf einiges eingehn.

S. 11 heist es: 'der dichter lebte in seinen ideen, die er nach dem offenbarungsdrange seiner natur ins gewaltige und ungeheure steigerte; der künstler wollte diese vorstellungen in characteren ausprägen, die jetzt nicht anders werden konnten als vervielfältigten und abbilder des dichters'. solche und ähn-

liche sätze finden sich öfters, zb. s. 20: 'sie (die jugendwerke Schillers) enthalten die seelengemälde des dichters, die mit ihm selbst fortschreiten: er ist das original, sie sind die abbilder'; s. 21: 'er will sich und sich vor allen in seinen dichtungen offenbaren'. das einseitige und halb wahre in diesen aussprüchen liegt auf der hand; denn der dichter als persönlichkeit und seine vorstellungen, die er in dramatischen characteren zum ausdruck bringt, müssen sich keineswegs decken, und es lässt sich auch beim jungen Schiller leicht nachweisen, dass sie sich mehrfach tatsächlich nicht gedeckt haben. hier wird das fehlerhafte in der grundlage von F.s buch sichtbar, welches aus den lyrischen und dramatischen 'selbstbekenntnissen Schillers' zusammengesetzt ist; doch wird es dem leser nicht schwer, bei den einzelnen abschnitten die schiefen projectionen in abzug zu bringen, zumal F. in der practischen durchführung zurückhaltender gewesen ist als in der theorie. — s. 22 sucht F. die weltanschauung Rousseaus und seiner zeit historisch zu erklären und knüpft sie zu dem zwecke an die naturforschung des 16 und der folgenden jahrhunderte an, was mir ganz verfehlt erscheint; sie ist vielmehr eine folge der übercultur seit Ludwig xiii, weswegen sie zuerst in Frankreich und zu einer zeit auftritt, als die naturforschung wenig über dem nullpunct stand. — bei der erklärang der Lauralieder s. 67 ff philosophirt F. viel zu viel hinein. so findet er in der Melancholie an Laura die materialistische und atheistische weltanschauung ausgesprochen; 'denn das allein beständige ist der stoff, der seine formen wechselt und den gang der weltmaschine im rastlosen entstehen und vergehen der dinge unterhält'. allein gerade das, was in dieser frage entscheidet, dass nämlich der stoff das alleinbeständige sei, wird im gedicht nirgends gesagt. der vergleich mit Goethes liebesliedern (s. 66) ergibt nur den grofsen unterschied in der dichtungsweise der beiden dichter, aber nichts für die frage nach dem modell der Lauralieder. — s. 147 hält F. die 'Ode auf die glückliche wiederkunft unseres gnädigsten fürsten' für echt und setzt hinzu: 'gegen ende dieses jahres dichtete derselbe mann, der die ode auf den zurückkehrenden herzog verfasst hatte, 'Die schlimmen monarchen', worin er gleichsam die furien wider ihn losliefs'. diese erwägung F.s hat mich in meiner überzeugung von der unechtheit dieses gedichtes nur noch mehr bestärkt. schon in der äufseren überlieferung finde ich keinen beweis für Schillers urheberschaft; denn die Mäntlerischen nachrichten enthalten auch andere producte, die nicht von ihm sind, und Petersen spricht nur von einem 'einrücken', nicht von einem dichten¹. im ausdrücke des gedichtes finden sich allerdings metathesen, welche von Schiller sein könnten; allein ihnen gegenüber muss man auf einen aus-

¹ und selbst diese nachricht steht bei Petersens sonstiger unzuverlässigkeit nicht einmal auf sichern füfsen. ja am 6 märz 1781 war die

spruch des herausgebers des Schwäbischen magazins verweisen, welcher bei einer ähnlichen ode (auf die ankunft des grafen v. Falkenstein) ausdrücklich hervorhebt, dass solche damals 'sehr gewöhnlich' gewesen sind (Gödeke 1 52); auch die unechten gedichte der anthologie¹ liefern belege genug dafür. man vergleiche aber nur die schlussstrophe dieses gedichts:

Sprecht Nachbarn! sprecht! ihr habt Ihn selbst gesehen?

Wer tadelt noch der Wirtemberger Stolz?

Er ist gerecht — Ihr selbst müsst es gestehen!

Wir haben Ihn — und spotten eures Golds!

wie seelenlos und flügelahm ist doch dieses gerede! der erste vers ist platt, die zweite hälfte des dritten verses eine erbärmliche flickerei und der zweite teil des vierten verses der reinste galimathias, den ein ungewöhnliches reimungesckick des dichters verschuldet hat. solch ledernes zeng hat Schiller niemals geschrieben², und ich glaube daher, dass es nicht not tut, sich den kopf zu zerschneiden, warum Schiller in ein und demselben jahre den herzog lobt und tadelt. — s. 175 findet sich wider ein beispiel, wie gewaltsam F. äusserungen Schillers ausdentet, damit sie zu seinem zwecke passen. ich setze die ganze stelle her: 'wir haben es jetzt mit seiner (Schillers) dramatischen selbstschilderung im Fiesco zu tun. noch ist es ihm selbst nur (!) darum zu tun, die eigenen empfindungen so grofs als möglich zu dichten, so eindrucksvoll als möglich auszusprechen, damit sie andere ergreifen und wider empfunden werden. seine empfindungen gelten ihm mehr als irgend ein sachlicher gegenstand. er ist sich dessen bewust. er bekennt es offen vor aller welt in seiner 'Erinnerung an das publicum', die neben dem zettel angeschlagen war, der die aufführung des Fiesco ankündigte. nichts ist für den damaligen Schiller charakteristischer als dieser ausspruch: *Eine einzige grofse Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust*

leitung der Mäntlerischen nachrichten vielleicht noch gar nicht in den händen Schillers; denn die einführung der neuen rubrik von 'gelehrten sachen', welche für Schiller bezeichnend ist, datiert erst vom 4 mai 1751 (Minor VJL II 351).

¹ aus diesem kreise dürfte die ode stammen, jedesfalls von einem dichter der jüngern generation, wie die tonart gegenüber den gedichten vom 2 jan. und 11 febr. in den Mäntlerischen nachrichten leicht erkennen lässt. die gedichte sind abgedruckt bei Minor VJL II 354.

² Minor Schiller I 452 u. Weltrich Schiller I 344 halten das gedicht gleichfalls für echt. Minor ist geneigt, auf den vers der weggebliebenen strophe *Dort zog er hin, wo Menschen glücklich heifsen* gewicht zu legen: er wäre der stein des anstofses für den censor gewesen. allein dagegen muss erinnert werden, dass sich dieser gedanke in der nächsten vorhandenen strophe wiederholt *Er bringt Glück . . . von Völkern mit, die er gesegnet sah*. hätte man jenen vers beanstandet, würde man diesen stärkern auch nicht geduldet haben, und Weltrich hat recht zu meinen, es sei kein grund ersichtlich, warum die censor diese strophe und dieses gedicht hätte beanstanden können. um so verdächtiger wird die ganze mitteilung Petersens, die leicht auf einer verwechslung beruhen kann.

meiner Zuschauer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Gerechtigkeit (bei Schiller heisst es vielmehr: Genauigkeit) auf. Schillers meinung wird deutlicher, wenn ich auch die beiden ersten sätze dieses ausspruches, welche bei F. fehlen, mitteile: 'Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht sein (Fiescos) Geschichtsschreiber'. hier ist keine rede von des dichters persönlichen empfindungen, von 'dramatischen selbstschilderungen', vielmehr von 'gewagter erdichtung', welche er unbedenklich an stelle der geschichtlichen überlieferung setze, wenn sie gröfsere poetische wückung ausübe. bekanntlich ist diese anschauung nicht nur für den 'damaligen Schiller' charakteristisch. — s. 233 ff trägt F. eine neue ansicht vor über die Freigeisterei der leidenschaft: 'an eine wückliche frau und ein wückliches erlebnis ist nicht zu denken. Schillers verhältnis zu Charlotte von Kalb hat nichts mit der Freigeisterei der leidenschaft zu schaffen'. merkwürdig: bei den Lauraliedern klagt F., dass mehr ein ideencyclus als eine geliebte zu erkennen sei; hier sind wückliche verhältnisse teilweise zum greifen geschildert, und F. hält sie für blofse erdichtung, wobei er sich auf die bekannte erklärung Schillers in der Thalia stützt, die er für 'ehrlich und zutreffend' erklärt, obgleich er zwei hauptangaben derselben verwirft: das entstehungsjahr 1782 und die Laura. nachdem F. so tabula rasa gemacht hat, kann er das gedicht wider bequem philosophisch ausdeuten. 'es gibt zwei arten der lebensweisheit, die einander von grund aus widerstreiten: die lebensweisheit der selbstliebe und ihrer begierden ist die Freigeisterei der leidenschaft, die der selbstverleugnung ist die entsagung oder Resignation' . . . 'wir haben schon erfahren, wie gewaltig Schiller die freigeisterei der leidenschaft in sich selbst erlebt hat'. . . 'jetzt hat er diesen psychologischen causalzusammenhang, diese ideengeburt durchschaut und stellt nun diese art der freigeisterei dar wie einen character, der sein spiegelbild nicht mehr ist, wol aber war'. — im gedicht sagt Schiller alles als selbsterlebnis aus und zwar als in der gegenwart geschehend. doch was kümmert sich die speculation darum! ich zweifle nicht, dass die bisherige ansicht der 'falschen ausleger' die neue Kuno Fischers überdauern wird.

Innsbruck, febr. 1892.

J. E. WACKERNELL.

Lenau und Sophie Löwenthal. tagebuch und briefe des dichters nebst jugendgedichten und briefen an Fritz Kleyle. herausgegeben von LUDWIG AUGUST FRANKL. mit Lenaus und Sophiens porträt und der abbildung des Lenau-denkmals in Wien. Stuttgart JGCotta 1891. VIII und 267 ss. 8°. — 6 m.*

'Wenn ich einmal tot bin und Du liest diese Zettel, wird Dir das Herz wehthun. Diese Zettel sind mir das Liebste, was ich geschrieben habe. So unüberlegt sind mir dabei die Worte aus dem

* [vgl. Beil. z. allg. ztg. 1891 nr 172 (WBormann). — Grenzbl. 1891 nr 41 (WRibbeck). — Revue crit. 26 nr S.]

Herzen aufs Papier gesprungen, wie ein Vogel aus dem Nest fliegt. Wer mich kennen will, muss diese Zettel lesen'.

Diese worte des dichters hat die frau, an welche diese zettel gerichtet sind, selber an die spitze gestellt, als sie, gewis nicht ohne langen und schweren kampf, ihren schatz für die öffentlichkeit bestimmte. sie hat sich damit nicht blofs um die deutsche litteraturgeschichte oder um die verehrer Lenaus, sondern um die deutsche litteratur selbst ein bleibendes verdienst erworben. seit den briefen Goethes an die frau von Stein sind in deutscher sprache keine liebesbriefe gedruckt worden, welche an litterarischer oder dichterischer bedeutung den vorliegenden gleichkämen. und niemals, ohne ausnahme, hat ein deutscher dichter briefe von ähnlicher glut und leidenschaft an eine frau gerichtet.

An die briefe Goethes erinnert uns nicht blofs äußerlich die lose form verstohlener zettel, welche den verkehr der getrennten liebenden aufrecht halten und von moment zu moment fixieren. auch nicht blofs der umstand, dass die briefe Sophiens uns leider ebenso unwiderbringlich verloren sind wie die antworten der frau von Stein. auch aus dem innern der blätter selber weht uns beim ersten angriff eine luft entgegen, deren zauber wir schon früher einmal empfunden zu haben glauben.

Wie traulich und wolbekannt dringt es gleich an unser ohr, wenn der dichter die geliebte in der sprache des Werther als *'liebe, liebe Sophie'* oder als *'liebes, liebes Herz'* anredet. *'O du liebes, volles, warmes Herz!'* ruft er einmal aus; dann wider: *'Herrliche! Liebe! Liebe!'* unerschöpflich ist er an namen für die *'Freundin seines Herzens'*, *'seine Sophie'*. *'Mein tiefstes, liebstes Leben!'* *'O, Du mein süßstes Glück und meine tiefste Wunde!'* *'O, Du Unmaß von Liebreiz! mein Liebstes auf der Welt!'* die zweifelnde weist er mit einem schmollenden *'Sopherl! Zweifler!'* zurecht; die hingebende ruft er mit einem innigen: *'Sopherl! Liebster!'* an. denn auch scherzhafte kosenamen stehn ihm zu gebote, und er wendet sich wol einmal auch an *'seine liebe Herz-, Kopf- und Füsebeherrscherin'*. bald aber kehrt er wider zum ernst zurück; denn er versteht in der liebe keinen schertz. und nun fließen ihm wider honignamen von den lippen: *'O Du mein Seelenheil!'*; *'mein innerstes, süßestes und schmerzlichstes Leben!'*; *'Du schöne Mutter lieber Kinder und meiner liebsten Gedanken'*.

Wie Goethe in den briefen an frau von Stein, so ist auch Lenau unermüdetlich in versicherungen, wie sehr er der freundin zu dank verpflichtet und verschuldet sei. *'Meine Schuld an Dich ist unermesslich wie die Welt, die einst verlorene, die Du meinem Herzen wieder geschenkt'* (1). er betrachtet sich wie Goethe als das werk der geliebten: *'Du liebst mich, Du musst mich lieben, als Dein bestes Werk'* (16). sie hat das leben bei ihm wider zu ehren gebracht, wenn es ihm andre entstellt und versudelt haben: ihre liebe hat ihn dazu ermuntert, auf die menschen zu

würken. wie die liebe der frau von Stein auf den dichter der Iphigenie, so hat auch die liebe Sophiens auf Lenau in der ersten zeit versöhnend und wahrhaft rettend gewürkt: *'Gleich in der ersten Zeit unsers Bundes war der Gedanke: mich zu heilen von meinen trostlos nächtlichen Grübeleien, der herrschende in Deiner Seele!'* (28). er fühlt sich durch sie besser geworden: ihre hohe meinung von ihm ist ein heilsames und dringendes gebot, sich ernstlich zu veredeln, damit er nicht allzutief unter den gedanken bleibe, die sie von ihm habe (87). denn er achtet kein menschliches wesen so hoch wie sie, und ohne ihre gegenachtung müste sein herz verkümmern (1). auch für den dichter ist es ein großes glück, eine solche geliebte zu haben (106). denn: *'Wer hat Genie? kann es das Weib haben? Thörichte Frage. Der Mann und das Weib haben es zusammen. Ich habe nur mit halber Seele gearbeitet, solange ich ungeliebt war, und bin ich von Dir getrennt, so geht's wieder so'* (133). freilich ist die welt das feld des dichters: *'aber Du bist meine Welt'* (137). und selbst über diese welt hinaus bis ins jenseits weist ihn ihre liebe: *'Ich habe in Deinem Umgang mehr Bürgschaft eines ewigen Lebens empfunden, als in allem Forschen und Betrachten der Welt'*. wie der weimarische dichter versucht auch Lenau unermüdlich aufs neue, alles, was ihm die geliebte ist, in einem satze zusammen zu fassen. *'Du bist mein Trost, meine Lebenswärme, meine Offenbarung, Dir danke ich meine Versöhnung hier und meinen Frieden dort'* (16). *'Du bist mein bester Umgang, meine Liebe, mein Ruhm, meine Kirche, alles in einer schönen Gestalt'* (106f.). *'Du hast mehr Trost und Balsam in Deiner lieben Seele, als das Leben je Verletzendes für mich haben kann'* (18). *'Du bist mein Trost, mein Glaube, meine ewige Liebe, mein Glück, oder meine Verzweiflung. Meine Seele hängt an Deinem Atem, und mein Leben vergeht mit Deinem Hauche'* (26). alles in ein wort zusammendrängend nennt er sie einmal *'den innersten Kern seiner ganzen Lebensgeschichte'* (14).

Wie Goethe, so macht auch Lenau immer wider aufs neue fruchtlose versuche, das wesen und den grad seiner liebe voll und ganz auszusprechen. anfangs schließt er sein billet mit dem innigen bekenntnis (20): *'O Sophie! ich liebe Dich maussprechlich'*. oder er stimmt der geliebten bei (21): *'Ja, Du hast recht, es ist ein Bund auf ewig'*. bald aber genügen ihm so einfache worte nicht mehr. er versichert die geliebte seiner völligen hingabe (89): *'Ich gebe mich Dir hin mit allen meinen guten und schlimmen Seiten, mach Du meine Rechnung, sie liegt in Deinen Händen, Du wirst mich nicht verlassen'*. er greift zur hyperbel und bezeichnet seine liebe als die größte, die je einem weib zu teil geworden (104). er fordert die geliebte auf, im weiten kreise ihrer bekantschaften einen zu finden, der sich an herzenskraft mit ihm messen könnte (104). *'wir werden vielleicht einst erschrecken'*, schreibt er (106) mit einer echt Goethischen

wendung, 'wenn wir den ganzen Schatz an Liebe überblicken, den die treue Seele im stillen gesammelt hat. Ich kann nicht anders glauben, wenn ich wie z. B. heute klar (in mein herz) hineinsehe und gewahre, wie seit einiger Zeit alles sicherer, fester, verwahrter, inniger und schöner geworden ist. Das sind die heimlichen Thaten unsres unsterblichen Teils'. und dann wider versagt ihm die sprache für sein gefühl (24): 'Die Empfindung für Dich bleibt immer dieselbe, aber es gibt glückliche Momente, wo mir ein Wort gelingt, das Dich jenem innigsten Verständnisse, jenem unerreichbaren, wenigstens näher bringt. Völlig sagen kann ich Dir's nie, was Du mir bist; ich weiss selbst nicht, was Du mir alles bist; Dein Wert für mich ist unennbar und unfasslich hier, weil er auch für dort gelten soll'. in einem solchen glücklichen moment hat er die geliebte mit den worten angeredet (135): 'O Herz! ich bin Dein bis ins Äusserste meiner Lebensdauer hinaus und bis ins Innerste meines Wesens; recht eigentlich in Dir getränkt'.

Wollbekannt sind uns endlich auch die situationen, aus denen heraus der liebende schreibt. 'Guten Morgen, liebes Herz! Hast Du heute schon an mich gedacht? Ich habe von Dir geträumt' (10), so beginnt er früh morgens sein billet; und ein ander mal setzt er sich abends hin: 'Ich hoffe, Du schläfst schon, indem ich Dir dieses schreibe'. mit dem wunsch 'Gott gebe Dir eine gute Nacht' legt er sich selber zu bette, und als ihn das kleine rotkehlchen am morgen weckt, ist es ihm lieb, dass er sogleich wider an seine Sophie denken und schreiben kann. widerholt schließt ein absatz des briefes mit: 'Gute Nacht' — und der nächste beginnt mit: 'Guten Morgen'. unansthörlich weilen seine gedanken bei der geliebten; 'Meine Liebe neigt sich hinaus in die Ferne nach Dir, sie lauscht und horcht nach Dir und starrt nach Dir in die Ferne' (6 f). in billeten setzt er eigentlich noch den persönlchen verkehr fort; er ist bei ihr und um sie in allem und jedem. auf der reise nach Stuttgart in den wirtshäusern, wo niemand seine Sophie kennt, ruft er abends beim einschlafen ganz laut ihren namen (51). 'Heute Nacht schlief ich wider unruhig. Plötzlich erwachte ich mit dem Gefühle Deiner unmittelbaren Gegenwart, ich glaubte Dich in den Armen zu halten, und es währte lange, bis ich wieder wusste, wo und dass ich allein war'. und dann wird er sich wider gerade während des schreibens bewusst, dass die geliebte fern von ihm ist und ihm fehlt. 'O wärest Du jetzt bei mir!' so schließt der zweite (2), 'wärest Du da?' (3) so schließt der dritte brief; und gleich darauf beginnt wider ein anderer (4): 'Wenn Du nur da wärest, liebe Sophie! . . . denn mir geht hier gur nichts ab, als Du?'. überall fehlt sie ihm, seine ganze seele tut ihm weh nach ihr (58), jeder tag, den er ohne sie verlebt, ist ihm ans dem leben gestohlen (5). leben ohne sie ist ein fortwährendes stilles bluten seines herzens (3). 'Ich bin gelähmt ohne Dich. Ich habe mit tausend Wurzelfasern mich an Dich ange-

lebt und nun ist mir, als ob sie alle zerrissen wären und bluteten' (55). wie ein novembertag auf einer ungarischen heide, so liegt ihm die trennung auf dem herzen (79), die er ein ander mal wider als ein schleichendes gift bezeichnet. oder: *'die Zeit unsrer Trennung macht mich altern, wie eine recht frostige Nacht im frühen Herbst einen Wald'*. er beneidet den tagelöhner, der die geliebte täglich sieht (56); und wenn die abendstunde kommt, da er sie sonst zu sehen gewohnt war, dann genügt ihm nichts mehr, und er möchte nur bei ihr sein (6).

Freilich wie arm erscheinen uns wider in andrer hinsicht die briefe Lenaus neben denen Goethes. der geliebte der frau von Stein ist nicht bloß der veredelte, er ist auch der veredelnde. welchen schatz von welt- und lebenskenntnis, von kunst- und naturbeachtung hat er der frau von Stein für ihre liebe gespendet! den inhalt von Lenaus briefen bildet die liebe, nur die liebe, nichts als die liebe. kaum mehr als zwei oder drei mal finden sich beiläufige urteile über litterarische persönlichkeiten wie Baader, Bauernfeld, Görres. alle litterarischen, alle dichterischen. ja alle bildungsinteressen überhaupt verschwinden dem unglücklichen dichter vor seiner liebe. Goethe wurde durch frau von Stein mit der welt ausgesöhnt, und bald schickt er der geliebten von seinen reisen in form von porträts und silhouetten die reifen früchte seiner neuerwachten menschenliebe. in Lenaus briefen werden dritte personen höchstens als lästige störer empfunden und genannt. von anfang ist er gewöhnt, nach der geliebten in die ferne starrend, alle liebe nicht zu achten, von der er umgeben ist in der nähe (7). denn alles, was er auch liebt aufser ihr, liebt er doch nur gleichsam mit der kehrseite seines herzens (53). bald macht er selber an sich die beobachtung, dass er mit den leuten viel weniger artig und rücksichtsvoll sei als früher: *'Warum? Erscheint mir meiner Sehnsucht und unerfüllten Liebe gegenüber alles sonst unwichtig?'* (56). Goethe schreibt an frau von Stein, er nenne mitten unter den menschen ihren namen still für sich; Lenau drängt sich, so oft er eine seiner Stuttgarter freundinnen anreden will, der anfangsbuchstabe des namens seiner Sophie unwillkürlich heraus (135). und wenn er auch mit den menschen redet, so spricht er doch eigentlich immer über sie hinweg zu ihr: *'Manchmal ist mir, als ob sie das merken'* (64). die klagen anderer frauen, dass er sich undankbar, ungalant und unnatürlich benommen, schüttelt er derb und trotzig ab; und das unbehagen seiner trennung von der geliebten steigert sein betragen gegen andere bis zur grobheit: *'Ich bin ein unerträglicher Mensch, auch mir selbst'* (82). namentlich das verhältnis zu den angehörigen Sopliens war bei der empfindlichkeit des dichters, der sich geringschätzungen ausgesetzt glaubte, *'weil man sich einer gewissen toleranten Schonung'* gegen ihn bewust war, immer neuen trübungen ausgesetzt (91). *'Du hast mich'*,

schreibt er, *'mit Gleichgültigkeit gegen die Welt erfüllt. Dein Umgang ist wie Dein Kaffee, mir schmerzt kein anderer drauf'* (147). . . . *'Es kann niemand mich erfreuen, niemand mich kränken, ich habe die Welt freundlich und still von mir abgestreift, ich gehe mit den Menschen um, recht brauchbar und lächelnd, denn je mehr ich fühle, dass mein Herz sich ihnen verschließt, je weniger will ich es an der äußeren Freundlichkeit fehlen lassen, damit sie doch etwas von mir haben'* (143). aber davon halten die menschen nicht viel; bald darauf schreibt er in hellem unmut (159): *'O wie bin ich so menschenmüde diesen Abend. Ich werde groß werden müssen, um Ruhe zu haben. Sie bringen mich zum Gipfel des Unmuts. Haben sich und mir am Ende alle nichts zu sagen und laufen doch her und quälen mich. Ach, nur einen Tropfen von Dir, einen labenden Tropfen aus Deiner lieben Seele, und ich könnte dann schon wieder ein Stück weiter keuchen durch die Wüste'*.

Mit der lebensfreudigkeit, die der dichter des Orestes der geliebten frau verdankt, contrastieren in den briefen Lenaus die immer wiederkehrenden ernsten, oft finsternen todesgedanken. sie stellen sich bei jeder entlernten gelegenheit als vertraute geuossen wie von selbst ein. *'Denk an mich'*, schreibt der dichter aus Reichenau, *'wenn Du an unsre Bank kommst. Dieses Brett möchte ich einst zu meinem Sarge haben'* (3). gleich darauf möchte er sein leben mit der geliebten zwischen diesen felsen beschließen (5). viel ernster heißt es in einem briefe aus Stuttgart: *'Ich denke immer nur an Dich und an den Tod. Mir ist oft sehr ernstlich zu Mute, als ob meine Zeit abgelaufen sei. Ich kann nicht dichten, ich kann mich an nichts freuen, nichts hoffen, ich kann nur an Dich denken und an den Tod. . . . Ich kann Dir einen Gedanken nicht verbergen, der seit einiger Zeit dunkel und immer dunkler meine Seele überschattet. Es drängt mich zu suchen, was ich wünsche. Doch das wird vorübergehen. Wenn ich Dich nur erst wiedersehe, o Du mein Liebste!'* (7). auch die gesundheit der geliebten, welche den dichter um so viele jahrzehnte überlebt hat, war damals schwankend und gab zu befürchtungen anlass. einmal findet sie Lenau im begriff, ein trauerkleid anzuziehen, und dieses *'symbolische Ohngefähr'* verstimmt ihn etwas; zu hause steht sie immer in ihrem schwarzen anzug vor ihm: *'ich wünsche fast, Du trägest ihn für mich. Doch nein. Ich will mein Bündel noch eine Strecke tragen, muss ich auch damit an Deinem Grabe vorbei. Vorbei nicht, aber vielleicht bis hin'* (13). nicht ungern reizt ihn Sophie mit dem gedanken, dass sie ja doch sterben müsse, dass der wert ihres daseins gestunken sei (14); und immer fällt ihr der dichter schnell ins wort, dass dann auch sein leben entzwei sei. der gedanke, dass ihr beider tage gezählt seien, führt auf die lieblingsvorstellung eines frühzeitigen todes. manche dieser stellen klingen fast wie eine aufforderung oder eine anfrage an die geliebte. *'Wir sterben ja doch zugleich, gelt Du Liebste? gelt?'* (65). oder: *'Ich möchte mit Dir sterben in einer solchen*

Nacht. Bei diesen Blitzen Dein Gesicht noch einmal sehen und dann nichts mehr' (74). es hätte sicher nur eines entgegenkommenden winkes von ihrer seite bedurft, und das drama vom Wannsee hätte sich zum zweiten mal abgespielt. aber so weit wagte sich Sophie nicht vor, wenn sie den dichter auch gern vor gefahren zittern liefs, denen sie sich ausgesetzt hatte. wie geht ihm nur die geschichte vom 'Einbäumel' nah: Sophie muss, wahrscheinlich auf dem Gmündener see, in einem ausgehöhlten baumstamm hinausgerudert sein (119. 162). an solcher 'Waghalserei' glaubt er mit der entmutigendsten traurigkeit zu erkennen, dass die geliebte unglücklich sei und durch ihn! und wie zittert er, als sie ein ander mal zur reise das dampfschiff wählt, das erst kürzlich verunglückt war: 'Freut man sich so aufs Wiedersehen, dass man Gefahren aufsucht, um es sich ein wenig zweifelhaft zu machen?' (162). Lenau aber war der gedanke an den tod so vertraut geworden wie einst dem dichter der Hymnen an die nacht, in dessen stil er schreibt: 'Heute dachte ich öfter an den Tod, nicht mit bitterem Trotz und stürmischem Verlangen, sondern mit freundlichem Appetit'.

Was aber den hauptunterschied ausmacht: Goethe ist in dem kampf sieger geblieben, Lenau ist in ihm gefallen. Goethe hat sich zur entsagung hinaufgeläutert, Lenau geht sittlich zurück und gibt zusehends der leidenschaft immer mehr raum. auch ihm hat die geliebte, wie uns das erste billet verrät, die losung zugerufen: 'Freudig kämpfen und entsagen!' (1); und der dichter fügt hinzu: 'Du bist mir gross genug, mich an Dir aufzurichten,' aber weder Lenau noch Sophie waren groß genug, sich aneinander aufzurichten; und wir können an der hand seiner briefe verfolgen, wie er allmählich immer mehr das opfer seiner ungebändigten und unbefriedigten sinnlichkeit wird. anfangs gewährt es ihm eine gewisse befriedigung und einen innigen trost, das schöne vertrauen des gatten seiner geliebten, der sehr gut mit ihm ist, nicht misbraucht zu haben (9). aber es kommen auch jetzt schon Gespräche vor, welche Sophie zwischen einem manne und einer frau seltsam erscheinen. und nachts erwacht Lenau plötzlich mit dem gefühl ihrer unmittelbaren gegenwart, er glaubt die geliebte in den armen zu halten und kommt erst nach langer zeit zum bewusstsein, dass er ferne von ihr und allein ist (13). bald klagt die geliebte über einen rückfall in die wilde leidenschaft. der dichter streitet dagegen: 'Du hast mir heute abend Unrecht gethan, da Du glaubtest, ich sei wieder zurückgefallen. Ich war es nicht und werde es nicht. Solcher entsetzlicher Stimmungen kann es nicht zwei geben in einem Menschenherzen. Es gibt nur einen Teufel in der Liebe, und ich habe ihn abgethan. Es ist eine klare Ruhe in mir wie nach einem Gewitter in der Luft. Vor gewissen Gedankenreihen habe ich jetzt einen Abscheu, dass ich gewaltsam absprünge, wenn sie sich einstellen wollten. Ich

bin mir selbst unheimlich geworden in meiner Leidenschaftlichkeit' (14). aber in demselben briefe muss er bekennen: 'Ich bin überhaupt ein sehr schlechter Oekonom; auch in der Oekonomie meiner Seelenkräfte habe ich zu wenig Berechnung, Mass, Ordnung. Der Kompass meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens'. und sogleich darauf schlägt die wilde flamme seiner leidenschaft in heller lohe gen himmel: 'Die Liebe ist die stärkste Macht im Himmel und auf Erden, sie hat die Welt erschaffen und erhält und bewegt sie ewig; sie hat sich unsrer Herzen bemächtigt und alles, was ihr entgegen ist, muss verbrennen und vernichtet werden, wie ein Strohalm in den brennenden Vulkan geworfen' (15 f.). gleich darauf sucht er sich wider zu fassen und zu bescheiden: 'Tragen wir bescheiden unser Glück, das, wenn es auch nicht voll ist und werden soll, doch als Bruchstück eines Himmels von Freuden mehr wert ist, als das Glück von Tausenden in seiner kümmerlichen Vollständigkeit. Es wäre fast eine Versündigung an Deiner Seele, wenn mir Dein körperlicher Besitz unentbehrlich wäre, und doch ist Dein Leib so schön und seelenvoll in jedem Teile, dass ich wieder meinen muss, ich hätte Deine Seele noch mehr inne, wenn auch Dein Leib mir zufallen dürfte' (18). 'Wie mancher', so tröstet er sich immer wider, 'muss von dieser Welt scheiden und hat nicht einen solchen Augenblick gekostet, wie ich doch schon viele mit Dir gelebt. Und doch, wer weiss, wie bald ich wieder zurückfalle in jene grollende Klage, dass mein ganzes Leben ein unglückliches, verfehltes' (19). wirklich findet sich etliche wochen später seine gemütsruhe wider in der trube: 'Ich habe dem Sturm mein Herz weit aufgethan ohne allen Rückhalt, er ist eingezogen und hat an allem Gezweig meiner Nerven gerüttelt' (29 f.). auch der geliebten erscheint er jetzt mit ungebändigem wesen; 'aber die gewisse Schranke habe ich bis jetzt nicht durchbrochen, und ich hoffe für uns beide, es soll so bleiben' (31). . . 'Ich will mich wohl ein wenig mäfsigen in den Ausbrüchen meiner Leidenschaft; ganz kann ich sie nicht beherrschen. Ich fahre auf höchster See, und da lässt sich kein Anker werfen' (32). und nun lässt der gatte über das verhältnis, das er bisher geduldet hat, ein wenig üble laune merken (41). er scheint zu wünschen, dass Lenau reise. der dichter will ihm das zu gute halten und findet es menschlich. 'Er ist wohl überzeugt, dass wir nicht zu weit gehn; aber es wurmt ihn, dass Du mir mehr bist, dass ich Dir mehr bin, als er'. in Lenaus herzen erwacht ein trotz, gegen den alle äulseren veranstaltungen zu schanden werden. von Stuttgart aus sendet er wider die herbsten klagen: 'O Weib! ich möchte weinen, wenn ich denke, wie ich so zerfalle, ohne dass wir uns ganz unarmen durften' (72). . . 'Mein Schmerz um Dich ist absolut, da gibt's keinen Trost, das ist hin, Du bist nicht mein Weib, das ist eine recht tiefe, ehrliche Wunde, die blutet fort, solange noch ein Blut

in mir geht' . . . 'O Gott, gib mir meine Sophie!' (74), namentlich, aber die herrlichen verse (77):

*'Ach! wärst Du mein, es wär' ein schönes Leben!
So aber ist's ein Kämpfen nur und Trauern,
Und ein verlor'nes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.
Undank thut wohl, und jedes Leid der Erde.
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind Freudenbilder mir, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, dass ich Dich nie besitzen werde.'*

und nun steht seine rückkehr bevor; aber bei dem bloßen gedanken des widersehens graut ihm vor der eisernen schranke, an welche sie in den ersten minuten anstoßen werden (80): *'warum haben wir uns kennen gelernt? um uns an einander zu reiben, zu betrüben?'* neuerdings macht er entschiedene versuche: *'Hätte ich Dich nicht gefunden, so hätte ich auch nie erfahren, was es heißt, von einem Weibe geliebt zu werden, die es wert ist, dass mir mein Unglück das Liebste ist, was ich habe. Ich habe mir nie ein Glück geträumt, wogegen ich dieses Unglück vertauschen möchte. Ein Blick in Deine Seele ist nicht zu teuer erkauf't mit dem schmerzlichsten, bis an meinen Tod fortgekämpften Eutsagen'* (92). . . . *'ich habe tief in Dein ganzes Leben eingeschnitten, Deine schlimmsten, wie Deine besten Stunden kommen von mir, und die meinigen kommen von Dir. Glück und Unglück haben uns enge zusammengebunden, wir müssen's antragen bis ans Ende. Dieses Band darf nie zerreißen. Es soll auf Erden nichts Festeres geben als unsre Liebe'* (93 f). und nun folgt eine schöne, eine unvergessliche stunde, deren gedächtnis ein billet in der zukunft wach halten soll: *'Vergiss diese Stunde nicht. Sie wiegt alles tausendfach auf, was wir gelitten. Wenn ich Dich auch nicht ganz haben durfte, so hatte ich doch mehr, als meine schönsten Träume jemals für möglich hielten. Wie reich bist Du! wieviel kannst Du geben, wenn Du noch so viel zurückbehältst!'* (95). nach und nach wird es ihm klar, wie wenig von seinen vorsätzen zu halten sei: *'was sie sich wohl denken mag von meiner Inkonsequenz, diesen ewig zerscheiternden Vorsätzen, einmal ruhig zu sein? Recht ehrlich und fest hab' ich mir's doch eigentlich nie vorgenommen. Es war nur immer ein halber Wille. Kann ich es nicht wollen? Sie hat mir nie mit einem Winke gezeigt, dass sie mich wegen meines Ungestüms weniger achte. Das wäre das kräftigste Mittel'* (100). er gibt sein ungestümes, unheilvolles betragen als einen rückfall in böse alte stimmungen, einen plötzlichen aufschrei seiner heidnischen zeit preis (101): *'Zurweilen naht sich dem friedlichen Hause meiner Liebe ein wildes Thier aus jener Wüste, in welcher ich mich einst herumgetrieben, und schreit nach mir und will mich zurückrufen. . . Als ich die hässlichen, unedlen, unritterlichen Worte gesprochen hatte, war mir, als sei ich von Gott abgefallen; und diese Worte*

werden mir meine Sterbestunde verbittern' (101). bald aber gefällt er sich in dem gedanken, seiner leidenschaft freiwillig die zügel schiefsen zu lassen: *'Noch habe ich dem Sturm meiner Leidenschaft niemals ein ernstliches Halt! zugerufen. Thäte ich's einmal, so wäre ich gewiss ruhiger und gesichert. . . Es ist meine Lust, mich auf den ungestämten Wogen der Leidenschaft herumtreiben zu lassen und mein Ruder in die Flut zu werfen und meine Arme lieber dazu zu brauchen, dass ich Dich recht fest an mein Herz ziehe, Du liebes, herrliches Weib!'* (122). bald verrät auch die sprache, dass Lenau von der leidenschaft sich treiben lässt, wie Faust seiner liebeslust ein strumpfband wünscht, so bittet er: *'ach, hätt' ich nur irgend ein Kleidungsstück, ein nahes, von Dir da! weißt Du, eins, das Du noch am Leibe getragen! Das noch warm wäre von Deinem süßen Leibe! Ach, Sophie! ich liebe ja Deinen Leib selbst so sehr, nur weil er herumliegt um die schönste, beste, altersüfeste Seele auf Erden'* (152). in Stuttgart liegt er abends wie im sehnsuchtsliebster im bette und redet laut mit der geliebten (153). und auch morgens stürmt das verlangen nach ihr durch leib und seele: *'Schon lieg' ich ein paar Stunden wach und mit geschlossenen Aagen und halte Dich beständig umklammert. Ich zittere vor Sehnsucht . . . Du rollst mir durch alle Adern. Ich bin namenlos verliebt in Dich. Ich schwelge in Erinnerungen und Hoffnungen, und ich verzehre mich in der Pein der Entbehrung'* (154). . . *'Mein ganzes Glück, meine ganze Zukunft wohnt in Deinem schönen Leibe mit Deiner süßen Seele'* (155). . . *'Man muss es diesen Briefen anmerken, wie sie aus der wärmsten Herzgegend kommen, man soll es, ich will meine Gottheit nicht verraten und verleugnen'* (156). . . *'Die Pulse schlagen, jagen und fragen nach Dir so treu, so heiß und verlangend, und müssen einsam verhalten und verwelken. Das Leben geht verloren, der Boden brennt unter mir, meine Seele ringt nach Dir und ach, umsonst!'* (157). *'sei froh an unsrer Liebe. Sie ist schön. Sie wird immer feuriger, inniger. Ich war noch nie so fest, so selig einsam mit Dir zusammengeschlossen wie jetzt. Es ist rings um uns herum alles zugewachsen, eine recht dichte und wilde Paradieseshecke, heilig, still und sicher'* (158). und als es nun zurückgehn soll in die nahe der geliebten, da brennt ihm leib und seele nach ihr (164). *'Ich bin in einem furchtbaren Aufruhr, in dem ich Dir schreibe, Sophie, es ist wahnsinnige Liebe, die mich treibt. Weh mir! wär' ich lieber tot, als dass Du nicht mein bist'* (167). in solcher fieberhitze ist Lenau zur geliebten zurückgekehrt. man hat hier schon das gefühl, dass er entweder alles erreichen oder im tumult der sinne den verstand verlieren musste. aus der unmittelbar folgenden zeit fehlen briefe. die nächsten, aus dem folgenden winter, deuten auf klagen der geliebten: Lenau muss sich dagegen verwehren, dass der funke erloschen sei. aus dieser spätern zeit sind überhaupt nur mehr ein paar billets erhalten. auch das ist bezeichnend: es ist

würklich ein 'trauriges Absterben' (168), der dichter verzehrt sich in der eigenen glut. nur einen großen moment hat er, kurz vor dem ende, unter dem 7 august 1843 fixiert: *'Dieser heilige Tag, ich fühl' es, hat tief in mein Leben eingeschnitten. Mein Herz und mein Schicksal haben sich gewendet. Ich bin wie neugeboren. Sollte ich auch mit den Menschen zerfallen, so fühle ich mich doch mit den himmlischen Mächten versöhnt. Mein Herz geht ruhiger, fester, tiefer und freudiger. Seine Schläge sind Dein bis auf den letzten. Ich habe fortan keinen Wunsch als für Dich und zu Deiner Freude zu leben; ich habe keine Sorge, als dass Gott Dich mir erhalte. Der Kreis meines Lebens hat sich geschlossen. Ich habe alles gefunden in Deiner Liebe, und gebe alles hin für Deine Liebe'* (170 f).

Sehen wir so deutlich, wie der dichter im verlauf des verhältnisses immer mehr seiner leidenschaft zum raube wird, so lässt sich auch der unheilvolle einfluss nicht verkennen, den diese frau auf ihn ausgeübt hat. einen teil der schuld, dass alles so traurig kam wie es kam, muss Sophie tragen. selbst in den briefen Lenaus, des wahnsinnig verliebten, welcher immer damit beschäftigt ist, sie zu entschuldigen und sich selbst anzuklagen, erscheint sie keineswegs in günstigem lichte. sie hat es immer darauf angelegt ihn völlig zu beherrschen. *'Du hast das ganze Saitenspiel meines Herzens in Deiner Gewalt; vom sanftesten Säuseln bis zum größten Sturm kannst Du es rühren mit einem Fingerdruck'* (35 f), und sie hat das deutliche bewusstsein ihrer gewalt über ihn: *'Du bist mir verfallen'*, sagt sie gelegentlich (98). sie ist, als er 1840 nach Stuttgart geht, vollkommen gewis, dass er wiederkehren wird. sie betrachtet ihn als ihren gefangenen. und der dichter fühlt sich einmal wol in dem gefühl der sicherheit und aufgehobenheit und innersten versorgtheit, womit er sich in ihre liebe macht und hut begeben hat (172). dann aber wider bäumt er sich mit dem starren, in sich hineinbrütenden trotz und stolz des zigeuners gegen sie auf (103. 112). *'Ein gewisser finsterner Trotz ist mir so sehr eigen, daßs ich im stunde wäre, wenn Du mich einmal ohne ein Zeichen der Liebe gehen ließest, mich sogleich in den Eilwagen zu werfen und ohne Abschied von Dir davonzufahren, sollte mir auch auf jeder Station das Herz zehnmal brechen'* (34). zuweilen wird er sich bewußt, dass er in der zeit dieser liebe seinen willen vernachlässigt habe; und dann kommt es ihm vor, als schlummre eine kraft in ihm, die er nur heraufzurufen brauche, um mit einem satze auf dem alten boden der freiheit zu stehn. *'Aber mir graut davor. Fast satanisch erscheint mir diese Bravour, und doch steckt sie in mir, ich muß es bekennen. Du fühlst das auch, obwohl nur dunkel, und das ist vielleicht ein Teil der Gewalt, die Dich an mich bindet. Wenn Du Dich recht erforschest, so wirst Du finden, dass Du an mein Gefesseltsein allerdings fest*

glaubst, aber mich doch immer noch als Deinen freiwilligen Gefangenen hältst, während ich überzeugt bin, daß Du keine Willenskraft in Deinem Herzen birgst, Deine Fesseln zu sprengen. Wenn wir miteinander zerworfen sind, so möchtest Du mich verlassen wollen, aber Du kannst es nicht, ich könnte Dich verlassen wollen, aber ich mag es nicht, eben weil Du es nicht kannst. Das ist die mächtige Ohnmacht des Weibes und die ohnmächtige Macht des Mannes' (122). aber je länger das verhältnis andauerte, um so mehr wurde sich Lenau seiner eigenen ohnmacht und ihrer übermacht bewußt. er kämpfte vergebens mit dem gedanken: 'Entschlage Dich dieser Abhängigkeit und gestatte diesem Weibe keinen so mächtigen Einfluß auf Deine Stimmungen, kein Mensch auf Erden soll Dich so beherrschen' (173). immer wider stieß er diesen gedanken als einen verräter an seiner liebe zurück und unterwarf sich neuerdings ihren 'zärtlichen Mißhandlungen', mit der flehenden bitte: 'O geliebtes Herz! mißbrauche Deine Gewalt nicht!' (173). und wenn er ihr heute zugerufen hatte: 'Gib mich frei!', so nahm er das wort morgen als nicht ernst gemeint zurück: 'Wenn ich mir selbst sage: mache dich frei, ist's auch Wind damit' (175).

Unglücklich hat Sophie auf den dichter auch dadurch eingewirkt, dass sie seine leidenschaft immer in der höchsten spannung zu erhalten suchte und wuste. 'Wenn Du mein Herz nicht hämmern hörst, dass es zu zerspringen droht, so glaubst Du gleich, es stehe still' (22). im glück und im unmut hat sie Lenau immer an die äußersten grenzen geworfen (35) und sein leidenschaftliches ungestüm ebenso wenig zu beruhigen als zu befriedigen verstanden. für die kleinsten gradunterschiede seiner liebe hegte sie ein reizbares gefühl. jedem schwanken seiner empfindung begegnete sie mit verletzendem mistrauen. 'Der Zweifel', so ruft Lenau gleich anfangs der kleingläubigen zu, 'findet bei Dir gleich alle Thüren offen, und Du lockst ihn gern selbst herbei' (22), und gegen das mistrauen, als ob sich in ihm etwas verändert hätte, muss er sich noch kurz vor der katastrophe (168. 171) immer wider verteidigen: 'O, zweifle nicht, noch lebt es in meinem Herzen wie jemals für Dich, wenn auch ein trauriges Absterben sonst darin zu spüren ist. Mein letztes Grüne gehört Dir, wenschon sonst alles welkt und schwindet. Der Funke scheint Dir erloschen, weil viel Asche darauf liegt' (168). . . 'Du süße Närrin! Lerne doch einmal glauben, daß ich Dich liebe, liebe über alles und ewig' (165). in das innere Sophiens gestatten uns die briefe Lenaus keinen sicheren einblick. wir wissen nichts über den grad ihrer eigenen leidenschaft oder wie tief es ihr ans herz gieng, wenn sie sich etwa vorwarf, in Lenaus leben erschütternd eingedrungen zu sein (173). war die liebe oder die eitelkeit in ihr vorherrschend? war es aufrichtig gemeint oder schmeichelte sie nur seinem stolz, wenn sie von einem höherstehn und herab-

ziehen des dichters redete? *‘Lafs Dich doch einmal bekehren von Deiner Deut. Ist Dir die Schranke nicht genug, die uns ohnedies trennt, dafs Du mutwillig noch eine Scheidewand dazu brauchst? Wenn Du mich immer so fremd Lenau nennst, so werde ich mich gar nicht mehr so nennen, sondern blofs Niembach’* (93). . . . *‘Ich geb’ es sogar zu, dafs Du in gewisser Weise mein Kind bist; Du mußt mir dagegen auch zugeben, dafs ich ebenso Dein Kind bin. Du verstehst mich. Wenigstens sind Empfindungen in mir, früher ungekannte, die Dich als ihre Mutter begrüfsen und immer als solche hoch in Ehren halten werden. Und so wäre denn die Gleichheit zwischen uns wiederhergestellt, gegen welche Du Dich so gerne auflehnt. Der einzige Abstand ist der, dafs ich Dich mehr liebe, als Du mich’* (99). dass Sophie indessen nicht frei von gesellschaftlicher eitelkeit und aus dem vaterhause gewohnt war, eine schaar von weibern neben sich zu verdunkeln (23), dass sie neben ihrer liebe noch den wunsch nach sieghalter geltung in der gesellschaft hatte, das wuste Lenau anfangs auch, und er bezeichnet diesen wunsch ausdrücklich als einen *‘etwas frivolen Nachbar neben unsrer Liebe’* (24). war es mehr eitelkeit oder eifersucht, was sie gegen jeden verkehr des dichters mit frauen sofort in harnisch brachte? schon als er einmal gelegentlich die erinnerung an seine Heidelberger tage, vielleicht auch an eine Heidelberger liebe, flüchtig berührte, musste er diesen *‘mürrischen Einfall einer bangen Minute’* mit den worten entschuldigen: *‘Nur ein leichter Wimpel flatterte zurück nach dieser Vergangenheit, während meines Lebens Anker wie immer festlag im festen Boden Deiner Liebe’* (89). aber auch diese entschuldigung half ihm wenig, er wurde tags darauf unfreundlich, kalt und fast trotzig angelassen; und als er neben ihr safs, fand sie sein gesicht falsch wie einer katze (90). bald darauf lernte Lenau die sängerin Unger kennen. aber sogleich tritt Sophie dazwischen. er soll ihr gleich sagen, wenn *‘die andere’* einen eindruck auf ihn macht; sie würde sich dann trösten mit der erinnerung an ihr gestorbenes glück. er solle ihr nicht aus mitleid trenn bleiben (97). der wunsch, einen eigenen herd zu haben und seine eigene familie, könne zu plötzlich in ihm erwachen und ihn empfänglich stimmen für die liebenswürdigkeit *‘der andern’* (98). Lenau muss sich beeilen sie zu beruhigen: *‘Was den Herd betrifft, den mag ich nicht, wenn nicht Du meine liebe Hausfrau bist, und was die Kinder betrifft, die mag ich nicht, wenn nicht Du sie mir geboren hast’*. das verhältnis zur Unger zog sich dennoch hin (s. Frankls bericht s. 203), aber Sophie hatte keine ruhe, bis ihr Lenau wiederholt versicherte, dass *‘die Schranken unerrückbar stehen’* (136. 139). *‘Sie weifs das recht gut . . . Ich glaube nunmehr das Verhältnis einer aufrichtigen und resignierten Freundschaft für immer festgestellt zu haben. Dafs ich aber ihr Freund bin, verdient sie durch ihre wirklich seltene Herzensgüte’* (139). als Lenau dann

im sommer 1840 in Stuttgart lebt, klagt sie widerum, dass er neuen bekanntschaften nachhänge (143); er muss ausdrücklich versichern, dass ihm die frauen auf keine weise interessiert haben (142). und doch hat er auch nach der rückkehr nach Wien über ihr auffallend herbes und verletzendes wesen, über immer wiederkehrende *'Schnödhheiten'* zu klagen (145): *'Du behauptest, daß Du an mich nicht mehr glauben könntest, und es sei Dir gar wohl denkbar ein völliges Erkalten, Abscheiden meines Herzens; und doch gestattest Du Dir oft ein Benutzen gegen mich, wie es nur von der größten Zuversicht in ihrer mutwilligsten Steigerung eingegeben werden mag. . . Ich werde Dir eine Herrschaft über mein allzuheftiges Gefühl aufreisen, wovor Du Respekt haben sollst'* (145). aber diese herrschaft über sich selbst hat Lenau so wenig errungen, dass ihn der folgende winter vielmehr erst recht in ihre gewalt gab (147); *'Es ist wirklich Wahsinn'*, schreibt er, *'wenn Du daran zweifelst, daß ich Dein bin für immer'* (147). an *'Missverständnissen'* fehlt es jetzt so wenig wie früher. Lenau wird der sprache ordentlich feind, dass sie mit ihrer plumpen unbeholfenheit und stammelei schon so viel leid zwischen ihn und die geliebte gebracht habe (127). ihr übermut, aus dem bewusstsein ihrer liebe und gewalt entspringen, bringt ihn auf. er versteht keinen spaß in der liebe und macht selbst aus ihren harmlosen neckereien blutigen ernst (108). weil er selber sich immer gleich ist in der liebe, reißt es ihn zu kränkender heftigkeit hin, wenn sie kalt scheint, und er tut ihr wol einmal weh durch ein hartes wort, das er gleich darauf wider zurücknimmt. weit besser aber versteht es Sophie, ihn kurz und in atem zu halten. wie oft klagt er darüber, dass er sie steif und stutzig, verdrießlich und kalt gefunden habe (66). er muss sie eigentlich jeden morgen aufs neue für sich erobern und findet sie nie als dieselbe wider, welche er abends verlassen hat (174). auch nach den reisen ist sie ihm immer etwas entfremdet. am meisten aber hat er über ihre briefe zu klagen, wenn er in der fremde ist. entweder erhält er ganz frostige antworten (66), *'ein missmutig schläfriges Durchgehen seines Briefes'* (66), ein *'verflucht kaltes Trutzkart'* (67). oder er findet verstimmung und schmerzliche spannung (77), zweifel und mistrauen darin (149—154). oder sie bringt ihn zur verzweiflung, indem sie gar nicht schreibt, wenn er am sehnsüchtigsten wartet (159). die heftigsten zeilen, welche er je an sie gerichtet hat, lauten: *'Warum schreibst Du nicht? Das ist heillos. Ich soll fleißig schreiben, sagen mir Deine Briefe und werden doch seltener. Was ist geschehen? Teufel hinein, warum schreibst Du nicht? Ich bringe nichts heraus als diese Frage. Aber bang ist mir, sehr bang. Hole der Teufel eure Landpartien und Visiten! Ich werde, wenn morgen kein Brief kommt, auch selten schreiben'* (159). auf die alten kunststücke der Kleopatra verstand sich Sophie gut. und man

begreift, wie er sich endlich den aufreibenden kämpfen durch eine heirat um jeden preis entziehen wollte. Sophie soll ihm auf die nachricht von seiner verlobung mit Marie Behrends geschrieben haben (204): *‘Eines von uns muss wahnsinnig werden’*.

Es sei noch auf die herliche bildersprache in diesen briefen Lenaus aufmerksam gemacht. s. 9: *‘Solang ich mit andern noch still und finster bin, steht es mit meiner Stimmung noch nicht so schlecht; kann ich aber bei innerem Verdrusse heiter und gesprächig sein, dann leide ich am meisten. Dann ist es der Schmerz, der sich einsperrt wie ein Falschmünzer und den Leuten, wenn sie an seine Thüre kommen wollen, seine gesprächigen Kinder entgeschickt, die den störenden Besuch von der Pforte ablenken, während der finstere Alte drinnen sitzt und hämmert’*; — oder der leidenschaftliche raucher vergleicht sein leben mit der cigarre (71f): *‘Das Aschenstück an meiner Zigarre wird mit jedem Zug länger, und das Aschenstück meines Lebens wird es auch mit jedem Atemzug. So eine abglimmende Zigarre ist ein trauriges Ding. Die Asche fällt nicht weg, sondern bleibt, die Form des Verbrannten annehmend. So manches, was wir als Trost brauchen, ist nur solche Aschenkontur’*; — oder s. 87: *‘Es freut mich, wenn wir unser Los vergessen und froh sind wie Kinder, die in einer Wüste spielen oder auf Gräbern; hier mit den todentsprossenen Blumen, dort mit dem leeren Becher; bis sie auf dem Grabe plötzlich ihre Verlassenheit merken und unbefangen weinen; bis sie in der Wüste auch durstig werden und nach einem Trunke schreien’*; — oder s. 95: *‘Alle meine Gedanken sind morsch und reißen mir ab, sie sind mürb geweint wie verwittertes Tauwerk, und meine Segel hängen schlaff’*; — s. 113: *‘Ich bin heiter, wie es scheint . . . Weißt Du, was der Jäger einen hasenreinen Hund nennt? Ein hasenreiner Hund ist ein so wohldressierter Vorstehhund, daß er den Hasen wohl aufspürt, ihn aber, wenn der Jäger fehlgeschossen, nicht verfolgt, sondern laufen läßt. Der Vorstehhund darf den Hasen nicht verfolgen, weil er dem Jäger immer zur Hand sein muß, neues Wild aufzustöbern. So gibt es eine Höhe des Kummers, auf welcher angelangt wir einer einzelnen Empfindung nicht nachspringen, sondern sie laufen lassen, weil wir den Blick für das schmerzliche Ganze nicht verlieren, sondern eine gewisse kummervolle Sammlung behalten wollen, die bei aller scheinbaren Aufseheiterkeit recht gut fortbestehen kann’*. —

Mit einer so reichen gabe wie dieses mal hat sich der Nestor unter den Wiener litteraten bisher noch nicht eingestellt, so schätzbare beiträge zu einer geschichte der deutschen litteratur in Österreich wir ihm auch verdanken. wenn sonst das anekdotische detail sich mehr in den vordergrund drängte, so steht er dieses mal mitten im centrum und ist immer ganz bei der sache. er hat als schriftsteller die feiertagskleider angelegt, um als nachredner die honneurs zu machen. und er hat endlich

auch als herausgeber der ihm anvertrauten briefe jeder billigen anforderung genüge geleistet. unsere philologen werden freilich eine genaue beschreibung der handschriften vermissen. mir selbst sind nur wenige bedenken aufgestoßen. muss es s. 45 nicht '17 Juni' anstatt '19 Juni' heißen? der folgende brief, einen tag später geschrieben, trägt das datum vom 18; und am 19 ist Lenau schon in Salzburg auf der reise. — sollte es seite 80 anstatt 'nichts gute Nacht' vielleicht 'recht gute Nacht' heißen? — die undatierten billets s. 171 ff hat F. auf die datierten folgen lassen; sie gehören zum teil aber in frühere zeit. s. 181 ff scheinen gar nicht zu den briefen an Sophie zu zählen, sondern vorstudien zu dichtungen zu sein. — ein druckfehler liegt s. 189 vor, wonach Lenau frau Löwenthal erst im december 1838 kennen gelernt hätte, während doch schon aus dem frühjahr 1836 die ersten liebesbriefe (s. 1 f) stammen.

Schließlich sei auf die briefe Lenaus an seinen freund Kleyle aufmerksam gemacht, welche seine dunkle jugendgeschichte einigermaßen erhellen. über seine letzte '*Erkrankung*' sind wir neuerdings aus Emilie Reimberks tagebuch (Neue freie presse 1891 nr 9662—4, 21 bis 23 juli) genau unterrichtet worden.

Wie ich höre, hat sich das bedürfnis einer neuen auflage dieser briefe schon bald nach ihrem erscheinen fühlbar gemacht. der herausgeber hat die absicht, in diese zweite auflage auch die ostensiblen briefe aufzunehmen, in denen Lenau die geliebte mit 'Sie' anredet und die in Schurz' biographie abgedruckt sind. sie bilden in der tat eine wünschenswerte ergänzung der intimen liebesbriefe und dienen oft zur aufklärung über die situation. möge diese neue auflage recht bald erscheinen und dieselbe günstige aufnahme finden wie die erste!

Wien, 29 october 1891.

MINOR.

Über eine sammlung deutscher volks- und gesellschaftslieder in hebräischen lettern. von FELIX ROSENBERG. Berlin, diss. (sonderabdruck aus Geigers Zs. f. d. gesch. d. Juden in Deutschland). Braunschweig, Appelhaus, 1888. 87 ss. gr. 8°.

Jüdisch-deutsche volkslieder aus Galizien und Russland herausgegeben von dr GUSTAF HERMAN DALMAN (a. u. d. t. Schriften des Institutum Judaicum in Leipzig nr 20 und 21). Leipzig, Instituta Judaica (W. Faber), 1888. viii und 74 ss. gr. 8°. — 1,60 m.

Von einer weitverbreiteten litteratur geben die beiden vorliegenden hefte willkommene kunde; sie bereichern unsere kenntnis und beweisen, wie sehr jene aufzeichnungen des jüdisch-deutschen dialects in hebräischen lettern die beachtung aller germanisten verdienen, von neuem. wir blicken hinein in eine welt, die für viele folkloristen etwas fremdartiges haben wird, weil es den wenigsten möglich ist, sich zustände zu vergegenwärtigen, wie sie im osten

* [vgl. Littbl. f. germ. u. rom. phil. 1890 nr 10 (L. Fränkel).]

Europas bestehn. ich habe schon einmal in diesem Anz. xv 53—67 auf die wichtigkeit dieser litteratur aufmerksam gemacht und begrüße die beiden publicationen mit freude, da wir aus einer genaueren betrachtung dieser noch ungehobenen schätze reichen gewinn zu erwarten haben. Rosenberg benutzt eine hs. der Bodleiana in Oxford, die aus dem nachlasse Carmolys stammt. sie dürfte von Eisak Wallich aus Worms etwa um das jahr 1600 aufgezeichnet sein und enthält 55 ältere deutsche z. t. bisher unhekannte volks- und gesellschaftslieder. über die art, wie die hs. entstand, scheint mir R.s ansicht unrichtig; er glaubt an eine redigierende tätigkeit des sammlers, welcher an seinen vorlagen kritische änderungen vornahm, um alle stellen zu entfernen, die bei den Juden anstofs erregen konnten. wiederholt macht R. von dieser ansicht gebrauch, während ich der meinung bin, hier habe das jüdische volk bei der herübernahme der deutschen volks- und gesellschaftslieder sich das fremdartige mundgerecht gemacht, wie wir dies bei jeder mündlichen überlieferung bemerken können, und der sammler der hs. habe dann diese mündliche tradition festgehalten. es darf daher nicht von hsl. vorlagen gesprochen werden. nicht eine einzige lesart, die R. aufführt, kann als beweis einer abschrift von aufgezeichneten texten gelten, wol aber sind alle zu verstehn, wenn wir sie eben als änderungen durch das volksgedächtnis auffassen. ich denke darum auch, dass man bei der volksliederüberlieferung principiell anders vorgehn müsse als bei handschriftenüberlieferung; wiederholt bezeichnet R. lesarten seiner hs. als wertlos. allerdings hat er recht, insofern es darauf ankommt, die vorhandenen niederschriften zur reconstruction der ursprünglichen form eines liedes zu benutzen. ist dies aber die einzige betrachtungsweise? hat für uns nicht ebenso hohen wert die beobachtung, wie sich im laufe der zeit gerade dadurch die volkslieder umgestalten, dass sie nicht von hs. zu hs. sondern von mund zu mund wandern? andere zufälligkeiten rufen hier änderungen hervor, und es wäre nun an der zeit, auch sie genauer zu erfassen und womöglich in ihrer psychologischen gesetzmäßigkeit zu erforschen. man sieht, wie große bedeutung eine solche untersuchung etwa für unser volks-epos hätte. ich habe an einem beispiele (VJL 5, 1ff) die veränderungen im laufe der zeit dargelegt, ohne jedoch die resultate theoretischer art zu ziehen und die mir vorschwebende analogie der Nibelungenüberlieferung zu erwähnen. ich würde nicht mit R. von 'absichtlichen änderungen des sammlers' sprechen, sondern würde die änderungen zusammenfassend zur charakteristik der jüdisch-deutschen volkstradition benutzen. es hätte sich auch empfohlen, die texte vollständig abdrucken zu lassen, um die benutzung zu erleichtern; freilich hätte dabei ein genaueres eingehn auf die sprachlichen eigentümlichkeiten des jüdisch-deutschen platz greifen müssen, die angaben s. 10 anm. 1 sind

weder ausreichend noch durchaus richtig. da die hs. die vocale nicht bezeichnet, fehlt jenes mittel, dessen sich die drucke bedienen, um mit grofser sorgfalt die dialectischen laute festzuhalten. auch Dalman hat aber zur erleichterung des verständnisses auf eine genaue wiedergabe der laute verzichtet und nur s. 20 ff eine probe der eigentümlichen sprache gegeben. R.s vermutungen vermag ich nicht zuzustimmen; so geht er meiner ansicht nach viel zu weit, wenn er in dem liede nr 40 einen deutlichen einfluss Caspar Scheits annimmt: die beiden stropfenanfänge *Weil nun itzundert kumen ist daher die zeit, das der tod ligt mit mir in einem streit* und *Itzundert ist kumen daher die zeit das der tod ligt mit mir in einem streit* sind viel zu allgemein, als dass wir sie auf Scheits *Nun war es aber an der zeit das tod und leben kam zu streit* zurückführen müsten und daraus eine stütze der Wormser abstammung unserer lieder gewinnen dürften. auch die textherstellung erregt mir zweifel; so ist vor allem die erste strophe des 55 liedes gewis falsch hergestellt, weil sie sich in reimstellung und reimgeschlecht von allen übrigen unterscheiden würde; haben wir in ihr nicht vielleicht einen umfangreicheren einleitungsartigen titel zu erkennen? auch die achte strophe kann unmöglich begonnen haben, wie sie R. aus der verderbten überlieferung reconstruiert. der als unverständlich bezeichnete vers 10, 5 des 40 gedichtes ist leicht zu verstehn, wenn wir lesen: *was nit, was ich dervun hab: nischt* (= nichts, vgl. *nischt* 44, 2, 3). 30, 4, 5 l. wol *rocken*. abgesehen aber von diesen kleinen bedenken muss man die arbeit als einen wichtigen beitrug zur volksliederlitteratur bezeichnen.

Einen andern character hat die zweite sammlung, die einzelne proben der vielgesungenen volkstümlichen lieder gibt, wie sie in zahlreichen volksdrucken weit verbreitet sind. ich selbst besitze 26 hefte mit solchen sammlungen, ein verzeichnis der titel von weiteren sammlungen liegt mir vor. nicht alle lassen sich wie die von Dalman ausgewählten auf bestimmte kunstdichter zurückführen, alle zeigen volkston, bei manchen ist der deutsche ursprung nicht zu verkennen. D. hat mit absicht solche lieder herausgegriffen, die einen begriff von der noch immer regen poetischen tätigkeit im jüdischen volke zu geben vermögen. durch fufsnoten sucht er überdies das verständnis des jargons zu fördern. treffend macht er darauf aufmerksam, dass die kenntnis des slavischen, bes. des polnischen, für einen betrachter dieser litteratur unerlässlich ist; das judendeutsch hat eben allerlei fremdes gut aufgenommen, da es in fremder umgebung wohnte. es wäre jedoch auch wichtig zu untersuchen, welcher deutsche dialect die grundlage des jargons bildet, oder wol besser gesagt, welche dialecte; grade die von R. benutzte hs. rückt diese frage wider näher. D. stellt eine sammlung der volksmelodien in aussicht, und so wird man an der behauptung von

Franzos: 'Israel singt nicht' noch weiter irre werden. im jüdisch-deutschen theater zu Lemberg, für das Abraham Goldfaden (vgl. D. s. VI f) allerlei interessante volkstücke verfasst und componiert, werden volkslieder mit großer wirkung gesungen; die melodien sind höchst eigenartig, ganz abweichend von den deutschen und den slavischen volksmelodien, sie gehn wol auf die hebräischen gottesdienstlichen gesänge zurück.

In der Zs. f. volkskunde wird demnächst Dr. Biegeleisen proben der volksmärchen mitteilen, die er aus kindermunde gesammelt hat¹. auch hier kann man, so weit ich Biegeleisens material kenne, altes deutsches gut neben analogieschöpfungen originaler art bemerken und muss daher eine möglichst umfassende aufzeichnung des noch vorhandenen stoffes wünschen.

An einem ungedruckten kinderlied haben wir ein weitbekanntes schnadahüpfel und sehen, dass auch diese gattung bis hierher drang. es sei mitgeteilt:

*Negelech ün Reiselech*²
Wachsen in Gurten,
*'ch 'ob g'wolt a Kale wer'n*³
Is mer nischt geruthen.

Lemberg, 3 januar 1892.

R. M. WERNER.

LITTERATURNOTIZEN.

Briefwechsel Friedrich Lückes mit den brüdern Jacob und Wilhelm Grimm. mit erläuternden zusätzen und zugaben aus dem gemeinsamen freundeskreise besonders über die akademische krisis des jahres 1837. hg. von F. SANDER. Hannover-Linden, Manz & Lange, 1891. VIII u. 134 ss. 8°. 5 m.* — mit der principientreue und der characterfestigkeit deutscher professoren war es alle zeit, wie in unsern tagen, übel bestellt. von solch dunklem hintergrunde heben sich die gestalten der 'Göttinger sieben' leuchtend ab. ihr mutiger protest gegen schnöde willkür ist nicht nur ein unverwelkliches blatt in dem ruhmekranze der Georgia Augusta, sondern auch ein stärkendes vorbild für die andern hochschulen Deutschlands. jede schrift, die neues material zur biographie dieser tapferen männer und zur erkenntnis der beweggründe ihres vorgehns bringt, darf darum mit dankbarer freude begrüßt

¹ im Globus (LX 253 ff), der mir erst nach abschluss dieser besprechung zugänglich wurde, beginnt BWSegel aus Lemberg eine publication 'jüdischer volksmärchen', die er aus dem volksmund und eigener jugenderinnerung kennt. das mitgeteilte erste märchen 'könig David' liefse sich leicht mit parallelen aus dem deutschen volksmärchen zusammenstellen. ich verweise die fachgenossen auf diese mitteilung, weil sie ihnen sonst vielleicht entgeht. 12. 1. 92.

² nelken und rosen.

³ ich hab wollen eine braut werden.

* [vgl. Grenzbl. 1891 nr 46. — Anz. des germ. nationalmuseums 1891 nr 6 umschlag. — Litt. centralbl. 1892 nr 1. — DLZ 1892 nr 11 (Roethe).]

werden. das gilt auch von der vorliegenden. nicht der vermittlungstheolog Lücke, liebenswürdig und feinsinnig, aber wachsw weich und unschlüssig, nimmt unser interesse gefangen, vielmehr das Grimmsche brüderpaar mit seiner sieghaften klarheit des empfindens und handelns, die am unmittelbarsten in Jacobs brief vom 22 mai 1838, dem juwel der kleinen sammlung, zu tage tritt. daneben empfangen wir manche wertvolle nachricht über gelehrte wie Lachmann und Otfried Müller. wo es zum verständnis der correspondenzen erforderlich schien, hat der herausgeber mit erläuternden noten und excursen nicht gekargt, ohne dabei die grenze schicklichen maßes zu überschreiten. nur an zwei orten wuste er keinen rat: welcher anlass den dritten brief, Lückes auskunft über die namen der mit Christo gekreuzigten schwächer, hervorrief, vermag auch ich nicht mit voller sicherheit zu bestimmen; brief 12 hingegen (vgl. s. 106) erklärt sich, wenn man Jacobs vorrede zu Andreas und Elene s. viii und Wilhelms anm. zu Wernher vom Niederrhein 43, 1 berücksichtigt. — im einzelnen habe ich nur wenig auszusetzen. unter der s. 15. 21. 92. 95 *Y* genannten persönlichkeit verbirgt sich der kirchenhistoriker Gieseler: der in diesem einzigen fall angewendete versteckbuchstab befremdet um so mehr, als das register zwei der angeführten stellen (s. 21. 95) richtig unter denen aufzählt, an welchen Gieselers name begegnet. das in nr 13 überlieferte *ungelehrten* war beizubehalten, nicht in *urgelehrten* zu verändern. Lachmann als oheim Haupts s. 125 beruht auf misverständnis eines Meusebachschen scherzes. St.

Morgant der riese in deutscher übersetzung des xvi jahrhunderts herausgegeben von ALBERT BACHMANN (Bibliothek des literarischen vereins in Stuttgart CLXXXIX). Tübingen, 1890. LXXV und 427 ss. — Pulcis Morgante scheint bald nach seiner veröffentlichung in französische prosa frei übersetzt worden zu sein. auf diese geht mittelbar oder unmittelbar der vorliegende deutsche prosaroman zurück, der hier zum ersten mal nach einer Aarauer hs. herausgegeben wird. von der französischen vorlage war dem herausgeber nur eine ausgabe von 1596 zugänglich, doch zeigten stichproben, dass dieselbe ein ziemlich genauer abdruck einer in Paris befindlichen von 1517 sei. auch diese (F) war aber keinesfalls die directe quelle unsrer deutschen erzählung (D), da dieselbe an vielen stellen näher zu Pulci (P) selbst stimmt, wir also F nur als umarbeitung einer älteren französischen bearbeitung (A) ansehen können. nach B. geht aber D nicht direct auf A zurück, sondern es liegt auch hier noch eine erneute französische bearbeitung (V) dazwischen. B. hat sich viele, wie ich glaube, unnötige mühe gegeben, um zu scheiden, was als änderung des hypothetischen V und was als änderung von D selbst zu betrachten ist; aber die existenz von V scheint mir durchaus nicht bewiesen. die namen *Lamprecht von Brüssen*, *Gödfryd von Bordellus* uam.,

die B. aus französischen quellen nachweist, mögen D immerhin aus verlorenen oder unbekanntem deutschen quellen zugänglich gewesen sein, wie er ja bekannten deutschen quellen die namen *Ansis*, *Gergis*, *Offrius*, *Heinrich* entlehnt hat. dass die änderungen und auslassungen aus antikatholischer tendenz jedesfalls D zuzuschreiben sind, hat auch B. gesehen. dann ist natürlich der ganze lange einschub s. 3 ff eigentum von D und zeigt in der art seiner zusammensetzung aus Einhard und Pseudoturpin (außerdem 4, 5—10 noch eine stelle aus Sueton, Titus S) die gelehrsamkeit des verfassers. auch der zweite große einschub 336 ff ist wol nach deutscher quelle gearbeitet; wenigstens steht er unter allen mir bekannten fassungen der im Karlmeinet am nächsten. ich denke mir sonach D direct auf A zurückgehend und betrachte alle die stellen, die von P wie von F abweichen, als änderungen von D. wenn man in diesem einen puncte sonach auch anderer meinung sein muss als der herausgeber, so wird man im übrigen doch der sorgfältig gearbeiteten einleitung, dem reinlichen texte des interessanten denkmals, sowie endlich dem vieles neue bietenden glossar volle anerkennung nicht versagen.

Bern, 9. juli 1891.

S. SINGER.

Schillers briefe. kritische gesamttausgabe in der schreibweise der originale herausgegeben und mit anmerkungen versehen von **Fritz Jonas**. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, deutsche verlagsanstalt, 1892. lief. 1 und 2. s. 1—96. 8^o. jede lieferung 0,25 m. — dem bedürfnis nach einer zuverlässigen und vollständigen sammlung von Schillers briefen verspricht das mit den oben bezeichneten zwei lieferungen eingeleitete werk volle befriedigung. es sind zwei in der Schillerlitteratur nur mit wehmut und verehrung zu nennende namen, GAKuhlmeiy und RBoxberger, von denen ein stück lebensarbeit in der vorgeschichte dieses buches steckt, und mit bedeutung und recht hat der herausgeber dem andenkem Boxbergers das buch dargebracht. Js arbeit und plan verdienen allen beifall; den plan hat er durch den titel klargelegt, für die tüchtigkeit der arbeit bürgt sein name. dass eine neue vergleihung der originalbriefe, namentlich der vor jahrzehnten herausgegebenen, viele wichtige änderungen ergeben muss, liegt auf der hand, und schon die zwei vorliegenden hefte bestätigen es durch neue datierungen, zb. mehrerer briefe an Hoven, und durch neue lesarten. so bietet allein der brief an Petersen aus dem frühjahr 1781, s. 35, wenn ich recht gezählt, fünf änderungen des textes, durch die an stelle eines bisher verlesenen oder willkürlich geänderten wortes das echte tritt. auch abschriften sind, wo die originalbriefe nicht erreichbar waren, bisweilen benutzt; auf einer solchen, nicht auf dem bisherigen druck, scheint zb. nr 2, der brief an Scharffenstein, zu beruhen. darüber und über manches andere werden die anmerkungen aufschluss geben, die den schluss jedes bandes bilden sollen. die blätter des textes sind

nicht blofs von anmerkungen, sondern auch von zahlen, die auf sie verweisen, völlig rein; für den ästhetischen eindruck ist das sicherlich ein vorzug. jedes datum ist durch hinzufügung des wochentages ergänzt, ein verfahren, das bei jeder veröffentlichung von briefen beobachtet werden sollte; denn jede hindeutung des briefstellers auf einen vergangenen oder kommenden wochentag wird dem leser erst lehendig, wenn ihm der wochentag des briefes bekannt ist.

Die ausgabe ist auf etwa 8 bände berechnet, jeder band wird 4 porträts von Schiller oder den adressaten der briefe enthalten. die vorliegenden lieferungen bringen ein porträt des herzogs Karl von Württemberg und eine silhouette, die Schiller als Karlsschüler, schon mit der charakteristischen nase und dem dito kehlkopf, darstellt. ausstattung, papier und druck sind vorzüglich. indem ich ein näheres eingehen auf den inhalt mir bis zur vollendung des ersten bandes verspare, begrüfse ich heute die ersten lieferungen als den beginn eines werkes, das ein langentbehrtes und hochwillkommenes hilfsmittel für das Schillerstudium zu werden verspricht. mögen diese hefte, die so würdig und solide in die erscheinung treten, nicht nur leser und käufer dem buche werben, sondern auch besitzer von ungedruckten oder ungenügend gedruckten briefen veranlassen, durch darleihung ihrer schätze das werk zu fördern.

Pless, im april 1892.

W. FIELTZ.

Eichendorffs werke. herausgegeben von RICHARD DIETZE. kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe. Leipzig und Wien, bibliographisches institut, o. j. 2 bde. VI, 34, 426; 506 ss. 8^o. gbdn. 4 m. — D.s auswahl bringt im ersten bande die vollständige sammlung der gedichte nach der zweiten auflage der 'Sämtlichen werke' (Leipzig 1864), dann das epos 'Robert und Guiscard'; der zweite band enthält den roman 'Ahnung und gegenwart', die novellen 'Aus dem leben eines taugenichts', 'Das marmorbild' und 'Das schloss Dürande'. eine kurze biographie geht der ganzen sammlung voraus, die einzelnen teile werden von knappen Vorbemerkungen eingeleitet; spärliche anmerkungen sollen der erklärung dienen, wenige textkritische notizen sind hie und da eingestreut. die ausgabe ist nach einem plane gearbeitet, den die redaction der Meyerschen classikerbibliothek aufgestellt hat; durch diesen plan scheint D. bewogen worden zu sein, die Vorbemerkungen im wesentlichen nur aus gleichzeitigen kritiken zusammenzusetzen. ähnliche tendenz bezeugen auch Elsters einleitungen der im gleichen verlage erschienenen Heineausgabe; nur hat Elster grössere freiheit sich zu wahren verstanden und insbesondere den ihm gebotenen raum besser ausgenützt, als D. die biographie verwertet manche notiz aus entlegeneren briefwechseln der romantik; das ist ja alles dankes wert, lieber sähe man eine scharfumrissene charakteristik. populäre ausgaben sollten grade auf

die einzelne notiz zu gunsten eines zusammenfassenden gesamt-bildes verzichten. die dürftigen bemerkungen, die II 505 nachhinken, geben eine herzlich unklare vorstellung von den vorbildern des prosaerzählers Eichendorff. Jean Pauls name fehlt auch die auswahl ist unpractisch gemacht; wer so wenig raum zur verfügung hat wie D., sollte sich nicht gestatten, einzelnes doppelt mitzuteilen. alle gedichte, die in den obengenannten prosaerzählungen enthalten sind, erscheinen auch im ersten bande. Eichendorffs gedichte würden weit besser in dem rahmen, für den sie zum großen teile von anfang an bestimmt waren; zweiundzwanzig bogen Eichendorffscher lyrik werden immer eintönig und ermüdend erscheinen. leider ist das detail der ausgabe wenig sorgfältig gearbeitet; die anmerkungen sind trotz ihrer geringen anzahl nicht immer richtig. II 56¹ etwa klingt beinahe, als ob Görres deutsche volksbücher neu gedruckt hätte. schlimm steht es mit dem verzeichnisse erster drucke der gedichte I 407; nach Goedekes vortrefflicher vorarbeit (III 299) hätte besseres geboten werden können; D. hat Goedekes nachweise nicht um einen vermehrt, obwol er schon aus Kreitens jüngster publication von briefen Eichendorffs (Stimmen von Maria-Laach 38, 324) hätte ersehen können, dass das gedicht 'Einem paten zu seinem ersten geburtstage' (I 169) zuerst in ABöttgers Album für 1858 erschienen ist. trotz Goedeke weiß D. nicht, dass der deutsche musenalmanach für 1836 das gedicht 'Nachhall' bringt (jetzt 'Nachklänge 3.' I 230). der jahrgang 1837 desselben almanachs bietet die gedichte 'Der winzer' (jetzt 'Stilles glück' I 193), 'Herbstlied' (jetzt 'Nachklänge 1.' I 229), 'Der verzückte' (jetzt 'Der musikanter 3.' I 16); der jahrgang 1839: 'Die nachtigallen' (I 246); der jahrgang 1841: 'Der dichter' (I 47). auch sonst könnte D. aus Goedekes zusammenstellung noch manches lernen. — s. 25 zeile 11 der biographie ist statt juni 1848 zu lesen: mai 1848 (vgl. Kreiten aao. 74).
Wien, 18 märz 1892. OSCAR F. WALZEL.

KLEINE MITTEILUNGEN.

ZWEI GENEALOGIEN. der freundlichen mitteilung Mommsens verdankt unsere zeitschrift die nachfolgenden beiden stammbäume.

I. eine Karolinger genealogie, die in dieser fassung unbekannt zu sein scheint. sie stammt aus dem jetzt geteilten cod. Paris. 7768 + Vat. reg. 1964 saec. XI, der den Nithart bewahrt hat (Neues archiv 6, 482) und steht hier vor dem liber pontificalis:

(A) *Nchises exiens de troia genuit franconem, a quo franci nomen sumpserunt. Ipse franco generis sui genuit griphonem. Gripho genuit baldsiglum. Baldsig genuit lodupigum. (f. 5S) Lodupig¹ genuit Alpgisum. Alpgils genuit aodulfum. Aodulfus genuit anshisum. Anshis genuit pippinum. Pippinus genuit Karolum.*

¹ Lod- corr. aus Lud-.

Dass wir keine originalaufzeichnung vor uns haben, beweist schon die zweimalige verschreibung *Lodupig* für *Loduþig*, wo also offenbar die vorlage die ags. *wen*-rune bot: diese aber ist auf dem festlande nicht über das 9 jh. nachweisbar (Wattenbach Anleitung s. 53). weiterhin ist das schwanken des zweiten compositionsteils *-sigl*, *-sig*; *-gis*, *-gils* gewiss unursprünglich; auch die beiden ersten sonst unerhörten formen werden aus *-gis*, *-gils* (*-gisl*) verderbt sein. und schliesslich haben wir in *Griþho*, dem sohne des *Franco*, wol nur eine umstellung aus *Þriþo*; als stammvater des Frankenvolkes, vater des *Franco*, nennen nämlich die ältesten quellen der fränkischen Trojasage einen *Friga*, *Friþo*, *Friþio*, den Wilmanns Beitr. z. gesch. d. ält. deutschen litteratur 2, 117 f aus einer etymologischen spielerei (*friþa* 'der freie') erklärt und anderseits mit der ausbildung der fabel in beziehung gesetzt hat, welche die Franken von den phrygischen Trojanern ableitet.

Die hs. stammt aus dem Pariser kloster SMagloire (Duchesne Lib. pontif. I p. CC). eine etwas jüngere schwesterhs. dazu ist cod. Paris. Lat. 11108, wie es scheint aus Soissons, saec. XII; augenscheinlich sind beide aus demselben original geflossen. gemeinsam ist ihnen in der *Historia Brittonum* (dem sog. Nennius), welche in der erstgenannten hs. dem fränkischen stammbaum unmittelbar vorausgeht, in cap. 31 der Stevensonschen ausgabe die folgende

II. kentische königsgenealogie, zu der man Lappenberg Gesch. v. England I anhang A, JGrimm Myth. anhang (nr⁴ 380) und Müllenhoff Beovulf s. 60 ff vergleichen möge. wir drucken die abweichungen des Par. 11108 über den zeilen ab und bemerken, dass das zeichen *þ* (die *wen*-rune) nur an dieser stelle des Pariser codex, im Vat. 1964 eber nirgends vorkommt.

	<i>Þiegils</i>	<i>Þetgils</i>
<i>hors et hencgest qui et ipsi fratres erant filii guictglis guictglis</i>		
<i>Þicta Þicta</i>	<i>Þectu</i>	fehlt
<i>Þoden Þoden</i>		
<i>filius guicta guicta filius guechta guecha filius uuoden uuoden</i>		
<i>Þriþlof Þriþlof</i>		
<i>filius frealof frealof filius fredulf fredulf filius finn finn filius</i>		
<i>foleþald foleþald</i>	<i>ieta</i>	
<i>foleguald foleguald filius geta.</i>		Scn.

ALSFELDER DIRIGIERROLLE. die durchsuchung der im alten rathause zu Alsfeld auch nach 1842 verbliebenen schriften hat den herren prof. Adamy und gymnasiallehrer Otto aus Darmstadt neulich eine dirigierrolle des alten passionsspiels in die hände geführt, und ich habe soeben gelegenheit gehabt, die handschrift an ort und stelle mit der neuen ausgabe des vollständigen stückes von Froning (Drama des mittelalters bd. 2. 3) zu vergleichen. es sind 45 blätter des bekannten schmallfolioformats, wovon 1—43^r beschrieben: ob von dem an der haupths. mitbetheiligten schreiber B, wie ich vermute, hoffe ich demnächst durch directe gegenüberstellung der

beiden manuscrite entscheiden zu können. vorläufig genüge die mitteilung, dass dies regisseurexemplar dem grundtexte (A) sämtliche von Grein und Froning mit B bezeichneten zusätze einbezieht, aber nichts von dem, was die herausgeber den schreibern C und D zuweisen. wir haben es allem anschein nach mit der aufführung von 1511 zu tun, für welche das spiel laut eintragung der Kasseler hs. durch die auf B zu deutenden zusätze *multum dilatatum* war, können aber schon jetzt die durch den wortlaut jener spätern notizen gerechtfertigte annahme Fronings (s. 549), dass die zusätze D aus dem gleichen jahre 1511 stammen, als unwahrscheinlich bezeichnen. die rolle schließt mit der schlusspartie von B: letzter satz *Bartholomeus: Uns synt alle sprach bekant* (v. 7990—97); es fallen also aufser dem nachtrag von D auch die schlussworte des proclamators in A fort, während im übrigen die redaction A + B im gerippe vollständig ist.

Ein etwas jüngerer schreiber hat am schluss mit flüchtiger feder nachgetragen:

Mors
Tempus
Proclamator

In gottes namen faren myr.

er scheint sich damit auf eine weitere aufführung zu beziehen, von der die grofse hs. unberührt geblieben ist: wo vor dem proclamator noch 'Tod' und 'Zeit' auftraten und zum schlusse von der menge der alte leis angestimmt wurde.

Marburg, den 21 mai 1892.

EDWARD SCHRÖDER.

BERICHTE ÜBER GWENKERS SPRACHATLAS DES DEUTSCHEN REICHS.

I.

Der ersten lieferung von Wenkers Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland, die sechs karten enthaltend 1881 bei Trübner in Strafsburg erschien (vgl. Anz. VIII 283 f), ist keine weitere gefolgt. die resultate ihrer wenigen blätter genügten, um die perspective auf ein werk zu eröffnen, das der deutschen mundartenforschung und damit der deutschen sprachgeschichte eine neue in zukunft unentbehrliche grundlage zu schaffen geeignet war. es musste vor allem darauf ankommen, ein solches fundamentales unternehmen nicht auf Nord- und Mitteldeutschland zu beschränken, sondern auf alle gebiete deutscher zunge auszudehnen, zunächst wenigstens auf das gesamte deutsche reich. das ist geglückt, und der dank, den Wenker im vorwort des einleitenden textes jener ersten lieferung den nord- und mittel-deutschen behörden, körperschaften und volksschullehrern für entgegenkommen und unterstützung ausgesprochen hat, muss sich heute ebenso warm auf die gleichen kreise des ganzen deutschen reichs erstrecken. aber von einer publication dieses neuen, mit unterstützung des reichs und des preufsischen cultusministeriums

zu bearbeitenden SpA kann vorläufig noch keine rede sein. schon die éine erschienene lieferung muste die überraschung des sprachkenners darüber hervorrufen, dass zb. die lautverschiebungslinien in nhd. *auf* und *dorf*, in *bleib* und *korb* auf der karte keineswegs völlig zusammenfallen. es sollte noch ganz anders kommen. das belehrende ergebnis, dass es mit dem stillschweigend angenommenen zusammengeln dialectischer hauptunterschiede sehr schwach bestellt ist (Wenker aao. VI), gestaltet sich jetzt, wo zum ersten mal ein gesamtüberblick über die dialectische entwicklung des ganzen deutschen reichs ermöglicht ist, immer radicaler. die jahrelange eingehende beschäftigung mit dem material des SpA führt immer mehr zu der erkenntnis, dass die vielfach vorhandenen schiefen vorstellungen von leben und grenzen der deutschen mundarten in erster linie auf leidiger verallgemeinerung unzulänglicher beobachtungen beruhen (vgl. Anz. xvi 278ff), dass lautliche oder flexive eigenheiten eines paradigmas nicht ohne weiteres auf ein anderes gleicher gattung übertragen werden dürfen usw. die methodische consequenz hat es allmählich zum allein geltenden princip erhoben, dass bei bearbeitung des SpA jedes einzelne wort für sich, unabhängig von allen andern und selbst von verwanten, kartographisch dargestellt wird. der dauernde wert des SpA wird hierdurch nur erhöht: jede karte gibt nichts weiter als den reinen objectiven tatbestand, wie er im einzelmaterial vorliegt, unabhängig von allen subjectiven schlüssen, gelehrten combinationen und constructionen. durch gröste gewissenhaftigkeit und, wenn nötig, durch offenes eingeständnis alles dessen, was unsicher oder unbekannt bleibt, leistet man hier der wissenschaft den besten dienst; und es ist von wichtigkeit, zugleich mit dem überreichen schatze positiver ergebnisse, die der SpA bringt, die einsicht möglichst zu verbreiten und rege zu halten, dass wir in der mundartenforschung auch nach seiner vollendung allesamt noch anfänger sein werden und dass eins seiner hauptresultate die erkenntnis dessen sein soll, worauf es eigentlich ankomme und wo die einzelforschung einzusetzen habe.

Wer diese methodischen principien billigt, wird zugeben müssen, dass an eine öffentliche herausgabe des SpA nicht zu denken ist. die mit den grösten technischen schwierigkeiten verbundene vervielfältigung der hunderte von vielfarbigen einzelkarten würde kosten veranlassen, die zu den äußern erolgen in keinem verhältnis stünden. ob und wie weit später einmal mehrere wörter zu einem kartenbild combinirt und so eine sorgfältige auswahl publicirt werden könnte, ist eine frage, bis zu deren beantwortung noch lange jahre hingehn werden. so ist es auch gekommen, dass die gelehrte mitwelt seit dem erscheinen jener anfangslieferung von SpA-karten nichts mehr zu sehen bekam. aber die seitdem verfloßenen jahre sind fleißig ausgenutzt und eine stattliche anzahl fertiger kartenblätter ist inzwischen hand-

schriftlich hergestellt worden. nur gelegentlich hörten die fachgenossen in abhandlungen oder recensionen derer, die dem SpA näher standen oder in sein material einblick tun durften, von seiner weiterentwicklung. gewis war es da für viele eine unliebsame empfindung, der stimme des grofsen unbekanntem gehörend zu sollen, der sich jeder persönlichen bekanntschaft vorläufig noch entzog. aber war es andererseits nicht wissenschaftliche pflicht derer, die dazu in der lage waren, die warnende kritik des SpA geltend zu machen, sobald sich gelegenheit bot? diesem immerhin unerquicklichen zustande wollen die folgenden berichte wenigstens bis zu einem gewissen grade abhelfen.

Was die beschaffenheit des zu grunde liegenden dialectmaterials betrifft, so genügt es auf die einleitung der 1881 erschienenen erstlingslieferung zu verweisen: genau dieselben vierzig sätzchen, wie sie, wort für wort sorgfältig überlegt und berechnet, jenem SpA für Nord- und Mitteldeutschland zu grunde lagen, sind auch von Süddeutschland in dialectischer bearbeitung eingeholt worden. die dort abgedruckten alphabetischen und systematischen verzeichnisse ihrer bestandteile behalten also auch für den SpA des deutschen reichs ihre giltigkeit. die vierzig sätzchen selbst glaube ich unten noch einmal abdrucken zu sollen; denn da bei vielen, namentlich den minder betonten wörtern für ihre lautliche gestalt das ganze satzgefüge, der satzaccent, die benachbarten satzteile von einfluss sind, muss unmittelbare vergleichung des gesamtsatzes ermöglicht werden. das grundmaterial des SpA besteht aus 44 251 deutschen dialectübersetzungen jener vierzig sätze, die an 40 736 schulorten in allen teilen des deutschen reichs unabhängig von einander entstanden sind. schon diese zahlen sprechen genügend für wert und zuverlässigkeit der gesamtanlage. man mache sich an der hand der landkarte klar, was das sagen will: zb. ein kleines viereck auf derselben, dessen ecken durch Donaueschingen, Rottweil, Sigmaringen, Radolfzell, oder ein kleines dreieck, dessen ecken durch Leipzig, Naumburg, Altenburg repräsentiert sein mögen, umfassen ein gebiet, das im SpA etwa mit je 140 orten dialectisch vertreten ist! es liegt auf der hand, dass grade bei dieser masse des materials der wert der übersetzungen sich gegenseitig controliert. zeigt ein formular eine form, die in zwanzig umliegenden ortschaften übereinstimmend anders lautet, so ist entweder sein ursprungsort eine art sprachinsel, da jene zwanzig sich unmöglich alle nach derselben richtung hin geirrt haben können, oder das formular ist fehlerhaft; zwischen beiden möglichkeiten ist meist leicht zu entscheiden, in zweifelhaften fällen hilft erneute anfrage am orte. im übrigen darf man die zuverlässigkeit der formulare, 'da ja die übersetzer alle in redlicher absicht, viele mit sichtlichem eifer gearbeitet und die sätze in anlehnung an die bekannte hd. orthographie niedergeschrieben haben, unbedingt für gröfser ansehen als die irgend

einer alten hs., deren verfasser kaum bekannt, deren alter und entstehungsart zweifelhaft ist, ja deren schreibweise häufig genug erst nach ihrer phonetischen geltung untersucht sein will' (Wenker aao. s. IX). von den rund 40 000 formularen sind etwa 54 proc. lediglich durch ortseingeborene, weitere 19 proc. durch einheimische in gemeinschaft mit den nicht ortseingebürtigen lehrern und nur 27 proc. von diesen allein übersetzt worden. aber auch der gefahr, dass solche lehrer aus ihrem ursprünglichen heimatorte dialectformen eingeschmuggelt haben können, ist zu begegnen: jeder lehrer hat auf seinem formular seinen geburtsort angeben müssen, und so ist auch für solche fälle leichte controle möglich durch vergleichung mit dem aus jenem geburtsort eingegangenen formular. im übrigen kann versichert werden, dass bei der bearbeitung des SpA jede irgendwie auffällige übersetzung mit einem skepticismus behandelt wird, der auch dem ängstlichsten recensenten genügen muss. grade deshalb aber sei vor übereilter kritik dringend gewarnt. die pflanzstätten unserer wissenschaft liegen in städten, die fachgenossen, die den SpA wissenschaftlich benutzen oder kritisieren werden, wohnen in städten: ihnen sei der aufrichtige rat widerholt, nicht dialectische beobachtungen, wie sie in städten möglich sind, zu ihrem kritischen mafsstab zu machen (vgl. Anz. xvi 280). ja noch mehr: wir glauben schon viel erreicht zu haben, wenn wir von der stadt aus in die umliegenden dörfer beobachtende excursionsen machen und von dort dialectisches material heimtragen; aber nur zu oft ist ein ganzer die stadt umschliessender dörferkranz längst von dieser aus beeinflusst und erst in stundenweiter entfernung hört dieser einfluss auf; städte wie Breslau, Berlin, Magdeburg, Düsseldorf, Köln, Trier, Strafsburg sind von einer ganzen zahl dörfer umlagert, die mit der centralen stadt gegen den weiter umliegenden ländlichen dialect ausnahmebezirke bilden; die gefahr, von der mundart dieser bezirke aus auf die weitere umgegend dialectische rückschlüsse zu machen, liegt um so näher, als jene mundart, die in der regel auf compromissen zwischen dem weiteren dialect und der schriftsprache beruht, dennoch meist ein sehr selbständiges gepräge bewahrt hat.

Was die phonetische seite der arbeit betrifft, so hat es sich durchaus bewährt, dass den lehrern keinerlei phonetische bezeichnungsweise vorgeschrieben, sondern lediglich eine möglichst ungesuchte und ungezwungene schreibart anempfohlen wurde; sonst vgl. Wenker aao. s. x f.

Die grundkarte des SpA hat den mafsstab 1 : 1 000 000 und zerfällt in drei blätter (nordwest, nordost, südwest). sie ist für ihren zweck unter zugrundelegung der Liebenowschen sectionskarten hergestellt worden und enthält sämtliche orte, die in Wenkers sammlung dialectisch vertreten sind. eine genügende zahl von exemplaren ermöglicht es, dass jedes einzelne wort auf einer

besonderen karte dargestellt wird. die grundkarte ist in gleichmäßigem schwarz gezeichnet, die sprachlichen formen werden farbig eingetragen. jede eigenartige schreibung wird durch colorierte bezeichnung des ortspunctes markiert. näher brauche ich hier auf die art der kartenzeichnung nicht einzugehn: wer in die lage kommt auf der königlichen bibliothek zu Berlin die fertigen blätter in augenschein zu nehmen, findet dabei zur orientierung eine ausführliche einleitung und zu jedem blatte einen erleuternden text, denen für diese zeilen manches entnommen wird. zweimal im jahre, im januar und juli, erfolgt ablieferung fertiggestellter karten nach Berlin. über ihren inhalt sollen die folgenden berichte einigermaßen orientieren.

Diese berichte bitten nun vor allem darum, dass man in ihnen nicht mehr suche, als sie geben wollen und sollen. sie können nur ein notdürftiges provisorium bilden, bis nach jahren oder jahrzehnten einmal ein publicationsmodus des SpA sich vereinbaren lässt; immerhin werden sie auch dann ihren wert behalten, denn sie sollen sämtliche fertige einzelkarten umfassen, während eine spätere etwaige herausgabe des SpA vielleicht nur sehr eklektisch wird vorgenommen werden können. scharfe und charakteristische grenzen können durch aufzählung der größeren grenzorte beschrieben werden; aber über alle die tausende von lautlichen und graphischen einzelheiten, die fall für fall bei den ortspuncten eingetragen sind, ohne eine feste umgrenzung zu gestatten, kann nur ganz ungefähr orientiert werden, indem angegeben wird, worauf es dabei ankommt und nach welcher richtung sie sich bewegen. die berichte wollen fernerhin eben nur berichte sein, dh. den inhalt der einzelnen kartenblätter, das tatsächliche der heutigen mundarten, wiedergeben, jede subjective combination hingegen möglichst fernhalten. schon die rücksicht auf den raum gebietet alle weitergehenden fragen für einen andern ort aufzusparen, mögen sie alte stammesverhältnisse oder colonisierungen, sprachgeschichtliche chronologie oder zusammenhänge mit urkundlichen belegen betreffen usw. auch der vergleich mit der vorhandenen dialectlitteratur, den mundartlichen einzelgrammatiken nā. muss hier unterbleiben.

Allen denen, welche sich aus den berichten einen dauernden practischen gewinn ableiten wollen, sei folgender bequeme weg empfohlen. man wähle sich ein für alle mal eine politische karte des deutschen reichs aus, auf der die berichte verfolgt werden sollen; nur für bescheidenste ansprüche wird die karte 22. 23 in Andrees Handatlas genügen. auf diese lege man ein pausblatt, worauf rand oder ecken der unterliegenden karte markiert werden, und dann trage man mit buntstift an der hand des berichts die angegebenen grenzlinien ein. seine abfassung wird auf solche kartographische reproduction in erster linie rücksicht nehmen. eine scharf vorhandene grenze soll derartig beschrieben

werden, dass die größeren beiderseitigen grenzorte der reihe nach aufgezählt und dabei durch die art des druckes unterschieden werden, je nachdem sie rechts oder links der grenze liegen; sind zb. in dieser art alle nachbarorte einer lautverschiebungslinie so hergezählt, dass die nd. in gewöhnlichem, die hd. in cursivem druck gesetzt sind, so ist es leicht danach die linie auf dem pausblatt entstehen zu lassen. wer sich in dieser weise jeden einzelnen bericht auf selbständiger pause reproducirt, schafft sich im laufe der zeit einen apparat kleiner dialectkarten, der für einen SpA wenigstens den allernotwendigsten ersatz bietet. die natur des pauspapiers ermöglicht durch aufeinanderlegen leichte vergleihung der einzelnen wörter.

Die berichte können nur orientieren über dialectische characteristica von weiter ausdehnung, auf locale eigentümlichkeiten können sie nicht eingehn, so namentlich nicht auf die eigenheiten junger colonien, der pfälzischen bei Cleve (im SpA vertreten durch Pfalzdorf, Luisendorf, Neuluisendorf), der md. im Oberharz (Lautenthal, Hahnenklee, Wildemann, Zellerfeld, Clausthal, Schulenberg, Altenau, Andreasberg), der schwäbischen in und um Culmsee (13 ortschaften) usw.; über die zahlreichen colonien im osten des reichs orientiert ein besonderes kartenblatt und textheft 'sprachverhältnisse', die in Berlin mit abgeliefert worden sind. die dänischen grenzgebiete sind mit 290 formularen vertreten; der übergang vom dän. ins plattdeutsche sprachgebiet ist ein ganz allmählicher; plattdeutsch herrscht ausschließlich bis zu einer ungefähren linie Husum-Flensburg, dänisch ebenso ungefähr bis zur Süder Au, das dazwischen liegende land ist übergangsgebiet, aber mit beständig wachsendem übergewicht des deutschen. ähnlich weicht das friesische zurück, das im SpA 67 übersetzungen zählt: 6 von Sylt, 9 von Föhr, 2 von Amrum, je 1 von Oland, Langeuess, Gröde, Hooge, 40 vom schleswigischen festlande, ferner 1 von Wangeroo und 5 vom Saterland. wichtige eigenheiten des dän. und fries. sollen im folgenden berücksichtigt werden. der SpA verfügt endlich über 302 französische, 79 wendische, 60 böhmische, 1257 polnische, 62 litauische dialectübersetzungen aus den entsprechenden grenzgebieten, die ebenfalls mit verarbeitet werden; es findet sich vielleicht später einmal gelegenheit ihre resultate in einer romanistischen, slavistischen zeitschrift usw. zusammenzustellen; für uns bleiben sie hier aufser betracht.

Es folgt der abdruck der vierzig sätzchen: 1. *Im winter fliegen die trockenen blätter in der luft herum.* — 2. *Es hört gleich auf zu schneien, dann wird das wetter wider besser.* — 3. *Tu kohlen in den ofen, dass die milch bald an zu kochen fängt.* — 4. *Der gute alte mann ist mit dem pferde durch's eis gebrochen und in das kalte wasser gefallen.* — 5. *Er ist vor vier oder sechs wochen gestorben.* — 6. *Das feuer war zu stark, die kuchen sind ja unten ganz schwarz gebrannt.* — 7. *Er isst die*

eier immer ohne sals und pfeffer. — 8. Die füsse tun mir weh, ich glaube, ich habe sie durchgelaufen. — 9. Ich bin bei der frau gewesen und habe es ihr gesagt, und sie sagte, sie wollte es auch ihrer tochter sagen. — 10. Ich will es auch nicht mehr wider tun! — 11. Ich schlage dich gleich mit dem kochlöffel um die ohren, du affe! — 12. Wo gehst du hin, sollen wir mit dir gehn? — 13. Es sind schlechte zeiten! — 14. Mein liebes kind, bleib hier unten stehn, die bösen gänse beißen dich tot. — 15. Du hast heute am meisten gelernt und bist artig gewesen, du darfst früher nach hause gehn als die andern. — 16. Du bist noch nicht groß genug, um eine flusche wein auszutrinken, du mußt erst noch etwas wachsen und größer werden. — 17. Geh, sei so gut und sag deiner schwester, sie sollte die kleider für eure mutter fertig nähen und mit der bürste rein machen. — 18. Hättest du ihn gekannt! dann wäre es anders gekommen, und es täte besser um ihn stehen. — 19. Wer hat mir meinen korb mit fleisch gestohlen? — 20. Er tat so, als hätten sie ihn zum dreschen bestellt; sie haben es aber selbst getan. — 21. Wem hat er die neue geschichte erzählt? — 22. Man muss laut schreien, sonst versteht er uns nicht. — 23. Wir sind müde und haben durst. — 24. Als wir gestern abend zurück kamen, da lagen die andern schon zu bett und waren fest am schlafen. — 25. Der schnee ist diese nacht bei uns liegen geblieben, aber heute morgen ist er geschmolzen. — 26. Hinter unserm hause stehen drei schöne apfelbäumchen mit roten äpfelchen. — 27. Könnst ihr nicht noch ein augenblickchen auf uns warten, dann gehn wir mit euch. — 28. Ihr dürft nicht solche kindereien treiben. — 29. Unsere berge sind nicht sehr hoch, die euren sind viel höher. — 30. Wieviel pfund wurst und wieviel brot wollt ihr haben? — 31. Ich verstehe euch nicht, ihr müsst ein bischen lauter sprechen. — 32. Habt ihr kein stückchen weißseife für mich auf meinem tische gefunden? — 33. Sein bruder will sich zwei schöne neue häuser in eurem garten bauen. — 34. Das wort kam ihm von herzen! — 35. Das war recht von ihnen! — 36. Was sitzen da für vögelchen oben auf dem mäuerchen? — 37. Die bauern hatten fünf oxen und neun kühe und zwölf schäfchen vor das dorf gebracht, die wollten sie verkaufen. — 38. Die leute sind heute alle draussen auf dem felde und mähen. — 39. Geh nur, der braune hund tut dir nichts. — 40. Ich bin mit den leuten da hinten über die wiese ins korn gefahren.

II.

1. ich (satz 8. 9. 10. 11. 31. 40).

Auf den karten ist überall da, wo eine bestimmte form auf weite strecken hin herrscht, satz 40 zu grunde gelegt. dagegen sind in allen gegenden, wo zwei oder mehr formen neben einander erscheinen oder wo es sonst geboten war, alle sätze verglichen.

Das pronomien soll den reigen eröffnen seiner verschiebungslinie wegen. in der reihe charakteristischer unterschiede zwischen hd. und nd. sind wir gewohnt die zweite lautverschiebung obenan zu stellen. eine einheitliche lautverschiebungsgrenze gibt es aber nicht; die einzelnen verschiebungsacte sind nicht überall in denselben orten eingetreten, auch die auffälligsten unter ihnen, die hd. verschiebungen der germ.-nd. *tenues*, fallen local nicht zusammen, ja ein und derselbe consonant kann am selben orte in verschiedenen paradigmata verschieden behandelt werden. aber wenn man auch diese grundanschauung durchaus acceptiert, so erfordert doch das practische bedürfnis, dass unter den verschiebungslinien eine ausgewählt und ein für alle mal als cardinalgrenze zwischen hd. und nd. aufgestellt werde: zur beschreibung aller andern genügt es dann, ihre abweichungen von dem verlaufe jener anzugeben. diese hd.-nd. cardinalgrenze soll die der *k/ch*-verschiebung in *ich* sein. seine dialectische form ist überall leicht zu erfragen. vor allem aber zeigt unser pronomien in den nd. grenzgegenden, namentlich im Elbgebiet, unangetastet seine alte nd. form, wo die lautverschiebung in andern fällen bereits weiter vorgerückt ist. nur die *t/s*-grenze in *was* zeigt ähnliche stabilität, kann aber nicht ebenso zu grunde gelegt werden des niederfränk. (resp. mittelfränk.) *wat* wegen, weshalb Schleichers bezeichnung von nd. und hd. als *dat-* und *das-*sprachen incorrect ist. wenn ferner die *k/ch*-grenze in *ich* am Rheine weiter nordwärts zieht als alle die sonstigen verschiebungslinien, so wird sich auf späteren karten, namentlich pronominalen, zeigen, dass hauptunterschiede zwischen nd. und hd. hier mit unserer *k/ch*-grenze, nicht mit jenen andern verschiebungslinien zusammenfallen. auch lautliche eigentümlichkeiten decken sich vielfach mit ihr, so die für das ripuarische charakteristischen gatturalisierungen inlautender dentale (vgl. Wenker Das rheinische platt s. x.) diese hd.-nd. cardinalgrenze zieht sich nun zwischen folgenden grenzorten hin, von denen ich die nd. in gewöhnlichem, die verschiebenden in *cursivem* satz drucke: *Kaldenkirchen*, *Kempen*, *Hüls*, *Crefeld*, *Mörs*, *Ürdingen*, *Duisburg*, *Angermund*, *Mülheim*, *Kettwig*, *Werden*, *Velbert*, *Langenberg*, *Neuiges*, *Wülfrath*, *Elberfeld*, *Ronsdorf*, *Lüttringhausen*, *Lennepe*, *Remscheid*, *Wermelskirchen*, *Hückeswagen*, *Wipperfürth*, *Gummersbach*, *Neustadt*, *Eckenhagen*, *Drolshagen*, *Olpe*, *Freundenberg*, *Hilchenbach*, *Schmallenberg*, *Berleburg*, *Winterberg*, *Hallenberg*, *Medebach*, *Sachsenberg*, *Fürstenberg*, *Frankenau*, *Vöhl*, *Sachsenhausen*, *Waldeck*, *Freienhagen*, *Naumburg*, *Wolfhagen*, *Zierenberg*, *Innenhausen*, *Cassel*, *Münden*, *Hedemünden*, *Witzenhausen*, *Heiligenstadt*, *Duderstadt*, *Worbis*, *Bleicherode*, *Sachsa*, *Ellrich*, *Benneckenstein*, *Hasselfelde*, *Stiege*, *Gerrode*, *Harzgerode*, *Ballenstedt*, *Ermleben*, *Aschersleben*, *Sanderleben*, *Güsten*, *Stafsurt*, *Nienburg*, *Calbe*, *Barby*, *Zerbst*, *Aken*, *Roslau*, *Dessau*, *Wörlitz*, *Coswig*, *Wittenberg*, *Zahna*, *Seyda*, *Jessen*, *Schweinitz*, *Annaburg*,

Herzberg, Schlieben, Kirchhain, Sonnenwalde, Finsterwalde, Kalau, Luckau, Lübbenau, Lübben, Gollsen, Teupitz, Buchholz, Storkow, Beeskow, Friedland, Müllrose, Frankfurt, Fürstenberg, Reppen, Drossen, Sternberg, Zielenzig, Schermeißel, Königswalde, Landsberg, Schwerin, Driesen, Birnbaum, Zirke, Filehne, Samter, Goslin, Posen, Pudewitz, Buin. dazu kommt das hd. gebiet in Ostpreußen, dessen grenze so verläuft: Gurzno, *Bischofswerder, Lessen, Garnsee, Freistadt, Rosenberg, Riesenburg, Marienwerder, Stuhm, Marienburg, Christburg, Elbing, Mühlhausen, Mehlsack, Wormditt, Landsberg, Heilsberg, Bartenstein, Bischofstein, Seeburg, Bischofsburg, Ortelsburg.*

Was die vocalische gestaltung des wortes betrifft, so ist zunächst auf nd. boden *ieck* ganz überwiegend verbreitet. *eck* erscheint verstreut in einem streifen von Rendsburg-Kiel bis Bremerhafen-Bremen, in geschlossenem gebiet am Niederrhein so, dass dessen grenze im s. von der verschiebungslinie gebildet wird, im n. Cranenburg, Emmerich, Isselburg, Rees, Wesel, Dinslaken, Gelsenkirchen, Recklinghausen, Lünen, Dortmund, Hagen, Wipperfürth, Neustadt umschließt; *eck* erscheint ferner in zwei schmalen streifen längs der verschiebungslinie um Fürstenberg herum und nördlich vom Habichtswald (bei Cassel), dann aber in einem weiten Wesergebiete, dessen grenzen durch folgende *eck*-orte bezeichnet sein mögen: Münden, Uslar, Höxter, Schwalenburg, Detmold, Salzfeln, Bünde, Minden, Sachsenhagen, Hannover, Sarstedt, Hildesheim, Hornburg, Dardesheim, Halberstadt, Ballenstedt; *eck* herrscht endlich östlich der Weichsel und nordwestlich in einem küstenstreifen über Danzig und Neustadt hinaus. an das *eck*-gebiet am Niederrhein schließt sich östlich *ieck*, das bis Hamm, Soest, Eversberg, Meschede reicht und verstreut noch darüber hinaus vorkommt.

Das nd. *eck* wird südlich der verschiebungslinie durch *ech* fortgesetzt bis zum Habichtswald, weiter östlich schließt sich *ich* an. die südgrenze des *ech* umfasst Prüm, Daun, Cochem, Boppard, Bendorf, Haichenburg, Siegen, Laasphe, Battenberg, Rosenthal, Gemünden, Schwarzenborn; dieses *ech*-gebiet umschließt im w. eine *ich*-enclave um Linnich, Jülich, Bergheim, Köln, Brühl, Euskirchen, Gemünd, Schleiden und setzt sich im o., vom md. *ich*-land umgeben, über eine streeke fort, zu der Hersfeld, Melsungen, Sontra, Berka, Eisenach, Langensalza, Kindelbrück, Buttstedt, Rudolstadt, Königssee, Ohrdruf gehören; außerdem herrscht *ech* ganz im w. um Diedenhofen, Rodemachern, Sierk und ganz im o. in dem oben beschriebenen hd. gebiete Preußens. an den südrand jener großen *ech*-streeke stoßen im w. zwei größere bezirke, deren characteristicum diphthongiertes *eich, eich, aich* ist; das eine zu beiden seiten der Mosel bis Saarlouis, St. Wendel, Kusel, Wolfstein, Sobornheim, Simmern, Zell wechselt bunt zwischen diphthongischen formen und *ich, ech, öch*, das andre an

der Lahn und in der Wetterau bis Herborn, Biedenkopf, Rauschenberg im n., Taunus und Main im s., Herbstein, Gelnhausen im o., Westerburg, Nassau im w. wechselt zwischen *aich* und *ich*, jedesfalls betonter und unbetonter form. diphthongierung zeigen ferner *eich* nordöstlich vom Frankenwald um Lobenstein, Saalburg, Tanna und constantes *eich*, *aich* in einem fest umschlossenen gebiete Schlesiens nördlich und nordwestlich von Breslau mit Trebnitz, Sulau, Freyhan, Kobylin, Kriewen, Schwetzkau, Schlawa, Wartenberg, Freistadt, Primkenau, Polkwitz, Lüben, Dyhernfurth, Auras. sonst ist überall *ich* die überwiegende grundform, die nur in Schlesien südlich vom diphthonggebiet und nördlich vom Erzgebirge häufig als *īch* erscheint und im Elsass um Straßburg, Erstein, Rosheim, Mutzig, Wasselnheim, Zabern, Ingweiler, Reichshofen, Würth, Brumath mit *ech* (resp. *e*, *i*, s. u.) bunt wechselt.

Das kennzeichen des süddeutschen ist *i* mit schwund des *-ch*. nach der von Wenker gezogenen grenzlinie gehören folgende orte schon zum *i*-gebiet: Börsch (im Elsass), Benfeld, Lahr, Offenburg, Achern, Steinach, Rastatt, Karlsruhe, Bruchsal, Wiesloch, Neckargemünd, Eberbach, Miltenberg, Dertingen, Karlstadt, Schweinfurt, Gerolzhofen, Scheinfeld, Neustadt, Erlangen, Auerbach, Eschenbach, Kemnat, Wunsiedel. aber diese linie ist in ihrem ganzen verlaufe nur eine ungefähre, *ich* und *i* gehn beiderseits darüber hinaus und weithin neben einander her. nur in Schwaben und im südlichen Baiern, etwa vom 49 breitengrade an nach s., herrscht *i* ausschließlic, in allen sätzen. in dem ganzen breiten gürtel aber, der sich vom Bodensee durch Baden, das Elsass, durch das ganze untere Neckar-, das mittlere und obere Maingebiet und von da bis Regensburg um jenes reine *i*-gebiet herumlegt, ist neben *i* noch *ich* verbreitet und zwar in zunehmender stärke nach n. und nw. hin.

Von einzelheiten seien erwähnt: nach slavischer art mouilliertes *iksch*, *itsch* uä. nördlich der Netze; ferner *icke* in der gegend von Berlin und *iche* bei Guben und bei Brieg (vgl. run. *eka*, ahd. *ihha*); außerdem im Elbgebiet, besonders um Chemnitz, reduciertes *ch* (vgl. dial. *Leipz'g*, *vierz'g*) neben betontem *ich* oder *īch*. das dänische hat im n. bis südlich von Hadersleben *a*, im s. *ä*, beides vollkommen scharf gegeneinander abgegrenzt. das friesische hat *ik*.
(fortsetzung folgt.)

Marburg i. H.

FERD. WREDE.

ENTGEGNUNG.

Wie wenig RK ögel oben s. 43 ff meinem buche Über die sprache der Ostgoten in Italien (QF 6S) gerecht geworden ist, wird sich am schlagendsten nachweisen lassen, wenn ich plan und ziel meiner arbeit kurz und klar entwickle. denn aus seiner recension ist darüber nichts zu erfahren. einzelbeispiele sollen dann

des näheren beweisen, wie K. meine wissenschaftliche absicht teils verkannt teils ignoriert hat.

Kein ostgotisches namenbuch wollte ich schreiben, vielmehr den versuch machen, für die sprachperiode der Ostgoten in Italien aus den überlieferten personennamen dialectische characteristica zu gewinnen; das sagt schon der titel meines buches, denke ich, deutlich genug; vgl. noch s. 5. 11. 17. der versuch einer ostgotischen grammatik gewinnt dadurch an reiz, dass die hss. der gotischen bibel in Italien während ostgotischer zeit entstanden sind und sich daher aus jener für die textgeschichte der bibel anhaltspuncte ergeben können. selbstverständlich konnte eine solche untersuchung auf einigermaßen sichere resultate nur dann rechnen, wenn die lautlichen abstractionen aus den formen allein solcher personennamen gezogen wurden, die etymologisch klar und durchsichtig waren und für deren träger die ostgotische nationalität positiv feststand (vgl. s. 5. 11). diese sicher ostgotischen personennamen der italischen zeit, über deren deutung kein zweifel obwaltet, mussten in allen ihren schreibungen aus den verschiedenen quellen zusammengestellt werden; aus den abweichungen oder übereinstimmungen dieser schreibungen war auf die specifisch ostgotische lautgestalt zu schliessen; und aus diesen specifisch ostgotischen formen waren die dialectischen eigenheiten des ostgotischen zu abstrahieren. alle diejenigen namen jedoch, deren deutung zweifelhaft war, mussten für die aufstellung der grammatik zunächst aufer betracht bleiben und konnten erst nachträglich durch die nunmehr gewonnene dialectische lupe betrachtet werden; von all den möglichkeiten, die das weite gebiet der vergleichung zu ihrer erklärang offen lässt, durften allein solche berücksichtigt werden, die mit den obigen grammatischen resultaten verträglich waren. — wo steht von diesem plan und gedankengang meines buches in Kögels recension auch nur eine silbe? die grammatik wird auf s. 44 und 60 mit wenigen flüchtigen worten abgetan. die gesamten dazwischenstehenden 15 seiten aber werden mit ergänzungen und besserungen ausgefüllt, die entweder die für meinen endzweck notwendige chronologische beschränkung auf die italienische periode aufer acht lassen oder bei deutung der dunklen und umstrittenen namen der aus den klaren und zweifellosen gewonnenen grammatik vielfach widersprechen.

S. 45f wird mir unvollständigkeit der quellen vorgeworfen und nachgewiesen, dass ich die listen italienischer klöster nicht benutzt habe; unter all den namen jedoch, die K. aus dem Registrum Farfense und Pipers Verbrüderungsbüchern nachträgt, ist auch nicht ein einziger, dessen ostgotische herkunft erwiesen wäre! das Ostgotenreich in Italien erreicht 553 sein ende: K.s nachträge aus dem Reg. Farf. gehören sämtlich dem 8 jh. an, das kloster Novalesa ist 726 gegründet, der älteste teil des cod. A des buches von St. Gallen ist um 810 verfasst usw.! gewis, auch

ich habe quellen herangezogen, die lange nach untergang des Ostgotenreiches entstanden sind; wer aber genau zusieht, wird bemerken, dass ich in ihnen nur die namen widerzufinden suchte, die schon aus den früheren quellen für die ostgotische geschichte festgestellt waren. ich will eben aus sicheren Gotennamen eine grammatik ableiten: K. schließt umgekehrt aus scheinbar gotischer form auf ostgotische heimat weiterer namen! er bringt aus d. j. 793. 776 *'Trocta Trotta di. Drohta'*: aber das anlautende *t-* hat keine ostgotische parallele (vgl. bei mir s. 171), der *a-nmlaut o* widerspricht meinen ausführungen auf s. 164, das *-c-* für ostgot. *h* denen auf s. 175. K. findet *'Maurica a. 762. 764* wol gotisch trotz des uncontrahierten diphthongs': die monophthongierung *ó* ist von mir aus den sicheren Ostgotennamen erwiesen (s. 165) und wird auch von K. auf seite 44 seiner recension anerkannt. aus dem verzeichnis von Novalesse trägt er ua. *Gadirix* nach: aber der abfall des nominativ-s ist für das ostgotische zweifellos (bei mir s. 55. 176) und widerum auch von K. aao. zugestanden! die sicherheit meiner grammatischen ergebnisse hätte arg gefährdet werden müssen, wenn ich sie nicht nur auf den positiv als ostgotisch überlieferten namen, sondern auch auf derartigem zweifelhaften material aufgebaut hätte, wie es K. hier nachträgt. — auf s. 46 wird anderseits eine ganze seite von namen aus den von Mommsen jetzt herausgegebenen kleineren chroniken zusammengestellt. hierfür genügt eigentlich schon, K.s eigene äusserung zu widerholen: *'... ohne zu behaupten, dass ihre träger durchweg Ostgoten gewesen wären'*! und während die fetten lettern meines titelblattes verraten, dass ich von den Ostgoten in Italien handeln will, wohin diese bekanntlich erst gegen ende des 5 jhs. gelangten, zählt uns K. hier alte Germanennamen aus der zeit Constantins bis auf die tage Odowacars auf! warum schreibt er zb. nicht auch aus dem Jordanes, den ich nach s. 30 ff meines buches ja doch zu kennen scheine, alle *Gotica* der voritalienischen zeit aus oder trägt mir alle die Gotennamen aus Procop nach, die ich s. 11 ausdrücklich ausschliesse?

Der quellenergänzung folgt s. 47 eine würdigung meiner methode. *'Wrede hat seine grossen vorbilder [von Grimm und Müllenhoff war die rede] mit fleiss und verständnis und nicht ohne kritik benutzt'*, heisst es da, hingegen auf s. 60 werde ich in genau demselben zusammenhang, in demselben hinblick auf Grimm und Müllenhoff mit einer schlusscadenz abgefertigt, deren ausdrucksweise dicht an der grenze des parlamentarisch zulässigen hinstreift. man erlasse mir jegliche antwort darauf.

Nun sind unter den etymologischen und grammatischen beiträgen K.s auf s. 47 ff ja gewis nicht wenige, die uns fördern. aber im hinblick auf mein buch ist zu beachten, dass sie sich gröstenteils an die etymologisch unsicheren namen hängen, die nach dem oben gesagten für meine darstellung der *'sprache der*

Ostgoten' nicht in betracht kommen durften. und widerum schlagen K.s besserungen meiner grammatik nur zu oft ins gesicht! so gleich seine deutung der *Ereleuva Hereleuva* s. 47. für das erste namenglied hatte ich an got. *hairs* gedacht und mich auf Müllenhoff Zs. xii 311 gestützt. K. will davon nichts wissen, denn 'mit *hairs* kann der erste bestandteil nichts zu tun haben, weil dann *u* oder *o* in der compositionsnah zu erwarten wäre'. hätte K. mein buch bis s. 184 gelesen, so wüßte er, dass die helle färbung des compositionsvocals zu *e* oder *i* ostgotisches characteristicum ist, selbst bei den *u*-stämmen, was er nach *Fridibadus* bei Cass. Var. iv 49 (für wulf. **Friþu*-), *Visibadus* ib. x 29 (**Wisu*-), *Φρεδιγεργος* bei Agath. (vgl. *Fritigernus* bei Jord.), *Felithanc* bei Marini nr 86 (**Filu*-) nicht wird bezweifeln können, während er *u* oder *o* in ostgotischer compositionsfuge erst nachzuweisen hätte. danach heurteilt sich auch K.s entscheidung s. 57, dass 'von allen namen, die mit *Limi*- beginnen, kein einziger zu *liubs* gehört, denn dieses adjectiv ist ein *a*-stamm'. ebenso bleibt meine erklärang des ersten namengliedes in *Wiligis Wilitancus* vā. vollauf zu recht bestehn trotz K. s. 52f; oder haben in K.s augen auch *Arigernus* (bei mir s. 68) und *Ariaricus* nicht dasselbe got. *harja*- im ersten gliede? hat er doch selbst erst auf der vorigen seite *Cuniulfus Cuniundus* ebenso wie *Cunifrendus Cuniemundus* zu demselben *kunja*- gestellt! — s. 49 wird mir insinuiert, dass ich für *Bauto* (nur so heißt dieser Ostgote bei Ennodius, nicht auch *Baudo*, wie K. willkürlich schreibt) JGrimms schöne abhandlung in Kuhns Zs. i 434 nicht gekannt habe. aus meinem hinweis auf meine Spr. der Wand. 67f kann K. ersehen, dass sie mir recht wol bekannt war; Spr. d. Ostg. s. 73 steht, weshalb ich den anschluss dieses Ostgotennamens an die dort behandelte gruppe ablehne. — auf s. 53 ist es für K.s methode bezeichnend, dass er zuerst die namensform *Asinarius* durch weitere belege sichert, sie dann aber trotzdem corrigieren und **Ausi*- herstellen will, obwol gerade das ostg. *Ausila* bei Jordanes (bei mir s. 112) von einer 'starken verflüchtigung' des ursprünglichen *u* nichts merken lässt.

Solche einzelheiten mögen zum beweis dafür genügen, wie wenig genau K. mein buch gelesen hat, wie dessen hauptteile für ihn überhaupt nicht geschrieben sind. dass jede altgermanische namenforschung das gesamte material möglichst beherrschen muss, wußte ich auch schon vor K.s erinnerung. aber gerade die riesige masse des materials bringt die gefahr mit sich, dass zwischen methodischer vergleichung und willkürlicher combination die grenze unsicher wird. meine versuche an den Wandalen und Ostgoten bezweckten na., für die weitschichtige vergleichung des überreichen namenschatzes zu den schon vorhandenen eine weitere directive zu gewinnen durch aufdeckung grammatischer unterschiede der einzelnen dialecte. nun, für K. sind diese versuche

nicht gemacht. und doch ist es erste recensentenpflicht, dass die besprechung eines buches sich mit dessen grundidee abzufinden sucht und nicht nur dazu benutzt wird, um unter der einkleidung einer abfälligen kritik der eignen fundfreude die zügel schiefen zu lassen.

Marburg i. H.

FERD. WREDE.

Auf die entgegnung Wredes hätte ich am liebsten ganz geschwiegen. polemik ist schon an sich etwas unerfreuliches, und sie wird es doppelt, wenn erregte stimmung die feder führt. eine förderung der zwischen den gegnern schwebenden wissenschaftlichen fragen, worauf es doch einzig ankommt, wird in solchen fällen erfahrungsmäßig nicht erzielt. wie viel W. von den ausstellungen, die ich an seinem buche gemacht habe, anerkennt und was er bestreitet, wird sich mit voller deutlichkeit erst zeigen, wenn er seine nächste gröfsere arbeit auf dem gebiete der altgermanischen namenkunde veröffentlicht. ich gebe mich, nicht nur im interesse der sache sondern auch in seinem eigenen, der zuversichtlichen hoffnung hin, dass wir uns dann über weit mehr puncte im einverständnis befinden werden, als er gegenwärtig zuzugestehn geneigt ist. dann werde ich mich ausführlicher mit ihm auseinandersetzen. für jetzt nur folgendes.

1. von den 208 seiten des W.schen buches beschäftigen sich 120 (s. 43—160) mit der erklärang der namen. die vorhergehenden 23 seiten (s. 19—42) bereiten diesen abschnitt vor und gehören dazu, indem sie bestimmt sind, das material dafür zu sichten. mithin stellen sich volle zwei drittel der schrift dar als beiträg zur ostgotischen namenkunde, und diese teile bilden den kern der abhandlung. wenn ihr titel trotzdem von dem anhang, der grammatik, die nur 40 seiten einnimmt, hergenommen ist, so hat das den recensenten nicht zu kümmern. nicht auf die fassung des titels kommt es an, sondern auf das, was im buche drin steht, und darauf bezieht sich meine recension.

2. wenn W. auch jetzt noch nicht eingesehen hat, dass er an eine fortsetzung dieser seiner studien schlechterdings nicht denken kann, ehe er sich nicht eine vollständige sammlung aller erhaltenen ostgermanischen namen angelegt hat, so habe ich nichts weiter zu sagen. wenn W. übrigens von einer 'riesigen masse des materials' redet, so muss er über sehr viel mehr verfügen als wir andern. was bisher bekannt und zugänglich ist, ist dürftig. am reichhaltigsten sind noch die westgotischen concilsacten, aber es gibt fuldische urkunden, von denen eine einzige ebensoviel namen enthält als diese concilsacten zusammengenommen. ich getraue mir, sämtliche bis jetzt bekannten sprachreste der oststämme, eine gute bibliothek vorausgesetzt, in ein paar ferienwochen vollständig zu sammeln. wenn schon diese paar hundert namen ein 'überreiches' oder 'riesiges' material bilden, was für

ausdrücke will man dann von der wirklich beträchtlichen masse der nordischen oder englischen, ja selbst der langobardischen namen gebrauchen? so lange W. diese überschätzung seiner aufgabe, die mit einer falschen taxierung seiner kraft hand in hand geht (seine entgegnung zeigt dies wider von neuem), nicht überwunden hat, so lange wird er schwerlich etwas wirklich befriedigendes leisten.

3. ich verwahre mich gegen die behauptung, dass meine deutungen an irgend einer stelle einem der bis jetzt bekannten sicheren lautgesetze widersprechen. wo sie zu W.s resultaten nicht stimmen (ich weiß übrigens nicht, wo das der fall sein soll), werden diese resultate eben falsch sein.

4. gänzlich unverständlich ist mir die einwendung, dass sich meine deutungen 'größtenteils an die etymologisch unsicheren namen hängen'. ja, was soll man denn deuten, wenn nicht das ungedeutete? und etymologische unsicherheit besteht doch nur so lange, bis sie beseitigt ist! wenn ein bis dahin dunkler name heute aufklärung empfängt, so ist er eben von da an so gut wie einer, der schon vor 50 jahren gedeutet ist, und kann zu lautgeschichtlichen untersuchungen so gut verwendet werden wie die früher erklärten.

5. ich kann mir nicht denken, dass W. seiner entschuldigung, warum er das Registrum Farfense und die von Piper edierten verbrüderungsbücher nicht benutzt hat, eine große tragweite beimesse. denn weder kann er ernstlich glauben, dass im jahre 553 sämtliche Ostgoten in Italien ausgetilgt worden seien (woher kämen denn die zahlreichen gotischen namen in den urkunden von Farfa und sonst?), noch sich der erkenntnis verschließen, dass die klosterlisten jener verbrüderungsbücher zahlreiche namen enthalten, die um jahrhunderte älter sind als die überlieferung. es kommt nicht auf die zeit an, wo unsere codices geschrieben sind, sondern auf das zeitalter der gemeinten personen, denn die listen sind ja doch nur excerpte aus den archivalien der klöster. aber selbst angenommen, dass eine italienische liste ihrem ganzen bestande nach erst dem 8 jh. angehöre, so können dennoch ganz wol ostgotische namen darin vorkommen, da ja doch das volk nicht mit man und maus untergegangen war. ja, ich bin überzeugt, dass sogar heute noch in Italien unter den zahllosen namen germanischen ursprungs sich auch gotische befinden, und es wäre keineswegs überflüssig gewesen, wenn W. diesen spuren sorgfältig nachgegangen wäre. wir hätten auf das erscheinen seiner schrift ganz gerne noch einige zeit gewartet.

6. wenn die überlieferung gotischer namen durch langobardische hände erfolgt, so erscheinen sie natürlich in langobardischer färbung. das ist doch ganz selbstverständlich. so erklärt sich die abweichende lautgebung in *Trocta* und *Maurica*. was *Gadirix*

anlangt, so hätte hier W. wirklich gelegenheit gehabt, mich zu berichtigen. der name ist langobardisch und steht nur für *Gadiris*.

7. über die namen mit *Livi-* und *Wili-* sowie über *Asinarius* rede ich nicht mehr, die sache ist für mich abgetan. bei einem gewissen puncte hört die ersprieflichkeit einer discussion auf. zwingen kann man niemanden zu einer ansicht, und ich lasse W. gern die seinige. was *Ereleua* anlangt, so ist auf s. 184 des W.schen buches kein einziger beleg dafür vorgebracht, dass je der themavocal eines *u*-stammes in der compositionsnah als *e* erschiene. es ist also unmöglich, den namen auf *hairus* zu beziehen. auch mit *Wisibadus*, *Fridibadus*, *Felithanc* ist es anders bestellt als W. meint, denn es lässt sich beweisen, dass hier *i* neben *u* bereits urgermanisch bestanden hat; man sehe bei Förstermann *Uuisigard*, *Uuisirich*, *Fridiburg*, *Fridigér*, *Fridigart*, *Fridigis*, *Fridiliuba* usw. *Filibertus*, *Fililiub*, *Filmárus*. von 'abschwächung' kann also gar keine rede sein. es sind paralleformen nach art von *Sigi-* neben *Sigu-*. *Baudo* endlich beruht absolut nicht auf willkür, wie W. behauptet, sondern ist oft genug belegt, s. Förstermann 217 und *Baudio* bei Holder Altcelt. sprachschatz 360.

Basel, 21 mai 1892.

RUDOLF KÜGEL.

ERKLÄRUNG.

Siegfried Szamatólski hat es beliebt, Anz. xviii 117, mit beziehung auf meine veröffentlichung des Faustliedes, Germ. 25, 352, meine wissenschaftliche verlässlichkeit zu verdächtigen. er glaubte sich berechtigt, aus dem umstande, dass ich den titel des liedes — das ich ende der sechziger jahre abschrieb — aus einer mir heute nicht mehr erinnerlichen ursache nicht vollständig mittheilte, bzw. mittheilen konnte, den schluss zu ziehen, mein abdruck des liedes sei unzuverlässig, und den verdacht zu erwecken, dass ich das lied willkürlich umgestaltete; er glaubt sich dazu berechtigt, obwol ich aao. s. 353 ausdrücklich bemerkte: 'an wenigen verderbten stellen habe ich mir sich von selbst darbietende emendationen erlaubt, jedesmal aber den wortlaut des originals in anmerkung mit der bezeichnung *L* hinzugefügt.' anders KBartsch, der damalige herausgeber der Germania, dessen urteilsfähigkeit Sz. ja wol wird gelten lassen und der in der etwas gekürzten widergabe des titels nicht das geringste bedenken fand. ich begnüge mich daher mit der erklärung, dass ich mir vollkommen bewusst bin, keine willkürlich vorgenommene modernisierung, sondern einen wörtlich und buchstäblich getreuen abdruck des liedes geboten zu haben. gegen das unstatthafte verfahren Szamatólskis aber lege ich hiermit verwahrung ein.

Wien, 15 apr. 1892.

ADALBERT JEITTELES.

Das urteil über Jeitteles publication hängt allerdings im letzten grunde von der frage seiner 'wissenschaftlichen verlässlich-

keit' ab. hatte ich darüber in meinen ihm nur streifenden und doch leider so arg verletzenden ausführungen geschwiegen, so muss ich jetzt wenigstens so weit darauf eingehn, dass ich auf Anz. v 1 ff verweise. die von mir und bereits von Tille (s. 27 und 30) aufgeworfene frage, inwieweit J. den orthographischen character der vorlage bewahrt habe, als er sie etwa 12 jahre vor der publication (1881) abschrieb, ist durch betuerungen eines guten bewusstseins unter diesen umständen nicht erledigt. dass man sich der tatsachen richtig erinnert, ist das einzig rettende; J.s erinnerungsvermögen aber dürfte nicht so sicher sein, wie er beansprucht: er gibt Tille gegenüber zu (s. 27), dass er sich der äufsern einrichtung des blattes nicht mehr erinnern könne; er gesteht mir (s. o.), ihm sei die ursache für die kürzung des titels nicht mehr erinnerlich; einmal glaubt er sich einer tatsache, der herkunft des blattes, zu erinnern und — irrt sich völlig (Tille s. 27 anm.). J. hätte sich hüten sollen, sich so selbst zu 'verdächtigen'; denn darnach können seine erinnerungen und erklärungen innerhalb wissenschaftlicher erörterung kaum noch schwer ins gewicht fallen.

Berlin. 21 mai 1892.

SZAMATÓLSKI.

Am 15 febr. starb zu Lund der durch sorgfältige publication nordischer texte bekannte prof. der nordischen philologie dr THEODOR WISÉN, 57 jahre alt; am 16 apr. verschied in Nürnberg MATTHIAS VON LEXER, der hochverdiente lexikograph und treffliche kenner kärntischer volksart, im 62 lebensjahre; am 28 mai entschlief zu Rostock der vorsitzende des vereins für niederdeutsche sprachforschung, gymnasialdirector dr K. E. H. KRAUSE, dessen gelehrte forschungen namentlich der alddeutschen warenkunde zu gute kamen, 69 jahre alt.

Der aufserordentliche professor dr BERNH. SEUFFERT in Graz wurde zum ordinarius ernannt. — der aufserord. prof. der neuern deutschen litteraturgeschichte dr BERTH. LITZMANN in Jena wurde in gleicher eigenschaft nach Bonn, der aufserord. prof. der englischen philologie dr LOR. MORSEBACH in Bonn nach Göttingen berufen. der privatdocent dr FRIEDR. KAUFFMANN in Marburg wurde zum aufserordentlichen prof. der deutschen philologie in Halle, dr ALB. KÖSTER in Hamburg zum aufserordentlichen prof. der neuern deutschen sprache und litteratur in Marburg ernannt. die privatdocenten dr ERNST ELSTER in Leipzig und dr FERD. HOLTHAUSEN in Giefsen wurden zu extraordinariis befördert. — für deutsche philologie habilitierten sich in Wien dr MAX HERM. JELLINEK, in Münster dr KARL DRESCHER, für deutsche sprache in Bern dr OVGREYERZ.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XVIII. 4 October 1892

SCHRIFTEN ZUR ALTERTUMSKUNDE.

- 1) Studien zur vorgeschichtlichen archäologie. gesammelte abhandlungen von CHRISTIAN HOSTMANN. mit einem vorwort von L.LINDENSCHMIT. Braunschweig, Vieweg und sohn, 1890. 221 ss. gr. 8°. — 7 m.
- 2) Das gräberfeld zu Rondsden im kreise Graudenz. von dr S.ANGER. mit einer fundkarte und 23 lichtdrucktafeln. (Abhandlungen zur landeskunde der provinz Westpreußen. herausgegeben von der provincialcommission zur verwaltung der westpreußischen provincialmuseen. heft 1.) Graudenz, GRoethe, 1890. 70 ss. 4°.*
- 3) Sammlung von vorträgen gehalten im Mannheimer altertumsverein. zweite serie. Mannheim, TLöffler 1888. 121 ss. 8°.
- 4) Römische denksteine und inschriften der vereinigten altertumsammlungen in Mannheim. von prof. KARL BAUMANN. Mannheim 1890. 66 ss. und 2 tafeln. 4°.

Es sind mit die unfruchtbarsten blätter der archäologischen forschung, die in dem erstgenannten buche aufs neue vor uns aufgeschlagen werden. der streit, der vor einigen decenniën zwischen einem teil der nordischen und der deutschen archäologen geführt wurde über die abgrenzung des steinalters, broncealters und eisenalters, kann heute kaum mehr als ein historisches interesse beanspruchen. der fortschritt der disciplin ist über ihn hinweggegangen und sucht die einschlägigen, mannigfach gearteten fragen mehr einzeln und gegenständlich zu beantworten. deshalb bezweifele ich auch, ob ein allgemeineres bedürfnis vorlag, die an zugänglicher stelle veröffentlichten abhandlungen in vermehrter gestalt neu herauszugeben. was früher in angriff und verteidigung der rechten grundlage entbehrte, ist durch die zeit nicht wertvoller geworden, und das wissenschaftliche andenken des verdienten verfassers des Urnenfriedhofs von Darzau wäre auch ohne dies den fachgenossen nicht verloren gegangen.

Was in den vorliegenden aufätzen mit einem starken schein von methode und menschenverstand zu beweisen versucht wird, gehört in wärklichkeit zu dem capriciösesten, was die litteratur auf diesem gebiete zu verzeichnen hat. H. leugnet eine steinzeit nicht nur für das übrige Europa, sondern auch für Norddeutschland und Skandinavien, erkennt dagegen, wie es scheint, für die älteste zeit einen in den gräbern hervortretenden eigen-

* [vgl. Zs. f. ethnol. 23, 231 (RVirchow).]

tümlichen steincultus an (s. 30); er bestreitet auch für Norddeutschland die priorität der megalithischen denkmäler vor den hügelgräbern, hält vielmehr beide für gleichzeitig; er leugnet die aufeinanderfolge von leichenbestattung und leichenbrand, denn nach seiner ansicht sind auch von den aufgefundenen skeletten die von den knochen losgelösten fleischteile einst verbrannt worden. er glaubt nicht, dass es einen zeitraum gegeben habe, in dem man außer kupfer und gold von metallen nur die bronze verarbeitete. er vindiciert den broncewaffen, gegen deren südländischen ursprung heute wol niemand sich ereifern wird, überhaupt nur eine art 'scheinbestimmung', während sie doch, von kundigen händen geführt, heute noch manchem recht gefährlich werden könnten. aber nicht nur die alten broncen sind sämtlich importiert, auch die kunstvoll gefertigten, in den baumsärgen der dänischen halbinsel aufbewahrten kleidungsreste zeigen uns keine deutsche tracht, sondern eher 'die winterkleidung der mittelclassse' tyrrhenischer kaufleute (s. 54), die hier zt. unter gewaltigen erdhügeln fern von der heimat feierlich bestattet wurden! nach alle dem ist es nur consequent, wenn H. auch für Deutschland und den norden eine eigene eisenzeit leugnet: des eisens, das die Germanen zur zeit des Tacitus noch nicht graben wollten, hat man sich nach seiner ansicht hier immer bedient, denn schon in den megalithischen denkmälern werde nach alten und zt. neueren berichten eisen gefunden. eisen müsse schon vor der bronze verarbeitet sein, denn der natürliche entwicklungsgang führe von der leichteren zur schwereren technik. ohne eisen und stahl hätten auch die schönen bronceornamente gar nicht hergestellt werden können. dass es ebensowenig einen weg gibt, der von der eisen- zur broncechnik wie von der bronce- zur eisentechnik führt, bleibt dabei unbeachtet.

Hinsichtlich der frage nach der anwesenheit des eisens in den megalithischen gräbern helfen uns leider die alten litterarischen zeugnisse wenig. es fehlt ihnen fast durchweg diejenige fachmännische exactheit, die erforderlich ist, da wir wissen, wie oft noch in der spätern eisenzeit in jenen alten denkmälern nachbestattungen vorgenommen wurden, und wie leicht bei einer nicht ganz sorgfältigen nachgrabung ein stückchen eisen aus der obern in die untere erdschicht nachsinken konnte. überdies haben sich die älteren metallbezeichnungen oft genug als unzuverlässig erwiesen. leider sind ja in Deutschland die meisten steinbetten vor dem erstarken der wissenschaftlichen archäologie ausgenommen worden; wo aber planmäßig untersucht ist, hat sich bisher von metall höchstens etwas kupfer und ausnahmsweise auch bronze gefunden. und die zahlreichen nordischen grabstätten, die von den deutschen nicht zu trennen sind, haben ebenso in ihren alten teilen noch immer die abwesenheit von eisen ergeben. wenn man sich in dieser hinsicht auf arbeiten wie die von Henry Petersen

in den Aarboger f. nord. oldkynd. 1881 s. 299 ff nicht verlassen soll, dann hört in der tat alle sicherheit auf. eine andere frage ist es, wie lange man noch in den einzelnen gegenden an den alten hünengräbern fortgebaut und in ununterbrochener tradition weiterbestattet hat. für das osnabrückische liefert jetzt Brandt einen kleinen fördernden beitrag¹.

Ebenso ist es wol zweifellos, dass man im süden schon früh und später auch im norden den stahl zur broncebearbeitung verwertet hat. aber für die alte Germanenheimat ist die bronce deshalb noch nicht an das eisen gebunden, und dass die bronce auch mit bronceinstrumenten behandelt werden konnte, haben die experimente dänischer archäologen ergeben. außerdem wissen wir, dass hinsichtlich der bronce- und eisenfrage jede landschaft für sich zu untersuchen ist. in Ostdeutschland tritt das eisen sehr früh neben der bronce auf, wenn auch spärlich und — was allein schon entscheidet — nicht nach seiner eigenart verarbeitet, sondern in anlehnung an die ganz anders bedingte bronce-technik. außerdem haben uns gerade die letzten decennien in den sog. Alesia- oder La Tène-funden das erste wirkliche eisenalter Deutschlands vor augen gestellt, das wir an zahlreichen und charakteristischen vertretern ohne unterbrechung weiter verfolgen können. dass nur aus der älteren zeit alle beweiskräftigen zeugen verschwunden seien, ist dem gegenüber wenig wahrscheinlich. und endlich, das wichtigste kriterium, das wir für diese periodenfragen besitzen, die keramik, hat H. in historisch-vergleichendem sinne gar nicht ausgebeutet, obwol er von ihr doch eine gute kenntnis besitzt.

So fließen bei H. alle vorrömischen fundzeugnisse in einen dichten nebel zusammen. freilich war die zeit, welche er uns verhüllt, keine sehr lange; denn nach H.s ansicht (s. 40) sind die arischen Germanen erst im 5 oder 6 jh. v. Chr. als die ersten bewohner des landes an die Ostsee gekommen. dass ein neuster entdecker wider alle Indogermanen hierher als in ihre alte echte heimat zurückführt², konnte ihn noch nicht beunruhigen.

Von diesen allgemeinen erörterungen führt uns die nächste schrift in angenehmster weise auf das arbeitsfeld selber zurück. die reihe von Abhandlungen zur landeskunde der provinz Westpreußen wird durch die publication von dr Anger aufs glücklichste eröffnet. sie ist nicht nur eine der sorgfältigsten, sondern auch eine der wertvolleren arbeiten der letzten jahre. denn wer hätte ohne dies gräberfeld von Ronsden, von dem Bohm in der Zeitschrift für ethnologie 1885 s. 1 ff die ersten mitteilungen machte, wol vermutet, dass die La Tène-cultur im fernen nordosten es zu einer so glänzenden vertretung gebracht hat. dass sie die Weichsel ebenso wie den norden erreicht hat, war ja be-

¹ Mitteilungen des histor. vereins zu Osnabrück 1891 s. 251 ff.

² Brugmann und Streitherg Indogerm. forschungen I 464 ff.

kannt, aber eine so compacte masse mit so charakteristischen repräsentanten würkt denn doch wie eine überraschung. und zwischen den herkömmlichen typen treten ganz neue dinge hervor, vor allem die zierlich geätzten muster auf den eisernen lanzenspitzen. so werden wir denn unsere vorstellungen von der cultur der germanischen ostvölker wider etwas umbilden und vervollständigen müssen. wir sehen, dass die Goten, denn für sie zeugt das gräberfeld wol in erster linie, spätestens im verlauf des 1 jhs. n. Chr. sich die neue, zweifellos unter gallischen einflüssen weiter verbreitete eisencultur in einem umfange angeeignet haben, der besonders hinsichtlich der bewaffnungsstücke kaum hinter der von den Galliern erreichten stufe zurückblieb. war ihre ausrüstung auch keine so allgemeine, entsprechend dem geringeren reichthum und der gröfseren culturferne ihrer heimat, so zeigen sie sich doch als ein wehrhaftes, eisengerüstetes volk, noch ehe sie in den culturkreis des südens eintreten.

Aufgedeckt mögen bis zum j. 1889 etwa 900 gräber sein, die sich über höchstens 4 bis 5 menschenalter verteilen. über die zeiten des Marc Aurel scheinen sie nicht hinauszureichen, wofür besonders die formen der gewandnadeln zeugen. von den 530 brandgrubengräbern, über die genaue fundprotocolle vorliegen, ergaben fast $\frac{3}{7}$ keine beigaben. die gefundenen gegenstände verteilen sich also auf nicht viel mehr als 500 personen, unter denen die frauen vorzuwiegen scheinen. am zahlreichsten sind auch hier die fibeln, 388 stück, die, oft paarweise zusammengehörig, sowol von männern als von frauen getragen wurden. auch von den 113 messern gehört ein grofser teil besonders der geschweiften den frauen an, während von den männern, wie es scheint, mehr die geraden eisernen geführt wurden. sie waren handwerkszeug und waffe. die rüstung des kriegers zeigt sich uns in den 52 lanzen und speerspitzen nebst den 18 lanzenschuhen, in den 25 schwertern und scheiden, den 26 schildbuckeln, 16 sporen uam. so ein reiter mit schwert und schild, mit lanze und lanzenschuh, mit dem messer und den sporen an den lederschuhem war gewis eine kriegerrische erscheinung. auch an schmuck fehlte es den männern nicht. aufser an den fibeln haben sie an den gürtelhaken, armbändern und ringen ihren teil. zur bartcultur dienten ihnen wol die kleinen pincetten: wenigstens sind unter 5 die 4 controlierbaren in männergräbern gefunden. neben den wehrhaften männern scheint sich auch ein handwerker bemerklich zu machen mit seiner ausrüstung von messern, scheere, raspel, feile, hammer, stichel und pfriem (taf. 7, 1—17).

Der gröfsere teil besonders des bronzenen schmuckes eignet den frauen. manch hölzernes kästchen hat wol dazu gehört: von den 15 schlüsseln und schlossteilen gehören die 7 bestimmbar nur frauengräbern an. sind doch auch die schlüssel im mythus und rechtsleben der Deutschen ein altes symbol der haus-

frau. als man den Thor als die dem riesen versprochene Freyja verkleidet, da wird er mit dem brautlinien und dem großen Brisingshalsband geschmückt, und die schlüssel klingen an ihm herab (Prymskv. 19). auch im Rigsmal 23 fährt das bauerweib im ziegenkleide mit herabhängenden schlüsseln als vermählte ein in den hof.

So bietet die sorgsame durchforschung dieser grabstätte manche bereicherung und stütze unserer sonstigen kenntnisse. eins scheint sie leider nicht zu ergeben: eine innere chronologie des grabfeldes. A. macht darüber keine bemerkung, und auch ich bin bei allen nachprüfungen zu keinem evidenten resultat gekommen. so muss man denn wol annehmen, dass den bewohnern dieser gegend die spätere La Tène- und die frühere römische industrie als eine art mischcultur zugeführt wurde, deren ursprünge freilich weit auseinander liegen.

Die vorträge aus dem Mannheimer altertumsvereine gehören ihrer bestimmung nach meist nicht dem streng wissenschaftlichen gebiete an. sie wollen in mehr populärer, weitere kreise interessierender form zusammenfassen, was der stand der gegenwärtigen forschung gestattet. KBaumann behandelt die urgeschichte von Mannheim und umgegend auf grund der funde und litterarischen nachrichten, besonders aus römischer zeit (s. 1—27). er berührt sich dabei zt. mit dem etwas umfassenderen artikel von Schumacher Über den stand und die aufgaben der prähistorischen forschung am Oberrhein und besonders in Baden (Neue Heidelberger jahrbücher 1892 s. 93 ff). Karl Christ sucht durch strenge interpretation besonders der lobreden des Symmachus die römischen feldzüge in der Pfalz unter Valentinian zu erläutern (s. 33—61). Ellermann entwirft eine skizze von den abergläubischen gebräuchen der Walpurgisnacht mit besonderer berücksichtigung der classischen Faustepisode (s. 97—121).

Von prof. KBaumann liegt zugleich ein programm vor über die in Mannheim vereinigten römischen denksteine und inschriften. dasselbe wird auch neben der bevorstehenden edition im CHL xii 2 seinen wert behalten durch die archäologischen und philologischen erläuterungen der 354 nummern. unter den abbildungen erweckt der viergötterstein (Mars mit dem vogel) und der wochengötterstein unsere aufmerksamkeit. nr. 13 zeigt ein ähnliches fulmen, wie es die stilisierung der Müncheberger lanzen Spitze voraussetzt. auch aus den inschriften wird einiges zu lernen sein. aus den namen könnte Holder seinen altceltischen sprachschatz bereichern.

Strafsburg, im mai 1892.

R. HENNING.

Privatboligen på Island i sagatiden samt delvis i det øvrige Norden af
VALTÝR GUDMUNDSSON. med understøttelse af den grevelige Hjelmsjerne-
Rosencroneske stiftelse. København, AFHøst og søn, 1889. 270 ss.
8°. — 5,50 kr. (6,25 m.)*

Gudmundsson ist als geborener Isländer mit den jetzigen culturverhältnissen der Insel wol vertraut, die im allgemeinen sich wenig verändert haben seit der großen Zeit. Umfassende Kenntnis der Litteratur seiner Heimat und der übrigen nordischen Lande steht ihm ebenfalls zu Gebote, so dass die Darstellung sich auf ein reiches Quellenmaterial stützt. Die Belegstellen sind bisweilen unnötig gehäuft (s. 33—68; 172; 206), während an andern Orten G.'s Behauptungen nur ungenügend unterstützt sind, wofür weiter unten Beispiele gegeben werden sollen. Die Hauptergebnisse der Untersuchung sind von Kälund in die Skizze der skandinavischen Culturverhältnisse übernommen worden, welche er in Pauls Grundriss (bd. II 2, 228—35) veröffentlicht hat.

In der Einleitung verbreitet sich G. über die Methodik der Forschungen auf dem Gebiete des nordischen Hausbaues; er berichtet über die verschiedenen Arten der Quellen, ihre in den einzelnen nord. Ländern verschiedene Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit und kommt zu dem Resultat, dass jede historische Darstellung des nordischen Hausbaues von Island ausgehen müsse. Bei der Fülle und dem Alter der isländischen Litteratur, den aus sehr alter Zeit stammenden Bauresten, der Abgeschlossenheit und den eigenartigen Lebensbedingungen der Insel, die ihre alten Zustände weit treuer bewahren konnte, als die übrigen nordischen Gebiete, bedurfte diese Ansicht einer so breiten Erörterung schwerlich. S. 10 ff werden mit einer gewissen Schärfe die Leistungen der Vorgänger besprochen. G. liebt es, alle irrigen oder zweifelhaften früheren Ansichten zu einem natürlich ganz verkehrten Gesamtbilde zusammenzufassen, sodass die richtigen Resultate der älteren Arbeiten gänzlich verschwinden. Nun steht es aber durchaus nicht so, wie G. behauptet, dass seine Auffassung des altisländischen Hofes als eines Complexes mehrerer dicht an einander gerückter Häuser unter eigenen Dächern absolut neu sei. Wir finden z. B. in der Schilderung, die Keyser vom nordischen *bær* gegeben hat (in Langes Norsk tidsskrift for videnskab og litteratur, 1847, s. 305—349, dann in Efterladte skrifter II 2, 39 ff) keine so wesentliche Abweichung von G.'s Darstellung, als man nach dem Tone seiner Einleitung annehmen möchte. Wir begnügen uns, den allgemeinen Satz, den Keyser seiner Schilderung vorausschickte, hier anzuführen: 'man maa ikke forestille sig de gamle Nordmændsboliger (*hýbjóli*) som vore, indbefattende under samme tag en mæng-

* [vgl. DLZ 1889 nr 48 (Rilening). — Lit. centr. 1890 nr 3 (-gk). — Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1890 nr 5 (KMaurer). — Revue crit. 1890 nr 30 (Elbeauvois). — Ark. f. nord. filol. VI 300 ff (RARpi).]

de større og mindre værelser, samt som oftest flere stokverk høie; dette var ikke tilfælde. almindelig udgjorde hvert værelse (*herbergi*) et huus for sig, der i det høieste kunde være forsynet med nogle smaa aflukker eller sidegange og en loft. en større gaard (*bær*) bestod altsaa af en betydelig samling af saadanne tæt sammen liggende bygninger eller huse (*hús*), hvilke dog som oftest ei engang synes at have været forbundne med hinanden ved lukkede gange'. auch auf die darstellung Maurers (Island s. 433 ff) sei zur vergleichung hingewiesen. der ausdrücklich bemerkt, dass man in Island 'für jede der benötigten baulichkeiten sein eigenes gebäude (*hús*) aufführte, sodass dieser gebäude auf gröfseren höfen wol 30—40 und mehr sein konnten'.

S. 12 lesen wir: 'man hat zugleich eine bestimmte, unumstößliche regel festgesetzt, nach welchen himmelsgegenen dieses gebäude (das hauptgebäude) gerichtet gewesen sei. es sollte seine giebel stets nach ost und west gewendet haben'. hiernach möchte es scheinen, als ob G. eine allgemein angenommene regel aufführe; aber davon kann gar nicht die rede sein. Weinhold zb. (Altnordisches leben 219) sagt: 'das haus stund mit seinen giebeln entweder von westen nach osten oder von süden nach norden; beide richtungen lassen sich nachweisen'. G. findet es lächerlich ('en sådan påstand er ligefrem latterlig'), dass man auf zwei stellen einen so weitgreifenden grundsatz gegründet habe, und meint, es sei aus vielen stellen der alten litteratur zu zeigen, dass man sich überhaupt an keine regel der orientierung gebunden habe; leider sieht man sich hier wie s. 256, wo die frage noch einmal aufgenommen wird, vergebens nach den vielen stellen um; denn auf die zeugnisse der Edda hat man schon vor G. rücksicht genommen. den interessantesten punct der ganzen frage beachtet G. gar nicht. dass schon früh, soweit unsere quellen und baureste reichen, die orientierung des hauptgebäudes sich nach den umständen und nicht nach einer allgemeinen regel richten konnte, bezweifeln wir nicht; aber jene zeugnisse der Edda (Grimm. 10; Rigsþ. 26; Völ. 35; Baldrs draumar 4) beweisen doch, dass die richtung des hauses ursprünglich nicht bedeutungslos war. die ausdrücke *norddyrr*, *sudrdyrr*, *vestrdyrr*, *austrdyrr*, *nordbír*, *sudrbír* usw. sind gewis nicht hezeichnungen zufälliger verhältnisse, wie es nach G.s bemerkungen s. 232 scheinen möchte, sondern weisen geradezu auf eine bestimmte orientierung des hauses hin. sicher bezeugt ist uns, dass in der anordnung der langbänke in der halle auf die himmelsrichtung geachtet wurde. der vornehmste ehrenplatz (*ædra öndvegi*) befand sich in der mitte der bank, welche sich nach der sonne wante (*vissi i mót sólu*), also auf der nördlichen, die daher *inn ædri bekkri* heifst (vgl. s. 196 f); auch hier schwankt der gebrauch, was genau zu den beiden orientierungsweisen des hauses selbst stimmt: bei der hochzeitsfeier

in der Sturlunga saga II 157 befindet sich der vornehmste sitz auf der östlichen seite des hauses: *þar var sí manna-skipan at Gísurr sat á inn eystra langbekk midjan, ok Hrafn innar frá hönum út næsta . . . á hinn vestra bekk midjan sat Sturla; innar frá hönum Snorri prestr; útar frá hönum Vigfúss Gunnsteinsson.*

G. macht seinen vorgängern den vorwurf, dass man die berichte der alten litteratur über hausbau nicht scharf genug nach den ländern geschieden habe, auf welche sie sich beziehen, dass man sich zur schilderung isländischer verhältnisse auf belege gestützt habe, die Norwegen betreffen, und umgekehrt. s. 11 werden einige charakteristische unterschiede zwischen norwegischer und isländischer bauart angeführt. so sei zb. *skot* in Norwegen ein gang gewesen, der sich aufserhalb der wände um das haus herumzog, in Island dagegen habe sich das *skot* innerhalb des hauses befunden und zwar zwischen den wänden und den von ihnen etwas abstehenden bretterverschlügen ('et mørkt rum imellem panelet og væggen inde i huset'). aber hier wie an den übrigen stellen, die sich auf *skot* beziehen, bleibt es bei einer bloßen versicherung (s. 101 f. 203. 223. 227); die angeführten stellen enthalten, soweit sie sich auf Island beziehen, durchaus nichts, was nur durch G.s ansicht erklärbar fände; man vgl. zb. Egilss. (hsg. v. Finnur Jonsson) 211, 20: *geck hann inn ok í skot, er var um eldahúsit, en dyrr vóru fram ór skotinu at setum innauverdum*; oder Vatnsdælas. FS 72, 31: *skot vóru um húsit ok lokhvílur, ok ór einni lokhvílu mátti hlaupa í skotit*. eine natürliche interpretation kann aus diesen belegen nur schliessen, dass das *skot* aufserhalb der massiven wände lag.

S. 13 gibt G. eine übersicht des quellenmaterials und bemerkt, dass er die berichte der sagen als zeugnisse nicht für die zeit der abfassung, sondern für die der erzählten begebenheiten angenommen habe. so ganz unzweifelhaft ist diese grundlage doch nicht, wie G. annimmt: gewis muss man zugeben, dass die schilderungen der wohnungen, welche die sagenlitteratur bietet, oft bis in die kleinsten züge mit den berichteten vorgängen verschlungen sind; aber diese akribie der darstellung, diese anschaulichkeit, beruht sie auf einer ungewöhnlich treuen überlieferung oder nicht vielmehr auf freier, vollendet plastischer erzählungskunst? diese wichtige frage bedarf einer sorgfältigern prüfung, und daher kann vorerst die chronologische fixierung einzelner baueinrichtungen, wie sie von G. gegeben wird, nicht als sicher gelten. er sieht sich im einzelnen selbst genötigt, von seinem principe abzuweichen, zb. in der erörterung über *holl* s. 194 ff und *hásæti* s. 197 ff.

Cap. 1 beschäftigt sich mit der anzahl der wohnhäuser. G. hebt nachdrücklich gegen frühere ansichten hervor, dass ein alt-isländischer hof abgesehen von ställen und sonstigen abseits steh-

den gebäuden (*úti húsin*) mindestens 3, meist bedeutend mehr, dicht aneinander gerückte wohnhäuser besessen habe, welche einen einzigen baucomplex ans machten; er bekämpft scharf die ansicht, dass es nur ein hauptgebäude auf jedem hofe gegeben habe (*skáli*). dieser zustand gilt ihm als vorhistorisch; er bezweifelt, dass auch nur die ersten ansiedler Islands sich mit einem hauptgebäude begnügt hätten; indes sieht man nicht ein, wie das im Landnamabok häufige *N. lét gera skála*, wo es sich um die erste anlegung eines gehöftes handelt, anders erklärt werden kann. G. nimmt s. 208 an, dass *skáli* in dieser zeit den ganzen complex bezeichnete. wer die vortreflichen schilderungen von *stofa*, *skáli* und *eldahús* (c. 5) durchlist, die in einer vorgeschrittneren periode die functionen von wohnraum, schlafraum, küchenraum haben, sieht leicht, dass ihre grundanlage auf einen gemeinsamen ballentypus zurückführt und dass jene scheidung nur secundär ist. interessant in dieser beziehung ist auch die doppelte bedeutung von *rúm* 'sitzplatz' und 'schlafplatz' (s. 218); an derselben stelle der brettergebildeten erhöhung an der langwand, wo jemand saß, bereitete er sich mit decken, fellen nā. sein lager in älterer zeit. G. entzieht sich dieser auffassung durchaus nicht, nur nimmt er an, dass die sonderung der wohnhäuser in historischer zeit ganz allgemein und nicht etwa blofs auf die wolhabenderen beschränkt gewesen, und dass sie weit früher eingetreten sei, als man bisher geglaubt hat. er sagt s. 23, dass man die theorie von dem einen *skáli* hauptsächlich auf zwei stellen der sagenlitteratur gestützt habe, und versucht aao. und s. 72 ff diesen beweis zu entkräften. die eine stelle ist der Grettiss. entnommen und lautet: *þat var háttr í þann tíma, at eldaskálar vǫru stórir á bæjum. sátu menn þar við langelda á optnum. þar vǫru bord sett fyrir menn, ok síðan scáfu menn upp frá eldunum. konur unnu þar ok tó á daginn.* die stelle ist in sich völlig klar und der contrast gegen die verhältnisse der zeit, in der die sage abgefasst wurde, deutlich hervorgehoben: man schläft in demselben raume, in dem man zu tische sitzt; auch die frauen treiben in demselben raume ihre tagesarbeit, wofür später besondere banlichkeiten bestimmt waren. G. vermag gegen fassung und inhalt der stelle nichts anzuführen, sondern er richtet s. 24 f seine nicht sehr gewichtigen zweifel gegen die zuverlässigkeit der sage selbst. die zweite stelle stammt aus der gröfseren Droplaugarsonasaga und ist verworren überliefert: da auferdem diese sage eine späte compilation ist, so wird man das gewicht ihres zeugnisses, das überdies durch die stelle der Grettissaga beeinflusst scheint, nicht eben hoch anschlagen. s. 72 gibt G. eine erklärang und übersetzung, die ich für falsch halte. die stelle heifst: *sa var síður víða í fyrndinni, at ljítt vǫru badstofur (wohnstuben). og hófdu menn þa boksturellda stóra; var þa víða gott til elldibrannda, þviat oll hieród vǫru full af skogum. þa var og so husaskipan,*

ad huortt hus stod af ennda annars, en onnguar stofur; þa var allt eitt, skali sa, er menn satu i ad mat, og þar suafu menn, og stigu menn under bord huor wr sijnu rømi; en innar af skalanum voru lokhuylur, og lau þar i villdarmenn. mit *þa var* og so *husaskipan* wird zweifellos eine zweite eigentümlichkeit des alten hausbaues eingeführt; es kann also der satz *ad huortt hus stod af ennda annars* nicht richtig sein, denn das war häufig auch später der fall (erste form der zusammenstellung der wohnhäuser bei G.); dieser satz steht außerdem in unlösbarem widerspruch zu dem folgenden *þa var allt eitt* usw. hier wird deutlich gesagt, dass es nur ein hauptgebäude gegeben habe, in dem man sowol afs als schief. statt *ad huortt hus stod af ennda annars* erfordert der zusammenhang gerade das entgegengesetzte: 'es war die art des hausbaues, dass nicht (wie später und jetzt) ein haus dicht an das andre gerückt war, es gab keine wohnungsabteilungen'. den letzten satz (*og stigu menn under bord huor wr sijnu rømi*) gibt G. wider mit: 'og man satte sig til bords hver fra sin plads': deutlicher wäre 'soveplads', denn es soll wie in der stelle der Grettissaga gesagt werden, dass an demselben orte sich sitz und schlafstätte des mannes befand.

Dass der normale isländische hof mehrere wohnhäuser umfasste, wird s. 27—64 durch ein sehr reiches stellenmaterial belegt. der wert der getroffenen anordnung nach der sysseleinteilung der insel ist mir nicht klar geworden. nutzbringender für die untersuchung wäre es jedesfalls gewesen, die stellen so zu reihen, dass man sich ein urteil hätte bilden können, in wie weit eine zeitliche entwicklung zu complicierteren verhältnissen erkennbar ist.

Cap. 2 handelt von den verschiedenen systemen, nach denen die wohnhäuser zusammengeschoben und durch gänge verbunden werden. G. unterscheidet drei arten: 1) die häuser stehn dicht neben einander in einer reihe, unter sich durch türen verbunden und mit mehreren türöffnungen nach der einen langseite sich öffnend. G. bezieht auf diese form die berichte über übermäsig große gebäude, die bald als *skali* bald als *eldahús* bezeichnet werden. auch wenn man dieser hypothese nicht zustimmt, braucht man doch noch lange nicht, wie G. zu glauben scheint (s. 74), der meinung zu sein, dass diese großen gebäude ohne abteilungen waren. G.s erklärung leidet an dem fehler, dass er annehmen muss, *skali* und *eldahús* trügen an den fraglichen stellen den sinn von *bær*, bezeichneten eine reihe selbständiger, wenn auch dicht zusammengeschobener häuser unter eigenen dächern. 2) ein oder zwei häuser werden mit dem giebel unmittelbar an die hintere längswand der unter 1 geschilderten häuserreihe gestellt. 3) in dieser vollkommensten und jetzt auf der insel herrschenden form sind alle gebäude um einen, höchstens zwei gänge gruppiert. es ist auffallend, dass das princip, welches der dritten speciell is-

ländischen form zu grunde liegt, von G. garnicht hervorgehoben wird, nämlich das princip, möglichst wenig aufsenwand darzubieten, wozu man durch das rauhere klima und den immer wachsenden mangel an brennmaterial gedrängt wurde.

Cap. 3 beschäftigt sich mit dem grundriss der häuser und dem zum bau verwanten materiale. G. hält im gegensatz zu frühern die anwendung des holzbaues auch in der ältern zeit Islands für äufserst selten.

Cap. 4 bringt eine sehr eingehende und an wertvollen ergebnissen reiche besprechung der dachconstructions. im allgemeinen hat G. die jetzt in Island üblichen bauweisen zu grunde gelegt und versucht aus den zeugnissen der alten litteratur nachzuweisen, in wie weit diese formen in alter zeit vorkommen (s. 129 f). dieser nachweis ist allerdings nicht immer überzeugend. aus FAS 1 232: *at undan gengu sálfur í húsinu ok ofan fell húsit allt* schließt G., dass das haus die bei ihm 'zweite' form der dachconstruction gehabt habe (s. 132); wäre aber nicht mindestens bei der ersten und dritten form genau dasselbe resultat eingetreten? außerdem zeigt zb. die verschiedenheit des sinnes von *brúðáss* in alter und neuer zeit, wie sie von G. selbst ausführlich festgestellt wird, dass seine methode ein bedenkliches element der unsicherheit in sich birgt. merkwürdig ist es, dass er (s. 103) nach einer s. 91 ausgehobenen stelle des Olaus Magnus unter den dachformen ein in der art eines tonneugewölbes gestaltetes dach ('buetag, med en buet hældning til de to sider'), über das sonst nicht die geringste andeutung gemacht wird, annimmt. in der betreffenden stelle (*diversitates aedificiorum mirae multaeque sunt in septentrionalibus regnis, videlicet pyramidales, cuneatae, arcuales, rotundae et quadratae*) bezieht G. *rotundae* und *quadratae* auf die form des grundrisses, warum nicht auch *arcuales*? es könnte sich dieser ausdruck ganz gut auf die s. 92 geschilderte hausform mit gradlinigen langwänden und nach aufsen ausgebogenen giebelwänden beziehen; oder wenn die zeichnung eines isländischen bauernhofes des 16 jhs. im cod. AM 345 f, welche s. 83 widergegeben wird, correct ist, würde das links dargestellte gebäude einen passenden beleg für die notiz des Olaus Magnus bieten. den versuch, die existenz von walmdächern für die alte zeit des nordens nachzuweisen (s. 105), kann ich nicht für gelungen ansehn. auf den kleinen, höchst zweifelhaften strich der eben erwähnten zeichnung legt G. viel zu hohen wert; auch ist es nicht richtig, dass auf ein haus mit gebogenen giebelwänden kein satteldach aufgesetzt werden könne; auf dem teppich von Bayenx sind allerdings unzweifelhafte walmdächer dargestellt, daraus darf aber für die speciell nordischen länder das vorkommen dieser dachart noch nicht erschlossen werden. die von G. s. 106 richtig gemachte unterscheidung von *ræfr* 'sparrenwerk des daches' und *þak* 'äufserer bekleidung des sparrenwerkes' wird zb. durch Sturl. 1 153 gut

dargelegt: *þá gengu þeir á húsin upp . . . ok rúfu þakit af húsunum ok görðu eldana á ráfrinu.* die s. 114 gegebene erklärung von *taugreptan sal* Hav. 36 'von zweigen geflochtene hütte' scheint passender als die gewöhnliche übersetzung: 'hütte, deren dachsparren mit stricken zusammengebunden sind'; doch erwartete man erwähnt zu sehen, dass Egilsson im Lex. poet. die stelle ebenso erklärt. weniger glücklich ist G.'s conjectur (s. 133) zu Hym. 12: in *sundr stökk súla fyrir sjón jotuns, en apr í tvau þess brónaþe* soll *apt* statt *apr* eingesetzt werden; *apt* ist zwar dem sinne nach richtig, aber unsäglich matt, die vermutung Grundtvigs *apr í tvau þess brónaþe* wird mit stillschweigen übergangen. einen großen raum (s. 136—148) widmet G. der erklärung von *brúnáss*, die schon früher mehrere nordische gelehrte beschäftigt hat, ohne dass eine übereinstimmung erzielt worden wäre. da die frage für das verständnis zweier berühmten stellen der Njals-saga bedeutung hat, so ist es angemessen, dass G. seine stellung zu dem streite ausführlich darlegt. Fritznier hält *brúnáss* für synonym mit *mæniáss* 'firstbalken', andre (Keyser, Nicolaysen, Hoff) sind der ansicht, mit *brúnáss* würde der oberste balken der langwände oder der auf der oberen kante der massiven langwände ruhende balken bezeichnet. nach ihnen gibt es also zwei *brúnásar* im hause, nach Fritznier nur einen. auch Weinhold (Altn. leben 218) verlegt den *brúnáss* an den first des daches. G. entwickelt eine dritte ansicht: nach ihm ist *brúnáss* identisch mit *hlidáss*; die beiden *brúnásar* ruhen auf den beiden reihen der hochpfeiler, welche so zu sagen das hauptschiff des hauses begrenzen, parallel dem *mæniáss* und der oberkante der langwände, näher an jenem, zu dem von ihnen aus das dach flacher ansteigt, während der größere teil des daches von den *brúnásar* zu den langwänden steiler abfällt; oder mit andern worten, die *brúnásar* liegen in der bruchstelle des gebrochenen daches (s. fig. 19 auf s. 122). die ansicht von Keyser, Nicolaysen, Hoff hält, wie G. s. 141 mit recht ausführt, gegenüber Flateyjarb. m 545 nicht stich: *þar í kirkiunni var mikill málpottir festr við brúnásinn. honum bardi sua við ræfr kirkiunnar af skjálftanum at braut pottinn; brúnásinn* muss hier ein balken hoch im dachwerk sein. Fritznier gegenüber sucht G. seine ansicht aus Njalss. c. 78 zu erweisen; seine sehr ausführliche erörterung vermag aber nicht mehr zu zeigen, als dass das oder die fenster, aus denen der heldenmütige Gunnar sich seiner feinde erwehrt, hoch im dache angebracht waren; das ist aber auch bei Fritzniers auffassung der fall; G. legt die lesart *gluggar hjá brúnásunum* zu grunde, in der die pluralform von *brúnáss* ihm zur seite steht, er berücksichtigt gar nicht die andre überlieferung, welche *gluggar á hjá brúnásnum* bietet und durch die oben angeführte stelle des Flateyjarboks, wo deutlich von einem *brúnáss* die rede ist, unterstützt wird. dass übrigens nur der obere teil des daches abgewunden sei, wie G. meint, lässt das

ausdrückliche zeugnis des textes (*en þeir höfdu undit allt þakít af skálanum*) nicht zu. die erklärung von Njalss. c. 131 (s. 147) ist künstlich; es geht durchaus nicht aus dem zusammenhang hervor, dass das herunterstürzen des *brúviss* veranlasst war durch das durchbrechen des *þvertré*.

S. 148—150 spricht G. über die anwendung von gewölbformen im holzbau. die vorausgeschickte bemerkung, dass der offene raum unter dem dachfirste in gröfseren und ansehnlicheren gebäuden oft unter dem dache durch eine art gewölbe ausgekleidet gewesen sei, wird durch das angeführte stellenmaterial nicht bewiesen. die Mariusaga, Alexandersaga, Heilagra mannasögur, denen die verhältnisse nicht nordischer länder zu grunde liegen und die mehr oder minder übertragungen sind, hätte G. nicht heranziehen sollen; die stelle der Konungsskuggsja ist biblisch, der bericht der Olafssaga bezieht sich auf eine ungewöhnliche haulteichheit. völlig unerfindlich ist, was G. mit den beiden stellen des Beowulf beweisen will (*sele hlifade heáik und horngeáp* S1; *under geápne hróf* S37); heifst denn *geáp* 'gewölbt'? die zuverlässigen zeugnisse ergeben nur die verwendung der wölbung im kirchenbau, von wo aus dann die übertragung auf profanbauten stattgefunden haben mag. unerwähnt soll nicht bleiben, dass G. s. 149 unsern landsmann Semper zu einem Franzosen macht: 'jeg må i dette punkt afgjort stille mig på Franskmandenes (Semper) side'.

Das 5 cap. behandelt die einzelnen häuser und abteilungen nach bestimmung, einrichtung und ausschmückung auf grund eines reichlichen, sorgfältig zusammengestellten materiales. vortrefflich sind die abschnitte über *stofa*, *eldhús*, *skáli* und *búr*, daran schließt sich eine besprechung der gänge, der türen, der mannigfachen neugebäude. weniger befriedigt der etymologische excurs über *hóll* s. 196, das G. mit *hallr* (got. *hallus*) 'fels' zusammenbringen will. an und für sich ist es verfehlt, die etymologie eines gemeingermanischen wortes durch erwägungen bestimmen zu wollen, die nur auf speciell nordischem sprachgebiete geltung gewinnen; überdies ist es ein schlimmes versehen, wenn G. *altu. hallr* 'fels' mit dem adj. *haltr* 'geneigt, schräge' in verbindung bringt, da letzterem ags. *heallid*, ahd. *hald* 'pronus, proclivis' entspricht; auch sollte G. nicht ags. *heall* f. und *heal*, *health* zusammenwerfen.

Göttingen, im mai 1892.

R. MEISSNER.

Oberhessisches wörterbuch. auf grund der vorarbeiten Weigands, Diefenbachs und Hainebachs sowie eigener materialien bearbeitet im auftrag des historischen vereins für das großherzogtum Hessen von WILHELM CRECELIUS. 1 lieferung. vorwort. A.B. Darmstadt, selbstverlag des vereins (AKlingelhöffer in comm.), 1890, xl u. 232 ss, 8°. — 5 m.*

Das werk, dessen erste lieferung wir hier mit dank vor allem gegen den Darmstädter geschichtsverein anzeigen, nicht kritisieren

* [vgl. DLZ 1891 nr 32 (FKauffman). — Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 6 (EDavidh).]

wollen, hat eine lange vorgeschichte: als Wetterauesches idioticon ist es schon der älteren generation deutscher sprachforscher widerholt angekündigt worden, denn Weigands vorarbeiten, die seine grundlage bilden, reichen bis ins jahr 1827 zurück, sind unmittelbar unter dem eindruck des eben erscheinenden Schmellerschen riesenwerkes begonnen worden. aber es hat ein ungünstiges geschick über dem buche gewaltet, und wenn es jetzt den hochgespannten erwartungen nicht entspricht, so können wir dafür keinen der drei hauptbeteiligten verantwortlich machen, weder Weigand noch Crecelius noch den für das abermals verwaiste erbe sorgenden geschichtsverein.

Das vorwort von Crecelius gibt eingehenden bericht über die sammlungen und vorarbeiten wie über die benützten litterarischen quellen und belebt das andenken Weigands durch den abdruck von einigen seiner besten dialectgedichte. eine beigeheftete vorbemerkung, die gewis der feder Max Riegers entstammt, würdigt pietätvoll das geleistete und verspricht, dass das werk, an das die letzte hand zu legen dem bearbeiter nicht mehr beschieden war, in vier lieferungen ähnlichen umfangs zu ende geführt werden soll; der zeitpunct der vollendung freilich hängt von den finanzen des vereins ab.

Weigands eigentlichstes sammelgebiet war die ebene Wetterau zwischen Gießen und Frankfurt, die fruchtbarste zeit scheinen die dreißiger und vierziger jahre gewesen zu sein. der gleichen landschaft galten die etwa gleichzeitig zu stande gekommenen sammlungen Lor. Diefenbachs, die schon nach dem wunsche des sammlers mit Weigands material vereinigt werden sollten, aber noch abgesondert in die hände des letzten bearbeiters gelangt sind. für den Vogelsberg hatte in späteren jahren der emeritierte Gieser gymnasialprofessor Hainbach gesammelt, dessen material 1883 gleichfalls vom Darmstädter geschichtsverein erworben wurde. so erweiterte sich das durchforschte gebiet derart, dass es sich im wesentlichen mit der heutigen (großherzoglichen) provinz Oberhessen deckt, und der alte titel erfuhr eine umwandlung, die wir freilich nicht ohne weiteres gutheissen können.

Wilhelm Crecelius, der in Hungen geboren sich so gut einen Vogelsberger als einen Wetterauer nennen konnte, der als Marburger gymnasiast der schüler Vilmars, als Gieser student Weigands schüler gewesen war, hat sich bei dieser neuen benennung offenbar selbst nicht ganz wol gefühlt: er mochte sich aber sagen, dass die übernommenen vorarbeiten, welche das (kurhessische) Kinzigthal gänzlich ausschlossen, auch die benennung 'wetterauesch' ohne beisatz nicht rechtfertigten, und da seinem historischen bewustsein die ausschließung des zu allen zeiten 'oberhessisch' benannten Oberlahngaus mit der alten hauptstadt Oberhessens, Marburg, unerträglich war, so hat er an seinem teile durch ausbeutung urkundlicher und litterarischer quellen dafür gesorgt, dass auch diesem

gebiete nachträglich einigermaßen sein recht wurde. durchaus ungleichmäßig ist die ausbeute freilich geblieben, und es ist ein wesentlicher mangel, dass über begriff und grenzen der 'Wetterau' und 'Oberhessens' nirgends aufschluss erteilt wird.

C. war auch in seiner zweiten heimat, im lande Berg, dem hessischen boden und der hessischen volkssprache nicht fremd geworden: tauchte er doch jahr für jahr hier in Marburg, in Gießen und Hungen auf, pflegte die alten beziehungen und knüpfte neue an. so hat er dem 'Oberhessischen wörterbuch' denn auch wichtige ältere quellen erschlossen, die Vilmar entgangen waren, wie die beiden Marburger dramen des 17 jhs., deren bauernscenen s. xvi—xxi abgedruckt sind und über die demnächst eine arbeit von Jos. Göckeler hübsche litterarhistorische aufschlüsse bringen wird. auch ungedrucktes, besonders aus dem Büdinger und Marburger archiv, ist benützt, und wir wollen an den lücken, die vielleicht ein letzter besuch der heimatlichen bibliotheken beiseitigt haben würde, hier keine kritik üben.

Wolaber müssen wir es an eigenartigen grenzüberschreitungen. es mag durchaus gestattet sein, da, wo für ein lebendiges wort der volkssprache ältere belege aus dem gleichen terrain fehlen, aus nachbarlichen schriftten solche heranzuziehen, und nach dieser richtung hätten z. b. die Frankfurter quellen noch besser ausgenutzt werden können. die art aber, wie auch sonst unbelegte wörter aus Limburger, Mainzer, ja Wormser schriftten hier in den oberhessischen sprachschatz, zufällig und principlos, eingereiht werden, verdient entschiedene misbilligung. und verstärken muss sich der tadel, wenn wir darunter wörtern begegnen, die allem anschein nach bildungen der schriftsprache, speciell der kanzleisprache oder einer technischen ausdrucksweise sind; hier hat der bearbeiter schon in der ausnutzung heimischer quellen des guten zu viel getan. dagegen hätten wir es nicht ungern gesehen, wenn neben dem oft citierten Kehrein auch Püsters nachträge zu Vilmar und des alten Schmidt noch immer wertvolles Westerwäldisches idioticon zuweilen herangezogen wären.

Mit rührender gewissenhaftigkeit hat C. geschieden und bezeichnet, was er und von wem er es überkommen hat: jedem der vorarbeiter und helfer ist sein eigentum geblieben, ja an der verschiedenen lautbezeichnung sind die einzelnen gewährsmänner noch zu erkennen. man sieht deutlich: die redaction dieses wörterbuchs ist dem Elberfelder gelehrten, dem die deutschen philologen so manche belehrung und quellenförderung zu danken haben, durchaus als ein werk der pietät, nicht mehr als eine eigene wissenschaftliche aufgabe erschienen; er war durch anderweitige interessen und arbeiten, die ihm auch am Niederrhein reiche anerkennung eingetragen haben, sehr in anspruch genommen und überdies in den letzten jahren durch krankheit gehemmt.

Wir sind, ohne es zu wollen, ins tadeln gekommen und wollen damit nicht fortfahren. es bleibt so viel gutes und förderndes in dem werke, dass wir uns seines reichthums aufrichtig freuen dürfen. die ausstattung nimmt durch wahl der deutschen lettern auf den kreis der mitglieder rücksicht, denen der geschichtsverein zunächst diese publication beschert; aber der druck ist ein dem auge woltuender und das papier gut.

Zum schlusse sei mir zu s. xiv f, wo die ältesten erwähnungen und anwendungen der wetterauischen mundart aufgezählt werden, die widerholung eines VJL 1, 473 gegebenen hinweises gestattet: in dem zu Frankfurt auf grund des Schildbürgerbuches verfassten und 1603 erschienenen Grillenvertreiber findet sich s. 1 eine erwähnung der wetterauischen (und westerwäldischen) sprache und s. 104 ein brief, der in diesem dialect abgefasst ist. auch die u. d. t. 'Donum nundinale oder Mefs-Gaabe' etc. 'Rapperschweyl bey Henning Lieblem (!)' 1673 erschienene, übrigens stark aus OMelander schöpfende anecdotensammlung (vgl. Bolte im Jahrb. d. d. Shakespeare-ges. 27, 125 f.) enthält emige proben oberhessischer und wetterauischer sprachweise.

SCHRÖDER.

Die Hersfelder mundart. versuch einer darstellung derselben nach laut- und formenlehre. von JOHANNES SALZMANN. Marburger diss. Marburg, OEhrhardt, 1888. 111 ss. 8°. — 2,40 m.*

Grammatik der Achener mundart von ARNOLD JARDON. 1 teil: laut- und formenlehre. [sonderabdruck aus der zeitschrift: Aus Achens vorzeit, jahrg. 4, nr 1—7. Tübinger diss.] Aachen, Cremer, 1891. 40 ss. gr. 8°. — 1,50 m.

Beide autoren behandeln grenzmundarten: Salzmann eine hessische gegen Thüringen, Jardon einen übergangsdialect zwischen dem Ripuarischen und Limburgisch-Niederländischen; beide gehn aber auf die verwandtschaftsverhältnisse der dialecte nicht ein; beide beschränken sich, wie üblich, auf laut- und formenlehre und bringen für die erstere die phonetische schulung, welche man heute fast nirgends mehr vermisst, in völlig ausreichendem mafe mit; sie transcribieren jeder in seiner weise genau, und der zustand des mitgetheilten modernen sprachstoffs lässt keine zweifel an der zuverlässigkeit; dabei ist J. in der wahl seiner beispiele insofern glücklich, als er idiotismen, an denen seine mundart besonders reich ist, bevorzugt.

Der hauptaufgabe, die entwicklung der laute und formen historisch darzustellen, sind beide nicht gewachsen. Salzmann basiert seine lautlehre auf Herbart und das leben der h. Elisabeth, also auf eine viel unsicherere grundlage als wenn er die urkunden gewählt hätte; doch hätte auch das nicht viel genutzt bei seiner

* [vgl. Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 5 (OBchaghel)].

methode. er führt in unzweckmäßiger reihenfolge, die consonanten zb. nach dem ort, nicht nach der art geordnet, laut für laut auf und gibt bei jedem die verschiedenen mhd. laute an, aus denen er in den einzelnen gruppen von wörtern entstanden ist, macht aber auch nicht den bescheidensten versuch, von der älteren stufe ausgehend, zusammenzufassen. will zb. der leser wissen, wie sich älteres *a* entwickelt hat, so steht ihm frei, unter *a*, *ā*, offen *o* und *ō* sich seine fälle zusammenzusuchen; findet er dann leicht als regel, dass *a* *a* gebiebet ist vor stimmlosen und *l*, *m*, *n* + stimmhaften, zu *ā* geworden vor *l*, *m*, *n* + stimmloser tenuis, zu *o* und *ō* meist vor einfachen medien und liquiden, vor *s* und *r* sowie vor *r* + cons., so muss er sich wundern, dass S. das verborgen geblieben ist; das kurze *a* der praeterita der starken verba findet er unter *o* wider, aber ohne eine andeutung, dass dies *o* aus dem plur. in den sing. eingedrungen ist. streng genommen haben bei der anordnung, die von den heutigen lauten ausgeht, die geschwundenen keinen platz; so fehlt das gesetz der in diesen mundarten so ausgedehnten apokope des *e*; das vor *s* geschwundene *h* hat S. unter *h* eingeschwärzt, das zu *k* gewordene findet man unter *k*. wie er es nicht verstanden hat, die schreibweise der älteren denkmäler richtig zu deuten, sieht man zb. s. 66: er deutet dort *höchwānt* richtig als *hagewant*, bekommt aber bedenken gegen diese ableitung, weil er 1578 das wort *har wandt* geschrieben findet, und in der heutigen aussprache *hörwānt* wie *höchwānt* lautet. dieses zeugnis beweist aber klar genug, dass schon vor 300 jahren ausl. *r* zum gaumenreibelaute geworden war: wir haben hier einen fall der lauthistorisch so wertvollen 'umgekehrten schreibung'. S.s transscription folgt Trautmanns system; es stört sehr, das er seine stimmlosen lenes mit *p t k* wiedergibt; in folge dessen kommen in seinen dialectproben die buchstaben *b d g* gar nicht vor. in der formenlehre geht er ebenfalls vom heutigen stande aus; declinationen unterscheidet er nicht mehr als heute sich unterscheiden lassen, doch fehlt, abgesehen von allgemeinen andeutungen, die historische entwicklung.

Jardon war gegen S. in der günstigen lage auf ein reiches altes sprachmaterial bauen zu können, welches zwar im wesentlichen der niederrheinischen koine folgt, aber genug locales gepräge trägt, um eine sichere grundlage abzugeben; er konnte außerdem die gerade für den Niederrhein so zahlreichen vorarbeiten benutzen, wie sie für das Hessische noch fast ganz fehlen: dass er beides ignoriert hat, rächt sich auf jeder seite seiner schrift. wenn er auch nicht von den heutigen, sondern von den ältern lauten ausgeht, so ist ihm doch die entwicklung meist verborgen geblieben. ist zb. nach s. 17 germ. *d*, nach s. 20 germ. *þ* im auslaut einerseits erhalten, anderseits aber dann 'geschwunden, wenn ihm ursprünglich noch ein vocal folgte', so ist doch wol

der schwund inlautend erfolgt und dann erst die apocope. wörter, die ausl. *t* abwerfen (s. 31. 34), zb. *neis* 'nest' 'lassen dasselbe im plur. wider zum vorschein kommen'. s. 24 ist in *schle*'s 'schlägst' ein *g* geschwunden. s. 28 ist *at* 'schon' (mfr. *allit*) aus *alldā* entstanden. s. 27 ist im nom. der schw. masc. ein *n* abgefallen, ebenso zb. in *spo*'r 'sporn', *schte*'r 'stern', *beij* 'biene'. s. 33 weist das masc. des st. adj. 'nach schwund des -r im auslaut ein *e* auf'; natürlich ist die schw.-form an stelle der st. getreten. s. 22 ist *z* für *s* im anlaut von fremdwörtern ganz falsch erklärt. der abschnitt über die entwicklung der von der lautverschiebung betroffenen consonanten ist geradezu traurig.

Die gleiche erscheinung bei verschiedenen lauten zusammenzufassen versucht J. nur einmal in einem abschnitt über den nach vielen vocalen nachschlagenden *ö*-laut; über eine zusammenstellung hinaus zu einem gesetz kommt er aber nicht, obwol er die verwantschaft mit einer erscheinung bemerkt, die ua. auch ich in einem von J. citierten aufsatz (Beitr. 9, 402; vgl. auch in diesem Anz. xnr 376 ff) behandelt und auf ihre regeln zurückgeführt habe.

s. 29 erkennt er zunächst ganz richtig, dass die mundart keine casus mehr hat, decliniert aber trotzdem ganz munter: *d'r dach*, *fan d'r dach*, *d'or dach*, *d'r dach*. fehlt nur noch vocativus, ablativus, instrumentalis und locativus. — dass das als artikel gebrauchte *jen* das abgeschwächte pron. *jener* ist, vermutet er ganz richtig (s. 35); es kommt aber in dieser verwendung westlich von Achen schon 1000 jahre früher vor: *E guas mer ingene Francia, in Francia fui* (Fränkisches gesprächbüchlein WSB 71, 790, z. 21).

Beide arbeiten versündigen sich gegen die augen der leser dadurch, dass sie die dialectformen nicht durch den druck hervorheben.

Soll ich sie ihrem wert nach zusammenfassend characterisieren, so muss ich sagen, sie zeigen, dass das feld der deutschen dialectforschung zur zeit mit eifer gedüngt wird.

Kiel.

C. NÜRRENBURG.

Die deutsch-französische sprachgrenze in der Schweiz. von dr J. ZIMMERLI.
1 teil: die sprachgrenze im Jura, nebst einer karte. Gött. diss. Basel und Geuf, HGeorg, 1891. xi u. 80 ss. 16 tafeln. 8°. — 3 m.*

Zimmerli hat sich nicht darauf beschränkt, auf grund früherer arbeiten, urkunden und officieller actenstücke die nationalitätsverhältnisse an der jurassischen sprachgrenze klarzustellen, sondern er ist selbst von ort zu ort gepilgert, um notizen zu sammeln und die sprachlaute nach eigenem gehöre zu beschreiben. sein

* [vgl. DLZ 1891 nr 46 (CThis). — Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 9 (LNeumann), 1892 nr 1 (LGauchat). — Revue crit. 1892 nr 11. — Zs. f. d. phil. 25 s. 266 (HSuchier).]

verfahren ist dieses: zunächst führt er den jetzigen namen des ortes in officieller und phonetischer schreibweise an, teilt die zahl der einwohner und familien mit, stellt fest, wie viele davon deutsch, französisch und patois sprechen, ebenso wie viele mehrsprachig sind. weiter wird angegeben, ob die älteren leute des dorfes sich von den jüngeren etwa durch gebrauch oder kenntnis des patois unterscheiden, in welcher sprache die inschriften auf den grabsteinen abgefasst sind und namentlich wie es jetzt in sprachlicher hinsicht in den primarschulen bestellt ist. zum schlusse wird die namensform nach den ältesten urkunden angeführt. nimmt man hinzu, dass Z. auch die bauart der häuser berücksichtigt — in der beurteilung derselben schließt er sich den in der Schweiz gang und gäben ansichten an —, so wird man schon überzeugt sein, dass es einer derartig angelegten, mit fleiß und umsicht ausgeführten arbeit nicht an ergebnissen mangelt, die nach mehr als einer seite hin sehr interessant sind.

Die deutsche dialectologie hat freilich durch die schrift keine wesentliche bereicherung erfahren; 'die in betracht kommenden deutschen mundarten gehören alle der sog. nordwestgruppe der schweizerischen dialecte an. . . . ich konnte mich um so eher auf eine summarische hervorhebung ihrer charakteristica beschränken, als mein freund PSchild in Basel dieselben in nächster zeit in ihrem verhältnis zu den übrigen schweizerischen dialecten zur darstellung bringen wird'. mit diesen worten begründet Z. im vorworte sein verfahren. es sind demnach wesentlich nur die allgemeinen ergebnisse, welche für uns germanisten von wert sind; und nur über diese will ich hier einiges bemerken.

Bei den angaben Z.s habe ich manches, wie mir scheint, nicht unwichtige vermisst, und das um so mehr, als er bei seiner großen sorgfalt auch vieles herbeizieht, was mit rücksicht auf den zweck von minderem belange ist. so hätte zb. bei jedem orte ausdrücklich angegeben werden sollen, welche kirchensprache dort herrscht, ob der pastor deutsch oder französisch, schweizerdeutsch oder patois predigt¹, und ob weiterhin in den katholischen dörfern die sprache des beichtstuhles eine andere ist als die der kanzel. das ist eins der besten und sichersten kriterien für die beurteilung der verhältnisse. denn spricht der pfarrer auf der kanzel in der schriftsprache, im beichtstuhle aber im dialecte, dann kann man sicher sein, dass die pfarrkinder erstere nur oberflächlich verstehen und sich nicht darin auszudrücken vermögen.

¹ Z. scheint als selbstverständlich vorauszusetzen, dass nirgendwo mehr weder im romanischen noch deutschen dialecte gepredigt wird; es wird auch nach meinen erkundigungen wol nirgends mehr der fall sein, wenn auch das kanzeldeutsch wenigstens vielerorten sehr stark dialectisch gefärbt ist.

Auch die angabe der confession hätte durchweg stattfinden sollen; man hätte daraus sofort ersehen können, von woher die einwanderung hauptsächlich stattfindet: von Bern, Neuenburg, Solothurn usw. dass solche angaben weder unwichtig noch uninteressant sind, sieht man aus der bei Biel gemachten. in dieser c. 16000 einwohner zählenden stadt gibt es nämlich 'eine protestantische kirche, in der abwechselnd deutsch, französisch, eine katholische, in der abwechselnd deutsch und italienisch, und eine altkatholische, in der nur deutsch gepredigt wird'. möglich ist es indes, dass Z. auf diese puncte überall wol acht gegeben, jedoch keine derartig interessanten wahrnehmungen sonst gemacht hat. es hätte sich das denn aber doch auch leicht sagen lassen.

Die auf grund seiner beobachtungen von Z. angefertigte sprachkarte zeigt die grenzlinie so gezogen, dass östlich von ihr das gebiet rein deutsch ist, mit ausnahme von Welschenohr, Grenchen, Mett, Bötzingen und Biel, die durch einföhrung der uhrenindustrie in jüngster zeit starke französische (neuenburgische) colonien erhalten haben, während im westen derselben die französischen orte stark mit deutschen elementen durchsetzt sind. 'es gibt abgesehen von 2 oder 3 orten in den deutschen grenzgemeinden keine nennenswerten franz. minderheiten, welche den übergang zu den gewöhnlich stark mit deutschen elementen durchsetzten welschen grenzgemeinden vermitteln würden'. es ist also wol zu beachten, dass jenseits der grenze noch ein starker procent-satz Deutscher wohnt; und da das auf der karte nicht angedeutet ist, hietet diese nur ein unvollkommenes bild von den augenblicklichen verhältnissen. allein insofern lässt sich ihre richtigkeit doch verteidigen, als westlich der grenze ein fortwährender verwälschungsprocess stattfindet. 'die auf wälschem boden geborenen deutschen kinder deutscher eltern verstehn das deutsche noch, sprechen aber mit vorliebe französisch und werden die begründer französisch-sprechender familien. die deutsche sprache wird im Jura nur so lange ihre jetzige stellung behaupten, als der starke strom der einwanderung anhält und die vorweg romani-sierten elemente zu ersetzen vermag'.

Die gründe für diese eigentümliche erscheinung sind mannig-fach. zunächst ist es für die eingewanderten Deutschen fast durchweg nötig, die franz. sprache zu erlernen; sie werden zweisprachig und lernen dabei die rauheit ihres alemannischen dialectes heraus-fühlen. die Schweizer reden auch in den gebildeten kreisen unter sich durchweg 'schwizertütsch', und da die eingewanderten im Jura fast durchweg Schweizer sind, so tritt der franz. s c h r i f t s p r a c h e ein deutscher dialect gegenüber, wodurch das deutsche von vornherein in eine sehr ungünstige kampfstellung gerät. jedoch kann hier allein der grund für die überraschende erscheinung nicht liegen, wenigstens nicht bei den dörfern, die überwiegend deutsch sind. hier müssen andere umstände mitwirken, über die

uns Z. nicht hinreichend aufklärt, wenn wir nicht zwischen den zeilen lesen sollen. ich führe folgendes beispiel an: in Delémont gab es 1888 422 welsche und 239 deutsche haushaltungen; jetzt ist die deutsche schule — eingegangen (1), aber zum ersatze wird in den beiden obersten classen der französischen primarschule wöchentlich 2 stunden deutsch unterrichtet! Z. erklärt den untergang der deutschen schule aus der 'antipathie der eingeborenen bevölkerung und mehr noch aus der indifferenz vieler Deutscher, die es vorgezogen, ihre kinder in die besser ausgerüsteten französ. schulen zu schicken'. da muss man sich denn doch fragen, weshalb in dem deutschen canton Bern die französischen schulen 'besser ausgerüstet' sind als die deutschen! und sollte es denn wirklich lediglich an der 'indifferenz vieler Deutscher' liegen, wenn die schule von Willer (Envelier), in der Z. 25 deutsche und 8 welsche kinder fand, von einem lehrer besorgt wird, der 'fast gar kein deutsch spricht'? da wird doch auch kaum die 'abneigung der eingeborenen bevölkerung' die schuld tragen! gibt es in Bern nicht auch noch etwa eine erziehungsdirection?...

Ich will keine weiteren beispiele bringen; ich komme auf diesen punct später zurück, wenn der 2 teil von Z.s arbeit, der Freiburg und Wallis behandelt, vorliegt. wie ich höre, hat Z. während der herbstferien das letzte material gesammelt, wir werden also wol nicht gar lange zu warten haben. vielseitigen dankes für seine mühevollen und interessante arbeit darf er sicher sein!

Freiburg i. Schw., im märz 1892.

FR. JOSTES.

Zur syntax der Baselstädtlichen mundart. von GUSTAV BINZ. Baseler diss.

Stuttgart 1888 (Leipzig, Gföck in comm.) VII und 77 ss. 8^o. — 2 m.

Beiträge zur syntax der Mainzer mundart. von HANS REIS. Giefsener diss.

Mainz 1891 (Leipzig, Gföck in comm.). 47 ss. 8^o. — 1,50 m.*

Wir begrüßen diese beiden tüchtigen erstlingsarbeiten mit freude und dank. es sind — abgesehen von gelegentlicher berücksichtigung der dialecte in den schriften von Behaghel ua. — die ersten, in denen das jetzt lebhafter betätigte interesse für die deutsche syntax sich auch den mundarten zuwendet. die bedeutung solcher untersuchungen wird niemand verkennen, der den logischen standpunct in der behandlung syntactischer fragen überwunden hat. und wer den dialecten nicht um ihrer selbst willen soviel interesse entgegenbringt, dass er ihre syntactischen verhältnisse der untersuchung und darstellung für würdig erachtet, wird doch die syntactischen dialectstudien als ein wertvolles hilfsmittel zu schätzen wissen für die erkenntnis und erklärungs des entwicklungsganges, den die syntax der ungangs- und schriftsprache genommen hat.

Die uns vorliegenden beiträge zur syntax der Baselstädtlichen und Mainzer mundart verdanken ihre entstehung den an-

* [vgl. DLZ 1892 nr 5 (LTobler).]

regungen Behaghels. beide verf. zeigen sich mit den neueren auffassungs- und behandlungsweisen syntactischer probleme wol vertraut und handhaben ihre methode sicher und nicht ohne erfolg. im allgemeinen begnügen sie sich nicht mit der einfachen feststellung des in ihrer mundart herrschenden gebrauchs, sondern sind bemüht, die erscheinungen historisch und psychologisch zu erklären. es liegt in der natur der sache, zumal bei dem stande der syntactischen forschung, dass sie dabei mitunter über blofse vermutungen nicht hinauskommen.

In der anordnung des stoffes lehnen sich beide an Behaghels vorlesungen über deutsche syntax an (vgl. Binz s. 2; Reis s. 7). Behaghels einteilung aber beruht im wesentlichen auf Miklosichs system, das er nach Scherers vorschlag (Zs. f. d. östr. gymn. 1878 s. 119 ff) durch hinzufügung besonderer abschnitte über betonung und wortstellung erweitert zu haben scheint. meine lebhaften bedenken gegen dieses ganze system habe ich bei der besprechung der 'Grundzüge' von Erdmann und anderer syntactischer arbeiten (DLZ 1887 sp. 713 ff. 1888 sp. 352) angedeutet. ich kann hier von einem erneuten eingehn auf diese fragen um so eher absehen, als ich sie demnächst in gröfserem zusammenhange zu behandeln gedenke. übrigens hat Behaghel selber erklärt (Littbl. f. germ. u. rom. phil. 1887 sp. 203), dass ihn sein versuch mit Miklosichs system nicht befriedigt habe (vgl. Binz s. 2). so wäre es denn unbillig, mit ihm oder seinen schülern über das ihren arbeiten zu grunde liegende system zu rechten. nur darauf möchte ich aufmerksam machen, dass es unsern jungen syntactikern, wie andern anhängern des Miklosichschen systems auch, mit der consequenten durchführung desselben wenig ernst ist. das zeigen recht deutlich die §§ 20—30 bei Reis. sie sind überschrieben: 'B. Die modi im unselbständigen satze'. nun handelt § 20 überhaupt von keinem modus, sondern von parataxe und hypotaxe, von den loseren formen der satzfügung in der mundart gegenüber dem, was in der schriftsprache als correct gilt; § 21 behandelt auf zwei seiten die relativsätze, die letzten 4 zeilen betreffen den modus; § 22 bespricht die temporalen, § 23 die causalen, § 24 die finalen, § 25 die conditionalen, § 26 die concessiven nebensätze; in § 27 werden object- und subjectsätze, in § 28 das weglassen der conjunction *dass* und die indirecte rede, in § 29 die übrigen unselbständigen sätze, und schliesslich in § 30 der gebrauch der tempora im abhängigen conjunctivischen nebensatz besprochen. überall ist aufser vom modus, der meist mit dem einen satz 'Der gebräuchliche modus ist der indicativ' oder 'Der gebrauch der modi ist derselbe wie in der schriftsprache' abgemacht werden konnte, von der einleitenden conjunction, von der satzstellung, von der vertauschung einer satzart mit der andern, überhaupt von allem die rede, was zur charakteristik dieser sätze gesagt werden konnte. also, wie man sieht, nicht 'lehre von der be-

deutung der wortformen', sondern echte satzlehre, somit auch nicht Miklosichs system! doch daraus soll Reis kein vorwurf gemacht werden: sein verfahren entspricht ohne zweifel der sache besser und ist, ob man es so oder so benenne, das übliche. es kann nicht die aufgabe von syntactischen dialectstudien sein, neue wege einzuschlagen. im gegenteil; je enger sie sich an das vorhandene anlehnen, um so leichter und bequemer werden sie zu benutzen sein. demgemäß gehören in einzeluntersuchungen keine theoretischen erörterungen hinein über das wesen und den begriff solcher dinge, die allen objecten des ganzen wissensgebietes gemeinsam sind. wer die flora seines wohnorts behandelt, würde seiner arbeit nur einen komischen anstrich geben, wollte er bei jeder besprochenen pflanze die allgemeinen erörterungen über classificierung udgl. anstellen, die etwa in ein gesamtwerk der botanik gehören. nicht anders steht es mit sprachlichen einzelforschungen, deren verfasser sich gebärden, als ob auferhalb ihrer abhandlung noch nie und nirgends laut, form und wortgefüge ihrem wesen nach untersucht und zu systemen geordnet wären. allgemeine ausführungen sind da nur dann am platze, wenn entweder der gesichtspunct, von dem aus das einzelobject betrachtet wird, sonst noch kaum zur geltung gebracht worden ist, oder wo die ergebnisse der abhandlung die übliche anschauung über das wesen des behandelten objects bzw. seine stellung im system zu reformieren geeignet sind. im übrigen ist alles allgemeine als bekannt vorauszusetzen und, wo erforderlich, einfach auf die ausführungen eines standard work hinzuweisen.

Gerade bei untersuchungen über die syntax eines denkmals oder einer mundart macht sich freilich der mangel eines solchen, annähernd vollständigen, standard work recht empfindlich fühlbar. und da wir obendrein von einer einigung über die grundlegenden fragen des systems und der disposition noch weit entfernt scheinen, so dürfen wir an die innere einrichtung der vorliegenden arbeiten nicht zu strenge anforderungen stellen. im allgemeinen sind sich die verf. bewusst geblieben, dass sie nicht eine 'syntax' schreiben, sondern beiträge zur syntax einer engbegrenzten mundart bieten wollen, dass es also für sie vor allem darauf ankam, die syntactischen eigentümlichkeiten ihrer mundart festzustellen und womöglich zu erklären. zuweilen freilich verlieren auch sie diesen gesichtspunct aus den augen. so teilt zb. Binz, nachdem er das, worauf es ankam, schon deutlich gesagt hatte: 'die syntactischen verhältnisse des substantivs sind in der mundart im wesentlichen die gleichen, wie in der schriftsprache' (s. 9), statt sofort zu den abweichungen überzugehen, erst pomphaft ein: '§ 11. ein substantiv wird auf zwei arten ergänzt: 1. durch ein prädicat in irgend einer satzform; 2. durch attribution. wir unterscheiden demgemäß: a) ergänzungsfähige, aber nicht-bedürftige substantiva (dies sind die meisten sachbezeichnungen); b) er-

gänzungsbedürftige substantiva, und hier wider: α) maßbestimmungen, β) verhältnisbestimmungen, γ) nomina agentis und nomina actionis'. da, soviel ich ersehen kann, der dialect an keinem puncte von der gemeinsprache abweicht (vgl. § 12), so ist der ganze § 11 zwecklos. so heift es weiter: '§ 13. die ergänzung der substantiva findet statt: 1. durch adjectiva: a) als attribut, b) als prädicat, c) als prädicatives attribut. beispiele dafür sind überflüssig'. ich denke, all das ist hier überflüssig! ähnlich § 16—18. wer sich über begriff und entstehung des adverbs, der präposition, der conjunction, über die hauptbedeutung eines modus unterrichten will, sucht sich darüber nicht aus einer dissertation zu belehren, die den Baselstädtischen oder Mainzer dialect behandelt: somit sind Binz § 26. 35. 47 usw., Reis § 16 usw. unnötiger ballast. desgleichen gehört die aufzählung der erklärungsversuche für elliptischen ausdruck (Binz § 7) nicht in eine dialectsyntax; und so fort an zahlreichen stellen¹.

Wir haben bei diesen ausstellungen länger verweilt, als ihre bedeutung zu rechtfertigen scheint, weil sie mängel betreffen, die zugleich einer grofsen zahl ähnlicher arbeiten anhaften. es handelt sich dabei doch nicht blofs um raumverschwendung der autoren, um unvermeidliche zeitverschwendung der leser. das wichtigste bleibt, dass alle zwecklosen erörterungen notwendig die aufmerksamkeit nicht nur der leser, sondern auch der verfasser von der hauptsache ablenken. ich will nicht behaupten, dass in den vorliegenden arbeiten die vergleichung des dialects mit der gemeinsprache vernachlässigt sei. die verf. versäumen selten, auf die übereinstimmung oder nichtübereinstimmung ihrer mundart mit der schriftsprache hinzuweisen; aber diese hauptsache scheint nicht immer auch ihr hauptinteresse in anspruch zu nehmen. mitunter gehn die fälle der übereinstimmung und abweichung ungesondert bunt durch einander, sodass der leser mühe hat, sich ein bild von den eigentümlichkeiten der mundart zu entwerfen (vgl. zb. Reis §§ 43. 44. 45). aufser der schriftsprache war aber, und zwar in erster linie, die gemeine umgangssprache zum vergleiche heranzuziehen, was nur ausnahmsweise geschehen ist. es würde sich dann ergeben haben, dass ein grofses teil dessen, was als eigentümlichkeit des dialects gegenüber der schriftsprache hingestellt wird, nicht auf seine rechnung kommt, sondern aus der nachlässigen, behaglichen, freiern ausdrucksweise des täglichen lebens stammt, das vom schriftdeutsch nicht nur im wortschatz, sondern vornehmlich in der wortfügung abweicht, darin aber aller orten gemeinsame züge aufweist. die verf. haben auch nicht unterlassen, ihre aufmerksamkeit der vergleichung mit dem älteren sprachgebrauch und dem gebrauch in

¹ vergl. zb. Reis § 19. 32. 33, die ganz oder teilweise durch hinweis auf die betreffenden ausführungen bei Erdmann zu ersetzen waren.

andern dialecten zuzuwenden. bei aller anerkennung dessen, was sie in dieser hinsicht bieten, will es mir scheinen, dass darin mehr getan werden könnte¹. die frage, ob die mundart den älteren gebrauch fortsetzt oder sich von ihm entfernt, sollte durchgängig aufgeworfen werden. dass diese frage bei der lückenhaftigkeit unserer kenntnisse oft, sehr oft vielleicht, ohne antwort bleiben musste, ist kein grund sie zu unterlassen. es ist belehrend und dem fortschritt der wissenschaft nur förderlich, wenn deutlich hervortritt, wie weit die erkenntnis des geschichtlichen zusammenhangs reicht, wo sie versagt. ich hätte also, das Miklosichsche system als rahmen zugegeben, innerhalb dieses durch bloße überschriften oder verweisungen genügend angedeuteten rahmens durchweg diese zweiteilung in den vordergrund gestellt: i. übereinstimmung, ii. nichtübereinstimmung der mundart mit der gemeinsprache, wobei zwischen umgangs- und schriftsprache bzw. höherem stil zu scheiden und zu untersuchen war, ob verschiedenheit in der ausdehnung eines sonst gemeinsamen gebrauchs besteht, ob also was auf der einen seite gemeingiltig und farblos ist, auf der andern eingeschränkt wird und eine bestimmte stilistisch-rhetorische wirkung hervorbringt: übergang aus der syntax regularis in die s. ornata und umgekehrt. dann hätte ich beide hauptabschnitte jedesmal gesondert in a) übereinstimmung, b) nichtübereinstimmung mit dem ältern gebrauch. damit soll nicht gesagt sein, dass die darstellung diesem schema sklavisch folgen müsste, das könnte ermüdend wirken; es genügte, wenn sie unzweideutig erkennen liefse, dass die forschung diesen weg zu nehmen an keinem puncte versäumt hat.

Von einzelheiten seien hervorgehoben: die hübschen allgemeinen bemerkungen über eigentümlichkeiten des mundartlichen ausdrucks bei Reis § 33, ebenda § 7 der versuch den verlust des indic. praet. zu erklären. die dort aufgestellte unterscheidung von 4 dialectstufen im jetzigen gebrauch dieser form mit localer abgrenzung bildet eine wertvolle bereicherung von Behaghel Deutsche sprache s. 210 und Erdmann Grundzüge § 148. interessant scheint mir die beobachtung, dass die Mainzer mundart 'entbehrliche' attribution weder durch adjectiv noch durch relativsatz, sondern stets durch neuen hauptsatz gibt (§ 21. 46). am ende des § 51 erwähnt Reis für die mundart die verwendung

¹ beispielsweise hätte bei Binz zu § 139, 9 auf Paul Mhd. gr. § 354, zu § 140, d auf Paul ebd. § 351, 3 hingewiesen werden müssen, wo allerdings nur beispiele mit positivem hauptsatz gegeben sind; sollten solche mit negativem hauptsatz nicht vorkommen? ein beispiel aus Goethe hat Erdmann s. 160. diese satzform ist im französischen häufig, vgl. Mätzner Franz. gr. s. 349. desgleichen im alt-mittel- und neuenenglischen, vgl. Mätzner Engl. gr. III 2 § 502. — Reis hätte zu § 4 auf Binz § 152 hinweisen können: verschiedenheit in der verwendung des auxiliaren *thun*, im Baselstädtischen nur die präsensformen, nie ein präteritum; zu § 51 artikel bei personen-namen auf Binz § 121 etc.

des bestimmten artikels 'nur zur unterscheidung der casus'. diesen sehr bemerkenswerten gebrauch, der in ausgedehntem mafe auch der schriftsprache eigen ist, hat Erdmann § 25 ff nicht richtig erkannt oder doch nicht ausreichend gewürdigt; soviel ich sehe, streift er ihn nur, soweit der genitiv (§ 29. 44) und personen-namen (§ 36) in betracht kommen. beispiele für den dativ wären: *'gold ist glänzend, wasser ist gesund'*; aber: *'dies metall gleicht dem golde, diese flüssigkeit gleicht dem wasser'*: artikel unentbehrlich, aber nur casusbezeichnung; wider stets ohne artikel: *'dies metall, diese flüssigkeit sieht aus wie gold, wie wasser'*. *'er studiert mathematik, geschichte, medicin'*; aber: *'er hat sich der mathematik, der geschichte, der medicin gewidmet'*. — die beispiele in § 17 bei Reis: *'des wär mer scheen, die kinn die misse horje'* und *'rattegift, wo mer die drei do unne mit vergifte kennt, dess wär ebbes werth'* sollten von den späteren nicht getrennt werden. auch in ihnen handelt es sich um hauptsätze einer hypothetischen periode, wenn auch der bedingungsnebensatz unterdrückt ist oder andere form angenommen hat. der zu grunde liegende bedingungs-satz lautet: *'das wäre schön, wenn die kinder nicht gehorchen wollten'* oder allgemeiner: . . . *wenn das so ginge* oder dgl. *'rattegift'* steht für *'wenn wir nur rattegift hätten'*. diese fälle stehn ganz gleich dem später angeführten satz *'es wär besser, die dhete sich vereinige'*, in dem der bedingungsnebensatz in die form des conjunctionslosen subjectsatzes übergetreten ist. — der ausdruck *'das weg-lassen der conjunction dass'* (Reis § 28) ist anfechtbar. dass indicativische sätze ohne conjunction *'ganz in der form des hauptsatzes'* auftreten, *'die parataxe an stelle der hypotaxe tritt'* (ebd.), kann ich nicht völlig zugeben; vgl. DLZ 1859 sp. 1201. — die von Binz § 55 erwähnte dativbildung ist auch elsässisch. — das *'und'* in sätzen wie *'en empfälig vom herrn Müller und Sie mechte so guet si . . .'* *'e schene gruess vom herr doggter und ob Sie das buech nonig haige?'* ist nicht, wie Binz § 139, 1, d sagt, *'beinahe pleonastisch'*, sondern durch ellipse eines satzes wie *'er lässt bitten, fragen'* zu erklären. die ausdrucksweise gehört auch der umgangssprache an; es ist allgemeines dienstbotendeutsch. sätze wie *'dä het e besseri stell als du; drum isch er flüssiger gsi'* fasst Binz s. 66 so auf, dass *'drum'* ursprünglich für sich allein als antwort auf ein nicht ausgesprochenes *'worum'* stand und der grund in unabhängiger form folgte: *'drum: er isch flüssiger gsi'*. diese erklärung scheint mir auf allzu äufferlicher auffassung zu beruhen. ich sehe hier einen fall volkssyntactischer verschiebung von erklärendem und erklärtem satze, beruhend auf volkslogischem durcheinanderwerfen von ursache und wirkung; *'drum'* gehörte ursprünglich in den ersten satz, der eigentlich dem andern folgen sollte: das greifbarere und wichtigere factum: *'er hat eine bessere stelle als du'* drängt sich im bewusstsein und ausdruck vor, und das erklärende *'drum'* gerät an logisch falsche stelle.

Ref. darf übrigens nicht versäumen zu bemerken, dass er selber weder die Mainzer noch die Baselstädtische mundart aus eigener beobachtung näher kennt; er kann sich daher auch kein urteil darüber erlauben, in wie weit es den verfassern gelungen ist, ihre mundart richtig zu erfassen und deren eigenheiten gerecht zu werden.

Zum schlusse möchten wir noch dem wunsche ausdrück geben, dass die verl. die erfolgreich begonnene arbeit fortsetzen und diesen ersten proben — Binz behandelt nur die 'lehre von der bedeutung der wortklassen', Reis nur die 'von der bedeutung der wortformen' — bald weitere folgen lassen möchten, die sich zu einer annähernd vollständigen syntax der behandelten dialecte zusammenschließen.

Colmar i. E., im nov. 1891.

JOHN RIES.

Analecta hymnica mediæ ævi. VII. Prosaïum Lemovicense. die prosen der abtei St. Martial zu Limoges, aus troparien des 10, 11 und 12 jhs. herausg. von GUIDO MARIA DREVES, S. J. Leipzig, RReisland, 1890. 252 ss. 8°. — 5 m.

Aufserst überraschend sind die ergebnisse, die Dreves auf seinen forschungsreisen für die lateinische hymnologie gewinnt. so grofse massen von nicht blofs unbekanntem, sondern überhaupt ungeahntem material werden durch ihn zu tage gefördert, dass der bisher bekannte bruchteil dieser litteraturgattung geradezu nur für eine probe dessen angesehen werden kann, was in den bibliotheken verborgen liegt. durch erziehung und lebensstellung mit der kirchlichen poesie und musik nah vertraut, verfügt der jesuitenpater D. zugleich über die erforderliche zeit und die nötigen mittel, um seinen hymnologischen arbeiten die gewünschte ausdehnung geben zu können. so sehen wir ihn bald da, bald dort irgend ein wertvolles werk dem staube der bibliotheken entreifsen: in Prag entdeckte er die sammlungen der sogenannten 'Rufe', aus München brachte er die vollständigen werke des Konrad von Gaming ans licht, aus Wien überraschte er uns mit der herausgabe des 'Hymnarius Moissiacensis'. unerwartete ausbeute lieferte ihm auch Paris, von der ein teil in dem zu besprechenden buche vorliegt. die aus St. Martial zu Limoges nach Paris in die nationalbibliothek überführten sequentiare bieten ganz andere texte als die anderwärts üblichen sequenzensammlungen. D. erkannte, dass er hier einen mittelpunct der sequenzendichtung gefunden, wie es früher St. Gallen gewesen und später St. Victor war.

In der einleitung bespricht D. die ältesten troparien oder sequentiare von St. Martial, die er seiner sammlung zu grunde gelegt hat. die beigegebenen schriftproben erwecken den verdacht, dass er das alter einzelner hss. überschätzt. seine 'untrügliche altersbestimmung' nach den anhaltspuncten in den li-

tanien lässt sich anfechten, denn diese stücke können unverändert aus einer älteren vorlage herübergenommen sein. Léon Gautier wenigstens (Histoire de la poesie liturg. au moyen âge I 113 ff) weist einige hss. in spätere zeit. ihren inhalt teilt Gautier genauer mit als D., obwol auch er nicht ausreichend. über das verhältnis der hss. zu einander, über die reihenfolge der sequenzen in ihnen gibt uns der hsg. keinen aufschluss. ganz allgemein erfahren wir, dass die hss. meist neumiert sind, aber über art und alter der neumierung schweigt D. vollständig, obwol auch dieser punct zur altersbestimmung der hss. helfen kann.

Ein zweites cap. beschäftigt sich mit der latinität dieser erzeugnisse frommer gesinnung. zwar bleibt sich D. in der gestaltung des textes nicht immer gleich, da auch in den hss. oft schwankungen vorkommen; so weist er an dem einen ort formen zurück, die er anderwärts unbedenklich duldet. da die forschung bis jetzt die infima latinitas stiefmütterlich behandelt hat, so ist die gebotene übersicht über die hauptsächlichsten besonderheiten des in diesen sequenzen verwendeten provinciellen idioms recht dankenswert und reizt zu weiteren forschungen. aufer dem schwanken des genus und numerus der substantive und der veränderten flexion und rection gewisser verben bietet besonders das gebiet der präpositionen merkwürdigkeiten; pleonastische verwendung von *cum* (wie *decorati cum palmis*) ist ebenso häufig wie die verbindung von *cum*, *a*, *de* mit dem acc. zur bezeichnung des wohin? dient meist der bloße accusativ, während *in* mit dem acc. sehr oft das wo? angibt. eine nicht unbeträchtliche erweiterung erfuhr der gebrauch des sog. absoluten acc., allerdings in anlehnung an ein sehr bekanntes früheres beispiel. ebenso ist die weitgehende substantivische verwendung des neutr. pl. adj. bemerkenswert. dem erhabenen tone zu liebe wird oft ein übliches wort verschmätzt und ein poetischer ausdruck bevorzugt: nicht selten wird zb. die sonne mit *Titan* bezeichnet; statt *finis*, *verba* lesen wir meist *meta*, *famina* usw. das einstreuen griechischer wörter in den text, um die gelehrsamkeit des dichters zu erweisen, findet seine entschuldigung in der allgemeinen verbreitung dieser unsitte im ma. und hat sein vorbild bei Notker. wie sehr jedoch im einzelnen das bewusstsein der richtigen ausdrucksweise geschwunden und die abfassung dieser texte oft nur eine mechanische zusammenfügung von formelhaften wendungen ist, zeigt der übermäfsige aufwand von flickwörtern wie *sat*, *namque* uä.

Von bedeutung ist in erster reihe die frage nach dem verhältnis, in welchem diese sequenzen zu denen Notkers stehn. D. betont, dass in diesen alten troparien nur sehr wenige Notkersche sequenzen vorkommen, und nimmt an, dass die sequenzendichtung in Limoges unabhängig sich gleichzeitig mit der sgallischen entwickelt habe. und doch sind diese sequenzen aus Limoges

im allgemeinen in der von Notker als eigene erfindung in anspruch genommenen weise verfasst, wie dies die oft vorkommende wendung *syllabatim* beweist; vgl. 234, 3: *Dulcia syllabatim modulatur personora replicata neumata*. es dürfen also diese dichtungen nicht in beziehung gesetzt werden mit jenem antiphonar von Jumièges, worin zuerst den neumen des Alleluia unregelmässig worte unterlegt waren. wir müssen vielmehr annehmen, dass Notkers sequenzen bald auch in Frankreich sich verbreiteten und in Limoges nachahmung fanden. dass dort keine sammlung Notkerscher sequenzen sich erhielt, ist nicht auffallend; sogar in Deutschland und der Schweiz sind solche nicht häufig, Mearns zählt nur 8 ältere hss. nachdem eben einmal erzeugnisse des eigenen klosters vorhanden waren, liefs man die muster, nach denen man gearbeitet, unbeachtet liegen und verderben. denn manche dieser sequenzen sind gewis nach Notkerschen weisen verfasst, wenn auch D. nichts davon wissen will; abänderungen und erweiterungen sind freilich wie bei andern nachahmungen gewis oft genug vorgekommen. wie weit diese abhängigkeit in musicalischer beziehung geht, ist erst dann zu ermessen, wenn die sequenzenmelodien, die D. verspricht, gedruckt sein werden; vorläufig kann sich die untersuchung nur auf den text gründen, wobei es von großer bedeutung wäre, die handschriftliche abteilung sowol der ganzen sequenzen in sätze als auch innerhalb der einzelnen sätze genau zu kennen. wenn D. auch nirgends ausdrücklich versichert, dass er die satzeinteilung der hss. beibehalten, so dürfen wir es doch wol im allgemeinen annehmen; nur mag ihn die vorliebe für möglichste gleichheit der doppelsätze im anfang und schluss der sequenzen zu abweichungen verleitet haben. weniger allgemein ist in den hss. die abteilung innerhalb der sätze durchgeführt (vgl. s. 17 D.s angaben über den cod. Parisin. 10 508); aber da, wo sie in den hss. sich findet, ist sie von wert. indessen beweisen die verschiedenheiten der nachahmungen, dass diese ruhepunkte zweiten grades nicht überall beobachtet wurden.

Wie wichtig die abteilung in sätze für die beurteilung eines ohne melodie bekannten textes ist, beweist die sequenz nr 4. D. hätte nach den neuemierten hss. feststellen können, was jetzt nur als vermutung vorgetragen wird, das nämlich jener sequenz die Notkersche weise 'Aurea' zu grunde liegt. das fehlen des einleitenden satzes (26 silben) hat nichts auffallendes und kommt auch bei nachahmungen anderer sequenzen vor. die doppelsätze stimmen überein bis zu dem satze (4), in welchem D. zu gunsten der hss. Ca G die andern, welche das richtige bieten, vernachlässigt. die interpunction und die conjecturen von D. sind zurückzuweisen; durch einen punct nach *terrea* wird an dieser stelle das enjambement vermieden. nach anleitung der originalsequenz sind die worte dieses doppelsatzes folgendermassen zu ordnen:

a. *Ferens mundo gaudia
tu animas et corpora
nostra, Christe, expia!*

b. *Ut possideas lucida
nosmet habitacula.*

Bartsch Die lat. sequenzen s. 30 und Kehrlein nr 1 hatten *Ferens mundo gaudia* als überschuss zum vorhergehenden doppelsatz genommen. diese worte haben keine selbständige melodie; sie widerholen die noten von *nostra, Christe, expia.* beruht nun die abteilung der folgenden worte auf den neuumierten hss. oder stammt sie vom herausgeber? in der originalsequenz lassen die worte die anordnung von D. (9:9; 15:16; 10 silben) auch zu; die hss. jedoch und die notation (ungenau bei Schubiger Sängerschule ex. 34) sprechen gegen dieselbe, indem sie statt jener sätze einen doppelsatz (33:26 silben) angeben, dessen teile sich allerdings nur in wenigen noten entsprechen. die anwendung auf die vorliegende sequenz ergibt:

a. *Adventu primo iustifica
in secundo nosque libera!*

b.

*ut cum facta luce magna Compti stola incorrupta
iudicabis omnia nosmet tua subsequamur
mox vestigia quocunq; visa*

Leider erfahren manche gewis nach der gleichen weise gesungene sequenzen bei D. verschiedene behandlung. die beobachtung der notation hätte den hsg., der gegen Misset voll stolz auf seine musicalischen kenntnisse sich beruft, gewis vor mancher kühnheit in der textgestaltung bewahren können. besonders oft hat er sich bemüht, die doppelsätze gleich zu machen, indem er zb. *deus* oder *Christus* durch *dominus* und umgekehrt ersetzte, und ähnliches mit *nam: namque; et: atque* tat. darum ist es nicht überflüssig, ihn an den spott zu erinnern, 'die von der geringsten wirklichen oder vermeintlichen unregelmäßigkeit des versmaßes willkommene veranlassung nehmen, ihr licht in geistreichen conjecturen und emendationen leuchten zu lassen'.

Eine geringe zahl der in diesem bande vereinigten sequenzen ist schon bekannt gewesen; mit recht hat sie D. nicht ausgeschlossen, denn er wollte ein vollständiges bild des sequenzenbestandes in einem bestimmten kloster zu einer gewissen zeit geben. wie unsicher im allgemeinen die überlieferung über die herkunft ist, ersieht man daraus, dass Joachim Brander, der sammler des St. Galler sequentiars 546, die sequenz nr 35 als *Sequentia patris alicuius Galli conventus* bezeichnete, während Mone sie mit feinem gefühl einem französischen dichter zueignete.

Die behauptung von Bartsch (s. 17), dass nur aus St Gallen namen für die melodien bekannt seien, ist durch diese sequenzen widerlegt, denn zu fast 30 hat D. aus den hss. die namen gegeben. eine der vermutungen Schubigers über die herkunft dieser namen erhält hier willkommene bestätigung: einige sequenzen haben die

bezeichnung *de Alleluia* — oder auch nur *de* — mit den betreffenden anfangsworten. auffällige namen tragen nr 251: *Prosa de planctu pueri capti* und 230: *Planctus cygni*. manche titel entsprechen Notkerschen, und es war die aufgabe D.s, die neuymierten hss. mit den ebenso benannten weisen Notkers zu vergleichen. das ist leider nicht geschehen; an hand der textes gelangen wir oft nur zu gröfserer oder geringerer wahrscheinlichkeit: zb. über *Laetatus sum* nr 6—8, *Dominus regnavit* nr 10. schon einige St. Galler sequenzenweisen trugen doppeltitel, und hier bieten sich noch weitere: nr 13 trägt in einer hs. die bezeichnung *de 'Veni domine'*, und entspricht in ihrem bau der Notkerschen weise *'Adducentur'*. die ann. zu dieser sequenz ('ziemlich einzig in ihrer art') gibt uns einen beweis von dem tiefen verständnis, das D. diesen ältern sequenzen entgegenbringt, und ist ein sprechendes zeugnis für seinen eifer, ihre anlage als einfach und regelmäfsig zu erweisen. da 'sie nur einen unvollkommenen parallelismus aufweist', so ist es trotz den zahllosen hss. 'möglich und selbst wahrscheinlich, dass die sequenz frühzeitig verstümmelt worden, ehe sie anfang zu verbreiten'. der text zu der melodie *'Iustus germinabit'* hat keine beziehung zur Notkerschen sequenz gleichen namens, eher noch ist er mit der *'Filia matris'* verwant. ebenso ist nach dem text die melodie *'Deus iudex iustus'* verschieden von der Notkerschen. eine prüfung der weise *'Exsultate deo'* zu nr 234. 235 musste ergeben, dass 235 nach der Notkerschen weise gleichen namens abgeteilt werden kann, während 234 wol eher nach der fast gleichlautenden nr 254 zu ordnen ist. nr 242 erklärt D. für eine überarbeitung der Notkerschen sequenz *'Tuba nostra'*. wenn seine behauptung, 'dass die melodie mit der St. Galler identisch ist', der wärklichkeit entspricht, so haben wir hier einen beweis, wie mit entlehnten melodien verfahren wurde. abgesehen von der ungleichen länge der sätze in der 2 und 5 doppelstrophe und der abweichenden abteilung der sätze findet sich ein hauptunterschied bei der 3 doppelstr. (27 : 27 silben), welche die sänger in St. Martial in zwei zerlegten (11 : 11; 16 : 16 silben). der sinn und die Notkersche weise verlangen folgende abteilung des ungleichen ersten doppelversikels:

a. *Nostra tuba nunc tua*

b. *Iamiamque pia exaudi*

*clementia, Christe regatur! precamina te laudantia
mente devota!*

nr 243 hat wol die Notkersche weise *'Virgo plorans'* zur grundlage, deren erster und letzter doppelversikel ungleich lang sind und sich melodisch nur unvollkommen decken. D., der eine neuymierte hs. benutzte, hat die überschüsse am anfang und ende als einzelsätze abgetrennt. ähnlich verfährt er mit 196, deren anfang ihn auf die Notkersche weise aufmerksam machen musste. welchen zwang er diesen sequenzen antut, um seine theorie durchzuführen.

sehen wir an nr 248, wo er trotz dem widerspruch seiner neu-
numierten quelle doppelsätze herzustellen sucht. die benutzte hs.
bot den titel '*In te domine speravi*', dessen Notkersches original
fünf einfache sätze hat; diese abteilung genügt auch hier dem sinne:

- i. *Iam deprome, univversus mundus,*
- ii. *Dulcissimum Alleluia!*
et concine placida odarum cantica!
- iii. *Regi regum cunctipotenti per saecula,*
Iesu Christo, quem adorant
- iv. *Cuncta caelestia; cui semper maneat*
- v. *Cum proprio genitore*
et paraclito perpetua
salus atque laus.

gewis sind noch manche andere sequenzen Notkerschen weisen untergelegt; aus dem texte allein lässt sich das nur selten herausfinden, da eben manchmal erweiterungen oder sogar missverständnisse der ursprünglichen melodie vorkamen. schon Bartsch hat eine große anzahl texte zu den weisen Notkers zusammengestellt und auf einzelne unregelmäßigkeiten aufmerksam gemacht. manche weisen waren so beliebt, dass ihnen sehr viele texte untergelegt wurden, zu vielen andern ist bis jetzt keine nachahmung bekannt geworden. beliebt war besonders die weise '*Mater*', zu der schon Bartsch sieben texte nachwies; jetzt hat sich deren zahl mehr als verdoppelt: wenn wir von einigen unregelmäßigkeiten gegen den schluss absehen, so müssen wir 14. 21. 23 als hergehörig anerkennen. nach '*Iustus ut palma maior*' sind ebenfalls einige texte gedichtet, wenn auch der nachweis ohne vergleichung der melodie nicht sicher zu leisten ist wegen der verschiedenen länge der sätze, wenn die bearbeiter mit der gegebenen silbenzahl nicht ausreichten. hierher zähle ich 16. 22. 121. 145. 146. zur '*Cignea*' war bisher kein weiterer text bekannt, D. bietet 63. 65 allerdings ohne doppelversikel v; aber er hat keine ahnung, dass diese beiden sequenzen derselben melodie folgen. als unzweifelhafte nachahmungen der '*Metensis minor*' ergeben sich 46. 48. 231. 237, zweifelhaft sind 52. 70. zur '*Occidentana*' dürfen wir wol 72, 125 rechnen. bei vielen sequenzen hat D. die gemeinsame weise, die ihnen zu grunde liegt, erkannt, doch lassen sich noch manche andere als texte zu einer melodie erweisen. im allgemeinen stimmen 128. 130. 134. 161. 191. 203 überein: D., der diese sechs sequenzen neunumierten hss. entnahm, hat leider versäumt anzumerken, ob die beziehungen, die sich aus der anordnung der worte ergeben, durch die melodie bestätigt werden. nur der eingang und schlusssatz weisen geringe unebenheiten auf, wie sie z. b. im eingang des '*Iustus ut palma maior*' oder im schlusssatz der berühmten Godeschalkschen sequenz '*Laus tibi Christe*' vorkommen. bei 130. 134. 191 ist nämlich der erste doppelsatz gleichmäßig gebaut; die andern bieten im ersten satz 4 oder 10

oder 11 silben mehr, die D. wol ohne handschriftliche gewähr als besonderen satz voranstellt. Notkersche weisen haben oft als eingang einen nicht ganz gleichmäsig gebauten doppelsatz, und auch D. nimmt bei manchen stücken seiner sammlung doppelte intonation an. die unregelmäsigkeit am schluss besteht darin, dass er bei 128. 191 doppelt, bei den übrigen einfach ist. im einzelnen entstehen differenzen dadurch, dass der eine oder andere satz um eine oder mehrere silben zu lang (seltener zu kurz) ist; beim singen half man sich durch wiederholung einer oder mehrerer (seltener durch zusammenziehen zweier) noten: welche silbe dies trifft, geht aus den neumen oder noten hervor. aus den angaben D.s ist nicht ersichtlich, ob alle texte streng syllabatim der melodie folgen; wenn melismen vorhanden sind, so liefern diese für die längeren sätze genitgend noten. da D. das verwantschaftsverhältnis der sechs sequenzen übersah, so hat er auch innerhalb der sätze verschieden abgeteilt. es lässt sich jedoch bei allen dieselbe anordnung durchführen: nur muss man im allgemeinen längere hauptteile (zeilen) annehmen, die für die melodie überhaupt gelten, während die weitere teilung in kürzere sätze nur für gewisse texte gültigkeit hat. diese erscheinung lässt sich auch bei texten Notkerscher sequenzen beobachten. darin zeigt sich ja gerade die kunst des dichters, dass er versteht, die einzelnen sätze der melodie auch im texte zu markieren.

D. erkannte ferner die gleichheit der melodie für 217 und 225 und erklärte 171 als überarbeitung von 170; trotz ungleicher abteilung in den entsprechenden doppelsätzen müssen wir doch wol alle vier sequenzen als der gleichen melodie untergelegt ansehen, die vielleicht auch für 112 und 222 gilt. auch hier kann erst die betrachtung der noten klarheit bringen. ähnlich verhält es sich mit 5 und 26, die D. verschieden behandelt und nicht in beziehung setzt mit den verwanten sequenzen 2. 33. 34.

Dass im einzelnen versehen vorkommen, wollen wir dem verdienstvollen herausgeber mit rücksicht auf die bedeutende leistung nicht zum vorwurf machen; auch an die correctheit des druckes darf man nicht die höchsten anforderungen stellen, doch hat es sich damit seit dem 4 bde. gebessert. weniger kann ich mich mit den zahlreichen conjecturen befreunden, die D. zur erzielung der gleichmäsigkeit notwendig schienen. wie sollten texte, die sich nicht über die grenzen des klosters, in dem sie entstanden, verbreiteten, großen verderbnissen ausgesetzt gewesen sein? wenn auch die sequenzengesänge nicht allgemein üblich, sondern in jedem kloster nach belieben in gröfserer oder geringerer anzahl im gebrauch waren, so hat man doch überall große sorgfalt nicht blofs auf die richtigkeit der melodie, sondern auch der worte gelegt. es fragt sich daher, ob das eklektische verfahren, das D. befolgt, den richtigen text ergibt und ob denn wirklich alle hss. gleichwertig und zur textgestaltung herbeizuziehen sind.

Der gesamteindruck, den die ausgabe des *Prosarium Lemovicense* durch D. macht, ist etwa folgender: der herausgeber besitzt in hohem mafe alle fähigkeiten und kenntnisse, die das buch zu einer musterleistung auf diesem gebiet hätten machen können, aber der wunsch, so rasch als möglich die neue entdeckung bekannt zu machen, hat es nicht zu allseitiger durcharbeitung und durchdringung des weitläufigen stoffes kommen lassen. immerhin bleibt dem emsigen sucher der ruhm des entdeckers ungeschmälert; ohne D. wüsten wir wenig von den reichen früchten der ältern sequenzendichtung in Frankreich¹.

Lenzburg, im januar 1892.

J. WERNER.

Untersuchungen über Alpharts tod, von EMIL KETTNER. beilage zum programm des gymnasiums zu Mühlhausen in Thür. Osteru 1891. Mühlhausen, Heinrichshofen, 1891. 52 ss. 8°. — 1 m.*

Die kleine schrift steht innerhalb eines gröfseren zusammenhauges: aller jener versuche nämlich, welche die bisher geübte methode, aus den mhd. volksepen die 'echten' bestandteile herauszuschälen, als unzulänglich erweisen wollen. als einen solchen beifse ich sie willkommen; denn wenn auch die jüngere kritik an die stelle der älteren reinlichen, das ästhetische bedürfnis befriedigenden sonderungen noch durchaus nichts positives hat setzen können, so ist doch die prüfung, in wie weit das alte unserer ungemein erweiteren neueren induction stand hält, unumgänglich notwendig.

Das Kettnersche ergebnis lautet diesmal: wir sind methodisch nicht berechtigt, an dem uns überlieferten Alphart-text die mittel der Lachmannischen kritik, annahme von interpolationen und daraus sich ergebende athesen, anzuwenden; denn er ist das ergebnis, das einheitliche ergebnis eines spielmannes aus der zweiten hälfte des 13 jhs.

Einen teil dieses satzes hat K. begründen können: den nachweis, dass zahlreiche formeln der jüngeren schicht des mhd. volksepos im Alphart sich finden, hat er geliefert. dieselben zeigen sich im 1 teil sowol als in der 'fortsetzung'; dadurch kam er zum schluss auf eine einheitliche bearbeitung des ganzen ältern gedichtes. dieser schluss ist aber nicht zwingend: es ist natürlich, dass die überlieferung des gedichtes in eine spätere zeit hinein, der mündliche vortrag desselben ebensowol in ältere bestandteile seine formeln tragen konnte, als er erweiterungen, fortsetzungen zu erzeugen im stande war.

K. hat daher nach weiteren stützen seiner hypothese gesucht und den gesamten vorstellungskreis, in dem sich der Alphart bewegt, zu analysieren unternommen. er prüft 'die allgemeinen vorstellungen und anschauungen des dichters', und zwar an erster

¹ [leider war mir Gantier *La poésie religieuse dans les cloîtres des IX^e—XI^e siècles* (Paris 1887) noch unbekannt, als ich obiges schrieb. 10. 9. 92. J. W.]

* [vgl. *Zs. f. d. phil.* 24 s. 255 (Kkinzel). — *Archiv f. d. stud. d. neu. spr.* 87 s. 357 f. (Lilölseher).]

stelle. schon dieser titel enthält eine *petitio principii* und stellt von vornherein eine dichterische persönlichkei als für das ganze verantwortlich auf. K. spricht hier von den grundsätzen, die für den kampf gelten, von der bewaffnung und ausrüstung, der einleitung und durchführung des kampfes, von höfischem wesen, dienstpflicht, treue und ehre, religiösen anschauungen, endlich von den humoristischen elementen. übereinstimmung in dem bestand an vorstellungen über jene fest überlieferten einzelheiten, welche das äufere des kampfes, die bewaffnung und ausrüstung betreffen, kann weder wunder nehmen noch für eine besondere einheitliche dichterische individualität beweisen; und K.s aufstellungen muss geradezu entgegengehalten werden, dass eine ganz wesentliche differenz in einem puncte besteht: er spricht von der im Alph. herrschenden vorstellung, dass es unehrenhaft sei, wenn einer von mehreren zugleich angegriffen werde: er belegt das natürlich mit jenen stellen aus dem 1 teil, die dafür beweisend sind. aber er musste hervorheben, dass die 'fortsetzung' dieses motiv nicht kennt, besonders da eine verwante situation — Hildebrands einzelkampf mit dem heere des Studentfuchs — es notwendig wider hätte hervorrufen müssen. die ähnlichkeit der situationen betont er ja an späterer stelle, wo er von dem das ganze gedicht durchziehenden heroismus redet (S f), aber er findet zwischen dem 1 und 2 teil hierin nur einen gradunterschied und hat völlig übersehen, dass zwischen Alpharts kampf mit herzog Wülfing und seinen 80 mannen einerseits und dem kampf, den Hildebrand zuerst allein, dann selbst gegen 6000 und nochmals 6000 kämpft (353 ff), ein wesentlicher und charakteristischer unterschied besteht: dort ist einzelkampf — einer gegen einen — die ausdrücklich als solche bezeichnete ehrenhafte form des kampfes, hier müssen sich der eine, dann die 5 gegen alle gegner zugleich wehren, ohne dass der übermacht ein vorwurf gemacht würde. kann dergleichen einem dichter zugetraut, oder kann zum mindesten dergleichen als bestätigung von identität der motive verwendet werden? doch noch mehr: ist es denkbar, dass der dichter, der den jungen Alphart in der angegebenen weise verherlicht — den helden des ganzen — später ohne jegliche not denselben Hildebrand, der im ersten teil dem jungen helden unterlag, durch eine waffentat, wie er sie in der 'fortsetzung' ausführt, weit über Alphart hinaushebe?

Andere teile dieses 1 capitels hinwider bestätigen ganz wol die ebenso in den sprachformeln sich zeigende beeinflussung durch die jüngere volkstümliche epik.

Es handelte sich aber für K. ferner darum, eine erklärung für die größeren oder geringeren unebenheiten der erzählung zu finden, gegen welche die ausgabe des gedichts im Berliner heldenbuche zum mittel der ausscheidung gegriffen hatte. so bespricht er im 2 abschnitt 'die epische technik', insbesondere die wider-

holungen und unterbrechungen der erzählung. auch diese dinge will er als stilistische kunstmittel einer jüngerer, vorzugsweise an zuhörer, nicht an leser sich wendenden epischen vortragsweise kennzeichnen. dabei aber fragt sich zunächst, ob parallelen aus den jüngerer epen das begründen können, was K. will: ob nämlich nicht auch für diese, wie für den Alphart die frage erhoben werden müsse: sind sie nicht auch dort zuerst nach dem gesichtspunct 'interpolation oder nicht?' zu untersuchen? für stilistische einzelheiten gebe ich K. immerhin die beweiskraft seiner parallelen zu, nicht jedoch für gröfsere zusammenhänge wie 171 ff. zunächst wenn str. 172—176 mit 113—115 verglichen wird, so stimmt der vergleich nicht: denn 113 f wird die erzählung in der tat nur durch einen einschub unterbrochen, der formelhaft auf zukünftiges weist; 172 f aber beginnt der einschub mit einem müssigen rückblick in die vergangenheit, die daran sich schließende str. 177 ferner ist ihrer handlung nach in dem zusammenhänge vollständig unklar, und str. 180 schließt sich so gut an 171 an, dass Martin ganz im rechte war, wenn er das dazwischenliegende als ganz und gar störend, ja unsinnig ausschied. ebensowenig kann diese augenfällig interpolierte stelle durch die hinweisung auf Rabenschl. 76—81 und 96—101 gehalten werden: denn dort wird durch die phrase 'ich kehre nun zur erzählung zurück' der übergang ausdrücklich markiert.

K. hat zu viel beweisen wollen. damit dass er Lachmanns und der folgenden meinung, die berufung auf das *tiutsche buoch* (und ist ein altes liet) 45. 55 f sei wörtlich zu nehmen, bekämpft — und ich stimme ihm darin ganz bei —, ist der methodischen berechtigung, im einzelnen fälle eine verworrene stelle auf die möglichkeit einer interpolation hin zu prüfen, durchaus nichts abgeschnitten. Lachmann und Martin glaubten allerdings hierin ein positives zeichen für das vorhandensein einer älteren fassung, auf der die jüngere beruhe, zu sehen; das fällt freilich weg, wenn die berufung, wie wahrscheinlich, als formelhaft und nichts besagend anzusehen ist. aber innere gründe für oder gegen interpolation müssen nach wie vor in kraft bleiben.

Ich halte demnach für dargetan, dass der Alphart in der vorliegenden gestalt eine spielmannsmäfsige überarbeitung erfahren hat, die in die 2 hälfte des 13 jhs. weist; dass sie eine einheitliche umformung, umgiefsung der alten in die jüngere form war, ergibt sich aus dem beigebrachten material nicht, weil dasselbe zu sehr gemeingut der spieleute war; dass man ferner nicht berechtigt sei, 'interpolationen' auszuschneiden, ist nicht bewiesen, ja in dieser allgemeinheit unrichtig. vorsichtiger wäre gewesen, zu fragen, ob unter solchen umständen der versuch, mit einiger sicherheit echtes vom unechtem systematisch zu sondern, derzeit aussichten auf erfolg habe.

Innsbruck.

JOSEPH SEEMÜLLER.

Studien zu Hans Sachs, von Karl Drescher, neue folge. Marburg, NGEIwert, 1891. 102 und LIV ss. gr. 8^o. — 4 m.*

Das vorwort dieser fortgesetzten 'Studien' D.s gesteht ein, dass lediglich durch den titel eine reihe selbständiger abhandlungen zusammengelalten wird. ich zähle im ganzen zehn, unter denen etliche zu einer art von capiteln zusammengefasst sind. weizen und spreu sondern sich leicht.

1. Den kern bildet cap. III: 'Hans Sachs und Ovid bis zum erscheinen der Metamorphosenbearbeitung Jörg Wickrams'. hier wird sehr sorgsam und sehr ausführlich der dankenswerte nachweis geliefert, dass die behandlung ovidischer stoffe durch Hans Sachs vor dem september 1545 weder auf dem lateinischen original noch auf einer verlorenen übersetzung, sondern auf verschiedenen vermittlern beruht. die quelle der ersten bearbeitung des 'Actäon' (1530) bleibt zweifelhaft. 1535 werden die chroniken von S Franck und Schedel für 'Phalaris' ausgenutzt, am 5 mai 1537 wird Polydorus Vergilius De inventoribus rerum in der eben erschienenen übersetzung des Tatiüs Alpinus für 'Gott Pan' herangezogen. seit dem 19 dec. 1537 dient dann Boccaccio De claris mulieribus (natürlich in der übersetzung) als quelle für eine ganze reihe von meisterliedern und spruchgedichten (Phalaris, Nessus, Iokaste, Prokris, Niobe, Arachne, Danaiden, Hypsipyle, Medusa, letztere wie die spätern bearbeitungen des Actäon zugleich nach Boccaccio De genealogia deorum). schade, dass D. nicht mit hilfe der Goetzeschen collectaneen, die ihm zur verfügung standen, das datum nachgewiesen hat, an dem überhaupt (nicht blofs für ovidische stoffe) die ansnutzung der 'Erlychten frauen' durch Sachs beginnt. es wäre interessant zu erfahren, ob nicht gerade Ovid, dessen verfasserschaft er auch da erkennt, wo Boccaccio keinerlei anhalt für seine quelle bietet, ihn in der darstellung seines andern Lieblingsdichters am ersten angezogen hat. denn kaum ist 1541¹ eine neue quelle erschienen: Hirtzweyls 'Edliche historien und fabulen', da folgen auch vom 31 mai bis zum 16 juni die verschiedenen bearbeitungen von 'Myrrha', 'Philomela', 'Atalanta'; nur 'Hero und Leander' (nach Musäus) ist ihm doch noch interessanter gewesen als Ovid (29 mai). und kaum ist Hieronymus Zieglers bearbeitung von Boccaccio De casibus virorum illustrium heraus (1545), da werden 'Orpheus', 'Kadmus', 'Narziss' und die 'Drei liebhabenden frauen', von denen wenigstens die beiden ersten, Phyllis und Byblis, aus Ovid stammen, in verse gebracht. und kaum ist widerum Jörg Wickram zugänglich (seit dem 2 oct. 1545), da ergießt sich ein wahrer platzregen ovidischer geschichtchen.

* [vgl. Beil. z. allg. ztg. 1891 nr 278 (MKoch). — DLZ 1892 nr 22 (EMartin) — Lit. centr. 1892 nr 24 (C.).]

¹ D. legt mit recht auf Kuppitscheus erwähnung einer ausgabe von 1512 keinen wert. er hätte notieren können, dass die jahreszahl des buchs mit lateinischen ziffern gedruckt ist: 1512 also verlesen ist für M. D. XLII.

Dieser verlauf des verhältnisses von HSachs zu Ovid könnte bei D. etwas klarer herausgehoben sein. allerhand an sich beachtenswerte zwischenbemerkungen verwirren. zum ersten male wird hier auf die veränderungen hingewiesen, die HSachs gelegentlich an seinen tönen vornimmt (s. 48 ff)¹. in einer bisher nicht beachteten handschrift der königlichen bibliothek in Berlin Ms. germ. 4^o 410, auf die ich die HSachs-forscher aufmerksam machen möchte, schon deshalb weil sie in der ersten hälfte eigenhändig ist, äußert sich darüber auch Valentin Wildenauer, von dem die zweite hälfte geschrieben ist (teil II, hinter dem register bl. 1 neuer zählung): *In difes Nachfolgent puech habe ich valtín wildnawer mit aigner hanndt geschriben die gedicht so hans Sachs von anfang seins dichtens gedicht vnnnd gemacht wiewol etlich thon hierinen sint darein er gedicht hat die er hernach verendert hat als nemlich den gulden thonn vnd die vberhoh perckweys das mich nun nichts nit jrt die weil sy doch im anfang also gemacht sein worden* usw. in derselben hs. steht auch das älteste gedicht im goldenen ton 'Ein frauenlob', datiert 1513, also eins der ältesten sachsischen gedichte überhaupt, noch voll minniglicher empfindungen. erste strophe des, so viel ich weiß, sonst nicht überlieferten gedichtes (ebd. bl. 2):

*O musica, du werde kunst,
prunst. gunst,
sent mir dein ler,
das ich mit ger
peweis lob, ehr
mit gesang meins hertzen draut!*

*Ich frew mich, frolock, jubilir
dir, zir-
licher wurtzgart
der rosen zart,
von edler art.
ju dir so stet gepawt*

*Ein hoher zetterpanm mit fleis,
cle-, feihel-, lilgen-, rosengleis
grun, praun, gelb, pla, rot vnde weis.
reis leis, < speis >²
gar hönig sus,
der tugent gus
[2^b] ein vmeftus,
meins hertzen phome, krawt!³*

die strophische form ist schon dieselbe, die D. seit 1520 kennt.

¹ s. 50 anm. 1 lies 'Schweitzer' statt 'Schmidt'.

² fehlt im ms.

³ die in so schwülstiger manier besungene geliebte war wol die gleiche, der das hübsche Welser 'Buhlscheidlied' galt; vgl. Voss. ztg. sonntagsbeilage, 1890 nr 26 (schluss: *Du bist der ich es mein*).

noten zum goldenen ton stehn MG II 276 mit dem text von 'Ein lob des worts' (1526 = MG III 27).

Sehr sorgfältig erwägt D. die datenfrage, sowol nach dem generalregister, auf das Goetze hingewiesen hat, als nach dem register in SG v, das ich VJL 3, 45 zuerst für datierungen verwertet habe. nicht ganz richtig ist die bemerkung, dass SG I—III nicht chronologisch geordnet waren (s. 71). SG III war es wenigstens teilweise. wenn D. zum schluss seines 3 cap. zu dem 'principiellen resultat' gelangt, 'dass eine wirklich fruchtbare HSachs-forschung überhaupt nicht möglich ist ohne die stetige heranziehung des hsl. erhaltenen materials' (s. 89), so kann ich das nur unterschreiben.

Die im 3 cap. besprochenen und andere bisher ungedruckte gedichte bringt ein anhang meist nach den eigenhändigen niederschriften¹. recht störend sind in dem abdruck nur die haken, die über *u* und *o* schweben. ein capitel 'Sprachliches' (VI) sucht diese unschönheit zu rechtfertigen, indem es die tatsachen unnötig compliciert. HSachs verwendet nämlich den haken in drei ganz verschiedenen fällen: erstens um den umlaut zu bezeichnen nur bei *ô*. zweitens über dem *e*, nicht eben häufig. es ist das nichts von HSachs erfundenes; auch hss. des 15 jhs. verwerten gern ein *ê*². eine lautliche bedeutung kommt dieser bezeichnung, die man in genauen drucken fest gehalten wünschte, höchst wahrscheinlich zu. drittens wird der haken über dem *u*, der natürlich auch aus übergeschriebenem *e* entstanden ist, von HSachs ziemlich häufig zur anwendung gebracht, und zwar besonders vor *n* (*m*), vor vocalen und in fremden namen. HSachs schreibt also meistens *Sûn*, *thûnt*, *kûnt*, *jûng*, *boccalûs*³, *kûemren* ua. der grund ist klar: der leser soll vor der verwechslung von *u* und *u* bewahrt werden¹. *u*-umlaut aber ist bei HSachs entweder durch *ue* bezeichnet (keineswegs nur, wo ahd. *üe* zu grunde liegt), oder er ist nicht bezeichnet, ganz ebenso, wie dies in den meistersinger- und fastnachtspielhss. des 15 jhs. häufig der fall ist. so steht also *nachgründet* geschrieben, aber als reimwort dazu *entzûendet* (Drescher nr 8, 25 f). in *kûnig*, *jûngling* hat der haken

¹ nr 1, 45 f ist der text verderbt; 2, 12 streiche *freunt*; 6, 9 ergänze *sehen* vor *nuer*; und einiges kleinere (fehler der hs.?).

² die fastnachtspiel-hs. M (Cgm. 714 in 4^o), bei der ich darauf geachtet habe, hat es fast durchgehend bei mhd. *ê* in *ê*, *stên*, *stêt*, *gêt*, ganz besonders vor *r*; *mêr*, *kêrn*, *lêr*, *lêrn*, *êre*, *hêr* (= Keller 662, 8), *hêrn* (678, 21); aber auch für mhd. *e*: *mêrcken* (757, 10), *wêrn* (678, 22), vor *l*: *fûrschêll* (629, 5), *vêllt* (629, 24), *stêllen* (610, 31), *gestêllt* (754, 5), *gefêllt* (754, 6), *gesêlln* (788, 17) *pêlez* (618, 21), *auf aim hêlen eis* (754, 14), ferner *schmêck* (621, 27), *stêt* ('städte' 600, 13) ua. ähnlich auch K (Wolfenbüttel Aug. 76, 3 in fol.).

³ ist es der zufall oder ungenauigkeit des abdruckes, dass gerade in den von D. ausgehobenen gedichten durchweg *Ouidius* gedruckt steht?

⁴ in allen diesen fällen begegnet seltener auch doppelstrich über dem *u*, vgl. zb. das facsimile bei Schweitzer HSachs.

keinen andern sinn als in *Sün, jüng*, ist also in unsern abdrücken billig zu entbehren; was ich anzumerken nicht unterlasse, weil einer notiz zufolge, die sich vor einiger zeit in der Münchener allgem. ztg. fand, D. mit Goetze zusammen eine gröfsere anzahl meistergesänge herauszugeben beabsichtigt, und sehr zu wünschen wäre, dass der text weder durch das von Goetze verwante irreführende *ü* noch durch den von D. beliebten hässlichen haken entstellt wird.

Und hoffentlich wird in dieser ausgabe unter Goetzes assistenz auch die interpunction um vieles sorgfältiger behandelt als in den vorliegenden texten. auf die interpunction kommt bei den meisterliedern alles an, nicht blofs für das verständnis des wortlauts: viel mehr noch für das der strophischen form. HSachsens verse bilden selten eine festabgeschlossene reihe; bei dem nicht kunstlosen enjambement ist es für den modernen leser schwer, die natürlichen haltepunkte gleich zu finden und des dichters wechselreiche formen nicht zu zerstören. D. scheint HSachsen allerdings für einen sehr schlechten versemacher zu halten. indessen lese man doch einmal das gedicht von Hero und Leander (Drescher nr 4), nachdem man vorher die D.sche interpunction sorgfältig verbessert hat, laut durch: anfangs ruhig fliefsender, fast trivialer gesprächston, ungleiche abstände der hebungen und scharf in den vers schneidende pausen; dann stürmisch überhäuft mit accenten, aber gleichmäfsiger, monoton wie die wellen; zuletzt wider sacht in die übliche moralisatio als finale ausströmend. wie verschieden und charakteristisch ist der bau der folgenden beiden stellen — ich bezeichne absichtlich nur die hauptaccente und haupteinschnitte, nicht die tacte —:

*Nach dem der jung vast all nacht kome, |
Zu seiner liebhäberin schwóme |
Von Sésto, | seinem väterlant |
Stil, | das es innen wart nimánt: ||
Pis im das untrew wanckel glüecke
Küertzlich peweist sein neidisch düecke. —*

und:

*Das meér wart wüetig allesänder, |
Die wellen schlüegen gèn einänder, |
Hóch wie die pérg, mit laütem háll, |
Mit schvöcklich praüsendém abfáll — ||
Leänder nicht mehr schwimen künde, |
Erstárt und müed | sánck er zu gründe.*

übrigens kann ich meinen entschiedenen widerspruch gegen D.s metrische anmerkung (s. 63 ff), in der er für das gleichmäfsige klippklapp eine lanze bricht, hier nicht begründen. für die meisterlieder ist von den noten in MG II auszugehn, und die frage: silbenzählung oder nicht? ist überhaupt schon falsch gestellt.

n. die übrigen capp. der 'studien' (i. u. iv. v) sind allzusehr

zettelkastennotizen, um viel zu fördern. das erste: 'Fastnachtspiele' — richtiger die unter diesem gemeinsamen titel vereinigten 6 aufsätzchen — hat der während des druckes erschienene grofse sammelaufsatz Stiefels (Germ. 36), der schon deshalb angenehmer berührt, weil er wenigstens sein thema auszuschöpfen sucht, noch überflüssiger gemacht. war es wirklich nötig, dem nachweis, dass 'Der alte buhler mit seiner zauberei' (Fastn. 62) aus Decamerone 9, 5 geflossen ist, mehrere seiten zu widmen? da HSachs noch für ein dutzend anderer fastnachtspiele und unzählige sonstige gedichte Boccaccio benutzt hat, so hätte nach meiner meinung eine gelegentliche notiz genügt. D. versucht wol, das verfahren des deutschen dichters gegenüber dem Italiener zu characterisieren; aber eine solche characteristik lässt sich an einem einzelnen stück kaum wirksam durchführen. schon die tatsache, dass seine bemerkungen beinahe wörtlich mit denen von Mac Mehan (The Relation of HSachs to the Decameron, Halifax 1889, s. 62 ff) zusammentreffen, zeigt, wie wenig sie in die tiefe gehn. nur der pedantische schematismus, mit dem der Americaner seine dissertation gelehrter machen will, fehlt zum glück. — gelungen scheint mir der gegen Elster geführte nachweis, dass 'Das weinende hündlein' (Fastn. 61) auf Petrus Adolphonsus zurückgeht (s. 6). — für die 'Bürgerin mit dem domherrn' (Fastn. 56) hätte sich leicht ein etwas gröfserer zusammenhang herstellen und dartun lassen, dass HSachs in der tat nur die Cammerlandersche ausgabe der Gesta Romanorum 1538 benutzt — das datum der folioausgaben (t 175) 4 mai 1531 für den 'Ritter mit dem getreuen hund' ist falsch — und dass er den Ritter vom Thurn nicht kennt. Jacob Cammerlander und sein litterarischer beirat hatten sich, wie jetzt auch aus Wenzel, Cammerlander und Vielfeld s. 38 ff zu ersehen ist, mit der neuausgabe des Ritters vom Thurn grofse mühe gegeben¹. gleichwol blieb das buch veraltet und so unbekannt, dass Jörg Wickram es in den vierziger und fünfziger jahren vergebens suchte und nur von französischen manuscripts etwas in erfahrung brachte (Sieben hauptlaster 1556, vorrede an RKriegelstein). schon aus diesem grunde war an der benutzung durch HSachs zu zweifeln, und da die von ihm verwerteten erzählungen auch anderwärts stehn, scheidet das werk wol endgiltig aus den HSachs-quellen aus.

Was D. über die erweiterungen des fastnachtspiels 'Der halbe freun d' (Fastn. 31) bemerkt (s. 12), schwebt in der luft, solange wir nicht die zweite quelle kennen. an freie erfindung der beiden falschen

¹ von Wenzel ist eine der zugesetzten erzählungen übersehen: bl. xxiii 'Wie die agltester dem Herren sagt von der frawen bulschafft' = Gesta Romanorum (Camm.) lvj (Sieben weise meister, erzählung des dritten). die W. unbekannt gebliebene 'ältere quelle' für die erzählungen *Von Lucretia wie sie sich selb erstach*, *Von den gemehln der jüngling Menie geheiffen*, *Von Penelope elixis gemahel*, *Von der haußfrawen Orgiagoutis* (bl. xlviij^b ff) ist Boccaccio De claris mulieribus capp. 47. 29. 38. 72.

freunde ist gar nicht zu denken. von dem HSachs 'geläufigen schema der gegenüberstellung eines älteren erfahrenen freundes und mahners und eines schlimmen ratgebers, verführers und schmeichlers' kann man hier schon deshalb nicht reden, weil das böse princip durch zwei personen vertreten ist. dagegen ist es das personal der Prodigus-dramen, und aus einem verlorenen Prodigus-drama werden Coridus und Medius wol auch stammen. Korydos war ein bekannter griechischer parasit: ἴν δὲ καὶ ὁ Κόρυδος τῶν δὲ ὀνόματος παρασίτων, bemerkt Athenäus (6, 241^a), der ausführlich über ihn berichtet und auch nach Lynceus Samius hinzufügt, er habe eigentlich Eukrates geheissen. auch Medius ist griechischer eigennamen (s. Pape Wörterb. d. griech. eigennamen s. v. Μίδιος, Μίδειος); nach Hesych ist Μήδιος = μαλαζός, ein ganz passender eigennamen für einen süßholzraspler und schmeichler. natürlich kann HSachs hier nicht mit eigenem kalbe gepflegt haben.

Auch aus cap. II ist nichts rechtes zu gewinnen. bei dem abschnitt 'Ursprung und ankunft des thurniers' ist es D. sehr wunderbarer weise entgangen, dass Georg Waitz in den Jahrbüchern der deutschen geschichte (K. Heinrich 13. aufl. s. 265 ff) ausführlich über die turnierlitteratur gehandelt hat. was D. darzulegen sucht, ist dort mit zwei worten abgetan; denn da die gesamte turnierlegende auf das bekannte, nicht erst von D. entdeckte, dicke buch von Ruxner (erste ausgabe 1530¹, nicht 1532, häufig aufgelegt) zurückgeht, so bedurfte es gar keines besonderen nachweises für HSachs. übrigens würden die von D. ausgehobenen stellen gerade so gut für die quelle von Ruxners buch (Das turnierbüchlein von 1518) beweisend sein, mit ausnahme der ersten:

Turnierb. 1518, Biiij.

... vnnnd wölicher droan [so] diser zwölff articul vor, in oder nach dem turnier ainen in verachtung zerbruch, das den derselb in offnem turnier vor allermeniglich geschmücht, geschlagen, vñ biß in den tod gestraft werden sol, bey peen vnd verlust seins adels, namens, schilts vñ helms, diß alles vor verkündt vnd außgeschryen werden sol, usw.

Ruxner 1530 bl. xvij.

. vñ welcher furo an diser Zwelfff articul einen oder mer nach gehaltenem Thurnir verachtet vnnnd breche, das dan der selb in offnem Thurnir vor allermeniglich geschmecht geschlagen vñ mit jme vmb das pferde gethurnirt, Er auch selbst vff die schrancken gesetzt werden sol. bey pene vnd verlust usw.

Hans Sachs.

es waren gsetzt zwölff thurnierstück.
wer dieser eines het gethon,

der dörrft in thurnier nit eyn reyten.

¹ exemplar: Berlin Pf 4736.

*wolt aber einer in den zeyten
einreyten und wolts drüber wagen,
der wurt hart im thurnier geschlagen.
sein pferd im gnunnen wurd zuletzt,
und er ward auff die schrancken gsetzt,
weil man thurniert zu einer schand.*

Dass für die 'Römischen kaiser' Jacob Mennel und Schedel quellen sind, scheint mir wenigstens nicht erwiesen. mir ist am wahrscheinlichsten, dass ein lateinisches original zu grunde liegt, wie für die 'Eigentliche beschreibung aller stände' Hartmann Schoppers *Παρομιλία*; s. Goetze ADB 30, 121 (auf grund einer mitteilung von mir)¹. — ein besonderes cap. weist noch für die tragödie von den '12 argen königinnen' Boccaccio *De claris mulieribus* als quelle nach.

Alles in allem ist das buch, so wolwollend man auch eifer und fleiß des verfassers beurteilen mag, doch höchstens eine halbgeriefte frucht zu nennen. es wäre sehr zu wünschen, dass sich diese studien künftig energisch concentrierten. die *captatio benevolentiae* der vorrede kann ich nicht gelten lassen. zwar sind brosameln auch eine gottesgabe, wenn sie vom wolbesetzten tische eines reichen fallen; aber von diesen bröcklein wird doch niemand recht satt.

Berlin, 12 jan. 1892.

VICTOR MICHELS.

Caspar Scheidt der lehrer Fischarts. studien zur geschichte der grobianischen litt. in Deutschland von dr ADOLF HAUFFEN. QF LXVI. Straßburg, KJTrübner, 1889. VIII u. 136 ss. 8°. — 3 m.*

Leider ist es mir erst jetzt möglich, Hauffens schrift, die inzwischen manchen dankbaren leser gefunden haben wird, einer eingehenden besprechung zu unterziehen. ich bedaure die verzögerung um so mehr, als ich mich H. zu besonderem danke verpflichtet fühle, da er mit rücksicht auf eine von mir vorbereitete monographie über CScheid² seinen früheren plan, das leben und die werke dieses autors im zusammenhange zu behandeln, nachträglich eingeschränkt hat. die kritik muss dieser vorgeschichte eingedenk sein, wenn sie nicht unbillig urteilen will. durch die verschiebung des ursprünglichen planes ist die composition etwas willkürlich, die behandlung bisweilen ungleich geworden. der haupittitel verheißt mehr, als H. unter diesen umständen geben

¹ beiläufig: die von Goed. II² 324 verzeichnete reimchronik cgm. 4550 ist nur abschrift von HSachsens 'kaisern'.

* vgl. Hist. zs. 63, 125. — Litteraturbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 1 (LFränkel).

² ich bevorzuge die schreibung 'Scheid', da diese am schlusse der vorreden die häufigst belegbare ist.

wollte, und er hätte vielleicht besser getan, seine studie 'CScheid der verfasser des Grobianus' zu betiteln. mit Scheit, dem lehrer Fischarts, befasst sich nur das letzte cap., in dem das gegenseitige verhältnis bei weitem nicht erschöpft wird und eigentlich nur die grobianischen züge in den werken Fischarts aufgedeckt werden, was ja auch allein in H.s absicht lag. von diesem engeren gesichtspuncte aus will also die arbeit beurteilt sein. H. hat sich mit seinem erstlingswerk vorteilhaft eingeführt, und ich möchte neben der sorgfalt, mit der das material gesichtet und verarbeitet ist, namentlich die geschmackvolle darstellung des an sich unästhetischen themas rühmen. zu einzelheiten hat inzwischen LFränkel in der Germ. 36, 181 ff allerlei, nicht immer richtiges¹ nachgetragen; ich habe deshalb manches, das bereits Fränkel berührt hat, in meinen seit langem begonnenen, aber oft unterbrochenen aufzeichnungen getilgt; im übrigen sei gleich hier auf Fränkels ergänzungen ein für alle mal verwiesen.

In dem einleitenden 1 cap. erörtert H., gestützt auf Geyers ausführungen in seinem bekannten programme, die ma.lichen anstandsregeln und tischzuchten von Thomasin, dessen ausführungen auf des Petrus Alphonsi *Disciplina clericalis* beruhen, bis auf HSachs. es sind zwei gruppen zu unterscheiden: die eine besteht aus anstandsvorschriften, die nur den teil eines größern werkes ausmachen, einer allgemeinen sitten- und tugendlehre eingefügt sind, in der anderen begegnen wir selbständigen tischzuchten, die das thema weiter ausspinnen und die tischregeln möglichst erschöpfend zusammenfassen, bis sie im 16 jh. abermals zu vollständigen sittenspiegeln anschwellen und so gleichsam zum ausgangspunct der ganzen gattung zurückkehren. zur ersten classe, die direct an Thomasin anknüpft, gehören eine in mehreren hss. verbreitete hofzucht (Geyer s. 33 f) und eine größere interpolation im Deutschen Cato, die wider in der tischzucht im liederbuch der Hätzlerin eine freie bearbeitung fand; die zweite wird durch jene aus dem 14 und 15 jh. hsl. erhaltenen tischzuchten (ABCD) vertreten, deren älteste, freilich auch schon interpolierte fassung, die sog. Hofzucht Tannhäusers (C) sicher ins 13 jh. zurückreicht. Lucaes ausführungen in dieser Zs. 30, 370 ff, die die nahe berührung von Parz. 184, 9 ff mit Tannhäusers Hofzucht 93 ff. 117 ff constatieren und wahrscheinlich machen, dass uns in jener Parzivalstelle das älteste zeugnis für die deutschen tischzuchten vorliegt, hätten berücksichtigung verdient. der mehrfach belegten erweiterten fassung von (C) AB (Geyers v) gehört auch der druck g

¹ zb. s. 187 anm. San Grill und San Grix gehören nicht in den dortigen zusammenhang, da Cyrillus und Cyriacus darunter zu verstehn sind. — s. 188 Scheits sprichwörterreichtum ist gegen Fränkel und mit H. als sehr beträchtlich anzusehen; fast jede seiner randglossen lässt sich sprichwörtlich belegen. — s. 189 tritt F. m.e. mit unrecht für Schönbachs conjectur Rennaus statt Renaus ein. — s. 192 bestreitet F. mit unrecht gegen H. die priorität der Wiener meerfahrt vor dem Renner, vgl. Zs. 29, 354.

(Weller Dichtungen des 16 jhs. s. 59ff) an, der 1538 zu Worms bei Seb. Wagner erschien, dem vorgänger von Scheits verleger Hofman. die deutschen fortsetzungen dieser gattung im 15 und 16 jh. werden s. 13f, englische, französische und mittellateinische tischzuchten s. 14 ff besprochen.

Mit den tischzuchten sind nun aber die sittenvorschriften noch lange nicht erschöpft. als parallele erscheinungen gehören hierher der Moretus und Facetus, beides fortsetzungen der Disticha Catonis, sowie des Reinerus Phagifacetus oder Thesmophagia; doch sind diese lateinischen sittenbüchlein, obwol zeitlich den deutschen anstandsregeln vorausgehend, für die ältere deutsche lehrdichtung ohne einfluss geblieben, bis sie am ausgange des 15 jhs. SBrant, der sich damit für sein hauptwerk, das Narrenschiff, vorbereitete, in deutsches gewand kleidete. schon die Thesmophagia streift gelegentlich das gebiet der satire, wenn sie ausmalt, wie man sich bei tische nicht benehmen soll; und das gleiche, nur noch in verstärktem mafse, derber und drastischer im ausdruck, tut Brant in dem cap. 110^a der 2 aufl. seines Narrenschiffes, das unter benutzung der Thesmophagia von *disches unzucht* handelt; ja schon vor ihm hatte eine parodie des Cato vorschriften zur unanständigkeit geliefert. Brant aber gab aufserdem, dem zeitgeschmack rechnung tragend, im 72 cap. des Narrenschiff's unflätigen tischgesellen im Sanct Grobian einen schutzpatron und damit der ganzen von ihm scharf gezeichneten menschenorte den namen. Brants schöpfung fand lebhaften beifall, SGrobian wurde durch ihn litteraturfähig (s. 23); der alte Cato (Brants 'herr Glimphius') musste dem neuling das feld räumen. s. 23 ff charakterisiert H. eingehend Geilers predigten über die einschlägigen capp. des Narrenschiffes und weist hübsch nach, wie auch die fabel vom Schlaraffenland von einfluss auf die litterarische ausbildung des grobianismus gewesen ist. übrigens würde schon an sich die dem 16 jh. eigene vorliebe für wirkungsvolle contraste zu moralisch-satirischen zwecken — man denke nur an die zahlreichen lobsprüche auf menschliche untugenden, an die mit derbster komik gewürzten strafpredigten — hinreichend den übergang in die tischzuchtparodie erklären. JKöbels ernstgemeinte Tischzucht (1492; s. jetzt Zs. 36, 56) hat bereits solche parodischen züge aufzuweisen, dann folgt der zeit nach Murners Schelmzunft cap. 21, durchaus festgehalten aber erscheint die parodie zuerst in dem sog. Kleinen grobianus (prosa) vom jahre 1535, der in der form eines erlasses an die brüder und schwestern der neu gestifteten bruderschaft vom säuorden in 16 artikeln dem grobianer die raffiniertesten ratschläge erteilt und damit einem Dedekind-Scheit das material vorbereitet, so wenig anderseits die darstellung den ergiebigen stoff ausgenutzt hat.

Das 2 cap. befasst sich mit Dedekinds¹ und Scheits Gro-

¹ JAdcTaxis tut in einem brieft an AMasius vom 6 april 1555 Dede-

bianus und deren directen und indirecten quellen; zu letzteren gehören die reich vertretene trinklitteratur des 16 jhs., der H. seitdem (VJL 2, 481) eine selbständige betrachtung gewidmet hat¹, sodann bestimmte typen und situationen in den fastnachtspielen des 15 und 16 jhs. sowie jene volks- und schwankbücher, deren helden dem Grobrianus innerlich verwant sind: der pfalz von Kalenberg, Markolf und Eulenspiegel (vgl. Scheits Grobrianus v. 53 ff). nachdem H. s. 46f wahrscheinlich gemacht, dass Scheit für den 'beschluss' seines hauptwerkes Murners Schelmenzunft, auf die er in einer randglosse s. 113 direct anspielt, zum vorbild

kinds Grobrianus als eines erhaltenen buches erwähnung, vgl. Lossen Briefe von Amasius und seinen freunden 1538-1573 s. 199. — vgl. auch Schade Satiren und pasquille t 160 v. 218 f: *Ich dacht, sie repelierten den Cisianum So declinierten sie den Grobrianum*, vgl. s. 163 v. 329; es wird die übersetzung gemeint sein.

¹ es fehlt nicht an schriften aus älterer und neuester zeit, die sich mit der geschichte von speise und trank, der gastmähler und trinkgelage in Deutschland befassen; sie behandeln zumeist die altgerm. zeit und das mittelalter. belege aus dem 16 jh. bringen sie in verhältnismäßig geringer zahl, was seinen grund darin haben mag, dass bei dem gerade für diesen zeitraum massenhaft vorhandenen material es kaum vieler hinweise zu bedürfen schien. so kommt denn H.s studie über die trinklitteratur höchst erwünscht. vgl. noch Peregrinus De Turcarum moribus (1555) s. 169: *potat Germanus*: Les regrets de JduBellay nr 68, worin die specialeigenschaften verschiedener völker aufgeführt werden, nennt *Pyrongne thudesque*; in diesen zusammenhang gehört auch die stelle in Shakespeares Merchant of Venice t 2, wo Porzia auf Nerissas frage *How like you the young German, the duke of Saxony's nephew?* antwortet: *Very vilely in the morning, when he is sober; and most vilely in the afternoon, when he is drunk*; in Westphals und CSpaugenbergs Hoffartsteufel wird *frey weydlich sauffen heisset Germanisieren* als sprichwort citiert (Theatr. diab. 1575 bl. 382^a). — ich verweise außerdem auf Roethe zu Reinmar von Zweter spr. 111; Zingerle Sterzinger miscellaneus. WSB 54, 318; Lassbergs Liedersaal nr 116. 217; Van deme drenker Jb. f. nd. sprachf. 8, 36; hs. des Brit. mus. additional 27, 569 fol. 27^a sprüche gegen völlererei, vgl. Zs. f. vgl. littgesch. n. f. 4, 344; Janssen Gesch. des deutschen volkes VI 397 ff; Murners Schelmenzunft (ndr.) cap. [XLVI] und Mühle von Schwindelsheim v. 990 ff; Bergreihen hg. v. JMeier (Hall. neudr. nr 99. 100) nr 33. 37; CSpaugenberg citiert in seinem Jagteufel: dr Eberhart Weidensee büchlein wider das grausame und vnmenschliche laster defs vollsauffens (Theatr. diab. 1575 bl. 270^b); in Fabers Sabbatsteufel wird eine geschichte von sechs säuffern aus des Jobus Finelius büchlein Von den wunderzeichen t ad a. 1551 mitgeteilt (Theatr. diab. 1575 bl. 475^a); Schade Sat. und pasq. t 162 v. 275 ff; Ein fassnachtliche comedia de Baccho et Ebrietate, hslch in Donaneshingen, vgl. Zs. 32, 7; Oeconomia oder Hauffs-buch M. Joh. Coleri, Wittenb. 1632 s. 43 ff: Von der tranckenheit; Grimmels-hausen Satyr. pilgram t cap. 7; die scherzhafte Disputatio de jure potandi, die Hoppel in den Academischen roman t cap. 39 aufnahm, ist nicht sein werk, sondern mir schon aus einem separatdruck von 1615 bekannt. AaSclara handelt in seinem Judas der erzhelm 4 (1710), 62 ff über das treiben des 'Wampelius Zehrer, wohnhaft zu Schlemmerau, eines geborenen Frisfländers'; cat. 806 von Kirchhoff u. Wigand verzeichnet unter nr 1176: Bacchus auf seinem thron d.i. des herrn vSallengre Lob der tranckenheit, bestehend in auserlesenen anmerkungen von der nutzbarkeit etc. des weines. ins hochd. übers. o. o. 1724. — über vereinigungen gegen das übermäßige trinken (1524) s. Häufser Gesch. d. rhein. Pfalz t 589 f.

nahm¹, stellt er eine sorgfältige vergleichung des lat. und deutschen Grobianus an. die mangelhafte composition des Dedekindschen werkes hatte bereits Scherer gerügt. da nun der deutsche übersetzer dem inhalte und der anordnung des originales treu folgt, so konnte nach dieser seite hin eine verbesserung nicht stattfinden; Scheit spinnt das thema weiter aus, er vermehrt seine vorlage um das doppelte, verändert dabei aber wesentlich die äußere form. muss ihm schon als verdienst angerechnet werden, dass er gerade dies werk einer übersetzung für würdig hielt, so hat er doch erst durch seine dem derbrealistischen stoffe congeniale ausdrucksweise, durch unzählige kleine, meist glückliche zutaten, die die anschaulichkeit erhöhen und die komische wirkung steigern, den Grobianus zu einem wahrhaft deutschen werke erhoben. Scheits zusätze und abänderungen werden von H. in drei gruppen gegliedert: 1. Dedekinds schema der parodie (einleitende ermahnung, der grobianische streich, seine egoistische oder scherzhafte begründung, verhältnis zur umgebung, hiiweis auf berühmte muster, besondere anerkennung und verherrlichung des grobianischen gebarens) ist bei Scheit noch schärfer durchgeführt, dabei dem 'corpsgeist der unhöflichen schlemmerzunft' entschiedener rechnung getragen; 2. durch kurze, aber drastische bilder und vergleiche, durch sprichwörter, betuerungen und epitheta, oder indem er statt allgemeiner bemerkungen eine bestimmte situation ins auge fasst und dadurch grellere beleuchtung erzielt, indem er indirecte rede in directe umwandelt, mythologische tropen und fremdartige

¹ vgl. noch zu Grob. s. 4 *inebriaco* — *Teutsche volle sew Murners Schelmenz.* 46, 16 f. Narrenbeschw. 48, 57 f. — s. 7 *zu einem bafs gehobleten Grobiano* vgl. Gäuchm. (Kloster 8, 1120) *ich solts doch bafs gehoblet han.* — zu s. 19 *Laeh vber ein zan* usw. ist, freilich in anderer bedeutung, Murners *über den linken zan lachen* (Kloster 8, 960; vgl. 10, 144) zu vergleichen. — zu v. 312. 4610 *liegen, dass sich die balcken biegen* (H. s. 54 ann. 7) vgl. die bei Murner beliebte redensart *liegen das die b. krachen:* Schelmenz. 15. 14; Goed. z. Narrenbeschw. 6, 41, außerdem 16. 88. 56. 6. — s. 26 *Einfältig wie ein Lorer zwibel* vgl. Goed. z. Narrenbeschw. 62, e. 79, 28, doch bleibt der vergleich nach wie vor dunkel. — s. 28 *Dret kein den andern*, vgl. Narrenbeschw. 37, 66; Voigt Ysengrimus s. LXXXII. — s. 69 *Wann wein eingeht, so geht witz aufs* vgl. Schelmenz. 46, 31; Mühle v. Schwind. 1062; s. noch HEbels Proverbia germ. ed. Suringar nr 442 s. 119. 492; Wander V 105 nr 469. 114 nr 672. — v. 2255 *zaucken vmb ein dauben dreck* (DWB. XI 170) vgl. Luth. narr (Kloster 10, 119) *Der gelten nün ein dubentreck.* — v. 2323 *schrey wie ein kuh* vgl. Narrenbeschw. 22, 36 *blerren wie ein kü.* — v. 3296 vgl. Narrenbeschw. 13, 2; Mühle v. Schwind. 162. — s. 107 f. *Mertzenkalp* vgl. Goed. z. Narrenbeschw. 18, 65. — s. 118 *Zu Pfingsten auff dem eyfs* vgl. Narrenbeschw. 84, 19 mit Goedeke's ann.; Zarneke zum Narrensch. 16, 64; Alem. 17, 160. 18, 170; DWB. VII 1700; Rosenberg Über eine sammlung deutscher volks- und gesellschaftslieder in hebr. lettern s. 37; Littbl. f. germ. u. rom. phil. 1890, 369. — s. 134 *Eisenfresser* (vgl. v. 4694) vgl. Schelmenz. cap. 4 *Der eysen beysser*, s. auch Wickram Rollw. 68, 23. — Volle brudersch. v. 62 vgl. Narrenbeschw. 72. 11 (Alem. 18, 161); Mühle v. Schwind. 1569. — Lobrede C 2^a *Audiat altera pars* vgl. Narrenbeschw. 91, 23.

ausdrücke durch gemeinverständliche ersetzt, indem er überhaupt die diction auf jede nur denkbare weise zu beleben bestrebt ist: durch alle diese mittel hat Sch. die äußere form dem inhalt angepasst. die dritte gruppe umfasst die umfangreicheren erweiterungen und neuen schwänke.

Die zahlreichen randbemerkungen, die Scheit seinem texte beigab, hätte H. eingehender characterisieren dürfen. als er es s. 61 f. getan hat. da Sch. sich in ihnen, abgesehen von zwei fällen, wo er Dedekindsche verse citiert, durchaus selbständig in der auswahl zeigt, so tritt uns gerade hier die persönlichkeith des autors besonders nahe. formell sei bemerkt, dass einige dieser randglossen reime anzuweisen haben¹, die zum gröfseren theile übernommen, zum kleineren von Sch. selbst verfasst sind. inhaltlich überwiegt das humoristisch-parodische element; insofern sich Sch. auch in den glossen auf den standpunct des grobianers stellt und diesen bei seinen unflätigen handlungen durch entsprechenden zuruf unterstützt, sein gebaren durch sprichwörtliche redensarten, die dem autor in ungezählter fülle zu gebote stehn, oder durch litterarische, insbesondere der fabel- und schwanklitteratur entnommene hinweise illustriert. gelegentlich aber kleidet sich doch auch die ironie² in eine form, die deutlich verrät, wie schwer es dem verfasser wird, die maske beizubehalten. man weifs nicht immer, wo der scherz aufhört und der sittlichen entrüstung platz macht, und die *Fritz* (s. 102), *Hans vnlust* (s. 22), *Hüpsch henfslin* (v. 22), *Lerbecher* (s. 60), *Naschmaul* (s. 33), *Raumauf* (s. 31), *Schläckmündle*, *Schweinenbrüttele* (s. 31, vgl. *schlek-mundi* Schade Sat. u. pasq. II 324), *Sorgeloß* (s. 36), *Stubenheintz* (s. 45), *Trüg* (s. 74), *Vngelumpt* (s. 25. 80) müssen an anderer stelle zb. auch ein *Hal/sstärriqe Grobianer* (s. 12. 79), *Pfey dich, vnflat* (s. 17), *Credentzer für die sew* (s. 27), *Porco tedesco* (s. 31), *Ignacum pecus et telluris inutile pondus* (s. 60. 92), *ungeschickter Grobian* (s. 81) mit in den kauf nehmen. wenn Sch. eben noch seinen helden mit grobianischem lachen ermuntert hat, so kann er gleich darauf doch nicht die bemerkung unterdrücken, hier wären prügel wol angebracht³. oder er gestattet sich glossen in form entsagungsvoller klagen, warnungen, wünsche, ermahnungen und allgemeiner moralisierungen, zu denen der grobianische text

¹ ich habe 25 gezählt (s. 35 f. 36 f. 41 f. 47. 48. 63. 63 f. 64. 66. 68. 74. 76. 82. 83. 84. 86. 90. 91. 93. 97. 105. 109. 115. 120. 131. 133 f.) zu denen sich einige lateinische gesellen (zb. s. 19. 28. 29. 88. 92).

² vgl. v. 678 f. *zeuch dein messer aufs der scheiden, Das stumpff, sehärtig, end rostig sey* mit der randbemerkung *Junckfraw messertin*; v. 1794 f. *H ill man nicht hon von mir für güt, So das ein Artzel selber thut* mit der randbemerkung (s. 57) *Der knebel ist geschickt mit der nasen auff dem ermel*; v. 2750 H *vexiere den koch!* am rande (s. 85) *Mach dir ein günstigen koch!*

³ vgl. s. 52 *Phryges non emendantur nisi plagis*; s. 64 *Ingebrente äsch wer je* (der Xantuppe) *gesundt gewesen*; s. 86 *Denn möcht man dir*

genügenden anlass bietet¹, in directem gegensatz zum text stehn außser den drei von H. angeführten fällen die randbemerkungen s. 18 *Helff dir der ritt* (zu v. 268 *Gott helff dir*), s. 41 *Wirdt dir außs leuchten mit einer eychenen kertzen* (zu v. 113S [*wirt Dir freuntlich danken*]). es würde lohnen, die zahlreichen sprichwörter und citate der randglossen im zusammenhange zu erörtern; ich bemerke hier nur, dass nicht selten bekannte sprichwörter grobianisch umgedeutet werden; vgl. zb. s. 78 *Der erste beim disch, der letst zu der arbeit* (vgl. Wander Deutsches sprichwörterlex. I 118 nr 103); s. 112 *Leid nicht von einem andern was du jm tust* (vgl. Wander iv 1175 nr 217—219); s. 109 *Schweigen ist gut, Besser ist reden* (vgl. Wander iii 1559 nr 139); s. 121 *Ein Narr macht zehen. Ein Grobian machet zwentzig* (vgl. Bebel's Prov. germanica ed. Suringar nr 323 s. 89. 401f; Wander iii 894 nr 390); s. 139 *Hüte dich vor weisheit, als vor einem schlagenden pferdt* (vgl. Wander v 142 nr 71 ff. 143 nr 88); s. 29 *Maiori cede, minore trude pede* (vgl. Wander iv 781 nr 1).

Aus dem 3 cap., das die nachgeschichte des Grobianus erzählt, sei hier nur der wichtige nachweis hervorgehoben, dass entgegen früherer ansicht Dedekind in die zweite erweiterte ausgabe des Grobianus (1552), die übrigens entschieden einen rückschritt bekundet, keinen einzigen zusatz Sch.s aufgenommen hat, ja wahrscheinlich zur zeit seiner Neubearbeitung Sch.s übersetzung noch nicht einmal eingesehen hatte; erst für die neuen capitelüberschriften der ausgabe von 1554 hat er die deutsche übertragung verwertet. interessant an dieser jüngeren fassung des lat. Grobianus ist das letzte der Grobiana gewidmete capitel, deren name gleichfalls in der 3 ausg. (1554) zuerst begegnet, und zwar bot hier abermals Scheit durch seine dem meister Grobianus beigegebene hausfrau Grobiana die anregung; auch dieses widerspiel einer Winsbeckin hat H. s. 72 ff auf seine litterarische entwicklung hin untersucht.

das har zerzausen Iud mit eim eichin kolben lausen (vgl. s. 58); vgl. auch s. 55 *Es wer nötiger dich zu butzen dann das liecht. Der Herr möcht dir dein liecht auch verleschn.*

¹ man vgl. zb. s. 61 f *Die volle roth redt mehr von narrheit dann von Gott*; s. 69 *Die Auferstehung Christi ist solchen auch nit nutz*; s. 70 *Die tage weren gut wann die leut gut weren*; s. 85 *Bey disem stück sieht man den großen neide der menschen*; s. 114 *Wer sein haus nicht kan fürstehen, wie soll er andern fürstehen?*; s. 135 *Gütes mit bösem vergelten ist mehr Biblisch dann Grobianisch*; s. 81 *Das leben ist edel, jr grobianer hüten euch!*; s. 59 *Es wär nit so gar böfs wenn doch einer nüchtern blieb vnder dem hauffen*; s. 82 *Ja liessest du die grossen güfs, Du werest keines zittern güfs*; s. 115 *Wre der herr recht, vielleicht folgete jm das gesind nach*; s. 133 *Wenn wir der Natur nach lebten, füllen und prassen würd bald abnemen*; s. 42 *Das (die frage nämlich Sind wir nicht all außs leyden gmacht? v. 1202) ist in schimpff geredt, bedeckt es aber niemand mit ernst*; s. 54 *Schendliche reden verderben gut sitten*; s. 63 *Güt fründ nemen nemen kefs vnnd brot für gut, Seind sie nit gut, so sind sie des nit würdig.*

— zur geschichte der nachwirkung des Grobianus (s. 89 ff) hat inzwischen Fränkel Germ. 36, 190 f einiges beigesteuert, es wäre noch hinzuzufügen, dass auch cap. 24 des Schildbürgerbuches (ed. Bobertag s. 378) grobianische situationen verwertet, vgl. Scheits Grob. v. 778. 783 ff. 2741 ff. 905 ff; auf die Grobiana im cap. 31 (Bobertag s. 390) wies bereits vWeilen Anz. xiii 258 hin. eine gewisse verwantschaft besteht auch zwischen einer in Dedekinds 2 ausg. iii 6 erzählten geschichte (H. s. 71) und cap. 22 des Schildbürgerbuches, dass drei vierteile der Hummeln aus einer prosaauflösung, zt. sogar wörtlichen widergabe der Scheitschen verse bestehn, hat EJeep in seiner studie über den verf. des Schildbürgerbuches s. 124 ff dargelegt. [s. noch VJL 5, 161 ff.] auch Abraham a SClara berührt in seinem Judas dem Erzscheml 4 (1710), 331 ff im cap. *Judas Jscarioth hat bey der Tafel des Herrn, wo die andern Apostel, als so liebe und werthe Gäste gessen, einen groben und ungeschickten Pengelium abgeben* einschlägiges. von der von Fränkel aao. verzeichneten schrift Waarmunds bot neuerdings PNeubers antiquariat (Fliegende bl. nr 3 unter nr 823) eine jüngere edition an 'Renovirte und merklich vermehrte alamodische Hobel-Banck, oder: Lustig und Sinnreicher Discurs zweyer gereister Adels-Personen; Worinnen sie die groben Sitten, Ehr-Sucht, falsch-gemeynte Complementen etc. zimlich überhobeln. Deme noch beygefügt ein kurtz-verfasster Grobianus.' o. o. u. j.

Das 4 cap. ist der Lobrede von wegen des Meyen (1551) gewidmet, die insofern in einem gewissen zusammenhang mit dem Grobianus steht, als Scheit hier den mai und seine freuden in ausdrücklichem gegensatz zum herbst und seinen gelegentlich grobianischen genüssen feiert. H. hat das anziehende kleine werk gut characterisiert und es sich namentlich angelegen sein lassen, die anschauung vom streite der jahreszeiten in ihrer litterarischen entwicklung sowie den einfluss französischer litteratur auf Sch. zu verfolgen; vgl. noch Piper Myth. und symbolik der christl. kunst i 2, 313 ff; OLünning Die natur in der altgerm. und mhd. epik s. 237 ff; Zs. f. d. ph. 23, 10; ADB 30, 725 f. auf die praktiken, die kalender- und planetenbüchlein der zeit, aus denen Sch. mehrfach nutzen gezogen hat, ist H. nicht eingegangen; es möge daher gestattet sein, auf einige parallelen hinzuweisen. den gegenstand systematisch zu erörtern, bin ich bei der beschaffenheit der mir zugänglichen litteratur leider nicht in der lage, ganz abgesehen davon, dass das in unsern bibliotheken zahlreich vorhandene hsliche material noch jeglicher sichtung entbehrt. es wäre höchst wünschenswert, dass diese lücke unsers wissens in nicht zu ferner zeit einmal ausgefüllt würde. die geschichte der naturwissenschaft hat den malichen lehren ihrer disciplin bisher nur wenig aufmerksamkeit geschenkt; mit unrecht: vermochte doch die moderne forschung bis auf den heutigen tag nicht, in der auf die masse des volks berechneten litteratur mit den abergläubischen wetter-

und lebensregeln aufzuräumen, wie jeder weiß, der einmal einen volks- oder bauernkalender in die hand genommen hat.

Der herbst ist ein *Melancolische zeit* (C 2^a), weil er kalter und truckner natur ist und dardurch *Melancolischer Complexion* (E 1^b), vgl. Scheible Schaltjahr 1, 29: (*Der Melancolicus*) wird auch verglichen dem Herbst, denn der ist kalt und trocken. — der Glentz heist so, weil er die glantzend erleucht zeit des jahres ist (D 1^b), vgl. Coleri Calendarium perpetuum 1632 s. 20^b: *Glentz vom lieblichen Sommer glantz. — der edel Mey — zu Latein Maius von der mütter Mercurij — heisst so, dajs er Maioribus das ist den Eltesten vnd fürnemsten des volcks zugeeignet worden* (D 1^b), vgl. [Ausonii] Monosticha de mensibus (Riese, Anthol. lat. 2, 91 nr 639) v. 5: *Maiorum dictus patrum de nomine Maius*; Meinauer naturlehre s. 16: *Do nante er (Romulus) den dritten Maien, nach dem worte Maiores usw.*; Coler s. 43^a: *Majus, der May, von der Maja des Mercurii Mutter. Etliche sagen, der Majus hab seinen Nahmen von den Majoribus oder alten.* — herbst ist ein herbes vngesfüges wort, . . . wie auch die zeit an jr selbs herb, rauch und vnholdtselig ist (D 2^a), vgl. Coler s. 82^b: *Die Deutschen nennen ihn Herbst, dass er herbe ist denen, die nicht viel einzusamen haben.* — über die verschiedene datierung des jahresanfangs (D 3^b 4^a) s. auch Coler s. 17^a 20^b 21^a.

Die darstellung vom verhältnis des frühlings und herbstes zu den vier eigenschaften der elemente (E 1^a), den vier complexionen (E 1^b 2^a), sowie zu den planeten (E 2^a) und sternbildern (E 2^b 3^a) deckt sich in allem wesentlichen mit den kalendern und praktiken der zeit, in die manches aus den pseudo-aristotelischen *Secreta secretorum* übergegangen ist. die sanguinische natur des maies und die melancolische des herbstmonats belegt Scheit bl. E 1^b mit zwei citaten aus dem weitverbreiteten *Regimen sanitatis salernitanum*¹, die er gleichzeitig in deutsche zehnsilbler überträgt. es sind die bekannten memorialverse, die auch Everhard von Wampen in seinem Spiegel der natur der beschreibung der temperamente vorausgeschickt hat (Jb. f. nd. sprachf. 10, 122. 127) und die in der Meinauer naturlehre s. 1 (s. Alem. 17, 154) treu in deutsche prosa umgesetzt sind². EvWampen sagt (Jb. f. nd. sprachf. 11, 119 v. 67 ff) ganz in übereinstimmung mit Sch. vom mai: *De beste tyd, dat is noch de meyye, De is ok liket de sangwínee. He is het unde to mathe vucht, Des jares heft he de besten lucht.* über die vier temperamente des menschen s. auch Grob. 3217 ff. — die bl. E 2^a mitgeteilten planetenreime auf Jupiter, der dem Frülíng zu geeignet ist, und auf Saturnus, den planeten des herbstes, sind nicht unbekannt (Schaltjahr 1, 23. 24)

¹ ed. JDüntzer, Köln 1841, v. 267f. 285f; ed. de Renzi, *Collectio salernit.* 1484 v. 1178f. 1196f; vgl. Goed. I², 393; Fischart Garg. neudr. s. 254.

² vgl. noch Toischer Die altd. bearbeitungen der pseudo-aristotelischen *Secreta secretorum* (1854) s. 21 v. 298ff; Schaltjahr 1, 28 ff.

und haben ebenfalls in die Fünfzehn bücher vom feldbau, an deren verdeutschung Fischart beteiligt war, aufnahme gefunden (vgl. Kurz Fischarts sämtl. dichtungen in 476; Goedeke Dichtungen von Fischart s. 263), desgl. das erste und dritte reimpaar der dem herbstmonat gewidmeten verse:

(E 3^b) *Trauben mach ich die züber* (var. *Butten*) *vol,*
Der wein der ist gekochet (var. *gerahen*) *wol.*
Gutes mosts des hon ich vil,
Dem ich den selben gönnen wil.

Schweinen fleisch schmackt (var. *schmeckt*) *mir wol* (var.
wol fehlt) *gesotten* (var. *gebraten*),
Vnd (var. *Vnd* fehlt) *iss die trauben* (var. *Trauben ifs*
ich) *vngesotten* (var. *vngetrotten*),

vgl. Kurz nr 479 f, auch RBechstein D. museum n. f. 1, 284. die bl. G 2^b aus Königsberger (Regiomontan, vgl. ADB 22, 564) genommenen reime finden sich ähnlich in den Büchern vom feldbau wider; vgl. Kurz nr 472 nr 4 und bei Scheit:

Der mensch soll etlich wind vermeiden,
Dann ich sag dir, dafs kranckes leiden
Vnd vil gebresten komen eh
Vom lufft, dann keinem ding sunst meh.
Dann seid der mensch nit mag gesein
On lufft vnd müß jn ziehen ein:
So er dann lauter ist vnd pur,
Souil besser ist sein natur:
Ist er vnrein, so bringt er schmerzen,
Vergifft darmit der menschen hertzen.
Darumb wer gsundt lung bleiben wil,
Der meid grob lufft vnd nebel vil.

die bl. H 4^b citierten reime auf den november:

So will ich hawen scheitter vil (var. *Ich will sch. hawen v.*),
Weil ja (var. *Sit, Seint*) *der Wintter komen wil*
Mit seiner keltin also sehren,
Dafs ich mich mög des frosts erwerben (var. *vor dem frost*
mug erwerben)

sind weit verbreitet¹; und so gehört noch mancher andere lat. oder deutsche vers, den Sch. seiner prosa einflieht, zur kalenderlitteratur, wenn auch ein directer nachweis noch aussteht. die Anthol. lat. bietet keinen anhaltspunct, wenn sie auch verwantes berührt; vgl. Riese nr 235. 484. 116. 567—578. 117. 394. 395. 639. 640. 665. 680. 763.

Wenn Sch. bl. E 4^b ff von den maifarben blau und grün, den herbstfarben schwarz und grau handelt, wobei er verse des Andr. Alciatus¹ citiert, so mag daran erinnert werden, dass auch Fischart

¹ vgl. Germ. 8, 109 nr 11; Anz. f. k. d. d. vorzeit 1865, 349. 1872, 218; Pickel Daugkrotzheim s. 67 f; cod. pal. 557 fol. 7^b (Bartsch nr 276).

(wie Rabelais) einmal eingehender über die farben, *wie vil deren in der Natur, was vnd wie vil höher aine als die ander sei, vnd was durch die angedeitet werd, sich verbreiten wolltte*; vgl. Wendeler Fischartstudien s. 288; Garg. nendr. s. 184 ff. 190; s. übrigens auch Scheit Grob. v. 4637 ff.

Beim vergleich von frühling und herbst mit jugend und alter im menschlichen leben² citiert Scheit die bekannten sprüche über die zehn lebensalter (Zs. f. d. ph. 23, 385): *Dreissig jar ein Mann . . . Vnd so er neuntzig jar alt wirt, gar veracht vnd der kinder spott* (F 4^a, Wackernagel Die lebensalter s. 31) und andere sprichwörtliche wendungen wie: *Terentius sagt Senectus ipsa est morbus. Das alter ist für sich selbs ein kranckheit* (F 3^{a b}, vgl. Wackernagel aao. s. 67 anm. 419), *Alt leut zwey mal kinder* (F 4^a, vgl. Wackern. s. 67 anm. 422), *Man spricht vnd ist war, Wer nit vor zwentzig jaren schön vnd vor dreissig jaren starck wirt, der durff zu schöne vnd stercke die ebrige zeit nit hoffen* (F 3^b 4^a), womit zu vgl. Bebel Facet. lib. 3 (Tub. 1542 bl. 111^a; vgl. Bebel Prov. germ. ed. Suringar s. 46. 273 f): *Si quis ad vigesimum usque annum non formosus factus fuerit, ad trigesimum robustus — ille non facile speret se post assecuturum illa*; s. auch Wack. s. 59 anm. 352, s. 63 anm. 378. Sch. erwähnt aber auch (F 4^a) einer frembden auslegung des menschlichen alters durch die zwölff monat, nach der jedem monat sechs jahre zukommen, so dass das menschliche leben 72 jahre umfasst, wobei die zwei jahre über 70 als besondere zugabe zu betrachten sind (vgl. Wack. s. 22). diese, wie es scheint, in Deutschland sonst nicht übliche, übrigens auch von HSachs (Keller iv 60 ff) unter berufung auf ein französisches buch³ verwertete berechnung, die dem mai das 30, dem september das 54 lebensjahr an die seite stellt, stützt Sch. (F 4^b) mit zehnsillbigen französischen versen aus dem Calendrier des bergers. prof. Emil Picot, dem ich diesen nachweis durch vermittlung prof. FNeumanns verdanke, fand sie in der ausgabe *Le grand Calendrier et Compost des bergers compose par le Berger de la grand montaigne. Nicolas Bonfons, Paris [1589]*. 4^o. die von Scheit citierten und übersetzten verse lauten:

F 4^b *Au mois de May ou tout est en uigueur,
Aultres six ans comparous par droicture.
Qui trente sont, lors est l'homme en ualeur,
En sa fleur, force, et beaulte de nature.*

*Im Meyen wann all ding in krefften stehu,
Als dann dem Menschen noch sechs jar zûgehn:*

¹ Emblematum lib. 2 nr 56 In colores. vgl. auch desselben Parergon lib. 2 cap. 1: *Colores omnes explicati usw.* (Opera. Basileae 1558. 2. 211).

² *Ich* (die jugend) *bin Gleich wie des Mayen wann gestalt. Du* (das alter) *bist gleich dem winter kalt* HSachs iv 35, 34 f.

³ vgl. Bulletin de la societe des anciens textes français 1 (1875), 26 f; Picot Catalogue de la bibliothèque du baron JdeRothschild 1, 544 nr 531. ich verdanke die nachweise der güte des herrn prof. PMeyer in Paris.

*Das sind dreissig, dann hat der Mensch sein krafft
Natürlich schön, blüend, vnd ist mannhafft.*

*Avoir grans biens ne faut que l'homme cuide,
S'il ne les a à cinquante quatre ans:
Non plus certes que s'il a grange vuide,
En Septembre plus de l'au n'aura riens.*

*O mensch denck nicht dafs dir grofs gut zūfar,
Wann du nicht hast vmb vier vnd fünfzig jar:
Dann wer im Herbstmont hat ein lehre schewr
Dem wirt das gantz jar korn vnd weizen thewr.*

die E 3^a von Sch. herangezogenen achtsilbigen verse:

*Pource que Sol en Gemini,
Au moys de May on voit entrer:
Loyal en promesse te doys tenir,
Si tu ueux dames frequenter.*

*Weil dann ins edlen Meyen frist,
Die Sonn in Zwilling komen ist:
So halt redlich was du zusagst,
Dass du bey Frawen gunst erjagst*

wären vielleicht, wie Picot vermutet, in einer andern der zahlreichen Ausgaben des genannten Calendrier (vgl. Brit. museum. Catalogue of printed books. Ephemerides¹ sp. 86 ff) wider zu finden. 'sie sind übrigens, nach der form zu urteilen, kaum das werk eines dichters zu nennen: falsch ist der reim *Gemini:tenir*, falsch auch die dritte verseile. inhaltlich ist zu vergleichen Ade Montaignon Recneil de poésies françoises des xv^e et xvi^e siècles vi 25: *En Gemini, qui tout en un monceau S'ensuyt après, sont tous ces bons suppoz* und xii 151: *Se Jovis ne fait alliance, En Gemini aura debatz.* französische reime, die sich auf die jahreszeiten beziehen, siehe ebenda n 87. iv 36. vi 5. vii 204. xii 144. 168, vgl. auch Gilles Corrozet Le blason du moys de May'.

Was das D 3^a citierte franz. mailied (H. s. 107) anbelangt, so glaubt prof. Picot 'dasselbe schon irgendwo gesehen zu haben. zu vergleichen ist: *Ce moys de may, par ung doulx asserant* (Gasté Chansons normandes nr 71. 79; Paris Chansons du xv^e siècle nr 63), *Ce moys de may, ma verte cotte, Ce moys de may, je vestiray* (Attaignant, 31 chansons, bl. 11^b, musik von Jennequin). andere lieder, die mit *Ce moys de may* beginnen, werden von Eitner Bibliogr. der musik-sammelwerke unter Bourgeois (s. 423), Bou-teiller (s. 423) ua. erwähnt'.

Bl. G 3^a spricht Scheit von verschiedenen bildlichen darstellungen des maiers und des herbstes: *Darumb wo man den Meyen malet, pflegt man zwey Ehleut znsamen in eim wasserbad zu*

¹ das verzeichnis ist für jeden, der sich mit der kalenderlitt. befassen will, geradezu unentbehrlich.

malen oder dafs ein schiff vol frölicher leut auff dem stillen wasser mit trummen vnd pfeiffen spatzieren faren oder junge gesellen im wasser die wett schwimmen: Den Herbst aber, wie einer entweder trauben trette, trag oder mostere oder (G 3^b) sunst im most besudelt bijs vber die ohren vmbgehe. auch diese sujets waren zweifellos sämtlich in den kalendern der zeit behandelt, wenn ich auch augenblicklich nicht alle nachzuweisen vermag. zu der an erster stelle genannten *Figur des Meyen* vgl. Schaltjahr 1, 23; im kalender von 1504 (Strafsburg, MHöpfull) findet sich das gleiche bild bl. I 4^b den badeanweisungen vorgesetzt; zum zweiten sujet vgl. Andermann Sehr gewisse prognostica 1581 bl. A 6^a; zum herbstbild vgl. Ovid Metam. II 29: *Stabat et Autumnus calcatis sordidus uvis*; Andermann aao. bl. A 8^b; Coler s. 90. 117^a; beide motive zeigt De conservanda bona valetudine 1557 (s. 215^b) cap. 75 De quatuor anni temporibus. — dass auch die tiere im frühjahr sich verjüngen *vnd dardurch ein gross alter bekommen*, illustriert Sch. bl. I 2^b 3^a durch zwei beispiele, die in das gebiet des Physiologus gehören und aus diesem gleichfalls in die kalenderlitteratur übergangen. es sind die sagen, die an die häutung der schlange [Murners Badenfahrt 7, 17 ff] und das geweihabstossen des hirsches anknüpfen; vgl. Lauchert Gesch. des Physiologus s. 15 f. 27 anm. 1, auch Coler s. 20^a 27^b. — am schluss seiner Lobrede verzeichnet Sch. die bedeutsamen ereignisse der biblischen geschichte, die sich im frühling zugetragen haben, *nach Astrologischer, Heydnischer vund Christlicher zeugnis*, vgl. H. s. 103: am 25 märz wurde die welt und Adam erschaffen, Christus empfangen und gekreuzigt, vgl. Coler s. 28^b 29^a; auf den 1 april fällt die *Exiccatio aquarum diluuij*, vgl. Cysiojanus v. 106 f (Zs. 24, 135) zum april: *Noe sich in die arch verschlofs, Bis das das wasser gantz zerflofs*; im Dürrenberger brautbegehren (ms. aus dem ende des vorigen jhs. bei AHartmann Volksschauspiele in Baiern und Österreich-Ungarn gesammelt, s. 121. 123 f) wird als neunte frage gestellt: *Wie viel seind geistliche Wunderwerk geschehen, so lang die Welt steht?* worauf antworten ähnlichen inhalts erfolgen, wie Sch. ihn bl. K 1^b 2^a bietet. auch Grimmelshausens Ewig-währender kalender bietet einschlägiges zum 25. 27 märz, 5. 15 mai (Altenburg 1677 s. 64. 66. 94. 102), wie er auch s. 99 die von Sch. Lobrede bl. D 4^a I 4^a citierten verse Ovids und Vergils aushebt und s. 95 der auffassung des jahres als einer sich in den schwanz beißenden schlange (Lobrede D 4^b) erwähnt.

Ich erlaube mir noch H.s etwas allgemein gehaltene charakteristik der Lobrede durch folgende einzelheiten zu vervollständigen. das schulmeisterliche element im 'pädagogen' Scheit erkennen wir ua. in seiner neigung für etymologische erörterungen, die an die verschiedenen namen des frühlings und herbstes anknüpfen und meist an naivetät nichts zu wünschen übrig lassen. zum buchstaben *y* im worte '*mey*', der ein *mysterium in jm hat, ein krie-*

chischer vocal vnd buchstab Pythagore ist, anzeigend den weg der luster vnd der tugent vnd beyder belomung (D 2^a) vgl. HSachsens gedicht 'Der hochstab Pitagore Y, bayderley strafs, der tugent und untugend' (Keller iii 92); zum bissigen buchstaben r im worte 'herbst', der ein hunds buchstab ist (D 2^a), vgl. DWb. viii 1; Zarncke z. Narrensch. 35, 3. 5. — die E 4^a citierten verse aus HSachs stehn bei Keller iv 249 v. 25—35, die aus Brauts Narrensch. E 4^a F 2^b 3^a angeführten bei Zarncke 81, 57f. 6, 17—20. 16, 5f. über die F 3^b erwähnte äsopische fabel Vom alten mann, der den tod fordert, s. Kurz zu BWaldis Esopus iii 53, zu dem in derselben genannten kreutlin Jarab DWb. iv 2, 2238. H 2^a wird der firtrefentlich Römer Palladius citiert: die stelle, die Sch. im sinne hat, findet sich in der schrift De re rustica lib. 6 tit. 1: *nunc* (im monat mai) *omnia prope quae sata sunt florent neque tangi a cultore debent.* zu Schs. bemerkung H 3^a im Glentzen, Meyen vnd Sommer die tag lang, die nächt kurz, im Herbst aber vnd Winter gerad das widerspil, die nächt lang, die tag kurz sind usw. vgl. HSachs im Gespräch zwischen dem sommer und dem winter (Keller iv 259 v. 25ff): *Lang ist dein nacht, kurz ist dein tag. Nyemand handeln noch wandeln mag. Mein tagleng sindt zu arbeyt recht.* — H 4 schildert Sch. anschaulich die herbst- und winterliche jahreszeit; seine darstellung erinnert in einzelheiten an HSachsens Krieg mit dem winter (Keller iv 263), der ihm vielleicht nicht unbekannt war; man vergleiche Scheit H 4^b: *man lasset die ritz oder spelt der öfen verwaren, man versihet die Fenster, man verschlecht die thüren mit filtz, man fleucht in die stuben vnd zu den Caminen, man müß vil lechter brauchen mit HSachs: (Das volck) ließ fenster und öfen flicken (263, 22). Die stubthür sie mit filtz beschlugen (263, 24). Jeder ein warme stuben sucht (265, 14). Das volck zünd an golliecht und schlaissen (265, 3); Scheit H 4^a Der arm Mann versaumt etliche tag, biß jm das liebe holtz, das Gott für Reiche vnd Arme hatt wachsen lassen, vmb sein sawer gewonnen gelt werden mag oder müß selbs durch Frost, Regen vnd Schnee auß dem Walde etlich lang gesuchte faule plöcher oder nass Reisig uff einem liederlichen Schlitten heimsüren oder auff den durren achßlen heintragen. Es würt langsam tag: biß eins sich ruhgewendt, ist der tag dahin, so bald mittag ober ist, felt die nacht erblützlich zu, man müß all ding mit dopplem kosten vnd arbeit zu wegen bringen mit HSachs: Die pauren aber von den dorffen Die fürten alle breuholtz zu (264, 6f). Theten mit gwalt in den winter) von in flegeln, Nach dem er in den tag ab brach, Das man kaum acht stund lang gesach (264, 35ff); Scheit H 4^b Du seind wolfeil rotte nasen, rotte trieffende augen, blawc Meuler, klapperende Zeen, erstarte glider, — geragte füß, pleyfarbe hend. — Die wasser gehn mit grund eiß vnd nemen die erwüschte schiff gefangen vnd wirt schauch! schauch! (vgl. Grimm Gramm. iii 289f neudr.) in allen orten gerüfft mit HSachs: Zenklappern, zittern*

*was ihr lofs. Husch! husch! was ihr geschreye grofs. In ein hof-
farb si kleydet wasen, In blawer mewler und rote nasen. Der winter
warff ein grossen schne. Überfrört weger, pech und see. — Vnd
überfröret ihn die flüß, Thet ihn die schiffart gar verbieten* (261,
21—26. 30f). *Eins theils erfrört er füß und hend* (265, 10);
Scheid I 1^a *vnd dörfßen sich die jungen gesellen in den nechsten
drey oder vier monaten nit versehen vil in den fließenden wassern
wie im Meyen vnd Sommer zu erküden mit HSachs: Auch verbut
man gsellen und buben, Keiner soll mehr in der Pegnitz paden*
(263, 27f). — über Stroza, aus dessen Laus veris (Eroticon lib. iv)
Scheid II 1^b einige verszeilen ansieht, s. RAlbrecht Tito Vespasiano
Strozza, progr. von Dresden-Neustadt 1891.

Auch in der Lobrede stützt Sch. gern seine ausführungen
durch sprichwörtliche citate, die er mit einem *wie man sagt, man
spricht* einführt: *Jedem gefelt seinerley* C 1^b; *Vil köpff vil sinn*
C 1^b (vgl. Fischart Bienenkorb [Vilmars 11 ausg.] bl. 90^b; Bebel's Pro-
verbia germ. ed. Suringar nr 380 s. 103. 146f; Germ. 35. 402
nr 36; Wander II 1512 nr 324; III 622 nr 725); *wer vil gesellen
hat, ist gehertzter wider die feind* C 3^b; *Ein Feder überwigt der
Menschen trew* E 4^b (vgl. Wander IV 1311 nr 53); *Wafs Heufstin
nicht lernt, das lernt Hans nimmer mehr* F 3^a (vgl. Murner Narren-
beschw. 72, 34f. S7, 21f; Wickram Irr Reittend Bilger 1556
bl. 22^b *was Henslin nit wil Lernen, das ist Hansen zu nit*; Wander
II 355); *alte hund sind böfs bendig zu machen* F 3^a (vgl. Fischart
Eulenspiegel Reimensweis 270^b *Alt hund macht man sehr schwer-
lich bendig*; s. auch Bebel-Suringar nr 272 s. 77. 364f; Brandes
Die jüngere glosse zum Reinke de vos zu v. 1646 randgl.; Wander
II 818 nr 11; Alem. 13, 184); *Keiner ist so alt, er gedencet noch
ein jar zu leben* F 3^b (vgl. Wander I 51 nr 28); *Man sagt Der
leib sey das hauptgüt* G 2^a (vgl. Wander III 5 nr 16); *Im Mey hat
ein jeder vogel sein ey* H 2^a (vgl. Wander III 346 nr 52); — *Ver
ex anno tollere* C 1^a; *Audiatur altera pars* C 2^a; *Itali dicunt A
sentir una campana e non sentir l'altra, non si puo giudicare* C 2^a.
von wortspielen verdienen erwähnung: *Vnd machs gleich wie ein
ander Quodlibet Vnd schreib darein on schewen quod libet* B 3^b;
*Bedeut nit Augentrost, dafs jr euch die stoltzen edlen Jüngling für
ein trost ewer augen vnd hertzen soll ewelen vnd wolgemütig in
die Eh mit jm verpflichten, je lenger je lieber bey einander sein
sollen vnd keins des andern nimmer mer vergessen?* mit der rand-
bemerkung *Augentrost. Wolgmüt. Je lenger je lieber. Vergijs nit
mein* C 4^a (vgl. Umland Schriften III 437); *Herbst ein herbes —
wort* D 2^a. auch dem humor ist gelegentlich raum gegeben, so
wenn Sch. sagt: *Es faren die jungen Weiber, so sie kein frucht
erlangen mögen, darein (in die warmen bäder). vnd wirt jnen oft
in jars frist die (G 3^a) begerte frucht (welches sie doch oftmal
nicht allein dem Bad zu dancken haben) bescheret, sodann* H 3^b;
im frühjahr würffl man — die grossen beltzinen hüt, die inwendig

und aufwendig (schier on not) gefüttert sind, aufs welchen man den gautzen Winter wie die Eulen gesehen hat, hinweg.

Im 5. cap. behandelt H. das verhältnis Fischarts zu seinem lehrer¹ Scheit, auch hier freilich genauer nur den einfluss des Scheitschen Grobianus auf Fischart verfolgend, insbesondere auf dessen gereimten Eulenspiegel; man ziehe jetzt den aufsatz H.s, VJL 3, 381 heran, der die Fischartsche dichtung mit ihrer vorlage, dem volksbuch, vergleicht und eingehend würdigt. dass Sch. 'seinen schüler Fischart zu dieser arbeit bestimmt habe' (H. s. 114), ist übrigens nirgends gesagt. nach Sch.s vorgang gab Fischart seiner behandlung nicht nur die sittlich lehrhafte tendenz, die das volksbuch an keiner stelle verrät, ihm allein gehört auch die subjectivität der darstellung an, während das volksbuch vollkommen objectiv die taten des schalkes erzählt. 'Eulenspiegel ist unter den händen Fischarts ein echter grobianer worden', wie H. im einzelnen hübsch nachweist. grobianische motive — um dies hinzuzufügen —, wie sie das 75 und 76 cap. des volksbuches bereits bietet, geben Fischart anlass zu breitester ausmalung, vgl. Fischarts cap. 72 *Wie eine Fraw Eulenspiegelu zu Gast lude vnd jhr der Rotz zu der Nasen aufs hienge vnd troffe* und cap. 73 *Wie Eulenspiegel ein weiß Muß allein aufs usse, dar umb er ein Klumpen aufs der Nasen liefs darein fallen.* auch das grobianische in den zähnen grübeln (Grob. v. 857 ff) spielt im gereimten Eulenspiegel eine große rolle, und ganz im sinne des Scheitschen helden sind bemerkungen wie die folgenden: *Dann es was Eulenspiegel auch Wie mancher vnstat hat im branch, Dafs er macht andern wol ein graven, Mag doch eins andern wist nit schawen* (v. 10122 ff, vgl. auch Bienenkorb bl. 224 *Es grauszt jhn wie den vnflatern die ab jhrem eigen vnstat kein vnwillen schöpffen, aber von frembden*); *Aber gar sauer sah Eulenspiegel Wie ein stachlechter gsträubter Iegel Vnd fraßs vnd murt gleich wie ein Hundt, Der etwann hat ein Beyn im Mndt: Gedacht, wann sie mit fressen soll, So wirstu nit viel satt vnd voll usw.* (v. 10178 ff); *Da griff er zu, wolt sich nicht schemen, Bist alt genug, kanst selber nemmen, Vnd fraßs fast sehr enfürgelegt* (v. 11099 ff). aber der Grobianus ist auch ein vorläufer von Fischarts Gargantua, und ganz besonders atmet die trunkenlitanei grobianischen geist, bei der H. denn auch des längeren verweilt. er hätte außerdem das 14 und 24 cap. nennen sollen: die lebensweise des jugendlichen Gargantua und seine weitere erziehung ist die eines echten Grobianers; vgl. die unten zu gebenden belege und neutr. s. 396.

Sonst hat H. die geistige verwantschaft Scheits und Fischarts nur skizziert und sich darauf beschränkt, mehrere gemeinsame redewendungen zu verzeichnen. die parallelstellen konnten reichlicher sein, wie aus meinen nachträgen erhellt, die freilich selbst

¹ ob Scheit und Fischart auch blutsverwante waren (H. s. 110), bleibt einstweilen unentschieden; vgl. ADB 30, 728.

wider einem höchst unvollkommenen durch die verhältnisse bedingten materiale entnommen sind. ich nehme gelegentlich auch auf Brant, Murner, Wickram und Lindener bezug.

Zu Grob. neutr. s. 4 *Ja nicht allein Homerus, kóme Christus selber wider, man liefs ju nicht ein, es würde ju kaum mehr so gút, dafs man ju im Kühstall sein leger haben liefs, so er sich vorhin auff erden beklagt, er habe nicht da er sein haupt hudege* vgl. Fischart Nachtrab 1097 ff *Wo bleibt der Ertzhirt Christus dann, Der sich beklagt, dass er nit kan Ein órtlein finden für sein haupt, Da doch ein jeder Rab, der raubt, Sein nest kan finden?* usw., s. auch Murner Schelmenz. 2S, 25 ff, Narrenbeschw. 42, 9 ff, 82 cd. 82, 85 ff; Kawerau Murner und die kirche des maes s. 20; Lindener ed. Lichtenstein s. 200. — zu Grob. s. 5 *wie die Artzet die pillulen mit zucker vnd gewürtz bedecket, den krancken darreichen* usw. (II. s. 114) vgl. Fischart Ehzucht. Q 2^a *Vnd gleich wie die Arzet bittere Arzeneien mit süsen sáßten vermischen* usw.; Germ. 36, 158. — den ovidischen ausspruch *Nitimur in vetitum* (Grob. s. 6. 109) citiert auch Fischart im Garg. neutr. s. 452 mit gleichzeitiger anlehnung an Scheits *reime* (s. 2), mit denen sich das buch zum leser wendet: *was man verbeut, das thun erst die Leut* usw.; vgl. Wander iv 1530. — den ausruf *hehem!* (Grob. v. 113) kann ich nur noch aus Fischart belegen, vgl. DWb. iv 2, 785; das zweite citat daselbst stammt aus dem Garg. neutr. s. 154; auch s. 149 begegnet die interjection. — zu Grob. v. 116 (II. s. 120) vgl. Aller practick grossmutter 1593 B 1^a (s. zu Grob. v. 229 ff), Garg. s. 45 *Ein itar butz das náslin sein*. — zu *roraffen* Grob. s. 16. 6S vgl. Schade Sat. n. pasq. n 368 f. m 277, 17; Wendeler Fischartstudien s. 276. — zu Grob. v. 229 ff. 241 ff. 3086 ff und randbem. s. 57 vgl. Fischart Eulensp. neutr. 100S5 f, Aller practick grossmutter 1593 B 1^a C 2^a *Hotruck das Bein, so gibt es ein* (Grob. v. 245 *Truck wol das beinlin*), Garg. c. 14 im eingang (neutr. s. 196 f) *wann er sich vnter den Augen mit Rotz beschmiret* (vgl. Grob. v. 255) usw., s. auch Garg. s. 209 und die bildliche verwendung ebenda s. 401 *Du hast mächtig schön mit der Nasen auff den Ernel getroffen*. — Grob. s. 17 *Pfey dich, vnflat* vgl. Eulensp. v. 1145 *Pfu dich du grosser vnflat* (II. s. 117). *vnflat* ist ein lieblingsepitheton für den grobianer bei Scheit, vgl. s. 18. 44. 105. 116. v. 4031, auch Garg. s. 3 *Ein vnflat erleidets dem andern*. — Grob. s. 19 *Lach ober ein zan, dafs muns alle sihet* vgl. Flöhbaz ed. Wendeler 414 f *So lacht das alt Weib vngehewr Das man ihr bis an dgurgel sach, Kein Zan damit sie nicht aufbrach*. — zu Grob. v. 3731 *so tray ein kurtzes rócklin an, Gleich wie ein Aff vnd Bauian* mit der randbem. *Affenrócklin* vgl. Garg. 177 *Pavianrócklin*, Bienenkorb 57^b *kleine Pavianische reyfsmántelin*. — zu der randbem. Grob. s. 21 *Teutschen haben kein eigen kleidung* vgl. Goedeke Schwánke des 16 jhs. nr 250 und die dort verzeichnete litteratur, ausserdem JWestphals Hof-

färtstentel (Theatr. diab. 1575 fol. 399^b und Kawerau Balth. Kindermann, Geschichtsbll. f. Magdeburg 27, 227). — zu Grob. v. 425 *Gleich wie ein (pleyen) vöglin das heißt kü* (H. s. 122 anm. 2) vgl. noch Lindener ed. Lichtenstein s. 163. — Grob. s. 22 *Hans vnlust* vgl. Aller practick grossmutter D 8^a *Hänflein vnlust*, Garg. 390 *Bruder Vnlust*. — Grob. v. 465 *Stich pftutzen auff, vnd tödt die seyren* vgl. Garg. 252 *stach ein stund säuren auff*. — Grob. s. 23. 92 *Fantasier wie ein stockfisch*, s. auch s. 110; *stockfisch* in diesem sinne auch häutig bei Fischart zb. Garg. 224. 262. 387; Wickram Rollw. 153, 1. — *Credentzer* häutig im Grob. (s. 27. 88. 100. v. 3425) und bei Fischart: Zarneke z. Narrensch. 13, 79, DWb. v. 2135, Bienenk. 91^b 267^a. — Grob. s. 25. 91 *Nos poma natamus*, vgl. Flöhbaz 3662, Vorbereitung in den Amadis 7S, Bienenk. 228^b *Wir Oepffel schwimmen*, Murner Narrenbeschw. cap. 37, Wander 1 106 nr 9. 10. iv 477 nr 2. 10. — Grob. v. 692 *Vnd schneidt wie sant Cathrinen schwerdt* vgl. Garg. 179 *noch des Meydlins Johanna Poucelle inn Franckreich Verrost Catarinen Schwerdt*, Bienenk. 54^b *Schneidet aber das nicht fein wie SCatharinen Schwerdt?* — Grob. s. 31 *Raumauf* vgl. Garg. 119 *Herr Raumauff*, Bienenk. 253^b. — Grob. v. 729 *Das gab ein hundert seiner mütter nit* vgl. Podagr. trostb. (Kloster 10, 671) *pifslin, die kain hund seiner Mutter gonnet*. — Grob. v. 826 *Wie Kutzen laustren auff die meufs* vgl. Bienenk. 173^a *als ob ... ein Katz auff die Maufs laustert*. — zu Grob. v. 873 vgl. Garg. 258 *grübelt in zänen mit ein kalten Kalbsfufs, mit Schweinen Kloen* usw.; zu v. 875 vgl. Garg. 197 *Sein Zün steiff, wetzt vnd spitzt er mit negeln*, auch Murner Schelmenz. 21, 191. — Grob. s. 36 *Lafs faren was nicht pleiben wil*. vgl. bei gleichem anlass Garg. 255 *lafs rauschen was nicht bleiben will*, und was hier unmittelbar vorhergeht (Garg. 254 z. 2 v. u.), gestattet einen hinweis auf das Grob. s. 44 von Scheit als randglosse verwertete citat aus Dedekind. — Grob. s. 37 *Sing mit lungen noten*, vgl. v. 1018 (H. s. 127 anm. 1) s. noch Garg. 144 *Nun cantate canticum aufs der kanten, du/s die noten auff die Erden fallen* = De generibus ebriosorum ed. Zarneke 125, 22f. — Grob. v. 1056 *Vnd sih jn an gleich wie ein stier* (s. auch v. 211) vgl. Garg. 151 *Seh wie dir die Stieraugen spannenweit vor dem Kopff ligen*, ebenda 227 *Augensperrige Stierköpffe*; s. auch Wittenweiler Ring 35^c, 30. — zu *gEsel* (Grob. s. 43) vgl. aufser VJL 1, 76 noch Fischart Endlicher ausspruch des esels usw. 133f *Wer sind aber ohn G die GEselln, Die solch wald Efstisch vrtheit felln?* (Kurz in 6S); BWaldis Esopus 1 90, 78; Wander 1 1607 nr 61. — Grob. s. 44 *Es mü/s altzeit ein wend den schimpff da sein*, Lobrede E 2^a *Saturn ein — wend den schimpff* vgl. Aller practick grossmutter 1593 E 1^a 16^a = 1572 neutr. s. 22, Murner Mühle v. Schwind. 1214. — Grob. v. 1303 *nicht ein schnell*, vgl. Eulensp. 4223 *Ich geb vmb euch all nicht ein schnell*, Murner Luth. narr nit ein schnell (Kloster 10, 46), Schade Sat. u. pasq. in 279, 6; Lexer n 1023; Gramm. in 710 neutr. — Grob. v. 1304. 2152

von alten kesen sagen vgl. Garg. 241 *Ja ad nostras res, zu vnsern rāsen Käsen*. — Grob. s. 49 *Von ein jungen Grobianer der nit a wolt sagen, dafs er nit auch b c müste lernen* vgl. Garg. 197 *er . . . wolt nit A sagen, auff dafs er nicht müßs B sagen*. — zu Grob. v. 1569 (II. s. 125 anm. 6) vgl. noch *De generibus ebriosorum* ed. Zarneke 124, 20. — Grob. s. 54 *wird höltzin gelächter vom würllichen gelächter gebraucht, in andern sinne* Garg. 266, Bienenk. 15^b, vgl. DWb. iv 1, 2, 2S41f. — Grob. s. 60 *Mache sie so rol, das einer ein weissen hundert für ein müllerknecht ansihet* (II. s. 125 anm. 6) vgl. auch Garg. 187, Wander II 890 nr 1605. — Grob. v. 1931 *steh spat auff, vnd geh frü nider* vgl. Garg. 251 *David spricht, vanum est vobis ante lucem surgere*, ebd. 253 *Frü auffstehn ist nicht gut*, s. Wander I 166 nr 23. v S41 nr 62. S42 nr 65. 67. — Grob. s. 64 *Sie lassen vöglin sorgen* vgl. Garg. 75. 200, Bienenk. 95^b, Zarneke z. Narrensch. 94, 31, Murner Narrenbeschw. cap. 65. 75, 16. S4, 1S, Wander iv 1674 nr 31. — Grob. s. 65 *Schreien gleich wie die Zaubrecher* (s. auch v. 2321. 3706) vgl. Bienenk. 90^b *rufen und schreyen wie ein Hauffen Zaubrecher*. — Grob. s. 66 *Sie hat die sieben schön* (II. s. 62 anm. 4) vgl. Garg. 112 *Dann sie hatte die vier schöne an statt der vier tugenden, ja der sibens schöne wol vierzehen*, s. dazu Germ. 11, 217, HSachs ed. Keller v 176 anm., egm. 379 fol. 218^a. — Grob. s. 69 *Die weinzapffen wissen mehr, dann neun am galgen, anders aber ähnlich* Garg. 56f *schwelgen, schlemmen, temmen das macht stark hälfs, deren neun ein Galgen niderziehen*. — Grob. v. 2395 *Man spricht die nacht sey niemands fründt* vgl. Garg. 192, Wander III 845. — Grob. s. 74 *Grobianer — dienen den sibens schläfern in der nacht*: auch im Bienenk. werden die siebenschläfer öfter zum vergleich herangezogen. — Grob. s. 77 *Schreck den gast*, vgl. Garg. 440. 450, wo ein turm in der abtei Willigunt diesen namen führt. — Grob. s. 79 *Ein Collation wie die Tempelherren* vgl. Garg. 150 *Ich sauff wie ein Tumbher, Ich wie ein Tempelherr*, Wander iv 30 nr 3S. 31 nr 6S. — Grob. s. 83 *Hospitium uile, scarren bier, schwartz brot, lange mylen, sunt in westphalia, si non uis credere lauff dar* (Wander II 794. v 208 nr 3, Simrock Die deutschen sprichw. 11576. 11576^a) vgl. Garg. 311 *grob Westfalisch Kleien Prot*, Bienenk. 223^a *Saur Scherbier*. — Grob. s. 84 *Du bist zu loben für all schwanger bauren* vgl. Garg. 381 *Vnd lobt ju für alle schwangere bauren hinaufs*. — Grob. s. 84 (vgl. 41) *wie ein hundert (katz), der (die) häffen zerbricht* vgl. Fischart SDomini leben 56S, Eulensp. 6154. — Grob. s. 104 *Inn ein scheer gehöret haberstro* vgl. Garg. 389 *inn ein Bauren gehört Haberstro*, s. auch Murner Schelmenz. 36. 32, Narrenbeschw. 2S, 62. 33, 39, DWb. iv 2, 8S, Wander I 257 nr 69. 261 nr 235. 237. iv 153 nr 11ff. — Grob. s. 104 *Es ware fast vier hosen eius thüchs* vgl. Eh-zucht b. R 6^a *zwo hosen eyns tuchs*, s. auch Schade Sat. u. pasq. II 54, 10f. 122, 2, Wander II 790 nr 44. 793 nr 94, DWb. iv

2, 1839. — Grob. s. 113 *Wecke ein schlaffenten hundt* (s. VJL 1, 78 zu v. 95 f) vgl. Flöhlyaz ed. Kurz v. 493 f, Murner Narrenbeschw. 6S, 6 mit Goedekes ann., Bebel-Suringar s. 36 zu nr 111, Wander II 839 nr 500. 863 nr 1045. — Grob. s. 114 *Proficiat illi* vgl. Garg. 70. 232. 362, Murner Schelmenz. 39, 6. — Grob. v. 3950 f vgl. Eulensp. 7004 *Vnd dich so weich als stockfisch schlagen*; hierzu und zu Grob. v. 3949 Wander I 859 nr 15. III 1077 nr 4. 5. IV 873 nr 4. 5, DWb. VII 1015 (H. s. 122 ann. 2). — zu Grob. s. 116 *Criminor te, cracinor a te* (H. s. 128 ann. 7, Germ. 36, 192) s. noch Wackern. zum AHeinr. 1285. — Grob. v. 4270 *Anathomieren* vgl. den titel zu Fischarts Barfüsser secten- und kuttenstreit (Kurz I 99), Garg. 23. 63. 78 *anatomirig*. — Grob. v. 4378 *Vnd macht ein Bartolmeum draufs* (H. s. 91 ann. 3) vgl. noch Eulensp. 8209 ff *Ich hab viel lieber (bey mein gründ) Dafs man mir meinen Namen schind, Dann dafs man mir schind meinen Leib Wie Sanct Bartholome tod bleib*, Garg. 417 *Bartholomisirungen*, Murner Gäuchm. (Kloster S, 946) *mit sant Bartholome geschunden*. — Grob. v. 4391 f vgl. Garg. 68 *Dann Schcein töden ist der frölichen töd einer*, Wander IV 452 nr 124. — Grob. s. 134 *marter Hans* vgl. Aller practick grossm. ed. Wendeler s. 11, Garg. 368, DWb. VI 16S2f, Theatr. diab. 1575 fol. 472^a.

Zum eingang der prosa von Scheits fliegendem blatt De generibus ebriosorum (VJL 1, 70) vgl. Bienenk. 36^a. — in den anmerkungen zur Vollen bruderschaft habe ich bereits auf einige parallelen, wie sie zwischen diesen reimen und Fischart bestehn, hingewiesen, dieselben lassen sich noch vervollständigen¹. — Lobrede F 1^b grau ist die farbe der mönche und esel (H. s. 102 ann. 4), vgl. noch Barfüsser secten- und kuttenstreit 38f (Kurz I 102), Bienenk. 26^a 15S^b *Der Esel bey der Krippen bedeut der Eselgrawen Barfüsser Eselsköpff*. — Lobrede F 1^b 13^b *die klawen saugen* (DWb. v 1028f) auch Fischart Eulensp. 2S77. — schon oben s. 373 f habe ich einiger wortspiele aus der Lobrede erwähnung getan. die bei Sch. gelegentlich auftauchende ausdrucksweise ist bei Fischart bekanntlich stilmanier geworden. ans dem Grobrianus wäre noch anzuführen: s. 42 *Wo wolt der filtz ein ander filtzhüttlin nemen?* v. 4220 *Creusa hilf mir nun mein hort* mit der randglosse *Die kraufs thut dem Grobiano gülich*, Dedekind fleht zur *rustica Musa*; s. 125 *Ad consilium non accesseris nisi accerseris*; möglicherweise beabsichtigte Sch. auch v. 236S (*behüten*, in der randglosse *Hutmacher*) ein wortspiel. — endlich sei noch

¹ zu v. 42 vgl. Bienenk. 224^a *den Magen raumen*. — zu v. 53 vgl. Tierbilder 105 *Die Sau zeigt an die Epicurer* (Kurz III 60), Podagr. trostbüchl. *Epicurische Sawherd* (Kloster 10, 701), s. auch MFriderich im Sendbrief an die vollen brüder: *sind also gute Epicurische Schuw, welcher Hirte der Sauffteufel ist* (Theatr. diab. 1575 fol. 287^a) und in CFabers Sabbats-teufel *Epicurische ewig verdampfte Säwe* (ebd. fol. 473^b), *heiloser Inflat Lucianischer Spötter und Epicurische Saw* (474^b ff), all das nach dem bekannten horazischen bilde. — zu v. 125 vgl. Von S. Dominiçi leben 2298.

daran erinnert, dass Sch. wie Fischart Alciatus (Lobrede E 4^b F 1^b, Garg. 42. 115, Daemonom. 9), Beham, Dürer, Holbein, Lichtenberger (Fröhl. heimfahrt C 2^a, Aller practick grossm. 1593 K 2^b, Garg. 24), Marot citieren; über Arnoldus de Villa nova (Fröhl. heimfahrt D 4^b) vgl. Wendeler Fischartstud. 230f.

S. 130ff lässt H. seiner studie noch zwei anhänge folgen. im ersten widerlegt er die von Goedeke aufgestellte vermutung, Scheit möchte der bearbeiter der wormser Freidankausg. von 1535 sein, im zweiten macht er wahrscheinlich, dass Sch.s Fröhliche heimfahrt auf Wickrams Irr Reitend Bilger eingewürkt hat, wobei er jedoch m. e. die beeinflussung überschätzt, so weit sie die wörtliche berührung betrifft. ich notiere bei diesem anlass Grob. s. 51 *Müßs essen ist ein hart kraut* vgl. Irr Reitend Bilger 43^a, DWb. vi 2730. 2760, Wander iii 789 nr. 11; Grob. s. 102 *Der (ürz) ist heraufs!* ebenso Rollw. 174, 18; Grob. s. 105 *Je wüster je lieber* vgl. Rollwagenb. 93, 9f *ye gröber, ye hüpscher, ye wüster, ye holtseliger*.

Zum schluss noch einige einzelheiten. s. 8 begeht auch H. den öfter zu constatierenden irrthum, dass er von Clara Hätzlerin als verfasserin redet, während sie doch bekanntlich nur die schreiberin des liederbuches war; vgl. übrigens s. 97. — s. 12 note 2 lies statt s. 47: s. 29f. 45. — s. 16 vgl. jetzt noch FBurhenne Das me. gedicht Stans puer ad mensam und sein verhältnis zu ähnlichen erzeugnissen des 15 jhs. (Hersfelder progr. 1889). — schon Hist. zs. 63, 129 wurde darauf aufmerksam gemacht, dass bei der behandlung des übergangs zur parodie (s. 18ff) das in Fichards Frankf. archiv 3, 316ff mitgeteilte gedicht von den guten und schlimmen eigenschaften eines regenten (vgl. Toischer Die altd. bearbeitungen der pseudo-aristotelischen *Secreta secretorum* s. 10) erwähnung verdient hätte. — s. 19 nicht zwei, sondern vier jahre vor dem Narrenschiffe übertrug Brant die Thesomphagia ins deutsche. — s. 22f. zur namenbildung Grobian vgl. noch Wackernagel Kl. schriften iii 141f. — s. 23 über SNemo s. nach Alem. 16, 193. 281. 17, 151; Anz. xv 142; Denifle Arch. f. litt.- u. kirchengesch. 4, 330. über SStolprian s. jetzt auch Jeep HFvSchönberg, der verf. des Schildbürgerbuches s. 12 anm. SSchmossman begeuet auch im Eulenspiegel Reimensweifs 8378, SSchweinhardus in Wickrams Rollw. 176, 6; vgl. auch LHollonius Somnium vitae humanae 185f *Nun ist Sanct Schweinardi bgengnus, Vnd des Grobiani bsengnus*. Kirchhof Wendunmut i 231 kennt als patron der schneiderzunft einen STuchman, Fischart Bienenk. 50^b SCommodus, 201^b SGutman patron der schneider, 246^a SZinzius. — die anm. 11 und 12 auf s. 23 sind umzustellen. — s. 29 und sonst wird irrigerweise der druck des Kleinen grobianus nach Worms verlegt; H. hat die prosa, deren druckort unbekannt ist, mit der poetischen, bei SWagner in Worms in gleichem jahre (1538) erschienenen tischzucht verwechselt. — s. 42. zu

meinen VJL 1, S3 gegebenen nachweisen für das motiv von der metamorphose des menschen zu thieren durch den wein, für dessen ausbildung H. mit recht auch die sage von der Circe¹ heranzieht, wären noch folgende nachzutragen: KvAmmenhausen Schachzabelbuch v. 10704ff und Veters anm. sp. 427 f. in der schrift 'Ein newer nutzlicher vnd gründlicher Tractat von der Pestilentz, Item wesen, ursachen, fürsehung und Cur. Darinn auch vil schädlicher jrthumb, wölche in der gemeinen Cur im schwanck gehn entdeckt und widerlegt werden, der massen biszher nie geschehen ist. Durch Sebastian Mayr, der Philosophy und Artzney Doctorem und Physicm der Fürstlichen Statt München. Getruckt zu Tübingen 1564' heisst es s. 57^b: *wann zehen güter gesellen bey einander an einem tisch sitzen, essen einerley Speisz und trincken einerley Weins und wanns voll oder truncken werden, da sicht einer seltzam geberd: der würt zû einer saw, der ander zû einem affen, der drüt zû einem wolff oder hund, einer entschlefft, der ander schnadert wie ein Gansz, ein ander brumpt wie ein alter Bär, etliche beweinen das truncken elend, etliche wöllen jederman tod haben etc. und findt selten zwen, das einer geberdt ist wie der ander usw., vgl. SFranck, VJL 1, S5 note 1, s. auch ebenda 2, 596. Wenzel Scherffler sagt in seiner Grobianusübersetzung 110 (s. S9): *Er (der wein) ists der menschen offft durch seine stärke und krafft Zu Lämmern, Affen, Beern und gar zu Säuen schafft*; vgl. auch Tolstoj's lustspiel *Der erste braunweinbrenner*, Nord und süd 42, 286 f. — s. 44. 60 anm. 3. 104 anm. 2. die zeugnisse für einen aufenthalt Scheits in Frankreich, insbesondere in Lyon (ADB 30, 722) erhalten durch folgende gelegentliche bemerkungen eine weitere stütze: *Es werden auch in Welsch landen sondere schülen, darin man künstlich tantzen lert, gehalten* (Grob. neutr. s. 9); s. 40f findet sich ebenda die randbemerkung *Vt solent in Gallia*; in der Lobrede G 4^a redet Sch. von *den Landen da man sich in mangel der stuben der Cavin gebraucht, gemeinklich das angesicht zu dem tisch, den rücken zum feur keret* und macht dazu die randbemerkung: *Le doz au feu le uentre à table*, vgl. Schmeller 1² 1243. — s. 45 unten. Moyls Von dem schweren Misbrauch des Weins redet von *Doctor Grobian* (neutr. von MOberbreyer 2 aufl. s. 26). — s. 47 Murner nennt am schluss der Schelmenzunft nicht seinen namen, sondern den seines*

¹ *Ouidius hat viel zuthun mit der Medea, Horatius mit der Canidia, Virgilius und Homerus mit der Circe, welche desz Ulysses gesellen zu unvernußftigen Thieren soll verwandelt haben. Und wie wol dasselb ein gelicht vnd geheimnuß seyn kan, damit sie lehren, dasz ein jeder mit seinen lastern sich selbs verstelle vnd einem Menschen sich vnähnlich mach, Ist er ein Säuffer, so wirdt er zur Saw, ist er zänckisch, so wirdt er einem Hundt, Löuwen vnd Bären ähnlich, ist er räuberisch, so macht er sich zum Wolff, vnd so fortan. So ist doch kein zweiffel, dasz Circe ein grosse zauberin gewest ist* heisst es im Zauberteufel des L.Milichius (Theatr. diabol. 1575 bl. 175^b), vgl. auch Obsopœus-Wickram s. 45 (neutr. 1891) und Fischart Ebzuchtbl. 1578 bl. R 1^b.

bruders, des druckers BMurner. — s. 54 anm. S müssen einige citate unrichtig sein. — s. 78 Wendelin Hellbach war auch sonst noch litterarisch tätig: 'Gewisse und warhaffte Abcontrafeytung dreyer Ehern, so zu Eckardfshausen etc. gewachsen sind. Durch Wendelinum Hellbachium, Pfarrherrn daselbst in kurtze Reimen verfasst. Frankf., o. j. (1578), sodann: 'Eigentliche und warhafftige beschreibung, der dreyen erschrecklichen Commeten, welche zu Cascha in Ungerland, auch viel andern orten mehr gesehen worden, dero deutungen etc. In Reimenweiss fleissig verfasst und aufgelegt, etc. Frankf. 1580'. Anz. f. k. d. d. vorzeit 1857, 360. 1859, 7; vgl. auch Goed. n², 480. ein lat. gedicht De monte Proculo Thuringiae ist abgedruckt im Mons Veneris von HKornmann, Frankf. a. M. 1614, s. 379f. — s. 76 f. 125 f. das thema vom krieg der weiber mit den stölen hat bereits Wittenweiler in seinem Ring 37^a, 41 ff [vgl. Zarncke zum Narrenschiff 110^a, 139] angeschlagen (darnach ist Germ. 36, 183 zu berichtigen) und mit einem andern viel behandelten (H. s. 72 anm. 3) verbunden. — s. 96 anm. 3 vgl. Zs. 24, 64 f. — s. 119 anm. 2 vgl. auch Grob. 1654. — s. 121 ist gesagt, dass Scheit und Fischart häufig am schlusse der capitel dreireim verwenden; s. aber meine anm. zur Vollen bruderschaft v. 173 ff (VJL 1. 81); ebenso unkünstlerisch verwendet ihn Murner. — s. 125 'elliche fressen kerzen und gläser' s. Schade Sat. u. pasq. 1 162 v. 296. — s. 133 lies *Ja wann Apelles dis allsamen*.

Tübingen, april 1892.

PHILIPP STRAUCH.

SCHRIFTEN ZUR KÖRNERFEIER.

- Theodor Körner. zum 23 september 1891. (von dr RUDOLF BROCKHAUS). Leipzig, F. Brockhaus, 1891. 198 ss. gr. 4^o. — 12 m².
- Theodor Körners Leier und schwert, vom biographischen, ästhetischen und culturgeschichtlichen standpuncte aus betrachtet. eine festgabe zum 100jährigen geburtsstage des sängers und helden. von H. WELSMANN. StWendel, KMüller, 1891 (Leipzig, Gföck in comm.). 52 ss. — 1 m.
- FrFörsters Urkundenfälschungen zur geschichte des jahres 1813 mit besonderer rücksicht auf ThKörners leben und dichten von FRIEDR. LATENDORF. Pösneck, CLatendorf, 1891. 37 ss. 8^o. — 0,60 m².
- Theodor Körner. von ADOLF HAUFFEN. (Sammlung gemeinnütziger vorträge hsg. von deutschen vereine zur verbreitung gemeinnütziger kenntnisse in Prag nr 159). Prag, 1891. — 0,20 m.
- ThKörners Ziny, nebst einer allgemeinen übersicht über ThKörner als dramatiker. von HEINRICH BISCHOFF. Leipzig, Gföck, 1891. 90 ss. 8^o. — 1,50 m.

Es sind in Deutschland wenig bücher gedruckt worden, die sich, was die typographische ausstattung betrifft, mit Brockhaus festschrift vergleichen dürften. der herausgeber, ein eifriger sammler und glühender verehrer des dichters, hat in ihr 60 documente zum abdruck gebracht, die sich zum kleineren theile auf den

* [vgl. Beil. z. allg. ztg. 1891 nr 244 (L.G.). — Revue crit. 25 nr 52 (Achuquet). — Lit. centr. 1891 nr 37.]

** [vgl. Beil. z. allg. ztg. 1891 nr 272 (L.G.).]

dichter, zum größeren auf die familie Körner beziehen. zwei briefe von Theodor aus den letzten jahren und stunden, sowie einen brief von Körners braut Toni an die mutter des dichters findet man im facsimile widergegeben. dass neben einigen wichtigen stücken auch so manche minder bedeutende einherlaufen, die mehr für den sammler als für den forser von interesse sind, wird man begreifen und entschuldigen, wenn man bedenkt, dass alle stücke aus der autographensammlung des herausgebers stammen. die wertvollsten nachrichten über den dichter enthält der anhang s. 183ff, in dem man die auf Körners liebe zu Toni Adamberger bezüglichen stellen aus der leider blofs als manuscript gedruckten selbstbiographie des freiherrn vArneth ausgehoben findet. hier erzählt Toni als spätere frau von Arneth selber von dieser glücklichsten und traurigsten zeit ihres lebens.

Welsmann betrachtet die gedichtsammlung 'Leyer und schwert' zuerst von seiten des inhaltes und der in ihr enthaltenen gedanken. dann untersucht er in der üblichen weise ihre form: zunächst den sprachlichen ausdruck (vorliebe für gewisse wendungen und ausdrücke, metaphern und figuren), dann die metrische form. alles aus bekannten gesichtspuncten, aber in besonnener und gründlicher weise. auch die abhängigkeit Körners von Schiller und umgekehrt sein einfluss auf die politischen dichter der vierziger und siebziger jahre sind im einzelnen aufgezeigt.

Dass Friedrich Förster kein getreuer berichterstatler war, sondern die dinge auf seine weise zustutze, hat noch jeder erfahren, der in die unangenehme lage versetzt wurde, seinen nachlass zu benutzen. seine nachrichten enthalten immer etwas wahres, so dass es unmöglich wird, sie als reine lügen einfach zu verwerfen; und doch kann man ihm auf schritt und tritt nachweisen, dass sich die dinge nicht so zugetragen haben können, wie er sie schildert. Latendorf stellt in seiner kleinen schrift eine reihe von neuen entstellungen der wahrheit fest; namentlich verwirft er die ganze correspondenz zwischen Förster und Körner vom december 1812 bis in den april 1813 als eine 'fälschung' Försters. kann man dem verfasser in allem sachlichen beitreten, so begreift man doch nur schwer den ganz unhistorischen ton sittlicher entrüstung, mit dem er über den freund Körners und seiner familie herfällt. weifs denn Latendorf nicht, wie Bettina ua. in der romantischen periode briefe herausgegeben haben? das gewissen war damals ein anderes als heute.

Hauffens vortrag gibt einen knappen und bündigen überblick über Körners leben und dichten, der nur leider durch ein paar höchst bedenkliche stilistische wendungen entstellt ist.

Bischoffs schrift endlich bietet eine fördernde untersuchung, namentlich über die historischen quellen des Zriny. der verfasser zeigt, wie Körner nach dem rate des vaters und nach dem muster Schillers in den historischen quellen bestimmtheit und

begrenzung suchte und fand. auf schlagende gegenüberstellungen des wortlautes der quellen und des Körnerschen textes hin werden Ortelius, Budina, Forgach und Hormayr als quellen nachgewiesen; auf einige von ihnen hatte indessen schon Tomanetz in der einleitung zu der Gräferschen schulausgabe aufmerksam gemacht. auch die kenntnis und benutzung der dramen von Werthes und Pyrker ist meines erachtens aus einzelnen, aber wichtigen detailzügen überzeugend dargelegt; nur was die heldenmütige gattin des belagerten von Sigeth betrifft, durfte noch an die Elisabeth im Götz erinnert werden. leider begnügt sich B., aus wörtlichen entlehnungen die benutzung der einzelnen quellen nachzuweisen; über das, was Körner allen diesen quellen verdankt, was er aus seinen quellen gemacht hat, geht er (s. 51) allzu flüchtig hinweg. den vergleich der geschichtlichen vorgänge und characteren mit der handlung und den characteren des Körnerschen dramas ist er uns also schuldig geblieben. ein weiteres capitel berichtet, wiederum in förderlicher weise, aber durch lästige wiederholungen und ungeschickte composition entstellt, zunächst über die entstehung und über die aufnahme des dramas bei der ersten aufführung; dann erst wird seine nationale und ästhetische bedeutung erörtert. schlagend sind wiederum die parallelen zwischen den reden des Juranitsch und den versen und briefen, die Körner an Toni gerichtet hat; sehr gut ist die vorliebe Körners für kraftworte wie 'schmettern', 'donnern' beobachtet; sehr unvollständig dagegen sind die berührungen mit Schiller verzeichnet. ein anhang bespricht die bearbeitungen, übersetzungen und aufführungen des Zriny, ohne anspruch auf vollständigkeit und ohne berücksichtigung der speciellen theatergeschichten. in der allgemeinen einleitung bringt der jugendliche verfasser, der unsere kenntnis des dichters durch seine untersuchung wesentlich gefördert hat, manches richtige wider die absprechenden urtheile der litteraturgeschichten über die begabung des dichters vor, der mit 22 jahren aus einer hoffnungsreichen laubbahn gerissen wurde und nun bis an den jüngsten tag zwischen Schiller und Kotzebue hin und her fliegen soll.

Das stammbuch Körners, das die mutter des dichters einst der frau vPereira zugeschickt hat und das sich bis vor kurzem im besitz ihres enkels, des grafen Fries auf schloss Czernahora in Mähren befand, ist jetzt von dem letzten besitzer dem Körnermuseum in Dresden übergeben worden. mittheilungen daraus sind in der Berliner Gegenwart 1891 nr 40 gemacht worden.

Die folgenden schriften, ohne anspruch auf wissenschaftliche bedeutung, seien wenigstens nach den titeln verzeichnet: AKohut, ThKörner, sein leben und seine dichtungen (Berlin 1891); FFrenzel, ThKörner, ein gedenkblatt (Leipzig 1891); BRogge, ThKörner, ein sänger und held (Wittenberg 1891); KKreyenberg, ThKörner (Dresden 1891).

Vöslau, 4 juni 1892.

MINOR.

Heinrich Heines sämtliche werke. mit einleitungen, erläuternden anmerkungen und verzeichnissen sämtlicher lesarten von dr ERNST ELSTER. Leipzig und Wien, bibliographisches institut, o. j. 7 bde. 8°. — 16 m.*

Ernst Elster, der bereits vor fünf jahren eine treffliche ausgabe des buchs der lieder (DLD 27) veröffentlicht hat, beschenkt uns jetzt mit einer vollständigen kritischen ausgabe der sämtlichen werke Heinrich Heines. die anordnung, welche mit recht die von Heine selbst geplante und von Strodtmann versuchte nicht berücksichtigt, lässt in ihrer einfachen übersichtlichkeit nichts zu wünschen übrig. sieben gut gedruckte handliche bände haben folgenden inhalt: bd. I: Lyrische gedichte (Buch der lieder. Neue gedichte. Romanzero); bd. II: Nachlese zu den gedichten (in fünf büchern). Tragödien (Almansor und Ratscliff). Atta Troll. Deutschland, ein wintermärchen; band III: Reisebilder 1—4; bd. IV: Der salon 1—4; bd. V: Französische zustände. Die romantische schule. Shakespeares mädchen und frauen; bd. VI: Vermischte schriften 1—3. Der doctor Faust, ein tanzpoem; bd. VII: Ludwig Börne, eine denkschrift. Nachlese zu den werken in prosa. mich wundert nur, dass der neue herausgeber, der in bd. VII den geschmacklosen titel von Campes mache beseitigt und Heines eigenen titel wider eingesetzt hat, nicht dasselbe in band I für gut befunden hat; das schlimme wort 'Romanzero' ist auch Campisch; Heine schrieb das allein richtige *Romanzero*. dem ersten bande geht eine allgemeine einleitung über leben und schriften des dichters voraus; jede einzelne schrift hat noch ihre besondere einleitung erhalten, in der über die geschichte ihrer entstehung und die aufnahme bei der zeitgenössischen kritik bericht erstattet wird, und jeder band wird geschlossen durch ein sorgfältig gearbeitetes lesartenverzeichnis, das sich bei der nachprüfung als durchaus zuverlässig erwiesen hat. nur II 495 haben wir die erwähnung der zwei apocryphen gedichte aus dem album des Burgberges bei Harzburg und der ohne zweifel echten schlosslegende¹ vermisst (Str. 17, 272 ff und 254), und I 503 hätte wol hinzugesetzt werden müssen, dass 'Ein langer Traum', wie wirklich im Hamburger wächter steht, druckfehler für 'banger' ist.

Es ist hier, wo nur über die neue ausgabe Heines berichtet werden soll, nicht der platz, über die bedeutung Heines als schriftsteller mit dem herausgeber zu rechten. sein schlussurteil, Heine sei einer der ersten geister des 19 jhs., schießt weit über das ziel hinaus; richtiger erscheint uns die voraufgehende maßvollere charakteristik, er sei ein mann von unvergleichlicher begabung,

* [vgl. Lit. centr. 1887 nr 48, 1891 nr 7 (C.). — ULZ 1891 nr 20 (ASauer)]

¹ näheres gibt jetzt aus Schads Nachlass Anton Englert in seinem aufsatz 'Heine und Schad' (VJL 5, 315), der noch mancherlei andere ergänzungen liefert.

die freilich zu einer reinen harmonischen entfaltung nicht durchgedrungen ist. viele lieder Heines werden leben, so lange man in Deutschland singt; aber die prosawerke, auf die ihr eifriger verfasser den hauptnachdruck gelegt hat, haben ihr begeistertes publicum gehabt in einer gottlob untergegangenen zeit; sie tragen nicht den stempel der unsterblichkeit und muten uns schon bedenklich veraltet an. der litterarhistoriker, der die jahrzehnte dauernde herrschaft Heines auf dem deutschen Parnass kennt, wird sich über die saubere arbeit des neuen herausgebers freuen, der die in originalausgaben selten gewordenen bücher in der gestalt wider vorführt, wie sie einst ihren triumphzug durch die leswelt gehalten haben; aber so interessant sie historisch sind, so erschrecken jetzt wol viele mit dem alten Goedeke über ihre geistige öde und leerheit.

Wir begegnen in der biographischen einleitung noch zwei hyperbeln, die wir mit einem fragezeichen versehen möchten. dass das buch *Le Grand* eine sammlung von 'staunenerregendem wissen' sei, ist ebenso wenig zuzugeben, als die behauptung, dass die grammatische unsicherheit, über die der dichter selbst in 151 klagt, sich bald verloren habe. vom ersten bis zum letzten bande stoßen wir auf präpositionsfehler¹, sprachwidrige constructionen², unrichtige verhalformen³, schlecht gebildete, gesuchte wörter⁴, verwechslungen von starken und schwachen endungen der adjectiva⁵; daneben stört die vorliebe für *wie* statt *als* nach dem

¹ *der zwischen zwei Gebündel Heu nachsinnlich grübelt* I 241, *in weißen Laken gehüllet* I 269, *welcher leht auf Pfändern* I 414, *hält sich das Tuch vor der langen Nase* II 191, *es zuckte über dieser Stirn* III 159, *bis am Nabel* III 413, *bissen sich vor Honne in den Schwänzen* IV 96, *wie die goldnen Sonnenlichter auf die beteuerten Schiffsäue spielen* IV 113, *aufsr den Helden dieser Blätter* IV 114, *sei ihrer selbst willen da* V 250, *aufser denjenigen, mit welchem* V 258, *mit tausend und eine Novelle* V 255, *hat hier der Dichter in neuen kostbaren Gewanden gekleidet* V 257, *wegen Hegels immer steigendem Ansehen* V 295, *Hegel hat in seinem Systeme auch die ganze Dogmatik aufgenommen* V 299, *von Sonne, Mond und Sterne* V 326, *während dem sogenannten Freiheitskriege* V 336, *die in adligen Rittersn verliebt sind* V 337, *füßend auf solchem Axiom* V 341, *eingewickelt in ihren Talaren* V 461, *im Zeitunglesen verliert* VII 15, *wurzelnd in die Abgründe* VII 46, *auf die Harburg ankam* VII 64, *der nie im Zelotengeschrei einstimmte* VII 102, *beruht nur auf der Tüchtigkeit, den Willen, die Passion und den Enthusiasmus* VII 107 ua.

² *will geschmeichelt sein* I 418, *ich liefse dir spätere Zeiten sehen* II 457, *mir das Leben wie eine krankheit ansehen liefsen* III 398, *voll antediluvianischem Character* IV 81, *deren ich mich bewußt bin* VI 20, *den Kaiser nergeln* VI 25, *innerhalb derselben* st. *innerhalb deren* usw.

³ *hing* st. *hängte*, *rann* st. *rannte*, *auslicht* st. *auslöscht*, *ersäufen* st. *ersaufen*, *habe ich ihm begnet*, *imperative wie treffe, lese* ua.

⁴ *tröpfern*, *verspöttekn*, *festkrämpfen*, *ungetümes*, *Anerkenntnis*, *Begebnis*, *Begegnis*, *Begehrnis*, *Begtaubnis*, *Beharrnis*, *Erfindnis*, *Zerstörnis*, *Vorneigung* ua.

⁵ *seine dramatische Stoffe*, *alle mögliche Stoffe*, *jene intuitive Naturen* v 342. 343. 361 ua.

comparativ, übermäßige verwendung der zusammensetzungen *wobei*, *wozu* udgl. in nachahmung des französischen *où*, häufige anacoluthie in nachsätzen mit *so* — lauter flecken, die bedenken dagegen erheben lassen, dass dem dichter ohne einschränkung eine sieghafte sprachbeherrschung nachgerühmt wird.

Die darstellung des äufsern lebens Heines verdient unbedingte anerkennung: auch der feststellung des geburtsjahres als 1797 und der entdeckung eines liebesverhältnisses zu Therese Heine möchte ich zustimmen, wenn auch bei dem letzten, gerade so wie bei dem längst bekannten zu ihrer älteren schwester Amalie und bei dem erst in den memoiren so romanhaft ausgeschmückten zum roten Sefchen, der scharfrichterstochter, eine etwas skeptischere behandlung des details sich empfehlen möchte. bei Heine muss man immer wider fragen, wie viel simple historische wahrheit und wie viel pose ist; in den Traumbildern, in den Jungen leiden und andern jugendliedern scheint doch nicht alles so erlebt zu sein, wie der biograph annimmt; bei dem liebeschmerz, den die reichen cousins dem dichter bereitet haben sollen, spielen die verlornen diamanten und perlen wol auch ihre rolle. vielleicht geben die familienbriefe noch manchen neuen aufschluss, deren publication durch die Embdenschē familie zum herbst d. j. erwartet wird.

Von den oben angeführten sprachsünden fallen vielleicht manche dem nachlässigen corrector zur last. wie ein neuer herausgeber sich den zahlreichen fehlern der ersten ausgabe gegenüber verhalten soll, ist schwer zu entscheiden, weil sich sehr oft nicht erkennen lässt, ob man es mit einem blofsen druckfehler zu tun hat. Elster hat im Salon energischer mit bessernder hand eingegriffen als in den andern bänden, weil ihn Heines eigne klage über den mangelhaften druck deckte; ich würde ohne scheu weiter gegangen sein, weil sich ja immer die lesart der originalausgabe im variantenverzeichnis nachtragen liefs. so steht unbeanstandet i 125 *Such in* st. *Such ihn*, 140 *Alkuden* st. *Alkalden*, 406 *Walhalla* st. *Walhalle*, 423 *Siebst* st. *Siehest*; ii 241 *Gusairo* st. *Gayferos*, 481 *Turkoasen* st. *Turkoue*; iii 103 *ligitimen* st. *legitimen*, 112 *Loogbook* st. *Logbook*, 143 und 192 *Andernacht* st. *Andernach*, 155 *aristocrats* st. *aristocrates*, 156 *Putaine* st. *Putain*, 173 *Systematie* st. *Systematic* (systematik), 174 *Campo Martii* st. *Martio*, 334 *In bin* st. *Ich bin*, 399 *delightfull* st. *delightful*, 416 *Goddam* st. *Goddam*, 452 *Myrmidionen* st. *Myrmidonen*, 466 *Frau Tweazle* st. *Frau Teazle* (in Sheridans School for scandal), 486 *hear-him* st. *hear him*; iv 20 *Grenzen* st. *Grenze*, 64 *Sanson* st. *Sawson*, 86 z. 3 *nicht* zu streichen, 102ff *Jungfernstieg* st. *Jungfernstieg* (wie ii 186 und iii 77 richtig steht), 115 *Gamorra* st. *Gomorra*, 131 *Mardachai* st. *Mardochai*, 208 *Supermazie* st. *Supremazie* (oder *Suprematie* wie s. 220), 328 *Jeseph* st. *Josephs*, 387 *Gerappel* st. *Getrappel*, 537 *bei dem Fünembüden* — *hinter der*

Fünembülen — *Pierrots* st. bei den *Fünambülen* — hinter den *Fünambülen* — *Pierrots*, 538 *Zischenpause* st. *Zwischenpause*, 541 *Siviglia* st. *Seviglia*, 561 *Myffrauen* st. *Myffrowen*; v 23 *kajoliert* st. *kajoliert*, 234 *Wunderelixir* — *Elexir* st. *Wunderelixir* — *Elixir*, 243 *Aasenburg* st. *Asenburg*, 248 *Brevèt* st. *Brevet*, 274 *quälten* st. *quälte*, 281 *Theater français* st. *Théâtre Français*, 283 *Pai-steteros* (wie II 493) st. *Peithetäros*, 290 *Jerten* st. *Gerten*, 291 *Savedra* st. *Saavedra*, 315 *Sous* st. *Sou*, *räsonierte* st. *räsonnierte*, (ebenso VI 23. VII 18 und 103), 336 *festoniert* st. *festouniert*, *palüstinasche* st. *palüstinische*, 344 *hatte ich* st. *hätte ich*, *Glockengelante* st. *Glockengeläute*, 345 *heranbrach* st. *hereinbrach*, 363 *il-n'y-a* st. *il'n'y a*, 461 *Rokolor* st. *Rokolor*; VI 43 *Barnabas* st. *Barrabas*, 65 *Lechastre* st. *Luchastre* (oder *la Châtre*, vgl. Kl. Schmidt *Leben u. Werke* I 335); VII 14 *angemehmes* st. *angenehmes*, 24 *Lamenais* st. *Lamennais*, 32 *Anschel* st. *Amschel*, 43 *Maschinen auf-zuziehen* st. *Maschine aufzuziehen*, 46 *Helene* st. *Hellene*, 55 *Kabil-jau* st. *Kabeljan*, 58 anm. 1 *plectoris* st. *plecteris*, 65 *vom Adel* st. *von Adel*, 77 *Tumultanten* st. *Tumultuanten*, 79 *Maçonery* st. *Masonry* (oder *Maçonnerie*), 92 *Wirt* st. *Wirth* (wie s. 83 anm. 2 richtig steht), *Tortulsuppe* st. *Turtlesuppe*, 94 *Bergfeier* st. *Berg-feiern*, 95 *inkrimierten* st. *inkriminierten*, 101 *Place Louis xv* st. *Louis xvi*, 123 *Anteus* st. *Antäus*, 142 *Magdaleineviertels* st. *Made-leineviertels*, 390 und 493 *Barlaam*, *der Sohn Boers* st. *Bileam*, *der Sohn Boers* (vgl. 405. v 360 und 363 *Bileam*, *dem Sohne Boers*, IV 159 *Barlam*, *der Sohn Boers*).

Beiläufig seien hier auch noch einige kleine druckversehen in der biographie verbessert: s. 6 und 103 *Emden* I. *Emhden*, 9 *Guilliver* I. *Gulliver*, 18 *Hermine* I. *Helmine* (II 461 richtig), 20 ff *Kuxhaven* I. *Cuxhaven*, 24 *Wiege seiner Lieder* I. *Leiden*, 49 *Stephans Hall* I. *Stephen's Hall*, 50 *Satorius* I. *Sartorius* (15. 41 und II 62 richtig), 72 *in auekeln* I. *ihn*, 79 *Automarchi* I. *Autom-marchi* (III 112 richtig), 115 *Wilhelm iv* I. *Friedrich Wilhelm iv*.

Diese notizen machen natürlich keinen anspruch auf voll-ständigkeit; es sind gelegentliche aufzeichnungen beim lesen, die dem herausgeber nur zeigen wollen, dass seine mühselige arbeit vom anfang bis zum ende aller aufmerksamkeit wert geachtet ward. zu den erklärenden anmerkungen, deren eine ausgabe des anspielungsreichen Heine nicht mehr entraten kann, geben wir auch noch einige nachträge.

Bd. 1. s. 235 fehlt zu den worten Salomos die verweisung auf Prov. 5, 4. — s. 277 wäre in a. 1 wol eine erinnerung an Uhlands ballade am platz gewesen. — s. 297. das gedicht 'Die engel' ist als huldigung für die baronin James Rothschild von Heine in ein exemplar des *Atta Troll* geschrieben. — s. 318. *Templo-ber* = *Tempelhofer berg* = *Kreuzberg* im süden Berlin; vgl. VI 309. — s. 347 fehlt die erklärang zu *Carabin*, wenn auch nur durch verweisung auf IV 504. — s. 404 a. 3. der nieder-

rheinische poet Christ. Joseph v. Matzerath, dessen gedichte 1838 bei Cotta erschienen sind, hat mit der schwäbischen schule nichts zu tun. — s. 405. zum Dänenprinzen war ein hinweis auf Hamlet m 1 ratsam. — s. 406 a. 5 erklärt die nonnenfärzchen ungenau als leichtes gebäck; es sind aniskuchen. — s. 407 fehlt zum pflaffen Dollingerius der hinweis auf Joh. Jos. Ignaz Döllinger, gest. 1890, und die berichtigung der Ebersburg in Eberburg. — s. 408 a. 1 hätte auf Platens Antwort an einen ungenannten (Anselm Feuerbach) verwiesen werden müssen. — s. 409. zu dem gedichte 'Mythologie' war die unform *Danäen* und die verwechslung der Semele mit der Io zu rügen. — s. 427. 'so lag ich — Klinge' Falstaffs worte in Henry iv 1 2, 4. — s. 461. in der Bibel ist zu lesen vgl. 4. Mos. 25, 6 ff. — s. 481. zu 418 fehlt die verweisung auf m 144. — s. 491 zu 140. Zauberring cap. 19.

Bd. 2. s. 79. Eduard G. ist Gans, geb. 1797, gest. 1839. ob sich auch s. 124 auf ihn bezieht, ist zweifelhaft; vgl. vi 118. — s. 81 a. 1 vgl. vi 355 ff. — s. 109. zu Homeros fehlt das citat Od. xi 489 ff; vgl. m 137. — s. 164. fräulein Nostiz ist Clotilde Septimie v. Nostitz und Jänkendorf (1801—1850), die tochter des sächsischen ministers Gottlob Adolf Ernst v. Nostitz, der selbst unter dem namen Arthur v. Nordstern dichtete. die verwandlung des buchhändlers Arnold in Arnoldi erklärt sich aus seiner firma Arnoldische buchhandlung. — s. 184. der kluge Jekel ist Jacob Oppenheimer. — s. 198. statt 'keine Nante' ist zu lesen 'keinen Nante', mit anspielung auf den eckensteher Nante in Ad. Glafsbrenners 'Berlin, wie es isst und — trinkt'. — s. 215 a. 2 fehlt der name des volksfestes 'Waisengrün' und s. 216 bedürfen das *Schnütchen* (deminitiv des plattdeutschen *smut* = schnauze, maul, mund) und die nur in Hamburg und Lübeck bekannten *Litzenbrüder* = beedigte packer einer erklärang. — s. 221 a. 3. das erzählte gilt nur für den musenalmanach von 1837, der Heines bild enthält. der jahrgang 1838 trägt wider Schwabs namen und enthält beiträge aller schwäbischen dichter. — s. 438. zu dem Menzel von Köln ist auf iv 308 ff zu verweisen. — s. 476 a. 1 erklärt kaluten sonderbar als eine hühnerart; es sind truthühner. — s. 478. mit dem krummen Adonis ist Eeltje gemeint; vgl. Borchardt Das alte lustige Hamburg 1, 46.

Bd. 3. s. 16 a. 1. *Schnurren* sind nicht pedelle, sondern nachtwächter; vgl. den obereschnurren Wellington s. 486. dass *Profax* studentischer ausdruck für 'Prorektor' war, bedurfte auch der erwähnung. — s. 18 *Korpusjurausgabe mit verschlungenen Händen*, im anfang unsers jhs. noch sehr geschätzt, benannt nach dem signet der Wechelschen druckerei. — s. 31. das lied vom getreuen Eckart s. Tieck Romantische dichtungen 1 422 ff, Phantasus 1 196 ff., Gedichte n 110 ff. — s. 33 a. 1. hofrat B. ist sicherlich nicht Benecke, sondern Bouterwek. dieser ist der verfasser des s. 515 citierten buches 'Die religion der vernunft, ideen

zur beschleunigung der fortschritte einer haltbaren religionsphilosophie. Göttingen 1824'. — s. 123 anm. 3. an Schleiermacher ist gewis nicht zu denken; der *dicke Pastor* ist der Berhner hofprediger Gerhard Friedrich Albrecht Straufs (1786—1863), dessen 'Glockentöne, erinnerungen aus dem leben eines jungen geistlichen' zuerst Elberfeld 1815—1819 in 3 bdn. erschienen sind und wenigstens sieben auflagen erlebt haben. — s. 136. *à la française fortgeschlichen* nach dem englischen 'to take a French leave'. die stelle aus Immermanns Edwin steht sc. 4 des 2 acts. — s. 150. 'mit Hamlet sagen'. parodie von Haml. 1 2. — s. 152. *Lehrbuchseelen* = einwohnerzahlen. — s. 154. *Les jours de fête sont passés* aus der von Grétry componierten oper Marmontels 'Le tableau parlant'. — s. 158. Heine verwechselt den Simplon mit dem Großen Bernhard (ebenso vi 21). noch schlimmer gerät s. 160 Sanct Helena in das indische meer. — s. 168 war *Bartels* zu verbessern; zum most gehört Barthel. — s. 177. Schupps wort ist echt; es steht Zugab s. 336 am ende des Beliebten und belobten kriegs. Heines citat ist der ausgabe der Lehrreichen schriften, Frankfurt 1684 entnommen. — s. 178. zu dem turm, der gen Damaskus schaut, aus Hohelied 7, 4 war ein hinweis auf iv 159. 473 am platze. — s. 179 a. 1. die erklärung von *Benauigkeit* muste vor allem die richtige form *Benauthheit* bringen; vgl. vi 355. — s. 182. den ausfall gegen Uechtritz wollte Heine streichen (19, 367 Str.); er hat diese stelle übersehen, während die andere s. 526 ff wirklich gefallen ist. — s. 183 a. 2. Talleyrand ist ebensowenig der erfinder des wortes als Fouché, wie Büchmann nachgewiesen hat. eine französische wendung des schon bei den alten vorkommenden gedankens hat bereits 1763 Voltaire. — s. 184. der spruch '*Stein ist schwer*' usw. aus Prov. 27, 3. — s. 221 a. 1 waren statt der jüngern schriften Maßmanns nur seine Denkmäler deutscher sprache und litteratur aus handschriften des 8 bis 16 jhs. (München 1827) zu citieren. — s. 319. zu '*wie dem Jupiter seinen Blitz und den Tyrannen ihr Zepter*' war der vers auf Frankhn anzuführen, den Friedrich von der Trenck als sein werk in anspruch genommen hat: *Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis*. — s. 334. '*Weh mir, ich narr des Glücks!*' aus Rom. und Jul. iii 1. — s. 393. '*Die ganze Welt ein Lazarett!*' vgl. 1 136. — s. 416. '*Die menschenmärkelei*' nach Lessings Nathan ii 5. — s. 498. '*Niemand flickt — fassen*'. Matth. 9, 16. 17.

Bd. 4. s. 21 a. 3. der vater der Buseis hieß nicht Brises, sondern Briseus (II. 1 392). — s. 30 a. 3. die Carmagnole fängt an *Monsieur Vêto avait promis de faire égorgé tout Paris*. — s. 31. im volkslied steht nicht eine tanne, sondern eine linde im tiefen tal; s. Uhland 1 47; Wunderhorn 1 61. — s. 38. das citat aus Schillers Mädchen von Orleans str. 3 mit demselben fehler v 364. — s. 44. der neuere aesthetiker ist KyRumohr. seine Italienischen forschungen erschienen in 3 bdn. Berlin 1826—31. —

s. 16. '*modesty of nature*', aus Haml. III 2, auch VII 317 citiert. — s. 65. Jean-Nicolas baron Corvisart-Desmarets (1755—1821), leibarzt Napoleons I. — s. 86. '*jedes Pfund ein König*' nach Klear IV 6. — s. 97 *Banko* — ehemals die feste auf silberbarren gegründete valuta, nach der die kaulleute Hamburgs bis zur einföhrung der goldwährung rechneten. eine mark banco war ungefähr gleich m. 1,50. — s. 99. die großen Hamburger banquiers am alten rathause waren die 21 kaiserbilder von Rudolf I bis Ferdinand III. die schwarze ehrentafel an der börse ist das III 172 genannte schwarze Brett, auf dem die böswilligen falliten verzeichnet wurden. über die schöne Marianne vgl. jetzt Borchardt Das lustige alte Hamburg I 132 ff. — s. 100. die ehemalige centralkasse, errichtet 1821 von Heinrich David Schädler, um auf waren $\frac{2}{3}$ des wertes vorschuss zu leisten, fallierte 1831 mit $1\frac{1}{2}$ millionen mark banco. über Marr vgl. Borchardt aao. s. 120 ff. der eigentümer des Rödingschen cabinets war Peter Friedrich Rödning (1767—1846), seit 1837 oberalter, der seine reiche sammlung von naturalien und curiositäten mit stereotypen witzsen selbst zeigte. — s. 103. der witz über die Vierländerinnen ist nur verständlich, wenn man weiß, dass ihre röcke auffallend kurz waren. — s. 115 a. 1. *Fuhlenwiete* ist druckfehler für *Fuhlentwiete*; *Kaffemacherei*, wol beabsichtigte entstellung des strafsennamens *Kaffamacherreihe*, der nichts mit kaffe zu tun hat, sondern von den früher dort wohnhaften sammetwebern herkommt. — s. 160 a 1 fehlt das citat Sirach 24, 32—39. — s. 190 '*Wer nicht liebt*' usw. bekanntlich mit Luthers namen erst von JHVoss publiciert. — s. 336 a. 2. *Escarpins* sind allerdings schuhe mit einfachen sohlen, aber die redensart *en escarpins* bezeichnet in Deutschland 'in kniehosen mit langen strümpfen und schuhen'. — s. 389 Elversböh steht, wie herr Oluf (Erlkönigs tochter) schon in Herders volksliedern I 152. — s. 513. '*wie ein haar, welches man durch die milch zieht*': vgl. Herder ed. Suphan 26, 365. 487. zu den dort aus Eisenmenger beigebrachten stellen aus Nischmath Chajim fol. 77 und Sepher ben Sira fol. 15 ist noch hinzuzufügen Berachoth fol. 8^a.

Bd. 5. s. 10. ein professor Wurm ist der bekannte historiker CFWurm (1803—1859); seine recension steht in den von ihm redigierten Kritischen blättern der börsenhalle vom 4 febr. 1833 nr 136. — s. 24 *Hut-Hut* ist Hudhud, der liebesbote zwischen Salomo und der königin von Saba, bekannt aus Goethes Divan (6, 59. 294 ff W. a.). — s. 75 anm. 1 sollte heißen: Aline, königin von Golkonda, oper Boieldieus 1808. — s. 239. 288. Tieck ist nicht katholisch geworden. der übertritt seiner frau und seiner ältesten tochter scheint grund des falschen gerüchts zu sein. — s. 253. '*ein rückwärts gekehrter prophet*'; vgl. s. 268. — s. 266. *fournée*, eigentlich beim bäcker ein back, ein ofenvoll. — s. 271. Schlegels geburtstag war der 8, nicht der 5 september. der vf. des Lexikons der deutschen schriftstellerinnen heißt nicht Spindler,

sondern Schindel. — s. 285 anm. 1 fehlt das citat aus Justin 1 7. — s. 291. 'wir sind alle Betrüger'; vgl. Hamlet III 1. — s. 292. *Sakoski*: Sakowsky war ein berühmter schuhmacher im Palais Royal. — s. 317. Steevens wort über Voltaire steht am schluss des Hamlet in seiner zweiten Shakespeareausgabe von 1778. — s. 376. 'A horse, a horse' usw. Rich. III, v 4. — s. 461 anm. 3. das citat 1 465 nützt nichts; hier sind die weissen gebetmäntel gemeint.

Bd. 6 s. 19. *défroqué* ist durch 'entlaufen' nicht genau widergegeben. — s. 25 anm. 1 und 2. *Pistache* und *Arlequin* sind bekannte eissorten. — s. 121 'die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter sie genannt hat'; vgl. IV 125. — s. 147 anm. 2. das epigramm 'Cicero und Demosthenes' ist nicht von Bürger, sondern von Pfeffel (Poet. vers. IV 23). — s. 164 anm. 1. vgl. s. 355 ff. — s. 292 'sagte einst ein Demagoge zu einem grossen Patrioten' — Phocion zu Demosthenes; vgl. Wernicke Buch x s. 318 (Herder ed. Suphan 30, 670 nr 21). — s. 294 'Wir tanzen hier auf einem Vulkan' — äusserung des französischen gesanten in Neapel zum Herzog Louis Philippe von Orleans am 5 juni 1830. — s. 420. *Compelle intrare* nach Luk. 11, 23 in der Vulgata. — s. 457. 'Ingrata patria — habebit', grabschrift des Scipio Africanus nach Val. Max. 9, 3, 2. — s. 459 'Das Gold ist eine Chimäre', auch VI 391 citiert, aus Meyerbeers Robert le diable, text von Serbe. — s. 463 'Diese rauhe Tugend macht mich stutzen' hat nichts mit dem alten Faulez zu tun, sondern ist ein wort des weisen Nathan, II 5.

Bd. 7 s. 39. 'die den Hamlet fett nennt', Haml. v 2. — s. 45. 'She was finished.' die beschriebene misshandlung heisst *to tar and feather*. Heine wird an *to lynch* gedacht haben. — s. 114. 'Der Dichter soll mit dem Köniy gehen' nach Jgfr. v. Orleans 1 2: *Drum soll der Sängler mit dem König gehen*. — s. 353. die hauptpersonen der Tausend und einen nacht sind Scheheresade und Sultan Schachriar. aus der ersten wird v 281 gar eine Scheherazade gemacht. — *Credo quia absurdum est*, eine bekannte umwandlung von Tertullians wort (De carne Christi 5) *credibile est quia ineptum est*. — s. 355. bei Farquhar findet sich die ihm aufgebürdete stelle nicht. — s. 398 anm. 3 ist durch einen druckfehler im text veranlasst; *curupaçonné* ist kein wort, und *carapaces* lassen sich nicht an maultieren anbringen. Heine wollte natürlich *kaparazonnierten* schreiben. — s. 415 anm. 3 geht mit ihrer vermutung fehl; *Gelbfüßler* ist ein alter spotname der Schwaben. — s. 426 anm. 1. *catholiques marrons* ist besser durch 'verwilderte katholiken' zu übersetzen. — s. 429 'Lessing sagt' usw. nach Emilia Galotti 1 4. — s. 478 'Die Schrift sagt' usw. Jerem. 31, 29. Hesek. 18, 2. — s. 481 'Gesottene Katze' usw. das sprichwort sagt vielmehr *Chat échaudé craint l'eau froide*.

Hamburg, juni 1892.

REDLICH.

Deutsche volkslieder aus Böhmen. herausgegeben vom deutschen verein zur verbreitung gemeinnütziger kenntnisse in Prag. redigiert von ALOIS HRUSCHKA und WENDELIN TOISCHER. Prag, verlag des deutschen vereins, 1888—91 (Leipzig, C. G. Neubach). 542 ss. 8°. — 2 fl. 75 kr.*

Wir haben hier ein werk vor uns, das nicht blofs durch die förderung des wackern vereins zur verbreitung gemeinnütziger kenntnisse in Prag und die kundige und fleifsige arbeit Ahruskas und WToischers, sondern zugleich durch einträchtiges zusammenwürken des deutschböhmischen volkes zu stande gekommen ist. wir dürfen diese volksliedersammlung freudig als eine nationale tat begrüfsen, sie wird nicht nur als lebendiges bild des volkslebens, sondern auch als erhebendes denkmal nationaler gesinnung und einigkeit auf die nachwelt übergehn. selbstverständlich hatte ein werk von so breiter grundlage und so weiter verzweigung mit den grösten schwierigkeiten zu kämpfen. es war schon schwer zu entscheiden, welche lieder man überhaupt aufnehmen, welche man zurückweisen sollte, und in jedem falle konnte man nicht allen bedürfnissen entsprechen; überdies sind bei freiwilligen beiträgen des volkes selten alle gegendn voll und gleichmäfsig vertreten, und was an mundartlichen überlieferungen geboten wird, ist in der darstellung im einzelnen oft sehr unzuverlässig. auferdem sollte diese sammlung zugleich ein volksbuch und ein wissenschaftlich brauchbares werk werden. diesem doppelten zwecke gegenüber haben die herausgeber mit recht einen vorwiegend practischen standpunct einzunehmen gesucht. zu einer durchweg kritischen darstellung der deutschböhm. volkslieder wären die nötigen vorbedingungen doch noch nicht vorhanden gewesen; dazu sind ganz zuverlässige einzel-sammlungen für die nach örtlichen und sprachlichen verhältnissen verschiedenen gegenden notwendig. die hsg. sind im allgemeinen über den anfang unsers jhs. nicht zurückgegangen, sie wollten vielmehr nur solche volkslieder aufnehmen, welche heute beliebt sind oder doch bis in die neueste zeit noch vom volke gesungen wurden. sie haben hierzu nicht nur die deutschböhm. volksliedüberlieferungen fleifsig gesammelt, die handschriftlichen und gedruckten quellen, die in vereinsarchiven, in veralteten zeitschriften und schwer erreichbaren druckwerken zerstreut lagen, zusammengebracht, sondern auch die einschlägige deutsche volksliedlitteratur überall zur vergleichung herangezogen, so dass wir eine im ganzen musterhafte leistung erhalten haben.

Bereits im jahre 1863 hatte der verein für geschichte der Deutschen in Böhmen durch einen aufruf zur sammlung deutschböhm. volkslieder ermuntert. es tauchten wol einzelne mitteilungen und kleinere sammlungen auf: APandler veröffentlichte 1877 nordböhmische volkslieder, AWolf, HGradl und MUrban bemühten sich

* [vgl. Östr. mittelsch. 1889 s. 126 f (VLanghans). — Zs. f. volkskunde 1 455 f (AJohn). — Zs. f. östr. gymn. 1891 s. 1083 ff (Attauffen).]

um die volkslieder des Egerlandes und ANaall lieferte 1882—87 in den Mitteilungen des Vereins für gesch. der Deutschen in Böhmen schon eine umfassendere arbeit —, allein eine allgemeine beteiligung bewirkte erst der aufruf des deutschen vereins zur verbreitung gemeinnütziger kenntnisse in Prag v. j. 1885. die vorliegende sammlung ist die zusammenfassung all dieser überlieferungen aus neuer und neuester zeit.

Dem ursprünglichen gehalte und innern werte nach liefse sich die sammlung in gewisse gruppen zerlegen. viele lieder der sammlung berühren sich mit andern deutschen überlieferungen, zb. 1 6^ab. 29. 33. 35 usw., bei andern finden wir nur den bekannten anfang oder einzelne bekannte verse, das übrige hingegen ist neue fassung, zb. 1 25. in 50. 54. v 346^b usw. die neue fassung gewinnt oft dadurch an bedeutung, dass sie den richtigen text andern überlieferungen gegenüber herstellt, zb. 1 12. bei vielen liedern gewinnen wir einen einblick in ihre entstehungsgeschichte. manches reicht dem alter nach sehr weit zurück, zb. 1 28; ein anderes war ursprünglich ein weltliches lied und erscheint nun geistlich umgearbeitet, zb. 1 32. von den geringfügigsten abweichungen, wie sie der stets umbildende und fortschaffende volksgeist allerorten hervorbringt, bis zu den freien selbständigen umgestaltungen kann man die mannigfachsten wandlungen verfolgen. überdies bleibt noch eine große zahl von liedern übrig, die, wenn nicht durchweg dem gedanken nach, doch in der fassung die eigene geistesarbeit des deutschböhm. volkes bekunden; die eigenartigen verhältnisse des landes und volkes spiegeln sich da im volksliede wider.

So finden wir unter: 1 (geistliche lieder, legenden. das festliche jahr) eigenartige töne, in denen das volk am morgen und abend, beim läuten und beim ausgehn das herz zu Gott erhebt. wenn leiden und drangsale leib und seele quälen, wird Jesus und Maria die bittere not geklagt, und aus der tiefsten zerrüttung des gemütes erhebt die vertrauende ergebung in den willen Gottes den menschen wider. die innige kindesliebe zur herzallerliebsten gottesmutter erwärmt die herzen. bei wallfahrten zieht das volk unter gesang über berg und tal dahin. sagenhafte und legendenartige züge sind dichterisch verarbeitet. zwischen komischen und ernsten scenen aus christkindelspielen klingen hirtenslieder durch, und der ganze jubel, der die herzen des volkes in der weihnachtszeit durchzittert, kommt in den verschiedensten formen zum ausdruck; dem schäferleben wird ein loblied gesungen. die volkstümlichen herzenswünsche beim neujahrswechsel, die beliebten sprüche der hl. drei könige, der streit der jahreszeiten, die tollheiten der fastnacht nicht minder als die trüben gedanken der leidenswoche, das frohe auferstehungs- und das liebliche pfingstfest, sowie die fih das lustige volksleben wichtige kirchweih -- alle diese feste des jahres kommen in den deutschböhm.

volksliedern zu eigenartigem ausdruck, und wer sich in besondern nöten befindet, nimmt überdies seine zuflucht zu den verschiedenen heiligen beiderlei geschlechts, die sich besonders in Böhmen bewährt haben.

Etwas geringer scheint die lust und bemühung des volkes für historischen volksgesang (u historische lieder). doch ist auch hier in verbindung mit dem soldatenleben besonders Maria Theresia und kaiser Josef II nicht vergessen, prinz Ferdinand, Laudon, die schlacht bei Waterloo, bei Magenta, bei Trautenau, die Tiroler scharfschützen, die vom 10 jägerbataillon leben noch im volksgesange fort, am schlimmsten wird der große Bonaparte mitgenommen.

Unter II (allgemeine weltliche lieder) kehren auch bei eigenartigen fassungen oft bekannte motive wider, weil hier die meisten handlungen auf die liebe zurückzuführen sind, die überall mit denselben hindernissen zu kämpfen hat. dem schwarzen ritter lässt die liebe noch im grabe keine ruhe. das mädchen wird vom tode überrascht, da es sein hochzeitskränzl flieht. der bräutigam erfährt den tod der braut, die braut den tod des bräutigams. die harmlose jungfrau wird vom rohen schlossherrn gewaltsam entführt oder auf freundliche art in den wald gelockt; umgekehrt lässt sich ein räuber durch die liebe eines braven mädchens rühren. ein geselle, der sein lieb verliert, ist zu tode betrübt. ein starkes herz überwindet alle ebehindernisse. die klage über untreue und verlorene liebe kehrt bei beiden geschlechtern immer und in den verschiedensten wendungen wider; daher schwört man sich beim abschied ewige treue, aber in der ferne findet dennoch das liebende herz keine ruhe. uneinigkeit zwischen liebenden bewirkt bitterkeit, kühle stimmung, selbst trennung; auch böse zungen stören die liebe. liebesglück und liebesweh zieht hintereinander her. untreue erzeugt untreue. nicht blofs die gedankenmäfsige, auch die fleischliche liebe findet in den deutschböhm. volksliedern häufigen und starken ausdruck. nur schwer vermag sich der bua am morgen vom dirndl zu trennen. welches liebesglück bietet so eine nacht beim dirndl! der eine bittet um einlass, der andere ist die letzte nacht bei seiner liebsten. äußere hindernisse vermögen den burschen von seinen nächtlichen besuchen nicht abzubringen. doch führt solche liebe auch zu leichtsinniger anschauung. mancher bursche jagt den mädchen blofs aus sinnlicher liebe nach und mutet ihnen seine eigene denkweise zu. zeigen sich aber die üblen folgen, so will er vom mädchen und vom kinde nichts wissen, ja rät sogar zum kindesmord. so sinkt die liebe bis zum verbrechen herab. da werden dann die mädchen mistrauisch. die dirn zieht ihren Haus dem schlossherrn vor, den soldaten traut sie nicht. doch mögen anderseits die mädchen bedenken, dass sie täglich älter werden und dadurch im werte sinken! aber der ledige darf lustig sein, und ein blick

ins eheleben verscheucht die heiratsgedanken. da gibt es zank, eifersucht, untreue, die bis zum morde führt. was treiben nicht manchmal die stiefmütter! so wird denn die ganze stufenleiter des liebe- und ehelebens auch im deutschböhm. volksge- sange in seiner art durchlaufen. wir finden überdies die einzelnen stände hervorgekehrt. die besondern seiten des jäger-, dragoner- überhaupt des soldatenlebens und des bauernstandes werden be- sungen, selbst der schneider zunft darf nicht fehlen; auch das kloster birgt manch liebesleid. vielfachen ausdruck findet das in Böhmen bekannte bergmannsleben, auch das hopfenpflücken und Karlsbad sind nicht vergessen. unter den höhern ständen wird der richter in seinem selbstgeföhle hervorgekehrt. auch das fuhrmannsleben hat seinen besondern humor. ein nachtwächter- lied schließt diese abteilung. diese übersicht müste noch stark erweitert werden, wenn wir auch die weniger originellen lieder heranziehen wollten.

iv. vierzeilige, bei tausend stück, sind in lieder desselben tones und lieder verschiedener töne geschieden. diese gattung des volksliedes gedeiht nicht in allen gegenden Deutschböhmens, sondern hauptsächlich im süden und westen. wie beim volks- liede gibt es auch hier einen unterschied zwischen leichter ware und solcher, die bereits im munde des volkes eine läuterung durch- gemacht hat und zu einem geschätzten gemeingute geworden ist. auch von dieser zweiten art finden wir in Deutschböhmen nicht nur manche aus den Alpenländern übernommene, sondern auch sehr viele einheimische, die schon zugesungen sind. unzählig aber sind die augenblicksgesänge, die bald wider untergehn und andern ähulichen bildungen platz machen. solche 'stückla', bei denen sich die stets lebendige und treibende kraft der volks- phantasie betätigt, bilden die tagespoesie des volkes und sind, wenn auch nicht immer die feinsten und edelsten blüten, doch die unmittelbarsten und dem herzen des volkes zunächst stehenden. hier ist auswahl um so notwendiger, als sie inhaltlich vom lieb- lichsten und witzigsten bis zum gemeinsten und plumpsten herab- reichen. in der vorliegenden sammlung sind hauptsächlich vier gegenden: Plan, Budweis-Strodenitz, Landskron, Iglau durch vier fleißige sammler vertreten. es versteht sich von selbst, dass gerade diese abteilung nicht erschöpfend sein kann; allein hier im Böhmer- wald hat jedes dorf seine eigenen 'stückla'. auch hier haben die herausgeber die beziehungen zu den verwanten überlieferungen anderer länder in den anmerkungen aufgedeckt.

Die v abteilung enthält eine große zahl kinderlieder, die ich hier nur durch aufzählung der unterabteilungen in ihrer reichhaltigkeit andeuten will: ammenlieder und ammenscherze, buchstabierscherze, schofs- und knielieder, wiegenlieder, kinder- gebete, kinderpredigten, kinderwünsche, allerlei lieder und renne, spottlieder, verkehr mit der natur, nachahmungen, auszähllieder,

spiellieder, neckmärchen, zungenübungen, tintenhornphrasen, lieder beim viehhüten (nr. 1—440). diese lieblichen blüten aus der deutschböhm. kinderwelt sind eine besonders erfreuliche und schätzbare gabe. auch hier gibt es der berührungen mit andern deutschen ländern genug.

Es kommt zu dieser masse stoffes als anhang noch das Braunauer weihnachtsspiel, das zur kenntnis des volksschauspiels einen wertvollen beiträg bildet, und eine erkleckliche anzahl melodien hinzu.

Wenn wir so die ganze reiche sammlung überblicken, müssen wir gestehn, dass von dem beteiligten volke wie ins besondere von den mittelbaren und unmittelbaren herausgebern viel geboten wurde. nicht alle gegenden sind gleichwertig vertreten: von manchen erhalten wir ein umfassendes bild des lebendigen volksgesanges, andere bleiben hinter der wärklichkeit mehr oder weniger zurück, weil durch zufällige ungunst der verhältnisse die überlieferung spärlicher floss. so ist der liederschatz des südens gegenüber dem westen zu kurz gekommen; gerade im süden wohnt ein sangesfrohes volk. ich hätte hier gerne nachträge aus dem unteren walde geliefert, doch müste ich dafür zu viel raum in anspruch nehmen; es wird sich ja sonst für nachzügler gelegenheit finden, ihre beiträge zu verwerten. die herausgeber wollten durch ihre arbeit zugleich anregung zu weiteren sammlungen geben. in der tat sollte an dem bunten tuche weitergewoben werden, bis ein vollständiges gewand des deutschböhm. volkes daraus wird, ein ehrwürdiges denkmal für alle zeiten. das volk ist schon zur mitarbeiterschaft erzogen, man sollte seinen eifer nicht erkalten lassen. besonders wäre dies für die textkritische seite der sammlung wichtig. bei weiterer vervollkommnung dürfte dann auch der practische, aber immerhin engherzige standpunct der räumlichen und zeitlichen einschränkung fallen; practische volksliederbücher liefsen sich nachher leicht aus der grofsen sammlung ausheben und nach mundarten und gegenden ordnen. dass die hsg. den begriff des volksliedes sehr weit fassten, ist vollständig zu billigen; ja man hört nur mit unbehagen, dass sie grofse massen von liedern nicht aufgenommen haben; wenigstens eine berichterstattung über diese enterbten, eine zusammenstellung nach titel und anfang oder dgl. wäre doch wol möglich gewesen und würde zur erkenntnis des beweglichen volksgeschmackes und für die aufsenstehenden einen förderlichen anhalt bieten.

Bei der textlichen darstellung der lieder hielten sich die hsg. an den löblichen grundsatz, jedes lied möglichst getreu so widerzugeben, wie es ihnen aus dem munde des volkes zukam. häufig finden wir dasselbe lied in mehreren fassungen, wie sie eben verschiedenen örtlichkeiten entsprungen sind. nur ganz offensibare textfehler wurden beseitigt. im übrigen fast jede überlieferung

festgehalten. so liefen allerdings gedächtnisfehler oder sinn- und formwidrige änderungen unter, die auszumerzen wären, wenn man nur die richtige fassung kennte. gerade nach dieser seite hin könnte künftiges gemeinsames schaffen an der sammlung noch manche verbesserung bringen. die hsgg. haben sich übrigens auch hierbei die arbeit nicht leicht gemacht; sie haben dadurch, dass sie eine weite litteratur heranzogen und ihren texten die laa. anderer überlieferungen an die seite setzten, zugleich einen wertvollen beitrug zur kritik des deutschen volksliedes überhaupt geboten. die sprachliche wiedergabe der vier maßgebenden deutsch-böhm. mundarten ist mit recht practisch, nicht wissenschaftlich durchgeführt; denn abgesehen von dem vielfachen wechsel der mundarten zeigt auch der gröfsere teil der lieder, wie sie heute gesungen werden, lediglich ein gemisch von mundart und schriftsprache. wollte man von diesem conservativen standpuncte absehen, so wäre man allerdings sehr oft geneigt verbesserungen nachzugehen. so scheinen schlechte reime manchmal nur von falscher überlieferung herzuführen: ich habe in den hochzeitsbräuchen des Böhmerwaldes (Zs. für volkskunde 2, 393) gelegentlich auf ein solches beispiel hingewiesen; vielleicht ist ähnliches auch an stellen der fall wie zb. 1 5, 4 (*empfindt*); 15, 12 (*versehrt*); 29, 6 (*hinab*, di. von Bethanien in die stadt); m 52, 4 (*hell und fein*, s. auch 1, 15). m 59, 18 soll es wol *Aber* heißen; überflüssig scheint 1 17, 4 *hin*. lückenhafter text oder verwirrter inhalt geht gleichfalls auf mangelhafte überlieferung zurück, vgl. 1 26, 9—10; m 87 uam. mundartliche ausdrücke sind, wo sie dem leser schwierigkeiten machen, meistens erläutert; doch dürften auch noch andere stellen in 1 22. 49. 50°. 55. 63. 94. m 11. 63. 77. 96. 152. 209. 223 ua. selbst dem geübteren unverständlich bleiben. in der darstellung der mundart wäre gröfsere gleichmäfsigkeit schon zu gunsten des reimes förderlich gewesen, zb. 1 3, 5. m 76, 7 f. 122, 17. 142, 7. 167, 4. 230, 1. auffällig ist ein so jäher wechsel in der schreibung eines wortes in demselben liede wie m 74^b: *Jetzt* und *Hiazt*. einzelne verbesserungen sind in den kritischen anmerkungen nachgetragen. das umfangreiche werk ist fast frei von druckfehlern; eine verfehlte zahl wie s. 512 nr 198 zur 4 (statt 3) gehört zu den seltenheiten. auch die ausstattung verdient lob.

Ich schliesse mich dem wunsche der hsgg. an: mögen diese lieder zum deutschen volke zurückwandern, dort, wo deutscher volks gesang verstummt ist, junges frisches leben wecken und kräftigend und stählend wirken! das wird der beste und reinste lohn für eine so grofse und mühevoll e arbeit sein.

Krummau, dec. 1891.

J. J. AMMANN.

LITTERATURNOTIZEN.

Vore folkeviser fra middelalderen. studier over visernes æstetik, rette form og alder. af JOHANNES C.H.R.STEENSTRUP. Kjøbenhavn, RKleins eftl. (ThSørensen), 1891. vi u. 329 ss. 8o. 5 m.* — nach dem eifrigen und verdienstvollen sammeln mehrerer generationen kann der schatz germanischer volkslieder jetzt wol als zum weit-aus grösten teil geborgen gelten; und öfters ist schon die forderung erhoben worden, nunmehr zu einer entwicklungsgeschichte des volksliedes fortzuschreiten. aber noch hat man das bei uns kaum in größerem stil versucht; denn Weddigens unschuldiges büchlein wird man nicht anführen wollen. Uhland aber, der nie zu erreichende kenner und deuter des volksliedes, in der textherstellung kritisch wie kaum ein zweiter, verfolgte doch bei seiner beschreibenden methode naturgemäß eben jenes verfahren, das Zeuxis bei seiner Aphrodite, Rafael bei seinen frauentypen anwandte: überallher nahm er die bezeichnenden züge, die schönen einzelheiten und fügte sie zu einem idealbild zusammen. behält dies nun aber auch als gesamtbild der deutschen volksdichtung unerschütterliche geltung, so entstanden doch arge misverständnisse, als man es für ein portrait nahm und zwar ebensowol des volksliedes im vierzehnten als im siebzehnten jahrhundert. St. versucht nun, für das dänische volkslied unter übermalung und subjectiven zutaten folgender zeiten das ursprüngliche anltitz zu entdecken. aus vorlesungen entstanden, greift sein buch geschickt aufschlussreichere momente heraus, ohne eine vollständige stillehre des dänischen liedes zu beabsichtigen.

Das hervortreten der subjectivität, eine gewisse sentimentalität im verhältnis zur natur und zum vaterlande, die geschäftsmäßige versicherung der wahrheit werden — sicher mit recht — als besonders charakteristische merkmale späterer bearbeitung erkannt; wichtig sind einige beispiele, die in verschiedenen handschriften mehrere stadien der modernisierung belegen. in der ästhetischen würdigung dieser entwicklung, die von ungerechter bevorzugung der altertümlichen art nicht frei ist, wird St. dem interessanten moment nicht ganz gerecht, dass in einem bestimmten zeitpunct eine gewisse schablone des volksliedes fertig ist, dem nun die vortragenden ihre repertoirstücke anpassen: man will jetzt authentische 'volkslieder' singen, und so werden die volkstümlichen dichtungen ihrer individualität und naivetät beraubt. die bedeut-same frage, wie früh das volk selbst anfieng, seine lieder in dieser weise sich vorzustellen, wird übergangen; alle änderungen erscheinen als bänkelsängerische geschmacklosigkeit. — den formellen kriterien hat St. trotz ernster bemühung weniger abzugewinnen gewusst; lehrreich bleibt immerhin auch hier die reinsachliche, von den üblichen phrasen freie darstellung.

Aus den ergebnissen hebe ich als besonders wichtig heraus

* [Revue crit. 25 nr 12 (G. P.) — Lit. centr. 1892 nr 6.]

St.s ansicht, der refrain habe ursprünglich lediglich die vom vorsänger angegebene melodie markiert; ferner seine meinung, doppelverse und andere wiederholungen seien oft als zusammenschreibung des duetts zweier sänger, wie es zb. bei den Finnen üblich, zu erklären; und endlich seine ausführungen über das verhältnis des volksliedes zu heidentum und kirche. nicht immer ist seine auffassung neu, aber immer ist sie aus sorgfältigem studium gewonnen und wirft auch auf unser volkslied ihr licht.

Den schluss bildet eine besprechung der ältesten historischen volkslieder. ich bin hier nicht in der lage, das material zu übersehen; aber nicht selten scheint mir in den argumenten einige willkür zu herschen. bald gilt enge übereinstimmung mit historischen quellen als gravierend, bald auch widersprüche; beides kann ja wirklich bedenklich sein, aber beides wird von St. mehr herangeholt, um einen ersten eindruck zu stützen, als dass es seine stellungnahme begründete.

Der verf. fust hauptsächlich auf Grundtvig, dem er indes durchweg mit selbständiger kritik gegenübertritt. gegen die popularisierende declamation über volkslieder hegt er eine berechtigte abneigung. die einschlägige deutsche litteratur ist ihm aber wenig bekannt, Böhmes beide bücher sind fast die alleinige quelle seiner kenntnis vom deutschen volkslied, und dass ein so ernster forscher die schon von Zarneke in der einleitung zum Nibelungenlied getadelte aber unausrottbare mode mitmacht, von unserm grösten volksliede nichts weiter zu citieren als die anfangsstrophe — seine andern Nibelungencitate stammen von Bugge —, das tut weh. es wirkt etwa, als wenn man zur charakteristik des alten Nürnberg — den centralbahnhof hinmalen wollte; der soll ja auch gotisch sein. mit dem eigentlichen gegenstand seiner forschung ist dagegen St. sehr vertraut, und seine methode sowol wie seine ergebnisse lassen wünschen, dass er bald nachfolger am deutschen volksliede finden möge.

Berlin, sept. 1891.

RICHARD M. MEYER.

Die wärheit, eine reimpredigt aus dem 11 jahrhundert. textbearbeitung nebst darstellung der sprache und verskunst von EDUARD WEEDE. Kieler diss. Kiel, CSchaidt, 1891 (Leipzig, GFoek in comm.). 65 ss. 8°. 2 m.* — auf eine einleitung, die den überzeugenden nachweis führt, dass das gedichtchen, das bekanntlich auf dem von einer jüngeren hand geschriebenen teil des 12 quaternios der Vorauer hs. erhalten ist, schon zum ursprünglichen bestande dieser hs. gehört habe, folgt der text. an sorgfalt hat es W. nicht fehlen lassen; die varianten sind sehr genau verzeichnet (17 l. *uerdient* st. *verdient*). zum texte selbst möchte ich folgendes bemerken: 15 ist die schon von Scherer (QF 7,54) beanstandete form *das paradisus* (: *gewiset*) ohne zweifel mit recht

* [vgl. Zs. f. d. phil. 25 s. 402f (HWunderlich). — Arch. f. d. stud. d. neuern sprr. 88, 408f (MRödiger).]

in *paradise* geändert worden¹. — die 18 vorgenommene umstellung, die dem reime wiederum zu seinem rechte verhilft, ist gleichfalls zu loben. — 26 l. *daz* st. *das*. — 36 ist W. gleich Waag² dem Diemerschen versehen *sunten* st. *sunte* zum opfer gefallen. — 37f. hs. *er gab uns bediv libes. unde leides*; W. hat diese falsche vertheilung der hs. beibehalten, gegen die schon das starke enjambement spricht; *beide: leides* war zu trennen. — 83 warum *enwelt* st. hsl. *newelt*? — 85 mit *algerihte*, nicht mit *algerihte*. — 90 f. *der iuch mit sinem bluote choufste unde iu die missetät abflofte*; W. conjiciert *abvloucte*, zweifellos richtig ist das von Schröder aao. vorgeschlagene *absloufte*. — 94 ff. OErddmanns vorschlag (*gezalte: gewalte*) hätte in den text aufgenommen werden sollen. — 97 ff. der reim *liebe: sinne* mag ausreichen; aber wahrscheinlicher ist mir doch *lieben: sinnen*; für die bindung *e: e* fehlt es an analogien im gedichte, während *en: en* belegt ist (130 f. vgl. 17 f.); auch sprechen von den drei übrigen fällen, wo der vocativ im reime erscheint, wenigstens zwei sicher für die schwache form (27 f. 126 f). v. 99 dagegen ist mit dem folgenden vers in einen zusammenzuziehen. — 112. W.s *wunde* st. *sunde* ist dem sinne nach richtig, doch ist die schw. flexion wegen des acc. sg. *wunden* 117 (den W. freilich aus metrischen gründen gleichfalls ändert) vorzuziehen. — 125 ausruufszeichen st. des kommas. — zwischen 143 und 145 ist in der hs. raum für etwa eine verszeile: *erg. etwa sô uber in gè der gerich* nach W.Gen. (Hoffmann) 22, 31, vgl. Vor. sckl. Diem. 304, 3; die schande des sünders am jüngsten tage wie zb. Hamb. j. ger. 136, 22 ff. — 151 ff wegen 65, 95 und 184, wo *ze wære* im reime erscheint, ist Schröders vorschlag, die hsl. überlieferte bindung *fur war: swære* durch änderung in *ze wære* zu bessern, einleuchtender als der W.s, welcher das mitteldeutsche *swâr* einsetzt; nach *swære* setze komma; endlich verlangt der sinn des verses 153 *wil er sich lätzen riuwen* unbedingt ein *si* (auf *sunde* bezogen) vor *sich*. — 161 ff *war tuo wir arme unsern sin? ja gescuof uns mîn trehtîn. war dench wir, vil lieben, daz er uns alle tage dienet — als der vater sinem kinde?* diese interpunction hat mich ebensowenig zu einem verständnisse des verses 163 (*war dench wir* usw.) geführt, wie die Waags, der nach *lieben* (163) ein fragezeichen, nach *kinde* (166) einen punct setzt. die kleine änderung des zweiten *war* in *wan* macht die stelle verständlich: wohin richten wir sünder unsern sinn! Gott hat uns doch geschaffen. warum bedenken wir also nicht? usw. — 175 f *gebôt: gesunt* nennt W. (s. 27) einen recht ungenauen reim: es ist überhaupt keiner. statt des von mir Anz. xvii 33 vorgeschlagenen *gesundot* könnte man auch an *geheilot* denken, da das *heilen* im gedichte eine so grofse rolle spielt. der schreiber hätte es durch ein synonym

¹ der acc. *daz paradisum* findet sich Gen. W. (Hoffmann) 23, 6.

² s. ESchröder DLZ 1891 nr 29 sp. 1055.

ersetzt. der satz bezöge sich dann auf die erlöschung der menschlichkeit durch Christi tod; vgl. Hartmanns Credo 171. freilich ist *heilön* unbelegt.

Bei der metrischen untersuchung der Wahrheit gelangt W. zu dem resultat, dass neben den versen mit regulärer hebungszahl nur noch solche zu 5 hebungen vorkommen und zwar immer paarweise gebunden. über die mittel, die notwendig waren, um diese überraschende regelmässigkeit zu erzielen, gibt eine zusammenstellung auf s. 49 aufschluss; es sind durchweg die bekannten: streichung 'überflüssiger' wörter, einsetzung von *diu* für *unser*¹, von unfleectiertem adjectiv für fleectiertes usw. zählen wir dazu noch die fälle, wo leichtere änderungen wie *dies* st. *die das* udgl. vorgenommen wurden (17. 64. 67. 80. 101. 105. 128. 159. 160), so erhalten wir 32 änderungen aus metrischen gründen. aber selbst dann bleibt noch eine anzahl von versen bestehen, die sich der uniformierung hartnäckig widersetzen. solche langverse teilt W. ganz unbekümmert um den reim in zwei verse; so setzt er 43 ff in dieser weise ab: *gevalle wir wider an den töt, | er newerde nimmer mër | durich uns gemarterot*. solcher fälle sind 6; denn 70 ff *leit: herfet: arbeit* und 77 ff *lange: töde: bevangen* wird niemand mit W. als 'eine art dreireim' (s. 50) auffassen wollen. im ganzen wird also in einem gedichte von 183 versen (dies ist die richtige zahl) 35mal aus metrischen gründen von der überlieferung abgegangen; mit der constatierung dieses verhältnisses darf ich wol die betrachtungen über diesen abschnitt schliessen.

Von den anmerkungen ist wenig zu sagen; sie registrieren meist das von Diemer und Scherer vorgebrachte. zu 41 ff, wo der gedanke ausgesprochen wird, dass Christus sich um unser willen nicht ein zweites mal werde martern lassen, ist nunmehr auf Beitr. 15,325 f zu verweisen. zu den dort beigebrachten belegen vgl. noch MSD xxxiv 24,3 und anm., Schönb. Pred. I 178, 16, Freid. 19, 20 und Walth. 77, 26. unter den biblischen stellen, aus denen die commentatoren diese ansicht ableiten, ist aufer den von Stosch Zs. 33, 124 und Wilmanns (zur Waltherstelle) angeführten noch Rom. 6, 9 und Apoc. 1, 18 zu nennen.

Die fleissigen zusammenstellungen über den dialect der hs. und des gedichtes führen zur bestätigung der Schererschen localisierung, der die Wahrheit bekanntlich im südosten entstanden sein lässt. den schluss bildet eine kurze übersicht über inhalt und darstellung des gedichtes; hierbei macht sich die geringe belesenheit W.s besonders störend bemerkbar.

Wien, 10 jänner 1892.

CARL KRAUS.

Das ideal einer humanistenschule (die schule Colets zu St. Paul in London). vortrag gehalten zu München am 22 mai 1891 von d. dr KARL HARTFELDER. (sonderabdruck aus den verhandlungen

¹ gegen diese v. 13 vorgenommene änderung spricht schon die stelle aus Ezzo Diem. 329, 20.

der 41 versammlung deutscher philologen und schulmänner.) Leipzig, BGTeubner, 1892. 16 ss. gr. 4^o. 0,50 m. — eine kräftige und wirksame widerlegung der zerrbilder, die man gegenwärtig, namentlich seit Janssens vielbändigem pamphlet auf die deutsche geschichte von dem leben und treiben der humanisten zu entwerfen pflegt! nicht als ob hier viel polemik getrieben würde, nein es wird vielmehr an einer reihe von tatsachen der beweis erbracht, dass der humanismus eine segensreiche reform einleitete, dass er von starken sittlichen und von gesunden wissenschaftlichen bestrebungen erfüllt war. 'wer das eigentümliche gepräge der zweiten deutschen litteraturepoche feststellen will, wird sich mehr an Lessing und Herder, an Goethe und Schiller halten müssen als an Heinrich Heine und Ludwig Börne. so haben wir nach Erasmus, dem humanistenkönig, und ähnlichen geistern zu blicken, wenn es sich um die formulierung des principis der renaissance handelt, nicht nach einzelnen frivolen männern, die ihre sonderwege einschlugen'. mit diesen worten stellt H. den grundsatz fest, den eine unbefangene geschichtschreibung dieser periode nicht vergessen darf und gibt nach demselben ein eingehendes und von gedanken und beziehungen, die dem gründlichen kenner jener litteratur reichlich zuströmen, belebtes bild der schule, die John Colet, Johannes Coletus, einer der bedeutendsten träger der renaissance in England, 1512 in London begründete und für die Erasmus die meisten lehrbücher geschrieben hat. es war eine grammatikschule, welche die kuaen zu christlicher frömmigkeit und sicherer kenntnis lateinischer und griechischer sprache erziehen sollte. John Colet war geistlicher, aber er wünschte, dass die lehrer an dieser schule laien und verheiratet sein möchten, und wenn nur ein priester zu haben sei, so sollte er wenigstens kein geistliches amt neben dem schulamt übernehmen. darin liegt ein bezeichnender zug. das lehramt soll als amt für sich, als lebensaufgabe erfasst werden. demgemäfs sorgte Colet denn auch für eine ausreichende besoldung und bei erkrankung für eine art pensionierung der heiden lehrer. die verwaltung der schule und die wahl des hauptlehrers ward in gleichem sinne nicht dem erzbischof von London oder sonst einer geistlichen behörde anvertraut, 'sondern zwei ehrlichen und redlichen' männern, welche die hochangesehene zunft der seidenhändler in London, der auch Colets vater angehört hatte, aus ihrer mitte wählt' (s. 8, 9). man lese s. 8 anm. 4 die worte, mit denen Erasmus diese anordnung rechtfertigt: *reditibus totique negotio praefecit non sacerdotes non episcopum aut capitulum, ut vocant, non magnates, sed cives aliquot conjugatos probatae famae. Roganti causam ait nihil quidem esse certi in rebus humanis, sed tamen in his se minimum invenire corruptelae.* dem mittelalter war es zwar nicht fremd, dass sich laien, fürsten und staatsmänner und städtische behörden um die gründung und pflege von

schulen bemühten, aber die kirche überwog doch mächtig. in den anordnungen des John Colet und seiner freunde weht der geist der neuzeit, und man fühlt ihm an, es war ein gesunder geist. die schrift sei allen freunden der unbefangenen forschung warm empfohlen.

Breslau.

G. KAUFMANN.

Zur bühnengeschichte des Götz von Berlichingen. von FRITZ WINTER und EUGEN KILIAN. (Theatergeschichtliche forschungen, hsg. von BERTHOLD LITZMANN II). Hamburg und Leipzig, LVoss, 1891. 99 ss. 2,40 m.* — der aufsatz von Winter behandelt die erste aufführung des Götz in Hamburg, am 26. october 1771 unter Schröders direction. die lange einleitung stellt gröstenteils bekanntes über entstehung und aufnahme des Götz in wörtlichen citaten zusammen, welche s. 22 ff durch etliche zum teil nicht weit abgelegene, zum teil unbedeutende Hamburger recensiouen ergänzt werden. mit recht hat der verf. auf Eduard Devrients bemerkung zurückgegriffen, dass Goethe seinen Götz gern in Gotha aufgeführt gesehen hätte, und die epistel an Gotter zum beleg herangezogen: auch Schiller und die übrigen genies wollen vom theater nur so lange nichts wissen, als ihnen die trauben zu hoch hängen. die Hamburger aufführung wird durch das scenar, welches Schröder verfasste und wie ein opernbuch am eingang verkaufen liefs, und durch etliche kritiken aus Hamburger zeitschriften vergegenwärtigt. falsch ist die behauptung s. 42 f, dass Goethes bühnenbearbeitung bis in die neueste zeit (Münchener aufführung) auf den deutschen bühnen allein geherrscht habe: Dingelstedt hat schon vor 15 jahren in Wien ein compromiss zwischen dem Götz von 1773 und der bühnenbearbeitung herzustellen versucht. — s. 19, zeile 5 von unten ist wol 'bewirken' anstatt 'bemerken' zu lesen; s. 39 beständig wird 'auftritt' mit 'aufzug' verwechselt.

Kilian hat aus der bibliothek des burgtheaters die bearbeitung Schreyvogels hervorgezogen, die in den dreißiger jahren fünfmal gespielt und dann durch Goethes bühnenbearbeitung abgelöst wurde. der text von 1773 liegt zu grunde, von dem der bearbeiter nur aus censurrücksichten abweicht. die liebevolle und geschickte hand des dramaturgen bewährt sich auch hier.

Wien.

MINOR.

KLEINE MITTEILUNGEN.

§ UND *sich* IM MID. SATZ- UND VERSANFANG. Erdmann in den 'Grundzügen der deutschen syntax' § 206 gibt die regel: im aussagesatze kann jeder beliebige nominalcasus die erste stelle erhalten, sei er nun subjectsnominativ oder ein anderer casus. 'nur der reflexive accusativ wird jetzt nicht gern mehr vorangestellt, wenn auch die möglichkeit dazu nicht ausgeschlossen bleibt, wie

* [vgl. DLZ 1892 m 21 (AvWeilen).]

sie ahd. völlig freistand'. aber nicht allein das reflexiv ist jetzt von der ersten stelle verbannt, sondern auch das neutrale pronomen 'es'. möglich ist dies 'es' jetzt als satzeröffnendes wort nur 1) als vorschlagssubject ('grammatisches subject') bei nachfolgendem logischen subjecte, wenn letzteres ein substantiv ist, zb. 'es kommt die zeit, wo du an gräbern stehst und klagst'; 2) als subject der impersonalia, zb. 'es hagelt'; 3) als prädicatsnomen beim verbum subst., zb. 'es ist mein bruder'. in all diesen fällen ist das 'es' tonlos; betontes 'es' dagegen tritt nhd. nicht an die spitze, weder: 1) als accusativ; daher nicht: 'hast du das schloss gesehen? es habe ich gesehen'; noch 2) als vorschlagsubject, wofern das logische subject ein personalpron. ist, zb. nicht 'es kamen wir jetzt in grofse not'; noch 3) als prädicatsnomen, wenn das subject ein personalpron. ist, zb. nicht 'es sind wir' (c' est nous); noch endlich 4) als ersatz eines vorhergenannten gehaltvolleren prädicatsnomens, zb. nicht: 'bist du zufrieden? es (sc. zufrieden) sind alle andern' (nach Sanders Satzbau und wortfolge in d. deutschen sprache, § 16, 3—11).

Im mhd. dagegen finden wir sowol das reflexiv als das accusobj. *es*, ingl. den genitiv *es* als satzeröffnende worte, wie ich durch beispiele aus Wolframs Parzival veranschauliche.

1) *es* und *es* satzeröffnend:

a. das accusobject *es* steht so: Parz. 334, 24 *es enmoht ir reise niht volspeln*; 363, 18 *ezen hete niht wan d'ors getân*; 413, 14 *es hete ein ander man getân*; 514, 3 *esn wert in doch niemen hie*; 529, 27 *es hete der knappe dort genomn*; 602, 14 *es treip der degen wol geborn*; 627, 26 *es het ein armer wirt ervorht*; 685, 16 *es ensulen ouch loben niht diu wip*; 739, 7 *es het der heiden gar für haz*; 739, 18 *es moht der helm dar under klagen*; 747, 15 *es warf der küene degen balt verre von im in den walt*; im sog. negativ-excipierenden satze: 362, 13 *ezen nem in dan daz ûzer her*; 712, 17 *esn understê diu minne din*;

b. der genitiv *es* an der spitze, uns im nhd. besonders dann undenkbar, wenn das verb ein impersonale ist, wegen der verwechselung mit dem subjectspronomen.

α. bei unpersönlichem verb. 17, 7 G + Lachm.: *es wære in nôt* (hss. Ddg haben *des*); 346, 24 *es ist in gar ze vil*; 531, 5 *es het in etswenne bevilt*; 701, 30 *es ist ab für mich noch niht zît*; 757, 20 *es het ein armez wip bevilt*; 775, 24 *es möhte ein armen küenec bevilt*; 82, 20 *es mac die müeden doch bevilt*;

β. bei persönlichem verb. 12, 29 *es solten de umbesæzen jehen*; 238, 18 *esn wurde nie kein bilde* = das hätte nie seinesgleichen gehabt; 493, 19 *es suln meide pflegn*; 594, 7 *es* (damit) *wærn gehêret driu lant*; im negativ-excip. satze: 485, 6 *esne welle uns got bewisen*; 614, 19 *esn wende mich der töt*.

2) reflexiva satzeröffnend:

a. erste person I mal im Parz.: 71, 4 *mir selben ich wol*

gunde, des er het un den lip gegert. doch verliert dieser beleg an wert, weil das reflexiv hier mit attribut versehen ist.

b. zweite person: kein beleg im Parzival.

c. dritte person: 43, 27 *sich hât verendet unser nôt*; 54, 9 *sich schieden die di wâren*; 68, 19 *sich huob ein kriieren*; 68, 24 *sich huop diu vesperie sîn*; 106, 3 sehr wirksam den stil belebend: wir haben eine schlachtschilderung: *die poynder sich tû flâhten, sich wurren die banier*; die verben je mit dem *sich* bilden die beiden inneren glieder der chiasmischen form, die subjecte die aufsenglieder; 113, 27 *sich begôz des landes frouwe*; 117, 7 *sich zôch diu frouwe jâmers balt ûz ir lande in einen walt*; 126, 15 *sich huop ein niwer jâmer hie*; 175, 11 *sich mac nu jungen wol sîn lebn*; 184, 22 *sich vergôz dâ selten mit dem mete der zuber*; 249, 6 *sich schieden, die dâ riten vor*; 282, 28 *sich mac fûr wâr disiu varwe dir gelichen*; 289, 7 *sich legent genuoc durch ruouwen nidr*; 294, 30 *sich werte dirre gast*; 450, 17 *sich fûegt min scheiden von iu baz*; 451, 8 *sich huop sîns herzen rinwe*; 525, 6 *sich fûaget paz ob weint ein kint*; 529, 2 *sich twirhet sîn gerich*; 699, 26 *sich samenten unkundiu dinc*; 751, 17 *sich failiert niht unser cart*; 775, 18 *sich moht ein bæse man wol schamu*; 798, 29 *sich hât gehæhet iwer gewin*; 809, 10 *sich liez der grâl . . . tragn*.

Trotz dieser fülle von belegen für das reflexiv scheint doch die voranstellung desselben weniger dem geiste der sprache als der technik des verses willkommen gewesen zu sein. zur probe habe ich aus der prosa folgende e. 70 seiten bei Berthold von Regensb. durchsucht: I 1—10; 220—232; 462—473; II 1—13; 233—237 und I 388—407. auf diesen 70 seiten fand sich kein einziges beispiel. darf man aus dieser allerdings nicht sehr umfangreichen probe einen schluss ziehen, so ist es dieser: der mhd. vers liebt sehr den auf tact, und nichts war zur bildung eines solchen geeigneter als solch ein reflexiv. und in den obigen beispielen steht ja fast stets *sich* im auf tact.

Berlin im märz 1892.

BERTHOLD SCHULZE.

BERICHTE ÜBER GWENKERS SPRACHATLAS DES DEUTSCHEN REICHS.

III.

2. *gänse* (satz 14).

Besprechung des anlauts bleibt vorbehalten bis zu zusammenfassender betrachtung aller in den 40 sätzen vorkommenden anlautenden *g-*. wichtig ist der verlauf der *s/ns-*grenze, die ein herkömmliches unterscheidungsmerkmal zwischen nd. und md. ausmacht (*gôs, gâus — gâns*, die endung bleibt vorläufig außer betracht); wir verfolgen sie unter vergleichung der oben beschriebenen verschiebungslinie in *ich*, indem die orte mit erhaltendem *n cursiv* gedruckt werden: Eupen, Aachen, Geilenkirchen, Linnich, Erkelenz, Odenkirchen, Dahlen, Rheydt, Gladbach, Neufs, Kaiserswerth, Düsseldorf, Gerresheim, Hittdorf, Opladen, Hôh-

scheid. *Burscheid*, *Dorp*, *Burg*, *Hütteswagen*; von hier ab übereinstimmung mit obiger *kch*-grenze bis *Freienhagen*, *Naumburg*, wobei jedoch wiederum bemerkt sei, dass diese übereinstimmung für die dort aufgezählten orte gilt, einzelne grenzdörfer hingegen *-ck* und *-ns* oder *-ch* und *-s* combinieren; jene sonst im allgemeinen übereinstimmende grenzstrecke muss überhaupt, wie zahlreiche karten noch beweisen werden, als eine der schärfsten dialectgrenzen im deutschen reiche gelten; östlich von ihr erweitert sich das *-ns*-gebiet immer mehr gegenüber jenem *ich*-gebiete: *Wolfhagen*, *Zierenberg*, *Immenhausen*, *Münden*, *Hedemünden*, *Dransfeld*, *Göttingen*, *Duderstadt*, *Sachsa*, *Elrich*, *Benneckenstein*, *Hasselfelde*, *Elbingerode*, *Wernigerode*, *Blankenburg*, *Halberstadt*, *Wegeleben*, *Kroppenstedt*, *Oschersleben*, *Wanzleben*, *Magdeburg*, *Wolmirstädt*, *Neuhaldensleben*, *Gardelegen*, *Bismark*, *Stendal*, *Osterburg*, *Sandau*, *Havelberg*, *Wilsnack*, *Pritzwalk*, *Wittstock*, *Rheinsberg*, *Wesenberg*, *Fürstenberg*, *Strelitz*, *Lychen*, *Fürstenwerder*, *Stargard*, *Strasburg*, *Uckermünde*, *Swinemünde*, *Newcarp*, *Wollin*, *Gollnow*, *Massow*, *Stargard*, *Stettin*, *Fiddichow*, *Schönfliebs*, *Soldin*, *Landsberg*, *Driesen*, *Filehne*, *Zirke*, der rest wie *k/ch*. außerdem kommt *-ns-* dem nordöstlichsten teile des reiches zu, mit folgender grenze im w.: *Leba*, *Lauenburg*, *Berent*, *Schöneck*, *Stargard*, *Neuenburg*, *Graulenz*, *Garnsee*, *Freistadt*, *Bischofswerder*, *Gurzno*. eine abschließende erklärung dieser *-ns*-ausdehnung weit ins nd. gebiet hinein wäre verfrüht; zu beachten aber bleibt, dass sie im wesentlichen erst den östlichen gegenden angehört, während im w. die widersprüche zur verschiebungsgrenze geringere sind: ein grundsätzlicher unterschied zwischen den dialectverhältnissen des alten stammlandes im w. und denen des jung colonisierten bodens im o.; erstere setzen namentlich eindringenden formen der schriftsprache zäheren widerstand entgegen als letztere, die bei beginn solches einflusses ausgleich und nivellierung ihrer bunten mischungen noch nicht vollendet hatten. für *gänse* werden außerdem die zahlreichen holländischen colonisten (holl. *gans*, *gansen*) in der Mark Brandenburg und in Ost- und Westpreußen zu berücksichtigen sein. in dem so characterisierten nd. *-s*-gebiet erscheinen *-ns*-gebiete nur im äußersten w.: in Ostfriesland um Leer herum (*gans*), an der mittleren Vechte (*gāuns*) und am ganzen Niederrhein bis Duisburg incl. Geldern, Mörs, Dinslaken, Borken (*gans*). umgekehrt sind auf hd. boden *-s*-gebiete in der Lahngegend um Driedorf, Weilburg (*gēs*) und Staufenberg, Giefßen, Nidda, Nauheim, Wetzlar (*geis*), in der nordwestlichsten ecke von Lothringen (*geīs*) und sonst vereinzelt. für sich steht der sich scharf abhebbende bezirk der schwäbischen nasalierung (*gēs*, *geis*) mit folgender grenze (die orte auf nasalierendem gebiete *cursov*): von Radolfzell bis zur Wutach ins schweizerische übergehend, weiter Stühlingen, Löffingen, Neustadt, Bräunlingen, Vöhrenbach, Triberg, Elzach, Hornberg, Wolfach. *Schiltach*, *Frendenstadt*, *Oppen-*

au, Wildbad, Gernsbach, Neuenbürg, Ettlingen, Pforzheim, Knittlingen, Sachsenheim, Güglingen, Bönningheim, Lauffen, Beilstein, Bottwar, Backnang, Murrhardt, Gaildorf, Vellberg, Crailsheim, Elhoangen, Dinkelshühl, Wassertrüdingen, Öttingen, Nördlingen, Monheim, Donauwörth, der Lech von der mündung bis Landsberg, Kaufbeuern, Schongau, Füssen, bis zur Wertach ins schweizerische übergehend, Kempten, Ammenstadt, Isny, Wangen, Leutkirch, Wurzach, Waldsee, Ravensburg, Markdorf, Überlingen, Pfullendorf. *gängs* und *gänges* mit gutturalisiertem *n* bilden linksrheinisch zwei gebiete um Aachen, Cornelimünster, Eschweiler, Aldenhoven (*gängs*) und um Grevenbroich, Odenkirchen, Neufs (*gänges*), rechtsrheinisch ein kleines in Baden um Elzach herum und ein größeres am Bodensee mit Tettnang, Wangen, Ravensburg (*gängs*), und erscheinen auch sonst vereinzelt. endlich liegt ein größeres *gänsch*-gebiet zwischen Mittelmain und Neckar mit Walldüren, Lauda, Königshofen, Boxberg, Krauthelm, Ingellingen, Waldenburg, Neuenstein, Osterburken, Buchen.

Was die vocalische gestaltung des wortes betrifft, so zerfallen zunächst die gruppen auf nd. -s-boden in solche mit und ohne umlaut: *gōs* von der dän.-fries. grenze bis zu einer ganz ungefähren linie Lübeck, Hamburg, Hannover, Minden, Quakenbrück, Gronau, ferner in schmalen streifen von Dorsten und Haltern an der Lippe über Essen, Hattingen, Schwelm, Lüdenschaid bis Drolshagen, Olpe, im Elbgebiet von Hützaeker, Dannenberg bis Wilsnack, Werben mit Putlitz, Pritzwalk einerseits, Lütchow, Clötze, Gardelegen anderseits, und nordöstlich davon um Wesenberg, Strelitz, Neubrandenburg, Friedland; *gūs* links und rechts der Weser mit Paderborn, Büren, Driburg einerseits und Eschershausen, Gandersheim, Osterode, Göttingen, Uslar anderseits, zwischen Oder und Weichsel mit der ungefähren nordgrenze Naugard, Schivelbein, Tempelburg, Ratzeburg, Berent und der ungefähren südgrenze Schönfliefs, Woldenberg, Schloppe, Krojanke, Friedheim, Witkowo; *gēs* in der Rheinprovinz von Gladbach über Erkelenz nach Geilenkirchen; *gies* um Eupen; *gais* im oberen Emsgebiete mit Halle, Bielefeld, Rietberg, Ahlen, Münster, Burgsteinfurt, Rheine, in drei kleinen Weserbezirken um Pymont, um Hörter und um Stadtberge, Arolsen, Grebenstein; *geis* in kleineren complexen der Rheinprovinz und an der Ostsee von Zanow bis Leba; sonst herrscht *gäus*, namentlich also in breitem gürtel vom Harz über die untere Elbe bis nach Rugen und im o. vom großen Haff bis an die *gas*- und *geis*-bezirke, ferner um Osnabrück, Detmold, um Dortmund, Beleke, um Angermund, Velbert, Merscheid. ohne umlaut: *gōs* im nw. auf Badrum, Norderney, Juist, auf dem festland im Norden, Aurich, in der Rheinprovinz um Kaldenkirchen, Dülken; *gūs* im Crefeld, Kempen, Straelen, und an der Warthe und Netze zwischen der -*ns*-linie und dem *gās*-bezirk. die *gans*- und *ganns*-gebiete an der hollän-

dischen grenze sind erwähnt. auf hd. *-ns*-boden ist *gāns* die überall herrschende wortgestalt, soweit ausnahmen nicht schon oben erwähnt wurden; nur im Elsass überwiegt *gans*. das schwäbische nasalierungsgebiet wird in zwei hälften geteilt, von denen die nördliche *gēs*, die südliche *geis* beherrscht; die grenze ist folgende, wobei die *geis*-orte *cursiv* sind: Freudenstadt, *Schiltach*, Oberndorf, *Rottweil*, Schömberg, Ebingen, *Hettingen*, Trochtelfingen, *Hayingen*, Münsingen, Urach, *Weilheim*, Göppingen, *Geislingen*, Weissenstein, Heidenheim, Gundelfingen, *Günzburg*, *Burgau*, Mindelheim, Kaufbeuren. die verschiedenartigen lautlichen abstufungen und schattierungen, die sich in tausenderlei schreibungen aussprechen, verlangen studium der originalkarte.

Ganz unabhängig von diesen grenzlinien der stammentwicklung laufen die endungslinien. die endung *-e* geht in breitem gürtel quer über die ganze karte; die nördliche und südliche grenze desselben muss genauer festgestellt werden, um weitere endungslinien später danach beurteilen zu können. die nordgrenze ist folgende, wobei orte auf dem endungsgebiete *cursiv* gedruckt werden: *Leer* (an der Emsmündung), Oldenburg, *Wildeshausen*, Delmenhorst, Bremen, *Syke*, *Verden*, *Rethem*, *Hudemühlen*, *Celle*, Wittingen, *Gifhorn*, *Öbisfelde*, *Calvörde*, Gardelegen, Tangermünde, *Jerichow*, *Rathenow*, Havelberg, *Friesack*, *Fehrbellin*, Ruppin, *Cremmen*, *Oranienburg*, *Liebenwalde*, Zehdenick, *Joachimsthal*, *Angermünde*, *Schwedt*, Fiddichow, Schönfliefs, Soldin, Friedeberg, Driesen, *Birnbaum*, *Meseritz*, *Liebenau*, Züllichau, *Trebschen*, *Grünberg*, *Sorau*, *Sagan*, *Princkenau*, Polkwitz, *Köben*, *Guhrau*, *Bojanowo*, Kobylin. die südgrenze (widerum orte mit endung *cursiv*): ganz ungefähr von Isselberg dem Niederrhein parallel bis Mülheim. Werden, *Hattingen*, Wülfrath, Barmen, *Schwelm*, Remscheid, *Wipperfürth*, *Gummersbach*, *Freudenberg*, Hachenburg, Driedorf, Dillenburg, *Haiger*, *Biedenkopf*, Marburg, Rauschenberg, *Gemünden*, Treisa, Schwarzenborn, *Rotenburg*, *Sontra*, Berka, *Eisenach*, *Waltershausen*, Schmalkalden, Ilmenau, *Gehren*, *Gräfenthal*, *Probstzella*, *Ziegenrück*, Schleiz, *Auma*, *Berga*, Werdau, Lichtenstein, *Waldenburg*, Chemnitz, *Mittweida*, Hainichen, *Siebenlehn*, Freiberg, *Frauenstadt* und weiter nach Böhmen hinein. nördlich vom westlichen teile dieses *e*-gebietes treten zahlreiche ausnahmen, formen mit *-e*, auf, die nach n. immer vereinzelter werden, ebenso südlich desselben in der Rheinprovinz und im südlichen Baden; südlich vom mittleren teile fehlen ausnahmen fast ganz, im östlichen bei Chemnitz werden sie wider etwas häufiger. im *e*-gebiet selber sind ausnahmen mit endungslosen formen selten, zahlreicher in einem größeren gebiet westlich von Münster. nur östlich der Oder sind ausnahmen nach beiden richtungen hin häufig. aufer der besprochenen endung *-e* ist einzeltes *-a* im Elsass und südlichen Baden, *-i*, *-a*, *-en*, *-er* in Schlesien zu erwähnen, ferner *-en* im w., wo es nördlich der Emsmündung um

Norden, Emden ein ganzes gebiet beherrscht, und verstreut in den gebieten dort, die auch ausnahmsweise *-e* zeigten.

Die Dänen haben *gjäs*, *gjes*, die Friesen *gös* (Sylt), *gäs* (Amrum, Föhr), *gōs(e)* (die Halligen außer Hooge, das *gāisea* schreibt), *gāis(e)* (im nördlichen teile des festlandes), *gēste* (im südlichen), *gōs* (Wangerooß), *geis* (im Saterland).

3. *eis* (satz 4).

Die diphthongierungslinie *īs/eis* (die diphthongierenden orte *cursiv*): *St. Vith*, *Montjoie*, *Prüm*, *Blankenheim*, *Münstereifel*, *Adenau*, *Ahrweiler*, *Unkel*, *Remagen*, *Sinzig*, *Liuz*, *Blankenberg*, *Altenkirchen*, *Freundenberg*, *Siegen*, *Haiger*, *Hilchenbach*, *Schmallenberg*, *Winterberg*, *Hallenberg*, *Medebach*, *Sachsenberg*, *Fürstenberg*, *Frankenau*, *Wildungen*, *Homburg*, *Ziegenhain*, *Schwarzenhorn*, *Neukirchen*, *Alsfeld*, *Grebenua*, *Lauterbach*, *Herbstein*, *Schlüchtern*, *Fulda*, *Bischofsheim*, *Fladungen*, *Tann*, *Kaltensordheim*, *Meiningen*, *Wasungen*, *Schmalkalden*, *Zella*, *Ohrdruf*, *Plaue*, *Ilmenau*, *Gehren*, *Königsee*, *Ilm*, *Kranichfeld*, *Berka*, *Erfurt*, *Weimar*, *Neumark*, *Buttstedt*, *Cölleda*, *Rastenberg*, *Wiehe*, *Heldrungen*, *Artern*, *Allstädt*, *Kelbra*, *Sangerhausen*, *Mansfeld*, *Harzgerode*, *Hettstädt*, *Sandersleben*, *Aschersleben*, *Güsten*, *Stassfurt*, *Nienburg*, *Barby*, *Zerbst*, *Aken*, *Roslau*, *Wörlitz*, *Coswig*, *Wittenberg*, *Zahna*, *Seyda*, *Jüterbogk*, *Schweinitz*, *Jessen*, *Annaburg*, *Herzberg*, *Schlieben*, *Dobrilugk*, *Kirchhain*, *Sonnenwalde*, *Finsterwalde*, *Kalau*, *Luckau*, *Golßen*, *Baruth*, *Teupitz*, *Buchholz*, *Storkow*, *Beeskow*, *Fürstenwalde*, *Müllrose*, *Frankfurt*, *Lebus*, *Görütz*, *Cüstrin*, *Sonnenburg*, *Nendamm*, *Landsberg*, *Friedeberg*, *Schwerin*, *Driesen*, *Birbaum*, *Zirke*, *Filchue*, *Samter*, *Goslin*, *Posen*, *Pudewitz*, *Wreschen*, *Miloslau*. es sei ausdrücklich hervorgehoben, dass von den als nd. aufgeführten orten manche stadt dennoch hd. *eis* haben kann; sie ist dann eben nur städtische enclave in einem sonst nd. landbezirk, und die aufzählung bezweckt nicht characterisierung ihres staddialects, sondern der weiten umliegenden bauernmundart. man unterlasse ferner nicht, diese diphthongierungslinie zu vergleichen mit der lautverschiebungsgrenze in *ik/jich* (oben s. 307f); schon die abweichungen nach den wenigen aufgeführten ortschaften gestatten lehrreiche schlüsse. hingegen deckt sich in Ostpreußen das hd. *eis*-gebiet mit dem oben s. 308 skizzierten *ech*-gebiet, wenigstens soweit die dort aufgezählten orte in betracht kommen, nur Bischofsburg hat *īs*. es sei gleich die diphthongierungsgrenze im sw. des reichs angeschlossen: *Bolchen*, *Busendorf*, *Saarlouis*, *St. Avold*, *Forbach*, *Saarbrücken*, *St. Ingbert*, *Saargemünd*, *Zweibrücken*, *Pirmasens*, *Bitsch*, *Weißenburg*, *Wörth*, *Hagenau*, *Seltz*, *Lauterburg*, *Ettlingen*, *Kuppenheim*, *Wildbad*, *Oppenau*, *Freudenstadt*, *Wollach*, *Schiltach*, *Hornberg*, *Triberg*, *Rottweil*, *Villingen*, *Spaichingen*, *Donaueschingen*, *Möhringen*, *Tuttlingen*, *Aach*, *Stockach*, *Pfullendorf*, *Überlingen*, *Markdorf*, *Ravensburg*, *Waldsee*, *Wurzach*, *Leutkirch*, *Wangen*, *Kempton*, *Immenstadt*, *Füssen*. diese diphthongierungsgrenzen sind

scharf und fest im w. des reiches, während im o. noch zahlreiche *eis* auf sonst nd. boden der *eis*-linie vorgelagert sind; namentlich zwischen Elbe und Oder zeigen in der nähe der grenze die städte, gröfsere wie kleinere, schon *eis*, das um Berlin herum eine ganze enclave bildet, und bestätigen damit aufs neue den schon oben s. 406 betonten durchgreifenden unterschied zwischen alten stamm- und jüngeren colonisationsdialekten; im w. zeigen auch die städtischen übersetzungen, in der nähe der grenze selbst die von Köln, Bonn, Cassel, Fulda, nur monophthongische formen. wieweit dieser unterschied zur geschichte der entstehung und ausbreitung der nhd. diphthonge etwas beitragen kann, hat Wenker auf s. 25—48 seines der Berliner karte beigegebenen handschriftlichen textes ausgeführt.

Bei der beschreibung der norddeutschen diphthonglinie ist ein weites gebiet aufser acht gelassen und mit zum nd. geschlagen worden, das an sich von diesem sich deutlich abhebt: das gebiet der westfälischen diphthongierung. die äufsersten gröfsere orten, die es umfasst, sind, wenn ich im w. beginne: Camen, Hamm, Wiedenbrück, Bielefeld, Vlotho, Rinteln, Hameln, Eldagsen, Sarstedt, Horuburg, Goslar, Seesen, Gandersheim, Moringen, Uslar, Borgholz, Stadtberge, Brilon, Winterberg, Schmallenberg, Iserlohn, Unna. die schreibung des jungen diphthongs zeigt hier in den formularen eine verwirrende vielgestaltigkeit; ein physiologischer process, der ihn erzeugt und nur nach localen phonetischen einzeluntersuchungen definiert und erklärt werden könnte, ist hier erst im werden begriffen und in den einzelnen orten zu verschiedenen stufen gediehen: alle denkbaren schattierungen von *ü*, *eï*, *ai*, *öi*, *äi*, *oi*, *ui* erscheinen in buntem durcheinander, dazwischen noch oft der alte intacte monophthong *ī*, und nur in einzelnen partien des gebietes zeigt sich eine deutlichere einheitlichkeit des lautes und zwar als *ui*; hierin wird also der endpunct jener entwicklung zu sehen sein, alle die andern maunigfaltigen schreibungen bezeichnen phonetische zwischenstationen; *uis* ist namentlich von Soest bis Meschede fest geworden. im osten des reichs östlich der Persante tauchen im sonst reinen *ī*-gebiete ähnliche formen mit *eï*, *ei*, *ai*, *eui*, *öi*, *oi*, *oui* auf.

Im übrigen herrscht in den monophthongischen strecken weiterhin *īs*, auch im dänischen. verkürzung der ursprünglichen länge zeigt das nordfriesische auf Sylt, Föhr, den Halligen und dem gegenüberliegenden festlande, das niederrheinische bis einschliesslich Geldern, Rheinberg, Duisburg, Dinslaken, das land der oberen Sieg mit Siegen, Hilchenbach, das gebiet zwischen unterer Eder und Habichtswald mit Wildungen, Waldeck, Naumburg, Züschen, Nidenstein, Cassel und endlich vom südlichen monophthongebiet die westliche hälfte dergestalt, dass die grenze zwischen *īs* und *īs* etwa von Breisach bis Kehl durch den Rhein gebildet wird, unterhalb Kehl einen schmalen rechtsrheinischen streifen zum kürze-

gebiet schlägt, von Breisach aus südwestlich etwa auf Beltort losgeht, Ensisheim, Sennheim, Maasmünster dem kürze- und Mülhausen dem längegebiet zuweisend.

Anderseits ist im weiten *eis*-territorium stellenweise bereits wider jüngere monophthongierung zu *ēs*, *ās* eingetreten, so in einem weiten teile Schlesiens zu beiden seiten der Oder von Breslau bis Grünberg und südlicher von Brieg bis Falkenberg, vereinzelter zwischen Saale und Elster etwa von Eisenberg bis Ziegenrück, häufiger endlich im Böhmerwald, auf sonstige einzelschreibungen muss hier verzichtet werden, und nur kurz sei erwähnt, dass im Moselgebiete und an der unteren Lahn zahlreiche *eis*, *āis*, *eus*, letzteres fast ausschließlich linksrheinisch, begegnen und *eus* außerdem für das land zwischen Iller und Lech charakteristisch ist, *āis* findet sich zerstreut überall, besonders häufig in der strecke Bruchsal, Heilbronn, Donauwörth, also entlang der schwabischen nordgrenze, während im schwabischen innern so gut wie kein *āis* vorhanden ist: offenbar prägt sich hierin der unterschied zwischen schwäb. und frank. aussprache des diphthongs aus, wie er an der grenze besonders fühlbar wird.

Auf früher wendischem boden in der Niederlausitz macht sich der ursprüngliche unterschied zwischen wendischem und deutschem vocaleinsatz noch heute in den deutschen dialecten geltend, wenn diese anlautendes *h-* nicht articulieren und umgekehrt worten mit vocalanlaut ein *h* vorsetzen: daher dort *heis*, *hīs*.

In bezug auf die consonanz unseres wortes sind nur eine reihe curiosa zu verzeichnen: *eisch* im stolzetem festen gebiete zwischen Kocher und Main mit Künzelsau, Krauthelm, Osterburken, Boxberg, Königshoten, Lauda, Walldürn, Buchen, *isch* im südlichsten teile des Elsass mit Altkirch, Pfirt, *ings* nordöstlich vom Bodensee zwischen Ravensburg und Tettnang, *ix* in Wildungen und sonst in südlicher nähe von Waldeck, *ist* östlich davon um Naumburg, Niedenstein, Züschen und südöstlicher nicht so zusammenhängend zwischen Herstedt und Tann, ähnlich vereinzelt *eist* im Riesengebirge.

Durch *n*-suffix erweitert (mit *eisen* 'terrum' confundiert) erscheint das wort im schlesischen *ēs*-gebiet vielfach als *ēsen*, ebenso als *eise* an der obersten Lahn und Eder um Berleburg, Laasphe, Biedenkopf, Wetter, Rauschenberg, Kirchhain und vereinzelter zwischen Iller und Lech um Kaulbeuern, Kempten.

4. sechs (satz 5).

Das wort bringt die charakteristische grenze zwischen nd. -s- und hd. -z- formen (die orte auf der *sex*-seite cursiv: Eupen, Montjoie, Cornemünster, Stolberg, Eschweiler, Aldenhoven, Hunshoven, Linnich, Erkelenz, Grevenbroich, Odenkirchen, Gladbach, Neufs, Kaiserswerth, Ürdingen, Angermund, Ratingen, Mettmann, Gerresheim, Merscheid, Höhscheid, Leichlingen, Opladen, Burscheid,

Burg, Hückeswagen, Wipperfürth; weiter stimmt die grenze mit der *ik/ich*-linie bis zum *Oberharz* (stets wol gemerkt: nur soweit die dort aufgezählten ortschaften in betracht kommen, keineswegs genau dorf für dorf), dann jedoch Benneckenstein, Hasselfelde, *Stiege*, *Gernrode*, Blankenburg, Derenburg, *Wegeleben*, *Gröningen*, Schwanebeck, *Haldmersleben*, Oschersleben, *Seehausen*, Helmstedt, *Neuhaldensleben*, Calvörde, Tangermünde, *Jerichow*, Sandau, *Rathenow*, *Friesack*, Rhinow, *Fehrbellin*, Wusterhausen, *Ruppin*, Wittstock, *Rheinsberg*, Fürstenberg, *Lychen*, *Templin*, Prenzlau, *Greiffenberg*, Garz, *Fiddichow*, Bahn, *Schönfließ*, Pyritz, *Lippehne*, Berlinchen, *Woldenberg*, Schloppe, *Driesen*, Filehne, *Samter*, der rest wie *ik/ich*. die hochdeutsche enclave östlich der unteren Weichsel stimmt mit *sex* zu *eis*; außerdem aber herrscht *sex* noch im äußersten o. des reichs von Lötzen, *Angerburg*, *Nordenburg*, *Darkehmen*, *Insterburg*, Ragnit bis zur russischen grenze. in den so geschiedenen *-s-* und *-x-*gebieten bilden nur ausnahmen einerseits das nordfriesische auf Sylt (*sox*), Amrum und Föhr (*säx*), den Halligen und dem gegenüberliegenden festlande (*sēx*) und die reste des ostfriesischen auf Wangeroog und im Saterland (*sex*), anderseits ein *sas-*gebiet am Thüringerwald um Schmalkalden, Wasungen, Zella, Suhl. im allgemeinen ist die *-x-*form wiederum erheblich in das frühere *-s-*gebiet vorgedrungen, dessen einstige südgrenze durch vergleichung mit *ochsen*, *wachsen* sich bei diesen wörtern wol annähernd wird bestimmen lassen. auf solches vordringen weisen versprengte *-s-*überreste im sonstigen *-x-*lande in der Rheinprovinz, Hessen, Thüringen, Sachsen, Brandenburg. das schnelle vorrücken des schriftdeutschen *sex* erklärt sich aus der natur des zahlworts, aus seiner rolle im verkehrs- und geschäftsleben. charakteristisch ist dabei aber wiederum, wie sich im w. die form *sex* nirgend über die *ik/ich*-grenze hinausgewagt, sie zum teil überhaupt noch nicht erreicht hat, während sie im o. weit in sonst echt nd. gegenden vorgedrungen ist. wie *sex* im östlichsten Ostpreußen, so werden noch weitere belege dafür sprechen, dass hier die colonistenbevölkerung nicht so rein nd. herkunft war als längs der küste.

Über die verschiedene natur des anlautenden *s-* in den einzelnen gegenden und dialecten wird erst nach verarbeitung aller übrigen *s-*anlaute geurteilt werden können. sonst ist auf consonantischem gebiete noch *seksch* charakteristisch für dieselbe gegend, die schon *gänsch* und *eisch* hatte: um Osterburken, Landa, Königshofen, Mergentheim, Ballenberg, Krautheim, Ingelfingen, Künzelsau, Neuenstein, Waldenburg. es werden dort alle in- und auslautenden germ. *s* zu *sch*, nicht aber die hd. *s(z)* < germ. *t*; jener lautwandel muss also schon in einer zeit begonnen haben, als hd. *z* und *s* noch deutlich sich unterschieden. aber der umfang der *sch-*gebiete in *gänsch*, *eisch*, *seksch* stimmt keineswegs überein, er ist bei *gänsch* am größten, bei *seksch* am kleinsten:

ein deutliches beispiel dafür, wie gefährlich es ist, lautliche grenzen als ausnahmslos für alle paradigmata anzusehen.

Was den vocal betrifft, so herrscht auf nl. boden im westlichen und östlichen drittel *ses*, im mittleren *sös*. die grenze zwischen *ses* und *sös* ist im w. die Weser von der mündung bis etwa zum einfluss der Aller, weiter (*ses*-orte *cursiv*) *Verden*, *Rotenburg*, *Walsrode*, *Soltau*, *Celle*, *Wittingen*, *Gifhorn*, *Öbisfelde*, *Gardelegen*, *Calvörde*, *Helmstedt*; im o. *Stolp*, *Schlawa*, *Zanow*, *Pollnow*, *Bublitz*, *Bablenburg*, *Neustettin*, *Konitz*, *Pr. Stargard*, *Neuenburg*, *Tuchel*, *Culm*, *Crone*, *Bromberg*, *Thorn*, *Guiewkowo*. westlich von Hamburg zwischen Elbemündung und Oste und nördlich der ersteren längs der küste weisen zahlreiche *sūs* auf geschlossenen vocal. zwischen Oste und unterer Weser erscheinen häufliche *sos*. *sas* war schon erwähnt; es kommt auch bei Danzig öfter vor, sowie westlich von Basel. vocaldehnung ist dem linksrheinischen *ses*-lande eigen, wo viele *sāes* neben *sēs*, *sās* auf circumflexierte betreuung hindeuten. das dänische hat *seis*.

Auf hd. boden ist *sax* allgemein. seine verschiedenen tonfärbungen prägen sich in einzelschreibungen aus wie *six* einerseits (*Westerwald*), *sax* anderseits (etwa von einer linie *Sachsa-Eschwege* bis zu einer solchen *Altenburg-Ziegenrück*). *sōx* erscheint im südöstlichen Süddeutschland, im w. bis zur Iller, im n. bis zur Donau und zum bairischen wald, am allgemeinsten zwischen Iller und Lech. diphthongierung zeigen vereinzelt *seix*, *seix* im Odergebiet von Frankfurt bis Beuthen und im Rhöngebiet um Hammelburg, Kissingen. (fortsetzung folgt.)

Marburg i. H.

FERD. WREDE.

DIE ZEIT DER GERMANISCHEN BESIEDLUNG SKANDINAVIENS.

(zu Anz. xviii 26—29.)

Es ist nicht meine absicht, in den folgenden zeilen die frage erschöpfend zu beantworten, wann die Germanen nach Skandinavien eingewandert sind. nach den ausführungen Kauffmanns (Anz. xviii 26—29) halte ich es aber für meine pflicht, davor zu warnen, den chronologischen ergebnissen der prähistorischen archäologie ohne weiteres glauben zu schenken. diesen einspruch zu erheben erscheint mir um so nötiger, als Kauffmann, der mit recht verlangt, dass die archäologie auch der philologie eine führerin sei, auf grund eigener studien mit einer bestechenden bestimmtheit für die ergebnisse der skandinavischen archäologen eingetreten ist. ich meine aber, ist für uns philologen die zeit gekommen den ausgegrabenen überresten des grauen altertumes erhebliche belehrungen abzugewinnen¹, so gilt noch immer in viel höherem grade umgekehrt für die archäologen die notwendigkeit, mit den ergebnissen der sprachforschung und der urgeschichte fühlung zu behalten.

¹ MHaupt Zs. 1. vorrede s. III.

Die meisten nordischen gelehrten sind jetzt darüber einig, dass der zusammenhang der gefundenen typen die continuität der bevölkerung beweise, wenigstens von der jüngeren steinzeit bis auf unsere tage. dass während des jüngeren skandinavischen steinzeitalters schon Indogermanen in Skandinavien saßen, halte auch ich für 'eine der gesichertsten tatsachen archäologischer forschung'. zwar das von Kauffmann betonte blonde haar der leichen aus der bronzezeit ist an sich noch kein beweis weder für germanische noch für indogermanische bevölkerung — die Finnen sind ja auch blond. ebensowenig kann ich das ergebnis von Virchows messungen, 'dass die heutigen Skandinavier in directer descendenz von dem volke der jüngeren steinzeit abstammen' als unbedingt beweiskräftig für das Germanentum dieser zeit ansehen. allein auch ohne diese beiden argumente ist daran kaum zu zweifeln, dass Indogermanen, also doch wol Germanen, seit der jüngeren steinzeit in Skandinavien ansässig sind¹. dass die bevölkerung der älteren, der kjökkenmødding-zeit keine germanische, keine indogermanische gewesen ist, beweist die tatsache, dass diese bevölkerung keine haustiere — vielleicht den hund ausgenommen — gekannt hat. auf dieses volk passt die schilderung trefflich, welche Tacitus Germ. 46 von den Finnen entwirft, und es spricht alles dafür, dass dieses jäger- und fischervolk identisch ist mit der finnischen urbevölkerung von ganz Skandinavien (Müllenhoff DA. II 6 ff und bes. 39 ff).

Es handelt sich hier um die bestimmung der zeit der jüngeren steinfunde. die nordischen gelehrten nehmen an, und Kauffmann folgt ihnen, dass die jüngere skandinavische steincultur mindestens in das zweite jahrtausend v. Chr. zu setzen sei: folglich, dass Germanen schon um 2000 nach Skandinavien eingewandert waren². dieser folgenschwere schluss erschüttert den glauben an die richtigkeit der methode, nach welcher diese datierung gewonnen ist. die bronzecultur soll spätestens das erste jahrtausend v. Chr. umfassen, etwa zu beginn unserer zeitrechnung, nach Montelius im 4 jh. v. Chr., erloschen sein. und doch führen uns die Alamannengräber und die merowingischen funde noch in die bronzezeit hinein! von den Kelten scheinen die Germanen, wenigstens die Deutschen, die kunst der metallbearbeitung gelernt zu haben (Tac. Germ. 43; Ptol. II 11, 26). sollten die Nordgermanen schon seit vielen jahrhunderten in vorchristlicher zeit eine eigene cultur besessen haben, weit höher, als die ihrer südlichen stammgenossen war? schon um 1000 v. Chr. soll man es im norden mit 'meisterschaft' verstanden haben, 'die aus weiter ferne ein-

¹ vgl. bes. Montelius Arch. f. anthropologie 17, 156 ff.

² diese formulierung ist eigentlich schon zu vorsichtig gewählt. selbst ein so besonnener forscher wie Noreen geht so weit, mit Montelius anzunehmen, dass Germanen schon im 3 jahrtausend v. Chr. in Skandinavien gewohnt haben (Pauls Grundr. I 418).

geführten metalle zu bearbeiten und mit einer eigentümlichen, schönen, stilmäßigen ornamentik zu schmücken¹: und in nachchristlicher zeit, zur zeit der völkerwanderung, war bei den Südgermanen die schmiedekunst noch kein handwerk, sondern eben eine kunst, eine kunst, welche den adlichen, den fürsten ehrte²? es kann keinem zweifel unterliegen, dass die Germanen zu beginn unserer zeitrechnung dem bronzealter, gleichzeitig schon dem beginnenden eisenalter (Tac. Germ. 6) und noch dem steinalter angehörten. und die Nordgermanen, welche ihre metalle gleichfalls zunächst vom auslande bezogen, sollen ihnen in der cultur um viele jahrhunderte voraus gewesen sein? und wäre dies wirklich der fall gewesen, sollten wir dann nicht erwarten, dass die Südgermanen culturell von ihren nordischen brüdern abhängig gewesen seien und ihre bronzewaffen aus Dänemark statt aus Hallstatt bezogen hätten? nicht nur culturell, nein auch politisch, sollten wir erwarten, müssten die überlegenen skandinavischen waffen sich in Deutschland geltung verschafft haben.

Ferner: das volk, welches, auf weite entfernungen hin von barbaren umgeben, nach kleidung, waffen und schmuck, nach industrie und kunst zu schliesen, um 1000 v. Chr. auf einer culturstufe stand, vergleichbar der des mykenischen zeitalters, das volk, welches diese, wenn auch von hause aus entlehnte cultur selbständig zu einer eigenen ausgebildet, dieses volk müsste es dauernd zu einer nationalen cultur gebracht haben, die der griechischen vergleichbar wäre, um so mehr als es — vorausgesetzt, dass es Germanen waren — nicht durch gröfsere kriegerische einfälle von aufsen her in seiner entwicklung gehemmt worden ist.

Die frühe datierung des nordischen jüngeren stein- und des bronzealters (sowie des älteren eisenalters) muss falsch sein, auch weil sie den sprachgeschichtlichen tatsachen zuwider läuft. mag man über die beziehungen der nordischen sprache zur gotischen denken, wie man will: auf alle fälle können in den ersten jahrhunderten v. Chr. die mundartlichen unterschiede zwischen nord und süd überhaupt nur gering gewesen sein. unsere reconstructions der gemeingermanischen ursprache führen auf diese zeit. mag man sich auch die verschiedenartigkeit der aussprache noch so erheblich vorstellen, mag man selbst annehmen, dass eine reihe von mundartlichen eigentümlichkeiten durch den nivellierenden einfluss der völkerwanderung verschwunden sind, immerhin bleibt doch die sprache der ältesten runenschriften eine sprache, wie sie trotz der verschiedenen aussprache und trotz gewis zahlreichen formalen und syntactischen abweichungen von allen Germanen verstanden worden ist. die erste hälfte des ersten jahrtausends nach Chr., das ist noch das urgermanische, das gemeingermanische zeitalter, wie

¹ vgl. dazu Genthe Über den etruskischen tauschhandel nach dem norden², 114.

² vgl. für Island Weinhold Altnord. leben s. 93.

für die sprache und das nationale band der heldensage, so für das gesamte leben unserer vorfahren. es ist ganz undenkbar, dass um zwei jahrtausende früher die Skandinavier im norden schon zu einer 'tantum sui similis gens' erwachsen waren. safsen sie schon im 2 oder gar im 3 jahrtausend v. Chr. an den küsten Skandinaviens, so kann gar kein zweifel sein, dass sie bei der räumlichen trennung von ihren südlichen stammesgenossen sich von diesen in ganz anderem mafe differenziert hätten. wir würden dann die nordgermanische sprache in ähnlicher weise der gotischen und westgermanischen gegenüberstellen, wie etwa die baltischen sprachen den slavischen. vielleicht selbst das noch nicht einmal. Litauer und Slawen sind seit alters nachbarn: zwischen Schweden und Deutschland aber fließt das meer. um oder vor 2000 v. Chr. gab es noch keine indogermanischen sprachen und nationen, gab es nur indogermanische mundarten und stämme.

Die besiedlung Skandinaviens durch Germanen muss in die letzten jahrhunderte v. Chr. fallen. wir haben noch einen anhalt an den völkernamen diesseits und jenseits der Ostsee. wir kennen Goten und Greutinger hüben wie drüben¹, Rugii in Pommern und im norwegischen Rogaland. dazu die unsichereren gleichsetzungen: Burgunden = Borgund in Norwegen; Lemonii (Tac.) = Λευῶνοι (Ptol.); Helvacones (Tac., Strabon, Ptol.) = Hillevioanes (Plin.)². ist es glaublich, dass wir noch die gleichen völkernamen hier wie dort finden würden, wenn die auswanderung übers meer schon um oder vor 2000 v. Chr. stattgefunden hätte? auch die got. stammsage (Jord. 4 und 14) hätte schwerlich mehr als zwei jahrtausende die beziehungen der Goten zu Schweden im gedächtnis fort erhalten (Gaut, Haimdal, Rig).

Zudem spricht das bild, welches man sich von der ausbreitung der Germanen überhaupt machen muss, dafür, dass die skandinavischen küsten nicht vor den letzten jhh. v. Chr. besiedelt worden sind. ich gedenke in meinen Beiträgen zur germ. altertumskunde den nachweis zu führen, dass die Germanen erst im 5 jh. v. Chr. die Elbe von osten her erreicht haben, also jedesfalls erst später mit der see so vertraut geworden sind, dass eine übersiedlung zu schiff im grofsen stile erfolgen konnte.

Von diesem letzten puncte aber ganz abgesehen — ich meine, die geschichte der germanischen vorzeit, der gemeinsamen cultur, des geistigen lebens, insbesondere der sprache, weist mit so zwingender notwendigkeit darauf hin, dass Germanen nicht früher als in der letzten hälfte des ersten jahrtausends v. Chr. (im steinalter) nach Skandinavien gekommen sein können, dass die archäologen gut tun werden mit dieser tatsache zu rechnen.

Gesetzt aber, die skandinavische bronzecultur stünde wü-

¹ vgl. Axel Erdmann Om folknämen Götar och Gotar (Stockholm 1891).

² Caesars *Harudes* tragen nur zufällig denselben namen wie die norwegischen *Hordir*.

lich für die zeit um 1000 v. Chr. außer jedem zweifel, dann wäre kein anderer schluss übrig¹, als dass wir es mit einem uns unbekanntem (indogermanischen?) culturvolk zu tun haben, das die sprache der nachmals einwandernden ostgermanischen eroberer angenommen hätte. ein rätsel würde es bei alledem bleiben, dass bei den fortgesetzten, offenbar geregelten handelsbeziehungen, welche die bronze nach dem norden führten, die kunde von diesem hyperboräischen culturcentrum nicht zu den Griechen und Römern gedrungen wäre; ein unlösbares rätsel vor allen dingen, wer, im schroffsten widerspruch zu allem, was wir wissen, vor mehr als 3000 jahren einen handelsweg vom mittel- oder schwarzen meer nach dem norden hätte finden und dauernd behaupten sollen! [5 mai 1892.]

Durch den herausgeber der Zs. gieng mir inzwischen der aufsatz von RMuch, oben s. 97 ff zu, und mit ihm die aufforderung, ich möchte auf die archäologischen arbeiten etwas näher eingehn. jenem aufsatz habe ich für die vorliegende frage nichts weiter entnehmen können, als dass Much Montelius chronologische bestimmungen einfach als tatsache hinnimmt, was meine warnung nur um so zeitgemäßer mag erscheinen lassen, und dass er diejenige folgerung gezogen hat, welche allerdings allein ernstlich in betracht kommen kann, nämlich dass Südkandinavien die urheimat der Germanen gewesen sei². genauer auf die momente einzugehn, welche die nordischen archäologen zu der von mir bekämpften chronologie bestimmt haben, scheint mir — abgesehen davon, dass mir jetzt weder genügend raum noch zeit zur verfügung steht, — noch verfrüht zu sein, so lange nicht von jener seite eine exacte beweisführung versucht worden ist. bisher sind nur erwägungen allgemeiner art vorgebracht worden: man hat in den älteren skandinavischen bronzesachen gewisse, der ersten hälfte des 2 jahrtausends v. Chr. eigene formen des ältesten ostmittelländisch-orientalischen typus widererkannt und entlehnung gefolgert, und hiernach datiert man die nordische bronze- und steinzeit. vorausgesetzt, dass die annahme einer entlehnung unanfechtbar ist, so scheint es mir nicht möglich, irgend einen chronologischen schluss daraus zu gewinnen. die in Babylon oder Kypern, in Troja oder Mykene angefertigten sachen brauchen nicht sofort im tauschverkehr nordwärts ge-

¹ ein anderer schluss wäre an sich wol denkbar: Südkandinavien sei die urheimat der ungetrennten Germanen gewesen. allein diese, die vorgetragenen schwierigkeiten nur zum teil beseitigende annahme ist schon deshalb unbefriedigend, weil die nach Deutschland vordringenden Germanen doch ihre waffen, geräte und schmucksachen mitgenommen haben würden, die nordische bronzecultur aber eben nur skandinavisch ist. außerdem spricht manches andere gegen eine solche annahme, namentlich die tatsache, dass die Kelten nach den Volcae und nicht nach den Belgae bekannt wurden.

² richtiger die südkandinavischen küsten. nach Montelius (Arch. f. anthr. 17, 155 ff) sollen die Skandinavier über die kimbrische halbinsel und die dänischen inseln zuerst nach Schonen und die westküste entlang in Westgotland eingewandert sein. es dürften also, wenn Skandinavien die urheimat war, damals keine Germanen südlich der Ostsee sitzen geblieben sein!

wandert zu sein, und selbst in diesem falle könnten wir nicht sagen, ob sie in 10 oder erst in 1000 jahren nach Schweden gelangten: die alten muster können ebensowol — und dies ist die meinung namhafter archäologen — noch nach mehr als tausend jahren in Italien oder Hallstatt nachgemacht worden sein, um später nach dem norden exportiert zu werden. die formen und ornamente der bronzewaffen und -geräte sind alle älter als die der eisernen. ein lebhafter bronzeeexport aber fand ungeachtet des in den Mittelmeerländern herrschenden eisenalters bis in das mittelalter hinein statt. ich brauche nur an die Briten zu erinnern, die nach Caesar B. G. v 12 'aere utuntur importato' und an die slavischen bronzenen schläfenringe, die westlich bis in die Schweriner gegend hin gefunden worden sind¹. wenn die Aegypter, trotzdem ihnen das eisen bekannt war, doch bis in die römische kaiserzeit hinein an ihren bronzesachen festhielten², so sehen wir, dass der geschmack in einer jeder chronologie spottenden weise konservativ sein kann. dem germanischen kriegler haben gewis, in Skandinavien sowol wie in Deutschland, die weit schöneren bronzewaffen besser zugesagt als die, wenn auch praktischeren, eisernen. der zweck der obigen zeilen ist nicht gewesen die nordischen archäologen zu widerlegen, sondern darauf hinzuweisen, dass ihre chronologie in unlösbarem widerspruch mit allen uns sonst bekannten tatsachen steht. so lange sie aber noch nicht einmal die ungeteilte zustimmung der deutschen archäologen gefunden haben, ist es für uns germanisten wahrlich nicht an der zeit, uns ihrer führung blindlings anzuvertrauen.

Halle a. S., den 20 august 1892.

OTTO BREMER.

¹ Buschan Germanen und Slaven (Münster 1890) s. 22.

² Wiedemann Jbb. d. ver. v. altertumsfreunden im Rheinlande bd. 89 (1890) s. 197 ff: gegen Montelius.

Am 15 aug. starb zu Weimar im 63 lebensjahre der oberbibliothekar dr REINHOLD KÖHLER, der gelehrteste vertreter der vergleichenden novellen- und märchenkunde, der unermüdliche helfer in unser aller wissenschaftlicher arbeit; am 17 sept. entschlief in Wilten 68 jahre alt prof. dr IGNAZ VINCENZ ZINGERLE EDLER VON SUMMERSBERG, bewährt in liebevoller erforschung seines tirolischen volkstums.

Der privatdocent dr OSWALD ZINGERLE EDLER VON SUMMERSBERG in Graz geht als extraordinarius nach Czernowitz; der privatdocent dr RUDOLF MERINGER in Wien wurde zum außerordentlichen professor der idg. sprachwissenschaft befördert. — für deutsche philologie habilitierte sich in Göttingen dr VICTOR MICHELS.

REGISTER

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

- a endung gotischer namen A 45
 -a, -am idg. endung des nom. acc. fem. sing. A 34 f
Aar-, *Aas-* in ahd. namen A 47 f
 aberglaube, tirolischer d. 15. jhs. 51 ff
 ablaut *e*: *i*, *o* A 182 f; *r*: *a* A 186
 'Abt von Amfra' nl. trinkgedicht 302 ff
 ackerban der Germanen 97 ff
 ackergemeinschaft 113
aīs got. 133
Alaisiugae 310
al, *aleine* concessivpartikel A 198, 202
 Alchvine A 214 f
all sein, werden 339
Aloisus A 56
along ahd. 341 f
 Alpharts tod A 350 ff
 Ambalessaga, Amloðasaga 18 ff
Amlōði, *amlōði* an. 5 ff
 angelsächsische kirche, ihr einfluss 146 ff
 Angilbert A 214 ff
ans 'gott' und 'balken' 312 f
Aranconum, *Asiago* A 63
 archäologie, phil. u. mythol. hilfswissenschaft A 25 ff. 413 ff
art, *artón* ahd. 103
 Arthursage A 248—260
 artikel, casus unterscheidend A 341 f; enklitisch bei präp. A 146 ff
Asinarius got. name A 53 f
 Asmundarsaga kappabana A 241 ff
Aspar, germ. name A 58 f
 Äthelwulf A 213 f
 Audradus Medicus A 218
 Aue, Hartm. v., concessivpartikeln A 198; Erec 4714 : A 250; 6987 : A 166; lw. 572 : A 137, 141.
auǫ, *ausǫ* got., A 32, 36
 Avalon A 250
- Bailo*, Ortsname A 63
Bazoëra, Ortsname A 63
 MBeheims Evangelienbuch 233
 Benedictinerregel, SGaller 89
 Beovulf, s. drache 284
 -berga, -birc, in namen A 48
 Bernauerin, Meistergesang über sie 94
 bibelübersetzung des m.a.s. 234
 bier, nl. klage über schlechtes 304 ff
bilch 'haselmaus' 329
Bléda A 58
- bu* germ. > *un* in lat. griech. widergabe 42
Bojo, name A 56
bois, *βās* gr. A 35 f
Braide, Ortsname A 63
Bređi 129
Brjām u. *Brjāni* 22
 bronzealter 131, A 318 f. 414 f
brüūiss an. A 328
 Brünhild in der Nibelungensage A 70 ff. 229 ff; mit Sigdrifra identisch A 70 ff. 236 f
 brünne und balsbere A 165
 Brutnussage 1 ff
 Buchonia, besiedelung 138 f
 burgen im m.a. A 154
Burgundefarones 319
 bufsordnungen des m.a.s. 146 f
- Caesar über germ. wirtschaftsleben 98 ff. 116, 118 f. 123
 Calaminus 65
 Cammerlander A 357
canz, *kanzo*, *kanzo* ahd. s. *ganz*
canzi 'praepitia' 340
 Cardigan, Caridol in der breton. sage A 251
 carmina Burana 187 ff
Castelberpus, *Castelberto* A 63
 -ch für -g, altbairisch 79, 87 f; abfallend in *(ch)* A 309
 Chrestien de Troies, Cliges 203; Perceval A 252
chs hd. > -ss nd. A 411 ff
 circumflex und acut A 170 f
coibse ir. 'confessio' 148^d
 Colet humanist, pädagog A 102
 Columban A 208 ff
 compositionsvocal ostgot. A 312—315
 concessivsätze A 197—203
Conigastus A 51, 49
 Cornuaille, Cornwall A 250 f
 Corvey, Corbie A 216 f
Costula, got. name A 57
 Craon, Moriz v. 203
- d*, got. auslautend 56
*d*l, heutige Verschiebungsgrenze 137 f; ahd. 143
 dachconstructionen, nord. A 327
 FvDalberg 367
 Dedekind, Grobianns A 361 ff
 dehnung des idg. *e*, *o* A 182 ff

- dienstag* 96
 Wdiernstener, schreiber 357
 diphthonge, westfälisch A 410
doch, concessivpartikel A 198 ff
 Don Juan, puppenspiel A 133 f
dorf, wort und begriff 110 ff
 drache, in Beovulf u. Völuspá 254
 Dracontius, Satisfactio A 209
 dreifelderwirtschaft 114 f
dreke an. 284
 Dungal A 217
duris ahd., *türs* nhd. A 49
 -e, endung A 405
 e mit i mundartl. wechselnd A 308 f
 ê in hss. des 15/6 jhs. A 355
ealu ags., *ol* an., flexion A 38
 Eddalieder 278 ff. A 221 ff; dramatische
 A 229 f; s. die einzelnen lieder
ei, *eu* idg., ihre entstehung A 176;
 > *i*, *u* A 180 ff; *ei* > *ê* A 411
 JvEichendorff A 298 f
eis, mundartliche formen A 409 ff
 eisen vor der bronze? A 318 ff
Erd-, *Erodo-*, *Herod-* in namen A 45
Erec = *Eorie* A 250
Ereleuva A 47 f. 312
es, *ez* im satz- und versaufang A
 403 ff
 WvEschenbach bevorzugt die linde A
 137. 141; berührt sich mit franz.
 grolromanen A 253
 evangelienharmonie, altd. fragm. 233
 AvEyb, nachahmung seiner dramen
 225 ff. 365; nicht verf. der Grisardis
 241 ff; benutzt EGross 244 ff
f, got. lautwert 275 f
 Fafnismál A 221 ff
Faffo, name A 59
 fahrende habe 121
fara, *faramann* germ. 316 ff
 Faro v. Meaux, lat. lied auf ihn A 210 f
 Faust, lieder über ihn A 114 ff. 315 f;
 volksschanspiele A 123 ff. 128 ff
fel lat., flexion A 38
 felderwechsel 113
Fengó 4
fídvör, got. A 33
fin franz., *fín* mhd. 337
Finneiti, *Finnvit* 126. 131
 Finnen unbewohner Skandinavien?
 125 f. A 414
 Fischart, verhältnis zu Scheit A 368.
 374 ff; Eulenspiegel A 374; bücher
 v. feldbau A 368; Gargantua A
 374 ff
flät ahd., *flad* ags. in eigennamen 46
Fladimella 46
 Floriant et Florete, roman A 258 f
 HFolz A 17 f. 146
 JFrauenscherz A 18
 fremdwörter, ihr geschlecht A 187 ff
 NFrishlin, Facetiae s. 10 : 366
 frohleichnamenspiel, Künzelsauer 240
 Fulda, dialect 135 ff. 143 f; besiede-
 lung 138 f; cultur im 9 jh. 141
g, altgerm. lautwert 77 ff
gaidw got. 274
gamz 'gemse' 329
gänse, mundartl. formen A 405 ff
ganz, herkunft und geschichte des
 wortes 326 ff
ganzén ahd., *genzen* mhd. 344
ganzliche mhd. 346 f
ganzwille mhd. 339
 gartencultur im ma. A 156
 -*gast* in personennamen A 51
Gatho, *Gattila* nā. A 50
 gebete, tirol. des 15 jhs. 51 f
 gebirge nach völkern benannt 44
 genealogien A 298 f
 genuswechsel in fremdwörtern A 187 ff
 Germanen, waren sie nomaden? 97 ff
Gerutha < *Geirprúðr* 4. 24
 Gesamttabentuer 56, 131 ff : A 17
 ThGeysmerus 23
gg, *gk* in bair. mundarten 80 ff
ginnan 330 f
glocke 329
 glosse, jüngere, zum Reinke A 261 ff
 glossen, Frankfurter 144, Würzburger
 144
 Gnapheus Acolastus A 266 ff
Góar, got. name A 58 f
 Göllheim, gedicht auf die schlacht von
 223 f
 Goethe, name A 50; aufführungen des
 Götz A 403
 gotische kunst A 152; namen A 45 ff
 götternamen, germ., auf rhein. in-
 schriften 308 ff
 gräberfeld von Ronsden A 319 ff
gral, name, bedeutung und attribute
 A 256 f; grallegende unursprüng-
 lich A 254 ff; wesen und herkunft
 der gralsage A 254 ff. 260 f
 grolromane, französische A 253 ff
 JGrimm A 294 f
 Gripho, Francos sohn A 299
 Grisardis von EGross 241—254
 Grobianuslitteratur A 361 ff
 EGross, verf. der Grisardis 241 ff
 Gutende, Werner 219
 gutturale, verschiebung der 77 ff
h, im anlaut unberechtigt A 411
Hairibertus, *Haiso* A 47
hairtó got., *herza* ahd. A 32

- hæle* ags., *halr* an., *helt* abd. A 40f
Hamall, *Hamr* 15 ff
Hamlet, sage 1 ff; name 4 ff; quelle Shakespeares 23 f
handschriften in Berlin 241. A 11. 354; Darmstadt A 10 f; Dresden 94; Düsseldorf 204; Göttingen 56; Graz 233; dem Haag 95; Hamburg 26. 367; Innsbruck 51; Karlsruhe A 5. 9 ff; Mattsee 356; München 153. 187. A 11. 355. 359; Nürnberg A 14 ff; Orleans 238; Oxford A 292; Paris A 343 ff; Petersburg A 217; Wien 63; — des Wälschen gastes A 111 ff
handschriftenverzeichnisse, berechtigung und einrichtung A 1 ff
Happel Akad. roman n 39 : A 362
Harbardslied 287 ff
Hariasia, dea 308 ff
Harimella, dea 44 ff
Häselin 228. 365
CHass A 19
haubij got. A 38
hauru got., *horn* abd. A 39
haus, algerm. 122; nord. A 322 ff
Havamal, nachwirkung der Odinsbeispiele 286 f; v. 36 : A 328
heil und *ganz* 341 f
heilige, grobianische A 379
Hleine A 384 ff; sprachfehler A 385: 'Der engel' A 387
Heinrich der Gliechezare, Reinhart Fuchs, verhältnis z. franz. quelle A 244 ff; v. 169 n. 279 : A 245
Helgakviða Hundingsbana 1 : 291 ff. A 240 f
Heliand, quellen 162 ff; besprochene stellen: 144 ff. 185 ff : 170; 253 ff. 266 ff. 277 ff. 285 ff : 163; 293 ff : 170; 306—12 : 163 f; 340 : 169; 357 f. 359 f. 372 ff. 440 ff : 164; 541 ff. 687 ff : 171; 758 : 168; 837 ff : 164; 855 ff : 171; 898. 964 : 184; 988 : 171; 1042 ff : 184; 1046 ff : 171; 1151 f : 168; 1222 ff : 171; 1306 f : 155 f; 1437 ff : 171; 1610 f. 1691 f : 172; 1790 ff : 164 f; 1876—83 : 165 f; 2025 ff : 166; 2042 ff : 172; 2104 ff. 2119 ff. 172; 2138 f : 166; 2288 ff. 2335 l. 2528 ff : 172; 2662 ff : 169; 2698 ff : 177 ff; 2807 ff (so lies unter *28 st. 2307) : 172; 3007 f : 173; 3036 : 168; 3066 ff : 186; 3195 ff : 166; 3235 f. 3253 ff. 3323 f. 3588 ff : 173; 3792 ff. 3942 f : 174; 4298 ff. bes. 4305 ff : 166 f; 4346 ff : 167; 4355 ff : 175; 4371 : 169; 4464 : 168; 4521 ff. 4663 ff : 175; 4723 ff. 4833 f : 167; 4853 f : 168; 4978 : 175; 5251 ff : 170; 5255 ff : 169; 5288 ff. 5300 ff : 168; 5352 ff : 176; 5361 ff : 170; 5420 ff. 5428 f : 176; 5460 ff : 170; 5537 : 186; 5551 ff. 5667 ff : 176; 5773 f : 177.
Hilffhaeb A 381
helme im ma. A 166
Heldreid Brynhildar A 228 ff; v. 5 : A 234
Herder, Stimmen der völker vi : A 137
Hermafroditus A 216
Berzeloyde, kelt. name ? A 252
Hildebrandssage A 243 f
Himmelreich, sprachliches S7 f
hiruz abd., *heorot* ags. A 38 f
Hochzeit, textkritik 254 ff
hofdichtung, mittelhheinische 204 ff
Bylhofmanswaldau A 145 f
hofsiedlung im alten Germanien 111
VHolls handschrift A 14 ff
horund- an. 47
Hosbat, name A 58
Braban, quelle des Heliand ? 183
Hrani 17
Hroffssaga Gautrekssonar A 241 ff; Kraka 7 ff
Hunimund, name A 50 f
Fylltun A 269 ff
Hymiskviða v. 12 : A 328
hymnen, lat. A 343 ff
i idg. < *ei*, *ej* A 181; dial. < *i* A 410
i ei sprachgrenze A 409
jagd im ma. A 162 f
jahreszeiten in der dichtung des 16 jhs. A 366 ff
ich, mundartl. formen A 306 ff
jen, niederrhein. artikel A 334
-iga, suffix tirol. namen A 64
Iðamal A 222 f
Indogermanen, heimat A 23. 319; cult A 24; cultur A 26 f
inschriften, rhein., s. götternamen; Bitburger 326
instrumente im ma. A 163
isarn germ. < kelt. *'isarno* 125
jüdisch-deutsche volkslieder A 292 ff
JJungius, Lexicon Germanicum hsl. 26
k/eh, sprachgrenze A 307 ff; verschiebung in bair. mundarten 79 ff
kalenderlitteratur A 366 ff
Karolingergenealogie A 298 f
karolingische dichtung 154 ff. A 213 ff
Kelten, ursprüngliche ausbreitung 125; ihre sage in prosa A 249 f; namen A 54
keltische genealogie A 299

- kindererziehung u. -spiele A 159 f
 HWKirchhof, Wendunmutm 213 : 366
 Klingemanns Faust A 132
 JKöbel, Tischzucht 56, 367
 Komödie in deutscher prosa v. j. 1565
 (1540) : 225, 364
kone, konce slav. nā. 330 ff
 ThKörner A 381 ff
kranz, etymologie 328
krókr an. 11
 Kundrie la surziere A 254
kuni- in namen A 51
 / idg. A 187
 Hylaber, concessivsätze A 201 ff
 Lagertal, namen A 60 ff
 ALangmann, concessivsätze A 201 ff
 Lanzelot A 250
lasius got. 270
 la-Tenecultur im deutschen nordosten
 A 319 f
 lautgrenzen heute und ehemals 135 f
 lautverschiebung, hochd. 136 ff. A 307 f;
 vgl. auch gutturale
 lebensalter, sprüche über sie A 369
 Lenau A 276 ff
Lewa-, Liwi- in namen A 57
Libo und eigennamen mit *Lib-* 311
 liebesbriefe, gereimte 356 ff
 liebesgruß, parallelen aus karoling.
 dichtung 154 ff
 linde, in der dichtung A 134 ff. 141 f;
 im dotze A 138 ff
 loblieder, lat., auf städte A 215
 Lokasenna 286 ff; anlage A 230
 FLücke A 295
 lügendichtung, nl. 306 ff. 297
 lügenpredigt, bd. des 15. jhs. 150 ff
 mahlzeiten im ma. A 160
 mai A 367 ff
Mala- in namen A 55
Mammo A 50
 Marchfeld, gedicht auf die schlacht
 auf dem. 223 f
Marchio, Markja, namen A 55
Marcomanni 134¹
 markbeschreibung, Hamellburger 144
Harro, name A 55
 SMartial, mittelpunct der hymnik A
 343
Mathesuentha, Matto A 54
-me, -msc. an. medialendung A 190 ff
 media affricata *g* 77 ff
 medialendung an. A 189 ff
-mella in eigennamen 45
mēna, mēnōps got. u. verw. A 42 f
 metathese A 178 f
mjell schwed., *mjöll* an. 45
 Miklosichs syntakt. system A 335 f
milih got., *mili-tou* ahd. A 37
Minnubus, name A 55
mu gr.-lat. < germ. *bu* 42
 Montanus, Wegkürzter 366
 MyMonteccasino A 211 ff
 Morgana, fee A 250, 258 f
 Morgant der riese, volksbuch A 295 f
 Morimarusa A 252
 mundart: von Achen A 333 f; von
 Baselstadt A 337 ff; von Fulda 135 ff;
 von Hersfeld A 332 f; hochfränkische
 135 ff; jurassische A 334 ff;
 des Lagertals A 61 f; von Mainz
 A 337 ff; oberhessische A 329 ff;
 von Tirol 80 ff; des Zornitals A 195 ff
 mundartenforschung, ihre grundsätze
 A 300 ff
 ThMörner, von Scheidt benutzt A 362 f
 mythologie A 21 ff
 nahrungsmittel im ma. A 162
 namen, ostgotische A 44 ff
Nari-, Veri-, Nóri-, Norda- in namen
 A 53
 nasalis sonans A 177 ff
nefi an., *neffe* ahd. A 41 f
 neutrum plur. idg. A 30 ff
 Njalssaga c. 78 : A 325
 Nibelunge, name A 95 f
 Nibelungenlied A 66—111; entstehung
 A 67 ff; methode der untersuchung
 A 69; — Nib. 559 ff: A 76 f; 572 ff;
 A 78 f; 864 : A 86; 882, 3. 4 : A 82;
 2015 : A 158
 Nibelungenmythus A 72, 235
 Nibelungensage A 70—111; deutung
 A 72, 92; histor. elemente A 91;
 in der Edda A 221 ff; ober- und
 niederd. version A 103 ff
 SNicolaus, mlat. dramen 238
 Nidhögg 284
 nom. sing. der cons. stämme A 39 f
 Notkers sequenzen A 344 ff
-us, sprachgrenze A 405 ff
ō im germ. ablaut A 182; > *uo* hoch-
 fränk. 143 f
-ō, -ām s. -ā, -ām
o/e, sprachgrenze A 413
O Roma nobilis A 210, 215 f
 Oddrunargrat vv. 17 f : A 237
Ódoin, Ódoind A 51 f
-om, -ome, an. verbalendung A 192 ff
onshriuel me. 149
Oppa, Oppila A 56 f
oppidum bei Caesar 98
Oplarit nā. A 54 f
-or ags. endung des plur. ntr. A 32
-ór idg. und germ. endung des pl.
 ntr. A 33

- ortsnamen A 60 ff. 65
 Ostgoten in Italien, sprache und namen
 A 44 ff. 309 ff
Oṽqaias = *Wragja* A 55
Overlant 219

p/pf, heutigeverschiebungsgrenze 136;
 ahd. 143
páradísus ntr. A 399 f
 participia prael. ohne *gi-* 346 f
 Paschasius Radbertus A 216
 passionsspiel, Alsfelder A 299 f
Pálda A 64
 pelikane in Deutschland 54
Pfingsten auff dem eyfs A 363
 Philemon u. Baucis, poetisch behan-
 delt A 142
Pioverna, Pipel A 64
 planeten und jahreszeiten A 367 f
 pluralbildung der idg. neutra A 30 ff.
 33 f
πoús att. A 184
 prosa im drama des 16 jhs. 225
 Prosarium Lemovicense A 343 ff

Ragio, name A 55
 JRammingen A 18
Raptus, Raus 47
reiks got. A 183 f
 reimbildung, idg. A 184 f
 reimbüchlein, nd., seine quellen A 264 f
 reimchronik, dänische von 1495: 23
 reimprosa, mlat. A 210
 Reinke de Vos, jüngere glosse A 261 ff
 Mylentlingen A 18
Riccitane, Riggo A 59
 Rígv. VII 19, 5. 96, 1: A 35
 Ritter vom Thurn A 357
 Ritterpreis 204
 Rondsener gräberfeld A 319 ff
 EvRotterdam, in der Reinkeglosse be-
 nutzt A 265 f
 WRus A 17

 -s im anlaut > *sch* A 412 f
 HSachs, eigenhändige hss. A 354 f;
 orthographie A 355; rhythmus A
 356 f; verändert seine töne A 354;
 verhältnis zur heldensage A 144;
 zu Ovid A 353 ff; — fastn. 31: A
 357 f; fastn. 56. 61 f: A 357; 'Ein
 frauenlob' A 354; 'Hero u. Leander'
 A 356; 'Krieg mit dem winter' A 372;
 'Römische kaiser' A 359; 'Schlau-
 raffenland', nl. prosaübersetzung
 296. 297 ff; 'Ursprung u. ankunft
 des thurniers' A 358 f
 HSachsenheim, Mörin v. 4761 368
 Salomos bett 204

 -sandhierscheinungen, germ. A 31 f
 Saxo Grammaticus, Hamletsage bei. 1 ff
 -se, an. medialendung A 189 ff
Scadanau, Scadinavia 126 ff. 130
 Chv Schallenberg, liederhs. 63 ff; leben
 74 ff
 schatzsagen des 15 jhs. 53
 CScheidt A 359 ff. 380. 293; Grobia-
 nus A 361 ff; Lobrede des Meien
 A 366 ff; Volle brüderschaft A 378
 schiffe im ma. A 165
 Schildbürgerbuch A 366
 FSchiller A 272 ff; 'Freigeisterei der
 leidenschaft' A 276; 'Ode auf d.
 glüekl. wiederkunft unsers fürsten'
 A 274 f; seine briefe A 296 f
 Schlauffraffenland, nl. prosa 297 ff
 schleifender u. gestoßener ton A 170 f
schreiben und *schrift*, zur bedeutungs-
 geschichte 139 ff
 schulbildung im ma. A 159 f
 sehntzegen, tirolische d. 15 jhs. 52
 schwänke, nl. d. 16 jhs. 295 ff
 schwerer im ma. A 150 ff. 164
 schwertnamen 220 f
serift (serifan) ags., 'beichte' 145 ff
scriptum, scripta 'beichte u. buße' 147
sechs, mundartliche formen A 411 ff
 Sedulius Scottus A 217 f
Sefajöll 43
segel 50 f
Σῆναρα ἔλι 43
Seimonen, etymologie 41 ff
 sequenzen von SMartial und Notkers
 A 344 ff; namen A 346 f
 Shakespeare, s. Hamlet
sich im mhd. satz- u. versanfang A 404 f
 siedlungen, germ. 97 ff
 Siegfried A 76—96. 221—241
Sigi-, *Sigis-* in namen A 52
 Sigdrifa = Brünbild A 70 ff. 236 f
 Sigdrifamal A 234; prosa vor v. 5:
 A 232 f
 Sigurd, vgl. Siegfried
 Sigurdarkviða III v. 1—3: A 234 f
 Sigurdarkviða I III skamma A 224 ff
 singularartikel vor pluralformen: A
 147 f
 Skaðu 126 ff
skadus got. 269
skali an. A 325 f
skalli an., *skalle* dän., schwed. 49
 Skandinavien, urheimat der Germanen?
 133 ff. A 417 f; urgeschichte A 26 ff;
 zeit der besiedlung A 413 ff
-skaujan got. 270
 Skirmsfór, benutzt in Lokasenna 289 f
skot an., lage u. bedeutung im haus-
 bau A 324

- sprachatlas A 300 ff
 sprachgrenze gegen Dänemark A 305;
 gegen die franz. Schweiz A 331 ff
 sprachrichtigkeit A 171 ff
 -ss- idg. A 42 f
 -st an. superl.- u. medialendung A 190 ff
 steinzeit, jüngere germ. 133. A 26 f.
 317 ff. 414
 MSteyndorffer 232. 364 ff
 stimmung der liquiden u. nasale A
 177 ff
 Strabo über germ. landwirtschaft 117 f
ströidan as. A 56
Strabiloscalleo 48 ff
 sultanstochter im blumengarten 95
 superlativendung an. A 189 ff
svögjan got. A 186
swie, *swie sere* A 198 ff. 202 f
 syntax der mundarten A 337 ff; der
 concessivsätze A 197 ff
 -t- idg., in den obliquen casus stamm-
 bildend A 36 ff
 Tacitus, Germ. c. 2: 105; c. 4: 123;
 c. 15: 106; c. 16: 105. 107 ff. 115;
 c. 25: 103. 105; c. 26: 104. 105.
 112; c. 46: 115
 tafelrunde A 106 f
tageweide 123
 Tatian, ahd. 137. 142 f
 Teichner A 18
 temperamente u. jahreszeiten A 367 f
Theia, *Thela* A 59
Theudanus, name A 55
 Thidreksaga A 71 ff; c. 366: A 100;
 c. 382 ff: 97 f
 Thym, Thymheim 126 f
 Thrymskviða, alter und composition
 278 ff
Thuringi A 49
 Tirol: ält. aberglaube 51 ff; mund-
 artliches 80 ff
 tischgerät u. -ordnung A 161
 tischregeln, Erfurter 56
 tischzuchten 56. 367. A 360 ff
Tölila A 57 f
Traguila, *Trigguila* A 49 f
 trinkgefäße im ma. A 161
 trinklitteratur des 16 jhs.: A 362
 Tristansage, walisisch A 249. 251
 Trüheim A 216
Tufa 96. A 56
Tzitta A 53 f
 u < vu, ev idg. A 181
 ü in hss. des HSachs A 355 f
 Ubelende, s. Gutende
 -um, -ume, an. verbalendung A 193 f
Umbiseus A 55
 umgangssprache A 340 ff
 umgekehrte schreibung A 333
 umlaut, sprachgrenze A 407 f
unvogel mhd. 54 f
 urheimat der Germanen 133 ff. A 417
Vadua A 47
Vagdavercestis, dea 314 f
Vara, got. name A 46
varnagli an. 11
 verba perf. u. imperf. 345 f
Vica Pota 314
Vihansa 310 ff
vingjaf an. 35 f
Vingolf, bedeutung u. etymologie 32
 vocalschwächung idg. A 176 ff; vocal-
 steigerung ebda
Vole- in eigennamen A 146
 volkslieder, böhmische A 392 ff; däni-
 sche A 398; jüdisch-deutsche A 292 ff
 Völsungasaga A 219 ff; c. 25: A 89 f;
 s. Nibelungensage
 Völundarkviða A 236
 Völuspa, abfassungszeit 282; v. 50:
 283 ff
 w got., lautwert 266 ff
 w-stämme, nom. acc. im ahd. 268
 waffen im ma. A 149 ff. 164 ff
 Wahrheit A 399 ff
 Walhall 32 ff
 walkyrijen 37 ff; ihre schwanhemden
 A 231
 GWallner, meistersinger 94
 walmdächer des nord. hauses A 327
 weihnachtspiel, Braunauer A 396
 JWickram A 379
wie daz, concessivpartikel A 199 f
Wilja- uä. in namen A 52 f
 Willem, Reinaert A 246 f
 Windberger psalmen 87 f
 -windo in namen A 51 f
wine, *winege*, *wineleodi* 37
 wirtschaftsordnung, germ. 97 ff
wísót mhd. A 159
 SWolfgang, wunder 53
 Würzburg, ahd. denkmäler 144
 KvWürzburg A 18; besserungen zum
 Engelhard 160 ff; Partonopier 158 ff;
 Turnei 157
 z hd. < slav. e 329
 z-vocal, Thurncysens: A 177 a
 -z -zt, an. endung A 190 f. 192 f
 zelte im ma. A 167
zerf mhd. A 167
 ThyZerkläre, WGast, bilderhss. A 111 ff



PF
3003
Z5
Bd.36

Zeitschrift für deutsches
Altertum und deutsche
Literatur

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

